This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

21822 4/Ld

Lehr setten.

Aus 493.6.2

Harvard College Library

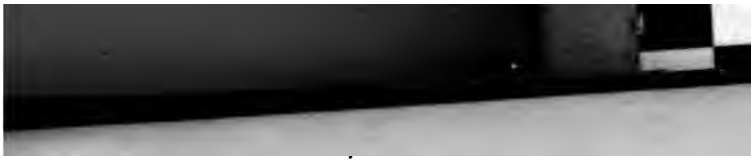
FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

Oeſterreichs Helden und Heerführer.

Erſter Band.



217

Oesterreichs Helden und Heerführer

von

Maximilian I. bis auf die neueste Zeit,

in

Biographieen und Charakterskizzen

aus

und nach den besten Quellen und Quellenwerken geschildert

von

C. A. Schweigerd,

K. K. Beamten, Ritter mehrerer hoher Orden, Inhaber der K. K. Oesterreichischen großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst und mehrerer auswärtiger großer goldener Ehren- und Verdienstmedaillen ꝛc. ꝛc.

Mit vielen, nach den besten vorhandenen Originalportraits gearbeiteten Stahlstichen.

Zweite unveränderte Auflage.

Erster Band.

Verlags-Comptoir in Wurzen,
1857.
Für den Oesterreichischen Kaiserstaat
Wien bei Prandel & Meyer.

Ch.c 493.6.2

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV. 7, 1910
MINOT FUND

Dem

edlen Sieger bei Cuſtozza und Novara,

dem

allverehrten

K. K. Feldmarſchall Grafen von Radetzky,

General-Gouverneur des lombard. venet. Königreiches, Großkreuz des militairiſchen Maria-Thereſien-Ordens, Ritter des goldnen Vließes ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Excellenz,

in aufrichtiger Bewunderung und Ergebenheit

gewidmet

vom Herausgeber.

Vorwort.

Es war gewiß nicht Eitelkeit, was Griechen und Römer bewog, die Bildniſſe ihrer Helden als nationelle und häusliche Heiligthümer bei ſich aufzuſtellen, und ſie Halbgöttern gleich zu ehren. Der Stolz auf große Altvordern, die ſie bewunderten und dankbar verehrten, entflammte noch in der Bruſt der ſpäteſten Enkel die Gluth des edelſten Heldenfeuers, wenn es die Vertheidigung und Rettung des Vaterlandes galt.

Was kein donnerndes Machtwort gebieten, wozu die Verheißung reichſten Lohnes nicht anſpornen kann, wo Strafe und Drohungen nicht hindringen, da treibt der Rückblick auf eine große Vergangenheit und das Schaamgefühl, ſich ihrer unwerth zu zeigen, ſelbſt gewöhnliche Menſchen zu großer That und Aufopferung!

Iſt es aber an ſich ſchon eine würdige Aufgabe des jüngern Geſchlechts, den Nachruhm großer und erhabener Wohlthäter der Menſchheit zu wahren und fortzupflanzen von Geſchlecht zu Geſchlecht, gleichviel welchem Lande und Volke ſie angehörten: ſo wird es um ſo mehr zur heiligen Pflicht, mit dankbarer Pietät der großen und folgenſchweren Thaten und Gedanken derjenigen Männer zu gedenken, die auf heimathlichem Boden für das theure Vaterland gedacht, gethan, gelitten und geſtritten haben!

Auf einem Flächenraume der von Kronſtadt bis Bregenz, von Krakau bis Cattaro ſeine weiten Grenzen dehnt, lebt und wirkt ein Völkerverein von mehr als 36 Millionen Menſchen, an Anlagen,

Sitten und Sprache unendlich verſchieden, aber dennoch Ein Volk, Ein Staat, durch einen geſunden Staatsorganismus und praktiſche Geſetzgebung unter ſich innig verbunden und Einem Herrſcher unterthan, Alle, Radien Eines Brennpunktes, Alle, Glieder Eines Staates, — des Erbkaiſerthums Oeſterreich. Und dieſes mächtigen Reiches Stütze und Ruhm iſt das Allen gemeinſame Heer, in deſſen Reihen von jeher Oeſterreichs edelſte Söhne ihrem Vaterlande dienten, und es groß und ſtark und glücklich machten.

Die Geſchichte faſt keines Staates, die Geſchichte faſt keines Heeres, hat eine ſo endloſe Reihe hervorragender Feldherren, Kriegshelden und tapferer Männer aufzuweiſen, wie die unſere. Wie oft hielt ein öſterreichiſcher Heerführer nicht blos die Geſchicke des eignen Landes, ſondern die eines halben Welttheiles in ſeiner Hand, und wendete ſie, nicht ſelten unter den ungünſtigſten und drohendſten Verhältniſſen, zum Heile Oeſterreichs! — Welchem Oeſterreicher ſchlägt nicht höher und freier das Herz, welcher Krieger fühlt ſich nicht ſtolzer emporgehoben, wenn er der Tage von Laa, Guinegate, Pavia, Prag, Lutter, Nördlingen, Zentha, Hochſtädt, Turin, Belgrad, Collin, Würzburg, Stockach, Aldenhoven, Aſpern, Leipzig, Cuſtozza, Somacampagna und Novara gedenket! —

Werfen wir einen Blick auf die Geſchichte unſeres herrlichen Vaterlandes, durchgehen wir die Reihe ſeiner glänzenden Heldengeſtalten, ſo begegnen wir vor Allem dem ſeine Zeit hoch überragenden „Kaiſer Max, dem letzten Ritter,“ dann dem Sonneberg, Eitel Zollern und Lannoy, dreien Feldherren, die überall Herren des Feldes blieben, auf dem ſie kämpften, — dem Landsknecht-Vater, Georg von Frundsberg, wie ſeinem Waffenbruder und Alter ego, dem Kurt von Boyneburg, der Landsknechte klugem Führer beim Sturm auf Rom, — dem Schellenberger, der ſeiner Tapferkeit wegen zweimal zum Ritter geſchlagen wurde, — den beiden Dioskuren der heldenmüthigen Vertheidiger Wiens gegen die Türken, Niklas Salm, und ſeinem Zeltbruder und treuen Gefährten, dem edlen Rogen-

dorf, — dem Carl Zierotin, der in nicht zu zügelnder Ungeduld des Kampfes, bei Lippa ſeine Reiter abſitzen ließ und an ihrer Spitze zu Fuß auf den Feind ſtürmte, — dem Helden von Szigeth, Niklas Zriny, — Lazarus Schwendi, dem Freunde Max II., — Chriſtoph Teuffenbach, deſſen Klingenblitz kein Türke vertragen konnte, — dem Adolf Schwarzenberg, der Raab eroberte und dafür den Raben in's Wappen erhielt, — dem tollkühnen Melchior Redern, deſſen Wahlſpruch: „nec auro nec ferro!“ — Georg Baſta, — dem Retter Kaiſer Ferdinand II., Dampierre, ohne den und ſeine 500 Kuiraſſiere die Geſchicke der Monarchie ſich ſchon damals ganz anders geſtaltet hätten, — dem Bucquoi, — Spinola, — Caraffa, — Rambold Collalto, — der Schweden Schrecken, dem tapfern Pappenheim, „der Schrammhans“, ſeiner hundert Narben wegen von ſeinen Soldaten genannt, — dem Holk, deſſen Jäger allbekannt, — Wallenſtein, deſſen Namen man nur zu nennen braucht, um eine der glänzendſten und folgenſchwerſten Epochen vor Augen zu haben, — dem klugen Aldringer, dem erfahrnen Löbel, — dem eiſernen Tilly, — dem wilden Mannsfeld, Sohn des berühmten Peter Mannsfeld, — dem glücklichen Gallas, — dem maßloſen Hatzfeld, der zwar nach vielen Siegen über die Schweden, die Schlacht von Jankov gegen Torſtenſon verlor, nie aber ein Wort darüber, — dem edlen Franz von Mercy, Turenne's ſiegreichem Gegner, — den beiden Johannes von Weerth und von Beck, als Streithelden wohlbekannt, die Beide von der Pike auf zu den höchſten Würden ſich emporgeſchwungen, — Octavio Piccolomini, „dem Staatskleid zu Pferde“, der niemals erſchrak außer vor Verantwortlichkeit, — dem achtzigjährigen Spork, mit Leib und Seele Centaur, der trotz ſeines hohen Alters, ſtets an der Spitze ſeiner Reiter, — Dünewald, der ſtets bereiten Fuchtel gegen Feind und Feinde, mit einem Leben voll Heldenthaten und Heldenwagniſſen, der gleich dem feurigen, maßloſen Donat Heisler, vom gemeinen Soldaten zum General und Grafen emporſtieg, — de Souches, dem hartnäckigen Vertheidiger Brünn's gegen Torſtenſon, — Büſſy-Rabutin, dem es auf dem Schlachtfelde leicht,

im Vorzimmer deſto ſchlechter zu Muthe ward, — Rüdiger Starhemberg, dem heldenmüthigen Vertheidiger Wiens und Carl von Lothringen, Wiens eben ſo tapferm Befreier, — Veterani, dem öſterreichiſchen Leonidas des 17ten Jahrhunderts, deſſen Tod den Türken 12000 Leichen koſtete, — dem Sieger bei Gran, Markgraf Ludwig von Baden, der 26 Feldzüge gemacht, 25 Belagerungen beigewohnt und in 13 Haupttreffen thätig war, — Prinz Eugen, dem edlen und frommen Ritter, verehrt ſo lange es öſterreichiſche Krieger geben wird, — Carl Alexander von Würtemberg, der lieber General einer großen Armee als Regent eines kleinen Landes ſein wollte, — Guido Starhemberg, dem öſterreichiſchen Bayard, — Clerfayt und Wurmſer, — Wenzel Liechtenſtein, dem Sieger von Planian, — Rouvroy, dem Stürmer auf Sabacz, — den drei Edelſteinen der Kaiſerin Maria Thereſia: Daun, Brown und Traun, — Joachim Römer und Haddik, Oeſterreichs Ziethen und Seidlitz, — dem alten Laudon, mit deſſen Namen der der Stadt Belgrad unzertrennlich, — Lascy, als Hofkriegsrathspräſident unſchätzbar, — Lothar Königsegg, — Alvinzy, — Hiller, — Kray, — Hieronymus Colloredo mit ſeinen begeiſterten Grenadieren auf dem Damme von Znaym, — Erzherzog Karl, dem Sieger von Aspern und Helden zweier Jahrhunderte, — Hotze, — Heinrich von Schmidt, zu Krems den Heldentod ſterbend, — Ignaz Giulay an der Spitze ſeiner Bataillone gegen Bertrand und im Sturme auf Hochheim, — dem Feuerkopf Aloys Liechtenſtein mit ſeinen vierzig Narben und der weggeſchoſſenen Hüfte, — Frimont, dem Huſarenmuſter, — Bubna, dem Achill an Geſtalt, Muth und Kraft, — den Neſtorn der öſterreichiſchen Kavallerie, Bellegarde, Oreilly und Ignaz Hardegg, — dem Befreier Tyrols, Andreas Hofer, — den Vertheidigern der öſterreichiſchen Thermopylen bei Malborghetto und am Predil, Henzel und Herrmann, dem Erzherzog Johann und Schwarzenberg, dem Sieger bei Leipzig, — dem greiſen Helden von Cuſtozza, Marſchall Radetzky, — dem Spartaner von Ofen, General Hentzi, — dem unſterblichen

Oberſt Kopal — und all' den zahlloſen ausgezeichneten Heerführern und Helden der neueſten Kriege, die hier zu nennen eitle Mühe wäre, da ihre Namen, ihre Thaten auf Aller Lippen ſchweben, und in alle öſterreichiſche Herzen treu und tief eingegraben ſind. —

Das Leben, die Thaten und Kämpfe der Hervorragendſten all dieſer Feldherren und Kriegshelden, von den Zeiten Max I. bis auf die jüngſten Tage, möglichſt treu zu ſchildern, je nachdem es Stoff und Quellen geſtatten, und dabei ſchon vorhandene treffliche Schilderungen zu ſammeln, ſie in einem Geſammtwerke zu vereinigen, wie bisher noch keines vorhanden und damit der Mitwelt ein Pantheon öſterreichiſchen Kriegsruhmes zu eröffnen, dies des Herausgebers ernſt erſtrebter und beharrlich verfolgter Zweck.

Unſer Werk beginnt mit der Zeit Max I., weil von ihm ſich die neue Periode der Kriegskunſt in Deutſchland datirt.

Das Werk, welches drei ſtarke Bände füllen wird, zerfällt daher in 6 Perioden.

Die erſte Periode begreift die Regierung Max I. und Karl V.

Die zweite reicht von Ferdinand I. bis zu Ferdinand III.

Die dritte umfaßt die Regierung Leopold I., Joſeph I. und Karl VI.

Die vierte das Zeitalter Maria Thereſiens.

Die fünfte ſchildert die kriegeriſchen Zeiten Franz I.

Die ſechſte ſkizzirt die jüngſten Kriege unter Ferdinand I. und Franz Joſeph I.

Der Verfaſſer widmet dieſes Werk allen treuen Oeſterreichern, ſeinen biedern lieben Landsleuten, auf daß ſie ſich an den Thaten und Kämpfen ihrer Altvordern erheben und für kommende Tage ſtählen mögen, wenn es gilt, einzuſtehen für die Größe, Macht und Einheit des gemeinſamen geliebten Vaterlandes.

Zur beſondern Empfehlung dürfte es dem Werke gereichen, daß Se. Excellenz, der Herr Feldmarſchall Graf Radetzky, die Widmung deſſelben huldvollſt in nachſtehendem Schreiben anzunehmen geruht haben.

217

Oesterreichs Helden und Heerführer

von

Maximilian I. bis auf die neueste Zeit,

in

Biographieen und Charakterskizzen

aus

und nach den besten Quellen und Quellenwerken geschildert

von

C. A. Schweigerd,

K. K. Beamten, Ritter mehrerer hoher Orden, Inhaber der K. K. Oesterreichischen großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst und mehrerer auswärtiger großer goldener Ehren- und Verdienstmedaillen ꝛc. ꝛc.

Mit vielen, nach den besten vorhandenen Originalporträts gearbeiteten Stahlstichen.

Zweite unveränderte Auflage.

Erster Band.

Verlags-Comptoir in Wurzen,
1857.
Für den Oesterreichischen Kaiserstaat
Wien bei Prandel & Meyer.

Dem

edlen Sieger bei Cuſtozza und Novara,

dem

allverehrten

K. K. Feldmarſchall Grafen von Radetzky;

General-Gouverneur des lombard. venet. Königreiches, Großkreuz des militairiſchen Maria-Thereſien-Ordens, Ritter des goldnen Vließes ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Excellenz,

in aufrichtiger Bewunderung und Ergebenheit

gewidmet

vom Herausgeber.

Die Venetianer hatten Maximilian den Durchgang zu ſeiner römiſchen Krönung verſagt (1508); er ſchloß daher gegen ſie das Bündniß von Cambray mit Julius II., Ludwig XII. und Ferdinand von Arragonien. Nachher trat er wieder davon ab und verband ſich mit dem Papſte und mit Spanien wider Frankreich (1512). Des Kaiſers letzter Zug nach Mailand war fruchtlos; theils weil ihn ſeine Abſichten auf Ungarn und Böhmen gleichgiltiger gegen Italien machten, und er ſich mehr um Hilfe gegen die Türken bekümmerte; theils weil die ſchweizeriſchen Hilfsvölker ſich empörten.

Dieſe Nation iſt in ſeiner Kriegsgeſchichte beſonders merkwürdig. Schon auf ſeinem Zuge in Burgund (1498) hatten ihre Miethlinge ihn verlaſſen: dieſes zu rächen, und weil ſie dem ſchwäbiſchen Bunde nicht beitreten, an Deutſchland ſich nicht anſchließen wollten, kehrte er ſeine Waffen gegen ſie ſelbſt.

So war er als Freund und als Feind mit den Schweizern bekannt geworden; ihre dichtgeſchloſſenen Schaaren, die mit vorgeſtreckten Lanzen gegen jede Reiterei unerſchütterlich ſtanden, überzeugten Maximilian von der Stärke des Fußvolkes; und nun ſchuf aus dieſem vernachläſſigten, ſchlecht bewaffneten und noch ſchlechter organiſirten Theile der deutſchen Heere der Alles umfaſſende Geiſt dieſes Fürſten ſeine fürchterlichen Lanzknechte, indem er ihnen zu dem kurzen Seitengewehre, worin vorher ihre ganze Bewaffnung beſtand, auch die achtzehn Fuß lange Lanze oder die Pike des Schweizers gab, den ſie bald an Gewandtheit übertrafen.

Durch eine andere Gattung Fußvolkes, welches Hakenbüchſen führte, ward der Grund zum verbeſſerten Gebrauche des kleinen Feuergewehrs gelegt. Das für jene Zeiten zahlreiche grobe Geſchütz der Kaiſerlichen machte allein ſchon dieſes Heer unter allen am meiſten fürchterlich. Denn Maximilian hatte ſelbſt dieſes Fach mit Erfindungen bereichert; er ließ große Karthaunen und Mörſer von ganz eigener Art gießen, und außerdem noch lange Feuerrohre zu den Streichrohren und für die Ferne, und kurze Rohre, die Hagel und Schrot ſchleuderten, verfertigen, welches Alles er mit eigner Hand und mit größter Genauigkeit zu richten wußte. Man bohrte Kanonen in maſſives Eiſen, die mehr Wirkung machten, als die auf den Kern geſchmiedeten; man lernte Karthaunen, die man vorher nur auf dem Boden liegen hatte, auf Wagengeſtelle bringen; man bediente ſich ſchon der Patronen unter dem Namen der Pulverſäcke, von denen die Unwiſſenheit wieder zur Ladſchaufel griff, und mit deren Erfindung ſie dann das achtzehnte

Vorwort.

Es war gewiß nicht Eitelkeit, was Griechen und Römer bewog, die Bildniſſe ihrer Helden als nationelle und häusliche Heiligthümer bei ſich aufzuſtellen, und ſie Halbgöttern gleich zu ehren. Der Stolz auf große Altvordern, die ſie bewunderten und dankbar verehrten, entflammte noch in der Bruſt der ſpäteſten Enkel die Gluth des edelſten Heldenfeuers, wenn es die Vertheidigung und Rettung des Vaterlandes galt.

Was kein donnerndes Machtwort gebieten, wozu die Verheißung reichſten Lohnes nicht anſpornen kann, wo Strafe und Drohungen nicht hindringen, da treibt der Rückblick auf eine große Vergangenheit und das Schaamgefühl, ſich ihrer unwerth zu zeigen, ſelbſt gewöhnliche Menſchen zu großer That und Aufopferung!

Iſt es aber an ſich ſchon eine würdige Aufgabe des jüngern Geſchlechts, den Nachruhm großer und erhabener Wohlthäter der Menſchheit zu wahren und fortzupflanzen von Geſchlecht zu Geſchlecht, gleichviel welchem Lande und Volke ſie angehörten: ſo wird es um ſo mehr zur heiligen Pflicht, mit dankbarer Pietät der großen und folgenſchweren Thaten und Gedanken derjenigen Männer zu gedenken, die auf heimathlichem Boden für das theure Vaterland gedacht, gethan, gelitten und geſtritten haben!

Auf einem Flächenraume der von Kronſtadt bis Bregenz, von Krakau bis Cattaro ſeine weiten Grenzen dehnt, lebt und wirkt ein Völkerverein von mehr als 36 Millionen Menſchen, an Anlagen,

und nachher Karls V. Nebenbuhler um die Kaiſerwürde geweſen: beider Prinzen Eiferſucht brach in Kriege aus, deren Schauplatz ſich vorzüglich über Italien erſtreckte.

Karl eroberte Mailand, und der Sieg an der Bicocca unterwirft ihm das ganze Herzogthum und (1522) auch Genua. Das folgende Jahr ſchließt er ein Bündniß mit England und mit den Republiken Venedig, Florenz und Lucca wider Frankreich. Im Jahre 1525 wurde die Schlacht bei Pavia geliefert, und 1527 Rom eingenommen. In Neapel ſind die Franzoſen nicht glücklicher, was endlich (1529) den Frieden von Cambray herbeiführete. Der Kaiſer einigt ſich auch mit Venedig.

Unterdeſſen tritt ein neuer Feind auf. Suleiman belagert Wien (1529). Die neue Türkengefahr verſchwindet vor dem Heere, mit welchem Karl entgegenrückt (1532). Mulei-Haſſan ſucht Hilfe gegen Chereddin (Barbaroſſa), der ihn vertrieben hat, und Italiens und Spaniens Küſte beunruhigt. Karl zieht nach Afrika, wo er Goletta und Tunis einnimmt und den vertriebenen Fürſten wieder einſetzt (1535). Franz I. erneuert ſeine Anſprüche auf Mailand (1536). Die Kaiſerlichen dringen in die Picardie und in die Provence ein. Waffenſtillſtand zu Nizza (1538). Aufruhr zu Gent (1540). Unglücklicher Zug vor Algier (1541). Franz I. und Suleiman II. verbinden ſich. Sie laſſen durch Chereddin das mittelländiſche Meer, beſonders aber Sicilien beunruhigen (1543). Karl erobert Luxemburg, St. Didier, Epernai und Chateau Thierry. Friede zu Crespy (1544).

Nachdem ſich der Kaiſer mit Dänemark verglichen, und mit den Türken Waffenſtillſtand gemacht hatte (1544), wollte er auch in Deutſchland ſein Anſehen retten, dem ſich der ſchmalkaldiſche Bund allzu drohend entgegen ſtellte (1545). Schlacht bei Mühlberg (1547). Verbindung der Fürſten mit Frankreich. Paſſauiſcher Vertrag (1552). Metz wird vergebens belagert, Terouanne und Hesdin der Erde gleich gemacht (1553). Karl V., mit zerrüttetem Körper und gekränktem Gemüthe, tritt die Kaiſerkrone ſeinem Bruder, Spanien und Indien ſeinem Sohne ab, und rettet ſich, vor ſeiner eigenen Größe — in die Einſamkeit (1556).

Kaiſer Maximilian I.

Würdevoll und ſchön ſteht die Geſtalt dieſes „letzten Ritters“ am Ausgange des Mittelalters, verherrlicht von dem Zauberlichte der Poeſie und doch durchgängig athmend mit dem vollen, wahren Leben ihrer Zeit. — Maximilian, geboren zu Wiener Neuſtadt den 22. März 1459, war der einzige überlebende Sohn des Kaiſers Friedrich IV. (geſt. 19. Aug. 1493) und der Eleonore von Portugal. Die ſchwüle, kriegeriſche Zeit, in welche ſeine Geburt und die Jahre ſeiner Erziehung fielen, legte ihm ſchon in frühen Jahren manche Entbehrung und Ungemächlichkeit auf, welche ihn für das Leben ſtählte und ſeinen Muth zu einer unbezwinglichen Feſtigkeit erhob. Als in der Fehde ſeines Vaters mit deſſen Bruder Albrecht Letzterer von den Wienern unterſtützt den Kaiſer in ſeiner eigenen Burg belagerte, mußte Maximilian darben und entbehren lernen. Seine reichen Anlagen entwickelten ſich anfangs nur langſam; aber einmal erwacht, wurden ihnen durch ſeinen Eifer, ſeine Ehr- und Lernbegierde die herrlichſten Früchte abgerungen. Er liebte Künſte und Wiſſenſchaften, aber am meiſten zogen ihn mittelalterliche Uebungen an: Krieg und Jagd liebte er mit Leidenſchaft. Doch war er nicht blos unerſchrecken, tapfer und den Wagniſſen hold, er trug auch den Ernſt des Lebens und die Bedeutung ſeines Berufes in der Bruſt. Vom wichtigſten politiſchen Einfluſſe war die Vermählung Maximilians 1477 mit Maria, der Erbin von Burgund und Tochter des bei Nancy gefallenen Herzogs Karl des Kühnen. — Maria, nach ihres Vaters Tode Herrin von Burgund, von den übermüthigen Ständen in mancher Hinſicht hart bedrängt, und um deren Treiben und Gelüſten, ihr einen Freiheitsbrief nach dem andern abzubringen, einen Damm zu ſetzen, entſchloß ſich zu dieſer Vermählung. Unter zwölf Freiern,

unter denen ſich auch Prinzen von Neapel, Savoyen und Angouleme befanden, fiel ihre Wahl einzig auf Maximilian.

Dieſe Vermählung machte denn auch zugleich das Lebensglück Beider, und der geſegnete Frieden und das blühende Glück dieſer Ehe ſchien ſich allen burgundiſchen Provinzen mitzutheilen. Aber als Maximilian die geliebte Maria nach einer vierjährigen Ehe ſchon wieder verlor, regte ſich der Geiſt der Zwietracht wieder von Neuem. Es wurde ihm die Vormundſchaft über ſeinen Sohn Philipp von den Ständen angefochten, Gent und Brügge unterhielten öffentliches Verſtändniß mit Frankreich, und wirklich kam (am 23. December 1482) ohne Maximilians Beiſtimmung der Friede von Arras zu Stande, wodurch nicht nur verſchiedene Bezirke an Frankreich abgetreten, ſondern ſogar Margarethe, Maximilians dreijährige Tochter, ihm entriſſen, mit dem Dauphin Karl verlobt und nach Paris abgeführt werden ſollte. Maximilian ſetzte den Krieg gegen die übermüthigen Flammingen fort und zwang ſie endlich (am 28. Juni 1485), ihm ſeinen Sohn Philipp auszuliefern und ihn als Vormund deſſelben und als Regenten zu erkennen.

Als Karl, nach ſeines Vaters Ludwigs Tode König, durch einen Einfall in Hennegau den Frieden von Arras gebrochen, empörten ſich die Flanderer neuerdings, und die von Brügge waren vermeſſen genug, Maximilian, den ſie zu ſich geladen (am 1. Februar 1488), gefänglich anzuhalten und mehrere ſeiner deutſchen Räthe zu ermorden. Ihm ſelbſt drohte mehrmals die äußerſte Lebensgefahr von dem tollſinnigen Pöbel. Erſt (am 16. März) als Kaiſer Friedrich an der Spitze eines Reichsheeres nahte, und die Acht wider ſie ergangen, wurde er auf freien Fuß geſtellt, nachdem er den Städten Gent, Brügge und Ypern für ſeine Perſon verſprochen, der Vormundſchaft zu entſagen und alles fremde Kriegsvolk aus den Niederlanden abzuführen. Ein zu Mecheln niedergeſetztes Fürſtenrecht erklärte dieſes abgedrungene Verſprechen für ungiltig, und Herzog Albrecht von Sachſen ſetzte die Fehde wider Frankreich und wider die Rebellen mit Muth und Glück fort. Maximilian, ſein Wort ehrend, zog mit ſeinen Völkern aus den Niederlanden ab, und begab ſich erſt in die vorderen Lande, dann nach Tyrol. Zu Frankfurt und Tours kamen ſodin (am 22. Juli und 1. Oct. 1489) Verträge mit Frankreich und den Flamändern zu Stande. In jenen verſprach König Karl VIII. den Aufrührern nicht nur keinen Beiſtand mehr zu leiſten, ſondern ſie auch nöthigenfalls mit Gewalt zum Gehorſam zu zwingen. Maximilians Verbündeter, Herzog Ludwig von Orleans, (welcher Karln

1498 auf dem Throne folgte) ſollte der Gefangenſchaft, in welche er in der Schlacht von St. Aubin gerathen war, erledigt und der Tochter des mittlerweile verſtorbenen Herzogs von Bretagne, Anna, alles Abgenommene zurückgeſtellt werden. Die Flamänder erkannten Maximilian neuerdings als Regenten, der Rath von Gent, Brügge und Ypern mußte auf den Knieen öffentliche Abbitte thun, und dieſe drei Städte ein Strafgeld von einer Million bezahlen. Die vorzüglichſten Urheber des Aufruhrs, Graf Roment Wilhelm von Aremberg mit dem Bart (insgemein der Eber vom Ardennerwald genannt), Wilhelm Rine, Hans Copenolle, Daniel Doereden, Adrian von Raſſenghem, waren ohnehin, theils durch das Schwert des Nachrichters, theils im offenen Feldſtreite umgekommen, landflüchtig oder verarmt.

Zur Behauptung der Niederlande gegen Frankreich und die von dieſem begünſtigten inneren Unruhen ſchloß Maximilian den ſo natürlichen Bund mit England (11. Auguſt 1484). Auf dieſem Throne ſaß Richard III., Maximilians Oheim, denn Karls des Kühnen Witwe, Margarethe von York, war ſeine und Eduards IV. Schweſter. Ein Jahr darauf verlor er in der Schlacht bei Boswort, durch Stanley's Verrätherei, Krone und Leben an den Grafen von Richmond, Heinrich VII. Margarethe und Maximilian unterſtützten in der Folge, aus Familienliebe, den Prätendenten Perkin Warbek, von dem noch immer ungewiß iſt, ob er nicht das wirklich war, wofür er ſich ausgab, Eduards IV. Sohn, Herzog Richard von York, der von ſeinem Oheim Richard III. zugleich mit ſeinem Bruder König Eduard V. in den Tower geworfen und der gemeinen Meinung nach daſelbſt ermordet worden war. Lange Zeit gedachte Heinrich deſſen mit Unwillen. Wer auf den Thron keinen anderen Erwerbstitel hat, als das Waffenglück, verzeiht auch nichts ſchwerer, als fremden Mächten den Beiſtand, welchen ſie Denjenigen leiſten, denen er die Krone entriſſen. Darum war auch die erſte Allianz mit Maximilian (am 16. September 1490 zu Okinghain geſchloſſen) von ſo kurzer Dauer, mit dem Gepräge wechſelſeitigen Mißtrauens ſichtbar gezeichnet. In dem zweiten Bündniſſe, welches Heinrich, — nicht mit Maximilian, ſondern mit ſeinem Sohne Philipp ſchloß, wurde als unerläßliche Bedingung vorausgeſetzt, Philipp müſſe dafür bürgen, daß weder ſein Vater, noch die Herzogin Witwe Margarethe den Empörern in England einigen Beiſtand leiſten ſollten. — Erſt am 14. Auguſt 1502 kam die völlige Verſöhnung und große Ligue zwiſchen Maximilian und Heinrich

wider Frankreich zu Stande. In denſelben Geſinnungen verharrte Heinrich VIII. und beſtätigte ſie feierlich am 20. Auguſt 1509.

Die Verträge von Frankfurt und Tours hatten zwar dem Blutvergießen vor der Hand ein Ende gemacht, aber bei der fortdauernden Abſicht Frankreichs, die Macht Maximilians nun mit gewiſſerem Erfolge durch Liſt zu untergraben, als es vorher dieſelbe im offenen Felde bekämpft hatte, waren jene Friedensſchlüſſe gleichwohl nichts, als bloße Waffenſtillſtände. Das fürchterlichſte Gegenmittel fand Maximilian, indem er ſich mit Annen, Herzogs Franz II. von Bretagne Erbtochter, verlobte, und ſo die Macht der zwei größten franzöſiſchen Kronvaſallen in ſich vereinigte, durch die Niederlande und Bretagne, des feindſeligen Englands wichtigſter Bundesgenoſſe. Wäre dieſe Heirath vollzogen worden, die königliche Macht in Frankreich, kaum erſt von Ludwig XI. ſo planvoll, mühſam und conſequent emporgehoben, wäre vielleicht zu eben der Unbedeutenheit herabgeſunken, als es jene des deutſchen Königs ſchon dazumal war, und Dem, welcher Frankreich hätte Geſetze vorſchreiben können, würde man es ſchwerlich ſtreitig gemacht haben, auch Deutſchland zu gebieten, das er durch die Niederlande, das Elſaß, Sundgau, die ſchwäbiſchen Beſitzungen, Tyrol und ganz Oeſterreich, — und Böhmen, Schleſien und Ungarn, deren Heimfall nach den Verträgen bevorſtand, in einem Halbmond umfaßt hätte. Schifffahrt und Handel ſtanden in Bretagne faſt auf gleicher Höhe wie in den Niederlanden; aus eben der Urſache überſtiegen die herzoglichen Einkünfte eine Million Gulden. 10,000 Streiter hatten dieſe Fürſten in den letzten Kriegen wider die franzöſiſchen Könige bewaffnet. — Sehr natürlich, daß Karl VIII. Alles anwendete, dieſe ſeiner Macht verderbliche Verbindung zu hintertreiben. Offener Krieg verſchaffte ihm zwar bald den Beſitz der Hauptſtadt Rennes, aber er zog auch eine furchtbar verbündete Macht wider ſich zuſammen. — Nach wenigen Wochen endigte den Krieg ſchon ein raſcher Frieden (19. November 1491). Auf der Reiſe zu Maximilian, mit dem ſie bereits durch Procuration getraut war, trotz des gegebenen freien Geleits, wurde Anna von einer franzöſiſchen Schaar überfallen, nach Tours geführt, Maximilians Bevollmächtigte mit Gewalt von ihr getrennt, und ihre Vermählung mit Karl erfolgte ſo ſchnell darauf (am 6. December 1491), daß man mit Grunde zweifeln kann, ob dieſer ganze Ueberfall nicht ein bloßes Gaukelſpiel und die Vermählung ſelbſt ſchon ein geheimer Artikel des obgedachten Friedensſchluſſes geweſen ſei. — Auf dem Tage zu Coblenz (im October 1492)

Maximilian, römischer Kaiser

Erzherzog von Oestreich

wurde zwar über dieſe unerhörte That von den Churfürſten eifrig geſchimpft, gleichwohl aber dem römiſchen Könige keine Hilfe bewilligt, ſondern Alles wieder auf einen neuen Reichstag verſchoben. Aus Urſachen, deren ſchon oben erwähnt worden iſt, erkaltete der Eifer eines andern wichtigen Bundesgenoſſen, des engliſchen Königs. Ueberdies zahlte Karl ihm eine anſehnliche Summe Geldes, welches Heinrich ungemein liebte. Gleichwohl erhielt Maximilian, blos durch eigene Kraft und Beharrlichkeit, im Frieden von Senlis (23. Mai 1493) Burgund, Artois, Charolois und Noyers. Seine Tochter Margarethe, mit welcher Karl im Frieden von Arras durch die belgiſchen Stände verlobt, die ſeitdem in Frankreich erzogen worden war, ſollte ihm, oder ihrem Bruder, Erzherzog Philipp, wieder ausgeliefert werden.

Als Maximilian in der Haft der frechen Empörer zu Brügge gefangen ſaß, erging von dem Rathe zu Gent, Brügge und Ypern ein Schreiben an den Senat von Venedig, um ſeinen Rath. Längſt eiferſüchtig auf die durch Trieſt und die Erbſchaft von Tyrol und Görz den alternden Freiſtaat immer bedenklicher umklammernde öſterreichiſche Macht, durch Friedrichs Projecte auf Mailand, lange vor der Revolution, welche die Erlöſchung des Geiſtes der alten Sforza, des weiſen Alfons in beiden Sicilien, und Maximilians Thatendurſt hervorbringen könnten, und getreu ihrem conſequenten Schreckensſyſtem, antwortete der furchtbare Rath der Zehne: „Uomo morto non fa più guerra!“

Dieſes mag wohl hinreichen, ſich die unüberwindliche Abneigung zu erklären, welche Maximilian ſein ganzes Leben hindurch wider Venedig trug; — allein daß auch dieſer Freiſtaat ihn nicht minder haßte und fürchtete, dazu war ſchon zwei Jahre früher der Grund gelegt worden. In jener Zeit, als Venedig durch ſein unverdientes Glück über das Geſchlecht Carrara und Scala und wider die Visconti nichts Geringeres im Auge hatte, als die Beherrſchung des ganzen oberen Italiens, wie es hier der adriatiſche, dort der liguſtiſche Meerbuſen umſpült, war ihm zur Befeſtigung, zum ununterbrochenen Zuſammenhange ſeiner Macht nichts ſo ſehr am Herzen, als die ſtarke, von gewaltigem, leicht bewegtem Volke bewohnte Gegend zwiſchen den Seeen Garda und Iſeo. Darum ſäeten die Venetianer mit furchtbarer Liſt den Saamen der Zwietracht zwiſchen die Biſchöfe von Trient und deren zur Unabhängigkeit aufſtrebende Vaſallen, die von Arco, Lodron und Caſtelbarko. Riva, Torbole, faſt die ganze Gegend am Gardſee war als Pfand oder Kriegseroberung in den Händen der Republik: Sforza, Gattamelata, Piccinino

und Talion hatten dieſe Gegenden (1428—1442) durch ihre Heldenthaten bezeichnet; in jene Hafen hatte der Cyprier Sorbola, die von ihm bei Verona auf der Etſch erbaute Flotille zu Lande hingebracht, mit geringeren Mitteln und noch ungleich bewunderungswürdigerem Erfindungsgeiſte, als durch eine ähnliche unglaubliche Erſcheinung Muhamed II. Conſtantinopel bezwang.

Unmöglich konnte der Graf von Tyrol, der Hochſtifter Trient und Brixen Vogt und oberſter Schutzherr, ein gleichgültiger Zuſchauer dabei bleiben. Maximilian redete ſeinem Oheime Sigmund bei ſeinem erſten Aufenthalte zu Inſpruck (1485 und 1487) mit dem ihm eignen Feuer zu. Er hatte es keinen Hehl, zum Schutze Tyrols mußte eine, der von Venedig hingewirkten carrariſchen ähnliche, von Oeſterreich und dem Reiche abhängige Mittelmacht über Brescia, Verona nnd Padua wiedererſtehen. Dazu kam die immer ſteigende Verwirrung und Geldverlegenheit am Hofe jenes ſchwachen Fürſten. Die Ränkemacher, die ſich ſeiner bemächtigt hatten, wußten, daß er nichts weniger verzeihe, als das offene Geſtändniß: ſein Schatz ſei erſchöpft, und nichts mehr vorhanden, was ſie noch verpfänden könnten. In einer ſolchen Verlegenheit griffen einſtmals die Grafen von Matſch und Sargans und der Kanzler Hanns Punch, nach einem Mittel, das ihnen wenig Kopfbrechen gekoſtet haben kann. Sie beſchloſſen, Anderen mit Gewalt zu nehmen, was ſie ſelbſt nicht aufbringen konnten. Hundert dreißig venetianiſche Kaufleute wurden auf der großen Meſſe zu Botzen angehalten, ihre Geld- und Waarenvorräthe confiscirt. — Die Grenzirrungen und die höchſt willkommenen Klagen vieler tyroliſchen Hirten und Winzer mußten den Vorwand zu dieſer unanſtändigen Gewaltthätigkeit hergeben. Schnell ſammelte ſich das Aufgebot, der Graf von Matſch ſelbſt führte es über Trient vor Roveredo. Nach herzhaftem Widerſtand mußte der Podeſta, Niklas Priuli, Stadt und Schloß übergeben. — Robert Graf von San Severino übernahm den Oberbefehl des venetianiſchen Heeres, Lukas Piſani war ihm als Kriegsproveditore beigegeben. Schon vor ihrer Annäherung zog ſich der Graf von Matſch, ohne Grund verzagt, zurück; er hatte die Unruhe wohl angefangen, aber ſie zu endigen verſtand er nicht. Er begnügte ſich, in Telvana den tapfern Dietrich von Blumeneck, — in Trient den ſtreitberühmten Friedrich Kappler aus Elſaß, einen Nachkommen jenes Berthold zurückzulaſſen, welcher in der Schlacht bei Laa wider Ottokar (26. Auguſt 1278) Rudolphen von Habsburg gerettet. Sanſeverin, welcher auch jeden Gehalt ausgeſchlagen, weil die Republik ihn

mit offenen Armen aufgenommen, als er von allen Fürſten Italiens verlaſſen und verſtoßen geweſen, glühte, ihr den wichtigſten Dienſt dadurch zu leiſten, daß er ihre alte, geheime, liebſte Abſicht, die Eroberung von Trient, ausführte. Nach einigen unbedeutenden Gefechten bei Arco (in denen ſich die beiden Savorgnan ausgezeichnet, und Antonio Maria Sanſeverin ſeinen umringten und in die Etſch geſprengten Vater gerettet hatte, wie der afrikaniſche Scipio den ſeinigen in der Schlacht bei Ticin), ſollten, um den Weg nach Trient zu bahnen, die Felſenburgen Beſeno und Pietra bei Calliano genommen werden. Da überfiel Friedrich Kappler mit Wenigen die viermal ſtärkeren Venetianer. Michalet aus Judikarien, der Hauptmann ſeiner Vorhut, wurde Anfangs zurückgetrieben. Da ergriff Kappler das tyroliſche Banner, ſtellte ſich den Fliehenden in den Weg und ſchrie überlaut: „Mir nach, getreuen Landsleute! Gedenket des Streites, in welchem wir zuſammen gegen den mächtigen Herzog Karl aus Burgundy obgeſiegt. Zählt die Wälſchen nicht, ſchlagt ſie in Gottes Namen, und verſchont weder Menſchen noch Vieh.“ Das Treffen war hartnäckig, da fiel unter Georg von Petrapiana die Trienter Bürgerſchaft von den Bergen herab in die Flanke des Feindes. Als der Weg geöffnet war, vollendeten die Reiterhaufen des Adels, an ihrer Spitze die Truchſeß Pfyrdt, Stadion, Rechberg, Andlau, Freyberg, Freundsberg, Knöringen, Reuttner, Welsberg, Liechtenſtein und Wolkenſtein den Sieg. 3000 Venetianer, 500 Tyroler, waren geblieben. Dieſe hatten bei 5000 Wagen erobert, Jene wurden über die Schiffbrücken gedrängt. Noch einmal führte Andreas Borgo die Nachhut zum Angriffe. Indem er die Brückenſeile abhauen ließ, vermeinte er ſie zum verzweifelten Widerſtande zu zwingen, aber die Wenigſten ſtritten wie Guido Roſſi, die Meiſten (unter ihnen der Feldherr Sanſeverin, vom Schwall mit fortgeriſſen) ertranken (10. Auguſt 1487). Dieſe Niederlage entſchied den (am 14. November darauf) unter Vermittelung des päpſtlichen Nuntius Niklas Franco zu Venedig geſchloſſenen Frieden, der gleichwohl Alles wieder in den alten Stand zurückſetzte.

Dieſe unnütze Fehde hatte laute Klagen der tyroliſchen Stände zu Folge. Sigmund wollte das allgemeine Mißvergnügen durch gewaltthätige und blutige Maßregeln tödten, aber die Schwäche ſeines Charakters hinderte ihn daran. Kaiſer Friedrich und Erzherzog Maximilian traten auf die Seite der Landſchaft, ein Ausſchuß von der Regierung und den Ständen wurde niedergeſetzt, unabhängig von ihm, die Landesverwaltung zu führen.

und nachher Karls V. Nebenbuhler um die Kaiſerwürde geweſen: beider Prinzen Eiferſucht brach in Kriege aus, deren Schauplatz ſich vorzüglich über Italien erſtreckte.

Karl eroberte Mailand, und der Sieg an der Bicocca unterwirft ihm das ganze Herzogthum und (1522) auch Genua. Das folgende Jahr ſchließt er ein Bündniß mit England und mit den Republiken Venedig, Florenz und Lucca wider Frankreich. Im Jahre 1525 wurde die Schlacht bei Pavia geliefert, und 1527 Rom eingenommen. In Neapel ſind die Franzoſen nicht glücklicher, was endlich (1529) den Frieden von Cambray herbeiführte. Der Kaiſer einigt ſich auch mit Venedig.

Unterdeſſen tritt ein neuer Feind auf. Suleiman belagert Wien (1529). Die neue Türkengefahr verſchwindet vor dem Heere, mit welchem Karl entgegenrückt (1532). Mulei-Haſſan ſucht Hilfe gegen Shereddin (Barbaroſſa), der ihn vertrieben hat, und Italiens und Spaniens Küſte beunruhigt. Karl zieht nach Afrika, wo er Goletta und Tunis einnimmt und den vertriebenen Fürſten wieder einſetzt (1535). Franz I. erneuert ſeine Anſprüche auf Mailand (1536). Die Kaiſerlichen dringen in die Picardie und in die Provence ein. Waffenſtillſtand zu Nizza (1538). Aufruhr zu Gent (1540). Unglücklicher Zug vor Algier (1541). Franz I. und Suleiman II. verbinden ſich. Sie laſſen durch Shereddin das mittelländiſche Meer, beſonders aber Sicilien beunruhigen (1543). Karl erobert Luxemburg, St. Didier, Epernai und Chateau Thierry. Friede zu Creſpy (1544).

Nachdem ſich der Kaiſer mit Dänemark verglichen, und mit den Türken Waffenſtillſtand gemacht hatte (1544), wollte er auch in Deutſchland ſein Anſehen retten, dem ſich der ſchmalkaldiſche Bund allzu drohend entgegen ſtellte (1545). Schlacht bei Mühlberg (1547). Verbindung der Fürſten mit Frankreich. Paſſauiſcher Vertrag (1552). Metz wird vergebens belagert, Terouanne und Hesdin der Erde gleich gemacht (1553). Karl V., mit zerrüttetem Körper und gekränktem Gemüthe, tritt die Kaiſerkrone ſeinem Bruder, Spanien und Indien ſeinem Sohne ab, und rettet ſich, vor ſeiner eigenen Größe — in die Einſamkeit (1556).

Kaiſer Maximilian I.

Würdevoll und ſchön ſteht die Geſtalt dieſes „letzten Ritters“ am Ausgange des Mittelalters, verherrlicht von dem Zauberlichte der Poeſie und doch durchgängig athmend mit dem vollen, wahren Leben ihrer Zeit. — Maximilian, geboren zu Wiener Neuſtadt den 22. März 1459, war der einzige überlebende Sohn des Kaiſers Friedrich IV. (geſt. 19. Aug. 1493) und der Eleonore von Portugal. Die ſchwüle, kriegeriſche Zeit, in welche ſeine Geburt und die Jahre ſeiner Erziehung fielen, legte ihm ſchon in frühen Jahren manche Entbehrung und Ungemächlichkeit auf, welche ihn für das Leben ſtählte und ſeinen Muth zu einer unbezwinglichen Feſtigkeit erhob. Als in der Fehde ſeines Vaters mit deſſen Bruder Albrecht Letzterer von den Wienern unterſtützt den Kaiſer in ſeiner eigenen Burg belagerte, mußte Maximilian darben und entbehren lernen. Seine reichen Anlagen entwickelten ſich anfangs nur langſam; aber einmal erwacht, wurden ihnen durch ſeinen Eifer, ſeine Ehr- und Lernbegierde die herrlichſten Früchte abgerungen. Er liebte Künſte und Wiſſenſchaften, aber am meiſten zogen ihn mittelalterliche Uebungen an: Krieg und Jagd liebte er mit Leidenſchaft. Doch war er nicht blos unerſchrocken, tapfer und den Wagniſſen hold, er trug auch den Ernſt des Lebens und die Bedeutung ſeines Berufes in der Bruſt. Vom wichtigſten politiſchen Einfluſſe war die Vermählung Maximilians 1477 mit Maria, der Erbin von Burgund und Tochter des bei Nancy gefallenen Herzogs Karl des Kühnen. — Maria, nach ihres Vaters Tode Herrin von Burgund, von den übermüthigen Ständen in mancher Hinſicht hart bedrängt, und um deren Treiben und Gelüſten, ihr einen Freiheitsbrief nach dem andern abzudringen, einen Damm zu ſetzen, entſchloß ſich zu dieſer Vermählung. Unter zwölf Freiern,

war. Die eine war Maximilians zweite Vermählung, die andere, nahe damit verwandte, des franzöſiſchen Königs Karl VIII. Ritterzug durch Italien zur Eroberung von Neapel.

Die im Werke geweſene Vermählung mit der brandenburgiſchen Prinzeſſin Dorothea, des Churfürſten Albrecht Achilles Tochter, war (1486) aus unbekannten Urſachen zurückgegangen, Anna von Bretagne, wie wir bereits oben bemerkt, ihm geraubt worden. Nun wurde ſeine Vermählung mit Blanka, Herzogs Galeaz Maria Sforza von Mailand Tochter (am 24. Juni 1493) beſchloſſen und (am 16. März 1494) vollzogen.

Dieſe Vermählung wurde verſchiedentlich getadelt, weil Blanka's Vater Galeaz nur von einer außerehelichen Tochter des letzten mailändiſchen Herzogs aus dem Hauſe Visconti geboren war, und Jacob Sforza, der Stifter des Hauſes, ſich ohne angebornen Glanz blos durch Geiſt und Muth, vom Bauernknaben zum Condottiere *) und Schiedsrichter von Italien, und ſeinen Sohn Franz, Blanka's Großvater, zum Herzog von Mailand erhoben hatte. Andere fürchteten (was leider nur zu bald eingetroffen iſt) bedenkliche Verwickelungen Oeſterreichs und ganz Deutſchlands in die italieniſchen Händel. Dieſe Ehe hatte Blanka's Vormund und Vaters Bruder, Ludwig Sforza, geſtiftet, und den Kaiſer durch allerlei liſtige Vorſpiegelungen bewogen, dem jungen, faſt blödſinnigen Herzog Johann Galeaz, Blanka's Bruder, in deſſen Namen Ludwig bisher geherrſcht hatte, das Herzogthum (5. September 1494) insgeheim ganz abzuſprechen. Am 22. October darauf ſtarb der verdrängte Jüngling. Man glaubte allgemein, ſein Oheim habe ihn vergiftet. Darauf erhielt Dieſer die feierliche Reichsbelehnung zu Worms (am 5. April 1495).

Dieſer Ludwig hatte den Ehrgeiz, eben ſo der Schiedsrichter Italiens zu werden, als es mit ungleich tieferem Geiſte und einer ganz anderen Mäßigung, Lorenzo Medicis, des großen Cosmus würdiger Enkel geweſen war. Die Intereſſen und Kräfte der italieniſchen Staaten, die Leidenſchaften der Machthaber, kannte Ludwig Sforza genau, — aber er hatte nicht die Grundeigenſchaften eines großen Gemüthes: wohldurchdachte und

*) Anführer eines im eigenen Solde ſtehenden Haufens, mit welchem ſodann die Condottiere ſich in die Dienſte des meiſtbietenden Staates verdingten. Im Anbeginnen des XV. Jahrhunderts verurſachte dieſer Condottierengeiſt in Italien wilde Anarchie.

darum feſte Maximen, Umſicht und Mäßigung, wenn das Glück ſie begünſtigte, Selbſtvertrauen und Gleichmuth, wenn es ſich ihnen entgegen ſtemmte. Ganz Einbildungskraft, griff er oft nach einem entfernten, weit größeren Uebel, um nur einmal das geringere gegenwärtige los zu werden. Er war furchtſam, nicht allein im Entwerfen, wo man es ſein darf, ſondern auch in der Ausführung. Selbſt faſt immer trügend, traute er Niemandem. Auch der wahre Staatsmann (er ſei es nun im Rathe oder im Felde) liebt manchmal die Verwirrung, überzeugt, daß die wild entzweiten Kräfte, nur indem ſie ſich gegenſeitig verzehren, wieder zu einem zuſammenhängenden Ganzen werden. Er aber liebte die Verwirrung um ihrer ſelbſt willen, von dem hohen Herrſcherberufe den ruchloſen Begriff eines Spieles hegend, das der kecke Spieler um höhern Genuſſes, größerer Bewunderung willen, oftmals noch mehr verwirrt. Die Liſt hielt er für das Weſen ſelbſt der einfachſten Geſchäfte. Nicht begnügt, unergründlich zu ſein, wollte er ſelbſt in Kleinigkeiten, ſelbſt ohne Zweck, immer andere Abſichten vermuthen laſſen, als er wirklich hatte. Seine in Blick, Ton und Manier ſichtbare Verſchlagenheit, war ein Steckbrief, der Jedermann vor ſeinen unaufhörlichen einſchmeichelnden Betheuerungen warnte. Trotzdem, daß er vollkommen Meiſter ſeiner eigenen Geheimniſſe, war er dennoch ſelten im Stande ſich auch zum Meiſter fremder Geheimniſſe zu machen. Im Uebermaß der Eitelkeit wählte er zu ſeiner Deviſe einen Maulbeerbaum, weil dieſer ſeine Blüthen nicht eher zeigt, als bis jede Beſorgniß eines Winterfroſtes vorüber iſt, alsdann aber deſto ſchneller zur vollendeten Frucht heranreift. Daher gab er ſich ſelbſt den Beinamen il moro. Die in Ueberſetzungen fremder Originalitäten überhaupt nicht glücklichen Franzoſen, die nur auf ſeine ſchwarze Farbe und Seele ſahen, nannten ihn ohne Weiteres le maure. — Dieſer Mann nun haßte Petern von Medicis, den kleinen Sohn des großen Lorenzo, weil er im nahen rivaliſirenden Florenz mit gleichen Waffen zur Herrſchaft aufſtrebte; er haßte den König Ferdinand von Neapel, weil er ſeine gerechte Rache fürchten mußte: die Gemahlin des von ihm vergifteten Herzogs, Iſabella, war des Königs Enkelin. — Ludwig ſchloß demnach mit dem neuen Papſte Alexander VI. ein Bündniß wider Neapel, aber in der vielleicht nicht unbegründeten Furcht, dieſe zwei Bundesgenoſſen unterhielten ein heimliches Einverſtändniß mit dem Könige, nahm er ſeine Zuflucht zu dem verzweifelten Mittel, die Franzoſen nach Italien zu rufen, und den 23jährigen unerfahrenen, aber ruhmbegierigen

Maximilian, römischer Kaiser

Erzherzog von Oesterreich.

wurde zwar über dieſe unerhörte That von den Churfürſten eifrig geſchimpft, gleichwohl aber dem römiſchen Könige keine Hilfe bewilligt, ſondern Alles wieder auf einen neuen Reichstag verſchoben. Aus Urſachen, deren ſchon oben erwähnt worden iſt, erkaltete der Eifer eines andern wichtigen Bundesgenoſſen, des engliſchen Königs. Ueberdies zahlte Karl ihm eine anſehnliche Summe Geldes, welches Heinrich ungemein liebte. Gleichwohl erhielt Maximilian, blos durch eigene Kraft und Beharrlichkeit, im Frieden von Senlis (23. Mai 1493) Burgund, Artois, Charolois und Noyers. Seine Tochter Margarethe, mit welcher Karl im Frieden von Arras durch die belgiſchen Stände verlobt, die ſeitdem in Frankreich erzogen worden war, ſollte ihm, oder ihrem Bruder, Erzherzog Philipp, wieder ausgeliefert werden.

Als Maximilian in der Haft der frechen Empörer zu Brügge gefangen ſaß, erging von dem Rathe zu Gent, Brügge und Ypern ein Schreiben an den Senat von Venedig, um ſeinen Rath. Längſt eiferſüchtig auf die durch Trieſt und die Erbſchaft von Tyrol und Görz den alternden Freiſtaat immer bedenklicher umklammernde öſterreichiſche Macht, durch Friedrichs Projecte auf Mailand, lange vor der Revolution, welche die Erlöſchung des Geiſtes der alten Sforza, des weiſen Alfons in beiden Sicilien, und Maximilians Thatendurſt hervorbringen könnten, und getreu ihrem conſequenten Schreckensſyſtem, antwortete der furchtbare Rath der Zehne: „Uomo morto non fa più guerra!“

Dieſes mag wohl hinreichen, ſich die unüberwindliche Abneigung zu erklären, welche Maximilian ſein ganzes Leben hindurch wider Venedig trug; — allein daß auch dieſer Freiſtaat ihn nicht minder haßte und fürchtete, dazu war ſchon zwei Jahre früher der Grund gelegt worden. In jener Zeit, als Venedig durch ſein unverdientes Glück über das Geſchlecht Carrara und Scala und wider die Visconti nichts Geringeres im Auge hatte, als die Beherrſchung des ganzen oberen Italiens, wie es hier der adriatiſche, dort der liguſtiſche Meerbuſen umſpült, war ihm zur Befeſtigung, zum ununterbrochenen Zuſammenhange ſeiner Macht nichts ſo ſehr am Herzen, als die ſtarke, von gewaltigem, leicht bewegtem Volke bewohnte Gegend zwiſchen den Seen Garda und Iſeo. Darum ſäeten die Venetianer mit furchtbarer Liſt den Saamen der Zwietracht zwiſchen die Biſchöfe von Trient und deren zur Unabhängigkeit aufſtrebende Vaſallen, die von Arco, Lodron und Caſtelbarke. Riva, Torbole, faſt die ganze Gegend am Gardſee war als Pfand oder Kriegseroberung in den Händen der Republik: Sforza, Gattamelata, Piccinino

und Talien hatten dieſe Gegenden (1428—1442) durch ihre Heldenthaten bezeichnet; in jene Hafen hatte der Cyprier Sorbola, die von ihm bei Verona auf der Etſch erbaute Flotille zu Lande hingebracht, mit geringeren Mitteln und noch ungleich bewunderungswürdigerem Erfindungsgeiſte, als durch eine ähnliche unglaubliche Erſcheinung Muhamed II. Conſtantinopel bezwang.

Unmöglich konnte der Graf von Tyrol, der Hochſtifter Trient und Brixen Vogt und oberſter Schutzherr, ein gleichgültiger Zuſchauer dabei bleiben. Maximilian redete ſeinem Oheime Sigmund bei ſeinem erſten Aufenthalte zu Inſpruck (1485 und 1487) mit dem ihm eignen Feuer zu. Er hatte es keinen Hehl, zum Schutze Tyrols mußte eine, der von Venedig hingewirkten carrariſchen ähnliche, von Oeſterreich und dem Reiche abhängige Mittelmacht über Brescia, Verona nnd Padua wiedererſtehen. Dazu kam die immer ſteigende Verwirrung und Geldverlegenheit am Hofe jenes ſchwachen Fürſten. Die Ränkemacher, die ſich ſeiner bemächtigt hatten, wußten, daß er nichts weniger verzeihe, als das offene Geſtändniß: ſein Schatz ſei erſchöpft, und nichts mehr vorhanden, was ſie noch verpfänden könnten. In einer ſolchen Verlegenheit griffen einſtmals die Grafen von Matſch und Sargans und der Kanzler Hanns Punch, nach einem Mittel, das ihnen wenig Kopfbrechen gekoſtet haben kann. Sie beſchloſſen, Anderen mit Gewalt zu nehmen, was ſie ſelbſt nicht aufbringen konnten. Hundert dreißig venetianiſche Kaufleute wurden auf der großen Meſſe zu Botzen angehalten, ihre Geld- und Waarenvorräthe confiscirt. — Die Grenzirrungen und die höchſt willkommenen Klagen vieler tyroliſchen Hirten und Winzer mußten den Vorwand zu dieſer unanſtändigen Gewaltthätigkeit hergeben. Schnell ſammelte ſich das Aufgebot, der Graf von Matſch ſelbſt führte es über Trient vor Roveredo. Nach herzhaftem Widerſtand mußte der Podeſta, Niklas Priuli, Stadt und Schloß übergeben. — Robert Graf von San Severino übernahm den Oberbefehl des venetianiſchen Heeres, Lukas Piſani war ihm als Kriegsproveditore beigegeben. Schon vor ihrer Annäherung zog ſich der Graf von Matſch, ohne Grund verzagt, zurück; er hatte die Unruhe wohl angefangen, aber ſie zu endigen verſtand er nicht. Er begnügte ſich, in Telvana den tapfern Dietrich von Blumeneck, — in Trient den ſtreitberühmten Friedrich Kappler aus Elſaß, einen Nachkommen jenes Berthold zurückzulaſſen, welcher in der Schlacht bei Laa wider Ottokar (26. Auguſt 1278) Rudolphen von Habsburg gerettet. Sanſeverin, welcher auch jeden Gehalt ausgeſchlagen, weil die Republik ihn

mit offenen Armen aufgenommen, als er von allen Fürſten Italiens verlaſſen und verſtoßen geweſen, glühte, ihr den wichtigſten Dienſt dadurch zu leiſten, daß er ihre alte, geheime, liebſte Abſicht, die Eroberung von Trient, ausführte. Nach einigen unbedeutenden Gefechten bei Arco (in denen ſich die beiden Savorgnan ausgezeichnet, und Antonio Maria Sanſeverin ſeinen umringten und in die Etſch geſprengten Vater gerettet hatte, wie der afrikaniſche Scipio den ſeinigen in der Schlacht bei Ticin), ſollten, um den Weg nach Trient zu bahnen, die Felſenburgen Beſeno und Pietra bei Calliano genommen werden. Da überfiel Friedrich Kappler mit Wenigen die viermal ſtärkeren Venetianer. Michalet aus Judikarien, der Hauptmann ſeiner Vorhut, wurde Anfangs zurückgetrieben. Da ergriff Kappler das tyroliſche Banner, ſtellte ſich den Fliehenden in den Weg und ſchrie überlaut: „Mir nach, getreuen Landsleute! Gedenket des Streites, in welchem wir zuſammen gegen den mächtigen Herzog Karl aus Burgundy obgeſiegt. Zählt die Wälſchen nicht, ſchlagt ſie in Gottes Namen, und verſchont weder Menſchen noch Vieh.“ Das Treffen war hartnäckig, da fiel unter Georg von Petrapiana die Trienter Bürgerſchaft von den Bergen herab in die Flanke des Feindes. Als der Weg geöffnet war, vollendeten die Reiterhaufen des Adels, an ihrer Spitze die Truchſeß Pfyrdt, Stadion, Rechberg, Andlau, Freyberg, Freundsberg, Knöringen, Reuttner, Welsberg, Liechtenſtein und Wolkenſtein den Sieg. 3000 Venetianer, 500 Tyroler, waren geblieben. Dieſe hatten bei 5000 Wagen erobert, Jene wurden über die Schiffbrücken gedrängt. Noch einmal führte Andreas Borgo die Nachhut zum Angriffe. Indem er die Brückenſeile abhauen ließ, vermeinte er ſie zum verzweifelten Widerſtande zu zwingen, aber die Wenigſten ſtritten wie Guido Roſſi, die Meiſten (unter ihnen der Feldherr Sanſeverin, vom Schwall mit fortgeriſſen) ertranken (10. Auguſt 1487). Dieſe Niederlage entſchied den (am 14. November darauf) unter Vermittelung des päpſtlichen Nuntius Niklas Franco zu Venedig geſchloſſenen Frieden, der gleichwohl Alles wieder in den alten Stand zurückſetzte.

Dieſe unnütze Fehde hatte laute Klagen der tyroliſchen Stände zu Folge. Sigmund wollte das allgemeine Mißvergnügen durch gewaltthätige und blutige Maßregeln tödten, aber die Schwäche ſeines Charakters hinderte ihn daran. Kaiſer Friedrich und Erzherzog Maximilian traten auf die Seite der Landſchaft, ein Ausſchuß von der Regierung und den Ständen wurde niedergeſetzt, unabhängig von ihm, die Landesverwaltung zu führen.

Verſchiedene verunglückte Verſuche des aufgehetzten Sigmund, ſich dieſer läſtigen Vormünder zu entäußern, hatten die entgegengeſetzte Wirkung: die Stände riefen Maximilian herbei. Er kam (im Februar 1490), von den Herzögen von Sachſen, Mecklenburg, Bayern-Landshut, den Grafen von Naſſau, Hohenzollern, Anhalt, Fürſtenberg und Oettingen begleitet. Man gab Sigmunden deutlich zu verſtehen, es ſei nun die höchſte Zeit, die Regierung niederzulegen. Wirklich trat er ſie (am 16. März) zu Innſpruck an Maximilian ab, und behielt ſich nur jährlich 52,000 Gulden, freie Jagd und Wohnung im ganzen Lande, und ſieben Schlöſſer*) vor, denen er ſeinen Namen gab, und auf welchen er wechſelweiſe die noch übrigen ſechs Jahre ſeines Lebens mit Jagen und Fiſchen zubrachte. Der Beſitz der Vorlande wurde durch den Ulmer Vertrag (den 18. Mai 1490) wider alle fremde Anſprüche geſichert. Den Inſaſſen der aus der bayeriſchen Pfandſchaft zurückgelangten Markgrafſchaft Burgau ertheilte Maximilian (2. Februar 1492) die Beſtätigung ihrer Freiheiten: „als ihr rechter Herr und Landesfürſt, dem ſie Pflicht und Eid geſchworen," — aber bald darauf zwang ihre Geldnoth das Markgrafthum neuerdings dem Hochſtift Augsburg zu verpfänden. Dieſe beiden Verpfändungen waren der einzige Anlaß der unverdienter Weiſe berühmt gewordenen burgauiſchen Inſaſſen-Irrungen; denn Bayern und Augsburg, die im Umfange der Markgrafſchaft wichtige Beſitzungen hatten, lag am meiſten daran, das vorübergehende Pfandſchafts-Verhältniß zu nützen, um die Freiheiten der Inſaſſen ſo viel als möglich zu erweitern, die landesherrlichen Rechte aber in gleichem Maße einzuſchränken.

Als König Matthias, des großen Hunyady großer Sohn, in dem eroberten Wien geſtorben, warben Johann Corvin, ſein unehelicher Sohn, Maximilian, Albrecht, der Sohn des polniſchen Königs Caſimir und ſein Bruder Wladislaw, ſchon ſeit Podiebrads Tode König von Böhmen, um die ungariſche Krone. Der letztere erhielt ſie. Maximilian zog mit vielem Volke aus Schwaben und Bayern heran gegen Mölk. In Wien gerieth hierüber Alles in Bewegung; keine Ermahnungen des Rathes, keine Drohungen des ungariſchen Befehlshabers vermochten die Wiener, ruhig zu bleiben, als ſie ihren angebornen Herrn ſo nahe wußten. Ein Verſuch,

*) Sigmundsfreud, Sigmundsluſt, Sigmundskron, Sigmundseck, Sigmundsried, Sigmundsburg, Sigmundsruh.

die Bürger zu entwaffnen, erregte einen Aufruhr, der bei der Schwäche der ungariſchen Beſatzung ſo bedenklich ward, daß Graf Stephan Zapolya in demſelben Augenblicke, als Maximilians Vorhut zu Kloſterneuburg angekommen, ſich eiligſt einſchiffte und nach Ofen fuhr, froh, in dem nächſt ausgeſchriebenen Wahltage eine ehrſame Entſchuldigung ſeiner Furcht zu finden. Am 22. Auguſt **1490** — nachdem die Bürgerſchaft alle Wachen beſetzt und ſich der Thore bemächtigt, zog Maximilian feierlich durch das rothe Thurm-Thor wieder ein, zum Dankfeſte, das an demſelbigen Tage im Dome zu St. Stephan gehalten wurde. Nach einigen Stürmen, in denen Maximilian ſelbſt verwundet worden, fiel die Burg zu Wien, bald auch die Neuſtadt und Kloſterneuburg. Die Bürger von Bruck an der Leytha überfielen den ungariſchen Befehlshaber in der Kirche, und zwangen ihn gleichfalls, abzuziehen. Nachdem er die alten Erblande erobert, drang Maximilian in Ungarn ein, eroberte das ganze Land von Eiſenſtadt bis Stuhlweißenburg. Ein elender Zwiſt zwiſchen der Reiterei und ſeinem Fußvolke um die errungene reiche Beute brachte ihn um alle Früchte ſeines Sieges; denn obwohl er ſchon am anderen Tage den Landsknechten ihren rückſtändigen Sold angewieſen, und mehrere Hunderte derſelben hinrichten ließ, zogen ſie dennoch haufenweiſe aus dem Lager und eilten nach Deutſchland zurück. Maximilian mußte ſich gleichwohl nach Hainburg zurückziehen; erſt über 20 Jahre darauf ſicherte endlich eine Doppelheirath dem Hauſe Habsburg die Kronen von Ungarn und Böhmen, auf welche es ſeit dritthalbhundert Jahren die gerechteſten Anſprüche erworben und erneuert hatte.

Auf dem glänzenden Reichstage zu Worms vollendete Maximilian, was König Rudolph muthig gedacht, der zweite Albrecht, hätte er länger gelebt, vollſtreckt haben würde, und Friedrich mehrmals zur Unzeit, darum allemal vergeblich, verſucht hatte. — Alle Selbſthilfe wurde auf ewig verbannt und (am 7. Auguſt **1495**) der allgemeine Landfrieden und zu gleicher Zeit die Ordnung des neuen Kammergerichts bekannt gemacht. Als außerordentliche Beihilfe wider jedweden Reichsfeind, namentlich die Türken und Franzoſen, verwilligten die Stände die Hebung des gemeinen Pfennigs im geſammten Reiche. Auf eben dem Tage erhob der Kaiſer den verdienten Grafen Eberhard von Würtemberg zum Herzog.

Dieſe kraftvolle und umfaſſende Maßregel zu Wiederherſtellung der inneren Ruhe, war um ſo nöthiger geweſen, als die auswärtige durch zwei kurz vorher eingetretene politiſche Verwickelungen weſentlich geſtört worden

war. Die eine war Maximilians zweite Vermählung, die andere, nahe damit verwandte, des franzöſiſchen Königs Karl VIII. Ritterzug durch Italien zur Eroberung von Neapel.

Die im Werke geweſene Vermählung mit der brandenburgiſchen Prinzeſſin Dorothea, des Churfürſten Albrecht Achilles Tochter, war (1486) aus unbekannten Urſachen zurückgegangen, Anna von Bretagne, wie wir bereits oben bemerkt, ihm geraubt worden. Nun wurde ſeine Vermählung mit Blanka, Herzogs Galeaz Maria Sforza von Mailand Tochter (am 24. Juni 1493) beſchloſſen und (am 16. März 1494) vollzogen.

Dieſe Vermählung wurde verſchiedentlich getadelt, weil Blanka's Vater Galeaz nur von einer außerehelichen Tochter des letzten mailändiſchen Herzogs aus dem Hauſe Visconti geboren war, und Jacob Sforza, der Stifter des Hauſes, ſich ohne angebornen Glanz blos durch Geiſt und Muth, vom Bauernknaben zum Condottiere *) und Schiedsrichter von Italien, und ſeinen Sohn Franz, Blanka's Großvater, zum Herzog von Mailand erhoben hatte. Andere fürchteten (was leider nur zu bald eingetroffen iſt) bedenkliche Verwickelungen Oeſterreichs und ganz Deutſchlands in die italieniſchen Händel. Dieſe Ehe hatte Blanka's Vormund und Vaters Bruder, Ludwig Sforza, geſtiftet, und den Kaiſer durch allerlei liſtige Vorſpiegelungen bewogen, dem jungen, faſt blödſinnigen Herzog Johann Galeaz, Blanka's Bruder, in deſſen Namen Ludwig bisher geherrſcht hatte, das Herzogthum (5. September 1494) insgeheim ganz abzuſprechen. Am 22. October darauf ſtarb der verdrängte Jüngling. Man glaubte allgemein, ſein Oheim habe ihn vergiftet. Darauf erhielt Dieſer die feierliche Reichsbelehnung zu Worms (am 5. April 1495).

Dieſer Ludwig hatte den Ehrgeiz, eben ſo der Schiedsrichter Italiens zu werden, als es mit ungleich tieferem Geiſte und einer ganz anderen Mäßigung, Lorenzo Medicis, des großen Cosmus würdiger Enkel geweſen war. Die Intereſſen und Kräfte der italieniſchen Staaten, die Leidenſchaften der Machthaber, kannte Ludwig Sforza genau, — aber er hatte nicht die Grundeigenſchaften eines großen Gemüthes: wohldurchdachte und

*) Anführer eines im eigenen Solde ſtehenden Haufens, mit welchem ſodann die Condottiere ſich in die Dienſte des meiſtbietenden Staates verdingten. Im Anbeginnen des XV. Jahrhunderts verurſachte dieſer Condottierengeiſt in Italien wilde Anarchie.

darum feſte Maximen, Umſicht und Mäßigung, wenn das Glück ſie begünſtigte, Selbſtvertrauen und Gleichmuth, wenn es ſich ihnen entgegen ſtemmte. Ganz Einbildungskraft, griff er oft nach einem entfernten, weit größeren Uebel, um nur einmal das geringere gegenwärtige los zu werden. Er war furchtſam, nicht allein im Entwerfen, wo man es ſein darf, ſondern auch in der Ausführung. Selbſt faſt immer trügend, traute er Niemandem. Auch der wahre Staatsmann (er ſei es nun im Rathe oder im Felde) liebt manchmal die Verwirrung, überzeugt, daß die wild entzweiten Kräfte, nur indem ſie ſich gegenſeitig verzehren, wieder zu einem zuſammenhängenden Ganzen werden. Er aber liebte die Verwirrung um ihrer ſelbſt willen, von dem hohen Herrſcherberufe den ruchloſen Begriff eines Spieles hegend, das der kecke Spieler um höhern Genuſſes, größerer Bewunderung willen, oftmals noch mehr verwirrt. Die Liſt hielt er für das Weſen ſelbſt der einfachſten Geſchäfte. Nicht begnügt, unergründlich zu ſein, wollte er ſelbſt in Kleinigkeiten, ſelbſt ohne Zweck, immer andere Abſichten vermuthen laſſen, als er wirklich hatte. Seine in Blick, Ton und Manier ſichtbare Verſchlagenheit, war ein Steckbrief, der Jedermann vor ſeinen unaufhörlichen einſchmeichelnden Betheuerungen warnte. Trotzdem, daß er vollkommen Meiſter ſeiner eigenen Geheimniſſe, war er dennoch ſelten im Stande ſich auch zum Meiſter fremder Geheimniſſe zu machen. Im Uebermaß der Eitelkeit wählte er zu ſeiner Deviſe einen Maulbeerbaum, weil dieſer ſeine Blüthen nicht eher zeigt, als bis jede Beſorgniß eines Winterfroſtes vorüber iſt, alsdann aber deſto ſchneller zur vollendeten Frucht heranreift. Daher gab er ſich ſelbſt den Beinamen il moro. Die in Ueberſetzungen fremder Originalitäten überhaupt nicht glücklichen Franzoſen, die nur auf ſeine ſchwarze Farbe und Seele ſahen, nannten ihn ohne Weiteres le maure. — Dieſer Mann nun haßte Petern von Medicis, den kleinen Sohn des großen Lorenzo, weil er im nahen rivaliſirenden Florenz mit gleichen Waffen zur Herrſchaft aufſtrebte; er haßte den König Ferdinand von Neapel, weil er ſeine gerechte Rache fürchten mußte: die Gemahlin des von ihm vergifteten Herzogs, Iſabella, war des Königs Enkelin. — Ludwig ſchloß demnach mit dem neuen Papſte Alexander VI. ein Bündniß wider Neapel, aber in der vielleicht nicht unbegründeten Furcht, dieſe zwei Bundesgenoſſen unterhielten ein heimliches Einverſtändniß mit dem Könige, nahm er ſeine Zuflucht zu dem verzweifelten Mittel, die Franzoſen nach Italien zu rufen, und den 23jährigen unerfahrenen, aber ruhmbegierigen

Karl VIII. zu vermögen, die veralteten Anſprüche des Hauſes Anjou auf beide Sicilien mit dem Schwerte auszufechten, vielleicht auch von dort aus einen neuen Thron in Conſtantinopel zu errichten, wozu Andreas Paläologus, Neffe des letzten griechiſchen Kaiſers, durch das Vermächtniß ſeiner Anſprüche, einen eben ſo geſuchten Vorwand gegeben hatte.

In Florenz (wo das aufgebrachte Volk der Mediceer ganzes Geſchlecht verjagte) und in Rom hielt Karl einen triumphirenden Einzug. Der König von Neapel, vom Volke geliebt, den großen Baronen, deren Stolz er gebrochen, verhaßt, floh nach der Inſel Iſchia. Am 1. Februar 1495, — nachdem ſein Heer ein einziges Mal, und erſt vor den Thoren von Neapel einigen Widerſtand gefunden, zog Karl in dieſe Hauptſtadt ein mit kaiſerlichen Inſignien und nannte ſich auf den Münzen Kaiſer. Dieſe Gefahr veranlaßte die am 31. März 1495 geſchloſſene Ligue zwiſchen Maximilian, dem Papſte Alexander, Ferdinand dem Katholiſchen und Iſabellen von Spanien und Sicilien, dem venetianiſchen Dogen Auguſtin Barbarigo und Ludwig Sforza, in welche zugleich die vorzüglichſten herrſchenden Geſchlechter und Städte Italiens, die Eidgenoſſen, die rhätiſchen Bünde und Wallis eingeſchloſſen wurden.

Im obern Italien wurde mit der größten Anſtrengung gerüſtet. — Maximilian, der von den deutſchen Fürſten wie gewöhnlich keine oder nur karge und langſame Hilfe zu erwarten hatte, konnte daher auch in der erſten Zeit nicht mehr thun, als 3000 auf eigene Koſten geworbene Söldner in der Gegend von Legnago zu den Verbündeten ſtoßen laſſen. Karl, in Furcht über dieſe Rüſtungen, und nicht ohne Beſorgniß, es könnte einmal ihm und ſeinem Heere in Neapel ſo gut wie in Sicilien, eine Vesperglocke zu Grabe läuten, verließ das eroberte Reich eben ſo ſchnell wieder, als ſeine leichten Schaaren es überſchwemmt hatten. Bei Fornuovo, im Parmeſaniſchen, ſchlugen ſich die Franzoſen (6. Juli 1495) mit vieler Tapferkeit, aber mit beträchtlichem Verluſte an Geſchütz und Gepäck durch die Verbündeten durch. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung mußte ſich Novara an Ludwig Sforza ergeben, der, als er ſeine gegenwärtigen eigenthümlichen Intereſſen geſichert ſah, ſogleich einen Separatfrieden ſchloß. Kaum war Karl in Lyon angekommen, als er ſchon die Kunde von der Vertreibung ſeiner Beſatzungen und von der völligen Wiedereroberung Neapels durch den jungen König Ferdinand erhielt.

In der ſichern Erwartung, Karl durch einen neuen Feldzug die Unehre

die Reichsfürſten nach Feldkirchen in Oberkärnthen zum Heerzuge nach Italien. Er gab dieſen Zug für ſeinen Römerzug aus, ſie deſto ſicherer zur ſchuldigen Heeresfolge zu bewegen. Niemand trieb eifriger dazu, als Ludwig Morus, ſeines Separatfriedens ohnerachtet, — allein auch dieſes Mal wurde der Kaiſer von den Ständen völlig verlaſſen. Gleichwohl brach dieſer mit nicht mehr als 6000 Mann Fußvolks und 500 Mann Reitern muthig in's Wälſchland auf. Da kam die ſichere Nachricht, Karl gedenke an keinen Zug nach Italien mehr, am wenigſten für dieſes Jahr. Dieſer Angſt entledigt, wünſchten nun Sforza und Venedig nichts ſehnlicher, als auch der Deutſchen wieder los zu werden. Vergeblich ſprach Maximilian von der Zukunft, von der Nothwendigkeit, die Alpenpäſſe gegen neue Verſuche zu ſichern, vor Allem dem Feinde ſeinen letzten, überaus wichtigen Waffenplatz Aſti zu entreißen. Dieſe Belagerung ſuchten die Venetianer zu hindern, aus Furcht, Sforza würde Aſti, und mit demſelben ein bedenkliches Uebergewicht erhalten. Nun reizten Beide wieder das mit Karln verbündete Florenz; Beide hofften, der ſtolzen Stadt das vor neunzig Jahren eroberte Piſa (in den Zeiten der Kreuzfahrten Genua's und Venedigs Nebenbuhlerin) zu entreißen, Jeder die ſchöne Beute für ſich allein zu behalten. Maximilian landete zu Spezzia, beſetzte Genua, belagerte zuerſt Livorno. Da hintertrieben Sforza und die venetianiſche Signorie, die wechſelſeitige Abſicht ahnend, jeden günſtigen Erfolg. Aufgefangene Briefe enthüllten dem argloſen Maximilian mit Einem Blicke das ſchändliche Gewebe von Ränken. Er rief nun alle die Abgeordneten der Verbündeten in ſein Lager zuſammen, hielt ihnen dort ihre Treuloſigkeit mit dem Ausdrucke der tiefſten Verachtung vor, ließ zum Aufbruche blaſen, und kehrte ohnerachtet aller Gegenvorſtellungen und Entſchuldigungen, welche ſie mühſam und verlegen hervorwürgten, auf der Stelle nach Deutſchland zurück.

Die Tage zu Lindau, Worms und Freiburg zeigten neuerdings, wie loſe und immer loſer das Band der Verfaſſung Deutſchlands zuſammenhalte. Das Kammergericht blieb ohne Unterhaltsbeiträge, der Landfrieden war in mehreren Provinzen eben ſo ſchnell verletzt, als verkündet, der ſchwäbiſche Bund ſtand auf dem Punkte, auseinander zu gehen. Mit unendlicher Arbeit, mit ſtrenger Anwendung der Geſetze, mit eigener Aufopferung, hinderte Maximilian noch größere Uebel.

Unterdeſſen war Karl VIII. (1498 am 7. April) geſtorben, ſeine beiden Söhne von der bretagniſchen Anna waren vor ihm hinübergegangen. Ihm

folgte Ludwig XII. als Herzog von Orleans, vordem Maximilians Bundesgenoſſe, und von ihm ſeiner harten Haft erledigt. Wie wenig jedoch dieſer Dienſt Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit geben werde, ergab ſich ſchon daraus, daß des neuen Königs erſtes Geſchäft war, ſeine Gemahlin Johanna, Ludwigs XI. Tochter, zu verſtoßen, um ſich mit Karls Witwe, Anna, zu vermählen, und dadurch Bretagne der Krone deſto gewiſſer zu ſichern. Erzherzogs Philipp gerechte Anſprüche auf verſchiedene Zugehörden der burgundiſchen Erbſchaft, welche Frankreich ſeiner Mutter in bedrängten Augenblicken entriſſen, und deren Rückgabe der Frieden von Senlis bedungen hatte, vereitelte Ludwig durch Liſt, und der Vertrag von Arras (vom 2. Juli 1499) gab daher dem Kaiſer nicht geringeren Stoff zum Mißvergnügen, als jener, den vor ſiebzehn Jahren die belgiſchen Stände eben daſelbſt geſchloſſen. Gleichwohl war er außer Stande, beſſere Bedingniſſe durch Gewalt zu erzwingen, denn er war eben dazumal in den letzten Kriegen verwickelt, welche er gegen die Eidgenoſſen geführt hat. Dieſe von der alten Biederkeit, ſelbſtzufriedener Genügſamkeit und frommer, bloß den väterlichen Heerd und die ererbten Sitten vertheidigender Mäßigung, zu unbändigem Dünkel und geld- und ehrſüchtiger Verſteigerung ihres Blutes für die ihnen völlig fremden Fehden auswärtiger Staaten übergegangen, hatten ſich geweigert, die Erbeinigung mit Sigmund, nun mit Maximilian, als Herren Tyrols und der vorderen Lande, zu erneuern. Da gedachte Maximilian, ſie mittelſt des ſchwäbiſchen Bundes oder des Kammergerichts in engere Verhältniſſe mit Deutſchland zu ziehen, ſie dadurch zu nützlichen Werkzeugen ſeiner italieniſchen Feldzüge, oder doch durch das Landfriedensgebot für die Erblande unſchädlich zu machen. Gleichzeitig erhob ſich wegen der Vogtei des Frauenkloſters Münſter im Münſterthale ein hartnäckiger Streit zwiſchen den Engadeinern, Gotteshausleuten zu Chur und den Genoſſen des oberen grauen Bundes.

Maximilians allerdings etwas zu vorſchneller Verſuch hatte (wie oft zu geſchehen pflegt) gerade die entgegengeſetzte Wirkung. Die überaus reizbare Empfindlichkeit und das böſe Gewiſſen der Eidgenoſſen vor Habsburg, regte von Neuem die mißtrauiſche Wachſamkeit auf, kettete den Bund der Schweiz enger und geſellte ihnen noch überdies die Bünde des hohen Rhätien bei. Nicht nur die vorderen Lande, ſondern Tyrol ſelbſt, und was zeither von der toggenburgiſchen Erbſchaft erworben, vom Hauſe Montfort dies- und jenſeits des Arlberges, tauſch- oder kaufsweiſe

erhalten worden, war nun unmittelbar bedroht. — Die Fehde brach aus. In Tyrol, in den Vorlanden, vom ſchwäbiſchen Bunde, von der Eidgenoſſen Erbfeinde, dem Adel, wurde gerüſtet. Es iſt unbegreiflich, wie die Ritterſchaft, welche von den Schweizern in allen Schlachten geſchlagen worden, aus ihren und aus den Niederlagen der weitberühmten burgundiſchen Heere nicht endlich doch zu ſich ſelbſt gekommen, ſondern mit der nämlichen Unbeſonnenheit, mit demſelben Uebermuthe in dieſen Krieg gegangen ſei, welche ſchon vor langer Zeit die ſichern Vorboten der unglücklichen Treffen am Morgarten, bei Sempach und Näfels geweſen ſind. Dagegen war in den Eidgenoſſen eine Begeiſterung, welche ſie den Tod in rühmlicher Feldſchlacht ſchimpflicher Gefangenſchaft vorziehen ließ. Heinrich Wolleb aus Uri hob in der Schlacht bei Fraſtanz ohnfern Feldkirch (20. April 1499), wie Winkelried am Tage von Sempach, mit ſeiner ungeheuern Hellebarde ſechs bis acht feindliche Spieße mit gewaltiger Kraft in die Höhe, und bahnte ſo ſeinen Waffengenoſſen den Weg, die feindliche Ordnung zu brechen. So heldenmüthig war ihre Kriegszucht, daß Viele von ihnen, auf beeiſ'ten Alpenhöhen als Vorpoſten aufgeſtellt, eher erfroren, als ſie um Hilfe gerufen hätten. Als ſie zur Rache der Verwüſtung des Rheinthals und der hohenſaxiſchen Güter in geſchloſſenen Gliedern durch den Rhein watcten, kam das Gerücht, der Feind ſei mit hellen Haufen im Anzuge. Die Hauptleute, unzeitigen kriegeriſchen Ungeſtüm fürchtend, befahlen, ſtille zu ſtehen, Jedem da, wo er ſich befände, denn vorzurücken wäre unvorſichtig, ſchimpflich aber, auch nur einen Schritt zurückzuweichen. Dieſer Befehl wurde der Nachhut zugerufen, als ſie eben mitten im reißenden Fluſſe war, und ſie blieb zwei Stunden lang, in der ſtrengſten Winterkälte, die Eisſchollen mit den Spießen ablenkend, im Waſſer ſtehen, bis ihr erlaubt wurde, weiter vorzurücken. Als Maximilian aus den Niederlanden herbei kam, war die Muthloſigkeit ſchon allgemein, acht Niederlagen hatten die kaiſerlichen Völker erlitten; die Treffen bei Hard, Fraſtanz, Baſel, auf der Haide von Mals und bei Dorneck waren die blutigſten; aber das Elend war nicht minder groß, welches dieſe Fehde in der Schweiz, in Schwaben, in Vorarlberg brachte. 2000 Ortſchaften, die niedergebrannt und beraubt, 3000 Menſchen zählte man, denen ſie das Leben gekoſtet. In Bünden war der Mangel ſo groß, daß die Mütter bei einbrechendem Frühlinge ihre Kinder heerdenweiſe in Feld und Wald hinaustrieben, an Wurzeln und Kräutern den wüthenden Hunger zu ſtillen.

Nach acht Monaten erfolgte der Frieden zu Baſel (22. September 1499) ohne irgend welche erhebliche Beſitzveränderung, ohne irgend welche nähere Beſtimmung des ſchwankenden Verhältniſſes der eidgenöſſiſchen Conföderation zu Deutſchland.

Dieſes Friedens eifrigſter Vermittler war Ludwig Sforza geweſen. Er bedurfte der mächtigen Dazwiſchenkunft Maximilians und der Eidgenoſſenſchaft wider den franzöſiſchen König, der um den Beſitz Mailands und durch jenes um die Oberherrſchaft in Italien buhlte. Ludwig XII. war ein Enkel jenes Herzogs von Orleans, der (23. November 1407) von burgundiſchen Meuchelmördern zu Paris gemordet worden, und Valentinens, der Tochter Johanns Galeaz und Schweſter des Filippo Maria, letzten Herzogs zu Mailand, vom Hauſe Visconti. Schon nach Filippo's Tode war Ludwigs Vater, Karl, als Prätendent von Mailand wider den großen Sforza aufgetreten, aber vergeblich.

Mit Florenz, über den mailändiſchen Durchzug vereinigt, mit Venedig (deſſen Truppen und Gebiet d'Adda verheert hatten), ſendet König Ludwig ſeinen Marſchall, den [illegible] Trivulzi, der, von Ludwig Moro verbannt, nach dem Blute der Sforza lechzte. Der Herzog [illegible] de Ligny verlautete das feſte Schloß der Hauptſtadt, und das Land war eben ſo ſchnell gewonnen, als vor ſechs Jahren Karln, aber auch mit eben ſo kurzer Zeit. Schon im Januar [illegible] Ludwig Moro und der Cardinal Ascanius Sforza, ſein Bruder, [illegible] ſchweizerſchen Söldnern ein, und wurden in Mailand mit Jubel empfangen. Aber eben ſo bald kamen Trememille und [illegible] Herzog Ludwig wurde in dem belagerten Novara von ſeinen ſchweizerſchen Söldnern ſchändlich verrathen, und ſaß zehn lange Jahre bis an ſeinen Tod in Loches im engen, ſchmählichen Kerker. Damit waren aber die franzöſiſchen Coups d'Etat nach nicht am Ziele. Ein unterirdiſcher Bund zu ſtehen, ihm und Ferdinand dem Katholiſchen, König von Aragon, Kop d. entſetzte Sforza vom Throne beider Sicilien. Und die Bundesgenoſſen theilten ſich darein. Jeder in der mühſam verborgenen Abſicht, nach der erſten guten Gelegenheit der ganzen Beute zu bemächtigen. Jene Gelegenheit fand ſich ſchon im vierten Jahre darauf. Ludwig XII. Ferdinand gegen Gonſalvo von Cordova.

Das Bündniß Mailands [illegible] 11. December 1500 zu Blois mit Ludwig einen halbjährigen Waffenſtillſtand. Ungern und nur um ſeines Sohnes

willen, genehmigte ihn Maximilian. Er hatte Philippen (21. October 1496) mit Ferdinands und Iſabellens Tochter Johanna, ſeine Prinzeſſin Margaretha aber (4. April 1497) mit dem Kronprinzen Johann von Arragonien und Caſtilien vermählt. Dieſer ſtarb ſechs Monden nach geſchloſſener Ehe; wenige Tage darauf gebar Margaretha ein todtes Kind. Johannens ältere Schweſter Iſabella ſtarb plötzlich auf dem Reichstage zu Saragoſſa, wo ihr und ihrem Gemahl Emanuel als Thronerben gehuldigt worden. Nach zwei Jahren folgte ihr ihr einziger Sohn Michael. So wurde der Erzherzog Philipp, der Infantin Johanna Gemahl, präſumtiver Erbe der ganzen ſpaniſchen Monarchie, deren innere Feſtigkeit des großen Franziskaners Ximenez Feuergeiſt, deren auswärtigen Glanz Gonſalvo's Heldenthaten befeſtigten, für welche der genueſiſche Seefahrer Chriſtoph Colomb eine neue Welt entdeckt hatte.

Dieſer Rückblick auf des Sohnes Hoffnungen, der Reichsfürſten ſchmähliche Unthätigkeit und Ludwigs lockende Anerbietungen beſtimmten endlich Maximilian, den geheimen Traktat von Trient (am 14. December 1501) mit Ludwigs großem Miniſter, dem Cardinal-Erzbiſchof von Rouen, Georg von Amboiſe, abzuſchließen. Frankreich ſollte mit Mailand belehnt werden, es erkannte dagegen Philippen und ſeine Nachkommen als Erben der ſpaniſchen Reiche, und verhieß ſeine Unterſtützung zur Erbfolge von Ungarn und Böhmen und kräftigen Beiſtand wider die Türken. Karl, Philipps erſtgeborner Sohn, noch kein volles Jahr alt, wurde mit Ludwigs Tochter Claudia verlobt. Würde Ludwig ein Sohn geboren, ſo ſollte ihm eine von Karls Schweſtern vermählt werden. Mit edler Wärme verwendete ſich Maximilian zugleich für den gefangenen Ludwig Moros, der ihn doch ſo oft hintergangen hatte. Linderung ſeines Schickſals, Amneſtie für ſein Geſchlecht und für Alle ſeiner Partei, wurden Bedingung dieſes merkwürdigen Vertrages. So ungern ihn Maximilian geſchloſſen, ſo lange ſäumte er, ihn zu vollſtrecken. Die Franzoſen von ganzer Seele haſſend, fiel ihm nichts ſo hart, als ihnen in dem ſchönen Italien, dem Garten der Erde, einen Aufenthalt gönnen zu müſſen.

Der Tod Herzogs Georg des Reichen von Landshut (1. December 1503) veranlaßte unterdeſſen neue Verwirrungen in Deutſchland. Bei herannahender Altersſchwäche war ihm nichts unerträglicher geweſen, als ſeine Lande, für deren Wohlfahrt er mit hausväterlicher Zärtlichkeit gewacht, die Schätze, welche nach einer verſchwenderiſchen Jugend ſein

Großvater Heinrich (wider deſſen zügelloſe Willkür Kaspar der Törringer die bayeriſche Ritterſchaft zum Kampfe für die Verfaſſung geführt), welche ohnerachtet langwieriger Fehden, ſein Vater Ludwig, Beide, wie er, die Reichen genannt, aufgehäuft hatten, ſeinen Vettern von der Münchener Linie hinterlaſſen zu müſſen, mit welcher er ſein ganzes Leben lang in der bitterſten Feindſchaft gelebt hatte.

Er verſuchte es, Geſetz und Ordnung der Nachfolge durch ſeinen letzten Willen zu brechen, und ſetzte ſeine geliebte Tochter Eliſabeth und deren Gemahl, den Pfalzgrafen Rupert, zu Erben ſeiner ganzen Verlaſſenſchaft ein. Aller Abmahnungen des Kaiſers und der Reichsgerichte ohnerachtet, ſetzten ſich dieſe Beiden muthig in den Beſitz; ſie ſchreckte nicht die Reichsacht, nicht, daß die obere und untere Pfalz und Ober-Bayern, von den bayeriſchen Vettern, von Würtemberg und Heſſen, Brandenburg und Nürnberg zugleich angefallen wurden. Da raffte der Tod Ruperten und Eliſabeth binnen drei Wochen hinweg. Am Tage vor der Letzteren Hinſcheiden (12. September 1504) hatte Maximilian das böhmiſche Hilfsheer bei Regensburg nach einem äußerſt hartnäckigen Treffen geſchlagen. Da bequemte ſich Ruperts Vater, der alte Churfürſt Philipp, für ſeine beiden Enkel Otto Heinrich und Philipp, von denen der ältere noch nicht drei Jahre alt war, den Kaiſer um Gnade zu bitten. Der Streit wurde durch den Spruch zu Köln (30. Juli 1505) und zu Coſtnitz (im Juli 1507) dahin vertragen, daß die beiden pfälziſchen Prinzen das Herzogthum Neuburg (zeither die junge Pfalz genannt), Herzog Albrecht von München aber den ganzen Ueberreſt der landshutiſchen Erbſchaft erhalten ſollte. Die übrigen Theilnehmer des Krieges erhielten verhältnißmäßige Entſchädigungen für die aufgewandten großen Koſten an Geld oder Land; namentlich erwarb Maximilian die Grafſchaften Kirchberg und Weißenhorn, ſowie Burgau und die Landvogtei, und die 1503 eroberten Herrſchaften Rattenberg, Kitzbühel und Kufſtein, welche Tyrol arrondirten, jene zwei durch ihre reichen Bergwerke, und dieſes durch die Beherrſchung des Inns allgemein berühmt.

Das ſeinen Abſichten ſo wichtige, ſeinem Herzen ſo werthe Tyrol, hatte ſchon vor drei Jahren einen höchſt willkommenen Zuwachs erhalten. Das Geſchlecht der Grafen von Görz, unter Meinhard (mit deſſen Enkelin Margarethe der Maultaſch der ältere Zweig erloſch) Herr Tyrols und Kärnthens, — nachdem dieſe Beſitzungen an Habsburg übergegangen, in beſtändigen,

Faſt immer unglücklichen Fehden mit den Carraras, den Patriarchen von Aquileja, mit Venedig und Oeſterreich erloſch. Das erbloſe Hinſcheiden Leonhards, des letzten Grafen (zu Lienz am 12. April 1500), verband durch den Heimfall des Puſterthales Tyrol mit Kärnthen, und gab Inneröſterreich, durch die übrigen görziſchen Beſitzungen, ein neues Bollwerk wider Frankreich. — Ueber den verzögerten Vollzug des Trienter Vertrages auffichtig, hatte dieſes zwar nicht öffentlich, aber deſto erboſ'ter wider Maximilian Partei genommen. Dieſes läſtige Verhältniß zu endigen und einer kräftigen Hilfe wider die Argliſt Ferdinands des Katholiſchen gewiß zu ſein (der, den Tod ſeiner Gemahlin vorausſehend, ſich mit Ausſchließung Johannens und Philipps der caſtilianiſchen Krone zu bemächtigen ſtrebte), beſchleunigte Maximilian den Abſchluß des Traktates von Blois, der, jenen von Trient im Weſentlichen beſtätigend, Erzherzog Karln, dem Bräutigam der königlichen Tochter Claudia, auf Ludwigs unbeerbten Abgang Mailand, Genua und Bretagne nebſt den Grafſchaften Aſti und Blois, das Herzogthum Burgund, Maçonnois, Auxerrois und Bar-ſur-Seine zuſicherte. Zugleich auch verbanden ſich Maximilian, Ludwig und Papſt Julius II. wider Venedig (22. September 1504).

Die wenige Monden darauf in Spanien eingetretenen Veränderungen, welche den Kaiſer vorzüglich zur Wiederherſtellung des guten Einvernehmens mit Frankreich beſtimmt hatten, bewogen dagegen den franzöſiſchen König, denſelben wieder zu brechen.

Es war nämlich die Königin Iſabella (26. November 1504) geſtorben; ihr letzter Wille, an deſſen Aechtheit jedoch häufig gezweifelt wurde, beſtimmte ihren Gemahl Ferdinand zum Regenten Caſtiliens, bis Johannens und Erzherzog Philipps Sohn Karl das zwanzigſte Jahr erreicht haben würde; aber mit Umgehung dieſer nicht geſetzlichen Verfügung erkannten die Cortes zu Valladolid Johannen und Philippen als ihren König. Ferdinand, voll Bosheit, näherte ſich nun Ludwig XII., dem er eben Neapel entriſſen hatte, und vermählte ſich mit der Schweſtertochter deſſelben, Germane von Foix, um womöglich noch einen Erben von Arragonien zu erzeugen und ſomit eher ſein Lieblingsproject, die Einheit und Untheilbarkeit der ſpaniſchen Kronen, ſelber zu zerſtören, als dieſes herrliche Erbſtück dem öſterreichiſchen Hauſe zu überlaſſen. Dieſer Plan ſchien ihm um ſo leichter zu werden, als Johanna, aus Uebermaaß der Liebe zu Philipp, und aus Eiferſucht, in eine Schwermuth gefallen war, welche nach wenigen Jahren in Wahnſinn

überging, und als Philipp im achtundzwanzigſten Jahre (1506 am 25. September) ſtarb. Nun entſtand um die Vormundſchaft der Infanten Karl und Ferdinand (welche nachhin Beide Kaiſer geworden) zwiſchen dem väterlichen und mütterlichen Großvater, Maximilian und Ferdinand, heftiger Streit. Die caſtiliſchen Großen nahmen Jeder, nach Ueberzeugung oder Intereſſe, Partei, und es entſtanden bedenkliche Unruhen. Erſt nach zwei Jahren wurde verglichen. Ferdinand blieb Vormund, Maximilian erhielt eine beträchtliche Geldſumme. Ferdinand führte die Vormundſchaft bis an ſein erbloſes Hinſcheiden (23. Januar 1516). Seinen älteſten Enkel Karl ernannte er im letzten Teſtamente (in zwei früheren hatte er ihn enterbt) gleichwohl zum Nachfolger, auch in Arragonien.

Durch jene Bewegungen aufgemuntert, brach Ludwig, ſobald er die Belehnung über Mailand erhalten, den Traktat von Blois, und verlobte ſeine Tochter Claudia mit dem Grafen von Angoulême, der ihm nach neun Jahren auf dem franzöſiſchen Throne folgte. Der auf den Rücktritt geſetzten Strafe (der Abtretung von Burgund und Mailand) wurde mit keiner Sylbe erwähnt. Bald darauf unternahm der König, die Anarchie in Genua, das noch immer wie eine Zubehörde Mailands betrachtet wurde, zu erſticken, und die Rechte des Adels wider die wilden Zugriffe des Volkes zu ſchützen.

Dieſer Zug erregte heftigen Widerwillen in dem ehrgeizigen, kriegeriſchen Papſte Julius II., dem größten Feinde des liguriſchen Adels. Im aufgereizten Zorne waren überdies Ludwig einige Reden entfallen, aus denen Julius argwohnte, der König führe nichts Geringeres im Schilde, als ihn ab- und ſeinen großen Miniſter, den Cardinal von Amboiſe, auf den heiligen Stuhl zu ſetzen.

Von nun an wetteiferten der Papſt und Venedig, Maximilian und die auf dem Tage zu Coſtnitz verſammelten Reichsſtände, über Ludwigs Abſichten zu allarmiren.

In der That ſchien diesmal ein Funke des allmählig erſterbenden Gemeinſinnes für's deutſche Vaterland wieder aufzuglimmen. Obgleich die verwilligte Reichshilfe ſchneller verſprochen, als auf den beſtimmten Sammelplätzen eingetroffen war, brach Maximilian gleichwohl mit ſeinem kaum 7000 Mann ſtarken Heere nach Italien auf. Ludwig war unterdeſſen mit dem größten Theile ſeines Heeres über die Alpen zurückgegangen, und nun war wieder Niemand, der eifriger gewünſcht hätte, auch

Maximilian möchte in Deutſchland bleiben, als der Papſt und Venedig, die kurz zuvor ſo ängſtlich und dringend ſeinen Schutz angefleht hatten. Die Signorie ging ſo weit, ihm den angeſuchten unſchädlichen Durchzug durch ihr Gebiet zu ſeiner Krönung nach Rom geradehin zu verſagen. Mit Recht erbittert, fiel Maximilian (im Februar 1508) mit drei Heeren, wovon das eine er ſelbſt, Markgraf Caſimir von Brandenburg das zweite, das dritte ſein geliebter Waffenbruder Herzog Erich von Braunſchweig befehligte, aus den Schluchten Tyrols, Kärnthens und Oeſterreichs in's Venetianiſche ein. — Aber das gänzliche Ausbleiben der reichsſtändiſchen Hilfe und der ſchweizeriſchen Söldner, auf welche beim Entwurfe des Operationsplanes beſtimmt gerechnet worden war, verurſachte einen ſchnellen Rückzug, auf den (als inzwiſchen Alviano zu Lande, Contarini mit der Flotte an den Küſten beträchtliche Vortheile errungen) eben ſo bald (am 6. Juni 1508) ein dreißigjähriger Stillſtand folgte.

Die Franzoſen, welche, aller Aufforderungen der venetianiſchen Feldherren ohngeachtet, ſich geweigert hatten, öffentlich mit ihnen gemeine Sache zu machen, und insbeſondere mit Alviano die Belagerung von Trient zu unternehmen, mußten ſich's nun auch gefallen laſſen, daß ſie von dieſem Vertrage ausgeſchloſſen und ihnen nur drei Monate Friſt gegeben wurden, demſelben beizutreten.

Nicht mit Unrecht war Ludwig über das rückſichtsloſe Benehmen der Signorie ergrimmt. Seine im erſten Ausbruche des Unwillens wenig gemäßigten Vorwürfe gegen Condulmer, den venetianiſchen Geſandten, vertauſchte er bald mit freundſchaftlicher Verſöhnlichkeit, damit ſeine Rache die Republik deſto unvorbereiteter treffe.

Flüchtlinge, welche die Freiheit höher ſchätzten als das Leben und deſſen Genuß, fanden, der Tyrannei Attila's, der Oſtgothen ernſtem, vielfältig wildem Regimente, der longobardiſchen Rohheit zum Trotz, die Freiheit auf den Inſeln an der nordweſtlichen Spitze der adriatiſchen See.

Durch Brücken weniger als durch die Gleichheit des Schickſals unter ſich verbunden, wurden dieſe Inſeln in der Folge bloße Quartiere des aus den empörten Wellen ſtolz emporſteigenden Venedigs, das ſeine Freiheit wider die Normannen, Araber, Ungarn glücklich behauptet, Conſtantinopel erobert, die Nebenbuhlerin Genua für immer gedemüthigt, die gefährlichen Carraras erwürgt, das viscontiſche Mailand ſeiner Bollwerke beraubt, im ioniſchen, ägäiſchen und Mittelmeere über den Handel Egyptens und der

Levante ausſchließend geherrſcht hat, — das durch ſeine einzige ſchwache Seite, die Terra ferma, in die bedenklichſten Verwickelungen hineingegangen, das Innere durch freigebig geöffnete Wege des Reichthums und durch geheimnißvollen Schrecken gezähmt, in den auswärtigen Verhältniſſen durch eine ſchlaue, eiferſüchtige und ruchloſe Politik ſich ein tauſendjähriges Alter erworben hat.

Je reicher bereits die Erbariſtokraten, je unvorhergeſehener und unabſehbarer der Verfall des venetianiſchen Handels durch des Portugieſen Basko de Gama Entdeckungen geworden war, deſto ſichtbarer zielte der Ehrgeiz der Republik dahin, zugleich als Landmacht zu figuriren. Durch Karls VIII. und Ludwigs XII. Heerzüge kam dieſem Ehrgeize der unverdächtige Anſchein der Nothwehr zu ſtatten. Der Rath fing an, die minder mächtigen Fürſten und Communen nach Launen zu mißhandeln, zu ſprechen und zu thun, wie nach den beiden erſten puniſchen Kriegen, beſonders nachdem kein Karthago mehr war, Roms ungleich mehr militairiſcher Senat.

Es iſt bereits oben bemerkt worden, wie ganz ohne Noth Venedig ſich den franzöſiſchen König zum Feinde gemacht. Es war ferner unbeſcheiden genug, ſeinem jugendlichen, ruhmredigen Feldherrn Alviano wegen der nicht entſcheidenden Vortheile, die er mit ſo leichter Mühe in Friaul und Cadober wider die Kaiſerlichen erhalten, die Ehre eines altrömiſchen Triumphes zuzugeſtehen. Ferdinand der Katholiſche war des Beſitzes beider Sicilien nicht gewiß, ſo lange Venedig ihm die Wiedereinlöſung der verpfändeten Häfen und Feſtungen in dieſen Reichen verweigern durfte, — der Schlußſtein des feindlichen Bundes war endlich der ehr- und habſüchtige Papſt Julius II., der, da er ſelbſt nun einmal nicht Oberherr der ganzen italieniſchen Halbinſel werden konnte, doch jede auswärtige Macht verhindern wollte, hierzu zu gelangen, — und damit er auch perſönlich nicht unbeleidigt bleibe, hatte Venedig ſeinen zur Kathedrale von Vicenza präſentirten Nepoten ohne Weiteres ausgeſchloſſen und das Bisthum an einen ſeiner Nobili vergeben.

Maximilians Tochter, der geiſtreichen, männlichen Margaretha, ſeit ſie zum zweiten Male Witwe geworden, Statthalterin der Niederlande, ihrem geprüften Rathgeber Merkurin Gattinara und dem Cardinal von Amboiſe gebührt der Ruhm, die getheilten Intereſſen dieſer Fürſten (an welche ſich bald ganz Italien anſchloß) auf die möglichſt dauernde Weiſe, durch die berühmte Ligue von Cambray (20. December 1508) zum Untergange

Venedigs vereinigt, und jenen älteren Bund von Blois wider die ſtolze Inſelſtadt gleichwohl noch zur Ausführung gebracht zu haben. Als öffentlicher Grund dieſer Zuſammenkunft wurde die oft beſchloſſene und verworfene Wechſelheirath zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, und die geldernſchen Händel angegeben, und wirklich auch am gleichen Tage mit dem geheimen Bündniſſe ein Friede mit dem Herzoge von Geldern unterzeichnet, insgeheim aber, wie vor acht Jahren über beide Sicilien, ſo jetzt über ſämmtliche venetianiſche Beſitzungen ein förmlicher Theilungsvertrag geſchloſſen. Der katholiſche König ſollte die ſicilianiſchen Pfandſchaften, — der Papſt Ravenna, Rimini, Faenza, Imola, Ceſena, Cervia, — Ludwig XII. Cremona, Brescia und Bergamo mit allen Avulſen von Mailand, — endlich Maximilian Verona, Padua, Vicenza, Treviſo, Friaul, Aquileja und Roveredo erhalten. — Gleichwohl erhielt er am Ende dieſer Fehde nur das letzte, und ſein Haus den Ueberreſt erſt 289 Jahre ſpäter im Frieden von Campo formio. Eben ſo lange überlebte Venedig die Ligue von Cambray.

Insbeſondere kam noch zwiſchen Ludwig, dem Kaiſer und ſeinem Enkel Karl eine förmliche Verſöhnung wegen des ſchnellen Bruches der Traktaten von Blois, und der daſelbſt geſchehenen Verlobung Karls mit der franzöſiſchen Prinzeſſin Claudia zu Stande, und die Könige von England und Ungarn, die Herzöge von Savoyen, Ferrara und Mantua wurden auch förmlich eingeladen, die große Ligue noch durch ihren Beitritt zu verſtärken.

Ein böſes Vorbild für alle künftigen Bündniſſe dieſer Art gab der Cambrayer Bund durch außerordentlich ſchnellen und ſonderbaren Wechſel der Allianzen zwiſchen ſeinen Mitgliedern. Denn kaum war die Bundesurkunde beſiegelt, als ſchon Julius an derſelben zum Verräther wurde. — Staatsplane und Privatleidenſchaften kämpften in ſeinem ſtürmiſchen Gemüthe heftig gegeneinander. Centnerſchwer fiel ihm die Frage auf's Herz, was wohl aus ihm und dem ganzen mittlern Italien werden würde, wenn in dem unteren Spanien und im obern Frankreich und Oeſterreich ungetheilte Herrſchaft hätten?

In der Angſt entdeckte Julius das ganze Geheimniß der Ligue (welches die Signorie ſchon aus einigen unbeſonnenen Reden franzöſiſcher Kronbeamten ahnete) dem venetianiſchen Geſandten zu Rom, und erbot ſich, das ganze Bündniß rückgängig zu machen, wenn ihm die Venetianer dasjenige freiwillig einräumten, was ihm der Theilungsvertrag ohnehin zugeſichert hatte.

Die hohe Signorie würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Julius, wüthend über dieſe Verachtung, und zum Ausharren bei der Ligue gezwungen, that die Venetianer am 27. April 1509 als Unchriſten in den Bann. Mit 10,000 Mann nahm er die ihm beſtimmten Plätze weg, während Ludwig mit 40,000 Mann über die Alpen herab an die Adda zog, wo er das venetianiſche Heer vor ſich fand, aus deſſen ſchwankenden, unzuſammenhängenden Bewegungen die Uneinigkeit der Befehlshaber ſich allzufrühe verrieth. — Den feurigen, edlen Alviano, der ohnehin ſchon die Oberfeldherrnſtelle bekleidet hatte, untergab die Republik, die es verhindern wollte, gegen den vielarmigen Bund alle ihre Kräfte auf das ungewiſſe Spiel einer einzigen Schlacht zu ſetzen, dem alten bedächtlichen Niklas Orſini, Grafen zu Pergliano. Zwiſchen Baila und Agnadello kamen ſie an einander. Alviano ſtürzte das Heer durch verſchnellen Angriff in die größte Gefahr, Pergliano's Unentſchloſſenheit vollendete die Niederlage. — Das venetianiſche Fußvolk wurde nach dem unerſchrockenſten Widerſtande beinahe ganz aufgerieben, ein guter Theil ging zu den Franzoſen über, die, von dem Beiſpiele ihres Königs und des Marſchalls Chaumont angefeuert, Wunder der Tapferkeit thaten. Alviano ſelbſt wurde verwundet und gefangen.

Rath und Volk zu Venedig nahmen dieſe Schreckensbotſchaft nicht mit demſelben Starkmuthe auf, wie das römiſche die Nachricht von dem Siege des großen Puniers bei Cannä empfing. Zu gleicher Zeit wütheten in der Stadt ſelbſt mörderiſche Seuchen, unerſättliche Flammen verzehrten den größten Theil des Arſenals und des ungeheuern Vorraths aller Kriegsbedürfniſſe, Stürme begruben eine mit mehreren Tonnen Goldes und wichtigen Aufträgen beladene, nach Ravenna beſtimmte Galeere in den erboſ'ten Meeresfluthen. Die wenige Monden vorher noch ſo übermüthige Republik ſtand am Rande der Verzweiflung. Es mußte Lebensſtrafe darauf geſetzt werden, wenn ſich Jemand weigerte, in dieſer Bedrängniß ein öffentliches Amt anzunehmen.

Ludwig hatte mittlerweile bis an den Gardaſee hinaus Venedigs ganzes Gebiet unterworfen, aus Friaul, Kärnthen und Tyrol rückten, wiewohl langſam, Maximilians Schaaren heran. Da räumte die Republik freiwillig die Plätze im Neapolitaniſchen, im Kirchenſtaate, in der ganzen Terra ferma; ſie ſtellte es den Städten völlig frei, ob ſie den Verbündeten Gegenwehr thun wollten, oder nicht; ſie ſendete den ſeiner gemäßigten

Anſichten und ſeiner Friedensliebe wegen bekannten Senator Anton Giuſtiniani an den Kaiſer. Maximilians Vertrauter, der Cardinalbiſchof von Trient, Bernard von Cleß (ein verjüngter Julius), wendete dem Botſchafter, als einem Excommunicirten, mit Abſcheu den Rücken. Auf gleiche Weiſe wies ihn Maximilian von ſich, — erſt nach langem Bitten gewährte er ihm in ſeinem Luſtſchloſſe Weyherburg bei Innſpruck eine Audienz. Giuſtiniani *) fiel dem Kaiſer, über welchen Venedig noch kurz vorher einen Triumph gehalten, — zu Füßen, und verſprach in einer langen demüthigen Rede, das ganze feſte Land zwiſchen dem adriatiſchen und dem Gardaſee ſogleich abzutreten, und einen jährlichen Tribut von 5000 Dukaten zu bezahlen, nur ſollte er ihnen ſeinen Beiſtand wider den franzöſiſchen König nicht verſagen, nur nicht auf dem feindlichen Verhaben beſtehen, den venetianiſchen Namen ganz auszurotten.

Maximilian, durch den Vertrag von Cambray gebunden und über Venedig auf's Aeußerſte erbittert, hieß ihn gleichwohl nichts erwarten, als Kampf auf Leben und Tod. — Dennoch war der Kaiſer durch das abermalige Zögern der Stände unvermögend, vor Ende Juli 1509 im Felde zu erſcheinen. Dieſes Zögern, und daß Maximilian, obgleich aus ſtatthaften Gründen, ſich entſchuldigt hatte, zu der von Ludwig vorgeſchlagenen Zuſammenkunft nach Crema zu kommen, noch mehr die unerwarteten Fortſchritte des Kaiſers, dem alle Plätze in Iſtrien, dem Verona, Vicenza, Padua die Thore öffneten, dem das einzige Trevigi hartnäckigen, aber darum doch ſchwachen Widerſtand leiſtete, machten die Eiferſucht des franzöſiſchen Königs in dem Grade rege, daß er am Ende des nämlichen Monats mit dem größten Theile ſeines Heeres wieder über die Alpen zurückging. Vergeblich drang, wie ein anderer Cato, Maximilian ohne Unterlaß darauf, vor Allem ſolle Venedig angegriffen und zerſtört werden. Möge man dann dem ſtolzen Senate vergönnen, auf Fiſcherbarken in Cypern oder Candia eine Freiſtätte zu ſuchen!

Nach ſeiner genauen Localkenntniß bewies Maximilian die Ausführbarkeit dieſes großen Gedankens, wenn nur Frankreich, Spanien und der Papſt eine hinreichende Anzahl Schiffe herbeiſchaffen wollten. Allein Julius, der ſeinen Antheil an der Beute bereits im Beſitz, und König

*) Dieſe erſte darf mit Giuſtiniani's zweiter bisher unbekannter Sendung von 1511 nicht vermiſcht werden.

Ferdinand, der bei dem ganzen Kriege am wenigſten zu gewinnen hatte, wendeten durch ihre Ränke dieſen entſcheidenden Schlag von der Republik. Sie hob ihr Haupt neuerdings empor, eroberte Legnago, Caſtelfranco und Padua wieder, fing den Markgrafen von Mantua, vereitelte (im October) die abermalige Belagerung von Padua, und machte den Papſt wirklich von der Ligue abtrünnig. Am 24. Februar 1510 hob Julius gegen Abtretung der Städte in Romagna und im Ferrareſiſchen, und gegen anſehnliche Handelsvortheile für ſeine Unterthanen den Bannfluch wieder auf, und ſchloß einen beſonderen Frieden.

Auf die bittern Vorwürfe des Kaiſers und des franzöſiſchen Königs antwortete er bloß, er könne als Statthalter Chriſti Niemanden zurückweiſen, der ſich ihm mit werkthätiger Bußfertigkeit und Reue nähere. Ja, er ſchickte ſogar Abgeordnete auf den Tag zu Augsburg, um die Reichsſtände zu bewegen, dem Kaiſer die zugeſicherte Hilfe an Geld und Volk wieder zu verweigern. Maximilian ließ dieſe Abgeordneten als Aufwiegler ergreifen und abſchaffen.

Der diesjährige Feldzug wurde durch des Kaiſers tapfere Feldoberſten, Fürſten Rudolph von Anhalt und Herzog Erich von Braunſchweig, geführt. Zu ſeinem großen Mißvergnügen hielten Maximilian dringende Angelegenheiten Oeſterreichs und der Niederlande ab, ſich ſelbſt, wo er ſich allezeit am liebſten befand, an die Spitze der Armee zu ſtellen. Die Eiferſucht der Franzoſen hinderte jedoch jeden großen Erfolg: der Marſchall von Chaumont zog ſich in's Mailändiſche zurück, als den Kaiſerlichen ſeine Hilfe am nöthigſten war.

Die Untreue des Papſtes hatte eine engere Vereinigung zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich zur nothwendigen Folge. Gegen dieſes war Julius' und Venedigs ganzer Haß und ganze Anſtrengung gerichtet. Nach der dem flehenden Giuſtiniani gegebenen Antwort konnte Maximilian nicht mehr zurück. Am 17. November 1510 kam ſohin zu Blois (nachdem inzwiſchen Chaumont das päpſtlich-venetianiſche Heer aus dem Ferrareſiſchen hinausgeſchlagen hatte) ein neuer Bund zwiſchen Maximilian und Ludwig zu Stande. Nicht nur mit verſtärkter irdiſcher Macht, ſondern von einer noch viel empfindlicheren Seite wurde beſchloſſen, den Papſt anzugreifen. Man ſetzte ihm ein Concilium zu Piſa entgegen, und verbarg den Plan keineswegs, ihn mit Gewalt abzuſetzen. Nach einer allgemeinen Verſammlung der gallikaniſchen Kirchenhäupter zu Tours wurde

beſchloſſen, dem Papſte zuvörderſt eine Erweiterung des Concordats von 1438 abzudringen, welches unter dem Namen der pragmatiſchen Sanction Karls VII. bekannt iſt. — Der berühmte deutſche Gottesgelehrte Jacob Wimpheling mußte die zahlreichen, erſt auf dem letzten Reichstage zu Augsburg lebhaft beſprochenen Klagen deutſcher Nation wider die ſteigenden Mißbräuche und Anmaßungen des römiſchen Hofes eilig zuſammenfaſſen und, mit Abänderung der Aſchaffenburger und Wiener Concordaten, ein ähnliches pragmatiſches Geſetz für das geſammte deutſche Reich und die kaiſerlichen Erblande entwerfen. Julius, durch dieſe Waffen weit mehr geängſtigt, rief eine Synode im Lateran zuſammen, die aber eben ſo aus lauter Italienern beſtand, wie das piſaniſche Concilium aus Franzoſen.

Am 4. October 1511 kam indeſſen gleichwohl, im Gegenſatze der Ligue von Cambray, die ſogenannte heilige Ligue zwiſchen Julius, Venedig und dem katholiſchen Könige zu Stande, welcher (am 9. Februar 1512) auch König Heinrich VIII. von England beitrat. Dieſer Bund nun ließ kein Mittel unverſucht, den Kaiſer von der franzöſiſchen Allianz abzuziehen. Obgleich der von Frankreich ſo oft betrogene Maximilian auch dieſes Mal, ſo oft ihm Hilfe am nöthigſten, von Ludwig allemal verlaſſen, und oft ſogar im Siegeslaufe gehindert worden und ſchon an und für ſich geneigt war, von dieſem Bündniſſe abzutreten, hielt ihn doch der Haß Venedigs noch davon zurück. Erſt nach langen Unterhandlungen und neuen Beweiſen der franzöſiſchen Liſt ließ ſich der Kaiſer (am 6. April 1512) zu einem ſechsmonatlichen Waffenſtillſtande bewegen, den Venedig mit theurem Gelde erkaufen mußte.

Ludwigs Neffe und Statthalter in Mailand, der zwanzigjährige Held Gaſton von Foix, Bruder der ſpaniſchen Königin Germane, vollzog den Befehl ſeines Königs trefflich: bevor die deutſchen Völker ſich vom Heere trennten, etwas Entſcheidendes auszuführen. Mitten im Winter entſetzte er durch einen bewundernswürdigen Zug Bologna (22. Januar 1512), ſtürmte (den erſten Anlauf thaten unter Freyberg und Ems Maximilians Völker) das ungetreue Brescia, mitten auf dem Marktplatze dem berühmten Andreas Gritti ein Treffen liefernd, das 15,000 Venetianern das Leben gekoſtet hat. Alles, was in der Stadt ein Schwert getragen, fiel durch's Schwert, die angeſehenſten Edeln wurden gefangen, die Stadt ſieben Tage lang geplündert und Graf Ludwig Avogadro, der Brescia

wieder der Republik Venedig übergeben hatte, mit ſeinen zwei Söhnen öffentlich enthauptet.

Am 11. April darauf kam es zu dem berühmten Treffen von Ravenna. Auch hier wurde das ſpaniſch-päpſtliche Heer, unter den Befehlen der beiden Colonna's, des neapolitaniſchen Vicekönigs Cordova und des aus der afrikaniſchen Expedition bekannten Pietro Navarro, von den Franzoſen und Deutſchen völlig geſchlagen, die meiſten Generale und der päpſtliche Cardinallegat Johann von Medicis (Julius' Nachfolger unter dem Namen Leo X.) gefangen und vor den Legaten des piſaniſchen Conciliums, den kriegeriſchen Cardinal Sanſeverino, geführt, — aber Rom und Neapel rettete der Tod Gaſtons, der, den drohenden Rückzug des ſpaniſchen Fußvolkes recognoscirend, und ungeſtüm, wie es dem Oberfeldherrn nicht ziemt, mit einer kühnen Schwadron mitten in ſeine eiſernen Glieder hineinſtürzte, ſein koſtbares Leben eben ſo zwecklos hinopfernd, als im hohen Alterthume Pelopidas und Marcell.

Im darauf folgenden Monate gaben die Eidgenoſſen dem ganzen Kriege eine andere Geſtalt. Matthäus Schinner, Cardinalbiſchof von Sitten, ein treuer Anhänger des Papſtes, führte ſie, zehntauſend an der Zahl, durch Tyrol nach Verona. Zugleich trennten ſich die kaiſerlichen Völker von dem franzöſiſchen Heere. Gaſtons Nachfolger, la Paliſſe, zog ſich nun ganz über die Alpen zurück, nachdem er in Brescia und Crema, in die Citadellen von Cremona, Mailand und Novara Beſatzungen geworfen. Maximilian ließ nun durch den Cardinalbiſchof von Gurk, Matthäus Lang (am 28. December 1512), Maximilian Sforza, des im Gefängniſſe verſtorbenen Ludwig Morus Sohn, als Herzog von Mailand einſetzen. Am 21. Februar 1513 ſtarb Julius II. Das Cardinalscollegium, bange vor der Grille Maximilians, ihm auf dem heiligen Stuhle zu folgen, wählte ſchon am 11. März den Cardinal von Medicis, welcher ſich Leo X. nannte.

Nun wurde wieder zu Blois (am 23. März 1513) eine Allianz zwiſchen Frankreich und Venedig geſchloſſen, — dagegen erhob ſich (5. April 1513) die Ligue von Mecheln, an welcher der Papſt, Maximilian, die Könige von England und Spanien Theil nahmen. — Faſt zu derſelben Zeit eroberte Ludwig Mailand wieder, aber ſchon am 6. Juni 1513 zwang ihn der Sieg der Eidgenoſſen bei Novara, derſelben Stadt, wo ſie einſt Ludwig Sforza an ihn verrathen, Italien gänzlich zu verlaſſen. Mit großem Verluſte wurde Alviano durch Wilhelm von Rogendorf von dem

belagerten Verona zurückgeſchlagen, Venedig ſelbſt wurde von ſpaniſchen Böllern beſchoſſen. Am 7. October verlor Alviano bei Creazza im Venetianiſchen, an die Spanier, Päpſtlichen und Deutſchen, denen er den äußerſt gefährlichen Rückweg abſchneiden wollte, den Sieg, das ganze Lager und Geſchütz. Loredano, des Dogen Vetter, der ihn zur Schlacht gereizt, Baglione, Bentivoglio, Malateſta und Fregoſo waren todt oder gefangen. Das ganze Heer ergriff eine ſchändliche Flucht. Vor der Schlacht ſendete Alviano zu Georgen von Freundsberg, der die deutſchen Landsknechte der Vorhut führte, einen Herold: „Er wolle ſie nach abgelegter Wehr mit weißen Stäben friedlich ziehen laſſen. In der Schlacht werde Keiner verſchont werden.“ Auch ſchickte er nach Padua hinein, Adel und Damen ſollten zu Pferd herauskommen, um ſich an der Niederlage der Feinde zu weiden, die er ſchon auf der Schlachtbank hätte.

Auf jene Botſchaft antwortete Freundsberg unter dem Zurufe ſeiner Schwaben: „Wohl habe ich nackte Knaben, aber wenn denen ein Becher Weins im Buſen glüht, ſind ſie mir lieber, als Euer wälſches Volk, das ſich in Eiſen hüllt vom Scheitel bis zur Sohle. Lieber hier rühmlich umkommen, als ſchimpflich abziehen. Zwar ſtehen wir hier nicht gut, aber noch ſteht Alles zum Glück. Viel Feind', viel Ehr'!“

Zugleich war der engliſche König in Frankreich eingebrochen. Es wurde Terouenne belagert. Am 17. Auguſt 1513 erfocht Maximilian einen vollkommenen Sieg über die Franzoſen in der Ebene von Guinegate. In demſelben Monate hatten die Eidgenoſſen, vereinigt mit Herzog Ulrichen von Würtemberg und einem anſehnlichen Haufen deutſcher und burgundiſcher Ritter, einen Einfall in das Herzogthum Burgund unternommen, Dijon, die Hauptſtadt, worein ſich la Tremouille geworfen, konnte ſich nur noch wenige Tage halten, die Gefahr drohte dem Herzen Frankreichs, wie nie zuvor. Zum großen Glücke waren Tremouille's Gegner nur die eitlen, habſüchtigen Eidgenoſſen und ein elender Betrug war hinreichend, das Reich von dieſer Gefahr loszuzählen. Tremouille verhieß 400,000 Thaler, und die Entſagung auf Mailand, Aſti und Genua. 20,000 Thaler gab er auf Abſchlag, für den Ueberreſt Geißeln. Das mundete den Schweizern. — Aller Bitten des Herzogs von Würtemberg und des Adels ungeachtet, zogen ſie, des kleinlichen Gewinnes allzufroh, nach Hauſe. Bald offenbarte ſich der Betrug des franzöſiſchen Feldherrn. Sein König weigerte ſich, den ſchimpflichen Vertrag zu

[illegible] die mit so vieler Feierlichkeit [illegible] in prächtigen Kleidern ge[illegible] Summe Geldes eine der größten [illegible] Frankreich abgewendet worden

[illegible] durch Separatunterhand[illegible] Der französische Beitritt zum [illegible] rechtgläubige Verwerfung [illegible] am 6. October 1513. [illegible] auf beide Sicilien, [illegible] jüngerer Tochter Re[illegible] nicht vergeblich [illegible] und Maximilian, ein noch [illegible] einen Stillstand. Am [illegible] Jahres trat diesem Frieden auch der englische [illegible] mußte [illegible] Goldkronen bezahlen [illegible] Anna war in eben dem Jahre verstorben sich mit [illegible] Schwester, [illegible]

[illegible] Maximilian zu einer viel größe[illegible] Ungarn, welche über seiner Waffen Erfolg Venedig [illegible] Bund [illegible] außer Macht zu setzen, seine [illegible] das europäische Abendland zu stören. Er erweckte [illegible] Feinde an dem deutschen Orden in [illegible] und dem russischen Czaar Iwan Wasilewitsch, welchen er der [illegible] Kaiser nannte. Die Nachfolge in Ungarn und Böhmen beruhte [illegible] einzigen Prinzen, Ludwig, welcher, allzufrüh geboren, durch [illegible] langes Leben versprach. Seine einzige Schwester Anna ver[illegible] nun Maximilian mit seinem jüngeren Enkel Ferdinand, den Kron[illegible] Ludwig aber, welchen der Kaiser zugleich, wiewohl ohne alle Folge, zu seinem Reichsvicar und Thronfolger bestimmte, mit seiner Enkelin Marie. Die Wechselheirath wurde von dem Cardinalbischof von Gurk und dem Hofkanzler Sarenthain am 20. Mai 1515 zu Preßburg geschlossen und am 22. Juli darauf bei Maximilians persönlicher Zusammenkunft mit den Gebrüdern Sigmund von Polen und Wladislaw von Ungarn und Böhmen Königen, zu Wien feierlich bestätigt. Gleichwohl konnte bei dem minderjährigen Alter dieser Fürstenpersonen, die Heirath selbst erst zwei

Jahre nach des Kaiſers Tode (1521) vollzogen werden, — und ſchon fünf Jahre darauf fiel Ungarn und Böhmen an Oeſterreich.

Mittlerweile war (am 7. Januar 1515) Ludwig XII. mitten unter den eifrigſten Zurüſtungen zur Wiedereroberung Mailands und der Oberherrſchaft in Italien geſtorben. In unaufhörlichen Kriegen hat er gleichwohl, was Wenigen gegeben war, die Mittel übrig behalten, der Nation nicht nur keine neuen Steuern aufzubürden, ſondern noch die alten zu vermindern. Er wurde Vater des Vaterlandes genannt. — „Ach, was hilft das?“ — antwortete er Denen, die ihn mit dieſem ſchönſten der Titel begrüßten — „der große Junge da (ſo nannte er ſehr treffend ſeinen Nachfolger Franz I.) wird doch Alles wieder verderben!“ Und der Erfolg rechtfertigte ſeinen Ausſpruch.

Während Maximilian, Erzherzog Karl, ſein Enkel und deſſen Schwager Heinrich VIII. von England, mit Franzen friedliche Uebereinkünfte ſchloſſen, verſuchten es die Eidgenoſſen, mit dem Herzog von Mailand und Ferdinand dem Katholiſchen verbündet, den Franzoſen den Weg in die Lombardei auf immer zu verſperren, aber (am 13. und 14. September 1515) geſchah die Rieſenſchlacht bei Marignano; die Eidgenoſſen erlagen nach heldenmüthigem Widerſtande der franzöſiſchen Uebermacht, und Maximilian Sforza mußte Mailand wieder abtreten.

Der Kaiſer, insgeheim der Sache der Sforza und der Eidgenoſſen angehörig, war dadurch und durch den übereilten Frieden des Papſtes gezwungen, ſich nachdrücklicher zu erklären. Blitzſchnell brach er in Italien ein, ſchlug die Venetianer und Franzoſen (im März 1516) von Brescia hinweg, bezwang Lodi und würde Mailand genommen haben, wenn nicht die Eidgenoſſen gegen ihn, wie einſt gegen Ludwig Sforza, mit verrätheriſchen Anſchlägen umgegangen wären.

Von nun an ſchien ſich das Glück völlig von den kaiſerlichln Fahnen zu wenden. Maximilian eilte, mit Frankreich ſeinen Frieden zu ſchließen. Auch Venedig den Frieden zu gönnen, vermochte er über ſein erzürntes Herz nicht. Er übertrug dazu Gewalt und Vollmacht an ſeinen Enkel, den Erzherzog Karl, nunmehrigen König Hispaniens und Beherrſcher der Niederlande. Ohne daß im Sühnungsvertrage mit dem verhaßten Freiſtaat Maximilians Name genannt worden wäre, übergab Karl Verona dem franzöſiſchen Marſchall Lautrec, dieſer an Venedig. Der Kaiſer behielt Roverede, Ampezzo, Riva, die vier Vikariate, wichtige

Arrondirungen für Tyrol. Dieſes war des großen Cambrayer Bundes kleines Ende.

Unter den deutſchen Geſchäften waren (ſeitdem Maximilian zu kräftigerer Handhabung des Landfriedens das Reich auf dem Tage zu Cöln in zehn Kreiſe getheilt und eine Executionsordnung aufgerichtet) die lutheriſchen Händel bei weitem die wichtigſten. Sie gehören mit ihren unſeligen Folgen in die Hiſtorie Karls V.; aber ſo viel muß davon hier angeführt werden, daß der ſächſiſche Auguſtinermönch Martin Luther (am 10. November 1483 zu Eisleben geboren) die alle Sittenlehre zerſtörenden Ablaßverſteigerungen des Dominikaners Johann Tezel (1517) zu Wittenberg mit Geiſt und Muth und mit einer Beſcheidenheit, von der man in ſeinem ganzen nachherigen Lebenslaufe keine Spur mehr findet, angegriffen habe. Inzwiſchen hatte er noch zur Zeit nichts Anderes behauptet, als was auf den Concilien zu Conſtanz und Baſel die ehrwürdigſten Väter der Kirche mit apoſtoliſchem Feuer laut vorgetragen haben.

Eine Zeitlang nahm der römiſche Hof gar keine Kenntniß von Luthers Sätzen. Der Auguſtiner alte Widerſacher, die Dominikaner, bewirkten endlich, daß der kühne Mönch nach Rom vorgeladen wurde. Bald und auf Maximilians mittelbares Einſchreiten, wurde die Sache dahin gemildert, daß Luther vor dem Cardinallegaten auf dem Reichstage zu Augsburg erſcheinen ſollte.

Dieſer Tag, Maximilians letzter, rief das ganze Reich und Frankreich und Spanien wider die Türken auf, welche eben dazumal ihre ſiegreichen Waffen über den Tigris hinaus, tief nach Perſien ausgebreitet und Syrien und Egypten bedroht und den koſtſpieligen Grund zu einer furchtbaren Seemacht gelegt hatten, hiermit für den Augenblick dem Occident das Feld offen ließen, der Ausbreitung ihrer Macht für immer Schranken zu ſetzen. Es fehlte gleichwohl dieſer Unternehmung nicht an offenherzigem, feſtem Widerſpruche, daher auch nichts zu Stande kam. Erſt nachdem Maximilian Augsburg verlaſſen (am 8. October 1518), kam Luther dahin. Seine mündliche Disputation mit dem Legaten hatte (wie leicht zu erachten) gar keinen Erfolg. Luther ergriff die gewöhnliche Appellation an den beſſer zu unterrichtenden Papſt und an ein allgemeines Concilium. Sein Landesherr, der ſächſiſche Churfürſt Friedrich der Weiſe, wies des Legaten Verlangen beharrlich von ſich, Luthern und Dr. Staupitz, des Auguſtinerordens Generalvikar durch Deutſchland, verhaften und nach Rom ausliefern zu laſſen.

Während des Reichstages nagte ein ſchleichendes Fieber an des hochherzigen Kaiſers noch friſcher Lebenskraft. Er fühlte es tief und ging beklemmt hinweg, von dem geliebten Augsburg, wo er ſo manchen frohen Tag genoſſen. Als er abreiſend zu der Rennſäule auf dem Lechfelde gekommen, wo die ſtolzen Thürme und feſten Mauern den Blicken des Wanderers entſchwinden, wendete er ſich, herzlich wie er war, noch einmal um, ſegnete die Stadt und ſprach: „So lebe denn wohl, du treue, liebe Stadt, mit deinen frommen Bürgern, nun werden wir dich nicht wiederſehen.“

Er kam nach Innſpruck, da widerfuhr ihm die Unbill, daß die Bürgerſchaft (weil ihre vieljährigen Forderungen an ſeinen Hofſtaat niemals befriedigt worden waren) ſein Gefolge gar nicht unter Dach kommen ließ. In einem Lande, das er ſo geliebt, wie Tyrol, fühlte er den Schimpf doppelt, ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich zuſehends. Er fuhr zu Waſſer nach Wels, da zwang ihn das Fieber, anzuhalten. Durch übermäßige Leibesbewegung, Jagden und Reigerbeizen, hoffte er des Uebels Meiſter zu werden, aber es verzehrte ihn, er ſtarb daſelbſt (12. Jänner 1519) im ſechzigſten Jahre ſeines Alters und im ſechsundzwanzigſten ſeiner Regierung. Er ruht zu Neuſtadt neben ſeiner geliebten Mutter Leonore, unter dem Altarſteine, daß der meſſeleſende Prieſter auf ihn tritt; ſo wollte es der demüthige Fürſt in ſeinem letzten Willen.

Maximilian war von anſehnlicher Größe, ſtark und ſchön gebaut, im Anſtand wahrhaft kaiſerlich, heroiſch ſein feſter Gang. Aus den beſtändig unruhigen, blauen Augen blitzte ein liebliches Feuer, fürchterlich flammend im aufgereizten Zorn. Die um Bruſt und Nacken flatternden goldenen Haare wurden frühzeitig weiß. In der Farbe ſeines Geſichtes hatte ſich mit den jugendlichen Roſen bräunliche männliche Kraftfülle gepaart. Die Adlernaſe, ſo ausgezeichnet wie nur immer ein zum Herrſchen Geborner dies Kennzeichen ſeines hehren Berufes trug, bildete mit der zumal über den Bogen der Augenbrauen ſtark ausgewölbten Stirn, dem ungemein angenehmen Munde und ſanft vorgebogenen Kinn, den vollendetſten Ausdruck der Würde und Kraft. Seine Sprache war in der Kindheit nicht geläufig, bis in's zwölfte Jahr ſtammelte er ſtark, aber mit demoſtheniſchem Muthe bezwang er die neidiſche Natur. Seine ſpäteren Reden auf den Reichstagen, an das Heer, an die Flammänder, haben durch das feurige Geberdenſpiel, mit dem er ſie vortrug, jederzeit

unwiderſtehlich hingeriſſen. Sein hoher Sinn war in ſeinem ganzen Weſen, er mochte nun in ſeiner Kaiſerpracht oder in einer ſeine gewöhnliche Einfachheit weit überglänzenden Verſammlung oder ohne Zeichen ſeiner Würde in Feld und Wald umherſchreiten, ſo ausgeſprochen, ſo ſcharf bezeichnet, daß Jeder auf den erſten Blick ſich ſelber ſagte: „Das iſt der Kaiſer, das iſt Maximilian!“ — Viele abſichtliche Incognito's wurden ihm aus dieſer Urſache vereitelt.

Er war von ſanguiniſchem Temperamente, glühendem Blute, überaus reizbar, in der erſten Aufwallung ſehr ſtürmiſch, aber von der ihm innewohnenden inneren Güte ſogleich wieder beſänftigt, wie ſich wenige Schritte unter dem ſchäumenden Abſturze des Waldſtromes ſeine Wellen ſchon wieder zum glatten, ruhigen Spiegel geſtalten, ſein Herz warm, voll, faſt immer überſtrömend. Auf den Reichstagen voll überklugen, thatenleeren Geſchreies, in den dunkeln Rathsſtuben, im Zwange des Repräſentirens, unter dem Thronhimmel, ward ihm die Bruſt zu enge, es trieb ihn gewaltig hinaus in das Weite, den Gemſen nach, auf den höchſten ſchneeigen Felſengrat, in den gefährlichen Kampf mit Leuen und Bären, in's tauſendſtimmige Lager, in Sturm und Schlacht. Je größer die Gefahr, je ſtrahlender ſeine Züge, je heftiger das Feuer, das ihn in die Weite, immer noch weiter, weiter trieb.

Auch ohne beſonderen Zweck gönnte er ſich keinen Augenblick Ruhe, die Tafel verfloß meiſt unter wichtigen, folgenreichen Geſprächen. Als nach unendlicher Mühe der allgemeine Landfrieden zu Stande kam, war Maximilian an dem Aufſatze deſſelben zwei Tage und Nächte lang unaufhörlich geſeſſen und betheuerte, wenn es nur gelinge, noch eben ſo lange dabei zubringen zu wollen.

Sicher waren ihm ſeine härteſten Schlachten Kinderſpiele gegen dieſes zweitägige Sitzen auf Einem Flecke. Er dachte unaufhörlich, ſchrieb aber wenig mit eigener Hand, ſondern dictirte Alles; ein untrügliches Kennzeichen eines ungeduldigen Geiſtes, der die beſchränkten körperlichen Kräfte dem Adlerflug der Gedanken parforce nachjagt.

Das große: nulla dies sine linea, — (keinen thatenleeren Tag zu zählen) war nicht minder ſein unverbrüchlicher Wahlſpruch, als das bekanntere: „Halt Maß in Allem und bedenk' das Ende!“ — Darum hielt er jedes Jahr ein eigenes ſogenanntes Memorienbuch, in welches er Alles eintrug, was ihm Merkwürdiges begegnete, was er nicht wieder vergeſſen

wollte, oder was er ſich ſogleich auszuführen vornahm. Weiter unten folgt eine Probe aus ſeinem Gedächtnißbuche vom Jahre 1506. „Wie der Roſt das Eiſen, ſo verzehre der Müſſiggang die Seele," ſprach er oft.

Dieſer Thätigkeit kam ſeine Erziehung ungemein zu ſtatten, welche in vielen Stücken als Muſter aufgeſtellt zu werden verdient. Tadelloſe Beiſpiele leuchteten ihm im väterlichen Hauſe voran. Auf die Ausbildung des Körpers und des Geiſtes wurde dieſelbe Sorgfalt verwendet, und wirklich, Worte fruchten nicht, wo die That ihnen zuwiderläuft. Körper und Geiſt müſſen gleich gewandt und gebildet ſein, mit gleicher Kraft zum gleichen Ziele ſtreben, wie Reiter und Roß.. Es iſt verächtlich, zu können und nicht zu wollen; zu wollen und nicht zu können, iſt ſchrecklich. Jenes geſchieht, wo die körperliche, Dieſes, wo die geiſtige Kraft unverhältnißmäßig vorwiegt.

Seines Vaters Friedrich und Leonorens Ehe war ein rührendes Beiſpiel für ihre Völker. Ihr glich Maximilians kurze Bahn, mit der burgundiſchen Maria durchgewallt. Die ſchwärmeriſche Liebe, mit der ſie (nach banger Erwartung, wie der wohl ſein würde, dem die Flammänder ſie gewaltſam verbinden wollten) den herrlichen Jüngling umfing, gab er ihr mit Wucher zurück, und ſeit ihrem Tode (deſſen er noch nach dreißig Jahren nie ohne Thränen gedachte) genoß er im Eheſtande keine frohe Stunde mehr. Blanka war tugendhaft und ſchön, aber in ihrem Innern der Sforza ſtolzer, mißtrauiſcher, verſchloſſener Geiſt. Der vollherzige Kaiſer bezwang mit ſichtbarer Mühe ſeine Verlegenheit und ſeinen Widerwillen, ſo oft er, was ſelten geſchah, um ſie ſein mußte. Aus dieſer Zeit ſchreiben ſich auch ſeine außerehelichen Kinder her; Georg war der Einzige, dem er vergönnte, ſich von Oeſterreich zu nennen, Biſchof zu Lüttich, Brixen und Valenza.

Maximilian war auch in der Zärtlichkeit gegen ſeine Kinder und Enkel dem Beiſpiele Friedrichs mehr als getreu, und (was in jedem Staate ſo wichtig iſt, da Sitten ungleich mehr als gehäufte Prohibitivgeſetze vermögen) das Muſter ſeiner Unterthanen; aus eben dem Beiſpiele ſeines Vaters ging aber auch ſeine an Verſchwendung gränzende Freigebigkeit hervor. Das Drückende der Sparſamkeit Friedrichs brachte in Maximilian den entgegengeſetzten Fehler zur Reife. Das war das große Hinderniß ſeiner ſonſt mit ſo viel Weisheit als Kraft begonnenen Unternehmungen. Er hatte nie Geld, und wenn er welches bekam, ſo war es

wieder verſchwunden, eh' es noch zu ſeiner wahren Beſtimmung verwendet werden konnte. Dieſes Hinderniß war um ſo viel fühlbarer zu jener Zeit, wo der Geldmangel groß, wo die Schätze der neuentdeckten Welt noch nicht in Umlauf gekommen waren, wo kein Maßſtab, kein Termin, keine Allgemeinheit der öffentlichen Abgaben vorhanden war. Die Kräfte waren da in den ſchönen Ländern, aber ſie konnten ſich eben ſo wenig ausſprechen, als in einem Typhus.

Dieſe kaiſerliche Freigebigkeit wurde ſehr oft mißbraucht, und Maximilian wurde es nicht müde, die Frechheit zu verzeihen. Friedrichen, der ihm, ſelbſt als römiſcher König und nachdem er die Adminiſtration der Niederlande verloren, gleichwohl kein Land, keine anderen Einkünfte, als jene der kleinen Grafſchaft Cilly vergönnt, antwortete er einſt auf den Vorwurf der Verſchwendung:

„Mein gnädiger Herr! So viel die alten Geſchichten beſagen, haben die Fürſten von Oeſterreich allezeit mehr durch Freigebigkeit als durch's Sparen gewonnen. Ich einmal bin lieber ein Fürſt freudiger Menſchen, als ein angſtvoller Zähler todter Geldſäcke. So laſſe man denn das fortan, daß man ſage, es ſei uns gut zu dienen und man möge ſich wohl bei uns erwärmen."

Um ſo größer war daher die Ueberraſchung, als ſein Enkel Ferdinand nach des Kaiſers Tode nach Neuſtadt kam und gleichwohl einen ſo reichen Schatz an Gold und Silber und Juwelen fand, den der Kaiſer als unveräußerliches Stammeigen betrachtet und ſelbſt in der größten Verlegenheit nie angegriffen hatte.

Maximilians Leibesübungen, ſonderlich im Jagen, Reiten und in den Waffen, haben ihm jene ungemeine Stärke und Behendigkeit gegeben, durch welche er der kühnſte und gefürchtetſte Ritter ſeiner Zeit geworden iſt. Drei ergrimmte Bären hat er gefällt, zwei Löwen zu Utrecht blos mit einer Schaufel von ſich getrieben, in München einem ſechsjährigen Löwen die Fauſt in den Rachen geſteckt und die Zunge herausgeriſſen. Auf die höchſten oft baufälligen Thürme ſtieg er hinauf und maß auf dem Umgange derſelben, mit den Füßen abwechſelnd, anderthalb Schuh frei in die Luft hinaus.

Schneelawinen, Steingerölle donnerte auf der Jagd mehrmals mit der augenſcheinlichſten Gefahr über ihn hinweg. Steinböcke, die keinen Ausweg mehr hatten, und ſeine eigenen Jagdhunde drohten ihn oft in

den Abgrund zu reißen, — viele Male iſt er mehrere Klafter hoch mit dem Pferde geſtürzt. In Verfolgung der Gemſen fand er einſt an der Martinswand keine Möglichkeit der Rückkehr mehr. In einer Höhe von neunzig Klaftern auf ſchroffen Felsſpitzen ſchwebend, daß kaum ſeine um Hilfe rufende Stimme mehr vernommen wurde, gab ihn Alles ſchon für verloren und der Prieſter zeigte ihm von ferne zu letztem Troſt das Sakrament. Am dritten Tage, den er alſo zwiſchen Himmel und Erde, des Hungertodes gewärtig, zugebracht, retteten ihn gleichwohl kühne Bergknappen an Seilen und brachten ihn ſeinem bekümmerten Erzherzog Sigmund nach Innſpruck zurück.

Zwei franzöſiſche Ritter, welche der deutſchen Nation ausfordernden Hohn geſprochen und bisher in allen Kämpfen geſiegt hatten, wurden von ihm überwunden; in Hennegau erwehrte er ſich einſtmals ſechs franzöſiſcher Kuiraſſiere mit ſolcher Heldenkraft, daß er vier erlegte. In einem Treffen in Geldern fielen durch ſein Schwert und ſeine Armbruſt allein über vierzig Feinde. Unzähligen meuchelmörderiſchen Verſuchen entging er mit gleicher Geiſtesgegenwart. Beim Richten und Losbrennen der Stücke (worin in ſeinem ganzen Heere kein Conſtabel Maximilian gleich war), in Pulverkammern und Zeughäuſern hat er ſich kühn den größten Abenteuern bloßgeſtellt, aber eben ſo beſonnen wieder herausgeriſſen. In ſeinen faſt vierzigjährigen Fehden hatte er vierzehn meiſt leichte Wunden erhalten.

In der Bildung ſeines Geiſtes wurde klüglich der erforderliche Stufengang von den Gedächtnißwiſſenſchaften zu den denkenden beobachtet. — Er redete nebſt der deutſchen und lateiniſchen die flammändiſche, franzöſiſche, engliſche, italieniſche, böhmiſche, wendiſche und ungariſche Sprache. Die freien Künſte, unter denen er der Dichtkunſt und Muſik, welche letztere die verborgenſten Gefühle in's Leben ruft und mit Tönen das ungleich tiefer und inniger giebt, was die reichhaltigſte Sprache nicht ausſprechen kann, die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit weihte; die Malerei und Baukunſt, die Buchhaltung und Kochkunſt mußte er gleichfalls kennen lernen, hat aber in der einen ſo wenig als in der anderen die Zeit zu größeren Dingen verloren. Ueberdies (ſo ſagt der weiß Kunig) mußte er die Schwarzkunſt erlernen, weil einem Fürſten, der ſelbſt regiere, mehr zu wiſſen nöthig ſei als Anderen. Die Arzneikunſt, in der er gleichfalls Unterricht genommen, verlachte er und kurirte ſich in ſeinen zwei einzigen Krankheiten ſelbſt; das erſte Mal glücklich, das zweite Mal zum Tode.

Seine Lehrer waren Peter Engelbrecht aus Baſel, in der Folge Biſchof zu Neuſtadt, ein roher Mann, deſſen längerer Unterricht in dem feurigen Maximilian alle Wißbegierde erſtickt hätte, Georg Tannſtätter aus Rain in Steiermark, ein Sternkundiger, Jakob von Fledniz, Philolog, und Max Treitzſaurwein von Weiſtnitz, in der Folge ſein Kanzler; im Jagen und Reiten Diepold Stein von Reiffenburg in der Zeit, als ſich der junge Prinz während des Heerzuges Kaiſer Friedrichs nach Neus wider Karl von Burgund, unter des Biſchofs von Augsburg Obhut, zu Dillingen aufhielt.

Was in ſich zu vereinigen Wenigen gegeben iſt, verband gleichwohl Maximilian: Detail und Ueberſicht. Mit bewunderungswürdigem Scharfſinne folgte er der ganzen Kette von Schlußfolgen, von den erſten, einfachſten Geſetzen der Bewegung bis zu ihrer großen Anwendung beim Gebrauch des Geſchützes und der Märſche, und jener Evolutionen, deren Schnelligkeit und Beſtimmtheit das Schickſal der Schlachten und Reiche entſcheidet. Seine Memorienbücher beweiſen insbeſondere die bewunderungswürdige Aufmerkſamkeit, mit welcher er im gleichen Augenblicke daran dachte, Chroniken und Portraits zu ſammeln, die wichtigſten militairiſchen Punkte durch Befeſtigungen zu ſichern, Vorrathskammern und Zeughäuſer anzulegen, für die Bedürfniſſe des großen Ganzen, wie für jene des einzelnen Soldaten im gleichen Grade Sorge zu tragen.

Die genaueſte Kenntniß Deſſen, was geweſen iſt, was ſein ſoll und ſein darf, ſpricht gleichwohl vom Vorwurfe der Pedanterie nicht los, wohl aber der umfaſſende Ueberblick Deſſen, was wirklich iſt und was geſchehen kann, Kenntniß der Welt, der Mittel und Combinationsgeiſt. Darum haßte Maximilian die damalige Schulphiloſophie und die Rechte als unnütze Regiſter von Formeln und Zänkereien, — die Mathematik liebte er in ihrer Anwendung auf das große Kriegshandwerk, — die Geſchichte als Phyſiologie und vorzüglich als Pathologie der Staaten. Er liebte ſie, weil er ſtolz auf ſein Haus und begierig wie Keiner war, die vielumfaſſenden Anſprüche deſſelben zu ergründen und auszuführen. Er iſt der Stifter der kaiſerlichen Hofbibliothek. Er war jederzeit mit verſuchten Kriegshauptleuten oder Gelehrten umgeben, unter denen Chriſtoph von Stadion, Biſchof zu Augsburg, Johann von Dalberg, Agricola, Conrad Celtes, Reichlin, Jakob Manlius, Stabius, Jaſon Maius, Conrad Peutinger,

Cuspinian, Willibald Pirkheimer (der Stadt Nürnberg Hauptmann, Geſchichtſchreiber des Schwabenkrieges). Maximilian war zugleich der eifrigſte Beförderer der Kupferſtecher- und Holzſchneidekunſt. Sie, im ſchönen Bunde mit der Hiſtorie, ſollten ſeinen Namen der ſpäteſten Nachwelt überliefern. Von Karl dem Großen abzuſtammen, ihm in Allem zu gleichen, war der geheimſte Wunſch ſeines Herzens. Dieſe Abſtammung ſollte vorzüglich das Werk verſinnlichen und populär machen, welches er unter dem Namen der öſterreichiſchen Heiligen auflegen und mit Holzſchnitten zieren ließ. Es enthält lauter Mitglieder des altbritiſchen, merowingiſchen und karolingiſchen Königsſtammes.

So ſehr Meximilian die Schmeichelei haßte, ſo unausſprechlich war ſeine Sehnſucht, nach dem Tode im Gedächtniſſe der Nachwelt fortzuleben. In ſein und Friedrichs Leben von dem baierſchen Prieſter Joſeph Grünbeck, ſeinem Hofkaplan, ſchrieb er mit eigener Hond: liber laudis post mortem. Gleichwohl war ſeine einzige Erholung die Zuſammenſetzung des nach ſeinem Tode von Albrecht Dürer in Holz geſchnittenen Triumphzuges, der alle ſeine Thaten und Abſichten darſtellt. Seine Gefährlichkeiten in freudiger Jugend mußte der Propſt bei St. Sebald in Nürnberg, Melchior Pfinzinger, in dem Theuerdank beſchreiben. Sein Vorwitz, der Zufall und fremde Scheelſucht ſind in dieſem Epos, als Fürwittig, Unfalo und Neidthard perſonificirt. Seinem Secretair, in der Folge Kanzler, Max Treitzſauerwein, dictirte er ſelbſt die Geſchichte ſeines thatenreichen Lebens. — Dieſe enthält ein anderes Gedicht, im gleichen allegoriſchen Geſchmacke: Der weyß Khunig, für ſein Leben, noch mehr für die Geſchichte der Künſte und Sitten überaus lehrreich. Wie in Pfinzingers Theuerdank, ſo nannte ſich Max hier den jungen, Friedrich den alten weißen König. Die Könige von Frankreich, England, Ungarn, Spanien, die Eidgenoſſen, die rebelliſchen Niederländer, der Doge von Venedig, werden im Weißkhunig der blaue, rothe, grüne, ſchwarze König, die Bauern die braune Geſellſchaft, der König von Fiſch genannt. Auf dem Titel der Urſchrift dictirt der Kaiſer vom Throne dem vor ihm knieenden Treitzſauerwein und ſpricht die Worte:

„Merk' viel wird von mir geſchrieben,
Was Sachen und Krieg ich hab getrieben,
Darum ſchreib, wie ich dir itzo ſag,
So kumt die recht Wahrheit an den Tag."

Hanns Burgmair, Albrecht Dürers Schüler, verfertigte die Holzſchnitte dazu, bei 240 an der Zahl. In allen derlei biographiſchen Aufzeichnungen ſprach der Kaiſer, wie Cäſar und Friedrich, von ſich ſelbſt immer in der dritten Perſon.

Die nahe Bekanntſchaft mit den Mühſeligkeiten und Gefahren der Welt (die ſich Maximilian, im wechſelvollen Irrgewinde des Lebens ſelbſt erworben, die er nicht vom Clairobſcur ſeines Cabinets aus geſehen, wie man den Winter auf der ſchönſten Landſchaft ſehen kann, ohne zu frieren) gab ihm die hohe Gabe der Popularität. Er, der gegen Seinesgleichen die Würde ſeines erhabenen Ranges ſo ſtandhaft behauptete, hat gleichwohl nie einen Prieſter vor ſich ſtehen laſſen und nie, nach damaliger Fürſtenſitte, ein Weib geduzt. Die Kriegsleute liefen auch um ſchlechteren Sold dem Heere haufenweis zu, das er ſelber führte. Bei der Belagerung von Terouenne (im Auguſt 1513) war zwiſchen den Deutſchen und Engländern ſchlechtes Einverſtändniß, der Herzog von Legunville rückte mit einem überlegenen franzöſiſchen Heere zum Entſatz heran. Da eilte Maximilian von Brüſſel ſpornſtreichs in das Lager, mit geſchloſſenem Helm in gemeiner Reitertracht. Auf einmal trat er aus dem Gezelt ſeines Feldhauptmanns hervor. Alles drängte ſich überraſcht mit laut jauchzendem Zuruf im Kreiſe um ihn. Er, mit ſeinem unbeſchreiblichen Feuer, ſagte zu ihnen: „Dort iſt Guinegate, dort iſt der Feind, dort habe ich, ein zwanzigjähriger Jüngling, über ihn geſiegt! (Er nahm den Helm ab) Grau bin ich geworden, aber mein Alter ſoll mich nicht hindern, Euch gleichwohl ein Beiſpiel der Tapferkeit zu ſein.“

Das ganze Heer bewegte ſich, er mit ihm voran, den Feinden entgegen, die ſo raſch angegriffen wurden, daß ſie nicht ſo faſt die Schwerter zur Gegenwehr, als die Sporen zum Fliehen brauchten, daher die Schlacht von Guinegate die Sporenſchlacht heißt.

(Journée des Eperons.)

Maximilian liebte das Volk, aber nicht den Pöbel. So groß war die ſeiner Leutſeligkeit beigemiſchte Hoheit, daß, als ihn die Aufrührer zu Brügge aus einem in den andern Verwahrungsort überbringen wollten, ſie, ſtatt der frechen Anrede, die ſie ſich vorgenommen, erſchüttert vor ihm auf die Kniee fielen. Ihr Rath beſchloß darauf, ihn nur vor den Hauptleuten, nie vor einem Bürger-Ausſchuß, noch viel weniger jemals

vor dem Volke ſprechen zu laſſen. Sein Hofnarr, Kunz von der Roſen aus Kauffbaiern, ſtahl ſich, als Kapuzinerbeichtvater verkleidet, glücklich durch alle Wachen zu ihm durch, bat ihn fußfällig, mit ihm die Kleider zu wechſeln und in das Convent zu entfliehen, deſſen treuer Guardian ihn nach Middelburg bringen werde.

„Ein ſicheres Mittel mag das ſein," ſprach Maximilian, „aber es iſt kein anſtändiges."

„So leb denn wohl, mein närriſcher König," erwiderte der Hofnarr mit Thränen, „Dein treuer Kunz hat diesmal ſeinen Hals umſonſt zu Markte getragen. Du biſt einmal zu fromm für die Schelme von Flamländern."

Als ihn die Aufrührer entließen, ging er voll Würde durch ihre Reihen und ſprach zu der vor der Hauptkirche zuſammenſtrömenden Menge mit ſtillem Vorwurf: „So haben wir denn endlich Frieden."

Auf die ängſtlichen Fragen, ob des Kaiſers herannahende rachedurſtige Völker den Vertrag halten würden, antwortete er kurz und ſtark: „Ihr habt mein Wort, das iſt wohl genug nach dem, was geſchehen iſt; aber ich bin nicht der einzige Fürſt von Oeſterreich, und die Unbill an mir hat zu Allen um Rache gerufen."

Unvergeßlich iſt, was Maximilian für den öſterreichiſchen Staat, in den inneren ſowohl, als in den auswärtigen Angelegenheiten, in Rückſicht auf Befeſtigung und Vergrößerung gewirkt hat.

Wie er im Reiche den allgemeinen Landfrieden angeordnet, ſo hielt er denſelben auch in ſeinen Erblanden mit zweckmäßiger Strenge aufrecht. Von ihm ſind die erſten vollſtändigeren Polizeiſatzungen, von ihm die erſten Armenanſtalten, von ihm die erſten Dikaſterien. An ſeinem Hoflager für die wichtigſten Rechts- und Reichsſachen der Reichshofrath; in den Provinzen: Regiment und Kammer zu Wien, zu Graz und zu Innſpruck. — Am 1. Jänner 1515 ließ er zu Innſpruck die Amts-Inſtruktion kund machen, welche er dieſen Stellen vorſchrieb. Er ſelbſt richtete die nach einem großen Plane angelegte Regiſtratur und Buchhalterei der Stelle zu Innſpruck ein, unter der vorzugsweiſe Alles ſtand:

„Finantz, kryeg, Lanndtſchafften, Herrſchafften, — Rennten, — ſchulden, traydt, Wein, guldin vnnd Silbergeſchir, auch guldin tuech, — Seydin, wullin, vnnd Leinein gewanndt, auch annder waar, — deſgleichen die Reichshenndel — Bebſtiſch, Frannkhreichiſch, hiſpaniſch, hunngriſch,

Italiſch, Niederländiſch und Burgundiſch — deßgleichen — beſtallungen, Provision, Uibergelt, Beſoldungen, Rantzungen, Finanz Ratsleg."

Die Buchhaltung mußte folgende Bücher führen: Das niederöſterreichiſche Kontinental in fünf Kapiteln, nach den fünf Provinzen, das niederöſterreichiſche Kommunikatorium in fünf Kapiteln, nach den fünf Vicedomämtern. Domainen Informatorium, ein Zentralbuch in ſieben Kapiteln für die ſieben Salz-, Berg- und Mauthämter, — zwei Bücher auf gleiche Weiſe für Tarif, die Verlaidt und das Ungelt, — zwei für die Reichslehen, — ein Expeditionsbuch oder Registratur für die auswärtigen Geſchäfte, ein Zentralbuch für den Hofſtaat und das Zeremoniel, — ein Kriegsbuch für militäriſche Gegenſtände, ein Konſiliarbuch für Plane und Memoires, ein Memorabile und ein ſummariſches Memorialbuch für die täglichen Agenda, Regiſtre für die gleichen Gegenſtände aus allen Fächern, unter eigenem Schloß und Siegel.

Für das Kriegsweſen, das in allen ſeinen Verrichtungen im Großen und im Detail mit Sonderungen beſtimmt Geſchäftsmaterien kannte, fängt mit Maximilian eine neue Epoche an. Der Plan des Fronsberg entwarf in das erſte Kriegsgeſetz, indem die Kriegs- in Friedens- und Leichte, getheilt für mehrmals in Ruhegehalten, ernannte die Regimenter, die Bataillone Fahnen, nahm im Stadt Offiziere in der Feſte, eine zweckmäßig eingerichtete, unter Beweg. der Infanterie, Form der Formirung der Volks- in Waffen in die Kriegsform der militäriſchen Verfaſſungen, und [illegible] Stadt der Art vom Anfang der Regierung [illegible] Kaiſerthume vorzüglich eingerichtet. Es ſind die in mehreren Fächern vorkommenden Offiziere zu beſtimmen, um deren [illegible] gleichmäßige Vertheilung der Bevölkerung und Kriegsmacht zu [illegible]. Jedes Land, Stadt, Feſte, Feſtung, Kaſtell und ganz jedes kleines Kriegs. Die als ſolche Belagerungen ausführlichſten Verfügungen betreffen [illegible] der Wälle, der Schanzen, die Kriegsart der [illegible] Angriff und der Vertheidigung.

Für die Verordnung der Landes-, Feſtungs- und Feldbefeſtigung ſeiner Staaten und Reiche traf der [illegible] Maximilian [illegible] an, der die Einſicht der Zeit unterſcheidet. Die Feſtungen in den Niederlanden [illegible].

Die Länder, die in [illegible] Zeit [illegible] für [illegible] oder [illegible] Feſten [illegible] Zeughäuſer, Kriegsvorräthe, Werkſtätten, [illegible] [illegible] [illegible]

ohne durch raſche gewaltſame Aenderungen ihr Vertrauen und ihre Liebe auf's Spiel zu ſetzen, hegte er die herrliche Idee, ſie durch ein allgemeines Parlament dem Ziele der Einheit möglichſt zu nähern, an ſeinem Hoflager eine immerdauernde, perpetuirlich bevollmächtigte Verſammlung ſtändiſcher Abgeordneten aus allen ſeinen Landen zu haben

In Schwaben, in Vorarlberg, wo noch keine Stände waren, erſchuf er welche (1518), aber blos Bürger und Bauern (Städte und Herrſchaften oder Gemeinden), keinen Adel, keine Prälaten.

Ein neues Band zwiſchen den verſchiedenen Provinzen ſchuf er — ſie zur gemeinſchaftlichen Gegenwehr vereinigend, wo ſie bisher Jedes nur dann Geld oder Mannſchaft beigetragen hatten, wenn der Krieg ſchon ihre eigenen Grenzen hart bedrohte oder überſchritten hatte, wo es ſomit für gemeinſchaftliche Maßregeln meiſtens zu ſpät, die Offenſive gar nicht möglich war.

Allgemeine Landesbewaffnung, vorderſamſt eine impoſante Infanteriereſerve, Aufſtand in Maſſe (auf den Glockenſtreich in der Noth), wenn nämlich der Feind ſchon eingebrochen war, war Maximilians letztes Werk: der erſte Verſuch dazu geſchah in Tyrol durch das Landlibell von 1511.

In den auswärtigen Geſchäften, für Vergrößerung, Befeſtigung, Unabhängigkeit ſeiner Krone, hat Maximilian unglaublich viel geleiſtet. Er war der erſte König der Deutſchen, der ſich, ohne die päpſtliche Krönung abzuwarten, römiſcher Kaiſer genannt hat; „denn," ſchrieb er prophetiſch, „wie ſich die Läuff gegenwärtiglich von allen Enden erzaigen, wirdet künftig einem römiſchen Kaiſer, wohl hart möglich ſein, die kaiſerlich Kron zu empfahen."

Vom Vater erbte er nur Inneröſterreich, dazu eroberte er das Land ob und unter der Enns aus der Ungarn Händen. Bei ſeinem Abſcheiden verließ er dieſe Hausmacht mit jener von Burgund, Caſtilien und Arragonien und einer neuen Welt vermehrt, Böhmen und Ungarn ſeinen Enkeln neuerdings geſichert. Dieſe herrſchten an den Cordilleras, den Apenninen, Pyrenäen und Karpathen. Friedrich konnte die Bürger von Wien nicht in Schranken halten, Maximilian hat mit Frankreich, Spanien, Venedig, dem Papſt, den Ungarn, Eidgenoſſen und Türken rühmlich allemal wo er ſelbſt zugegen war), größtentheils auch glücklich gekriegt.

Man hat ſeinem Enkel Karl V. das Aufſtreben zur Univerſalmonarchie mit Unrecht vorgeworfen. Eine ſolche Idee lag wohl eher in Maximilians romantiſchem Sinne. Es iſt im ſüdlichen Europa kein Reich, auf

das er nicht Anſprüche zu haben feſt überzeugt war; „ſein Aelter-Vater, der heylig Kaiſer Karl, der da was, der erſt Sunnenſpiegel des Reichs," — hatte freilich weitere Grenzen gehabt. Er führte in ſeinem Wappen das byzantiniſche Kaiſerthum: „getrennt von dem Reich durch vebermut der (griechiſchen) Kirchen dadurch Sy got geſtrafft hatt und den Haydn vnnderworffen. Das hofft Kunig Maximilian oder ſeine Nachkommen, in kurzer Zeit wieder zu erlangen." Er führte die Schilder von England und Portugal; jenen, weil er von dem: „alten Kuniglichen Geblut — von Lankaſtron, von ſeiner Mutter des Kunigs von Portugal Tochter, deren Altmutter eine von Lankaſtron geweſen iſt. So ſteht auch in dieſem Schilde aus pillichkait die edle Kron von Frankreich, auch durch weiplichen Standt, des geſchlechts von Lankaſtron, darumb ſo fürt Kunig Maximilian dieſen Schild gar." Das Wappen von Portugall, ein Kunigreich zu Ende der Chriſtenheit, darynn ſind begriffen manichs Kunigreich — der Haydenſchaft, ſo der Welt unbekannt geweſen weil ſeine Mutter: „ain Erbtochter, nach ableybigkeit Irs bruders Kynnder, natürlich geweſt iſt, durch Yebergab des letzten Kunigs, deſſen Vater der yetzig Kunig iſt."

Ohne den Raub ſeiner Braut, der bretagniſchen Anna, und ohne die unkluge, des Kaiſers Abſichten ganz zuwiderlaufende Behandlung der Eidgenoſſen, durch die Innſprucker Regierung, hätte Maximilian zweifelsohne Frankreich auf dieſelbe Ohnmacht zurückgeführt, in welcher es unter den Söhnen Philipps des Schönen, unter Johann und Karl VI. lag. Oft pflegte er von dieſem herrlichen, in Sprache, Sitten, Abgaben und Geſetzen einigen Reiche zu ſagen: „wenn er Gott Sohn wäre, würde er ſich von Gott dem Vater nichts Anderes erbitten, als König von Frankreich zu werden."

Drei Entwürfe hat er völlig aufgeben müſſen: „ſein geliebtes Tyrol (1503) zum Kurfürſtenthum — und die geſammten Lande des öſterreichiſchen Kreiſes, ſo wie die burgundiſchen (1518) mit Beibehaltung ihrer Verhältniſſe zum deutſchen Reiche, gleich Böhmen, zu Königreichen zu erheben, — endlich das ſonderbare Vorhaben, Papſt und ſomit zugleich geiſtliches und weltliches Oberhaupt der Chriſtenheit*) zu werden."

Außerdem, daß er im Innern ſtets die Mittel des Angriffs und der Vertheidigung bereit zu halten befliſſen war, ſicherte er ſeine Erblande noch

*) Rex idem hominum, Phoebique sacerdos! —

insbeſondere durch richtig berechnete Defenſivallianzen (in der damaligen diplomatiſchen Sprache Erbeinigungen, Erbvereine), 1511 mit den Eidgenoſſen, 1518 mit gemeinen drei Bünden in Hohenrhätien, im gleichen Jahre mit Kurpfalz, vorzüglich wichtig für den Fall der Nachfolge in Böhmen, wegen der Lehen und Pfandſchaften, die von dieſer Krone herrührten und faſt zwei Drittheile der oberen Pfalz ausmachten.

Er hat, der Erſte, den Norden in ein ordentliches Bundesſyſtem eingezogen, und des Intereſſes Ungarns und Böhmens eingedenk, waffnete er den deutſchen Orden in Preußen und ſelbſt den großen Iwan Waſiljewitſch, nach vollbrachter Befreiung Rußlands vom tatariſchen Joche, wider Polen. Iſabellen, ſeine Enkelin, vermählte er Chriſtiern II. von Dänemark, Norwegen und Schweden, den ſpäter Guſtav Erichsſon Waſa vom letzteren Throne ſtieß.

Während Sten Sture's Reichsverweſung und der Ungewißheit in der höchſten Gewalt trachtete Maximilian (1492) nach der ſchwediſchen Krone und ſendete Georgen von Thurn nach Stockholm, um die Stände zu bewegen, ſich zugleich in den Verband des deutſchen Reiches zu fügen, aber vergeblich.

So wie er (1492) alles Ernſtes ſtrebte, den Vergleich von Thorn (vom 16. October 1466) zu vernichten, den deutſchen Orden wieder ſouverain zu machen, die blühenden Hanſeſtädte Elbing, Danzig und Thorn und die Ufer der oberen Weichſel der polniſchen Hoheit zu entrücken, ſo verband er ſich mit dem ruſſiſchen Czaar zur Wiedereroberung Kiew's wider die Gebrüder Kaſimir von Polen und Wladislav von Ungarn und Böhmen. Zugleich kam ein Handelstraktat zwiſchen Maximilian und dem Großfürſten zu Stande.

Zweiundzwanzig Jahre ſpäter ſchloß der Kaiſer durch Georg Schnitzenbaumer einen ewigen Erbverein mit dem Czaar, — er nannte ihn darin Kaiſer und Herrſcher aller Reußen, dem weniger ſtrengen Ceremoniell folgend, welches gegen orientaliſche Fürſten beobachtet worden war. Zwar ließ der Kaiſer in der Folge durch Peutinger eine Verwahrung einlegen, daß Schnitzenbauer, durch die unbedingte Verwilligung jenes Titels, ſeine Vollmacht überſchritten und vielleicht etwas zugeſtanden haben möge: „ſo Sr. Majeſt. Gewiſſen und des h. Reichs Stilo und Ordnung oder der kriſtenlichen Religion zuwider" — aber der Bund ſelbſt wurde durch die (im Juni 1515) neuerdings nach Moskau abgeſchickten Geſandten,

[illegible] Dr. Jakob Oesler, im Wesentlichen vollkommen

[illegible] politischer Zweck war, jede Vermehrung der [illegible] zu hindern. Er betrachtete sie als eine Verminderung [illegible] Niederlande brachten ihn in den Bund Englands. Die [illegible] stellte ihn Frankreich in die Flanke, die spanische [illegible] durch beide konnte er dasselbe hindern, seinen Plänen auf [illegible] zu geben. Mailand suchte er nur, um ihm die Pforten [illegible] gewisser zu verschließen. Gerade gegen dasselbe konnte er [illegible] des Reiches und seine Hausmacht bewegen. Daß er sich, wie[illegible] ungern, den Erbfeinden Habsburgs, den Eidgenossen, genähert [illegible] nur, um Ludwig XII. von der schwächsten Seite anzugreifen. Des Hasses gegen Einzelne war sein edles, mildes Herz unfähig. — [illegible] kann man sagen, daß er Venedig und Frankreich gehaßt habe. In einem eigenen in rothen Sammet gebundenen Buche, das er fleißig zu lesen pflegte, hat er alle Unbilden aufgezeichnet, die ihm durch die Franzosen zugefügt worden. In keinem Augenblicke des Cambrayer Bundes hat es Ludwig XII. redlich mit ihm und der gemeinen Sache gemeint. Es ist schon oben bemerkt worden, daß der französische König unter den Ursachen seiner Erkaltung auch des Kaisers Weigerung anführte, sich zur festgesetzten mündlichen Unterredung mit ihm einzufinden; — aber Maximilian war bereit, den König in Verona oder Peschiera zu sprechen, aber in den sonderbaren Antrag wollte er nicht eingehen, diese Unterredung unter Gezelten auf einer kleinen Insel des ganz von französischen Schiffen beherrschten Gardasees zu halten, zumal er durch einen günstigen Zufall erfahren hatte, daß zwei der in solchen Aufträgen geübtesten Hauptleute [illegible] Befehl erhalten hatten, sich, wie immer möglich, seiner [illegible] zu bemächtigen. Im folgenden Feldzuge wiegelten die französischen [illegible] ihre Truppen selbst zum Aufstande auf, als man sie über [illegible] im Felde halten wollte, und vereitelten dem Kaiser dadurch [illegible] seines Sieges.

[illegible] Kaiser bei der Belagerung von Padua ankam, fand er die [illegible] von der stärksten Seite angegriffen, wo die Venetianer ganz [illegible] zahlreiche und treffliche Befestigungen aufgeworfen hatten. Die [illegible] Hauptleute entschuldigten sich damit, die französischen Ingenieure [illegible] diesen Punkt ausersehen. Der Kaiser befahl sogleich an

einem anderen Orte aufzuwerfen, den er ſelbſt mit dem ihm eigenen trefflichen Blicke auserſehen. Da weigerten ſich die Franzoſen geradezu und erklärten es ihrer Ehre zuwider, und drohten, mit ihren Völkern gar abzuziehen. Maximilian, höchſt unmuthig, ließ alſo gleichwohl fortfahren, wie angefangen worden. Mehrmals kam er auf ſein altes Verlangen zurück, mit nicht beſſerem Erfolge. Einer der franzöſiſchen Hauptleute hatte die Treuherzigkeit, ihm mit vielem Aufheben zu ſagen: „Zuvörderſt werde dieſe Belagerung viel Geld und Blut koſten —“

„Je länger, je mehr,“ unterbrach ihn Maximilian — „und dann ſei es, wie ihre Inſtructionen gar deutlich auswieſen, keineswegs die Abſicht des Königs, ihres Herrn, daß Oeſterreich ſeine Vortheile ſo weit verfolgen ſolle.“

Warum der ſanfte Maximilian wider die Republik ſolchen Haß im Buſen getragen, iſt im Verlaufe ſeines Lebens ſchon bemerkt worden. — Es gehört aber in den Kranz von Abſcheulichkeiten, welche die italieniſche Staatskunſt des XV. und XVI. Jahrhunderts ausmachten, daß einſt ein geheimer Ausſchuß des Zehnerrathes und der Weiſeſten aus den Pregadi einem berühmten Giftmiſcher (der dem hohen Rathe um beſtimmte Preiſe jeden europäiſchen Souverain, namentlich den Papſt Leo, Maximilian, die Könige von Frankreich und Spanien ꝛc., in beſtimmter Zeit aus dem Wege zu räumen gelobt hatte), auftrug, für 1500 Dukaten ſein Probeſtück zuerſt an dem Kaiſer abzulegen. Verhütet wurde die Unthat, aber verborgen blieb ſie nicht.

Ausländiſche Geſchichtsſchreiber haben Maximilian Veränderlichkeit in ſeinen Bündniſſen und Friedensſchlüſſen vorgeworfen. Wie war es möglich, bei Alliirten auszuharren, welche nicht einmal die Schonung hatten, ihrem Wankelmuthe irgend welchen rechtfertigenden Anſtrich zu leihen? — Welchen Frieden konnte er mit Feinden ohne Treu und Glauben ſchließen, die den Frieden nur ſuchten, um gerechter Rache zu entgehen, nur annahmen, um ihren Raub in Sicherheit zu bringen, und ihn wieder brachen, ſobald ſie den zu großmüthigen oder zu nachgiebigen Feind unvorbereitet glaubten?

Außer der weiſen, ſtandhaften, von den Niederländern angebeteten Margarethe und den dortigen Staatsräthen Croy und de Praet, waren des Kaiſers vorzüglichſte Werkzeuge: der Hofkanzler Cyprian Särentheimer von Nordheim, aus einem alten tyroliſchen Geſchlechte und derſelben Gegend,

[illegible] dem Antritte des Papstthumes [illegible] selbst, ein Mann von gesundem [illegible] und [illegible] schlaflos, so verschwiegen, [illegible] Grab [illegible] Innspruck den Bibelspruch [illegible] custodiam, so einfach, daß [illegible] des Ber[illegible] Bleis, von Innspruck bis dahin [illegible] geritten [illegible] sammetnes Kleid hinter [illegible] führend: — [illegible] Liechtenstein, tapfer, heftig, [illegible] seines Herrn [illegible] aus Eigenem, durch [illegible] mit den [illegible] von Augsburg bedeckend: [illegible] von Weilenburg, [illegible] erst Bischof zu Gurk, dann [illegible] ein Mann [illegible] Beredtsamkeit, [illegible] und vielseitiger [illegible] es verstand, einfältig [illegible] und klug wie die [illegible] zu sein, und von seinem [illegible] daß man ihn [illegible] natürlichen Sohn [illegible]

[illegible] hat übrigens das [illegible] zum Kaiser [illegible] an Liechtenstein [illegible] Jänner 1509 in [illegible] erschöpfend ausgedrückt:

[illegible] kennt seine Maytt. pass besser dann ich, und daß Ir Maytt. [illegible] selbst angeben, durchsehen und [illegible] — es muß alles [illegible] von königlicher Maytt. erledigt werden. Ir Maytt. fevert nit [illegible] nit still ligen, darum unnser ains deste weniger ausrichten mag."

Maximilian war Selbstherrscher im eigentlichen hohen Sinne [illegible]

(J. v. Hormayr, ältere Plutarch. 5 Bdch.)

Albert Herzog zu Sachsen,

[illegible] in Friesland, kaiserlicher Generalissimus.

[illegible] der Meißnischen Linie des Hauses Sachsen, die in der [illegible] geworden, hatte am Hofe seines Oheims, Kaiser [illegible] III., eine glückliche Jugend verlebt, und behielt sein ganzes

Leben hindurch treue Anhänglichkeit an das mütterliche öſterreichiſche Haus, die auch in ſeinen Nachkommen, bei ganz veränderten Staatsverhältniſſen, ſich nie ganz verleugnete. Die Kurfürſten Moritz, Johann Georg I., Johann Georg III., der König Friedrich Auguſt I., gaben davon Beweiſe.

Alberts Kindheit ward ſchon merkwürdig durch den bekannten ſächſiſchen Prinzenraub. Er hatte nachher Paläſtina bereiſet und war in ſeinen erſten Heerzügen in Deutſchland und gegen Karl den Kühnen (1478 u. flg.) nicht unglücklich geweſen. Im Alter der geſchäftigſten Einbildungskraft und des regſten Muthes ſah er ſich auf den böhmiſchen Thron gerufen, und ebenſo von Denen, die ihn riefen, wieder verlaſſen (1471).

Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir den Fürſten betrachten, der einen langen Zeitraum hindurch die Seele der deutſchen Heere geweſen iſt.

Als Oberbefehlshaber über die Reichshilfe ſetzte er ſich den weiteren Fortſchritten des ungariſchen Königs Matthias, der nach der Eroberung von Wieneriſch-Neuſtadt ganz Niederöſterreich in ſeiner Gewalt hatte, ſtandhaft entgegen; und mehr dem Rufe des Feldherrn, als den Streitkräften des Heeres, hat man ſeinen Vergleich mit dieſem Könige (1487) zu danken, der damals ſo nachtheilig ſchien und doch das öſterreichiſche Erbrecht auf Ungarn gründete.

Jetzt ging Albert nach Brabant (1488) zur Befreiung des römiſchen Königs, wo ihn Friedrich III. nach erreichter Hauptabſicht mit dem größten Theile des Heeres zurückließ.

Er trieb die Aufrührer aus mehreren ihrer Schlupfwinkel, und zur Lehre, daß man einen abziehenden Belagerer nicht beſchimpfen müſſe, ging Arſchot im gelungenen zweiten Ueberfalle in Feuer auf; nur die Wehrloſen wurden vom Schwerte der Sieger verſchont (1489).

Maximilians Gegenwart ſchien jetzt in Oeſterreich nothwendig, und ward es bald darauf, durch des Königs Matthias Tod, auch in Ungarn. Die Niederlande zu beruhigen und den Krieg mit Frankreich zu führen (1491—1493) überließ er Alberten, welcher auch Flandern und Brabant, theils durch Waffen, theils durch Unterhandlungen, vollends zum Gehorſam brachte, in Holland und Utrecht die Gährungen dämpfte (1492), dann beſetzte, Sluys belagerte und mit dem Herzoge von Cleve einen Vergleich traf, Arras und St. Anna aber durch die darin unterhaltenen Verſtändniſſe in ſeine Gewalt bekam. Dieſes Alles führte nach mehreren kleinen Gefechten den Frieden von Senlis (1491) herbei.

Auch im geldernſchen Kriege (1497 u. flg.) führte der Herzog den Oberbefehl. Als Erbſtatthalter über Friesland, womit ihn Maximilian belehnte, glückte es ihm zwar, den unbiegſamen Freiheitsſinn — beſſer zu ſagen Empörungsſinn — der Frieſen ſcheinbar zu bändigen; aber kaum war er aus dem Lande, ſo belagerten ſie ſeinen Prinzen zu Franken; der Vater mußte auf ihre ſchmählichen Drohungen an der Spitze eines Heeres herbeieilen und die Aufrührer drei Mal zurückſchlagen, ehe er den Sohn befreien konnte (1500). Er ſelbſt ſtarb auf dieſem Zuge zu Embden an den Folgen einer dabei erhaltenen Schußwunde.

Albert war auch für die mit ſo großem Eifer betriebene, aber ſpäter nicht zu Stande gekommene Sendung eines Heeres zur Hilfe wider die Türken (1496) zum oberſten Feldhauptmann (Generaliſſimus) beſtimmt geweſen. Aus den ihm zugeſtandenen faſt königlichen Bedingungen läßt ſich entnehmen, wie hoch man ſeine Feldherrntalente ſchätzen mochte.

Im Zeitalter dieſes Fürſten iſt der Kriegsmann, der ſich ſeines Muthes gebraucht, nicht aber einzig von ſeinem Muthe ſich führen läßt, vielmehr aus Boden- und Menſchenkenntniß berechnet, wo man einhalten muß, noch immer eine ſeltene Erſcheinung: — aber der muthvolle und durch Zufälle, Erfahrungen und Verhältniſſe weiſe gewordene Albert war unſtreitig einer dieſer Seltenen.

Rudolph der Tapfere, Fürſt zu Anhalt,

kaiſerlicher General.

Rudolph war der jüngſte Sohn Georgs des Aelteren aus der früheren Linie des Hauſes Anhalt-Zerbſt. Er erhielt die Vollendung ſeiner Erziehung zu Mainz und trat hierauf in die Dienſte Maximilians I., bei deſſen Krönung er zum Ritter geſchlagen wurde, und welchen er 1490 auf ſeinem Zuge nach Ungarn begleitete. Bald nachher brachte er einige Zeit als kaiſerlicher Geſandter an dem päpſtlichen Hofe zu, nach dieſem aber wurden ſeine Talente fortwährend im Felde benutzt.

Nachdem er ſich bereits bei verſchiedenen Gelegenheiten vortheilhaft gezeigt, und namentlich Maximilian ſo mit Liebe anhing, daß er ihm, als er zu Brügge gefangen gehalten wurde, nicht von der Seite wich und freiwillig deſſen Gefangenſchaft theilte, ſo vertraute ihm Maximilian 1507 den Oberbefehl wider Karl von Egmont in Geldern. Rudolph ließ nun zu Herzogenbuſch zwölf große Kanonen und drei Mörſer gießen, und griff hierauf das feſte Schloß Proyen an, das er eroberte und dem Boden gleich machte. Im Kriege wider Venedig ſtieg ſein Ruhm noch höher. An der Brenta ſchlug er 1509 das Aufgebots-Heer der Republik, nahm Cadore weg, eroberte 1510 Legnano und Vicenza, das er zugleich für ſeine Untreue beſtrafte, indem es, ſchon einmal in Pflicht genommen, wieder abgefallen war. Hierauf vertheidigte er Verona wider den feindlichen Feldherrn Liviano, der es mit Sturm nehmen wollte.

Rudolph ließ innerhalb der Feſtungsmauer rund herum einen mannstiefen Graben machen, mit Bretern austäfeln und an dieſen allenthalben lange eiſerne Nägel, deren Spitzen aufwärts ſtanden, anbringen. — Zugleich wurden die Breter mit Pulver und Brandzeug belegt und ſo mit dieſem ſchrecklichen Hinterhalte und einem wohlbedienten großen und kleinen Geſchütze der Angriff erwartet.

Liviano fällte bald darauf wirklich einen Theil der Mauer mit ſeinem Geſchütze und ließ zum Sturme ſchreiten; als aber ſeine Leute über den Wallbruch gedrungen waren, ſtürzten ſie in den ihnen unbekannten Graben, blieben an den eiſernen Stacheln hängen, und wurden dann von dem Brandzeuge, das ein Lauffeuer entzündete, eben ſo ſchrecklich als vollſtändig aufgerieben. Liviano, welcher vor Verona gegen 3000 Mann verloren hatte, mußte die Belagerung aufheben. Der heldenmüthige Rudolph erfreute ſich aber nicht lange der Früchte ſeiner Tapferkeit und Ausdauer, er erkrankte bald nach Aufhebung der Belagerung zu Verona, und ſtarb den 8. September 1510. Seine Leiche wurde nachmals in die erzherzogliche Gruft zu Stams in Tyrol übertragen.

Dieſer Feldherr hat zur Verbeſſerung des Geſchützes unter Maximilian weſentlich beigetragen, und war einer der Erſten, die ſich des großen Geſchützes mit Erfolg bedienten.

Der Plan, eine Verbindung mit mehreren Genoſſen zu einem Orden wider die Türken, die Georgen-Geſellſchaft, zu gründen, beſchäftigte

ihn viel, aber es zeigte ſich bald, daß eine ſolche Anſtalt nicht mehr im Geiſte des Zeitalters war, und ſo zerfiel die Sache, bevor ſie noch recht zum Entſtehen kam.

Rudolph war es, welcher Maximilian bewog, der Kaiſerkrönung am päpſtlichen Hofe auszuweichen, und wirklich ward nur noch ſein Enkel Karl V. daſelbſt gekrönt und dadurch den Deutſchen in der Folge viel Geld und Blut erſpart. Maximilian ſchätzte unter den vielen Tugenden Rudolphs beſonders ſeine Uneigennützigkeit, mit der er nicht ſelten die eigenen Einkünfte verwendete, um im Felde die Truppen zu bezahlen.

Oft, wenn Rudolphs von Anhalt gedacht wurde, ſagte der Kaiſer: „Ach, Anhalt, das ehrliche Blut!“ und bewies dadurch, wie theuer er ſeinem Herzen war.

Außer anderen Vorrechten erwarb Rudolph ſeinem Fürſtenhauſe das kaiſerliche Oberſtabelmeiſteramt.

Andreas Graf von Sonneberg,

kaiſerlicher General.

Die Eltern dieſes ausgezeichneten Feldherrn waren Eberhard von Waldburg und Kunigunde Gräfin von Montfort.

Sein Vater kaufte 1463 von dem Grafen von Werdenberg die Herrſchaft Sonneberg und erhielt vom Kaiſer Friedrich III. die gräflichen Titel darüber. Andreas wurde nicht nur in ritterlichen Uebungen, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen erzogen, beſuchte, als er erwachſen war, viele der anſehnlichſten Höfe ſeiner Zeit, und trat hierauf in die Dienſte des Erzherzogs Sigismund, der Tyrol und die Vorlande beherrſchte.

Anfangs war er dieſem Fürſten im Rathe, bald aber auch im Felde nützlich, wo er ihm 1468 wider die Schweizer und ſpäterhin (1488) gegen Venedig diente.

Um das Jahr 1488 zog er auch mit Kaiſer Friedrich III. wider die flandriſchen Städte, um den gefangenen Maximilian aus Brügge zu

Andreas Graf von Sonneberg

befreien, und zeichnete ſich hierauf in verſchiedenen Kriegen ſowohl wider die Flandern als die Franzoſen aus.

Unter der Regierung Maximilians I. machte er nach dem Tode des Königs Matthias von Ungarn 1490 den Zug nach Oeſterreich und Ungarn mit, war bei der Erſtürmung von Stuhlweißenburg thätig, und focht bald darauf auch wider die Türken in Croatien. Auf allen dieſen Zügen hatte Sonneberg bald den Oberbefehl über ein ganzes Heer, bald über eine ſo beträchtliche Abtheilung des Heeres geführt, daß ihm der Sieg entweder allein zuzuſchreiben war, oder er doch den größten Antheil daran hatte. Der Kaiſer behielt ihn auch von nun an eben ſo ununterbrochen in ſeinem Rathe, als auf ſeinen Heereszügen an der Seite. Als 1504 der Krieg über die bayeriſche Erbfolge wider den Pfalzgrafen Ruprecht ausbrach, war Sonneberg, ungeachtet ſeines ſchon hohen Alters, doch mit unglaublicher Thätigkeit überall, wohin ihn die Gefahr der Seinigen rief. Nach der Niederlage der Pfälzer und Böhmen wandte ſich der Kaiſer gegen Kufſtein, und Sonneberg wollte mit 63 Pferden zu ihm ſtoßen, traf aber in der Gegend von Landshut mit dem Pfälziſchen Kriegsoberſten Georg von Wisbach zuſammen, der einige Tauſend Mann befehligte, und wurde hier, nach tapferer, aber erfolgloſer Vertheidigung, gefangen. Nach Beendigung ſeiner Gefangenſchaft ſuchte er Ruhe und zog ſich auf ſeine Erbgüter in Schwaben zurück. Hier hatte er leider in ſeiner Nachbarſchaft den Ritter Felix von Werdenberg zum Feinde, welcher ſeine Familie durch den Verkauf der Herrſchaft Sonneberg an unſeres Andreas Vater beeinträchtigt glaubte, und ſich darüber mit dem greiſen Krieger vielfältig entzweite. Als Sonneberg 1511 eines Tages unbewaffnet von der Jagd allein nach Hauſe ritt, wurde er von dem Ritter von Werdenberg auf der Straße bei Mengen überfallen und ermordet. Die Familie des Gemordeten klagte wohl auf peinliches Recht bei dem Kaiſer, aber Maximilian ſah ſich genöthigt, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, weil er trotz des eingeführten Landfriedens doch noch ſchonend gegen das uralte Vorurtheil verfahren mußte, vermöge welches ſich der deutſche Adel noch immer berechtigt glaubte, ſeine einzelnen Streitigkeiten mit dem Schwerte auszufechten.

(Reilly, Biographieen öſterreichiſcher Feldherren.)

Hohenzollern,

Feldoberſter und Kammerrichter.

Maximilianiſchen Periode, in beiderlei
domi militiaeque clarus.

legte ſich eben ſo eifrig darauf, den Krieg
wohl zu führen, wozu ihn ſeine ſeltenen Kennt-
auch der Kriegskunſt beſonders begünſtigten
Zwiſt gütlich auszugleichen. Eitel Friedrich war
Nikolaus von Zollern und der Eliſabeth Gräfin
wurde am öſterreichiſchen Hofe erzogen. Seine
acht nur der Erlernung ritterlicher Uebungen, ſon-
dem Studium des Rechts, welches ſeiner Zeit die
ſonſtlich mit dem Degen zu behaupten gewohnt waren.
Maximilian den Landfrieden gegründet, und um ſelbigen zu
ein zweckmäßigeres Kammergericht, als die vorhergehenden
Art waren, organiſirt hatte, und es 1495 zu Frank-
furt eröffnete, wählte er Zollern zu ſeinem erſten Kammer-
richter. Wahl, die allein hinreichte, ſeinen Namen auf die Nachwelt
zu bringen, und wodurch der Kaiſer bewies, daß er ihn für einen der
größten Männer der Nation hielt.

Indem da Zollern auch trefflich die Waffen zu führen wußte und in
der Kriegskunſt tüchtig bewandert war, ſo ward er nicht ſelten von ſeinem
gewöhnlichen Poſten zu entfernten Geſchäften und zu den Waffen gerufen,
wo denn er ſich ſtets als kluger Feldherr bewährte.

Schon 1179 hatte er ſich in dem Treffen bei Guinegate ausge-
zeichnet, und 1188 befehligte er den Vortrab, mit welchem Kaiſer Friedrich
gegen Flandern rückte, um ſeinen gefangenen Sohn aus Brügge zu be-
freien. Im Jahre 1499 führte er mit Dietrich von Blumeneck ein kleines
Heer wider die Schweizer am Bodenſee und eroberte Rorſchach.

Als 1500 die Grafſchaft Görz an Oeſterreich kam, war er einer der
drei Bevollmächtigten, die dort im Namen des Kaiſers die Erbhuldigung
empfingen.

Erzherzog Philipp ertheilte ihm 1501 den Orden des goldnen Vließes.
Während des Krieges wider die Pfälzer und Böhmen (1504) befehligte er

bei Regensburg den rechten Flügel der Reiterei, und trug ſehr viel zu dem Siege bei, der dort erfochten wurde.

Zollern beſchloß ſein ruhmvolles, würdiges Leben zu Wien den 18. Juni 1512 und wurde zu Hechingen in einer Kirche begraben, die er ſelbſt erbaut hatte.

Ein Staatsmann, der Geſetze nicht bloß zu geben und zu handhaben weiß, ſondern auch, wenn ſich der Fall trifft, durch den Degen zu behaupten Kraft und Muth in ſich fühlt, iſt in der Geſchichte eine ſeltene, aber um ſo erhabenere Erſcheinung.

Karl Herzog von Bourbon,

Connetable von Frankreich, nachheriger kaiſerlicher Oberfeldherr der Armee in Italien.

Dieſer berühmte Feldherr ſtammte in gerader Linie von dem heiligen Ludwig ab, und war der zweite Sohn Gilberts von Bourbon, Grafen von Montpenſier, welcher im Königreiche Neapel ſtarb, wo er unter Karl VIII. Vicekönig war. Sein älterer Bruder, Ludwig Graf von Montpenſier, hatte von der Natur eine Reizbarkeit erhalten, die ſeinen Hintritt beſchleunigte, ohne welchen Karl von Bourbon nie die Rolle geſpielt haben würde, welche in der Folge die Augen des ganzen Europa auf ihn richtete.

Voll von einer unerklärbar leidenſchaftlichen Liebe zu ſeinem Vater, hatte Ludwig kaum die Nachricht von dem Tode deſſelben erhalten, als er in eine Schwermuth verſank, aus welcher er ſich nicht eher hervorarbeitete, als bis Ludwig XII. Anſtalten zur Wiedereroberung Neapels machte. Die Ausſicht, das Grab ſeines Vaters zu ſehen, war ſo reizend für die trübe Seele des Jünglings, daß er um die Erlaubniß bat, das franzöſiſche Heer nach Italien begleiten zu dürfen. Auf Italiens Boden verſchwand ſeine Traurigkeit, indem ſie ſich in eine Art von Wuth verwandelte. Ueberall, beſonders aber bei dem Sturme von Capua, zeichnete ſich der junge Fürſt durch ſeine Tapferkeit aus. Die Fortſchritte der Franzoſen waren raſch, Neapel wurde erobert, triumphirend zog das Heer in die Hauptſtadt ein, aber der Graf von Montpenſier theilte die allgemeine Freude nicht, er fühlte nur den Beruf, das Grabmal ſeines Vaters aufzuſuchen. Die

Generale der Armee begleiteten ihn. Nach ſeiner Ankunft in der Kirche, wo der geliebte Leichnam beigeſetzt war, ließ er eine feierliche Meſſe veranſtalten, und nach beendigtem Gottesdienſte verlangte er ihn zu ſehen. Der Deckel des Sarges wurde aufgehoben. Sprachlos ſah er auf die verehrte Hülle mit Blicken hin, welche die ſtärkſten Bewegungen des Herzens ausdrückten, und plötzlich warf er ſich auf den Gegenſtand ſeiner wüthenden Liebe, umklammerte ihn mit Inbrunſt, und ſtarb, von ſeinem Schmerze erſtickt. — Vergeblich ſuchten ihn die beſtürzten Zuſchauer in's Leben zurückzurufen. Man vereinigte zuletzt die Leiche des Sohnes mit dem Leichnam des Vaters in einem bleiernen Sarge, den man nach Frankreich ſandte.

Karl, welcher durch dieſes in ſeiner Art einzige Ereigniß der nächſte Erbe ſeines Vaters geworden war, wurde bis zu ſeinem achtzehnten Jahre mit der größten Sorgfalt in allen Kriegswiſſenſchaften unterrichtet, welche ſich indeſſen damals weit mehr auf Abhärtung des Körpers und Stärkung des Muthes, als auf Bereicherung des Kopfes mit nützlichen Kenntniſſen bezogen, und eben daher weit öfter Rieſen als Helden bildeten. Der Geiſt der Unabhängigkeit, durch das Feudalſyſtem hervorgebracht und genährt, trug das Seinige bei, einem ſolchen Unterrichte Eingang in die Seelen beſonders Derjenigen zu verſchaffen, welche durch ihre Geburt beſtimmt waren, an der Spitze eines Heeres durch ihr Beiſpiel die Wuth der großen Menge zu entflammen.

Karl hatte vor vielen anderen Prinzen Frankreichs die Ausſicht, zur Behauptung einiger Rechte ſeine kriegeriſche Erziehung zu benutzen, nicht ſowohl als Nachfolger ſeines Vaters in der Grafſchaft Montpenſier, ſondern vielmehr als präſumtiver Erbe der reichen Beſitzungen des Herzogs Peter von Bourbon, welcher im Begriff war, ohne männliche Nachkommenſchaft von der Bühne des Lebens abzutreten.

Ludwig XI. hatte den Herzog Peter mit ſeiner Tochter, Anna von Frankreich, zu einer Zeit vermählt, wo er als Herr von Beaujeu in der drückendſten Armuth lebte und bloß die Ausſicht hatte, dem Herzoge Johann von Bourbon, ſeinem älteren Bruder, als Erbe zu folgen, welcher, mit Johanna von Frankreich, Tochter Karls VII., vermählt, kinderlos geblieben war. Wirklich rechtfertigte der arme Herr von Beaujeu als Herzog von Bourbon die ſcheinbare Mißheirath, aber er hatte mit ſeiner vornehmen Gemahlin nur eine einzige Tochter erzeugt, welche noch dazu nicht bloß von der Natur gemißhandelt, ſondern auch ſehr kränklich war.

Dem ſaliſchen Geſetze nach mußten alle ſeine Beſitzungen auf die jüngere Linie der Bourbons zurückfallen, an deren Spitze der Graf von Montpenſier als älteſter männlicher Erbe ſtand; dies Recht war ſo unbezweifelt, daß ſich Niemand einfallen ließ, eine Schmälerung deſſelben für möglich zu halten, und ein Jeder erſtaunte, als ſie gleichwohl erfolgte.

Aengſtlich beſorgt für das Schickſal ſeiner gebrechlichen Tochter, ruhte der Herzog Peter nicht eher, als bis er Ludwig XII. zur Aufhebung der Subſtitutionsacte Johanns I., Herzogs von Bourbon, und zur Ausfertigung eines Patents bewog, durch welches ſeiner Tochter der Beſitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne und der Grafſchaft Clermont zugeſichert wurde. Man ſagt, daß der König dieſe Ungerechtigkeit gefühlt habe, daß er aber von dem Mitleid mit einem Vater, der das Unglück, keinen Sohn zu beſitzen, ſehr ſchmerzlich empfand, um ſo leichter fortgeriſſen wurde, da er ſich in demſelben Falle befunden. Wie dem auch ſei, das Parlament weigerte ſich, das ausgefertigte Patent in ſeine Regiſter einzutragen, bis ſich der Herzog Peter anheiſchig machte, ſeine Tochter Suſanne mit dem Herzoge von Alençon, zweitem Prinzen von Geblüt, zu vermählen. Nach dieſer Erklärung wurde keine weitere Rückſicht auf die Anſprüche des Grafen von Montpenſier genommen, welcher noch zu jung war, um ſie ſelbſt zu vertheidigen.

Ehe indeſſen dieſe Vermählung vollzogen werden konnte, hatte der Herzog Gelegenheit, ſeinen Neffen kennen zu lernen, der ihn zu la Chauſſiere, einem für jene Zeit ſehr prächtigen Luſtſchloſſe, einige Viertelmeilen von Moulins, beſuchte. Was das Gerücht zu ſeinem Vortheil verbreitet hatte, ſah er jetzt ſelbſt als Wahrheit. Die Anlage zu einem künftigen Helden entging beſonders dem Scharfblicke ſeiner Gemahlin nicht, welche, ob ſie gleich in dem Grafen von Montpenſier einen Verwandten ſah, der ihre geliebte Tochter unter günſtigen Umſtänden um alle ihre durch einen königlichen Machtſpruch zugeſagten Familiengüter bringen konnte, ſich dennoch gedrungen fühlte, ſeiner vortheilhaften Bildung und ſeinen adeligen Sitten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Beide bereuten vielleicht im Stillen, ihn überſehen zu haben; nachdem aber ihre Tochter einmal mit dem Herzoge von Alençon förmlich verſprochen war, blieb ihnen nichts Anderes übrig, als die Miene der Unbefangenheit anzunehmen, und, wenn es ſchon damals die Abſicht des Grafen war, ſich um Suſanne zu bewerben, ſo konnte er ſich um ſo weniger mit einem glücklichen Erfolge

ſchmeicheln, da Peter genöthigt war, ſeine offenbare Ungerechtigkeit durch eine ſcheinbare Pünktlichkeit im Worthalten zu beſchönigen, und da Alter, Liebe zur Einſamkeit und Reizbarkeit als Folge der Schwäche, ihn für alle Diejenigen unzugangbar machten, welche dem Grafen durch ihre Verwendung nützlich werden konnten. Unter ſolchen Umſtänden ſchien nichts Anderes übrig zu bleiben, als alle Hoffnung aufzugeben. Wirklich wollte ſich der Graf von Montpenſier wieder von la Chauſſiere entfernen, als der Tod Peters ſeinem Schickſale eine andere Wendung gab.

Die verwitwete Herzogin hatte ſich die beſchloſſene Vermählung des Herzogs von Alençon mit ihrer Tochter mehr aus Nachgiebigkeit gegen die Launen eines kränklichen Gemahls gefallen laſſen, als ſie gut geheißen. — Auf jeden Fall glaubte ſie vorher zu ſehen, daß der junge Herzog nicht dazu gemacht ſei, uſurpirte Rechte zu behaupten, und daß alſo das Glück ihrer Tochter durch eine Verbindung mit ihm nichts weniger als geſichert ſei. Kaum hatte der Herzog von Alençon ſie nach dem Tode ihres Gemahls auf eine entfernte Art an das ihm gegebene Verſprechen erinnert, als ſie erklärte: Die Traurigkeit über den Verluſt ihres geliebten Gemahls erlaube ihr nicht, für das Erſte an die Verheirathung ihrer Tochter zu denken, und dazu käme, daß alle Bourbons laut darüber murrten, daß man ſie einem fremden Fürſten unterwerfen wolle, während aus der Familie der Bourbons noch einige vorhanden wären, von welchen ſie ſich die größten Erwartungen machten. Dieſe Stimmung der Gemüther, fügte ſie hinzu, müſſe, in Verbindung mit den gerechten oder ungerechten Anſprüchen des Grafen von Montpenſier, nothwendig große Unruhen hervorbringen, wenn man ſich nicht durch eine reifliche Erwägung der dem Herzoge geleiſteten Verſprechungen und der Forderungen des Grafen in den Stand ſetze, dieſe zu vernichten, um jene ohne Gefahr erfüllen zu können. Aus dieſer Antwort ſchien ſehr deutlich hervorzugehen, daß die Herzogin nach dem Tode ihres Gemahls nicht gebunden ſein wollte, ſein Wort zu erfüllen.

Gleichwohl war ihr Benehmen gegen den Grafen von Montpenſier ſo wenig zuvorkommend, daß ihre wahre Abſicht eine längere Zeit hindurch ſehr zweifelhaft blieb. Der Graf war nach Moulins zu ihr zurückgekehrt. Sie behandelte ihn mit der Freundſchaft, welche die nahe Verwandtſchaft erforderte; ſie übernahm ſogar als eine Frau, welche unter der vorigen Regierung einen ſehr weſentlichen Antheil an den Staatsgeſchäften gehabt

hatte, die Sorge, ihn in die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes und die Verhältniſſe der Großen einzuweihen; aber von einer Verbindung des Grafen mit ihrer Tochter war durchaus nicht die Rede; und wenn es der geheime Wunſch ihres Herzens war, daß ſie zu Stande kommen möchte, ſo konnte man es höchſtens aus der Sorgfalt ſchließen, womit ſie Alles entfernte, was nur einigermaßen dazu beitragen konnte, ihn auf die Gebrechen ihrer Tochter aufmerkſamer zu machen, als er es ohne Vergleichungen werden konnte. Weder die Verwendungen der Königin Anna von Bretagne, ſo ſchmeichelhaft ſie übrigens auch ſein mochten, noch die dringenden Vorſtellungen des Prinzen la Roche-ſur-Yon, Vormunds und Schwagers des Grafen von Montpenſier, noch die Warnungen des Cardinals d'Amboiſe, welcher die Gefahr einer längeren Verzögerung ſehr nachdrücklich ſchilderte, noch ſelbſt die Ausſprüche einiger Rechtsgelehrten, welche geradezu verſicherten, daß dem Grafen von Montpenſier die Beſitzungen ſeiner Ahnen nicht könnten vorenthalten werden, wenn er für gut befände, an das in ſeiner Familie ſeit den früheſten Zeiten beobachtete ſaliſche Geſetz zu appelliren, vermochten den Eigenſinn dieſer charaktervollen Frau eher zu beugen, als bis der Herzog von Alençon, des längeren Harrens überdrüſſig, ihr erklärte, daß, wenn ſie das ihm gegebene Wort eben ſo ungern erfülle, als ſie ſich den Anſprüchen des Grafen ungern widerſetze, er auf die Ehre einer engeren Verbindung nothwendig Verzicht leiſten müſſe. Dieſe Erklärung, verbunden mit ſo vielen anderen Bewegungsgründen, gab ihr die nöthige Bereitwilligkeit, dem Herzoge die 100,000 Franken auszuzahlen, welche ihm im Falle eines Bruches zugeſichert waren, und kaum war dieſer erſte Schritt gethan, als ſie dem Grafen von Montpenſier erlaubte, ihr und ihrer Tochter den Proceß zu machen. Der Graf reiſ'te nach Paris. Man erſtaunte Anfangs über dieſe ſeltſame Wendung; ſobald man aber einſah, daß ſie von der verwitweten Herzogin ſelbſt kam, und daß ſie, anſtatt ſich den Forderungen des Grafen zu widerſetzen, ihm jede Art des Vorſchubs leiſtete, beſtätigte ihn der König in dem Beſitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne, und um allen Streitigkeiten zuvorzukommen, welche über dieſe bedeutenden Lehen, ſo wie über alle anderweitigen Beſitzungen des Hauſes Bourbon, entſtehen konnten, wurde beſchloſſen, daß der Graf von Montpenſier, als Aelteſter der jüngeren Linie, die Prinzeſſin Suſanna als einzig übrigen Zweig der älteren heirathen ſollte.

Die einzige mit dieſem Vergleich ſehr unzufriedene Perſon in Frankreich war Louiſe, Herzogin von Savoyen, Mutter des Herzogs von Angouleme, nachmaligen Königs Franz I. Aus der Familie der Bourbons entſproſſen, hatte ſie, wenn eine weibliche Erbfolge ſtattfinden ſollte, nach dem ſehr wahrſcheinlich frühen Tode der Prinzeſſin Suſanna die nächſten Anſprüche auf die Beſitzungen der älteren Linie. Eben deswegen hatte ſie ſich dem zum Vortheile der Prinzeſſin ausgefertigten Patent nicht nur nicht widerſetzt, ſondern ſogar Ludwig XII. angefeuert, das Parlament für den Ungehorſam zu beſtrafen, mit welchem es ſich der Eintragung deſſelben in ſeine Regiſter geweigert hatte. Jetzt vereinigte ſich ihr Eigennutz mit dem alten Haß, welchen ſie gegen die verwitwete Herzogin unterhielt, um ſie zu lauten Klagen über die Beeinträchtigungen zu bewegen, welche ſie durch die Hinterhaltigkeit der Tochter Ludwigs XI. leiden mußte, die, um ſich in dem Beſitz eines Vermögens zu erhalten, das ihr auf keine Weiſe zukäme, kein Bedenken trüge, einen Proceß an ihren künftigen Schwiegerſohn zu verlieren. Dieſe Klagen fruchteten indeſſen zu nichts, indem die Gutmüthigkeit Ludwigs XII. ihre Rechnung bei einer Ausgleichung fand, welche die möglichen Folgen eines conſtitutionswidrigen Verfahrens einmal für allemal aufhob, und der erſte Miniſter, welcher Urſache hatte, mit der Herzogin unzufrieden zu ſein, ihr durchaus ſeine Unterſtützung verſagte.

Gleich nach der Zurückkunft des Grafen von Montpenſier wurde ſeine Verbindung mit Suſanna vollzogen. Sie machte ihn zu dem reichſten Fürſten in Frankreich, den König ſelbſt nicht ausgenommen, welcher, nach Abzug Deſſen, was ſein Hofſtaat und ſeine Truppen verſchlangen, in ſeinen Einkünften weit mehr beſchränkt war, als der Herzog von Bourbon. Mit einer bis dahin beiſpielloſen Pracht behauptete er ſeine neue Würde. Moulins wurde der Sammelplatz aller Vornehmen und Großen, welche auf ihren Reiſen nach und von der Hauptſtadt nie unterließen, einem jungen Manne zu huldigen, deſſen Prachtliebe, Gaſtfreiheit und adelige Sitten Alles übertrafen, was ſie jemals davon kennen gelernt hatten. Um ihn mit dem Umfange ſeiner Beſitzungen bekannt zu machen und ihn ſeinen Unterthanen vorzuſtellen, machte die verwitwete Herzogin bald darauf mit ihm eine Reiſe in die entfernteren Provinzen. Sein Anſtand, ſeine Freundlichkeit und ſeine Bereitwilligkeit, überall zu helfen, gewannen ihm auch hier alle Herzen. Der Herzog lebte beinahe zwei Jahre hindurch

unter den angenehmsten Genüssen in einer kleinen Welt voll Freude, worin Louise von Savoyen seine einzige Feindin war.

Auf die eigenthümlichste Weise verwickelte sich (1505) sein Schicksal mit dem Gemüthe dieser Feindin. Ihren Sohn, den Herzog Franz von Angouleme, betrachtete man im ganzen Königreiche als den nächsten Thronerben; allein da die beständige Kränklichkeit der Gemahlin Ludwigs XII. keine lange Lebensdauer versprach, so war allerdings zu befürchten, daß der König, welcher sich über den Mangel eines männlichen Erben nicht beruhigen konnte, nach ihrem Tode zu einer zweiten Heirath schreiten würde; ein Fall, welcher in der Folge wirklich eintrat, und nur durch den plötzlichen Tod Ludwigs in seinen Folgen unschädlich gemacht wurde. Noch mehr war für den Herzog von Angouleme von jener Politik zu befürchten, welche das Schicksal der Staaten an die schwachen Bande ehelicher Verbindungen knüpft, und damals vorzüglich herrschend war, indem jeder Regent das seiner Herrschaft unterworfene Land als sein und seiner Familie Eigenthum betrachtete. Ludwig XII. hatte dem Herzoge seine älteste Tochter zur Gemahlin versprochen. Sie war das sicherste Unterpfand der Krone, wenn Ludwig Wort hielt; aber die Gelegenheit, es zu brechen, fand sich nur allzubald. Der ewigen Fehden mit Ferdinand, König von Arragonien, überdrüssig, ließ er, um den Rest seines Lebens in Frieden hinzubringen, ihm eben diese Tochter für seinen Enkel, den nachherigen Kaiser Karl den Fünften, mit dem Versprechen antragen, Mailand und Genua für immer an die spanische Krone abzutreten. Es war um des Herzogs von Angouleme schönste Hoffnungen geschehen, wenn dieser Entwurf durchgesetzt wurde. Um ihn zu hintertreiben, blieb kein anderes Mittel übrig, als alle Großen des Königreichs, vorzüglich aber die Prinzen von Geblüt, für seine Sache zu gewinnen. Dies gelang ihm. Man protestirte gegen den Plan des Königs, als verderblich für Frankreich, und drang auf eine Zusammenberufung der Stände. Sie wurden nach Tours beschieden. Als die Sitzung eröffnet wurde, sprachen die meisten der Anwesenden so laut und dringend gegen die Vermählung der ältesten Tochter des Königs mit einem spanischen Prinzen, daß der König nachgab und sein dem Herzoge von Angouleme gegebenes Wort auf der Stelle erneuerte. Die Freude darüber war so lebhaft, daß der Anblick derselben den König zu Thränen rührte, und Claudia von Frankreich sogleich mit dem Herzoge feierlich verlobt wurde. Auf den Festen und Turnieren, welche bei dieser Gelegenheit

gegeben wurden, lernte Louise von Savoyen den Herzog von Bourbon genauer kennen. Anfangs empfand sie nur Eifersucht über die Pracht, mit welcher er jedes Mal erschien; aber dies schwache Gefühl machte bald einem stärkeren Platz. Seine Jugend, seine gute Miene, sein Anstand, seine Gewandtheit und Das, was man in jenen Zeiten mit einem vielumfassenden Ausdrucke Galanterie nannte, zeichneten ihn so vortheilhaft aus, daß sie gleich nach den ersten Tagen in die allgemeine Bewunderung einstimmte, und trotz den entschiedensten Freunden des Herzogs behauptete, er sei der liebenswürdigste und geistreichste Fürst in ganz Europa. Dieß Lob befremdete ihn in ihrem Munde nicht wenig. Anna von Frankreich war nicht die Letzte, welche die veränderten Gesinnungen der Herzogin wahrnahm, und ihre Befürchtungen waren um so stärker, da sie sich nicht verbergen konnte, daß ihre Tochter mit ihren stillen Tugenden nicht ausreichen würde, um das Herz ihres Gemahls zu fesseln, und Louise von Savoyen ihre Reize so gut erhalten hatte, daß sie in einem Alter von vierzig Jahren noch immer für eine der ersten Schönheiten des Hofes galt. Mit solchen Eigenschaften, glaubte sie, müßte es Louisen leicht werden, einen jungen Mann in ihre Netze zu ziehen, der, wenn er auch der Sinnlichkeit nicht unterlag, doch vermöge seines Ehrgeizes nur allzubald gefangen werden konnte. Ihre Befürchtungen hörten nicht eher auf, als bis der italienische Krieg erneuert wurde, und ihr Schwiegersohn, durch Stand und Neigungen gleich sehr genöthigt, Antheil daran zu nehmen, an der Seite des Königs Frankreich verließ.

Seit der Eroberung des Königreichs Neapel durch d'Aubigny und den älteren Bruder des Herzogs von Bourbon, hatte Ludwig XII. jenseits der Alpen nur Demüthigungen erfahren. Er war zwar noch immer im Besitz von Mailand und Ligurien, aber er hatte vier bis fünf blühende Heere eingebüßt und war eben so oft von Ferdinand dem Katholischen überlistet, als von seinem Groß-Feldherrn, Gonzala de Cordova, geschlagen worden. Frankreichs Feinde brachten um diese Zeit (1507) Genua zum Abfall von der französischen Krone, und es war zu befürchten, daß Mailand seinem Beispiele folgen könnte. Müde, seine besten Generale in Italien scheitern zu sehen, beschloß Ludwig, sich selbst an die Spitze eines Heeres zu stellen. Der Herzog von Alençon, der Herzog von Bourbon und alle übrigen Prinzen von Geblüt begleiteten ihn auf diesem Zuge gegen die rebellischen Genueser. Zwei blutige Schlachten entschieden über ihr Schicksal. Das

ſtolze Genua erwartete ſeinen Untergang. Mit der Miene des rächenden Zornes ritt Ludwig an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres in ſeine Thore ein. Alle Einwohner fielen auf die Kniee, und Ludwig begnügte ſich mit ihren Schätzen.

In dieſem Feldzuge legte der Herzog von Bourbon den erſten Grund zu ſeinem nachherigen Rufe. Unter den übrigen Fürſten war er es, der die meiſte Wißbegierde und die größte Leidenſchaft für den Ruhm bewies. La Tremouille, la Paliſſe, Bayard, Louis d'Ars und d'Allegre wurden ſeine Freunde. Durch ſie belehrte er ſich über alle Angelegenheiten des Krieges, und mühſam ſchrieb er des Abends nieder, was er den Tag über gehört hatte. Eine Krankheit, vielleicht die Folge der allzu großen Anſtrengung, hielt ihn ab, den König in die Grenzen ſeines Reiches zurück zu begleiten; aber unmittelbar nach ſeiner Wiederherſtellung ging er durch die Lombardei nach Frankreich zurück, wo ſich unterdeſſen die Gelegenheit zu einer neuen Auszeichnung für ihn entwickelt hatte.

Ludwig hatte ſich (1509) durch den Bund vom Cambray mit dem Kaiſer, dem Könige von Arragonien und dem Papſt Julius II. gegen die Venetianer vereinigt. Die Abſicht dieſes Bundes war die gänzliche Zerſtörung eines Freiſtaates, welcher mit jedem Jahre mächtiger wurde, und Italiens kleinen Fürſten gefährlich zu werden drohte. Von den Prinzen von Geblüt und von allen ſeinen Generalen begleitet, ging Ludwig an der Spitze von 40,000 Mann über die Alpen, um das Seinige zu dieſer Vernichtung beizutragen.

In den unerſchöpflichen Minen der Schifffahrt, des Handels und des Kunſtfleißes hatte indeſſen dieſe kleine Republik die Mittel gefunden, einer ſo ungeheuren Macht zu trotzen. Die Grafen Petigliano und Alviano waren beireits ernannt, ihre Heere anzuführen. Sie erwarteten Ludwig XII., ihren gefährlichſten Feind, mit aller Unerſchrockenheit, welche eine gute Sache einflößt. Der franzöſiſche König verlor keine Zeit, ſie aufzuſuchen, und fand ſie an den Ufern der Adda. Um ſie zu einer Schlacht zu nöthigen, belagerte er Rivolta; aber die Generale der Republik ließen ihn dieſe unbedeutende Feſtung einnehmen, ohne ihren vortheilhaften Poſten zu verlaſſen. Ihre Klugheit reizte die Begierde des Königs, mit ihnen zu kämpfen, nur noch mehr. Um ſie aus ihren Verſchanzungen zu Fontanella zu vertreiben, machte er einen Verſuch, nach Baila zu marſchieren, von wo aus er ihnen die Zufuhr abſchneiden konnte, welche ſie aus Cremona

gegeben wurden, lernte Louise von Savoyen den Herzog von Bourbon genauer kennen. Anfangs empfand sie nur Eifersucht über die Pracht, mit welcher er jedes Mal erschien; aber dies schwache Gefühl machte bald einem stärkeren Platz. Seine Jugend, seine gute Miene, sein Anstand, seine Gewandtheit und Das, was man in jenen Zeiten mit einem vielumfassenden Ausdrucke Galanterie nannte, zeichneten ihn so vortheilhaft aus, daß sie gleich nach den ersten Tagen in die allgemeine Bewunderung einstimmte, und trotz den entschiedensten Freunden des Herzogs behauptete, er sei der liebenswürdigste und geistreichste Fürst in ganz Europa. Dieß Lob befremdete ihn in ihrem Munde nicht wenig. Anna von Frankreich war nicht die Letzte, welche die veränderten Gesinnungen der Herzogin wahrnahm, und ihre Befürchtungen waren um so stärker, da sie sich nicht verbergen konnte, daß ihre Tochter mit ihren stillen Tugenden nicht ausreichen würde, um das Herz ihres Gemahls zu fesseln, und Louise von Savoyen ihre Reize so gut erhalten hatte, daß sie in einem Alter von vierzig Jahren noch immer für eine der ersten Schönheiten des Hofes galt. Mit solchen Eigenschaften, glaubte sie, müßte es Louisen leicht werden, einen jungen Mann in ihre Netze zu ziehen, der, wenn er auch der Sinnlichkeit nicht unterlag, doch vermöge seines Ehrgeizes nur allzubald gefangen werden konnte. Ihre Befürchtungen hörten nicht eher auf, als bis der italienische Krieg erneuert wurde, und ihr Schwiegersohn, durch Stand und Neigungen gleich sehr genöthigt, Antheil daran zu nehmen, an der Seite des Königs Frankreich verließ.

Seit der Eroberung des Königreichs Neapel durch d'Aubigny und den älteren Bruder des Herzogs von Bourbon, hatte Ludwig XII. jenseits der Alpen nur Demüthigungen erfahren. Er war zwar noch immer im Besitz von Mailand und Ligurien, aber er hatte vier bis fünf blühende Heere eingebüßt und war eben so oft von Ferdinand dem Katholischen überlistet, als von seinem Groß-Feldherrn, Gonzala de Cordova, geschlagen worden. Frankreichs Feinde brachten um diese Zeit (1507) Genua zum Abfall von der französischen Krone, und es war zu befürchten, daß Mailand seinem Beispiele folgen könnte. Müde, seine besten Generale in Italien scheitern zu sehen, beschloß Ludwig, sich selbst an die Spitze eines Heeres zu stellen. Der Herzog von Alençon, der Herzog von Bourbon und alle übrigen Prinzen von Geblüt begleiteten ihn auf diesem Zuge gegen die rebellischen Genueser. Zwei blutige Schlachten entschieden über ihr Schicksal. Das

stolze Genua erwartete seinen Untergang. Mit der Miene des rächenden Zornes ritt Ludwig an der Spitze seines siegreichen Heeres in seine Thore ein. Alle Einwohner fielen auf die Kniee, und Ludwig begnügte sich mit ihren Schätzen.

In diesem Feldzuge legte der Herzog von Bourbon den ersten Grund zu seinem nachherigen Rufe. Unter den übrigen Fürsten war er es, der die meiste Wißbegierde und die größte Leidenschaft für den Ruhm bewies. La Tremouille, la Palisse, Bayard, Louis d'Ars und d'Alegre wurden seine Freunde. Durch sie belehrte er sich über alle Angelegenheiten des Krieges, und mühsam schrieb er des Abends nieder, was er den Tag über gehört hatte. Eine Krankheit, vielleicht die Folge der allzu großen Anstrengung, hielt ihn ab, den König in die Grenzen seines Reiches zurück zu begleiten; aber unmittelbar nach seiner Wiederherstellung ging er durch die Lombardei nach Frankreich zurück, wo sich unterdessen die Gelegenheit zu einer neuen Auszeichnung für ihn entwickelt hatte.

Ludwig hatte sich (1509) durch den Bund von Cambray mit dem Kaiser, dem Könige von Arragonien und dem Papst Julius II. gegen die Venetianer vereinigt. Die Absicht dieses Bundes war die gänzliche Zerstörung eines Freistaates, welcher mit jedem Jahre mächtiger wurde, und Italiens kleinen Fürsten gefährlich zu werden drohte. Von den Prinzen von Geblüt und von allen seinen Generalen begleitet, ging Ludwig an der Spitze von 10,000 Mann über die Alpen, um das Seinige zu dieser Verbindung beizutragen.

In den unerschöpflichen Minen der Schifffahrt, des Handels und des Kunstfleißes hatte indessen diese kleine Republik die Mittel gefunden, einer so ungeheuren Macht zu trotzen. Die Grafen Petigliane und Alviano waren bereits ernannt, ihre Heere anzuführen. Sie erwarteten Ludwig XII., ihren gefährlichsten Feind, mit aller Unerschrockenheit, welche eine gute Sache einflößt. Der französische König verlor keine Zeit, sie aufzusuchen, und fand sie an den Ufern der Adda. Um sie zu einer Schlacht zu nöthigen, belagerte er Rivolta; aber die Generale der Republik ließen ihn diese unbedeutende Festung einnehmen, ohne ihren vortheilhaften Posten zu verlassen. Ihre Klugheit reizte die Begierde des Königs, mit ihnen zu kämpfen, nur noch mehr. Um sie aus ihren Verschanzungen zu Fontanella zu vertreiben, machte er einen Versuch, nach Vaila zu marschieren, von wo aus er ihnen die Zufuhr abschneiden konnte, welche sie aus Cremona

und der umliegenden Gegend erhielten. Dieſer Marſch war nicht blos gefährlich, ſondern ſogar verwegen, weil er nicht vollendet werden konnte, ohne einſichtsvollen und thätigen Generalen die Flanke preiszugeben. Der Graf Petigliano errieth die Abſicht des Königs und eilte ihm nach Baila zuvor. Beide Heere maſchirten einander gegenüber, und nur ein Strom trennte ſie. Die Marſchälle Chaumont und Trivulze commandirten den Vortrab, der König das Mitteltreffen und der Herzog von Longueville den Nachtrab. Der Herzog von Bourbon führte ein Corps von zweihundert adligen Gensd'armen an, welche eine Art von Leibwache des Königs ausmachten und mit ihren Archers und Freiwilligen beinahe zweitauſend Mann ſtark waren. Der Graf Petigliano hatte den kürzeren Weg genommen, und rückte eben in Baila ein, als er erfuhr, daß Alviano von dem Vortrab des franzöſiſchen Heeres angegriffen wurde. Er ließ ihn ſogleich auffordern, ſeinen Weg fortzuſetzen; da dies aber nicht geſchehen konnte, ohne Artillerie, Bagage und einen Theil der Infanterie preiszugeben, ſo wollte ſich der tapfere Alviano lieber ſchlagen. In der Nähe eines Dorfes, Agnadello genannt, machte er Halt, pflanzte ſeine Artillerie auf dem Rande eines Ravins auf, welches die Franzoſen paſſiren mußten, um ihn angreifen zu können, poſtirte ſeine Infanterie in den Weinbergen und hinter den Hecken, von welchen die Gegend durchſchnitten war, und ordnete ſeine Gensd'armerie in einer Ebene, wo ſie ſich frei bewegen konnte.

Alviano's Stellung war ſichtbar vortheilhaft, aber Chaumont und Trivulze ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, ihn anzugreifen. Der König erwartete nichts weniger als eine Schlacht, als ihn Beide um Verſtärkung bitten ließen. La Tremouille und der Herzog von Bourbon mußten ſogleich voran. Er ſelbſt eilte mit dem Centrum nach. Bei ſeiner Ankunft fand er Alles in der größten Unordnung. Zwei Mal waren die Schweizer und die Gensd'armerie zurückgeſchlagen worden, und Alviano's Geſchütz ſtürzte ganze Glieder zu Boden. Schon war der Vortrab im Begriff, die Flucht zu ergreifen, als der König den Degen zog und unter der Begleitung der Herzöge von Vendome, Lothringen und Nemours mitten in das feindliche Feuer eilte. Offiziere und Soldaten ſtürzten todt neben ihm nieder. — Seine Höflinge beſchworen ihn, ſich der Gefahr zu entziehen. „Wer ſich fürchtet, ſtelle ſich hinter mich," antwortete der König, und ſeine Geiſtesgegenwart ſtellte das Treffen wieder her. Alviano ſtritt mit Löwenmuth für den Sieg, als der Herzog von Bourbon und la Tremouille anrückten.

Durch Ravinen, Hecken und Weinstöcke bahnten sie sich den Weg nach der Ebene, wo die feindliche Cavallerie sie erwartete. Sie griffen an und warfen sie, und von einer Verstärkung unterstützt, welche ihnen der König schickte, fielen sie nun auch über die Infanterie her, welche, sich selbst überlassen, keinen dauernden Widerstand leisten konnte und niedergehauen wurde. Der Sieg war bereits entschieden, als Petigliano ankam. Er ließ sich in kein neues Treffen ein. Sechsunddreißig Kanonen, die Fahnen und die Bagage des republikanischen Heeres wurden der Lohn der Sieger. Der brave Alviano, welcher im Kampfe ein Auge verloren hatte, wurde zum Gefangenen gemacht.

Zu diesem Siege hatte nächst dem König Niemand mehr beigetragen, als der Herzog von Bourbon. Im ganzen französischen Heere war darüber nur Eine Stimme. Unglücklicher Weise aber hatte Ludwig ein lebhafteres Interesse für seinen Neffen, den Herzog von Nemours. Die Lorbeern, welche Bourbon eingeerntet hatte, betrachtete er als solche, welche die Stirn seines Lieblings hätten schmücken können. Die Folge davon war, daß Bourbon sich seiner Thaten nicht laut freuen durfte, wenn er den König nicht noch mehr gegen sich erbittern wollte; aber so kalt und anspruchslos er sich auch zeigen mochte, so beleidigte er zuletzt auch dadurch einen König, der, nachdem sein Mißtrauen einmal in Gang gebracht war, sich durch einen Gemeinplatz deswegen zu rechtfertigen suchte, indem er sagte: „Stille Wasser sind gefährlich."

Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Agnadello stürzte die Republik von dem Gipfel ihrer Größe herab, ohne sie zu vernichten. Sie erholte sich um so geschwinder von dem erlittenen Verluste, da Ludwigs Ehrgeiz sich auf keine Eroberungen erstreckte. Verona, Vicenza und Padua wollten sich unter sein Joch beugen; allein mit dem Lobe der Mäßigung zufrieden, unterwarf er sich dem Kaiser und kehrte nach Frankreich zurück.

Julius II. war die Seele des Bundes von Cambray. In einer halb zerstörten Hülle verbarg dieser Papst einen unerschütterlichen Muth und keinen geringen Grad von Genie. Kaum waren seine Wünsche in Beziehung auf Venedig erfüllt, als er mit den errungenen Vortheilen zufrieden, Italien von den Barbaren zu befreien suchte. Mit den Franzosen machte er den Anfang. Ludwig hatte Gaston de Foix, Herzog von Nemours, zurückgelassen. Der Papst griff ihn zugleich mit den Blitzstrahlen des

Vatikans und dem Donner der Kanonen an. Man weiß, mit welchem Erfolge dieser eben so tapfere als glückliche junge Mann sich den Plänen des Papstes widersetzte, bis sein Tod in der Schlacht von Ravenna dem französischen Ruhme in diesem Kriege ein Ziel setzte.

So sehr auch der Herzog von Bourbon geeignet war, Gaston de Foix zu ersetzen, so konnte sich doch Ludwig lange nicht entschließen, ihn an die Spitze eines Heeres zu stellen. Vergeblich redete ihm Louise von Savoyen das Wort. Anstatt den Tod des Herzogs von Nemours zu rächen, begnügte sich der König, ihn zu beweinen, und versammelte Bischöfe, um von ihnen zu hören, wie man gegen einen Papst verfahren müsse, der die Tiare in einen Helm verwandelte; so daß Julius Mirandola einnahm, den Herzog von Ferrara bedrohte, Frankreichs Feinde durch Negociationen vermehrte, und seinen König mit Fallstricken aller Art umstellte, während dieser Concilien berief und mit seinen Geistlichen darüber einig zu werden suchte, was seine Generale thun sollten.

Von seinem Ehrgeize und noch mehr von Julius II. bewogen, hatte Ferdinand V. den Entwurf gemacht, das Königreich Navarra zu erobern. Um Jean d'Albret sicherer vertreiben zu können, bestimmte er den jungen König von England, mit einem Heere in Gascogne und Guienne einzufallen. Die Engländer erschienen mit einer zahlreichen Flotte vor Bayonne. In dieser dringenden Noth entschloß sich endlich der König, den Herzog von Bourbon dieser Provinz zu Hilfe zu schicken. Der Herzog von Longueville war Gouverneur derselben. In dieser Eigenschaft verlangte er, dem alten Herkommen gemäß, das Obercommando. Bourbon, dessen Charakterstolz durch lange Zurücksetzung und erzwungene Unthätigkeit nicht wenig vermehrt war, bestand darauf, daß er als ein Prinz von Geblüt nur unter dem Könige stehen könne. Ludwig sah sich genöthigt, das Commando zu theilen. Die Folgen dieser unweisen Maßregel kamen dem Feinde sehr zu Statten und Ferdinand bemächtigte sich wirklich Navarra's.

Um zu verhindern, daß er sich in seiner Eroberung befestige, entwarf Bourbon den Plan zu einem Feldzuge, der ihn daraus vertreiben sollte; und als der Herzog von Longueville demselben widersprach und eine gegenseitige Erbitterung die Folge dieser Einwendungen wurde, so blieb, wenn der Fortgang der Waffen nicht aufgehalten werden sollte, dem französischen Könige nichts Anderes übrig, als den Herzog von Angoulême

an die Spitze des Heeres zu ſtellen, das den unglücklichen Jean d'Albret in ſein verlornes Königreich wieder einſetzen ſollte.

Angouleme, welcher Bourbons Genie hinlänglich kennen gelernt hatte, adoptirte ſeinen Plan ohne Bedenken; aber der glückliche Augenblick war vorüber. Der Herzog von Alba, Vater des in der Geſchichte des Abfalls der Niederlande ſo berüchtigten Generals Philipps II., hatte ſich zu St. Jean Pié-de-Port ſo vortheilhaft poſtirt, daß er ganz Navarra deckte. – Ritterlich forderte ihn der Herzog von Angouleme zum Kampfe auf; aber der kluge Spanier ſah ſehr deutlich ein, daß er nur der ſchlechten Jahreszeit bedürfte, um ſich von den Feinden zu befreien, und entſchuldigte ſich mit ſeiner beſchränkten Macht, indem er des Herzogs Antrag für ehrenvoll erklärte.

Unter dieſen Umſtänden blieb nichts Anderes übrig, als das Heer in drei Corps zu theilen. Mit dem anſehnlichſten ſuchte der Herzog von Angouleme den ſpaniſchen General zu beſchäftigen; mit den beiden übrigen ſetzten ſich der Exkönig und der Herzog von Bourbon in Marſch; der Erſtere, ſeine Hauptſtadt wieder zu erobern, der Andere, um eine Diverſion in Guipuscoa zu machen. Dies Unternehmen ging ſo glücklich von Statten, daß Bourbon in kurzer Zeit die ganze Provinz eroberte. Um ſein Corps nicht zu ſchwächen, zerſtörte er alle Feſtungen.

Jean d'Albret eroberte indeſſen ganz Navarra bis auf Pampelona. Alle Schreckniſſe des Krieges begleiteten ihn. An ſeinen ehemaligen Unterthanen rächte er ſich wegen eines Unrechts, das lediglich auf Ferdinands Rechnung kam. Alba brach indeſſen von St. Jean Pié-de-Port auf, um Pampelona zu retten. Sein Marſch war gefährlich, weil ihn Jean d'Albret zwiſchen ſich und dem Herzoge von Angouleme einſchließen konnte; aber da er ſich beſſer auf Grauſamkeiten als auf Strategie verſtand, ſo kam der ſpaniſche General unbefehdet durch die Defiléen und warf ſich nach Pampelona. Die Belagerung dieſer Stadt war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Gleichwohl unternahm ſie Jean d'Albret. Er wurde zurückgeſchlagen, und als er einen zweiten Verſuch machen wollte, erſchien der Herzog von Najara mit einer zweiten Armee auf den benachbarten Gebirgen. Sein erſtes Geſchäft war, den Franzoſen die Zufuhr abzuſchneiden. Mehr bedurfte es nicht. Die Hungersnoth zwang das franzöſiſche Heer, ſich durch die Päſſe der Pyrenäen zurückzuziehen, und hier wurden ſie für alle die Grauſamkeiten, welche ſie unter den Befehlen des

erbitterten Jean d'Albret ausgeübt hatten, beſtraft, indem ſich die beſtraften Navarreſen mit den Bergbewohnern vereinigten, um ſie ſchaarenweiſe zu erſchlagen. —

Der Herzog von Bourbon war der Einzige, für welchen dieſer unglückliche Feldzug ehrenvoll war; denn außerdem, daß er einen durchdachten Plan dazu entworfen hatte, war er allein es geweſen, der den König von Navarra in den Stand geſetzt hatte, ſo viel Vortheile zu erringen. Auch ſprach man in der ganzen Armee ſo laut von ſeinem Eifer und Genie, daß Ludwig, durch die allgemeine Stimme bewogen, ihm das Gouvernement von Languedoc anvertraute, und damit umging, ihn an der Spitze eines großen Heeres nach Italien zu ſchicken, um Mailand den Händen ſeiner Feinde zu entreißen.

Bourbon war damals vierundzwanzig Jahre alt und brannte vor Begierde, den Herzog von Nemours zu übertreffen. Gleichwohl hatte er Kaltblütigkeit genug, um einzuſehen, daß eine Armee, wie Ludwig ſie nach Italien zu ſchicken gedachte, für ein ſo ſchwieriges Unternehmen zu ſchwach ſei. Er weigerte ſich durchaus des Obercommando's, und la Tremouille, welcher es aus Unbeſonnenheit oder Furchtſamkeit übernahm, war kaum über die Alpen gekommen, als er den Schweizern in der Schlacht bei Novara Gelegenheit zu dem glänzendſten Triumphe gab, welchen ſie bis dahin über die franzöſiſche Tapferkeit davon getragen hatten.

Mailand blieb verloren und Frankreich wurde (1513) einer noch größeren Gefahr ausgeſetzt. Auf Anſtiften des Papſtes fiel Heinrich VIII., König von England, in die Picardie ein, unterſtützt von dem Kaiſer Maximilian. Von einer anderen Seite drangen die Schweizer bis nach Dijon vor. Ehe ſich der Herzog von Angouleme, welcher beſtimmt war, beide Fürſten aus Frankreich zu vertreiben, an die Spitze eines Heeres ſtellen konnte, fiel die Schlacht bei Guinegate vor, wo die franzöſiſche Gensd'armerie, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, zum erſten Male die Flucht nahm. Terouenne und Tournai wurden erobert, aber durch Bourbons thätigen Eifer fanden die Unternehmungen des Kaiſers und des Königs hier ihr Ziel.

La Tremouille hatte unterdeſſen die Bourgogne und vielleicht das ganze Königreich durch einen, obgleich ſchimpflichen, Tractat gerettet. — Die Schweizer hatten Frankreich verlaſſen; da aber la Tremouille's Tractat nicht gehalten werden konnte, ſo war ihre Rückkehr nur allzu wahrſcheinlich. —

Der König vertraute die Vertheidigung dieſer Provinz dem Herzoge von Bourbon, und der Erfolg bewies, daß ſie in keine beſſeren Hände gerathen konnte. La Tremouille zeigte bei dieſer Gelegenheit einen großen Charakter, indem er ſich ohne Murren und mit einem echten Bürgerſinne in ſeinem eigenen Gouvernement den Befehlen eines jungen Fürſten unterwarf, der nur durch ſein Genie über ihm ſtand. Bourbons Beſtimmung erforderte eine unbegrenzte Thätigkeit, weil es darauf ankam, eine Provinz vertheidigungsfähig zu machen, welche nicht nur von allen Seiten offen, ſondern auch in der größten Beſtürzung war. Seine bloße Gegenwart begeiſterte indeſſen alle Einwohner. Edelleute, Bürger, Bauern, Alle wetteiferten, ſeine Befehle zu vollſtrecken, und nach wenig Monaten waren Städte befeſtigt, Magazine errichtet, Truppen angeworben und grobes Geſchütz herbeigeführt.

Ludwig überzeugte ſich immer mehr, daß der Herzog von Bourbon der einzige wirklich große Mann in ſeinen Staaten ſei, und ging damit um, ihn zum Connetable zu machen und mit einem neuen Heere nach Italien zu ſchicken, als ſich die Geſtalt der Dinge plötzlich veränderte. — Anna von Bretagne war ſeit einiger Zeit geſtorben. Die Allianz zwiſchen dem Könige von England, dem Kaiſer und dem Könige von Spanien dauerte noch fort. Um einen dauerhaften Frieden zu bewirken, gab es kein wirkſameres Mittel, als den König von England zu einem Separatfrieden zu bewegen. Dies geſchah, indem Ludwig ſich durch den Herzog von Longueville, welcher als Kriegsgefangener in London lebte, um die Hand ſeiner Schweſter Marie bewarb. Die Ausſicht, ſie auf dem franzöſiſchen Throne zu erblicken, war allzu reizend für Heinrich, um widerſtehen zu können. Er ging von einem Bunde ab, bei welchem er ſchon ſeit langer Zeit ſeinen Vortheil nicht mehr fand, und Marie wurde nach Frankreich geführt und mit Ludwig XII. vermählt, welcher unter ſo günſtigen Umſtänden das Anſehen gewann, als brächte er durch dieſe Heirath dem Königreiche ein großes Opfer. Schon ſchmeichelte er ſich mit der angenehmen Erwartung, einen Thronerben zu erhalten, als er in den Armen ſeiner jungen Gemahlin ſtarb und alle ſeine Entwürfe auf Italien vernichtet wurden.

Durch dieſen plötzlichen Tod wurde der Herzog von Angouleme mit Einem Male von allen ſeinen Befürchtungen befreit. Der franzöſiſche Thron konnte keinem Andern zu Theil werden, als ihm. Er beſtieg ihn unter dem Namen Franz I.

Jung, lebhaft, brav, und mit allen übrigen Eigenschaften eines Ritters ausgerüstet, war er so ganz der König, den der größte Theil der Nation wünschte und verdiente. Die Freigebigkeit, womit er zum Theil beschenkte, verstärkte den Jubel über seine Thronbesteigung von dem einen Ende des Königreichs bis zum andern. An den Verhältnissen, worin der junge König bis dahin mit den Großen seines Reichs, vorzüglich aber mit den Prinzen von Geblüt, gelebt hatte, wurde für das Erste nichts geändert; er ging sogar damit um, sie in den Staatsrath aufzunehmen, als wollte er mit ihnen gemeinschaftlich regieren. Vor allen Uebrigen besaß der Herzog von Bourbon seine Achtung und sein Vertrauen, und da Franz in den beiden letzten Feldzügen Gelegenheit gehabt hatte, mit seinem umfassenden Genie bekannt zu werden, so glaubte er ihn nicht besser belohnen zu können, als wenn er ihn zum Connetable machte; eine Würde, welche die französischen Könige nur Männern von erprobter Fähigkeit und Rechtschaffenheit zu verleihen gewohnt waren, indem sie ihnen dadurch den stärksten Hebel königlicher Autorität, das Obercommando über die gesammte Armee, sowohl in Kriegs- als in Friedenszeiten anvertrauten. Als Bourbon erschien, um den Degen eines Connetable aus Franzens Händen zu empfangen, umarmte ihn der König mit den Worten: „In diesem Degen vertraue ich Ihnen mein Glück und meine Ehre und befürchte nichts. — Treten Sie in die Fußstapfen Ihrer Ahnen!"

Muth und Aufmerksamkeit auf ihre Pflichten zeichnete von jeher die Bourbons aus. Der Herzog schwor den Eid des Connetable und begleitete darauf den König nach Rheims, wo er den 15. Jänner des Jahres 1515 von dem Bischof Robert von Lenoncourt zum König gesalbt wurde.

Nach geendigten Feierlichkeiten widmete sich Bourbon ganz den Pflichten seines Berufes. Vereinigt mit la Tremouille, Chabannes, Bayard, Louis d'Ars und einigen anderen Generalen, dachte er darauf, den Geist des französischen Militairs, welcher sich seit den Zeiten Karls VII. sehr verloren hatte, wiederherzustellen. Seine Reglements sind noch vorhanden und athmen ohne Ausnahme den Geist der Klarheit und Bestimmtheit, ohne welchen es unmöglich ist, ein guter General zu sein. Und nicht zufrieden, deutliche und bestimmte Vorschriften gegeben zu haben, drang er selbst auf die pünktliche Befolgung derselben mit einer Strenge, welche keine Entschuldigung gestattete, und durch welche er es in kurzer Zeit dahin brachte, daß die Franzosen, die zu allen Zeiten gute Soldaten

waren, wenn ſie gute Anführer fanden, ihren General weit mehr fürchteten, als den Feind.

So bereitete der Connetable die großen Scenen vor, welche im Schooße der Zeit ſchlummerten und ihrer Entwicklung nahe waren. Der Schandfleck, den die Nation bei Guinegate und Novara erhalten hatte, ſollte ausgelöſcht und Mailand dem Maximilian Sforza, welchen der Papſt, der Kaiſer, der König von Spanien und die Schweizer beſchützten, entriſſen werden. Franz brannte vor Ungeduld, nach Italien zu kommen, um die Meinung zu rechtfertigen, welche ſeine ritterlichen Zeitgenoſſen von ihm gefaßt hatten.

Mit allen Kräften ſeines Königreiches näherte er ſich den Alpen. — Sein Heer beſtand aus 60,000 Kriegern. Die Alliirten erwarteten ihn in noch ſtärkerer Anzahl. An der Spitze des Vortrabs ſtand der Connetable; das Mitteltreffen führte der König; der Herzog von Alençon brachte den Nachtrab. Acht Prinzen von Geblüt, vier Marſchälle von Frankreich, eine Menge Kronbedienten und der ganze Adel der Nation begleiteten den König, und voll von einem liebenswürdigen Enthuſiasmus für den jungen Monarchen wollte ſich Jeder auszeichnen oder zu ſeinen Füßen ſterben.

Man hatte erwartet, daß die Wege über die Alpen offen ſein würden. Dies war nicht der Fall. Die Schweizer hielten alle Zugänge beſetzt, um die Schlünde dieſer Gebirge in ein großes Grab für die Franzoſen zu verwandeln. Ihr Name war damals allgemein gefürchtet; ſie galten für unbeſieglich, weil ſie ſich ſelbſt dafür hielten. Vorzüglich war ihr Stolz ſeit der Schlacht bei Novara geſtiegen. Sie hatten den Namen der Beſchützer des päpſtlichen Stuhles angenommen. Für immer glaubten ſie, Italien von den Franzoſen gereinigt zu haben, als in Genua eine Revolution zum Vortheil derſelben ausbrach, indem man, mißvergnügt mit der Regierung des von Leo X. eingeſetzten Ottavio Fregoſo, Frankreichs Fahne auf den Mauern der Stadt ausſteckte. Wüthend gingen die Schweizer auf dieſe Nachricht aus ihren Gebirgen hervor, und theuer mußte der Herzog von Savoyen das Bündniß bezahlen, worein er mit Franz I. getreten war, und unmittelbar darauf beſetzten ſie den Paß von Suſa.

Zwei gebahnte Straßen führten aus dem Delphinat nach Italien; die eine über den Berg Cenis, die andere über den Berg Genevre. Beide hatten die Schweizer beſetzt. Sie zu verjagen, war jeder Stärke und

jeder List unmöglich. Zwar bot von der Meeresseite das Gebiet von Nizza einen anderen Durchgang dar, aber ein zweites Schweizercorps hatte sich bei Saluzzo postirt, um die Franzosen auch in diesen Defiléen zu vernichten.

Die Verlegenheit des Königs war groß. Die besten Tage verstrichen unter unnützen Berathschlagungen. Schon wollte man den ganzen Feldzug als verfehlt aufgeben, als die Erfahrung und Einsicht eines schlichten Landmannes dem französischen Heere weit mehr zu Statten kam, als aller Witz seiner Generale. Unter Savoyens Felsen geboren, hatte er als Jäger das Gebirge mehr als einmal durchkrochen, und bekannt gemacht mit der Verlegenheit des Königs der Franzosen, gerieth er auf den Gedanken, das aufgehaltene Heer auf einem nie versuchten Wege nach Italien zu führen. Er sprach darüber mit seinem Herrn, einem savoyischen Edelmanne Namens Moretto, und nachdem dieser die Möglichkeit auf der Stelle untersucht und sich davon überzeugt hatte, überreichte er dem Könige einen in der Eile aufgenommenen Plan, welcher, so groß auch die damit verbundenen Schwierigkeiten waren, sogleich in Ausführung gebracht werden sollte. — Durch das Thal Barzelonetta sollte das Heer nach Italien geführt werden. So abschreckend die Hindernisse auch waren, so wurden sie dennoch besiegt. Pierre Navarre, einer von den kühnsten Kriegern, mußte voran; mit ungefähr 3000 Pionieren, welche er befehligte, mußte er die Wege bahnen. Enge Defiléen in Straßen verwandeln, Abgründe bedecken, Felsen sprengen, Brücken über reißende Gebirgsströme schlagen, das schwere Geschütz durch Maschinen über Gebirge winden, in Thäler herablassen und über steile Felsen heben, dies waren die Aufgaben, die man zu lösen hatte, und die man in dem kurzen Zeitraume von acht bis zehn Tagen, Dank sei es dem Eifer, welchen der Connetable dem Heere einzuflößen wußte, wirklich lös'te. Ein Jeder legte Hand an das Werk. Der Unterschied des Ranges verschwand. Die gemeinschaftliche Beharrlichkeit überwand die Natur.

Ein zweiter Hannibal, stand Bourbon in dem Thale von Barzelonetta, als Prosper Colonna und die Schweizer noch immer an der Möglichkeit des Erfolgs zweifelten und die vergeblichen Bemühungen der Franzosen belachten. Der Erstere stand in Villa-Franca, wohin er sich begeben hatte, um den Schweizern das Werk der gänzlichen Vernichtung des französischen Heeres zu erleichtern, im Fall ein Durchmarsch stattfände. Europa schätzte ihn als einen der vorzüglichsten Taktiker, und stolz auf sein Talent

hatte er ſich anheiſchig gemacht, die Franzoſen wie Vöglein im Bauer aufzuheben. Das Blatt wandte ſich indeſſen zu ſeinem Nachtheil. Indem die Franzoſen keinen Augenblick verloren, wurde er am hellen Mittage gefangen genommen, als er eben bei Tafel ſaß.

Der Erfolg dieſer Begebenheit war, daß die Schweizer den Paß von Suſa, Koni und das Piemonteſiſche verließen. Bourbon verfolgte ſie, ohne ſie erreichen zu können. Durch Bayard erfuhr er, daß im Heere der Alliirten Zwieſpalt ſtattfinde. Dies war der rechte Zeitpunkt, es anzugreifen. Er beſchwor den König um die Erlaubniß dazu; aber Franz dürſtete ſo ſehr nach eigenem Ruhm, daß er, um nicht von ſeinem Connetable verdunkelt zu werden, ſich durchaus weigerte, ſeinen Wunſch zu erfüllen; zugleich fürchtete er die Schweizer. Durch Unterhandlungen glaubte er ſie ganz von der Kriegsbühne zu entfernen. Die Anſtalten wurden dazu gemacht. Geheime Agenten beredeten ſie, mit einer Summe von 400,000 Thalern in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie ließen ſich dazu bereitwillig finden. Zu Buffalora ſollte ihre Deputation die verſprochene Summe in Empfang nehmen. Die Kaſſen des Königs waren erſchöpft. Die Prinzen von Geblüt und der vornehme Adel ſchoſſen die Summe vor. Der Marſchall von Lautrec und der Baſtard von Savoyen erhielten den Auftrag, die Geldwagen zu escortiren. Schon befanden ſie ſich unterwegs, als die Geſinnungen der Schweizer plötzlich umgeſtimmt wurden.

Matthias Schreiner, ein Mann, den ſeine Verſchlagenheit und Beredtſamkeit aus einem Rathedergelehrten zum Biſchof von Sion, zum Kardinal, zum päpſtlichen Nuntius und zum General-Lieutenant des Kaiſers in Italien gemacht hatten, hielt ſich damals in Mailand auf, und war nicht ſobald von dem Vorhaben der Schweizer unterrichtet, als er ſie auf dem Hauptplatze verſammelte und ihnen in einer feurigen Rede bewies, daß es ihre Pflicht ſei, früheren Verbindungen getreu zu bleiben, und daß ſie ihre Anhänglichkeit an den päpſtlichen Stuhl, deſſen Vertheidiger ſie bisher geweſen wären, nicht beſſer an den Tag legen könnten, als wenn ſie die gegenwärtigen Conjuncturen benützten, um über das franzöſiſche Heer herzufallen, Franz I. gefangen zu nehmen und ſich durch dieſe kühne That in der Weltgeſchichte zu verewigen. — Die Beredtſamkeit des Legaten blieb nicht ohne Wirkung. Scrupel, welche ſeine Worte nicht hatten hinweg räumen können, heben die Schätze der Kirche: Indulgenzen für Einzelne und eine allgemeine Abſolution für das ganze Heer. Eine neue Wuth

entflammte die Schweizer, und ohne die Wachsamkeit des Connetable wäre das französische Heer vernichtet worden.

Voll Mißtrauen gegen die Schweizer hatte er trotz dem Anscheine des Friedens keinen Augenblick in seiner Wachsamkeit nachgelassen, und da er in einem von Kanälen und Hecken durchschnittenen Terrain postirt war, wo seine Cavallerie nur unter den größten Beschwerden agiren konnte, so hatte dieser Umstand seine Aufmerksamkeit verdoppelt. Ein breiter Graben, mit 70 Kanonen bepflanzt, schützte sein Lager. Kein Soldat durfte seinen Posten verlassen; die Cavallerie mußte jeden Augenblick sattelfertig sein. Er trieb die Vorsichtigkeit so weit, daß er den ganzen Weg nach Mailand mit Spionen besetzt hielt, welche ihn zu jeder Stunde von den Bewegungen der Schweizer unterrichten mußten. Man lachte in dem französischen Heere über so strenge Maßregeln; aber der Connetable ließ sich dadurch nicht irre machen.

Den 13. September (1515) brachte ihm Ludwig von la Tremouille die Nachricht, daß die Schweizer die Thore von Mailand verließen und barfuß und schweigend anrückten. Der Augenblick, den der Connetable so lange erwartet hatte, war also endlich gekommen. Seine Disposition war sogleich gemacht. Vor dem Graben stellte er ein Corps deutscher Infanterie, von erprobter Tapferkeit und Disciplin, auf. Einem andern Corps von derselben Nation vertraute er die Vertheidigung des Geschützes. Seine Cavallerie deckte zu beiden Seiten die Infanterie. Kaum war die Stellung vollendet, als eine Staubwolke die Nähe der Schweizer verkündigte. Der König saß mit dem venetianischen General im Zelte, als ihm die Nachricht von dem Anmarsche einer Nation gebracht wurde, welche er für gewonnen hielt.

Um vier Uhr Nachmittags langten die Schweizer an Ort und Stelle an. Sie hatten darauf gerechnet, daß ihre Erscheinung überraschen würde. Ihr Erstaunen, den Vortrab des französischen Heeres in Schlachtordnung zu finden, war so groß, daß sie anfangs Bedenken trugen, das Treffen anzufangen. Eine kurze Ueberlegung zeigte ihnen indeß, daß sie sich in die Nothwendigkeit gesetzt hatten, zu siegen oder zu sterben. Ihr Anblick war fürchterlich. Vor dem Schlüssel des Petrus, den ein Jeder von ihnen auf seine Schulter oder Brust genäht hatte, zitterten die Deutschen freilich nicht, wohl aber vor ihren ungeheuren Schwertern, welche mit beiden Händen gehandhabt werden mußten, und vor ihren achtzehnfüßigen Piken,

welche Mehrere zuſammen führten. Ein anderer Umſtand konnte zu ihrem größten Vortheile ausſchlagen. Das Friedensgerücht hatte ſich im ganzen franzöſiſchen Lager verbreitet, und die plötzliche Erſcheinung der Schweizer widerlegte es wenigſtens nicht in den Augen der deutſchen Infanterie, welche mit dem Mißtrauen echter Söldner ein Einverſtändniß wahrzunehmen glaubten, welches ihren Untergang zur Abſicht hätte.

Das Treffen nahm indeß ſeinen Anfang. Die deutſche Infanterie wich. Ohne ein Wort zu verlieren, ließ der Connetable die gascogniſche an ihre Stelle treten. Sie wurde zurückgeſchlagen. Schon bemächtigte ſich der Feind des Geſchützes. Mit Einem Male brach Bourbon mit ſeiner Cavallerie aus ſeinen Verſchanzungen hervor, hieb ein, zerriß die enggeſchloſſenen Glieder der Schweizer, richtete ein ſchreckliches Blutbad an und rettete die Kanonen. Enttäuſcht kehrte die deutſche Infanterie an ihren Platz zurück. Die Schlacht wurde allgemeiner. Bourbons einziger Bruder, der Herzog von Chatellerault, fiel unter den Pikenſtößen der Feinde. Er ſah es und drang deſto wüthender auf ſie ein. Jede Gefahr verachtend, warf er ſich auf das ſtärkſte Schweizercorps. Er wurde umringt, vom Pferde geſtürzt, und war im Begriff, wie ſein Bruder zu enden, als zwölf Ritter, ſeine Freunde und Vaſallen, die Gefahr bemerkten, worin er ſich befand, die Schweizer mit Lanzenſtößen und Säbelhieben trennten und das Leben des geliebten Fürſten auf Koſten des ihrigen retteten. Dem Heere zurückgegeben, ſtellte ſich der Connetable von Neuem an die Spitze der Gensd'armerie. Ein neuer mörderiſcher Verſuch, den Sieg zu erringen, blieb ohne Erfolg. Der König rückte zwar mit ſeinem Mitteltreffen an, aber er wurde zurückgeſchlagen. Nie hatten die Schweizer mehr Hartnäckigkeit bewieſen. Das Geſchütz wurde abwechſelnd genommen und gerettet. Die Nacht brach ein, ohne das Gemetzel zu endigen. Die Wuth vermehrte ſich durch die Unordnung. Eine allgemeine Ermattung endigte zuletzt das Treffen, aber der Sieg blieb unentſchieden, weil keine von den ſtreitenden Parteien das Schlachtfeld räumte. Fünfzig Schritte von einem Schweizerbataillon ruhte Franz auf der Laffette einer Kanone aus, während der unermüdliche Bourbon Poſten ausſtellte, ſeine Gensd'armerie mit neuem Muthe entflammte und ſeine Infanterie zu ihren Fahnen verſammelte.

Mit Anbruch des Tages rief ein Trompeter des Königs, deſſen Töne im ganzen Lager bekannt waren, von Neuem zum Kampfe. Die Schweizer

hatten ausgeruht und ihre Anführer neue Dispositionen entworfen. — Der Widerstand, den sie auf dem rechten Flügel angetroffen hatten, belehrte sie über ihren Vortheil. Versichert, daß sie diesen Muth nicht überall antreffen würden, theilten sie das Heer in drei Corps, um den rechten und linken Flügel des französischen zugleich mit dem Centrum anzugreifen. — Ein viertes, minder beträchtliches Corps wurde bestimmt, über die Bagage der Franzosen herzufallen und sie in Brand zu stecken. Voll Muth und Hoffnung setzten sie sich in Bewegung, ihre Pläne auszuführen.

Bourbon war indessen kein müssiger Zuschauer dieser Anstalten geblieben, deren Absichten er ohne Mühe errieth. Seine Gegenanstalten waren ganz darauf berechnet. Die Schlacht begann von Neuem. Auf dem rechten Flügel errangen die Schweizer große Vortheile, indem sie die sogenannten schwarzen Banden warfen. Schon waren sie im Begriff, sich des Geschützes zu bemächtigen, als Bourbon ihnen mit seinen Gensd'armen in die Flanke fiel und sie dadurch nöthigte, das Geschütz aufzugeben, welches eine große Anzahl von ihnen zu Boden streckte. Mit eben so viel Vortheil kämpfte der König an der Spitze des Mitteltreffens. Nur der linke Flügel wurde geschlagen, so viel Mühe sich auch die besten Generale gaben, ihn zu halten. Er wich eben von allen Seiten, als Alviano mit seiner Cavallerie erschien, welche er während der Nacht von Lodi herbeigeholt hatte. Seine Blicke begegneten lauter Fliehenden. „Die Schlacht ist verloren!" rief man ihm entgegen. — „Wir werden sie wieder gewinnen," antwortete er kalt und goß neuen Muth in die Herzen der fliehenden Franzosen; sie kehrten zurück; ein Schweizercorps, worauf sie stießen, wurde in wenig Augenblicken niedergemacht und zerstreut; sie drangen vor und befreiten den Herzog von Vendome und seine Gefährten, welche sich wie Löwen vertheidigten, aber dem Unterliegen nahe waren.

Von allen Seiten geworfen, dachten die Schweizer endlich an den Rückzug. Langsam traten sie ihn an und machten von Zeit zu Zeit Halt, um ihre wüthenden Blicke noch einmal auf die Franzosen zu werfen. — Man rieth dem Könige, seine ganze Cavallerie auf sie zu schicken, aber der Connetable war dagegen, und seine Gründe überzeugten den jungen Monarchen.

So endigte diese Schlacht, eine der wüthendsten des sechzehnten Jahrhunderts. Franz erhielt die Palme der Tapferkeit und Bourbon wurde für Frankreichs größten General erkannt. Der französische König wünschte,

für seine in der Schlacht bewiesene Bravour zum Ritter geschlagen zu werden, und Bayard verrichtete diese Ceremonie an ihm.

Der Krieg war indessen nicht beendigt. Zwar zogen sich die Schweizer in ihr Vaterland zurück, aber die Armee des Papstes und des Königs von Spanien, welche ihr Lager an den Ufern des Po aufgeschlagen hatte, war noch immer stark genug, sich den ferneren Unternehmungen der Franzosen zu widersetzen, und außerdem erwartete man täglich die Truppen des deutschen Kaisers. Von den Schweizern verlassen, konnte sich Mailand indessen nicht länger halten. — Zitternd überreichte es dem Sieger die Schlüssel. Die Leichname einiger vor der Schlacht von Marignan treulos ermordeter Franzosen schrieen um Rache. Das Heer bestand auf der Vollziehung derselben, aber Bourbon widersetzte sich diesen Forderungen mit aller Standhaftigkeit eines großen Generals, welcher, um die Disciplin zu retten, der Begier der Soldaten auch dann nicht den Zügel schießen läßt, wenn die Gerechtigkeit selbst es billigen würde. Eine beträchtliche Geldstrafe, welche die Mailänder zusammenbringen mußten, wurde als Belohnung der Tapferkeit vertheilt und besänftigte die Wuth der Krieger, welche sogleich zu neuen Unternehmungen geführt wurden.

Mailands Festung galt für eine der stärksten in Europa. Mit seinen Generalen, Ministern, einer starken Garnison und den nöthigen Vorräthen, hatte sich Maximilian Sforza hinein geworfen. Bourbon fing die Belagerung auf der Stelle an. Von dem Erfolg dieser Unternehmung hing das Schicksal der französischen Waffen in Italien ab. Verlor man eine längere Zeit darüber, so war die Zurückkunft der Schweizer zu befürchten. Nur zwei Mittel blieben übrig, um bald zum Ziele zu gelangen. Das eine gebrauchte Peter Navarre, die Kraft des Pulvers in Minen; das andere der Connetable, die Kraft des Geldes in Bestechungen. Der Erstere büßte auf eine längere Zeit den Gebrauch seiner Glieder in einer Kasematte ein, welche früher in die Luft sprang, als er erwartete; der Andere erreichte seinen Zweck durch den Commandanten der Festung, Johann von Gonzague, welcher den Herzog Maximilian bewog, dem Glücke der Franzosen nachzugeben und für eine Pension von dreißigtausend Dukaten dem kostspieligen Schutze der Schweizer zu entsagen.

Franz, welcher sich nach der Schlacht bei Marignan nach Pavia begeben hatte, kam jetzt zurück, um triumphirend in Mailand einzuziehen, und glänzende Feste traten an die Stelle blutiger Scenen.

Herr der Lombardei, wollte Franz ſein ſiegreiches Heer nach Neapel führen. Die Umſtände kamten nicht günſtiger ſein. Die Schweizer blieben nicht nur in ihrer Heimath, ſondern machten ſich ſogar anheiſchig, die Waffen nicht länger gegen die Franzoſen zu führen. Die Spanier fühlten ſich nicht ſtark genug, einer ſiegreichen Armee zu trotzen. Die Truppen des Papſtes waren der Gnade und Ungnade der Franzoſen überlaſſen.

Gleichwohl fiel es dem franzöſiſchen Könige ein, Leo X. um ſeine Erlaubniß zu dieſem Feldzuge zu bitten. Der Papſt beſchied ihn zu einer Conferenz nach Bologna, und als ſich Franz dazu bequemte, brachte ihn Leo durch Schmeicheleien, Lobeserhebungen und Verſprechungen aller Art nur allzu leicht dahin, daß er verſprach, Neapel unbefehdet zu laſſen, ſo lange Ferdinand leben würde.

Unmittelbar darauf ging der König nach Frankreich zurück. Der Connetable blieb als General-Lieutenant in Mailand. Unter dieſem beſcheidenen Titel genoß er alle Vorzüge der Vicekönige und verwaltete ſein Amt, wie es bis dahin ſchwerlich war verwaltet worden.

Die Lombardei hatte in einem Zeitraume von ungefähr zwanzig Jahren eine ſo große Menge von Revolutionen erlebt, daß ſie halb vernichtet war. Abwechſelnd von den Sforza und den franzöſiſchen Königen verheert, und in ihrem Innern von den Factionen der Guelfen und Ghibellinen zerriſſen, athmete ſie kaum mehr. Alle dieſe Wunden zu heilen, war das Ziel des Ehrgeizes des Connetable. In ſeinem Palaſte bildete er ſich ein Kabinet, das aus lauter ſolchen Franzoſen und Italienern beſtand, von deren Rechtſchaffenheit er die redendſten Beweiſe hatte. Alle Bittſchriften, welche an ihn gelangten, wurden von dieſen unterſucht und die Anzahl der Leiden mit einer Thätigkeit vermindert, welche nichts zu wünſchen übrig ließ. Er ſelbſt gab an beſtimmten Tagen regelmäßig Audienz, und ſein Palaſt ſtand jedem Unterthan des Königs offen, er mochte kommen, zu welcher Zeit er wollte. Ausſöhnung der Parteien, Ordnung, Ruhe, Achtung für den Vicekönig und Liebe für das franzöſiſche Joch, ſo weit ſie ſtattfinden konnte, waren die glücklichen Folgen dieſer beiſpielloſen Humanität. —

Die Mailänder befanden ſich während dieſes kurzen Zeitraumes ſo wohl, daß ihnen die Erinnerung daran noch eine lange Zeit blieb. Zu ihrem Unglück wurde er nur allzubald abgekürzt.

Auf Leo's Bitten war die Eroberung Neapels aufgeſchoben worden.

Eine mächtige Partei hatte sich indessen für die Franzosen erklärt und forderte den Connetable auf, ihr zu Hilfe zu eilen.

Er bat um die Erlaubniß seines Königs zu dieser Unternehmung, und zugleich um 800 Lanzen und 10,000 Mann Infanterie. Franz billigte seinen Plan, aber die Anstalten zur Ausführung waren kaum gemacht, als ein neues Ungewitter, welches über die Lombardei auszubrechen drohte, ihn zwang, in Mailand zurückzubleiben.

Um Neapel zu retten, hatte der alte Ferdinand ganz Europa gegen die Franzosen aufgewiegelt. Der Kaiser Maximilian wollte die Seele dieser Verbindung sein. Mit dem Gelde der Spanier, Engländer und Niederländer brachte er in kurzer Zeit ein Heer von dreißigtausend Mann zusammen, an dessen Spitze er sich Italien näherte. Der Kardinal von Sion, welcher kurz vor der Einnahme von Mailand mit dem Bruder des Herzogs Maximilian nach Deutschland entflohen war, hielt vierzigtausend Schweizer in Bereitschaft. Als Kaufmann verkleidet, war er nach England gereis't, um Heinrichs VIII. Eifersucht gegen Franz I. zu entflammen, und dies war ihm so gut gelungen, daß er mit großen Summen beladen zurückgekehrt war, um die Schweizer derjenigen Cantons, welche keinen Antheil an der Niederlage bei Marignan gehabt hatten, gegen die Franzosen in Bewegung zu setzen. Ein solches Heer war mehr als hinreichend, Mailand zu erobern, und die Umstände versprachen einen leichten Sieg.

Franz war ohne Geld und ohne Truppen; die Mailänder achteten Bourbons Tugend, aber eine Revolution, durch welche sie einen Sforza wieder erhalten konnten, hatte so wenig Abschreckendes für sie, daß sie im Stillen die Ankunft des Kaisers wünschten. Die Visconti, der berühmte Hieronymus Morone und die vornehmsten Ghibellinen verließen Alles, um sich in seine Arme zu werfen. Ihr Beispiel drohte Ansteckung; wohin sich auch der Connetable wenden mochte, allenthalben fand er unübersteigliche Hindernisse; man rieth ihm, sich mit den wenigen Soldaten, welche ihm noch übrig geblieben waren, in Sicherheit zu setzen, aber fest entschlossen, Mailand zu behaupten oder sich unter seinen Trümmern begraben zu lassen, machte er seine Vertheidigungsanstalten, ohne auf die Stimme der Freundschaft zu hören, welche in solchen Fällen nur die Stimme der Furcht ist. Der Ruf seiner Redlichkeit setzte ihn in den Stand, eine Anleihe zu machen, ohne welche er verloren war, und die kleinen Fürsten Italiens vertrauten ihm ihre Geldvorräthe mit größerer Bereitwilligkeit, als er selbst

erwartet hatte. 6000 Pioniere wurden ſogleich in Thätigkeit geſetzt, die Feſtungswerke Mailands auszubeſſern.

Von den Franzoſen unterſtützt, machten gerade damals die Venetianer einen Verſuch, ihre an den Kaiſer verlorenen Städte wieder zu erobern, und der Connetable hatte zu dieſem Endzweck ſeinen Lieutenant nach Brescia geſchickt; dieſen forderte er gegenwärtig auf, den Marſch des Kaiſers zu verzögern. Lautrec erſchöpfte ſeine ganze Kunſt, den Mincio, den Oglio und die Adda zu vertheidigen; aber zu ſchwach für ein ſo gewaltiges Heer, ſah er ſich genöthigt, ſich an die Mauern Mailands zurückzuziehen.

Mit großer Ungeduld erwartete der Connetable ein Corps von 20,000 Schweizern, welche ihm ihren Beiſtand verſprochen hatten; ſie kamen nicht. Dieſer Ausfall mußte auf irgend eine Weiſe gedeckt werden; er überließ die Sorge für Mailands Befeſtigung ſeinem Lieutenant, und von wenig Rittern begleitet, begab er ſich in das Lager der Venetianer vor Brescia. Seine Beredtſamkeit überzeugte die Generale, daß es der größte Vortheil der Republik ſei, daß Mailand mit Nachdruck vertheidigt werde. Voll Bewunderung für ſeinen Muth erklärte der General-Procurator Gritti, daß er bereit ſei, ihm überall zu folgen. Die übrigen Generale folgten ſeinem Beiſpiele. Der Connetable ſtellte ſich ſogleich an die Spitze der Venetianer und beſchäftigte den Kaiſer ſo lange, bis er erfahren hatte, daß die Feſtungswerke hergeſtellt und die Magazine gefüllt wären. Jetzt zog er ſich nach Mailand zurück, indem er alle Flecken und Dörfer verödete und dadurch den Feinden einen längeren Aufenthalt in dieſer Gegend erſchwerte.

Gleich nach ſeiner Zurückkunft berief er ein Kriegs-Conſeil, um den Operationsplan zu verabreden, welcher befolgt werden müßte.

Die franzöſiſchen Generale beſtanden noch immer auf der Uebergabe der Stadt, weil die Schweizer unterwegs geblieben wären; aber die venetianiſchen Heerführer waren auf der Seite des Connetable, und feſt entſchloſſen, ſich auch *ohne* die Verſtärkung der unſicheren Helvetier zu vertheidigen, machte er den Anfang mit der Niederbrennung der Vorſtädte Mailands. So unumgänglich nöthig dieſe Maßregel war, ſo empörte ſie doch die ſchon an und für ſich erbitterten Einwohner auf's Höchſte.

Um ſie im Zaume zu halten, war der Connetable genöthigt, ſeine Zuflucht zu den Waffen zu nehmen, und um conſequent zu verfahren, verjagte er die Emiſſarien der ghibelliniſchen Partei aus der Stadt und verbot

den Einwohnern bei Todesſtrafe, ſich zu verſammeln und unter einander zu berathſchlagen.

Es war noch immer ungewiß, ob die angeworbenen Schweizer ankommen würden oder nicht. Um ihren Marſch zu beſchleunigen, im Falle ſie noch entſchloſſen wären, für den König von Frankreich zu fechten, ſchickte Bourbon zwei Offiziere in ihr Lager. Sie fanden die ſtärkſte Abneigung. Alle glaubten, es ſei darauf angelegt, ſie auf die Schlachtbank zu führen. Mit Mühe erhielten ihre Anführer die Erlaubniß, Abgeordnete nach Mailand zu ſchicken, um den Zuſtand der Stadt in Augenſchein zu nehmen. — Der Connetable ſelbſt führte ſie auf die Wälle und zeigte ihnen alle übrigen Vertheidigungsanſtalten. Sie kehrten voll Erſtaunen über das Genie eines Mannes zurück, der in einer ſo kurzen Zeit mit ſo wenig Mitteln ſo viel geleiſtet hatte; aber ſo vortheilhaft ihr Bericht auch ausfiel, ſo brachte er doch nicht die erwünſchte Wirkung hervor. Mehr als zweitauſend Schweizer kehrten auf der Stelle in ihre Heimath zurück, und die übrigen marſchirten unter tauſend Zweifeln nach Mailand, wo ſie als Befreier empfangen wurden und der großmüthige Bourbon ihnen zur Belohnung ihres Muthes auf der Stelle einen dreimonatlichen Sold auszahlen ließ.

Schon war der Connetable im Begriff, den Kaiſer in ſeinem Lager anzugreifen, als eben dieſe Schweizer erklärten, ſie würden das Ihrige thun, die Stadt zu vertheidigen, aber ſie nie verlaſſen, um ihre Landsleute im Dienſte des Kaiſers zu ermorden. Ein neuer Schlag! — Bourbon blieb gelaſſen, und um nicht noch mehr von dem Ungehorſam dieſer undankbaren Söldner zu leiden, entließ er ſie auf der Stelle. Ihr Abzug belebte die Hoffnungen des Kaiſers. Muthig forderte er die Mailänder auf, ihm die Thore ihrer Stadt zu öffnen, wofern ſie nicht wollten, daß er ſie wie Friedrich Barbaroſſa behandeln ſollte. Glücklicherweiſe war Maximilian in eben dem Augenblicke, wo er ſich anheiſchig machte, dieſem Beiſpiele zu folgen, in einer Verlegenheit, welche ſeinen Drohungen alles Gewicht nahm.

Seit länger als einem Monat war er außer Stande geweſen, die Schweizer zu bezahlen. Auf Koſten der Mailänder hoffte er dieſe Schuld zu tilgen; aber die ungeduldigen Helvetier fanden nicht für gut, dies abzuwarten. Kaum war der feſtgeſetzte Termin abgelaufen, als der Oberſt Staffner mit mehreren Offizieren in ſeinem Zelte erſchien und ihm die Alternative ſtellte, entweder auf der Stelle zu zahlen, oder zu ſehen, daß

die Schweizer zu Bourbons Fahnen übergingen. Der Kaiſer bat um Friſt. Der ſtolze Oberſt aber geſtattete keinen Augenblick. Maximilian verſprach, ſich gegen Abend mit dem Kardinal von Sion in ſeinem Zelte einzufinden; aber ſtatt deſſen rettete er ſich in das Lager der Deutſchen.

Dieſe Auftritte wurden ſehr bald in Mailand bekannt. Um die Kataſtrophe zu beſchleunigen, bediente ſich der Marſchall Trivulze der Liſt, Briefe, an die Schweizer Hauptleute geſchrieben, und voll Verſicherungen wahrer Freundſchaft, ſo zu verſenden, daß ſie in die Hände des Kaiſers fallen mußten. Sie gelang, und um der angeblichen Verrätherei zu entgehen, verließ der Kaiſer in der Nacht das Lager und ging nach Trident.

Unordnung und Verwirrung verbreitete ſich in dem verlaſſenen Heere. Um ſich für den erlittenen Verluſt zu entſchädigen, plünderten die Schweizer Lodi und San-Angelo, und würden ihre Verheerungen noch weiter ausgebreitet haben, wenn ſich Bourbon nicht an die Spitze ſeiner Kavallerie geſtellt hätte, um ſie zu zerſtreuen.

Der Kardinal von Sion machte den letzten ohnmächtigen Verſuch, Mailand zu erobern, indem er die Deutſchen beredete, ſich zu den Fahnen des Kurfürſten von Brandenburg zu ſchlagen, und die Schweizer bewog, ſich mit ihnen zu vereinigen. Aber eine Hungersnoth kam dem Connetable zu Hilfe; das ganze kaiſerliche Heer ſah ſich genöthigt, die Lombardei zu verlaſſen, und Bourbon hatte allein die Ehre, ſie gerettet zu haben.

Sein Ruhm war um ſo größer, je beiſpielloſer er in der Geſchichte franzöſiſcher Eroberungen war. Selten war es den Franzoſen fehlgeſchlagen, jenſeits der Alpen als Eroberer Fortſchritte zu machen; aber nie war es ihnen gelungen, ſich im Beſitz zu erhalten, bis Bourbon zeigte, daß Tapferkeit und Einſicht nicht ſo unverträglich ſind, als man gemeiniglich glaubt. —

Die Eroberung Neapels war noch übrig. Der Connetable brachte ſie von Neuem in Vorſchlag; aber jetzt zeigte ſich, welchen Eindruck ſeine Thaten auf das Gemüth ſeines Königs gemacht hatten. Voll Eiferſucht rief ihn Franz, anſtatt in ſeine Wünſche zu willigen, nach Frankreich zurück und gab ſeine Stelle dem Marſchall von Lautrec, ſeinem bisherigen Lieutenant.

Es iſt indeſſen mehr als wahrſcheinlich, daß Franz in dieſen Angelegenheiten nur das folgſame Werkzeug ſeiner Mutter war, welche mit dem längeren Aufenthalte des Connetable in Italien höchſt unzufrieden, ihn

ſeinem Wirkungskreiſe entreißen wollte, um ihn wieder in ihrer Nähe zu haben, und dazu kein beſſeres Mittel fand, als ſein Anſehen bei dem Heere und ſeine Autorität bei den Mailändern verdächtig zu machen. — Von welcher Art das Intereſſe war, welches dieſe herrſchſüchtige Frau für den Connetable empfand, läßt ſich bei dem großen Mangel an Daten nicht mehr entſcheiden. Wenn man indeſſen bedenkt, daß Liebe im ſechszehnten Jahrhundert noch Leidenſchaft des Herzens war, ſo iſt nichts natürlicher, als daß Louiſe, dem Range nach die erſte Frau in Frankreich, und wenn gleich nicht mehr jung, doch mächtig genug, um jede männliche Tugend zu ihren Füßen zu ſehen, von einem Manne angebetet zu werden wünſchte, von welchem alle ſeine Zeitgenoſſen eingeſtanden, daß er durch Genie und Charakter den Vorzug vor ihnen habe. Ihre Leidenſchaft mußte durch die Zurückerinnerung an Alles, was ſie für dieſen Mann gethan hatte, nothwendig an Stärke gewinnen. Sie war es geweſen, welche Ludwig XII. mit dem Herzog von Bourbon verſöhnt hatte, und unter der neuen Regierung hatte ſie alle die Auszeichnungen, welche er erhielt, wo nicht geboten, doch wenigſtens begünſtigt. Dies heiſchte Dankbarkeit in ihren Augen, und ohne darauf Rückſicht zu nehmen, daß Bourbon einer von den ſeltenen Menſchen war, in welche die Natur eine größere Fülle geiſtiger Kraft gelegt hat, und welche eben daher mehr in ihren Ideen als durch ihre Sinne leben, verlangte ſie, daß er ſich in ihrer Huldigung glücklich fühlen ſollte. Je mehr ſie ſeine innere Größe empfand, deſto mehr fühlte ſie ſich verſucht, ſie zu bezwingen oder wenigſtens nur in ſoweit verzeihlich zu finden, als ſie von ihrer Macht abhing. Vielleicht miſchte ſich in dieſe geiſtigeren Gefühle noch der Haß, welchen ſie gegen ſeine Schwiegermutter empfand, indem es ſie kränkte, daß ſie den Connetable nicht bewegen konnte, früheren Verbindungen in dem Maße zu entſagen, als es die Eitelkeit der unumſchränkten Beherrſcherin des Königs forderte. Wie dem aber auch geweſen ſein mag, ſo hatte Bourbons Zurückberufung aus Italien von Louiſens Seite gewiß keine andere Abſicht, als ihn ſeine Abhängigkeit von ſich fühlen zu laſſen, und ihn endlich einmal über dieſen Punkt zum Nachdenken zu bringen.

Der Connetable kam zurück; aber wenn er ſich jemals ſtolz bewieſen hatte, ſo that er es gerade jetzt, um Louiſen zu zeigen, daß er ihrer Gnade nicht bedürfe, und anſtatt an Franzens Hofe zu verweilen, kehrte er, ſo früh es nur Geſchäfte und Anſtand geſtatteten, nach Moulins zu den

[illegible] diesem Augenblicke an begann das Werk der [illegible] welchen ein gleichzeitiger Schriftsteller den [illegible] Menschen nennt. Bonnivet, einer von den Lieblingen [illegible] seiner Adonisgestalt und seiner Geschmeidigkeit; der [illegible] Chatillon, der mit wenig Fähigkeiten sehr viel Ehrgeiz ver[illegible] Stelle des Connetable zu treten wünschte; und der sorglose, [illegible] Vergnügen lebende Franz traten auf die Seite der Herzogin, [illegible] einem Manne zu rächen, der kein anderes Verbrechen begangen [illegible] als mehr geleistet zu haben, wie seine Pflicht erforderte, und sich [illegible] durch eine Gefälligkeit loskaufen wollte, welche seinem Charakter ent[illegible] war. Die Gelegenheit fand sich bald.

Der Connetable hatte starke Forderungen an den königlichen Schatz. Sie waren noch mehr als gerecht, da sie den Aufwand betrafen, welchen er zur Rettung Mailands aus seinen eigenen Mitteln gemacht hatte. Gleichwohl wurde er unter den nichtigsten Vorwänden damit abgewiesen. Zu gleicher Zeit wurden ihm seine Gehalte als Prinz von Geblüt, Connetable, Chambrier von Frankreich und Gouverneur von Languedoc gestrichen. — Man schützte zwar die allgemeine Erschöpfung der Staatskassen vor, allein nachdem der Kanzler du Prat das Mittel erfunden hatte, durch Verkäuflichkeit der öffentlichen Aemter den königlichen Schatz zu einer unversiegbaren Geldquelle zu machen, war es nur allzu deutlich, daß Rache der Grund dieses Verfahrens war.

Viel zu stolz, um sich über eine solche Behandlung zu beklagen, zog sich der Connetable ganz auf seine Besitzungen zurück und zeigte dadurch dem Hofe, daß er seiner Gnadenbezeigungen entbehren könne. Nur die verwitwete Herzogin ließ sich diese Kränkung zu Herzen gehen. Nur allzu lebhaft erinnerte sie sich, die Herzogin von Savoyen ehemals zu ihren Füßen gesehen zu haben, und überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen. Der daraus entstehende Zank wurde so bitter und theilte den Hof so sehr, daß sich Franz genöthigt sah, in's Mittel zu treten. Anna von Frankreich bestand darauf, daß ihrem Schwiegersohne die ausgelegten Summen ersetzt und seine Gehalte wieder gegeben werden müßten, wenn sie jemals wieder für die Herzogin sollte gewonnen werden, und drang durch diesen Trotz ein Versprechen ab, welches nicht gehalten wurde.

Das Schicksal schien indessen den Herzog von Bourbon für alle diese Kränkungen entschädigen zu wollen. Seine Gemahlin gebar ihm einen

Sohn. Unbeſchreiblich war ſeine Freude über dieſes glückliche Ereigniß. Er ſelbſt brachte dem König die erſte Botſchaft und bat ihn, ſeinen Erſtgebornen über die Taufe zu halten. Mit ungeheurem Aufwand wurden die Anſtalten zu dieſer Feſtlichkeit gemacht, und länger als vierzehn Tage beſchäftigte der Connetable den müſſigen König mit Schmäuſen, Jagdpartieen, Turnieren, Ringelrennen, Schauſpielen und anderen Zeitvertreiben. Moulins war während dieſer Zeit ſo ſehr mit Gäſten angefüllt, daß man genöthigt war, Zelte auf den öffentlichen Plätzen aufzuſchlagen, um ſie alle zu beherbergen, und den Unterhalt auf vielen Wagen herbeizuſchaffen. In den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes überließ ſich Franz ſeinem natürlichen Hange zum Vergnügen; aber geſättigt, konnte er nicht umhin, zu bemerken, daß der Herzog von Bourbon von 500 Edelleuten bedient wurde, welche in Sammet gekleidet waren und eine dreifache goldene Kette um den Hals trugen.

Die Eiferſucht bemächtigte ſich ſeines Herzens. Ein König von Frankreich, meinte er, würde Mühe haben, einen ſolchen Aufwand zu beſtreiten. Dies reichte für Louiſen und Bonnivet hin, um ihm zuzuflüſtern, daß alle dieſe ungeheuren Anſtalten nur gemacht wären, um ſeiner zu ſpotten und Unabhängigkeit zu affectiren. Von Stund' an dachten ſie darauf, ſich zu rächen.

In der Nähe von Chatellerault mußte Bonnivet, ein geborner Unterthan des Herzogs, ein eben ſo ungeheures als prachtvolles Schloß erbauen, blos um zu zeigen, daß man als Liebling eines Königs, eines Prinzen von Geblüt ſpotten könne. Die Beleidigung war um ſo größer, da dieſer Palaſt dem herzoglichen Schloſſe gerade gegenüber erbaut wurde; der Connetable aber nahm die Miene an, als bemerkte er nichts, und als Franz in ſeinem Muthwillen ihn fragte, was er dazu dächte, antwortete er kalt:

„Ich glaube, daß das Bauer für einen ſolchen Vogel viel zu groß und ſchön iſt."

„Das iſt Neid," erwiderte der König.

„Ich einen Edelmann beneiden," entgegnete Bourbon, „deſſen Ahnen ſich glücklich fühlten, die Schildknappen der meinigen zu ſein?"

Wenn ſich Bourbon durch ſolche Aeußerungen den Admiral Bonnivet zum unverſöhnlichen Feinde machte, ſo kränkte er den Kanzler du Prat noch tiefer. Eine Zänkerei mit Bonnivet hatte den Kanzler in der Gunſt der Herzogin zurückgeſetzt. Er hatte Urſache zu fürchten, daß das Ziel ſei-

hatten ausgeruht und ihre Anführer neue Dispositionen entworfen. — Der Widerstand, den sie auf dem rechten Flügel angetroffen hatten, belehrte sie über ihren Vortheil. Versichert, daß sie diesen Muth nicht überall antreffen würden, theilten sie das Heer in drei Corps, um den rechten und linken Flügel des französischen zugleich mit dem Centrum anzugreifen. — Ein viertes, minder beträchtliches Corps wurde bestimmt, über die Bagage der Franzosen herzufallen und sie in Brand zu stecken. Voll Muth und Hoffnung setzten sie sich in Bewegung, ihre Pläne auszuführen.

Bourbon war indessen kein müssiger Zuschauer dieser Anstalten geblieben, deren Absichten er ohne Mühe errieth. Seine Gegenanstalten waren ganz darauf berechnet. Die Schlacht begann von Neuem. Auf dem rechten Flügel errangen die Schweizer große Vortheile, indem sie die sogenannten schwarzen Banden warfen. Schon waren sie im Begriff, sich des Geschützes zu bemächtigen, als Bourbon ihnen mit seinen Gensd'armen in die Flanke fiel und sie dadurch nöthigte, das Geschütz aufzugeben, welches eine große Anzahl von ihnen zu Boden streckte. Mit eben so viel Vortheil kämpfte der König an der Spitze des Mitteltreffens. Nur der linke Flügel wurde geschlagen, so viel Mühe sich auch die besten Generale gaben, ihn zu halten. Er wich eben von allen Seiten, als Alviano mit seiner Cavallerie erschien, welche er während der Nacht von Lodi herbeigeholt hatte. Seine Blicke begegneten lauter Fliehenden. „Die Schlacht ist verloren!" rief man ihm entgegen. — „Wir werden sie wieder gewinnen," antwortete er kalt und goß neuen Muth in die Herzen der fliehenden Franzosen; sie kehrten zurück; ein Schweizercorps, worauf sie stießen, wurde in wenig Augenblicken niedergemacht und zerstreut; sie drangen vor und befreiten den Herzog von Vendome und seine Gefährten, welche sich wie Löwen vertheidigten, aber dem Unterliegen nahe waren.

Von allen Seiten geworfen, dachten die Schweizer endlich an den Rückzug. Langsam traten sie ihn an und machten von Zeit zu Zeit Halt, um ihre wüthenden Blicke noch einmal auf die Franzosen zu werfen. — Man rieth dem Könige, seine ganze Cavallerie auf sie zu schicken, aber der Connetable war dagegen, und seine Gründe überzeugten den jungen Monarchen.

So endigte diese Schlacht, eine der wüthendsten des sechzehnten Jahrhunderts. Franz erhielt die Palme der Tapferkeit und Bourbon wurde für Frankreichs größten General erkannt. Der französische König wünschte,

für ſeine in der Schlacht bewieſene Bravour zum Ritter geſchlagen zu werden, und Bayard verrichtete dieſe Ceremonie an ihm.

Der Krieg war indeſſen nicht beendigt. Zwar zogen ſich die Schweizer in ihr Vaterland zurück, aber die Armee des Papſtes und des Königs von Spanien, welche ihr Lager an den Ufern des Po aufgeſchlagen hatte, war noch immer ſtark genug, ſich den ferneren Unternehmungen der Franzoſen zu widerſetzen, und außerdem erwartete man täglich die Truppen des deutſchen Kaiſers. Von den Schweizern verlaſſen, konnte ſich Mailand indeſſen nicht länger halten. — Zitternd überreichte es dem Sieger die Schlüſſel. Die Leichname einiger vor der Schlacht von Marignan treulos ermordeter Franzoſen ſchrieen um Rache. Das Heer beſtand auf der Vollziehung derſelben, aber Bourbon widerſetzte ſich dieſen Forderungen mit aller Standhaftigkeit eines großen Generals, welcher, um die Disciplin zu retten, der Begier der Soldaten auch dann nicht den Zügel ſchießen läßt, wenn die Gerechtigkeit ſelbſt es billigen würde. Eine beträchtliche Geldſtrafe, welche die Mailänder zuſammenbringen mußten, wurde als Belohnung der Tapferkeit vertheilt und beſänftigte die Wuth der Krieger, welche ſogleich zu neuen Unternehmungen geführt wurden.

Mailands Feſtung galt für eine der ſtärkſten in Europa. Mit ſeinen Generalen, Miniſtern, einer ſtarken Garniſon und den nöthigen Vorräthen, hatte ſich Maximilian Sforza hinein geworfen. Bourbon fing die Belagerung auf der Stelle an. Von dem Erfolg dieſer Unternehmung hing das Schickſal der franzöſiſchen Waffen in Italien ab. Verlor man eine längere Zeit darüber, ſo war die Zurückkunft der Schweizer zu befürchten. Nur zwei Mittel blieben übrig, um bald zum Ziele zu gelangen. Das eine gebrauchte Peter Navarre, die Kraft des Pulvers in Minen; das andere der Connetable, die Kraft des Geldes in Beſtechungen. Der Erſtere büßte auf eine längere Zeit den Gebrauch ſeiner Glieder in einer Kaſematte ein, welche früher in die Luft ſprang, als er erwartete; der Andere erreichte ſeinen Zweck durch den Commandanten der Feſtung, Johann von Gonzague, welcher den Herzog Maximilian bewog, dem Glücke der Franzoſen nachzugeben und für eine Penſion von dreißigtauſend Dukaten dem koſtſpieligen Schutze der Schweizer zu entſagen.

Franz, welcher ſich nach der Schlacht bei Marignan nach Pavia begeben hatte, kam jetzt zurück, um triumphirend in Mailand einzuziehen, und glänzende Feſte traten an die Stelle blutiger Scenen.

Herr der Lombardei, wollte Franz ſein ſiegreiches Heer nach Neapel führen. Die Umſtände konnten nicht günſtiger ſein. Die Schweizer blieben nicht nur in ihrer Heimath, ſondern machten ſich ſogar anheiſchig, die Waffen nicht länger gegen die Franzoſen zu führen. Die Spanier fühlten ſich nicht ſtark genug, einer ſiegreichen Armee zu trotzen. Die Truppen des Papſtes waren der Gnade und Ungnade der Franzoſen überlaſſen.

Gleichwohl fiel es dem franzöſiſchen Könige ein, Leo X. um ſeine Erlaubniß zu dieſem Feldzuge zu bitten. Der Papſt beſchied ihn zu einer Conferenz nach Bologna, und als ſich Franz dazu bequemte, brachte ihn Leo durch Schmeicheleien, Lobeserhebungen und Verſprechungen aller Art nur allzu leicht dahin, daß er verſprach, Neapel unbefehdet zu laſſen, ſo lange Ferdinand leben würde.

Unmittelbar darauf ging der König nach Frankreich zurück. Der Connetable blieb als General-Lieutenant in Mailand. Unter dieſem beſcheidenen Titel genoß er alle Vorzüge der Vicekönige und verwaltete ſein Amt, wie es bis dahin ſchwerlich war verwaltet worden.

Die Lombardei hatte in einem Zeitraume von ungefähr zwanzig Jahren eine ſo große Menge von Revolutionen erlebt, daß ſie halb vernichtet war. Abwechſelnd von den Sforza und den franzöſiſchen Königen verheert, und in ihrem Innern von den Factionen der Guelfen und Ghibellinen zerriſſen, athmete ſie kaum mehr. Alle dieſe Wunden zu heilen, war das Ziel des Ehrgeizes des Connetable. In ſeinem Palaſte bildete er ſich ein Cabinet, das aus lauter ſolchen Franzoſen und Italienern beſtand, von deren Rechtſchaffenheit er die redendſten Beweiſe hatte. Alle Bittſchriften, welche an ihn gelangten, wurden von dieſen unterſucht und die Anzahl der Leiden mit einer Thätigkeit vermindert, welche nichts zu wünſchen übrig ließ. Er ſelbſt gab an beſtimmten Tagen regelmäßig Audienz, und ſein Palaſt ſtand jedem Unterthan des Königs offen, er mochte kommen, zu welcher Zeit er wollte. Ausſöhnung der Parteien, Ordnung, Ruhe, Achtung für den Vicekönig und Liebe für das franzöſiſche Joch, ſo weit ſie ſtattfinden konnte, waren die glücklichen Folgen dieſer beiſpielloſen Humanität. —

Die Mailänder befanden ſich während dieſes kurzen Zeitraumes ſo wohl, daß ihnen die Erinnerung daran noch eine lange Zeit blieb. Zu ihrem Unglück wurde er nur allzubald abgekürzt.

Auf Leo's Bitten war die Eroberung Neapels aufgeſchoben worden.

Eine mächtige Partei hatte ſich indeſſen für die Franzoſen erklärt und forderte den Connetable auf, ihr zu Hilfe zu eilen.

Er bat um die Erlaubniß ſeines Königs zu dieſer Unternehmung, und zugleich um 800 Lanzen und 10,000 Mann Infanterie. Franz billigte ſeinen Plan, aber die Anſtalten zur Ausführung waren kaum gemacht, als ein neues Ungewitter, welches über die Lombardei auszubrechen drohte, ihn zwang, in Mailand zurückzubleiben.

Um Neapel zu retten, hatte der alte Ferdinand ganz Europa gegen die Franzoſen aufgewiegelt. Der Kaiſer Maximilian wollte die Seele dieſer Verbindung ſein. Mit dem Gelde der Spanier, Engländer und Niederländer brachte er in kurzer Zeit ein Heer von dreißigtauſend Mann zuſammen, an deſſen Spitze er ſich Italien näherte. Der Kardinal von Sion, welcher kurz vor der Einnahme von Mailand mit dem Bruder des Herzogs Maximilian nach Deutſchland entflohen war, hielt vierzigtauſend Schweizer in Bereitſchaft. Als Kaufmann verkleidet, war er nach England gereiſ't, um Heinrichs VIII. Eiferſucht gegen Franz I. zu entflammen, und dies war ihm ſo gut gelungen, daß er mit großen Summen beladen zurückgekehrt war, um die Schweizer derjenigen Cantons, welche keinen Antheil an der Niederlage bei Marignan gehabt hatten, gegen die Franzoſen in Bewegung zu ſetzen. Ein ſolches Heer war mehr als hinreichend, Mailand zu erobern, und die Umſtände verſprachen einen leichten Sieg.

Franz war ohne Geld und ohne Truppen; die Mailänder achteten Bourbons Tugend, aber eine Revolution, durch welche ſie einen Sforza wieder erhalten konnten, hatte ſo wenig Abſchreckendes für ſie, daß ſie im Stillen die Ankunft des Kaiſers wünſchten. Die Visconti, der berühmte Hieronymus Morone und die vornehmſten Ghibellinen verließen Alles, um ſich in ſeine Arme zu werfen. Ihr Beiſpiel drohte Anſteckung; wohin ſich auch der Connetable wenden mochte, allenthalben fand er unüberſteigliche Hinderniſſe; man rieth ihm, ſich mit den wenigen Soldaten, welche ihm noch übrig geblieben waren, in Sicherheit zu ſetzen, aber feſt entſchloſſen, Mailand zu behaupten oder ſich unter ſeinen Trümmern begraben zu laſſen, machte er ſeine Vertheidigungsanſtalten, ohne auf die Stimme der Freundſchaft zu hören, welche in ſolchen Fällen nur die Stimme der Furcht iſt. Der Ruf ſeiner Redlichkeit ſetzte ihn in den Stand, eine Anleihe zu machen, ohne welche er verloren war, und die kleinen Fürſten Italiens vertrauten ihm ihre Geldvorräthe mit größerer Bereitwilligkeit, als er ſelbſt

erwartet hatte. 6000 Pioniere wurden ſogleich in Thätigkeit geſetzt, die Feſtungswerke Mailands auszubeſſern.

Von den Franzoſen unterſtützt, machten gerade damals die Venetianer einen Verſuch, ihre an den Kaiſer verlorenen Städte wieder zu erobern, und der Connetable hatte zu dieſem Endzweck ſeinen Lieutenant nach Brescia geſchickt; dieſen forderte er gegenwärtig auf, den Marſch des Kaiſers zu verzögern. Lautrec erſchöpfte ſeine ganze Kunſt, den Mincio, den Oglio und die Adda zu vertheidigen; aber zu ſchwach für ein ſo gewaltiges Heer, ſah er ſich genöthigt, ſich an die Mauern Mailands zurückzuziehen.

Mit großer Ungeduld erwartete der Connetable ein Corps von 20,000 Schweizern, welche ihm ihren Beiſtand verſprochen hatten; ſie kamen nicht. Dieſer Ausfall mußte auf irgend eine Weiſe gedeckt werden; er überließ die Sorge für Mailands Befeſtigung ſeinem Lieutenant, und von wenig Rittern begleitet, begab er ſich in das Lager der Venetianer vor Brescia. Seine Beredtſamkeit überzeugte die Generale, daß es der größte Vortheil der Republik ſei, daß Mailand mit Nachdruck vertheidigt werde. Voll Bewunderung für ſeinen Muth erklärte der General-Procurator Gritti, daß er bereit ſei, ihm überall zu folgen. Die übrigen Generale folgten ſeinem Beiſpiele. Der Connetable ſtellte ſich ſogleich an die Spitze der Venetianer und beſchäftigte den Kaiſer ſo lange, bis er erfahren hatte, daß die Feſtungswerke hergeſtellt und die Magazine gefüllt wären. Jetzt zog er ſich nach Mailand zurück, indem er alle Flecken und Dörfer verödete und dadurch den Feinden einen längeren Aufenthalt in dieſer Gegend erſchwerte.

Gleich nach ſeiner Zurückkunft berief er ein Kriegs-Conſeil, um den Operationsplan zu verabreden, welcher befolgt werden müßte.

Die franzöſiſchen Generale beſtanden noch immer auf der Uebergabe der Stadt, weil die Schweizer unterwegs geblieben wären; aber die venetianiſchen Heerführer waren auf der Seite des Connetable, und feſt entſchloſſen, ſich auch ohne die Verſtärkung der unſicheren Helvetier zu vertheidigen, machte er den Anfang mit der Niederbrennung der Vorſtädte Mailands. So unumgänglich nöthig dieſe Maßregel war, ſo empörte ſie doch die ſchon an und für ſich erbitterten Einwohner auf's Höchſte.

Um ſie im Zaume zu halten, war der Connetable genöthigt, ſeine Zuflucht zu den Waffen zu nehmen, und um conſequent zu verfahren, verjagte er die Emiſſarien der ghibelliniſchen Partei aus der Stadt und verbot

den Einwohnern bei Todesſtrafe, ſich zu verſammeln und unter einander zu berathſchlagen.

Es war noch immer ungewiß, ob die angeworbenen Schweizer ankommen würden oder nicht. Um ihren Marſch zu beſchleunigen, im Falle ſie noch entſchloſſen wären, für den König von Frankreich zu fechten, ſchickte Bourbon zwei Offiziere in ihr Lager. Sie fanden die ſtärkſte Abneigung. Alle glaubten, es ſei darauf angelegt, ſie auf die Schlachtbank zu führen. Mit Mühe erhielten ihre Anführer die Erlaubniß, Abgeordnete nach Mailand zu ſchicken, um den Zuſtand der Stadt in Augenſchein zu nehmen. — Der Connetable ſelbſt führte ſie auf die Wälle und zeigte ihnen alle übrigen Vertheidigungsanſtalten. Sie kehrten voll Erſtaunen über das Genie eines Mannes zurück, der in einer ſo kurzen Zeit mit ſo wenig Mitteln ſo viel geleiſtet hatte; aber ſo vortheilhaft ihr Bericht auch ausfiel, ſo brachte er doch nicht die erwünſchte Wirkung hervor. Mehr als zweitauſend Schweizer kehrten auf der Stelle in ihre Heimath zurück, und die übrigen marſchirten unter tauſend Zweifeln nach Mailand, wo ſie als Befreier empfangen wurden und der großmüthige Bourbon ihnen zur Belohnung ihres Muthes auf der Stelle einen dreimonatlichen Sold auszahlen ließ.

Schon war der Connetable im Begriff, den Kaiſer in ſeinem Lager anzugreifen, als eben dieſe Schweizer erklärten, ſie würden das Ihrige thun, die Stadt zu vertheidigen, aber ſie nie verlaſſen, um ihre Landsleute im Dienſte des Kaiſers zu ermorden. Ein neuer Schlag! — Bourbon blieb gelaſſen, und um nicht noch mehr von dem Ungehorſam dieſer undankbaren Söldner zu leiden, entließ er ſie auf der Stelle. Ihr Abzug belebte die Hoffnungen des Kaiſers. Muthig forderte er die Mailänder auf, ihm die Thore ihrer Stadt zu öffnen, wofern ſie nicht wollten, daß er ſie wie Friedrich Barbaroſſa behandeln ſollte. Glücklicherweiſe war Maximilian in eben dem Augenblicke, wo er ſich anheiſchig machte, dieſem Beiſpiele zu folgen, in einer Verlegenheit, welche ſeinen Drohungen alles Gewicht nahm.

Seit länger als einem Monat war er außer Stande geweſen, die Schweizer zu bezahlen. Auf Koſten der Mailänder hoffte er dieſe Schuld zu tilgen; aber die ungeduldigen Helvetier fanden nicht für gut, dies abzuwarten. Kaum war der feſtgeſetzte Termin abgelaufen, als der Oberſt Staffner mit mehreren Offizieren in ſeinem Zelte erſchien und ihm die Alternative ſtellte, entweder auf der Stelle zu zahlen, oder zu ſehen, daß

die Schweizer zu Bourbons Fahnen übergingen. Der Kaiſer bat um Friſt. Der ſtolze Oberſt aber geſtattete keinen Augenblick. Maximilian verſprach, ſich gegen Abend mit dem Kardinal von Sion in ſeinem Zelte einzufinden; aber ſtatt deſſen rettete er ſich in das Lager der Deutſchen.

Dieſe Auftritte wurden ſehr bald in Mailand bekannt. Um die Kataſtrophe zu beſchleunigen, bediente ſich der Marſchall Trivulze der Liſt, Briefe, an die Schweizer Hauptleute geſchrieben, und voll Verſicherungen waheer Freundſchaft, ſo zu verſenden, daß ſie in die Hände des Kaiſers fallen mußten. Sie gelang, und um der angeblichen Verrätherei zu entgehen, verließ der Kaiſer in der Nacht das Lager und ging nach Trident.

Unordnung und Verwirrung verbreitete ſich in dem verlaſſenen Heere. Um ſich für den erlittenen Verluſt zu entſchädigen, plünderten die Schweizer Lodi und San-Angelo, und würden ihre Verheerungen noch weiter ausgebreitet haben, wenn ſich Bourbon nicht an die Spitze ſeiner Kavallerie geſtellt hätte, um ſie zu zerſtreuen.

Der Kardinal von Sion machte den letzten ohnmächtigen Verſuch, Mailand zu erobern, indem er die Deutſchen beredete, ſich zu den Fahnen des Kurfürſten von Brandenburg zu ſchlagen, und die Schweizer bewog, ſich mit ihnen zu vereinigen. Aber eine Hungersnoth kam dem Connetable zu Hilfe; das ganze kaiſerliche Heer ſah ſich genöthigt, die Lombardei zu verlaſſen, und Bourbon hatte allein die Ehre, ſie gerettet zu haben.

Sein Ruhm war um ſo größer, je beiſpielloſer er in der Geſchichte franzöſiſcher Eroberungen war. Selten war es den Franzoſen fehlgeſchlagen, jenſeits der Alpen als Eroberer Fortſchritte zu machen; aber nie war es ihnen gelungen, ſich im Beſitz zu erhalten, bis Bourbon zeigte, daß Tapferkeit und Einſicht nicht ſo unverträglich ſind, als man gemeiniglich glaubt. –

Die Eroberung Neapels war noch übrig. Der Connetable brachte ſie von Neuem in Vorſchlag; aber jetzt zeigte ſich, welchen Eindruck ſeine Thaten auf das Gemüth ſeines Königs gemacht hatten. Voll Eiferſucht rief ihn Franz, anſtatt in ſeine Wünſche zu willigen, nach Frankreich zurück und gab ſeine Stelle dem Marſchall von Lautrec, ſeinem bisherigen Lieutenant.

Es iſt indeſſen mehr als wahrſcheinlich, daß Franz in dieſen Angelegenheiten nur das folgſame Werkzeug ſeiner Mutter war, welche mit dem längeren Aufenthalte des Connetable in Italien höchſt unzufrieden, ihn

ſeinem Wirkungskreiſe entreißen wollte, um ihn wieder in ihrer Nähe zu haben, und dazu kein beſſeres Mittel fand, als ſein Anſehen bei dem Heere und ſeine Autorität bei den Mailändern verdächtig zu machen. — Von welcher Art das Intereſſe war, welches dieſe herrſchſüchtige Frau für den Connetable empfand, läßt ſich bei dem großen Mangel an Daten nicht mehr entſcheiden. Wenn man indeſſen bedenkt, daß Liebe im ſechszehnten Jahrhundert noch Leidenſchaft des Herzens war, ſo iſt nichts natürlicher, als daß Louiſe, dem Range nach die erſte Frau in Frankreich, und wenn gleich nicht mehr jung, doch mächtig genug, um jede männliche Tugend zu ihren Füßen zu ſehen, von einem Manne angebetet zu werden wünſchte, von welchem alle ſeine Zeitgenoſſen eingeſtanden, daß er durch Genie und Charakter den Vorzug vor ihnen habe. Ihre Leidenſchaft mußte durch die Zurückerinnerung an Alles, was ſie für dieſen Mann gethan hatte, nothwendig an Stärke gewinnen. Sie war es geweſen, welche Ludwig XII. mit dem Herzog von Bourbon verſöhnt hatte, und unter der neuen Regierung hatte ſie alle die Auszeichnungen, welche er erhielt, wo nicht geboten, doch wenigſtens begünſtigt. Dies heiſchte Dankbarkeit in ihren Augen, und ohne darauf Rückſicht zu nehmen, daß Bourbon einer von den ſeltenen Menſchen war, in welche die Natur eine größere Fülle geiſtiger Kraft gelegt hat, und welche eben daher mehr in ihren Ideen als durch ihre Sinne leben, verlangte ſie, daß er ſich in ihrer Huldigung glücklich fühlen ſollte. Je mehr ſie ſeine innere Größe empfand, deſto mehr fühlte ſie ſich verſucht, ſie zu bezwingen oder wenigſtens nur in ſoweit verzeihlich zu finden, als ſie von ihrer Macht abhing. Vielleicht miſchte ſich in dieſe geiſtigeren Gefühle noch der Haß, welchen ſie gegen ſeine Schwiegermutter empfand, indem es ſie kränkte, daß ſie den Connetable nicht bewegen konnte, früheren Verbindungen in dem Maße zu entſagen, als es die Eitelkeit der unumſchränkten Beherrſcherin des Königs forderte. Wie dem aber auch geweſen ſein mag, ſo hatte Bourbons Zurückberufung aus Italien von Louiſens Seite gewiß keine andere Abſicht, als ihn ſeine Abhängigkeit von ſich fühlen zu laſſen, und ihn endlich einmal über dieſen Punkt zum Nachdenken zu bringen.

Der Connetable kam zurück; aber wenn er ſich jemals ſtolz bewieſen hatte, ſo that er es gerade jetzt, um Louiſen zu zeigen, daß er ihrer Gnade nicht bedürfe, und anſtatt an Franzens Hofe zu verweilen, kehrte er, ſo früh es nur Geſchäfte und Anſtand geſtatteten, nach Moulins zu den

Von dieſem Augenblicke an begann das Werk der [illegible] Der Kanzler du Prat, welchen ein gleichzeitiger Schriftſteller den [illegible] aller Menſchen nennt; Bonnivet, einer von den Lieblingen [illegible], vermöge ſeiner Adonisgeſtalt und ſeiner Geſchmeidigkeit; der [illegible]hall von Chatillon, der mit wenig Fähigkeiten ſehr viel Ehrgeiz ver[illegible] und in die Stelle des Connetable zu treten wünſchte; und der ſorgloſe, nur ſeinem Vergnügen lebende Franz traten auf die Seite der Herzogin, um ſie an einem Manne zu rächen, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als mehr geleiſtet zu haben, wie ſeine Pflicht erforderte, und ſich nicht durch eine Gefälligkeit loskaufen wollte, welche ſeinem Charakter entgegen war. Die Gelegenheit fand ſich bald.

Der Connetable hatte ſtarke Forderungen an den königlichen Schatz. Sie waren noch mehr als gerecht, da ſie den Aufwand betrafen, welchen er zur Rettung Mailands aus ſeinen eigenen Mitteln gemacht hatte. Gleichwohl wurde er unter den nichtigſten Vorwänden damit abgewieſen. Zu gleicher Zeit wurden ihm ſeine Gehalte als Prinz von Geblüt, Connetable, Chambrier von Frankreich und Gouverneur von Languedoc geſtrichen. — Man ſchützte zwar die allgemeine Erſchöpfung der Staatskaſſen vor, allein nachdem der Kanzler du Prat das Mittel erfunden hatte, durch Verkäuflichkeit der öffentlichen Aemter den königlichen Schatz zu einer unverſiegbaren Geldquelle zu machen, war es nur allzu deutlich, daß Rache der Grund dieſes Verfahrens war.

Viel zu ſtolz, um ſich über eine ſolche Behandlung zu beklagen, zog ſich der Connetable ganz auf ſeine Beſitzungen zurück, und zeigte dadurch dem Hofe, daß er ſeiner Gnadenbezeigungen entbehren könne. Nur die verwittwete Herzogin ließ ſich dieſe Kränkung zu Herzen gehen. Nur allzu lebhaft erinnerte ſie ſich, die Herzogin von Savoyen ehemals zu ihren Füßen geſehen zu haben, und überhäufte ſie mit den bitterſten Vorwürfen. Der daraus entſtehende Zank wurde ſo bitter und theilte den Hof ſo ſehr, daß ſich Franz genöthigt ſah, in's Mittel zu treten. Anna von Frankreich beſtand darauf, daß ihrem Schwiegerſohne die ausgelegten Summen erſetzt und ſeine Gehalte wieder gegeben werden müßten, wenn ſie jemals wieder für die Herzogin ſollte gewonnen werden, und drang durch dieſen Trotz ein Verſprechen ab, welches nicht gehalten wurde.

Das Schickſal ſchien indeſſen den Herzog von Bourbon für alle dieſe Kränkungen entſchädigen zu wollen. Seine Gemahlin gebar ihm einen

Sohn. Unbeſchreiblich war ſeine Freude über dieſes glückliche Ereigniß. Er ſelbſt brachte dem König die erſte Botſchaft und bat ihn, ſeinen Erſtgebornen über die Taufe zu halten. Mit ungeheurem Aufwand wurden die Anſtalten zu dieſer Feſtlichkeit gemacht, und länger als vierzehn Tage beſchäftigte der Connetable den müſſigen König mit Schmäuſen, Jagdpartieen, Turnieren, Ringelrennen, Schauſpielen und anderen Zeitvertreiben. Moulins war während dieſer Zeit ſo ſehr mit Gäſten angefüllt, daß man genöthigt war, Zelte auf den öffentlichen Plätzen aufzuſchlagen, um ſie alle zu beherbergen, und den Unterhalt auf vielen Wagen herbeizuſchaffen. In den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes überließ ſich Franz ſeinem natürlichen Hange zum Vergnügen; aber geſättigt, konnte er nicht umhin, zu bemerken, daß der Herzog von Bourbon von 500 Edelleuten bedient wurde, welche in Sammet gekleidet waren und eine dreifache goldene Kette um den Hals trugen.

Die Eiferſucht bemächtigte ſich ſeines Herzens. Ein König von Frankreich, meinte er, würde Mühe haben, einen ſolchen Aufwand zu beſtreiten. Dies reichte für Louiſen und Bonnivet hin, um ihm zuzuflüſtern, daß alle dieſe ungeheuren Anſtalten nur gemacht wären, um ſeiner zu ſpotten und Unabhängigkeit zu affectiren. Von Stund' an dachten ſie darauf, ſich zu rächen.

In der Nähe von Chatellerault mußte Bonnivet, ein geborner Unterthan des Herzogs, ein eben ſo ungeheures als prachtvolles Schloß erbauen, blos um zu zeigen, daß man als Liebling eines Königs, eines Prinzen von Geblüt ſpotten könne. Die Beleidigung war um ſo größer, da dieſer Palaſt dem herzoglichen Schloſſe gerade gegenüber erbaut wurde; der Connetable aber nahm die Miene an, als bemerkte er nichts, und als Franz in ſeinem Muthwillen ihn fragte, was er dazu dächte, antwortete er kalt:

„Ich glaube, daß das Bauer für einen ſolchen Vogel viel zu groß und ſchön iſt."

„Das iſt Neid," erwiderte der König.

„Ich einen Edelmann beneiden," entgegnete Bourbon, „deſſen Ahnen ſich glücklich fühlten, die Schildknappen der meinigen zu ſein?"

Wenn ſich Bourbon durch ſolche Aeußerungen den Admiral Bonnivet zum unverſöhnlichen Feinde machte, ſo kränkte er den Kanzler du Prat noch tiefer. Eine Zänkerei mit Bonnivet hatte den Kanzler in der Gunſt der Herzogin zurückgeſetzt. Er hatte Urſache zu fürchten, daß das Ziel ſei-

ner Allmacht da ſei. Um ſich einigermaßen ſicher zu ſtellen, wünſchte er ſich an den Connetable anzuſchließen, und indem er deſſen Charakter ganz nach dem ſeinigen beurtheilte, glaubte er ihn ſich am beſten verbinden zu können, wenn er ihm zwei Güter für einen übermäßig hohen Preis abkaufte. Der Herzog von Vendome übernahm die Unterhandlung; kaum aber hatte der Connetable erfahren, worauf es abgeſehen war, als er mit einer entſcheidenden Verachtung ſeines Haſſes und ſeiner Freundſchaft ſagte: „Zwiſchen ihm und dem Kanzler könne kein Vertrag ſtattfinden, ſo bedeutend oder unbedeutend auch der Gegenſtand deſſelben ſein möchte.“

Selbſt der König blieb nicht verſchont von der üblen Laune, welche ſich des Herzogs immer mehr bemächtigte. Franz liebte Neckereien. Der Connetable kam in Verdacht, ſich um die Gunſt einer Dame zu bewerben, welche durch ihre Schönheit und ihren Geiſt der Gegenſtand der allgemeinen Anbetung war, und welche der König vergeblich mit ſeiner Liebe verfolgt hatte. Franz ſprach darüber in einem lachenden Tone.

„Sire,“ antwortete der Connetable, „das kann blos für Diejenigen merkwürdig ſein, die hinter mir zurückgeblieben ſind.“

Der König fühlte dieſen Ausfall. Ernſthaft erwiderte er:

„Vetter, Sie werden auch über Alles böſe; — Sie ſind allzu empfindlich.“

Beleidigt und wieder beleidigend zog ſich der Connetable nach und nach ganz nach Moulins zurück, um ſich in dem Zirkel ſeiner Familie für die Kränkungen zu entſchädigen, welche er gelitten hatte und noch leiden mußte; aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Kummer über die Zurückſetzung ihres Gemahls und Betrübniß über den Tod ihres Erſtgebornen und den Verluſt der Zwillinge, die ſie ein Jahr darauf geboren hatte, nagten an dem Herzen ſeiner Gemahlin und brachten ſie nur allzubald an den Rand des Grabes. Sie ſtarb im April 1521 zu Chatellerault, und mit ihren letzten Athemzügen erklärte ſie den Herzog zu ihrem Erben, wiewohl dieſer eine ſolche Erklärung mehr als einen Beweis ehelicher Zärtlichkeit, denn als eine Grundlage rechtlicher Forderungen betrachtete.

Die Zeit hatte indeſſen den furchtbaren Krieg herbeigewälzt, der zwiſchen Karl V. und Franz I. ausbrach, die ſchönſten Länder Europa's verheerte, die kämpfenden Fürſten überlebte und unter mancherlei Geſtalten von ihren Enkeln und Nachkommen fortgeſetzt wurde. Die Schlacht bei Marignan hatte die Blicke Europa's auf den jungen König der Franzoſen

gerichtet, und ſtolz gemacht durch die feile Stimme ſeiner Schmeichler, wünſchte er der Schiedsrichter der Chriſtenheit zu ſein, ohne irgend eine von den Eigenſchaften zu beſitzen, welche zu einem ſo erhabenen Amte berechtigen können. Es fehlte ihm eben ſo ſehr an politiſchen Einſichten, als an Fleiß und Ordnungsliebe. Schätze, welche eine Stütze ſeiner Größe hätten werden können, verſchwendete er an werthloſe Lieblinge. Anſtatt zerfallende Grenzfeſtungen wieder aufzubauen, errichtete er Luſtſchlöſſer. — Sein Ekel vor jedem ernſthaften Geſchäft wurde bald ſo groß, daß er die Zügel der Regierung ſeiner Mutter und ihren Günſtlingen gänzlich überließ. Kein Wunder, daß die Disciplin völlig zu Grunde ging, nachdem ſich der Connetable zurückgezogen hatte! Alles dachte nur auf Beluſtigungen, und der Charakter derſelben war ſo kindiſch, daß man über die Treuherzigkeit erſtaunen muß, mit welcher die gleichzeitigen Schriftſteller von dieſen Poſſen ſprechen.

Indeſſen entwickelte ſich in ſtiller Zurückgezogenheit Frankreichs größter Feind, der Prinz Karl von Oeſterreich, berühmt unter dem Namen Kaiſer Karl V. Unter der ſchlichten Außenſeite der Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit überliſtete er den König der Franzoſen, der ihn das Erbe ſeines Großvaters in Beſitz nehmen ließ, ohne ſeine Anſprüche auf Neapel und Navarra zu erneuern, und von dem allgemeinen Vorurtheil geblendet, welches ihm alle Selbſtſtändigkeit abſprach, die Augen nicht eher über ihn öffnete, als bis er ihn die Kaiſerkrone davon tragen ſah, um welche er ſich nach Maximilians Tode ſo lebhaft beworben hatte. Gekränkter Ehrgeiz verleitete den franzöſiſchen Monarchen zu einem Kriege. Die Feindſeligkeiten waren nicht ſobald erklärt, als Karl V. ein Heer von mehr als 40,000 Deutſchen, unter den Befehlen des Grafen von Naſſau, nach der Champagne marſchieren ließ, um den Feind in ſeinem eigenen Lande anzugreifen. Mezieres wurde durch Bayards unermüdliche Thätigkeit das Bollwerk Frankreichs; aber der Graf von Naſſau verlor keine Zeit, Frankreich von einer anderen Seite anzufallen, und es gelang ihm wirklich, in die Picardie einzurücken.

Unterdeſſen hatte ſich Franz in den Stand geſetzt, den Unternehmungen des Kaiſers zu begegnen. Er brannte vor Begierde, ihn zu erreichen, zu beſiegen und Deutſchlands Fürſten die Blindheit aufzurücken, mit welcher ſie ihn übergangen hatten. Alle Prinzen von Geblüt und der ganze franzöſiſche Adel machten ſeine Angelegenheit zu der ihrigen und waren

bereit, Gut und Blut für ihn aufzuopfern, und der Connetable war unter ihnen nicht der Letzte, ſeinen guten Willen zu beweiſen.

Den Schmerz unterdrückend, welchen er über den Verluſt ſeiner Gemahlin und Kinder empfand, ward er in ſeinen weitläufigen Beſitzungen 6000 Mann Infanterie und 800 Lanzen, und erſchien mit dieſen bei dem franzöſiſchen Heere, um ſeine Würde als Connetable fortzuſetzen. Kaum aber hatte ſich die Armee in Bewegung geſetzt, als Franz ihm dieſe Würde ohne Umſtände nahm und dem Herzoge von Alençon die Anführung der Avantgarde vertraute, ohne ihn gleichwohl an Bourbons Stelle zum Connetable zu machen. Dieſe Kränkung ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß er das Heer nicht weiter begleiten wollte; und ſelbſt nachdem ſeine vertrauteſten Freunde ſeinen Unwillen beſänftigt hatten, blieb er verſchloſſen und finſter und wiederholte einmal über das andere die ſtolze Antwort eines franzöſiſchen Edelmannes, welcher auf die Frage: Ob irgend Etwas im Stande wäre, ſeine Treue zu erſchüttern? Karl VII. erwiderte:

„Nicht drei Königreiche, Sire, wie Sie beſitzen, wohl aber eine Beſchimpfung.“

Franz nahm indeſſen die Miene an, als merke er nichts von dieſem Kummer, und ſo nahte ſich das Heer den Niederlanden.

St. Pol und Vendome eröffneten die Feindſeligkeiten durch die Einnahme von Beaupaume und Landrecies, und Franz, der bereits anfing, ſich mit den glänzendſten Erfolgen zu ſchmeicheln, war ſchon feſt entſchloſſen, ſeinen Nebenbuhler jenſeits der Schelde aufzuſuchen, und entweder zum Kampfe oder zur Flucht zu zwingen. St. Pol erhielt den Auftrag, zwiſchen Bouchain und Valenciennes in einer ſehr geringen Entfernung von dem feindlichen Heere eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, und führte ihn mit großer Schnelligkeit im Dunkel der Nacht aus. Seine Infanterie befand ſich am folgenden Morgen jenſeits der Schelde, und Naſſau erhielt den Befehl, ſie anzugreifen. Er näherte ſich mit 400 Mann Cavallerie und 12,000 Mann Fußvolk; als er aber die ganze franzöſiſche Armee den Fluß paſſiren ſah, zog er ſich weislich zurück. Bourbon vergaß in dieſem Moment die erlittene Beſchimpfung und beſchwor ſeinen unentſchloſſenen König, den kaiſerlichen General zu verfolgen. Daſſelbe thaten la Tremeuille, Chabannes und Bayard. Selbſt die Schweizer im franzöſiſchen Heere forderten die Erlaubniß zum Angriff, als einen Beweis des Vertrauens zu ihrer Tapferkeit. Alles vergeblich: Alençon und Chatillon,

welche auf keine Lorbeern rechnen konnten, hielten den König zurück; Maſſau entkam und Karl V. verließ das Heer in der nächſten Nacht, um ſich tiefer in die Niederlande zurückzuziehen.

Unmittelbar darauf trat England in's Mittel, den Krieg einmal für allemal abzubrechen. Heinrich VIII. drohte, Denjenigen zu vernichten, der ſich ſeinem Ausſpruche nicht unterwerfen würde. Seine Nähe war allzu furchtbar, als daß Franz I. bei dieſer Drohung hätte gleichgiltig bleiben können. Der Friedenscongreß wurde zu Calais eröffnet. Vor dem Cardinal Wolſey beugten ſich die beiden mächtigen Nebenbuhler in ihren Repräſentanten. Karl zeigte eine ſchimmernde Tiare in der Ferne, und mehr bedurfte es nicht, um den Kardinal für ſich zu gewinnen. Ein Waffenſtillſtand wurde in Vorſchlag gebracht und von beiden Seiten angenommen.

Franz ließ ſeine Truppen unbeſchäftigt, als er ganz unerwartet die Nachricht von der Wegnahme von Fontarabie erhielt. Als Unterpfand der Zurückgabe des Königreichs Navarra an ſeinen Verwandten und Alliirten war dieſe Stadt von der größten Wichtigkeit. Um ſie zu retten, mußten die Feindſeligkeiten von Neuem anfangen und Heinrich VIII. einen Vorwand finden, Franz I. als einen Bundbrüchigen und Ruheſtörer zu verſchreien und zu befehden.

Während Wolſey das franzöſiſche Heer an den Ufern der Schelde noch immer in ſeiner Unthätigkeit erhielt, wurde die Belagerung von Tournai mit dem regſten Eifer betrieben. Bourbon bemächtigte ſich zwar dafür Bouchains, aber ohne Frankreich für den Verluſt zu entſchädigen, womit es bedroht wurde. Der König ſetzte ſich endlich in Bewegung, um der belagerten Stadt zu Hilfe zu eilen; aber es war zu ſpät, die ſchlimme Jahreszeit war eingetreten, und überfließende Ströme zwangen ihn, in den Mittelpunkt ſeiner Staaten zurückzukehren.

Die Einnahme von Hesdin endigte den Feldzug dieſes Jahres für die Franzoſen. Sie war um ſo bedeutender, da Hesdin die Bruſtwehr der Picardie war und als ein Erſatz für Tournai angeſehen werden konnte. — Bourbon war es wiederum, der ſeinem König dieſen Vortheil verſchaffte.

An den kriegeriſchen Begebenheiten des folgenden Jahres (1522) nahm er keinen Antheil. Sich nach Moulins zurückziehend, überließ er dem Herzog von Vendome ſeine Rolle, welcher ſie mit mehr Thätigkeit als Erfolg ſpielte. Mit ungeheuren Anſtalten verſuchte Heinrich VIII. die Eroberung der Picardie. Das Heer des Herzogs war kaum ſtark genug, die

wichtigſten Grenzfeſtungen zu beſetzen. Er wandte ſich in ſeiner Verlegenheit an den König, und dieſer befahl la Tremouille und dem Grafen von Guiſe, die Bourgogne und Champagne zu entblößen, um ihm zu Hilfe zu eilen. Beide führten ihm ein Heer von ungefähr 16,000 Mann zu. 4000 blieben ihm davon zu einem fliegenden Lager übrig, nachdem er die Hauptörter beſetzt hatte, und mit dieſer unbedeutenden Mannſchaft ſollte er einem Heere von 40,000 Kriegern die Stirn bieten. Die Engländer und Niederländer fingen indeſſen ihre Operationen mit der Belagerung von Hesdin an. Dieſen Augenblick hatte Vendome ſehnlichſt erwartet, um die zu Dourlers, Montreuil und Terouenne unter ſeinem Commando ſtehenden Generale in Bewegung zu ſetzen. St. Pol, Guiſe und Pontdormi ruhten weder Tag noch Nacht, den Feinden die Zufuhr abzuſchneiden, und ſie im Vorbeigehen anzugreifen. Ein gewiſſer Viez, welchem die Vertheidigung von Hesdin anvertraut war, that ſeine Pflicht. Bald kam es dahin, daß die Alliirten durch Hunger, Entweichung und anſteckende Krankheiten genöthigt waren, die Belagerung von Hesdin aufzugeben; aber ſie zu vertreiben, ſchien unmöglich, vorzüglich weil der König Alles verdarb, ſo oft er ſich in das Spiel miſchte.

In Mailand ging es noch ſchlimmer. Es fehlte dem Nachfolger des Connetable weder an Einſichten noch an Muth; aber durch ſeine Grauſamkeit und ſeine Erpreſſungen verdarb er Alles, und verlor zuletzt nicht nur Mailand, ſondern auch Genua. — Die Niederlande waren dem König preisgegeben. Hier hätte er ſich für ſeine Verluſte entſchädigen können, wenn es ihm nicht ſo ſehr an Kräften gefehlt hätte, oder wenn er im Stande geweſen wäre, die vorhandenen beſſer zu leiten; vorzüglich wenn er, anſtatt den Connetable zu unterdrücken und ſeines Eigenthums zu berauben, ſein Unrecht zu vergüten bemüht geweſen wäre.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo ſich Bourbons Schickſal entſcheiden mußte. Louiſe von Savoyen erwartete, daß ſein Stolz nach ſo viel Kränkungen nachgiebiger ſein würde, und wollte nun den letzten Verſuch machen, den ehemaligen Liebling ihres Herzens für immer an ſich zu feſſeln, oder ſich auf ewig von ihm trennen. Der Herzog hatte angefangen, ſich um die Hand der zweiten Tochter Ludwigs XII. zu bewerben, und wurde nicht nur von der Königin, ſondern ſogar von dem König dazu aufgemuntert, während die Prinzeſſin ſelbſt ſehr geneigt war, das Schickſal eines Mannes zu theilen, der, wenn gleich gegenwärtig unglücklich,

doch nicht aufgehört hatte, ein Gegenstand der Achtung zu sein. Diese Verbindung konnte indessen nie zu Stande kommen, wenn die Mutter des Königs ihre Einwilligung versagte; und da sie selbst seine Gemahlin zu werden wünschte, so traute sie ihm Verstand genug zu, das Bessere von dem Schlechteren zu unterscheiden. In dieser Absicht schickte sie den Grafen von St. Pol an ihn ab, und ließ ihn bitten: es verzeihlich zu finden, daß sie ihre Ansprüche auf seine Besitzungen vor Gericht geltend machte. Ihre Absicht sei indessen gar nicht, ihn durch einen Prozeß um den Mißbrauch derselben zu bringen, sondern blos die Rechte ihrer Erben in's Klare zu setzen.

Uebrigens überließ sie ihm die Wahl des Tribunals. — Die Absicht dieser Sendung sprang sogleich in die Augen, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete Bourbon mit Trockenheit und Ruhe: Zu sehr von seinem Rechte überzeugt, fürchte er kein Tribunal. Das Parlament möge entscheiden. Wenn gesunder Menschenverstand und Rechtschaffenheit bei den Mitgliedern desselben anzutreffen wären, so könne er nie verlieren.

Der Graf von St. Pol war über diese Erklärung nicht wenig verlegen. Die übrigen Freunde des Herzogs vereinigten sich mit ihm, um den Herzog auf die Folgen derselben aufmerksam zu machen. Die Absicht der Herzogin, meinten sie, wäre nicht zu verkennen; sie wolle ihn blos bewegen, sich um ihre Hand zu bewerben. Bourbon schwieg eine längere Zeit. Stolz und strenge bat er endlich, nicht länger in ihn zu dringen. Mein Ehre, fügte er hinzu, ist mir zu lieb, um mein Bett mit einem sittenlosen Weibe zu theilen.

Diese Hartnäckigkeit des Herzogs, vielleicht auch die Schwatzhaftigkeit eines seiner Freunde, der diese Aeußerung hinterbrachte, empörten Louisen auf's Aeußerste, so daß sie beschloß, ihre angeblichen Rechte mit der größten Strenge zu verfolgen. Sie war als Enkelin Karls I., Herzogs von Bourbon erbberechtigt; aber nur auf den Fall, daß eine weibliche Succession stattfinden konnte. Diese war indessen unerhört in der Familie der Bourbons. Kein anderer Beleg war vorhanden, als der, welchen Ludwig XII. aus Freundschaft für den Herzog Peter zu Gunsten seiner Tochter Susanne gegeben hatte; ein Beleg, dessen Gültigkeit kaum zur Sprache konnte gebracht werden, da bisher dadurch nichts entschieden war. Unter solchen Umständen blieb ihr nichts Anderes übrig, als ihre Zuflucht zu den Subtilitäten

des Rechts zu nehmen, und die Macht ihres Sohnes (welche immer die ihrige war) zu Hilfe zu rufen, im Fall ſie mit jenen nicht ausreichen ſollte. —

Den 11. Auguſt des Jahres 1521 wurde endlich dieſer Prozeß bei dem Parlamente eingeleitet. Vor den Schranken erſchienen die Mutter des Königs und der König ſelbſt als Partei von der einen, und der Herzog von Bourbon und Anna von Frankreich als Partei von der anderen Seite. Groß war dies Schauſpiel; aber auf keine von den dabei intereſſirten Perſonen waren die Augen der Zuſchauer mehr gerichtet, als auf die verwitwete Herzogin von Bourbon, welche mit aller Würde einer Frau, die ſich ihrer Dienſte um den Staat bewußt war, für ihren Schwiegerſohn eben das ſaliſche Geſetz geltend zu machen kam, welches ſie von dem franzöſiſchen Throne ausgeſchloſſen hatte. Der Gegenſtand des Prozeſſes ſelbſt konnte ſchwerlich größer ſein, da jetzt entſchieden werden ſollte, wem, den Rechten nach, die Herzogthümer Bourbon und Auvergne, die Gebiete von Marche, Forez, Beaujolois, die Souverainetät von Dombes, die Grafſchaft Clermont-Beauvoiſis, das Herzogthum Chatellerault und eine Menge kleinerer Beſitzungen zugehörten. Auch nahm ganz Frankreich den lebhafteſten Antheil an dieſem Prozeſſe; und wenn es gleich bekannt war, daß der Kanzler für die Herzogin von Savoyen ſtimmen würde, ſo kam es noch immer darauf an, wie das Parlament entſchied. Die geſchickteſten Advokaten waren gewählt, die Sache der ſtreitenden Parteien zu führen. Ihre Namen ſind auf die Nachwelt gekommen, ob ſie gleich dieſe Ehre mehr der Wichtigkeit des Prozeſſes, als der Kunſt verdanken, womit ſie denſelben führten. Ein gewiſſer Poyet ſprach für die Herzogin von Savoyen, und ein gewiſſer Montholon für den Herzog von Bourbon.

Poyet trat zuerſt auf. Er vertheidigte die Rechte ſeiner Klientin, als nächſten Verwandtin und eben daher rechtmäßigen Erbin der verſtorbenen Herzogin von Bourbon. Sein Vortrag war ein Gewebe von Falſchheiten und Sophiſtereien, welches nur verwirren, aber nicht überzeugen konnte. Nach ihm trat Montholon auf. Er gründete das Recht des Herzogs von Bourbon auf das ſaliſche Geſetz, wovon er bewies, daß es ſeit den früheſten Zeiten in der Familie wäre beobachtet worden, und ſprach mit ſo viel Klarheit, Beſtimmtheit und Wärme, daß er den allgemeinſten Beifall erhielt, die Richter überraſchte und den Kanzler in die größte Verlegenheit brachte.

Ehe es zur Entscheidung kam, starb Anna von Frankreich. Der Kummer über den Verlust ihrer Tochter und ihrer Enkel nagte mit dem Alter an ihrem Leben, als die Gefahr ihres geliebten Zöglings und Schwiegersohnes sie noch einmal beseelte. Mit ihrem letzten Hauche vertheidigte sie seine Rechte, und setzte ihn vor ihrem Tode zum Erben des großen Vermögens ein, welches sie der Freigebigkeit Ludwigs XI. und der Erkenntlichkeit Karls VIII. verdankte.

Dieser Tod gab dem Kanzler neue Waffen, und da er nicht unmittelbar wirken konnte, so gebrauchte er eine von seinen Creaturen, dem Prozeß eine andere Wendung zu geben. Dies war der General-Advokat Lizet, welcher bewies, daß Poyet und Montholon sich um Ziegenwolle zankten, weil weder der Herzogin von Savoyen, noch dem Herzoge von Bourbon die Succession des Hauses Bourbon zufallen könne, sondern ausschließend dem Könige. Zuvörderst bestand er auf der Zurückgabe der Grafschaft la Marche, und der Herrschaft Montaigne in Combraille an die Krone. Sie waren die dem unglücklichen Herzog von Nemours abgenommene Beute, welche Ludwig XI. dem Herrn von Beaujeu und seiner Gemahlin geschenkt hatte. Der Herr von Beaujeu hatte sie zwar als Herzog von Bourbon den natürlichen Erben des Herzogs von Nemours bezahlt; aber gleichwohl erklärte das Parlament, Anna von Frankreich habe nicht das Recht gehabt, darüber zu verfügen, und so wurden sie ohne Umstände dem König zugesprochen, welcher sie auf der Stelle an seine Mutter verschenkte. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, drang Lizet auf die Zurückgabe der Auvergne, indem er behauptete, daß dies Herzogthum als Apanage des Herzogs von Berry nach dem Tode dieses Fürsten an den König hätte zurückfallen müssen; daß zwar seine Tochter Marie von Berry als Herzogin von Bourbon theils durch List, theils durch Gewalt dies reiche Gebiet für die Familie ihres Gemahls zu erhalten gewußt hätte, daß aber ungeachtet der Bestätigungen Karls VI. und VII., die unverjährbaren Rechte der Krone nicht geschmälert werden könnten. In Hinsicht des Herzogthums Bourbon, der Grafschaft Clermont und der übrigen Besitzungen der Familie behauptete er, daß ein so einsichtsvoller König als Ludwig XI. seine Tochter mit keinem jüngeren Sohne aus dem Hause Bourbon vermählt haben würde, wenn er keine Vortheile für die Krone dabei beabsichtigt hätte. In Ludwigs XII. Gewalt hätte es gestanden, nach Peters Tode alle diese Besitzungen an sich zu nehmen. Er habe

[illegible] aus Interesse für Julianen war gestorben und nach seinem Tode [illegible] in Savoyen [illegible] in [illegible] Hinsicht und dem Verlangen brauche den Sohn für seine Regierung [illegible].

Da Gemahl wurde [illegible] den Prinzen, [illegible] welcher auf einer glänzenden Versammlung des Landes mit der Herzogin von Savoyen, welche [illegible] gewöhnlich war von allen als der Prinzessin erwählte, wenn sie nur [illegible] den Herzog gebaren würde. Monsieur war und reisete auf und widerlegte alle den Spaniern mit [illegible] in die Grundsätzlichkeit und Beständigkeit zum Vorteil des Hauses von Savoyen oder Alles, was er selbst wurde seine Regierungsmaximen. Um seine Ehre wenigstens zum Teil zu retten, erklärte das Parlament dann, daß die Gemeinden Partei von der Staatsregierung [illegible] und es zu seiner Entscheidung der Sache in seine Hände [illegible] wollte. In dem Staatsrecht entschieden die Herzogin von Savoyen und der Kanzler.

Ein Kanzlerswechsel war noch [illegible] in Hand der [illegible] Ludwigs XI. Die Herzogin [illegible] für [illegible] von Kanzlers Interesse war. Sie hatte in [illegible] Lavirung für ihn nur [illegible] [illegible] für sich nicht [illegible] das Schicksal eines Mannes zu [illegible], von dessen Gnade sie in [illegible] Hand.

Von der [illegible] Ludwigs hatte der Herzog von Orleans nur [illegible] Kanzler, der [illegible] Herzog [illegible] machte [illegible] seinem Verhältnisse [illegible] Herzog. Louise von Savoyen war durch die Politik des Hofes [illegible] durch seine Schuld [illegible]. Der [illegible] Herzog von Savoyen hatte [illegible] so [illegible] ausschließlich, daß man ihr nur mit [illegible] Gründen [illegible] und der König hatte ihr [illegible] Thaler [illegible]. Die Summe [illegible] [illegible] Verlegenheit und [illegible] ihre Finanzen; aber [illegible] einer [illegible] Lage [illegible] so [illegible] [illegible] Hand in Ordnung für gut, für [illegible] sie [illegible] nahmen um Louise's Unternehmen [illegible] zu machen, [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] Bourbons [illegible] war. Der Finanzminister wagte es nicht, die Forderung der Herzogin zurückzuweisen, und der [illegible] Kanzler [illegible] der Unterschrift seiner Namen nicht eher, als bis [illegible] [illegible] und Louise von Savoyen [illegible] waren. Der Hof von [illegible] in [illegible] [illegible] bei der König ihm eine Audienz [illegible], [illegible] seine Schwester Margarete Gemahl [illegible] es nicht, ihre [illegible] zu sehen. Kaum [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Herzog [illegible] seinen [illegible] in das Zimmer des Königs. Franz

wandte ihm den Rücken zu. Warum vermeiden Sie mich, Sire? fragte Lautrec entschlossen. Weil Ihr mir Mailand verloren habt, antwortete der König. Nicht ich, Sire, erwiderte der Marschall, Sie selbst haben es verloren. Zugleich schilderte er die unsäglichen Leiden der Armee. Wie? fragte der König, habt Ihr denn nicht die angewiesene Summe erhalten? Die Antwort des Generals setzte den König in Erstaunen. Man ließ den Finanzminister kommen. Der ehrwürdige Semblanzai gestand die Wahrheit. Wüthend eilte der König zu seiner Mutter und überschüttete sie mit Vorwürfen. Die Summe, die ich erhalten habe, antwortete sie, war ein Depot, das ich dem Finanzminister anvertraut hatte. Zitternd suchte sich der Greis zu rechtfertigen. Seine Verwirrung sprach gegen ihn. — Der König glaubte seiner Mutter, und ein schimpflicher Tod belohnte Semblanzai's fünfzigjährige Dienste.

Diese tragische Entwickelung trug nicht wenig dazu bei, daß Bourbons Entschluß, das Joch eines Königs abzuschütteln, welcher blindlings seiner Mutter folgte, zur That reifte.

Seit der Einnahme von Hesdin hatte er die Bekanntschaft der Gräfin Roeux gemacht, und mehrere ihr geleistete Dienste hatten ihm ihre Freundschaft erworben. Die Gräfin stand durch ihren Sohn in Verbindung mit Karl V. Bourbon schüttete seinen Kummer in ihren Busen aus, und bat sie, den Kaiser damit bekannt zu machen.

Karl wußte, wie ganz Europa, was dem Herzog von Bourbon bevorstand, und freute sich heimlich über die Unbesonnenheit seines Nebenbuhlers, daß er den größten seiner Generale zu eben der Zeit unterdrücken ließ, wo er seines Beistandes am meisten bedurfte. Seine Freude war sehr erhöht, als er durch die Gräfin Roeux erfuhr, daß Bourbon fähig sei, sich zu rächen. Er gab sich sogleich das Ansehen, als ob das Schicksal eines so nahen Verwandten ihm zu Herzen gehe, und stachelte seinen Ehrgeiz durch Verheißungen, indem er seinen Verdruß durch Mitleid vermehrte. —

Adrien de Croix, Herr von Beauvain, Sohn der Gräfin Roeux, erhielt bald darauf den Auftrag, das angefangene Werk zu vollenden. — Gewandt, einschmeichelnd, keck und voll Geistesgegenwart, war er recht eigentlich für dieses Geschäft gemacht. Um den Herzog aufzufinden, mußte er den größten Theil von Frankreich durchreisen. Um nicht erkannt zu werden, reis'te er nur Nachts und in Lumpen gehüllt. Glücklich kam

er zu Chantelle an, und ſogleich nahmen die Unterhandlungen ihren Anfang.

Weit entfernt, ſich als Bettler zu fühlen, machte Bourbon ſich anheiſchig, die Waffen gegen ſeinen König zu ergreifen, wenn ihm der Kaiſer ſeine Schweſter, die verwitwete Königin von Portugal, zur Gemahlin geben, und ihr die Erbfolge Oeſterreichs auf den Fall zuſichern wolle, daß Er und der Erzherzog, ſein Bruder, ohne männliche Erben ſtürben. Eleonore brachte dem Herzoge eine Mitgift von 20,000 Thalern jährlicher Einkünfte, und außer einem Schmuck, deſſen Werth auf 600,000 Thaler angegeben wurde, ein baares Vermögen von 200,000 Thalern. Dagegen vermachte ihr der Herzog die Herrſchaft Beaujolois zum Witwenſitz, trat der Off- und Defenſiv-Allianz des Kaiſers und des Königs von England bei, und theilte ſich, wenn ihr Unternehmen gelang, mit ihnen in die franzöſiſche Monarchie.

Karl machte ſich verbindlich, von der Seite der Pyrenäen mit 18,000 Mann ſpaniſcher Infanterie, 10,000 Deutſchen, 2000 Mann ſchwerer und 4000 Mann leichter Cavallerie in Frankreich einzufallen. Der König von England ſollte mit 15,000 Mann Infanterie und 5000 Cavallerie in die Picardie einrücken, und zu dieſer Armee ſollten noch 3000 Landsknechte und 3000 Mann Cavallerie ſtoßen, welche die Erzherzogin ſich anheiſchig machte, von den Niederlanden aus nach Frankreich marſchiren zu laſſen. Der Connetable verſprach, 300 Mann Gensd'armerie und 5000 Mann Infanterie in Bereitſchaft zu halten, um von Frankreichs Mitte aus die Eroberung zu erleichtern. Dieſer Traktat wurde indeſſen nicht ſchriftlich abgefaßt, weil der Connetable, wie die franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber verſichern, kein bleibendes Denkmal ſeines Abfalls auf die Nachwelt kommen laſſen wollte.

Bourbons Blicke waren zu ſehr durch die Rache geblendet, als daß er nur einen Augenblick an dem glücklichen Erfolge einer ſolchen Allianz hätte zweifeln ſollen. Sein Herz war ſo voll von ſeinem Vorhaben, daß er ſich nicht enthalten konnte, es ſeinen vertrauteſten Freunden mitzutheilen. An ihrer Spitze ſtand der Graf von Vallier. Der Connetable führte ihn in ſein Kabinet, ließ ihn auf ein Kruzifix ſchwören, daß er [illegible] nicht verrathen wolle, und vertraute ihm darauf ſein Geheimniß. [illegible]. Vallier gerieth außer ſich vor Erſtaunen. Herzog, Sie machen ſich unglücklich, rief er im Vorgefühl. Bourbon lächelte. Beauvais kommt dieſen Abend

zu mir, antwortete er, bleib bei mir, und du wirſt dich überzeugen, daß von keinem Unglück die Rede iſt. St. Vallier wohnte der Unterredung bei, und ging nach Mitternacht betrübt auf ſein Zimmer zurück. Den folgenden Morgen fand er ſich von Neuem bei dem Herzoge ein. Aus allen ſeinen Mienen leuchtete die ernſte Freundſchaft hervor, welche den Geliebten von dem Rande des Verderbens zurückzuziehen wünſcht. Bourbon ſtand erwartend da. In einer erſchütternden Rede ſtellte er ihm ſein Unrecht vor. Der Connetable wurde bis zu Thränen gerührt. St. Vallier benutzte dieſen Augenblick, ihn in ſeine Arme zu ſchließen und ihm das Verſprechen abzutrotzen, daß er ſeinen Entwürfen entſagen wolle; aber dieſe Bekehrung war von kurzer Dauer. Ein Blick auf ſeine gegenwärtige Lage, und ein anderer in die glänzendſte Zukunft geworfen, riefen ſeine vorige Entſchloſſenheit zurück. Er ſprach über die unvermeidliche Nothwendigkeit ſeines Abfalls, und St. Vallier vergaß ſein Pathos ſo ſehr, daß er ſich zuletzt mit freundſchaftlicher Inconſequenz zum Unterhändler gebrauchen ließ.

Um eben dieſe Zeit ſchien Franz I. zum Gefühl ſeiner Pflichten zu erwachen. Wenigſtens wünſchte er Mailand wieder zu erobern. Er ſelbſt wollte über die Alpen gehen, und um die Triumphe, welche er ſich verſprach, nicht mit dem Connetable theilen zu dürfen, beſchloß er vorläufig, ihn als General-Lieutenant des Königreichs zurückzulaſſen. Dies war mehr, als Bourbon ſich zu wünſchen erlaubte. Er durfte nur die Ankunft des Königs in Mailand abwarten, um die Maske fallen zu laſſen, und während der Kaiſer in Guienne und Languedoc, und der König von England in die Normandie und Picardie einfielen, ſich mit einem mäßigen Corps nach den Alpen begeben, um den König für immer von Frankreich abzuſchneiden.

Unglücklicher Weiſe für ihn hatten ſeine Vertrauten nicht geſchwiegen. Der König erfuhr ſeine geheimen Zuſammenkünfte mit Beauvain. Mehr bedurfte es nicht, um das Schlimmſte von einem Gemißhandelten zu erwarten, den er als einen Mann von Geiſt und Charakter kannte. Um jedem Unheil zuvorzukommen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Herzog mit nach Italien zu nehmen. Er kündigte ihm dies an. Es war ein Donnerſchlag für Bourbon; aber er beſann ſich und meldete dem König, daß er gehorchen würde.

Die Zurüſtungen zu dem nahen Feldzuge wurden mit der größten

Lebhaftigkeit betrieben; ehe ſich indeſſen das Heer in Bewegung ſetzte, wurde Bourbon krank. Das Gerücht von ſeiner Unpäßlichkeit verbreitete ſich, ohne Glauben zu finden; und als er bald darauf um die Erlaubniß bat, in Frankreich zurückbleiben zu dürfen, ſtieg der Argwohn ſo hoch, daß der König es für der Mühe werth hielt, ſelbſt nach Moulins zu gehen, um ſich von ſeinem Befinden zu unterrichten. Der Augenſchein bewies, daß der Connetable wirklich litt, und Franz wurde durch ſeinen Anblick ſo gerührt, daß er ihn bat, keinem Kummer Raum zu geben. „Wie unangenehm Ihnen auch der Prozeß ſein mag, ſagte er, in welchen Sie verwickelt ſind, ſo fürchten Sie die Folgen des Endurtheils nicht. Wie es auch ausfallen möge, ich werde Sie in Ihren Beſitzungen zu erhalten wiſſen.“ Dann kam der König zu dem Hauptpunkte. „Man hat mir geſagt, fing er an, daß Sie geheime Verbindungen mit dem Kaiſer unterhalten. Er will Ihren Kummer benutzen, um Sie zum Abfall zu bewegen. Trauen Sie nicht.“

Die Probe war hart; aber mit eben ſo viel ſcheinbarer Freimüthigkeit, als ihm der König bewieſen hatte, erwiderte Bourbon: Wahr ſei es, daß der Kaiſer, von ſeiner unglücklichen Lage unterrichtet, Beauvain an ihn abgeſchickt habe, um ihm, außer einem Aſyl, ein ſeinem Range angemeſſenes Glück in ſeinen Staaten anzubieten; aber er wiſſe dergleichen Höflichkeiten zu ſchätzen. Er habe dies Geheimniß für ſich behalten wollen, bis der König auf ſeinem Marſche nach Italien in Moulins eintreffen würde; da er jetzt ſehe, daß ihm das Gerücht zuvorgeeilt ſei, ſo ſchätze er ſich glücklich, in dem König ſo viel Vertrauen zu ſeiner Rechtlichkeit anzutreffen. Franz fragte hierauf: Ob er ihn nach Italien begleiten würde. Nicht blos bis nach Italien, Sire! antwortete der Herzog, ſondern bis an's Ende der Welt, wenn Sie es verlangen. Die Aerzte verſichern, daß ich nach wenigen Tagen hinlänglich wieder hergeſtellt ſein werde, um die Sänfte ertragen zu können.

Der König war ſo hingeriſſen von dieſer Unterredung, daß kein Verdacht in ſeiner Seele zurückblieb; und als man ihn bereden wollte, ſich eines Mannes zu verſichern, der ſo verdächtig wäre, und ſo gefährlich werden könnte, begnügte er ſich damit, ſich ein ſchriftliches Verſprechen von dem Herzog geben zu laſſen, daß er ihm treu bleiben wolle.

Ein Federzug, wodurch die Sequeſtration der Güter des Connetable aufgehoben wurde, konnte allem Unheil zuvorkommen. — Der Herzog

erwartete dergleichen nach ſo günſtigen Erklärungen des Königs; da es aber nicht erfolgte, ſo blieb ihm nichts Anderes übrig, als aller neuen Hinderniſſe ungeachtet, auf die Ausführung ſeiner Entwürfe zu denken. —

Ehe Franz den Connetable verließ, ſtellte er ihm einen gewiſſen Herrn von Warty vor, der bei ihm zurückbleiben ſollte, um ihm Nachricht von ſeinem Befinden zu geben. Die wahre Beſtimmung dieſes Mannes war keinen Augenblick zweifelhaft. Um den läſtigen Aufſeher hinzuhalten, ſtellte ſich der Connetable, als könne er ſich nur ſehr allmählig erholen. — Endlich ſchickte er ihn an den König mit der Nachricht ab, daß er ſeinen Marſch in Kurzem antreten würde. Die Vorausſetzung war, daß der lebhafte Franz, welcher nur auf die Wiederherſtellung Bourbons zu warten ſchien, um nach Italien zu gehen, ſogleich aufbrechen ſollte; aber weit entfernt, in dieſe Schlinge zu fallen, beſtand der König darauf, daß er ihn zu Lyon erwarten wolle, und ſchickte Warty an ihn zurück, um ihn in Gang zu bringen.

Unter ſolchen Umſtänden blieb dem Connetable nichts Anderes übrig, als die Miene des Gehorſams anzunehmen. Er brach mit ſeinem ganzen Haushalte auf. In kleinen Tagereiſen näherte er ſich Lyon, und kam, von Warty begleitet, bis nach la Palice. Hier mußte ihn eine Liſt von ſeinem Aufſeher befreien, wenn er nicht alle ſeine Entwürfe aufgeben ſollte. Er ſtellte ſich, als ob er ordentlich krank geworden wäre. Ein lautes Getümmel im Gaſthofe mußte Warty wecken; und als er ſich nach der Urſache deſſelben erkundigte, antwortete man ihm mit lautem Wehklagen: Der Herzog ſei dem Tode nahe. Warty wünſchte ihn zu ſehen, und wurde ſogleich in ſein Zimmer geführt. Sie ſehen, ſagte Bourbon mit matter Stimme, wie traurig es um mich ſteht. Die Aerzte bringen darauf, daß ich die Luft meines Geburtsortes athmen ſoll; aber ich rechne wenig auf ihre Wirkſamkeit. Gehen Sie indeſſen zu dem König zurück, und ſagen Sie ihm, wie leid es mir thut, daß ich ihn nicht begleiten kann. — Warty war genöthigt, abzureiſen, ohne eigentlich betrogen zu ſein. —

Unmittelbar nach ſeiner Entfernung ſchwang ſich der Sterbende zu Pferde, und eilte ſpornſtreichs nach Chantelle, einer an den Grenzen von Bourbonnois und Auvergne gelegenen Feſtung. Gleich nach ſeiner Ankunft wurden Vertheidigungsanſtalten gemacht. Der Connetable war noch damit

beſchäftigt, als der unermüdliche Warty von Neuem mit Briefen von dem König erſchien. Es mußte endlich zu Erklärungen kommen. „Ich wußte, ſagte der Herzog, daß man meiner Freiheit nachſtellte. Darum hab' ich dieſen Schritt gethan, der mir vielleicht das Leben koſten wird. Aber endlich müſſen die Verleumdungen widerlegt werden, welche man auf meine Koſten verbreitet. Vor dem Baſtard von Savoyen und dem Marſchall von Chabannes will ich mich rechtfertigen. Ich erwarte ſie hier, und werde mich vor ihrer Ankunft nicht aus Chantelle entfernen." — Wo wollten Sie auch hin? erwiderte Warty. Entfliehen können Sie nicht. Alle Ausgänge des Königreiches ſind beſetzt. — Ich habe nie entfliehen wollen, ſagte der Herzog. Da, bringen Sie dieſe Briefe an den König, den Baſtard von Savoyen und Chabannes! Warty weigerte ſich, weil er Befehl hatte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Thun Sie, was ich Ihnen befehle, ſagte Bourbon mit ſtolzer Miene, und Warty zauderte nicht länger.

Durch den Rückzug nach Chantelle war des Herzogs Abfall entſchieden. Der Treuloſe! ſagte der König, als er davon unterrichtet wurde, meine Güte hätte ihn zermalmen ſollen. So ſterbe er denn, weil er nicht anders will. Und hierauf erfolgte ein Befehl an den Marſchall Chabannes und den Baſtard von Savoyen, ihn an der Spitze von vier Compagnieen Gensd'armerie aufzuſuchen, und lebendig oder todt herbeizuführen.

Von allen Seiten von den Truppen des Königs umringt, blieb dem Herzog nichts Anderes übrig, als entweder mit den Waffen in den Händen zu ſterben, oder ſich durch die Flucht zu retten. Man rieth ihm, ſich bis zur Ankunft ſeiner Verbündeten in Chantelle zu vertheidigen; allein er verwarf dieſen Rath als unſinnig. Nach Chantelle war er blos gegangen, um ſich zu ſammeln, und ſobald er zu ſich ſelbſt gekommen war, reclamirte er ſeine Beſitzungen, und hatte den Muth zu ſagen, daß ſeine Treue unauflöslich daran gebunden ſei, und daß, wenn man fortführe, ihm Unrecht zu thun, ihm nichts weiter übrig bleibe, als alle Bande zu zerreißen, welche ihn bisher an Frankreich und den König gebunden hätten. Zugleich beſtand er auf der Ungeſtraftheit derjenigen, welche Theil an ſeiner ſogenannten Verſchwörung hätten.

Der Biſchof von Autun übernahm die Beſorgung dieſes Schreibens; aber aufgehalten auf ſeiner Reiſe nach Lyon, hatte er ſich kaum über die Abſicht ſeiner Sendung erklärt, als man ſich ſeiner Papiere bemächtigte,

und ihn in einen Kerker warf. Die Papiere wurden dem Könige eingehändigt. Die kühne Sprache des Unterthan beleidigte den Stolz des Monarchen, die Wahrheit den Menschen, der um so entschlossener zu hassen anfing, je mehr das Unrecht auf seiner Seite war. Die näheren Umstände der Verschwörung, welche jetzt bekannter zu werden anfingen, trugen nicht wenig bei, diesen Haß zu entflammen.

Um seine Entwürfe in's Werk zu setzen, bedurfte der Connetable die Unterstützung seiner Freunde. Zwei Edelleute aus der Normandie, Namens Matignon und Arouges, schienen ihm mehr als alle Uebrigen dazu geeignet. In der Familie der Bourbons erzogen, und durch tausend Wohlthaten an dieselben gebunden, konnten sie ihm als reiche Gutsbesitzer nur allzu nützlich werden, sobald der König von England gelandet war. Schriftlich forderte er sie auf, sich nach Vendome zu begeben, wo sein Secretair ihnen wichtige Dinge eröffnen würde. Sie verloren keinen Augenblick. Leurcy, dies war der Name des Secretairs, war indessen schon vor ihnen in Vendome angelangt. Er ließ sie auf ein Kruzifix schwören, daß sie nie verrathen wollten, was er ihnen anvertrauen würde, und schilderte ihnen darauf die Frevel der Verwaltung und das Elend des Volkes. „Nicht nur um das ihm widerfahrene Unrecht zu rächen, sondern um sein geliebtes Vaterland von dieser erschöpfenden Unterdrückung zu befreien, sei der Connetable mit dem Kaiser und dem König von England in ein Bündniß getreten. Der glückliche Erfolg desselben sei unausbleiblich. — Mit seinen Freunden wolle er seine Triumphe theilen; dafür aber erwarte er von ihnen, daß sie dem König von England die Mittel erleichterten, in der Normandie einzufallen." Leurcy sprach mit so viel Eifer, daß er die Abneigung Matignons und Arouges nicht bemerkte. Beide fanden ihn mit halben Versprechungen ab, und eilten in ihre Heimath zurück. Reiflichere Ueberlegung zeigte ihnen die Mißlichkeit des Unternehmens. Ihre Furcht erwachte. Erkenntlichkeit und Freundschaft behaupteten ihre Rechte nicht lange. Ihre Besorgnisse in den Mantel des Patriotismus hüllend, gingen sie zu einem Priester, dem sie die Frage vorlegten, ob ein Eid verbindende Kraft haben könne, wenn es möglich wäre, durch Entsagung desselben den Staat zu retten? Die Antwort des Priesters fiel ihren Wünschen gemäß aus. Sie baten ihn hierauf, den Groß-Seneschall der Normandie in ihrem Namen zu warnen. Breze, dies war sein Name, unterrichtete sogleich die Regentin. Louise verlangte die beiden Edelleute

zu ſehen. Alle Zweifel verſchwanden über eine ſolche Aufforderung. Sie eilten zu ihr. Der Kanzler du Prat freute ſich herzlich, zwei Zeugen gegen ſeinen Feind auftreten laſſen zu können, und Franz wurde von dem ganzen Hergange unterrichtet.

Schlag auf Schlag erfuhr der Connetable, welcher ſich noch immer zu Chantelle aufhielt, die Verhaftnehmung des Biſchofs von Autun, die Verrätherei Matignons und Arcuges, und die Abſendung des Baſtards von Savoyen und des Marſchalls von Chabannes, ihn lebendig oder todt in die Hände des Königs zu liefern. Flucht war unter dieſen Umſtänden das einzige Rettungsmittel; aber wie aus dem Mittelpunkte des Königreichs entkommen, wo Tauſende den Auftrag hatten, ihn gefangen zu nehmen? Seine Geiſtesgegenwart ſagte ihm, daß er ſich nicht anders retten könne, als mitten durch das franzöſiſche Heer, wo man ihn am wenigſten erwarten würde, und daß folglich ſein Weg durch das Delphinat und Savoyen gehen müſſe.

Dieſem Entſchluſſe gemäß verließ er Chantelle und nahm ſeinen Weg nach Herment, einer kleinen Stadt in Auvergne. Der größte Theil ſeiner Dienerſchaft begleitete ihn; da aber dieſer Zug allzu glänzend war, um nicht Aufſehen zu erregen, ſo trennte er ſich von ihnen, und ſetzte ſeine Reiſe an Pomperants Seite fort, auf deſſen Muth und Gewandtheit er ſich verlaſſen konnte. Verfolgt von Franz I., hatte ſich dieſer junge Mann in den Schutz des Herzogs begeben. Er und ein gewiſſer Chiſſai zeichneten ſich eine Zeit lang am Hofe des Königs durch Geſtalt und Sitten aus. Sie waren Freunde, bis der Zufall ſie zu Nebenbuhlern machte. Als Günſtling des Königs forderte Chiſſai Entſagung, und als Pomperant die Zärtlichkeit der Geliebten der Freundſchaft des Günſtlings vorzog, kam es zu einem Zweikampfe, in welchem Chiſſai blieb. Der König nahm ſich ſeiner an, und ſeine Verfolgungen hatten Pomperant dahin gebracht, das Königreich zu verlaſſen, als er den Schutz der verwitweten Herzogin von Bourbon fand. Sie empfahl ihn dem Herzoge, der ſich ſeiner annahm, ohne ihn vorher gekannt zu haben. Pomperant verließ ihn von dieſem Augenblicke an nicht, und als ihn der Herzog mit ſeinem Entſchluſſe bekannt machte, das Königreich zu verlaſſen, war er ſogleich erbötig, ihm zu folgen, indem er weinend ſagte: Zwiſchen der Furcht, Alles zu verlieren, und der Schande, undankbar zu werden, müſſe ein rechtlicher Mann keinen Augenblick in Verlegenheit ſein.

Sie kamen in Herment an und blieben unbekannt. Zur größeren Vorsicht ließ der Herzog, auf den Rath seines Stallmeisters Arnauld, die Hufeisen ihrer Pferde verkehrt anlegen, und gab sich für Pomperants Bedienten aus. Er reis'te hierauf nur des Nachts, und ruhte bei Tage in den Schlössern derjenigen Edelleute aus, auf deren Ergebenheit er rechnen konnte. Ueberall fand er Emissarien. Um ihnen zu entgehen, verlor er sich in die Gebirge von Auvergne und Gevaudan, und kam, Vienne gegenüber, an die Ufer der Rhone. Bei der Ueberfahrt stiegen zwölf Soldaten mit in die Fähre. Mehrere von ihnen erkannten Pomperant; glücklicherweise aber waren sie nicht von Bourbons Flucht belehrt. Jenseits des Flusses nahm er seinen Weg nach Grenoble. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war hier größer, als er geglaubt hatte. Um sicher zu gehen, verließ er die Heerstraße und eilte in die Wälder des Gebietes von Vienne. Lange war er umhergeirrt, als er von Kummer und Beschwerden ermattet, das Schloß von Nanti erblickte. Er näherte sich demselben, und eine alte Dame nahm ihn gastfreundlich auf. Sie saßen noch bei Tische, als ein benachbarter Edelmann erschien und mit großer Unbefangenheit erzählte, daß er eine Viertelstunde von Nanti auf ein Commando gestoßen sei, welches den Herzog von Bourbon aufsuche, der sich in dieser Gegend verborgen halten solle. Gleich nach aufgehobener Tafel warfen sich die Flüchtlinge von Neuem auf die Pferde, ritten die ganze Nacht durch Gebirge, und blieben den folgenden Tag, um ihren Pferden einige Erholung zu gönnen, in einer Art von Einöde. Hierauf nahmen sie ihren Weg nach Chambery. Die Gefahr, entdeckt zu werden, bewog sie noch einmal, nach dem Rhoneflusse umzukehren. Acht Meilen jenseits Lyon passirte ihn endlich der Connetable, und kam glücklich zu St. Claude in der Franche-Comté an, wo der Cardinal von la Baume ihm mit einer Bedeckung entgegenkam, um ihn nach Besançon zu begleiten.

In Sicherheit war der Herzog, aber wie? Nur das Leben und einige Kostbarkeiten hatte er gerettet. Mehreren seiner Bedienten war es gelungen, sich durch alle Gefahren durchzustehlen. Sie brachten ihm eine Summe von 100,000 Livres, welche sie in ihre Jaquen genäht hatten; schwache Ueberreste eines ungeheuren Vermögens, wodurch er Königen trotzen konnte.

Kaum hatte Franz erfahren, daß Bourbon allen seinen Nachstellungen entgangen sei, als die Thränen der Herzogin von Lothringen anfingen,

auf ihn zu wirken. Als Schweſter des Connetable hatte ſie nicht aufgehört, für ihn zu bitten; aber das Mitleid konnte in Franzens Herzen nur auf Furcht geimpft werden. Jetzt, wo er ſah, daß Bourbon freien Spielraum hatte, ihm zu ſchaden, ſchickte er einen ſeiner Vertrauten an ihn ab, um ihn für jeden Preis zurückzubringen. Imbaut, dies war der Name des Geſandten, verſprach: Augenblickliche Zurückgabe aller Beſitzungen des Hauſes Bourbon, Befriedigung aller Forderungen an den königlichen Schatz, Auszahlung aller Gehalte und Amneſtie für alle Theilnehmer an der Verſchwörung. Aber der Connetable kannte den ſchwachen König zu gut, um ſich irre machen zu laſſen, und in der feſten Ueberzeugung, daß man dem Verbrechen nicht zugeſtehen würde, was man dem Verdienſte ſo hartnäckig verſagt hatte, weigerte er ſich ſtandhaft, nach Frankreich zurückzukehren. Als Imbaut ſah, daß ſeine Bemühungen vergeblich waren, forderte er den Degen des Connetable und den St. Michaels-Orden zurück. Den erſteren, antwortete Bourbon, hat mir Franz auf dem Marſche nach Valenciennes genommen, und den letzteren wird man unter meinem Bette zu Chantelle finden.

Um keine Zeit zu verlieren, ging der Connetable durch einen Theil von Deutſchland nach Italien. Der großmüthige Herzog Gonzague behandelte ihn bei ſeiner Ankunft in Mantua wie in den Zeiten ſeines beſſeren Glückes, indem er ihm ohne alle beſtimmte Ausſicht auf einen Erſatz diejenigen Summen vorſtreckte, welcher er bedurfte, um ſeinem Stande gemäß vor den kaiſerlichen Generalen zu erſcheinen. Von Mantua ging er nach Placenza. Hier kamen ihm Lannoi, Vicekönig von Neapel, Peskara, der Herzog von Urbino und andere Generale entgegen, um den Operationsplan für den nächſten Feldzug mit ihm zu beſprechen. Bourbons Einſichten ſetzten ſie in Erſtaunen. Er ſelbſt genoß zum erſten Mal das Vergnügen, zu ſehen, daß er auch in der Dürftigkeit durch ſeinen Kopf gebot; aber ungewiß, wie ihn der Kaiſer anſtellen würde, nachdem ſein Schickſal eine ſo unerwartete Wendung genommen hatte, begab er ſich nach Genua, um ſeine Befehle zu erwarten.

Das Parlament inſtruirte indeſſen ſeinen Prozeß. Den Anfang machte man mit den Mitverſchworenen. Nur der Graf St. Vallier wurde zum Tode verdammt. Als die Reihe an das Haupt der Verſchwörung kam, erſchien der König ſelbſt zu einem Lit de Justice, von allen Großen ſeines Reichs begleitet. Der feine Liget bewies dem ver-

ſammelten Hofe, daß die Größe eines ſo notoriſchen Verbrechens alle Formalitäten überflüſſig mache; wolle man indeſſen die hergebrachten Formen beobachten, ſo müßten Häſcher nach Moulins und Lyon geſchickt werden, um den Herzog aufzufordern, ſich vor das Parlament zu ſtellen. Dies geſchah, während Bourbon in Italien die Heere ſeines Königs ſchlug. —

Karl V. verſtand die jedem Regenten nothwendige Kunſt, jede Sache gerade ſo zu nehmen, wie ſie liegt, um jeden Umſtand zu ſeinem Vortheil zu benutzen. So unangenehm ihm auch der Ausgang der Bourbon'ſchen Verſchwörung war, ſo verbarg er doch ſeinen Verdruß; und da von dem mächtigen Fürſten, welchem er ſeine Schweſter zu verſprechen kein Bedenken getragen hatte, nichts weiter übrig geblieben war, als der Mann von Kopf, der ihm in ſeiner Fehde mit Franz I. gute Dienſte leiſten konnte, ſo machte er ihn einſtweilen zu ſeinem General-Lieutenant in Italien. —

Franz hatte die größten Anſtalten zum Feldzuge gemacht; aber in Schrecken geſetzt durch die Entdeckung einer Verſchwörung, welche ſich in dem Herzen ſeines Königreichs ſelbſt entwickelt hatte, wagte er es nicht länger, ſich an die Spitze ſeines Heeres zu ſtellen. Seine Furcht war ſo groß, daß er Bedenken trug, irgend einem der Prinzen das Obercommando anzuvertrauen; ihre nahe Verwandtſchaft mit dem Herzoge von Bourbon machte ſie in den Augen des Königs verdächtig. Dieſen Umſtand benutzte Louiſe von Savoyen, um ihren geliebten Bonnivet zu empfehlen, von welchem ſie gutmüthig genug vorausſetzte, daß er die kaiſerlichen Armeen eben ſo leicht beſiegen würde, als er über den Connetable durch ſeine Ränke triumphirt hatte. Um ihm zu Hilfe zu kommen, wurde ihm der Ritter Bayard mitgegeben, welcher ſich den größten Theil ſeines mühſeligen Lebens in Italien herumgetummelt hatte, und mit einer ausgezeichneten Bravheit keine gemeinen Einſichten in die Kriegskunſt verband.

Gegen das Ende des Herbſtes langten ſie in Italien an. Ein Heer von 40,000 Mann folgte ihnen, und Bonnivet erwartete nichts Geringeres, als an ihrer Spitze den Degen eines Connetable zu erwerben, welcher noch immer nicht vergeben war. Seine erſten Fortſchritte waren eben ſo ſchnell als glücklich. Er eroberte beinahe ganz Mailand, und trieb den Feind über den Ticino zurück. Dieſer Fluß wurde indeſſen die Grenze ſeines Ruhms, indem er den Fehler beging, den Feind zu Athem kommen

zu laſſen, und gleich nach der Ankunft des Herzogs von Genua gewannen die Sachen eine andere Geſtalt.

Er hatte zwar als General-Lieutenant des Kaiſers keine unbeſchränkte Gewalt über die italieniſchen Truppen, indem er das Obercommando mit Lannoi, Peskara und Urbino theilte; aber wie ſehr ihm auch die Hände gebunden waren, ſo wußte er ſich doch durch ſeine Einſichten und ſeinen Charakter ein ſolches Uebergewicht über ſeine Mitgenerale zu verſchaffen, daß ſie ihm auch unverpflichtet gehorchten.

Bonnivet hatte ſich in der Nähe von Biagraſſa verſchanzt, wodurch er Mailand gewiſſermaßen blockirte. Um die Kaiſerlichen von ſich abzuhalten, gebrauchte er einen Theil ſeiner Truppen, benachbarte Poſten zu beſetzen. Der Ritter Bayard erhielt den Auftrag, Rebekko, ein etwas entlegenes Dorf, zu vertheidigen. Hier wurde er von Peskara überfallen. Er machte einen meiſterhaften Rückzug; aber da es ſein erſter war, ſo überhäufte er ſeinen General, der ihn gegen alle ſeine Einwendungen zur Beſetzung dieſes Poſtens gezwungen hatte, mit den bitterſten Vorwürfen, und brachte ihn dadurch ganz aus ſeiner Faſſung.

Bourbon und ſeine Gehilfen ließen ſich nicht einfallen, den Admiral, dies war Bonnivets Titel, in ſeinem auf das Vortheilhafteſte befeſtigten Lager anzugreifen; aber ſie gingen über den Ticino, nahmen ihm Lomellina, die fruchtbarſte Gegend der Lombardei, und zwangen ihn dadurch, ſein Lager zu verlaſſen. Vom Hunger getrieben, ging er über den Ticino zurück und ſchlug ein neues Lager zwiſchen Vigevano und Mortara auf. Hier erwartete er eine Verſtärkung von 6000 Schweizern und 400 Lanzen, welche zuſammen anlangen ſollten. Dieſe Vereinigung zu verhindern, näherte ſich Bourbon den Ufern der Secchia.

Müde, die 400 Lanzen noch länger zu erwarten, welche zu ihnen ſtoßen ſollten, ſetzten ſich die Schweizer in Bewegung und erreichten das Ufer der Secchia. Schon öffnete ſich Bonnivets Herz der Freude, als die Schweizer ganz unerwartet erklärten, ſie wären aus keinem anderen Grunde ohne Cavallerie und unter ſo vielen Gefahren ſo weit vorgedrungen, als um ihre Landsleute dem Hungertode zu entreißen, welchem ſie im franzöſiſchen Heere ausgeſetzt wären. Und kaum hatten dieſe die Fahnen ihrer Nation auf dem entgegengeſetzten Ufer flattern ſehen, als ſie ſich ſchaarenweiſe in den Fluß ſtürzten, um ſich mit den Ihrigen zu vereinigen.

Dieſe Entweichung machte es dem Admiral unmöglich, noch länger

in Italien zu bleiben. Die Aufgabe war, von den Trümmern ſeines furchtbaren Heeres ſo viel zu retten, als er konnte. Die übrigen kaiſerlichen Generale waren damit zufrieden, daß er Mailand verließ; aber Bourbon konnte den Gedanken nicht ertragen, dieſe Gelegenheit zur Rache unbenutzt zu laſſen, und kaum hatte er erfahren, daß Bonnivet zwiſchen Gattinara und Romagnano eine Brücke über die Secchia hatte ſchlagen laſſen, um durch das Thal Aoſta nach Frankreich zurückzukehren, als er ſeinen Mitfeldherren ſo lange zuredete, bis ſie ſich mit ihm zur Verfolgung der Franzoſen verbanden. Nachts ſetzten ſie ſich mit ihm in Marſch. — Mit Tagesanbruch waren ſie in der Nähe von Romagnano. Die Bagage des franzöſiſchen Heeres hatte ſoeben angefangen, die Brücke zu paſſiren. Die Schlacht war unvermeidlich. Tapferer als je, nahm Bonnivet ſeinen Poſten in dem Nachtrab an der Seite des Grafen St. Pol, Bayards, Vaudeneſſe's und anderer Tapferen, welche die allgemeine Noth mit ihm verſöhnt hatte. Gleich zu Anfange des Treffens erhielt der Admiral einen Schuß in den linken Arm. Er commandirte fort, bis ſeine Schwäche durch den ſtarken Blutverluſt ſo überhand nahm, daß er ſich nicht länger zu Pferde halten konnte. In Bayards Hände legte er das Commando und ſetzte ſich in eine Sänfte, um Bourbons Verfolgungen bei Zeiten zu entgehen. Bayard that ſein Aeußerſtes, dem Andrange zu widerſtehen, und ſchon war der größte Theil des franzöſiſchen Heeres über die Brücke gekommen, als er in eben dem Augenblicke, wo er ſie paſſiren wollte, durch eine Kugel, welche ihm die Rückenwirbel zerſchmetterte, tödtlich verwundet wurde. Der Edle wollte ſterben, wie er gelebt hatte. Das Geſicht dem Feinde zugewandt, ließ er ſich jenſeits der Brücke unter einem Baume vom Pferde heben und niederſetzen. Brauſend kam Bourbon angeſprengt, den verhaßten Bonnivet zu ſuchen. Beim Anblicke ſeines alten Freundes hielt er an. —

„Wie ſehr bedauere ich Euch, Bayard!“ rief er aus.

„Nicht ich bin zu bedauern, Prinz,“ antwortete er, „denn ich ſterbe als ein rechtſchaffener Mann; wohl aber Ihr, da Ihr die Waffen gegen Euren König ergriffen habt.“

So erſchütternd dieſe Scene war, ſo konnte Bourbon nicht länger dabei verweilen. Die Rache trieb ihn weiter, bis er erfuhr, daß Bonnivet ſich an der Spitze des Vortrabs befinde.

So wurden die Franzoſen aus Mailand vertrieben. Die Früchte

dieſes Sieges kamen nur dem Kaiſer zu Statten, welcher unumſchränkter Gebieter von Italien wurde. Bourbon gewann nur Ausſichten. Die franzöſiſche Gensd'armerie, dieſe größte Stütze des Thrones, war im ganzen Königreiche zerſtreut und vermöge des ſchlechten Zuſtandes, worin ſie ſich befand, beinahe unbrauchbar geworden. Die Schweizer und die Deutſchen hatten ſich in ihre Heimath zurückgezogen, weil Franz ſie nicht bezahlen konnte. Wenn Bourbon unter dieſen Umſtänden an der Spitze eines Heeres bis nach Lyon vordringen konnte, wie viel ließ ſich davon erwarten! Er theilte ſeinen Plan dem Kaiſer mit, welcher ihn nicht nur billigte, ſondern auch zu unterſtützen verſprach. Der König von England war eben ſo leicht dafür gewonnen. Der Erſtere verſprach dem Herzoge, ihm im Falle des glücklichen Erfolgs, außer ſeinen bisherigen Beſitzungen, die Provence und das Delphinat abzutreten, und ſich mit den Provinzen zu begnügen, welche ſeinen Staaten am nächſten lagen. Der letztere war mit dem Titel eines Königs von Frankreich zufrieden und verſprach dafür eine monatliche Subſidie von 100,000 Dukaten, ſo lange die Fehde dauern würde.

An der Spitze eines Heeres von 18,000 Mann ging Bourbon über die Alpen; aber zum Glücke für Frankreich waren ihm die Hände von allen Seiten gebunden. Der Kaiſer, welcher Herr des mittelländiſchen Meeres zu werden wünſchte, forderte, daß er ſeine Operationen mit der Eroberung von Marſeille anfangen ſollte. Dies war an und für ſich hinreichend, die ganze Unternehmung ſcheitern zu machen. Außerdem aber gab er dem Herzoge den Marquis von Peskara zum heimlichen Aufſeher mit, einen Mann, der, ſeitdem Bourbons Ruhm den ſeinigen in Italien verdunkelt hatte, durch ſeine Eiferſucht mehr als jeder Andere geeignet war, ihn im Zaume zu halten, wenn er den Wünſchen des Kaiſers nicht gemäß handeln oder wohl gar zur Unterthanenpflicht zurückkehren ſollte.

Gleich nach der Ankunft des kaiſerlichen Heeres in Frankreich wurden mehrere kleine Städte der Picardie erobert, mehr um die Begierlichkeit der Soldaten zu reizen, als um dem Feinde einen weſentlichen Abbruch zu thun. Wo Bourbon ſich auch zeigen mochte, allenthalben floh das franzöſiſche Heer, und aufgemuntert durch dieſe glücklichen Erfolge, drang er bis an den Rhoneſluß vor, um ſchnell nach Lyon zu kommen. Dieſem Plane widerſetzte ſich indeſſen der Marquis von Peskara mit allem Ernſte. Vergeblich ſtellte Bourbon vor, daß eine Belagerung von Marſeille das

Heer ſchwächen und dem Feinde Zeit zur Beſinnung geben würde; der Kaiſer hatte ſie geboten, mehr bedurfte es nicht. Um das Heer nicht muthlos zu machen, nahm er zuletzt die Miene an, als ob er willig folge, und ſprach ſogar von der Eroberung dieſer Stadt, als von einer Kleinigkeit; indeſſen zeigte der Erfolg, daß er die Lage der Dinge nur allzu richtig beurtheilt hatte.

Mit unſäglichen Beſchwerden langte das Heer in Marſeille an. — Beim Uebergange über den Var wurde dem Connetable ſein Pferd erſchoſſen. Die allgemeine Erſchöpfung fand in dieſem Zufalle eine unglückliche Vorbedeutung, und laut ſprach man im Heere davon, daß die Natur die Alpen zu einer ewigen Scheidewand zwiſchen Italien und Frankreich beſtimmt habe, die man von beiden Seiten nur zum Verderben überſpringen könne. —

Das Heer wurde indeſſen vertheilt, und die Batterie, welche Marſeille's Mauern zerſchmettern ſollte, aufgeführt. Je mehr dem Herzoge daran lag, dieſe Eroberung bald zu vollenden, deſto raſcher verfuhr er. — Ein Zuſammenfluß von widrigen Umſtänden ſollte indeſſen ſeine Wünſche vereiteln.

Ein Italiener, Namens Renzo de Cere, hatte ſich mit 3000 Mann von ſeiner Nation in die Stadt geworfen, um ſie gemeinſchaftlich mit Chabot de Brion zu vertheidigen, welcher ſchon vor der Ankunft des Connetable 200 Lanzen dahin geführt hatte.

Der Heroismus der Einwohner ließ einen noch kräftigeren Widerſtand erwarten. Mehr als 9000 von ihnen hatten ſich in Compagnieen vertheilt und verrichteten den Dienſt mit einer Pünktlichkeit, welche ſich in der Regel nur bei geübten Kriegern findet. Die Reichen brannten ihre Landhäuſer nieder und bewogen dadurch die Uebrigen zur Schleifung der Vorſtädte. In der Stadt ſelbſt errichtete man Terraſſen und Baſtionen, und auf den Nothfall machte man ſogar Verſchanzungen. Mit unbeſchreiblicher Mühe wurde ein Theil des Geſchützes auf die Kirchthürme gewunden. Greiſe, Kinder, Weiber, die vornehmſten nicht ausgenommen, legten Hand an, um zur Rettung der Stadt das Ihrige beizutragen.

Bourbon erwartete, daß dieſer Eifer verfliegen würde, ſobald ein Theil der Mauern würde niedergeſchoſſen ſein. Die Breſche blieb nicht aus, aber von dem Verſuche, Sturm zu laufen, mußte man abſtehen, weil die Vertheidigungsanſtalten, welche die Einwohner dicht hinter den

Mauern gemacht hatten, allzu furchtbar waren. Durch Minen wollte ſich Bourbon den Weg in dieſe Verſchanzungen bahnen: aber dies mißlang durch die Thätigkeit der Weiber, deren Gegenminen den Arbeitern gefährlich wurden. Ein Einziges blieb noch übrig: die Stadt durch Spione in Brand zu ſtecken. Auch dies mißglückte.

Unterdeſſen fing das Bourboniſche Lager an, Mangel zu leiden. — Von allen Seiten erſchallten Klagen und Vorwürfe. Nur Bourbon war der Gegenſtand derſelben, weil Peskara die Miene annahm, als habe er dieſe Belagerung von jeher gemißbilligt, und unedel genug war, ſich ſogar Spöttereien zu erlauben. Die Muthloſigkeit der Soldaten war nicht das Schlimmſte in Bourbons mißlicher Lage. Lannoi hatte den Auftrag, ihn von Italien aus mit 6000 Mann zu unterſtützen, und blieb unter nichtigen Vorwänden zu Aſti zurück. Der Kaiſer vergaß, in die Guyenne einzufallen, und der König von England, die monatliche Subſidie zu bezahlen. Allen dieſen Widerwärtigkeiten ſetzte Bourbon einen unerſchütterlichen Muth entgegen, und feſt entſchloſſen, Marſeille zu erobern, dachte er auf neue Mittel. Das Fort von Toulon und das Städtchen Caſſis enthielten Kriegsvorräthe. Er nahm ſie ein und kehrte nach Marſeille zurück. Die Mauern wurden von Neuem beſchoſſen. Sie ſtürzten nieder; allein eine Verſchanzung, durch Palliſaden geſichert, ſchreckte den entſchloſſenſten Muth von einem Sturme zurück. Bourbon forderte die deutſche Infanterie auf, die Palliſaden niederzureißen; ſie entſchuldigte ſich mit ihrer Stimmung, im offenen Felde zu kämpfen. Die Italiener und Spanier waren nicht bereitwilliger.

Dem Glücklichen, der zuerſt Breſche laufen würde, verſprach er 500 Dukaten und das Commando über 500 Mann. Ein lautes Murren war die Antwort. Die Breſche wurde erweitert und Bourbon ließ ſich herab, Peskara zu bitten, daß er die Spanier zum Sturmlaufen bewegen möchte. Peskara verſprach, daß es geſchehen ſolle, ſobald die Breſche von Neuem unterſucht ſein würde. Sieben entſchloſſene Krieger übernahmen dies Geſchäft. Vier wurden auf der Stelle erſchoſſen, und Drei gefährlich verwundet. Ihrer Ausſage nach war zwiſchen der Breſche und der Verſchanzung noch ein Graben mit Musketen und Kanonen beſetzt. Dieſe Nachricht ſchlug den Muth vollends nieder.

„Sie ſehen, meine Herren," ſagte Peskara mit einem boshaften Lä-

cheln, „daß die Marſeiller den Tiſch gedeckt haben. Wer im Paradieſe eſſen will, mag es thun. Ich ſelbſt habe zur Zeit noch keinen Appetit.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich. Alle Offiziere folgten ſeinem Beiſpiele, und der Beſchimpfung und Verzweiflung zugleich preisgegeben, fühlte Bourbon lebhafter als je, daß man weder in ſeinem Vaterlande, noch unter Fremdlingen ungeſtraft ein großer Mann iſt.

Die Nachricht, daß Franz mit 40,000 Mann in Anmarſch ſei, Marſeille zu entſetzen, gab endlich den Ausſchlag. Die Belagerung wurde aufgehoben. Um den Belagerten den Rückzug zu verbergen, ließ Bourbon im Lager ein großes Feuer anzünden, deſſen Rauch der Stadt zuſtrömte. So wurde es ihm möglich, ſein Geſchütz zu retten. Längs der Küſte zog er ſich nach Italien zurück; aber wie ſehr er ſeinen Marſch auch beſchleunigen mochte, ſo wurde doch ſein Nachtrab von den Marſchällen Chabannes und Montmorenci, und noch weit mehr von den provençaliſchen Landleuten mitgenommen, die ſich in die engen Päſſe in Hinterhalt gelegt hatten und unerbittlich alle Diejenigen erſchlugen, welche ſich von der Armee entfernten.

Nach allen dieſen Beſchwerden, zu welchen ſich noch eine Hungersnoth geſellte, kam Bourbon endlich in Monaco an. Die Nähe des Winters, glaubte er, würde ihm Zeit zur Erholung geben; aber Franz, nicht zufrieden, ihn aus der Provence vertrieben zu haben, eilte, ſo ſchnell er nur konnte, über die Alpen, um ihn in der Lombardei gänzlich zu vernichten. Ein Eilbote von Lannoi brachte die Nachricht, daß Alles verloren ſei, wenn Bourbon nicht zu Hilfe käme. Er verlor keinen Augenblick, um ſich mit dem Vicekönig durch das Gebiet von Montferrat zu vereinigen, während Franz durch das Piemonteſiſche anrückte. Peskara, welcher den Vortrab anführte, kam an eben dem Tage in Alba an, wo der Feind in Vercelli einmarſchirte. Den folgenden Tag vereinigte er ſich mit Lannoi.

Mailand war ſeit Barbaroſſa's Verwüſtungen nicht unglücklicher geweſen, als in dieſem Zeitpunkte. Eine ſchreckliche Peſt hatte den größten Theil der Einwohner hinweggerafft, und die Uebriggebliebenen waren viel zu ſehr mit ihren eigenen Leiden beſchäftigt, um des Haſſes oder der Liebe fähig zu ſein. Vergeblich bemühte ſich Hieronymus Marone, ihren alten Abſcheu vor den Franzoſen von Neuem anzuregen; Franz oder Sforza galt ihnen gleichviel. Das kaiſerliche Heer näherte ſich indeſſen den Mauern von Mailand. So gefährlich es auch ſein mochte, ſich in einer von der

Peſt verwüſteten Stadt einzuſchließen, ſo erlaubte doch die Kraftloſigkeit der Truppen keine andere Maßregel. Kaum aber hatten ſie ſich in etwas erholt, als der größte Theil zu Lodi, Pavia, Aleſſandria und Como in Garniſon gelegt wurde. Mit dem Reſte zog ſich der Connetable nach Suzino am Oglio zurück, um die Maßregeln des franzöſiſchen Königs abzuwarten.

Von ſeinen Lieblingen verführt, machte Franz den Anfang ſeiner Operationen mit der Belagerung von Pavia. Dieſer Mißgriff ſprang dem Connetable ſogleich in die Augen. Es war zu berechnen, daß Antonio de Leiva, Gouverneur dieſer Feſtung und ein Mann von Kopf, den ungeduldigen König eine längere Zeit aufhalten würde. Wenn es möglich war, in dem kurzen Zeitraume von einigen Monaten neue Kräfte herbeizuführen, ſo konnte die Lombardei, an deren Erhaltung man verzweifelte, noch gerettet werden. Nur Ein Mittel blieb dem Herzog übrig, nachdem ihm eine längere Erfahrung gezeigt hatte, daß er weder von Spanien noch von England aus das Mindeſte zu erwarten habe.

Karl III., Herzog von Savoyen, hatte, dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren getreu, die Pforten Italiens bisher den Franzoſen offen gehalten; aber von der Mutter des franzöſiſchen Königs beleidigt, neigten ſich ſeine Geſinnungen mehr nach dem Kaiſer hin. Dies errieth Bourbon und beſchloß es zu benutzen. Er theilte ſeinen darauf gegründeten Plan dem Vicekönig und dem Marquis von Peskara mit, aber Beide waren aus ganz entgegengeſetzten Gründen dagegen; der Letztere aus Eiferſucht und Lannoy aus Furcht. Ohne ſich indeſſen irre machen zu laſſen, meldete Bourbon dem Kaiſer ſeinen Entſchluß und reiſ'te unmittelbar darauf nach Turin ab. — Verkleidet kam er bei dem Herzoge an. Seine Beredtſamkeit, der lebendige Ausdruck ſeines Genies und ſeines Vertrauens erſchütterte Karl und noch mehr ſeine Gemahlin. Sie liehen ihm nicht nur baares Geld, ſondern auch alle ihre Koſtbarkeiten. So unterſtützt, eilte Bourbon auf den Flügeln der Rache nach Deutſchland, dieſer allgemeinen Fundgrube militairiſcher Kräfte. Vorangeflogen war ihm ſein Ruf. Schaarenweiſe eilten gleich nach ſeiner Ankunft die Krieger herbei, um unter ſeiner Fahne zu dienen. Er wählte nur die abgehärtetſten unter ihnen aus. Ohne Zeitverluſt wurde der Marſch angetreten, und nach einer nicht völlig dreimonatlichen Abweſenheit kam Bourbon an der Spitze von 18,000 Mann nach Italien zurück. Lannoy erſtaunte, und Peskara beugte ſich vor dem

Genie eines Mannes, der unter ſo widrigen Umſtänden noch immer die Begebenheiten beherrſchte.

Antonio de Leiva hatte indeſſen in Pavia allen Muth und alle Talente eines großen Kriegers bewieſen, indem er nicht blos die Angriffe der Franzoſen zurückgeſchlagen, ſondern auch die Schreckniſſe einer Hungersnoth und die Empörung der Deutſchen in ſeiner Garniſon beſiegt hatte. Bourbons Ankunft belebte die kaiſerlichen Truppen mit neuem Muthe. Alle wünſchten, daß es endlich zur Entſcheidung kommen möchte, und die Umſtände, worin ſie ſich befanden, machten es nothwendig, indem ein mit jedem Tage zunehmender Mangel an Lebensmitteln ſie aufzureiben drohte. Auf der Seite des Feindes war keine ſchwächere Bereitwilligkeit zu einem Treffen; nur wünſchte er alle die Vortheile zu benutzen, welche eine ſehr glückliche Stellung gab, und erwartete ſogleich den Angriff.

Nachdem ſich Bourbon alle Zugänge geöffnet hatte, war er bis an die Ufer der Vernikula vorgedrungen, eines kleinen, obgleich tiefen Baches, welcher ihn durch einen ſehr geringen Zwiſchenraum von den Linien des Feindes trennte. Seine erſte Abſicht war, Kriegsvorräthe nach Pavia zu werfen und dann den König in ſeinen Verſchanzungen anzugreifen; aber der Augenſchein bewies, daß ein ſolches Unternehmen nicht blos gefährlich, ſondern nothwendig verderblich war.

Die Franzoſen hatten die ganze Strecke von Mailand bis an den Park von Mirabella inne. Das Mitteltreffen, vom König ſelbſt befehligt, ſtand auf den Anhöhen, welche das Feld beherrſchten. Zur Rechten hatte der franzöſiſche Monarch die Abtheilung des Herzogs von Alençon, welche ſich in dem Park von Mirabella befand, deſſen Mauern man von dieſer Seite niedergeriſſen hatte, um die Communication zu erleichtern; zur Linken den Marſchall von Chabannes, welcher ſich mit der größten Sorgfalt in der Vorſtadt la Roncha befeſtigt hatte. Graben, Baſtionen und ein Theil der Mauer des Parks ſicherten das Lager ſo ſehr, daß Bourbon entweder vor den Augen des Königs über den Tezino gehen oder den Park durchdringen mußte, um nach Pavia zu kommen. Beides war gleich gefährlich. —

Nur vierzig Schritte trennten ihn indeſſen von dem feindlichen Lager. Seit dem 9. Februar (1525) hatte er nicht aufgehört, es mit ſeiner ganzen Artillerie zu beſchießen, und Antonio de Leiva hatte nicht unterlaſſen, ihn durch ſeine Ausfälle zu unterſtützen. Die Noth des Lagers ſtieg auf's

Höchſte, obgleich die des kaiſerlichen Heeres nicht geringer war. Noch zwei Tage, und Bourbon war genöthigt, ſein Heer zu entlaſſen.

Was noch vor Kurzem ein Gegenſtand ſeiner Wünſche geweſen war: der König möchte die Belagerung von Pavia aufheben, wurde jetzt ein Gegenſtand ſeiner Beſorgniß. Nur eine reiche Beute konnte ſeine Krieger an ihn feſſeln.

Um den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmung zu ſichern, verabredete er Alles auf's Genaueſte mit Peskara und dem Vicekönig. Sein Plan war auf eine genaue Kenntniß der Talente und Charaktere berechnet, welche er von den feindlichen Generalen zu haben glaubte. Mit Alençon wollte er den Anfang machen. Verließe das franzöſiſche Heer ſein Lager, ſo wollte er es mit Alençons Truppen zugleich bekämpfen, und im entgegengeſetzten Falle ſich mit der Niederlage des Nachtrabs und dem Entſatz von Pavia begnügen.

Die Nacht vom 23. zum 24. Februar wurde zur Ausführung dieſes Entwurfes beſtimmt. Um zwei Uhr Morgens ſetzte ſich das Heer in Bewegung. Bourbon führte die Deutſchen, Peskara die Spanier, Lannoi die Italiener an. Jeder Soldat mußte ein Hemd über ſeine Rüſtung ziehen, damit ſie ſich unter einander unterſcheiden könnten. Die Mauer des Parks mußte eingeſtoßen werden. Zwei falſche Angriffe, zu gleicher Zeit und nach verſchiedenen Richtungen hin und auf die Verſchanzung der Feinde gemacht, begünſtigten einen dritten ernſtlichen und erleichterten die Niederwerfung der Mauer. Erſt mit Anbruch des Tages ſahen die Franzoſen die gemachte Breſche, durch welche die Kaiſerlichen, von dem Marquis von Guat geführt, in den Park ſtrömten. Antonio de Leyva war nicht ſo bald von dieſen Fortſchritten unterrichtet, als er von Pavia aus den Franzoſen in den Rücken fiel. Dieſe erholten ſich indeſſen von ihrer erſten Beſtürzung. Vorzüglich that der General-Feldzeugmeiſter Galiot de Genouillat den Feinden ſehr viel Schaden, indem ſeine Kanonen ganze Glieder zu Boden ſtreckten. Um dem Kugelregen zu entgehen, zogen ſie ſich in einen Hohlweg zurück. Unglücklicherweiſe glaubte der franzöſiſche König, ſie flöhen, und ging, um nicht allen Antheil an einer Schlacht zu verlieren, von welcher er glaubte, daß ſie bereits zu ſeinem Vortheil entſchieden wäre, aus ſeinen Verſchanzungen hervor, die Fliehenden zu verfolgen, um ihre Niederlage zu vollenden. Kaum hatte ihn Bourbon bemerkt, als er auf der Stelle ſeine Deutſchen verſammelte und von Peskara's

Spaniern und Lannoi's Italienern unterſtützt, das von ſeinen beiden Flügeln abgeſonderte Mitteltreffen einzuſchließen verſuchte. Chabannes und Alençon ſahen die Gefahr des Königs und eilten zu Hilfe; der Erſtere mit den Schweizern, welche ſich auf 10,000 Mann beliefen. Dies zu verhindern, ſetzte Bourbon die Oberſten Freundsberg und Sith in Bewegung, welche die Spitze ihrer zahlreichen Bataillone verlängerten und dadurch die franzöſiſche Infanterie wirklich von ihrem Stützpunkte, der Cavallerie, trennten. Beide Flügel wurden beinahe zu gleicher Zeit geſchlagen und Chabannes büßte dabei ſein Leben ein. Franz ſuchte indeſſen die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit durch die Kraft ſeiner Arme wieder gut zu machen. Mit eigener Hand tödtete er den Marquis von St. Ange, Enkel des berüchtigten Skanderbeg; als er aber unmittelbar darauf einen Edelmann aus der Franche-Comté, Namens Andelot, verfolgte, fiel er mit den Seinigen in Peskara's Schlinge. Lange ſchon hatte der ſpaniſche General darauf gedacht, der franzöſiſchen Gensd'armerie, deren Unwiderſtehlichkeit er kannte, eine neue Kraft entgegenzuſetzen. Aus der Lectüre der Alten wußte er, daß die Römer mit ihren Schwadronen junge Infanteriſten in Verbindung ſetzten, welche, nachdem ſie ihre Pfeile abgeſchoſſen hatten, ſich mit großer Schnelligkeit hinter die Cavallerie zurückzogen. — Dieſes Manöver nachahmend, hatte er den ganzen Winter hindurch 15,000 rüſtige Jünglinge geübt, die ſchnellſten und beſtimmteſten Evolutionen in Verbindung mit der Reiterei zu machen. Sobald er alſo die franzöſiſche Gensd'armerie anrücken ſah, gab er ſeinen Basken — dies war ihr Name — das Signal. Die ganze Mannſchaft trat hinter der Cavallerie hervor, näherte ſich den geſchloſſenen Gliedern der Feinde, feuerte ihr Gewehr ab und zog ſich ſchnell zurück, um von Neuem zu laden. Dieſer Angriff war kaum einige Male wiederholt, als alle feindlichen Schwadronen in Unordnung geriethen.

Franz glaubte dem Uebel abzuhelfen, wenn er ſeiner Gensd'armerie ſich auszudehnen befahl; aber er verſchlimmerte es, indem er den Basken dadurch Gelegenheit gab, ſich unter ſie einzuſchleichen und als gute Schützen ihre Leute zu wählen. In weniger als einer Stunde verlor Frankreich ſeine beſten Generale. Zwar ſchloſſen ſich die Glieder von Neuem; aber zu ſpät, nachdem der Kampf ungleich geworden war und die Schweitzer die Niederlage durch ihre Flucht vermehrten. Der König kämpfte noch, und alle Tapferen hatten ſich um ihn verſammelt. Vergeblich bemühte ſich

Peskara, dieſen Anfall der Verzweiflung auszuhalten. Er wurde vom Pferde geſtürzt. Lannoy wollte ihm zu Hilfe kommen, aber er wurde zurückgeſchlagen. Guat und Antonio de Leiva hatten die Ehre, das Treffen wieder herzuſtellen, als Bourbon mit der deutſchen Infanterie anrückte. — Dies gab den Ausſchlag. Die ganze Gensd'armerie wurde zerſtreut, und was an Ort und Stelle blieb, dachte nur auf die Rettung des Königs. — Zwei Bourbons ſtürzten an ſeiner Seite nieder. Viele Andere von dem vornehmſten Adel hatten daſſelbe Loos. Der Connetable ſuchte nur Bonnivet; aber dieſer hatte nicht ſobald die Gefahr des Königs bemerkt, als er ſich, um ein ſolches Unglück nicht zu überleben, mit aufgezogenem Viſier mitten unter die Feinde ſtürzte und von hundert Stößen durchbohrt, ſein Leben endigte. Er hatte eben den letzten Seufzer ausgehaucht, als ihn Bourbon unter einem Haufen von Leichnamen entdeckte.

„Elender!" rief er aus, „Du biſt an meinem und Frankreichs Unglücke Schuld!"

Und ohne ſich länger aufzuhalten, kehrte er in's Treffen zurück. Der König war indeß von ſeinem Pferde geworfen worden. Mit drei bis vier Wunden bedeckt, kämpfte er noch. Vergeblich rief man ihm zu, daß er ſich ergeben möchte. Er ſchien lieber ſterben als ſich gefangen geben zu wollen. Sein Tod war unvermeidlich, als ihn Pomperant erkannte. Er drängte ſich durch die Spanier, und zu den Füßen des Monarchen niederfallend, beſchwor er ihn, ſein Leben zu erhalten.

„Wem kann ich mich ergeben?" fragte Franz.

„Der Herzog von Bourbon iſt in der Nähe," antwortete Pomperant.

„Lieber zehnmal ſterben!" entgegnete der König und fragte nach Lannoy. Man ſuchte den Vicekönig auf, und als man ihn endlich fand, überreichte ihm der König ſeinen Degen, welchen Lannoy knieend annahm und gegen den ſeinigen eintauſchte. Bourbon ſah dieſem Schauſpiele in einiger Entfernung zu. Seine Miene war ruhig und beſcheiden. Noch denſelben Abend ließ er ſich dem Könige vorſtellen, welcher ihn mit vieler ſcheinbaren Güte empfing.

Bourbons Rache war befriedigt, aber nicht ſein Ehrgeiz. Die Umſtände konnten niemals günſtiger werden. Der König von Frankreich war gefangen genommen und ſein ganzes Heer zu Grunde gerichtet. — Von 40,000 Soldaten, welche er nach Italien geführt und von Zeit zu Zeit verſtärkt hatte, waren höchſtens 4000 übrig geblieben. Nichts konnte ihn

verhindern, ſich des franzöſiſchen Thrones zu bemächtigen. Er ſprach darüber mit Lannoy, aber dieſen beſeelte ein anderer Ehrgeiz. Den königlichen Gefangenen in Sicherheit zu bringen und einige Zeit darauf ſeinem Kaiſer ſelbſt zuzuführen, beſchäftigte ſeine ganze Seele. Allerdings war zu befürchten, daß das ſeit längerer Zeit unbeſoldete Heer ſich des gefangenen Monarchen bemächtigen könnte, um ſich bezahlt zu machen; aber mit dieſer Befürchtung verbanden ſich noch andere Beweggründe. Selbſt nachdem er den König nach Pizzighetone gebracht hatte, hörte er nicht auf zu glauben, daß er der Ehre verluſtig werden könnte, den König ſelbſt nach Madrid zu bringen. Voll Ungeduld erwartete er den Befehl des Kaiſers.

Karl hatte die Nachricht von dem bei Pavia erfochtenen Siege mit größter Mäßigung empfangen. Mit ſeinen Miniſtern berathſchlagte er über die Folgen dieſer Begebenheit. Der Biſchof von Osma war der Meinung, daß man dem Könige die Freiheit unbedingt werde geben müſſen; dies erfordere die Großmuth, noch mehr aber der Friede der Chriſtenheit, welcher ein Hauptaugenmerk des Kaiſers ſein müſſe, um der überhand nehmenden Ketzerei und der um ſich greifenden Macht der Türken die nöthigen Schranken zu ſetzen. Dagegen aber erhob ſich Ferdinand von Toledo, Herzog von Alba, und bewies dem Kaiſer, daß er dem Könige von Frankreich ſeine Freiheit nie gutwillig wiedergeben dürfe. Die Folgen dieſer entgegengeſetzten Meinungen waren die härteſten Bedingungen, die man nur erwarten konnte. Beauvain, welcher ſie nach Italien brachte, hatte den Auftrag, ſie vorher dem Connetable mitzutheilen. Dies war vielleicht der glücklichſte Augenblick ſeines Lebens. Mehr als er jemals in der höchſten Schwärmerei des Ehrgeizes zu hoffen gewagt hatte, ſollte ihm zu Theil werden; und an Beauvain's Seite ging er nach Pizzighetone, wo Karls Bedingungen in ſeiner und Lannoy's Gegenwart vorgeleſen werden ſollten. Das Weſentliche derſelben war:

„Der König von Frankreich entſagt für immer dem Königreich Neapel, dem Herzogthum Mailand, der Grafſchaft Aſti und der Oberherrlichkeit von Genua. Zugleich leiſtet er Verzicht auf die Grafſchaften Flandern und Artois und giebt die Bourgogne mit Allem, was dazu gehört, an den Kaiſer zurück. Den Herzog von Bourbon ſetzt er nicht nur in alle ſeine vorigen Beſitzungen ein, ſondern fügt noch die Provence und das Delphinat hinzu, um ein unabhängiges Königreich zu bilden. Dem König

von England bezahlt er alle Schulden, welche ihm das Haus Oeſterreich ſchuldig iſt."

Der erſte Eindruck, welchen dieſe Bedingungen auf Franz I. machten, war ſo lebhaft, daß er ſeinen Degen mit den Worten zog: „Beſſer, ich endige ſo!"

Alarzon, ein ſpaniſcher Offizier, unter deſſen Aufſicht er ſich befand, fiel ihm in den Arm, und als er ſich nach und nach von ſeiner Betäubung erholt hatte, erklärte er in einem gemäßigteren Tone:

„So lieb ihm ſeine Freiheit ſei, ſo würde er doch lieber eine ewige Gefangenſchaft ertragen, als ſolche Bedingungen unterſchreiben, und ſelbſt wenn er es wollte, ſo würden die Stände des Königreichs es nie genehmigen, daß auch nur Eine Provinz von Frankreich abgelöſ't würde." — Er fügte hinzu: „Sein größter Wunſch ſei, ſich durch unauflösliche Bande mit dem Kaiſer zu vereinigen. Er wolle ſich mit der verwitweten Königin von Portugal vermählen und ihr die Bourgogne als Mitgift anrechnen. Den Herzog von Bourbon wolle er in ſeine vorigen Beſitzungen wieder einſetzen, und um ihn für Eleonorens Hand zu entſchädigen, ſollte er die verwitwete Herzogin von Alençon heirathen. Endlich wolle er dem Königreiche Neapel, dem Herzogthume Mailand und allen ſeinen übrigen italieniſchen Beſitzungen, ſowie der Oberherrlichkeit von Flandern und Artois entſagen, und außer einem bedeutenden Löſegelde dem Kaiſer mit einer Armee und Flotte beiſtehen, wenn er zur Krönung nach Italien gehen würde." —

An die Erfüllung dieſer Verſprechungen war für Bourbon nicht eher zu denken, als bis Beauvain, welcher ſie nach Spanien brachte, mit der Genehmigung des Kaiſers zurückgekehrt war. Bis dahin mußte ihm Alles daran gelegen ſein, den König, an deſſen Schickſal das ſeinige gebunden war, in Italien zu erhalten; denn wenn es der Liſt oder der Gewalt gelang, ihn aus ſeinem Kerker zu befreien, ſo hatte er auf einmal alle Früchte ſeiner Siege verloren. Aber dies war es gerade, was Lannoi wünſchte. Bald nach Beauvains Abreiſe erklärte er in einem Kriegsrathe, den er verſammelt hatte, daß es ihm unmöglich ſei, noch länger für die Perſon des Königs zu haften, wenn er in Pizzighettone bliebe. Allenthalben entdecke man Verſchwörungen zu ſeiner Befreiung. Unter ſolchen Umſtänden bliebe nichts Anderes übrig, als ihn in eins von den Schlöſſern Neapels zu bringen, wo man ihn der Intrigue Frankreichs und den Be-

mühungen ſeiner Anhänger zugleich entziehen würde. Ohne ſeine wahre Abſicht zu errathen, willigten Bourbon und Peskara in ſeinen Vorſchlag und übernahmen bald darauf ſelbſt das Geſchäft, den König bis nach Genua zu begleiten.

Kaum war Franz indeſſen in Genua angekommen, als ihn Lannoi beredete, gerades Weges nach Spanien zu gehen, um wegen ſeiner Befreiung ſelbſt zu unterhandeln. Zu dieſem Ende verſicherte er ihm, daß Karl V. im Begriff wäre, den Connetable nach Madrid kommen zu laſſen, um ihn durch Eleonorens Hand für die ausgezeichneten Dienſte zu belohnen, welche er ihm geleiſtet hätte. Franz, welchem nichts mehr am Herzen lag, als dieſe Verbindung zu zerreißen, war auf der Stelle zur Reiſe nach Madrid entſchloſſen, und um jedes Hinderniß derſelben zu heben, ließ er ſogar ſeine eigenen Galeeren mit den Spaniern und Italienern bemannen, die ihn nach Cartagena bringen ſollten.

Kaum war dieſe Verrätherei entdeckt, als Bourbon, ohne ſich mit unnützen Klagen aufzuhalten, welche zuletzt nur gegen ſeine Unvorſichtigkeit gerichtet ſein konnten, den raſchen Entſchluß faßte, nach Spanien zu gehen. So viel ihm dieſer Schritt auch koſtete, ſo war er doch unvermeidlich nothwendig, wenn er nicht Alles verlieren wollte, nachdem er einmal von dem Kaiſer abhängig geworden war. Das Gefühl der Rache verband ſich mit dieſer Ueberlegung. Er ſchiffte ſich in Genua ein, und kam nach wenig Tagen in Toledo an, wo Karl V. damals reſidirte.

Von allen Granden begleitet, ging der Kaiſer dem Sieger entgegen, um ihn an dem Stadtthor zu empfangen. Eine zärtliche Umarmung drückte die Verbindlichkeiten aus, die er gegen ihn hatte. Zu ſeiner Linken mußte Bourbon ſich ſetzen, als er ihn in den Pallaſt einführte, welcher für ihn beſtimmt war. Eine Behandlung, welche um ſo mehr auffiel, da man wußte, daß Franz auf einem alten Schloſſe gefangen ſaß, wo man ihm kaum erlaubte, friſche Luft zu ſchöpfen. Minder geſchmeidig waren Karls Höflinge, die ſich durch die Größe eines Mannes beleidigt fühlten, welcher ſeine Unabhängigkeit bisher ſo glücklich behauptet hatte, ſie benutzten jede Gelegenheit, um Bourbon zu kränken, und nannten ihn nur den Verräther ſeines Königs. Eine gegenſeitige Erbitterung war unausbleiblich, indem Bourbon ihrer Anmaßung den ganzen Stolz eines Mannes entgegenſetzte, der ſie tief unter ſich erblickte.

Seit Franzens Ankunft in Spanien war Madrid der Mittelpunkt

aller Unterhandlungen Europa's geworden; aber weder die Erſcheinung der Herzogin von Alençon, noch die Verwendung der übrigen europäiſchen Höfe vermochten etwas, bis der König von Frankreich erklärte, daß er lieber im Gefängniß ſterben, als ſeinem Nachfolger ſein Königreich anders überliefern wolle, als er ſelbſt es erhalten habe, und um ein Aſyl bat, wohin er ſich zurückziehen könne. Ob dieſe Erklärung berechnet war, iſt ungewiß; aber kaum war ſie gemacht, als die Betrachtung, daß ein bis zum ſchlichten Edelmanne herabgeſetzter König keiner Härte werth ſei, den Kaiſer zur Menſchlichkeit bewog. Zufrieden mit der Abtretung der Bourgogne, wollte er ihm ſeine Freiheit wieder geben, als eine neue Schwierigkeit entſtand. Eleonore von Oeſterreich war feierlich mit dem Herzoge von Bourbon verlobt worden. Sollte ihre Hand dem König zu Theil werden, ſo mußte Bourbon ihr entſagen. Karl übernahm ſelbſt das Geſchäft, ihn dazu zu bewegen. Er verſprach ihm für dieſe Entſagung die Inveſtitur des Herzogthums Mailand. Die Unmöglichkeit, den Kaiſer zu zwingen, ſprang in die Augen, und Bourbon willigte ein, ohne ſich minder gekränkt zu fühlen.

Um ſeine Gefühle zu zerſtreuen, beſchloß Karl, ihn ſogleich nach Italien zu ſchicken, wo er eines einſichtsvollen Generals nicht wenig bedurfte. Kaum erobert, war Italien im Begriff, wieder abzufallen, und eine furchtbare Verſchwörung, die kaiſerlichen Truppen in Mailand zu ermorden, drohte ſelbſt nach ihrer Entdeckung noch. Peskara's Ungeſtüm hatte ſie veranlaßt. Der Muth, mit welchem er den Kaiſer bedroht hatte, ließ Italien in ihm ſeinen Erretter ſehen. Die Fahne der Empörung in Peskara's Hand müſſe, glaubte man, nothwendig in das Land der Freiheit führen. Hieronymus Morone übernahm das Geſchäft der Verführung. Ein Alter von achtzig Jahren hatte weder ſeinen Geiſt geſchwächt, noch ſeinen Muth erſchlafft. Mit jugendlichem Feuer umfaßte er den Gedanken, ſein Vaterland zu befreien, und ſeinen Fürſten in ſeine alten Rechte wieder einzuſetzen. Ohne vor einer zweiten ſicilianiſchen Veſper zu beben, that er dem Marquis von Peskara den Vorſchlag, die kaiſerlichen Truppen im Mailändiſchen aufzureiben, und ſich mit Hilfe des Papſtes, der Venetianer und des Herzogs von Mailand auf den neapolitaniſchen Thron zu ſchwingen. Peskara vergaß bei dieſen Vorſtellungen, wie bitter er ehemals Bourbons Abfall getadelt hatte.

Geblendet von dem Glanze eines Thrones, machte er ſich anheiſchig,

ſeinen Kaiſer zu verrathen. Unſtreitig wurde die ganze Unterhandlung nicht mit der nöthigen Vorſicht getrieben. Unterrichtet von Allem, was im Werke war, wählte der Kaiſer das ſicherſte Mittel, ſeine Oberherrlichkeit in Italien zu behaupten, indem er die Miene annahm, als ob er den Marquis eines ſolchen Verraths unfähig halte, und ihm die Beſtrafung der Schuldigen übertrug. Peskara wankte. Noch war es Zeit zurück zu treten. Er that es, indem er ſich das Anſehn gab, als habe er ſich in das Complott blos eingelaſſen, um alle Triebfedern deſſelben zu entdecken. Antonio de Leiva war des Kaiſers Abgeſandter bei ihm. Er verbarg ihn hinter eine Tapete, und ließ darauf den Kanzler zu ſich rufen. Der Greis erſchien. Es war die Rede von ihrer gemeinſchaftlichen Angelegenheit. Plötzlich trat Antonio hervor und nahm den Kanzler gefangen. In einen Kerker geſchleppt und auf die Folter geſpannt, blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Wahrheit zu bekennen, und durch ſeine Ausſage berechtigt, ergriff Peskara die Waffen, und nahm dem Herzog von Mailand Alles, bis an die Feſtungen von Mailand und Cremona. Dieſer Triumph war indeſſen nur vorübergehend. Ein Fieber machte ſeinem Leben während der Belagerung von Mailand in ſeinem 36. Jahre ein Ende.

Sein unerwarteter Tod belebte die Hoffnungen der Mitverſchworenen. Sie griffen endlich zu den Waffen, um die geringe Anzahl von Spaniern und Deutſchen, welche nach der Schlacht bei Pavia im Mailändiſchen zurückgeblieben waren, aufzureiben oder zu verjagen.

Dieß war die Lage der Sachen, als Karl V. den Herzog aufforderte, nach Italien zurück zu gehen, um das ihm zugedachte Mailand zu retten. Des längeren Aufenthalts in Spanien überdrüſſig, nahm er den Antrag an. An der Spitze von 800 Mann, welche der Kaiſer zu verſtärken verſprach, wenn es nöthig ſein ſollte, und von vielen Granden begleitet, ging er nach Barzelona. Unmittelbar nach ſeiner Ankunft daſelbſt erhielt er eine Abſchrift des Tractats von Madrid, der ſoeben unterzeichnet war. Die ihn betreffenden Artikel waren folgende:

1. Der König machte ſich anheiſchig, ihm innerhalb ſechs Wochen alle ſeine Beſitzungen zurück zu geben, und die ſeit ſeiner Abweſenheit aus Frankreich in Beſchlag genommenen Einkünfte derſelben auszuzahlen.

2. Er erlaubte ihm, noch ferner im Dienſte des Kaiſers zu bleiben.

3. Er berechtigte ihn, ſeine Anſprüche auf die Provence zu erneuern.

4. Alle Mitverſchworenen ſollten in den Beſitz ihrer Güter oder Stellen zurücktreten, und alle Gefangene in Freiheit geſetzt werden.

Noch härter waren die Artikel, welche den Kaiſer angingen; und um den König zur Erfüllung derſelben zu zwingen, hatte Karl den Dauphin und den Herzog von Orleans, oder an der Stelle des Letzteren die zwölf vornehmſten Fürſten als Geißeln verlangt, und noch außerdem die Vorſicht gebraucht, ihn eine freiwillige Rückkehr in ſeine Gefangenſchaft beſchwören zu laſſen, wenn er nicht allen Bedingungen nachkäme. Franz hatte indeſſen kaum die Grenze Frankreichs erreicht, als er jubelnd ausrief: Ich bin noch König!

Bourbon befand ſich noch zu Barzelona, als er die Nachricht erhielt, daß Karl den König in Freiheit geſetzt hätte, ohne ſich die Bourgogne ausliefern zu laſſen; und ſah mit beſſerer Menſchenkenntniß vorher, daß Franz befreit, die Eide nicht halten würde, welche er als Gefangener geleiſtet hatte. Die Folge rechtfertigte dieſe Ahnung; denn Franz bot Geld an der Stelle der reichen Provinz, und als der Kaiſer ſich dieſer Vergütung weigerte, drohte er ſogleich, ſeine Kinder mit dem Schwerte in der Hand zu befreien. Neue, blutigere Kriege mußten entſtehen, und Bourbon immer mehr die Ausſicht verlieren, in ſein Vaterland zurückzukommen.

Er langte indeſſen in Genua an. Mit gleicher Ungeduld erwarteten ihn die mailändiſchen Truppen, und die unglücklichen Einwohner Mailands ſelbſt. Seit der Entdeckung der vom Kanzler Morone angezettelten Verſchwörung, war das Gebiet von Mailand den Plünderungen der kaiſerlichen Soldaten preisgegeben und Peskara's plötzlicher Tod hatte das Unglück noch vermehrt. Antonio de Leyva und der Marquis von Guat hatten die Belagerung fortgeſetzt, wo Franz Sforza ſich wie ein Verzweifelnder vertheidigte, der Alles zu befürchten hatte, wenn er in die Hände der Feinde fiel. Mailands Einwohner hatten einen Verſuch gemacht, ihren unglücklichen Fürſten zu befreien; aber zurückgeſchlagen, war ihnen nichts Anderes übrig geblieben, als die Waffen zu den Füßen des Siegers niederzulegen. Von dieſem Zeitpunkte an war Mailand ſeit zwei Monaten allen Abſcheulichkeiten ausgeſetzt.

Endlich näherte ſich ein Heer von 30,000 Mann. Der Papſt und die Venetianer hatten es unter den Befehlen des Herzogs von Urbino ausgeſandt, die kaiſerlichen Truppen in Mailand zu vernichten. Seine Ueberlegenheit machte es furchtbar. Ungeduldig erwarteten alſo die Kaiſer-

lichen ihren Anführer, und noch ungeduldiger die Mailänder ihren Erretter in Bourbon. Er kam und fand beim Eintritt in eine ehemals blühende Stadt nur noch das Schattenbild derſelben. Er bezog ſeinen Palaſt, und noch hatte er nicht von den Beſchwerden der Reiſe ausgeruht, als die vornehmſten Bürger in Trauergewändern wie eben ſo viele Schatten vor ihm erſchienen. Die Augen niedergeſchlagen, die Verzweiflung im Herzen und die Schaam auf der Stirn, warfen ſie ſich zu ſeinen Füßen, und baten in den rührendſten Ausdrücken um Befreiung oder Tod. Einer von ihnen trat als Redner auf und ſchilderte die unausſprechlichen Leiden, welchen die Stadt ſchon ſeit Monden preisgegeben wäre. „Friedrich Barbaroſſa, endigte er, überfiel dieſe Stadt mit Gräuel und Verwüſtung; er befleckte ſeine Barbarenhände mit Mord, und zertrümmerte die Grundveſten unſerer Häuſer; aber dieſe Wuth dauerte einige Tage. Statt deſſen würde ſich das allgemeine Elend mit jedem Augenblicke vermehren, wenn unſere Feinde Erfindungskraft genug beſäßen, neue Leiden zu erdenken. Unſere letzte Hoffnung ſtützt ſich auf Sie, großmüthiger Fürſt. Wir bitten nur um Menſchlichkeit. Steht es nicht in Ihrer Macht, uns zu retten, ſo laſſen Sie uns lieber in einem allgemeinen Gemetzel fallen, als auf dieſer langſamen Folter zu Tode gequält werden. Gern wollen wir Ihren Kriegern verzeihen, wenn ſie uns durch den Tod aus dieſem furchtbaren Zuſtande retten.“

Die ganze Verſammlung brach bei dieſen Worten in neuen Jammer aus, und warf ſich zu des Fürſten Füßen, und bat um Rettung, wäre es auch durch den Tod. Bourbon widerſtand dieſer zermalmenden Scene nicht. Seine Thränen vermiſchten ſich mit den Thränen der Unglücklichen. Er bat ſie, Muth zu faſſen. Nicht auf die Rechnung des Kaiſers käme das Unglück, ſondern es fiele einem verlaſſenen Heere zur Laſt, welches die Noth zur Grauſamkeit gezwungen hätte. Er hätte beträchtliche Summen mitgebracht. Bereitwillig wolle er ſie zur Befriedigung der Truppen anlegen, wenn die Stadt ihm mit einem Beitrage von 30,000 Ducaten zu Hilfe kommen wolle. „Ich weiß,“ fügte er hinzu, „daß Ihr durch ähnliche Verheißungen mehr als ein Mal hintergangen worden ſeid; aber der Himmel ſei mein Zeuge, daß ich es ehrlich meine; und brech' ich mein Wort, ſo mag in der nächſten Schlacht die erſte Kugel dies Herz durchdringen.“ Der Wunſch, ſich ihrer Dränger zu entledigen, gab den Mailändern Bereitwilligkeit zu dem verlangten Opfer. Voll

Wehmuth legten ſie nach einigen Tagen ihre letzte Habe zu Bourbons Füßen nieder.

Er wendete ſie ſogleich an, die Soldaten zu entfernen. Ein bedeutender Theil der Truppen verließ wirklich die Stadt; aber die größere Anzahl blieb zurück, und aufgemuntert von den ſpaniſchen Offizieren, ſetzte ſie ihre Gräuel ungeſcheut fort.

Mit dem beſten Willen, es zu verhindern, vermochte der Herzog nicht durchzudringen. Selbſt die italieniſchen Geſchichtsſchreiber entſchuldigen ihn deshalb, indem ſie verſichern, daß ihm eine ſtrengere Disciplin das Leben würde gekoſtet haben, und daß man von einer andern Seite hätte darauf denken müſſen, durch Erhaltung der Truppen ſein Anſehen bei dem Kaiſer zu erhalten. Vergeblich hatten alſo die Mailänder ihre letzte Nothdurft hingegeben. Ihre dumpfe Verzweiflung ging bald zu einer unerhörten Wuth über. Sie ſelbſt reizten den Zorn der Soldaten, um von ihnen ermordet zu werden. Einige ſtürzten ſich von den Dächern ihrer Häuſer herab; andere verkürzten ihr Leben durch Dolche und Stricke. Dieſe Scenen nahmen ſo ſehr überhand, daß Bourbon ſich genöthigt ſah, den Selbſtmord bei Lebensſtrafe zu verbieten; und auch dies Mal zeigte ſich, daß die freie Wahl die Schreckniſſe des Todes verringert, und daß das Gefühl der Schande ſtärker iſt, als der Muth.

Das Gebiet von Mailand war eben ſo ſehr ein Bild des Jammers, als die Hauptſtadt. Von den Truppen der Verbündeten überfallen, konnten Sforza's unglückliche Unterthanen den Furien des Krieges von keiner Seite entrinnen. An der Spitze des heiligen Bundes ſtand der Herzog von Urbino. Wenn eine größere Menſchenzahl und die Ueberlegenheit des Geldes, des Geſchützes und der Vorräthe aller Art hinreichend wären, den Sieg zu ſichern, ſo brauchte Urbino nur über die in Mailand eingeſchloſſenen, durch Ausſchweifungen aller Art erſchöpften 9,000 bis 10,000 Mann herzufallen, um ſie zu vernichten; aber es fehlte ihm dazu an Entſchloſſenheit, und nachdem er einmal aus Mailands Vorſtädten zurückgetrieben war, konnte ſelbſt eine Verſtärkung von 6000 Schweizern ſeinen ſchwachen Muth nicht wieder beleben.

Bourbon benutzte indeſſen den Rückzug des Feindes, um die Vorſtädte von Mailand zu befeſtigen, und machte ſogleich Anſtalten zur Belagerung der Feſtung. Sforza ergab ſich nicht eher, als bis ein gänzlicher Mangel an Lebensmitteln ihn dazu zwang. Ohne ſeinen Sieg im Min-

besten zu mißbrauchen, erlaubte Bourbon dem Entthronten, sich nach Como zu begeben, und sicherte ihm eine Pension von 30,000 Ducaten, bis der Kaiser sein Schicksal würde entschieden haben; eine Großmuth, von welcher Sforza keinen Gebrauch machte, indem er sich gleich nach seiner Entfernung von Mailand in die Arme der Ligue warf.

Seit der Eroberung dieser Festung verfuhr der Herzog von Bourbon als erklärter Gebieter von Mailand. Die erledigten Aemter besetzte er mit seinen Freunden, und fing an, das Herzogthum als eine Entschädigung für seine in Frankreich verlorenen Besitzungen zu betrachten. Die Einkünfte desselben, welche man denen des Königreichs Neapel gleich schätzte, würden ihn hinlänglich gedeckt haben, wenn er unabhängiger gewesen wäre. Aber wie sich gegen die vereinte Macht der Verbündeten schützen, und wie den Kabalen der Generale entgehen, welche in ihm den Fremdling haßten? Bisher hatte ihn das Schrecken seines Namens aufrecht erhalten; aber sein Fall war entschieden, wenn ihm der Kaiser die versprochenen Truppen und Gelder nicht schickte. Seine Lage wurde noch mißlicher, als Franz der Ligue beitrat. Ohne Geld, ohne Magazine, den ungestümen Forderungen unersättlicher Soldaten ausgesetzt, und den Verwünschungen eines unglücklichen Volkes bloßgestellt, wie sollte er sich retten? Seine Verlegenheit wuchs mit jedem Tage. Der Erzherzog von Oestreich hatte den Auftrag, ein Heer für ihn anzuwerben; allein es war auch nicht die mindeste Aussicht vorhanden, daß er von dieser Seite Erleichterung erhalten würde. In diesem qualvollen Zustande wendete sich Bourbon an eben den Freundsberg, welcher ihn in der Schlacht von Pavia begleitet hatte; und das Ansehen eines Privatmannes leistete, was er von der Macht des Kaisers vergeblich erwartet hatte.

Bereichert, hatte sich George Freundsberg aus Italien in seine Heimath zurück begeben. Hier lebte er in dem Ansehen, welches eine riesenmäßige Körpergröße und ein unbezwinglicher Muth, verbunden mit einer stolzen Freigebigkeit, einem erfahrenen Krieger gewähren.

Sein Haus stand Allen offen, welche ehemals als Krieger unter ihm gedient hatten; und an seiner Tafel speiseten täglich alle diejenigen von seinen ehemaligen Offizieren, welche sich in seiner Nähe befanden. Alles Dies vereinigte sich, Freundsberg zu einem Manne zu machen, welcher auf der Stelle helfen konnte; und kaum hatte sich Bourbon an ihn gewandt, und Freundsberg seinen Entschluß, nach Italien zurück zu gehen, bekannt

gemacht, als ſein Ruf und die lockende Ausſicht auf eine reichliche Beute, die Krieger Deutſchlands von allen Gegenden her zu ſeinen Fahnen verſammelte. Ein einziger Thaler Handgeld war hinreichend, dieſe goldgierigen Menſchen, trotz der Nähe des Winters, in ein Land zu führen, welches Krieg und Peſt gleich ſehr verheerten.

Mit Rieſenſchritten eilte Freundsberg nach Italien. Sein Eifer, den Herzog zu retten, war um ſo größer, da er zugleich einen geliebten Sohn rettete, welcher mit Bourbon in Mailand eingeſchloſſen, den größten Gefahren ausgeſetzt war. Er kam in Italien an, und alle Bemühungen der Verbündeten, ſeinen Einmarſch in das Gebiet von Piacenza zu verhindern, waren vergeblich.

Mit Ungeduld hatte ihn Bourbon erwartet; aber in eben dem Augenblicke, wo er ſich mit ihm vereinigen wollte, fanden ſich Schwierigkeiten, auf welche er entweder nicht gerechnet hatte, oder die er leichter zu beſiegen hoffte. Bereichert durch eine unermeßliche Beute, beſtanden die kaiſerlichen Truppen noch auf der Auszahlung des rückſtändigen Soldes, wenn ſie ſich entſchließen ſollten, Mailand zu verlaſſen. Vergeblich verſchwendete Bourbon ſeine ganze Beredſamkeit; nichts blieb übrig, als bei dem Herzog von Ferrara eine Anleihe zu machen, und da dieſe bei weitem nicht hinreichte, die Forderungen der übermüthigen Soldaten zu befriedigen, ſo mußte er das höchſte Maß der Grauſamkeit erſchöpfen. Von den letzten Ueberbleibſeln ihrer Habe mußten ſich die Mailänder trennen, und damit noch nicht zufrieden, plünderte man ihre Kirchen.

Hieronymus Morone ſchmachtete noch immer in dem Kerker. Sein Urtheil war geſprochen, aber die Vollziehung deſſelben von einer Zeit zur andern verſchoben. Vielleicht ließ ſeine Befreiung ſich einträglich machen. Bourbon verſprach Begnadigung, wenn der Kanzler 20,000 Thaler bezahlen wolle. Morone verſuchte zu handeln; aber die Errichtung eines Schaffots vor den Fenſtern ſeines Kerkers und die Ankündigung des Tages der Hinrichtung, war die Antwort des Herzogs. Morone liebte das Leben, und die Werthſchätzung, welche ſeine Freunde für ihn fühlten, war groß genug, um das ihm fehlende Quantum zuzulegen. Die Summe wurde ausgezahlt, und Morone erhielt ſeine Freiheit. Bourbon wünſchte, ihn genauer kennen zu lernen, deſſen Kühnheit den Kaiſer mit dem Verluſt aller italieniſchen Beſitzungen bedroht hatte. Morone's Beredſamkeit verwandelte Bourbons Wunſch, unabhängig zu ſein, in den Entſchluß, es

zu werden; und wenn alle ſeine nachfolgenden Handlungen denſelben an der Stirn tragen, ſo kann man ihm keine frühere Entſtehung geben, als dieſe.

Ehe Bourbon Mailand verließ, vertraute er die Vertheidigung der Hauptſtadt dem Antonio de Leyva, welchem er indeſſen nur den unbrauchbarſten Theil der Truppen zurück ließ. Mit den übrigen eilte er in das Gebiet von Piacenza, um ſich mit Freundsberg zu vereinigen. Von dieſem Augenblick an ſtanden dem Herzog 20,000 Mann entſchloſſene Krieger zu Gebot. Verſchieden durch Sprache, Sitten, Religion und Alles, was Menſchen an Menſchen bindet, erforderten ſie eine Behandlung, wie ſie von allen Generalen ſeiner Zeit vielleicht nur Bourbon geben konnte. Er geſtand ihnen in einer Rede, welche er an ſie hielt, daß er außer Stande ſei, ihnen einen regelmäßigen Sold zu geben; daß er ſie aber dafür in eine Gegend führen wolle, wo ſie für alle Gefahren, welche ſie an ſeiner Seite beſtehen würden, hinlänglich ſollten entſchädiget werden. Und voll Vertrauen verſprachen dieſe rohen Seelen ihm zu folgen, wenn er ſie auch in die Hölle führte.

Um die Deutſchen ſogleich für ſich zu gewinnen, machte er einen Verſuch, ſich des Gebietes von Piacenza zu bemächtigen; aber die Verbündeten waren ihm bereits zuvorgekommen, und um keine Zeit zu verlieren, verließ er es auf der Stelle wieder.

Gegen den Ausgang des Februars 1527 trat er ſeinen Marſch an. Die Umſtände waren ſo ungünſtig, daß die vereinigte Macht des Hungers und des Winters ſein großes Heer allein vernichten zu können ſchien. Ein Jeder tadelte ſeine Verwegenheit. Mehr als fünfzig Meilen mußten zurückgelegt werden, wenn er, wie die Sage ging, vor Rom anlangen wollte, und auf dieſem langen Wege hatte er außer übergetretenen Flüſſen, eisbedeckten Apenninen, und den Beſchwerden der Jahreszeit, drei Heere zu beſiegen, welche ſich ihm widerſetzen konnten. Der Anfang war unglückweiſſagend. Ein italieniſches Corps von 1200 Infanteriſten und 130 Mann Gensd'armerie, welches unter den Befehlen des Grafen Kajazzo ſtand, ging zu den Feinden über, um allen Mühſeligkeiten, die es vorherſah, einmal für allemal zu entgehen. Ein Anfall von Schlagfluß machte Freundsberg unfähig, den Herzog zu begleiten. Noch mehr als beide Widerwärtigkeiten bedeutete indeſſen die Empörung der Spanier, welche, nicht geſättigt durch die Ausplünderung Mailands und die Auszahlung

des größten Theils ihres rückſtändigen Soldes, auf der Tilgung der ganzen Schuld beſtanden. Der Herzog ſchickte einen Offizier ab, um ſie beſänftigen zu laſſen; aber die Ermordung deſſelben war ihre Antwort. Gleichwohl gelang es Bourbon, ſie zu beruhigen, und um ähnlichen Unterbrechungen zu entgehen, drang er deſto ſchneller vor.

Modena, Bologna und Florenz waren beſtimmt, das Handgeld auf größere Eroberungen zu geben; aber die Thätigkeit des Marquis von Saluzzo, welchen Franz zur Armee der Verbündeten geſchickt hatte, rettete dieſe Städte, indem er dem Herzog überall zuvoreilte. Der Herzog von Urbino folgte nur aus der Ferne.

Ungefährdet kam Bourbon vor den Thoren von Bologna an. Er forderte nur Lebensmittel für ſein Heer, welches er, ſeiner Ausſage nach, nach Neapel führen wollte, um dies Königreich gegen die Angriffe der Verbündeten zu vertheidigen. Seine Forderung wurde befriedigt, und ohne Zeitverluſt brach er wieder auf.

Clemens VII. hatte ſich den glänzenden Entwurf gemacht, dem König der Franzoſen ſeine Söhne und dem Herzog Sforza ſein Herzogthum wieder zu geben; und ohne ſich in eine genaue Berechnung ſeiner Kräfte einzulaſſen, wollte er außerdem dem Kaiſer das Königreich Neapel entreißen. Seine Eitelkeit beherrſchte ihn ſo ſehr, daß ſelbſt die Colonna's nicht im Stande waren, ihn zum Gefühl ſeiner Schwäche zurückzuführen, als ſie, von einigen Kaiſerlichen unterſtützt, Rom überfielen, und den Papſt zu einem Waffenſtillſtande zwangen. Kaum hatten ſie Rom verlaſſen, als Clemens den Waffenſtillſtand brach, und Neapel von Neuem befehdete. Einige unbedeutende Vortheile, welche er davon trug, vermehrten ſeinen Uebermuth. Schon war er im Begriff, ganz Italien zu ſeinem Beiſtand aufzufordern, als die Nachricht, daß der furchtbare Bourbon, trotz den Verbündeten bis in das Gebiet von Bologna vorgedrungen ſei, und ſich der Hauptſtadt des Kirchenſtaates nähere, ihn in Schrecken ſetzte. Anſtatt indeſſen ſeine Schätze zu Verſtärkungen und Vertheidigungsanſtalten anzulegen, bildete er ſich ein, daß Lannoy im Stande ſei, dem Herzog zu gebieten, und um ihn deſto leichter zu einem Waffenſtillſtande zu bereden, erkaufte er ihn durch eine große Summe.

Von dieſen Vorkehrungen des Papſtes unterrichtet, kam Bourbon den Befehlen des Vicekönigs durch Liſt zuvor, indem er ihm meldete, es ſei ihm unmöglich, noch weiter vorzudringen; und wenn ſein ganzes Heer

nicht zu Grunde gehen ſollte, ſo müſſe der Friede mit dem Papſte zu Stande kommen. Auf dieſe Erklärung beruhigte Lannoy den furchtſamen Papſt.

Anhaltender Regen und Schneegeſtöber, worauf ein harter Froſt folgte, hatten Bourbons Aufenthalt im Gebiete von Bologna bis zur Mitte des Märzes (1527) verlängert. Eine mildere Witterung erlaubte die Fortſetzung des Marſches. Bourbon befahl, das Lager abzubrechen. Plötzlich empörten ſich die Deutſchen. Mit bewundernswürdiger Geduld hatten ſie ſeit beinahe zwei Monaten jede Beſchwerde ertragen; ſobald ſie aber hörten, daß ſie neuen Gefahren entgegen gehen ſollten, geriethen ſie in Wuth. Ihr Toben erfüllte das ganze Lager. Die unerſättlichen Spanier vereinigten ſich mit ihnen. Gemeinſchaftlich ſtrömten ſie nach Bourbons Zelt. Kein anderes Rettungsmittel als die Flucht! Der Herzog entkam; aber einer von ſeinen Edelleuten wurde auf der Stelle ermordet. Er wandte ſich an den Herzog von Ferrara, des Kaiſers einzigen Verbündeten in Italien; und dieſer, ſo arm er war, verſchaffte ihm eine mäßige Summe, wodurch er die Wuth der Soldaten beſänftigen konnte. In ſeiner Abweſenheit hatten ſie ſein Zelt geplündert, und ihm außer ſeinem Streitroß, ſeiner Rüſtung und einem Mantel nichts übrig gelaſſen. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, erinnerte er ſie bei ſeiner Zurückkunft an den Vertrag, den er mit ihnen gemacht hätte; und nachdem er die Ausſicht auf eine unermeßliche Beute in ihren Seelen angefriſcht hatte, erſchallte von allen Seiten ein lauter Beifall und die Verſicherung, daß ſie, von ihm geführt, die ganze Welt zertrümmern wollten. Und von dieſem Augenblicke an hörte man keine Klage mehr. Die Bereitwilligkeit, überall zu folgen, war um ſo größer, da Bourbon jede Gefahr und jedes Elend theilte.

Unterdeſſen rechnete Clemens auf die Wirkungen des Waffenſtillſtandes, den er ſo theuer erkauft hatte. Mit Erſtaunen vernahm er die Nachricht, daß Bourbon ſeinen Weg verheerend verfolge, und ließ ihm durch einen Abgeſandten ankündigen, daß er ſeine Staaten räumen möchte. Der Herzog antwortete indeſſen: Dies ſtehe nicht in ſeiner Macht; in Stücken würde man ihn reißen, wenn er umkehren wolle; er hoffe aber, daß Hunger und zunehmende Gefahr ſeine Soldaten beſtimmen würden, freiwillig in ihr Vaterland zurückzukehren. Am Fuße der Apenninen erhielt er einen zweiten Geſandten von Lannoy, welcher ihn aufforderte, den ge-

interessirter Geschäftsmann zu sein. Diese Aufforderung wurde in kurzer bekannt, und es war nur die Wuth der Spanier, daß sie dem Gedanken das Leben schenkten, wenn Bourbon ihn nicht gerettet hätte. In der Verabredung des Feldzuges der Waffenstillstand eingeschlossen, so gross Summen für den Sold zu zahlen waren (jener Summen von 60,000 Dukaten, die Papst Clemens hatte, noch 30,000 Kaiser, und endlich durch die Gefangennahme des Herzogs, fasste er den heroischen Entschluss, nicht in die sicheren Thore zu gehen, den General mit Verachtung zu überwinden, und ihm in Spanien zu nehmen. Er rüstete zu diesem Ende weniger von Rom als er es für gerade aufbrach; kamen aber nur so in Florenz anlangten, als er für einen Besseren bekam, und über auf den Fern unterhandeln wollte.

Es mochte für Bourbons Heer Ernste nothwendig, diese möglichste Stimme für Florenz zu unterhandeln regierte. Mit grossen Gefahren erfüllt, in die Verbindung herbei zu eilen. Zwar war der Papst von Italien ihm und über die Lombardei zurückgekommen; aber Bourbons Heer bedurfte für in der Nothwendigkeit, zu siegen oder zu fallen, und da für Alles in die Stadt gekommen hatte, so konnten diese nicht verschont haben und bedürfte nur mehr, musste ihm gleichgültig sein.

Seinem Stolz in gross nahm Bourbon noch immer die Miene an, als ob er der Fürsten mächtig und rüstete dem Vicekönig und den Gesandten des Papst, daß er für innerhalb fünf Tagen zurückkehren wolle, wenn man ihm die versprochenen 80,000 Dukaten noch 8000 zugelegen versprache. Summe bewilligte durch Anlage, und schrieb, er möchte selbst diese Summe bringen und sich zum Stand zu mit ihm vereinigen, um über die Bedingungen beizufallen, welche dem Kaiser am Besten zu schaden hätten.

Ueberglücklich, daß Lannoy und der Generale der Alliirten in diese Schlinge fielen, hatte Bourbon kaum den Eilboten abgesendet, welcher dem Ersteren den Ort der Zusammenkunft anzeigen sollte, als er sich mit seinem Heere von Neuem in Bewegung setzte. In zwei Tagen war das Gebirge überstiegen und der Vicekönig betrogen. An der Stelle des Bourbonschen Heeres fand er bei seiner Ankunft nur ergrimmte Landleute, welche ihre Wuth an ihm auszulassen drohten, und denen er mit der größten Mühe entkam. Er verfolgte noch eine Zeit lang die Spur des Herzogs; aber ungewiß zwischen der Furcht für seine Sicherheit und der

niß für das Wohl des Kirchenstaates, hielt er es für gerathener, ch Florenz zurückzuziehen.

Die Nähe des Bourbonschen Heeres beflügelte den Marsch des Her- on Urbino, und beinahe zu gleicher Zeit kamen beide in Toscana an. Plagen, welche Mailand verheert hatten, drohten diesem schönen

Eifersüchtig auf Florenz, erbot sich Siena zu jeder Unterstü Bourbon sogleich zur Belagerung schreiten wollte; aber ungereizt von Eroberung, welche seinen Hauptentwurf nur verzögern konnte, war en schon verschwunden, als Alles noch vor ihm zitterte. Die Nach- daß der Papst den Allianz-Traktat mit Frankreich und England er- hatte, vermehrte seine Eilfertigkeit. Vor seinem Ausmarsch aus n meldete er dem [illegible]: „Nur die Hartnäckigkeit seiner Truppen ihn, an ihrer Spitze zu bleiben. Er habe vergeblich seine ganze amkeit angewendet, um sie zu freundlichen Gesinnungen gegen ihn egen. Jetzt begleite er sie, um sie im Zaum zu halten. Uebrigens ihn, seine Schätze nicht zu schonen, um das Ungewitter abzuleiten, sich über seine Staaten zöge."

mpört durch diese Erklärung, versäumte der Papst keinen Augenblick, nnstrahl auf Bourbon und sein Heer zu schleudern; und sein Ver- auf die Wirksamkeit desselben war so groß, daß er, unbekümmert le Vertheidigungsanstalten, die Einwohner Roms sogar verhinderte, uptstadt zu verlassen.

Bei seiner Ankunft in Arezzo versammelte Bourbon sein ganzes und machte es zum ersten Male mit seiner wahren Absicht bekannt. hatten die Deutschen aus dem Munde ihres Generals erfahren, auf eine Plünderung der reichen Hauptstadt des Kirchenstaates ab- sei, als sie in einen lauten Jubel ausbrachen, und keinen Augenblick n wollten. Diesen Eifer benutzte Bourbon auf der Stelle. Große igkeiten waren noch zu überwinden. Ein starker Regen hatte die n unwegsam gemacht, und die kleineren Flüsse angeschwellt. Gleich- ang er mit so unglaublicher Schnelligkeit vor, daß er vierzig italie- Meilen in Einem Tage zurücklegte, und vor Rom erschien, als der und die Römer ihn noch in Toscana glaubten.

roß war die Bestürzung Aller, als sie von den Mauern der Stadt men des gefürchteten Heeres wehen sahen. Rom war außer Stande vertheidigen. Früher hatte Philipp Doria auf Befehl des Papstes

[illegible]

nze Nacht hindurch durchlief er die Wälle, um die Vertheidigungs-
n zu ſichern.

der Tag brach endlich an. Gerüſtet ſtand Bourbon da. Ein
Gewand bedeckte ſeinen Harniſch, um ihn als Anführer kenntlich
hen. Muth und Entſchloſſenheit blitzten aus ſeinen Augen. Durch
eſtadt Viterbo wollte er Rom angreifen. Raſchen Schrittes führte
e Soldaten dahin. Nach einer Rede, worin er ſich, wie mehrere
hsſchreiber verſichern, ſeinen nahen Tod weiſſagte, theilte er das
in drei Corps und wies einem jeden einen beſondern Angriffspunkt
n dem Wetteifer noch ſtärker anzufachen. Zufällig erhob ſich ein
Nebel. Bourbon benutzte ihn, um ſeine Deutſchen bis dicht an
rſchanzungen des Borgo zu führen. Hier ließ er Halt machen, und
ſich, von Wenigen begleitet, den Mauern, um ihre Höhe zu
chen. Der Nebel verſchwand in dieſem Augenblicke und zeigte den
n das feindliche Heer, wie es eben im Begriff war, ein ſchreckliches
d anzufangen. Ein Offizier, welchem Renzo de Cere die Verthei-
einer Breſche anvertraut hatte, wollte, von dieſem Schauſpiel er-
, in die Stadt zurückkehren; die Furcht verblendete ihn. Er näherte
ourbon. Dieſer erwartete einen Ausfall, und ließ zum Angriff

Jetzt erſt begriff der Offizier ſeinen Irrthum und kehrte eilend in
adt durch die Breſche zurück. Auf! meine Freunde, rief Bourbon
ſem Anblick; der Himmel ſelbſt zeigt uns den Weg des Sieges.
h riß er einem ſeiner Nachbarn die Leiter aus der Hand, legte ſie
Breſche und ſtieg, die Pike in der Hand, herauf. Schon war er
griff, ſich über die Mauer zu ſchwingen, als ein Flintenſchuß ihn
Graben herabſtürzte.

ur ein ſchwacher Lebenshauch blieb ihm noch übrig; aber ſelbſt mit
bat er den Hauptmann Jonas, ihn mit ſeinem Mantel zu bedecken,
ſein Tod verborgen bliebe. Es geſchah; und indem das Heer den
Führer ſchon innerhalb der Mauern glaubte, eilte es ihm auf den
n des Sieges nach. Das Unglück wurde nicht eher geahnet, als
Verſchanzungen erſtürmt waren. Der Hauptmann Jonas beſtä-
t, die Thränen in den Augen. Sein Schmerz theilte ſich den
n mit, und verwandelte ſich in ihrer Bruſt in eine unwiderſtehliche

Zurückgeſchlagen wichen die Römer. Gleich einem Ungewitter
s Heer unaufhaltbar fort. In dumpfen Tönen erſchallten die ein-

[illegible]

. Lucca imperii. Gallo victa. imperata Italia.
Pontifice vivente. Roma capta. Carolus Borbonius
a victoria cecidit hic jacet.“

[illegible] Jahr [illegible] Jahren. Von der Natur mit [illegible] geistigen Fähigkeiten begabt, würde er, wenn er länger gelebt hätte, [illegible] eine neue Epoche gemacht, und [illegible] auf seine Talente [illegible] angewandt haben. Jugendlust in den [illegible] seiner Gespielen machte ihn verhaßt beim Ernst, der sich durch seine Talentfähigkeit und sein Vergnügen von seinem Zwecken abhalten ließ, war [illegible] seiner Größe war. Ein gleichzeitiger Schriftsteller

versichert, daß er, dem herrschenden Geiste der Galanterie entgegen, außer seiner Gemahlin nie ein anderes Weib geliebt habe, und dieser einzige Zug hinreichend, ihn als einen Mann darzustellen, auf dessen geistigere Leidenschaften selbst vorzügliche Menschen mit Hochachtung hinsehen müssen.

Karl V. beklagte den Verlust eines Bundesgenossen, aber ihm so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, und sprach nur in den ehrenvollsten Ausdrücken von ihm. Franz I. und sein Hof hingegen freuten sich über den Tod eines Fürsten, der ihm so viel Abbruch gethan hatte, und aufgehetzt von dem Pöbel des Hofes, bestrich der Pöbel der Stadt den Söller und die Thür seines Palastes in der Nähe des Louvre mit gelber Farbe, um anzuzeigen, daß er als ein Verräther gestorben sei. Auf Befehl des Königs machte ihm das Parlament von Neuem den Prozeß, und die Sentenz war, daß, da er notorisch die Sitten seiner Ahnen verleugnet habe, alle seine Besitzungen confiscirt werden, und zum Theil der Krone, zum Theil der Herzogin von Savoyen anheim fallen sollten. du Prat erhielt die Güter, nach welchen er sein ganzes Leben hindurch gestrebt hatte. Als Karl V. dem französischen König es im Frieden zu Cambray zur Bedingung machte, das Andenken des Herzogs von Bourbon wieder herzustellen, und seine Besitzungen an seine Familie zurückzugeben, wurde Beides versprochen, aber nicht gehalten, und nur ein sehr geringer Theil der Güter fiel auf Ludwig von Bourbon, Prinzen von Roche-sur-Yon zurück.

Georg von Frundsberg, Herr zu Mindelheim,

kaiserlicher General der Cavallerie.

Oesterreichs Bayard, wie ihn die Geschichte heißt, der Soldatenvater, wie ihn die unter ihm unbesiegbaren deutschen Landsknechte, der „Leutfresser“, wie ihn die von ihm besiegten und zusammengehauenen Schweizer nannten, kam den 24. September 1473 zu Mindelheim in Schwaben, dem Sitze des uralten Geschlechtes der edlen Herren von Frundsberg (Fronsberg, Freundsberg) zur Welt. Die Stellung seines

Vaters Ulrich, als Stifters und Hauptmanns des ſchwäbiſchen Bundes, pflanzte frühzeitig ſchon die Neigung zum Waffenhandwerk in ſeine Seele.

Siebzehn Jahre zählte Georg, als er in dem Zuge die erſten Sporen verdiente, den der ſchwäbiſche Bund über das Lechfeld that, Albrecht den Weiſen, Herzog aus Baiern zu zwingen, dem, dem Reiche entzogenen, Regensburg ſeine Unmittelbarkeit wieder zu geben. Daß ſeine Laufbahn mit einem Siege begann, hat in ihm, wie in ſo vielen andern Helden, ſehr natürlich das Feuer entzündet, kraft deſſen er „ymmer Luſt und begierd zu kriegen gehabt.“

Zum zweiten Male verſuchte ſich Georg von Frundsberg in den geldriſchen Unruhen, die der franzöſiſche König aufregte, Mailand deſto gewiſſer einzunehmen. In einer theuern Schule, durch Schimpf und Schaden ſeiner Waffengefährten, lernte Georg von Frundsberg in dem Kriege wider die Eidgenoſſen (1499) Angriff und Rückzug, wie dieſer geſichert, jener mit Nachdruck und Schnelligkeit geſchehen müſſe. — Von den Schweizern, die auf beeiſ'ten Alpenhöhen als Vorpoſten oder Kundſchafter ausgeſtellt, eher erfroren, als ſie ihre Stellen verlaſſen oder um Hilfe gerufen hätten, von dem in geſchloſſenen Gliedern durch den Rhein watenden Heerhaufen, welcher Halt zu machen befehligt ward, weil der Feind im Anzuge ſei, der zwei volle Stunden lang, die Eisſchollen von Schultern und Knieen mit den Spießen ablenkend, im reißenden Waſſer, in der grimmigſten Winterkälte ſtehen blieb, lernte er, was Mannszucht und Subordination ſei, aus deren Mangel die zahlreichen Haufen der kaiſerlichen Söldner zurückgedrängt, geſchlagen, aufgelöſ't wurden, wo und ſo oft ſie ſich zeigten.

Eben daraus und aus dem Heldentode Heinrich Wollebs von Uri, der, nachdem er die Höhe Lauzegaſt zehnfacher Uebermacht abgerannt und gewonnen, die Hellebarde quer, ſechs bis acht feindliche Spieße in die Höhe hob, und ſo den Seinigen eine Bahn durch den Wald feindlicher Speere brach, wie bei Sempach Winkelried, daraus lernte Georg, was ſo Viele durch Reihen von Niederlagen nicht haben begreifen lernen, daß der ſtrengſte militairiſche Gehorſam und die Begeiſterung für Freiheit wohl neben einander beſtehen können, ja daß jener neben dieſer am furchtbarſten ſei, weil er da weder aus Zwang, noch durch Sold, ſondern aus der inneren Ueberzeugung entſpringt.

Sein Kriegsrecht, der österreichischen Heere erstes Gesetzbuch, bezieht insonderheit verschiedene Fälle, welche er in dieser unrühmlichen Fehde mit Schmerzen und Unwillen gesehen hat. Hier lernte er endlich auch, daß das Fußvolk die beweglichste, ausdauerndste, entscheidendste Waffe sei, darum wendete er seine ganze Laufbahn daran, dem Kaiser eine gute Infanterie zu organisiren, und den Bund mit den Eidgenossen entbehrlich zu machen, der bei der damaligen Seltenheit des Geldes äußerst drückend, und wegen ihres Unbestandes gefährlich, von der beleidigten Aufwallung, von der beredten Zunge jedes beliebten Landammanns oder Hauptmanns abhing.

Er focht die Schlachten von Hard bei Bregenz (20. Februar 1499) und von Frastanz bei Feldkirch (20. April 1499) mit, nicht so die Treffen von Basel und Dorneck und in Tyrol bei Schlinig und auf der Malserhaide. — Er gewann die Freundschaft Willibald Pirkheimers, Hauptmanns der Stadt Nürnberg, Freundes Maximilians I., der sich durch seine Geschichte dieses Krieges und durch seine nicht geringen Verdienste um das deutsche Fußvolk ein bleibendes Denkmal gestiftet hat.

Darauf war Frundsberg mit unter den Völkern, die Maximilian dem Herzoge Ludwig Morus Sforza zu Hilfe sendete, wider das französische Heer unter dem Marschall Trivulzio. Er sah, wie die, doch so theuer erkauften eidgenössischen Söldner ihn und seinen Bruder, den Cardinal Ascanius in Novara verriethen und auslieferten zur Absetzung und zu schmählichem Kerker.

In den fernen Niederlanden, im schweizerischen Hochgebirg, unter dem italienischen Himmel hatte sich der junge Held versucht, nun nach dem Tode Georgs des Reichen, Herzogs von Baiern-Landshut (1. Dezember 1503) ward das deutsche Vaterland selber der Schauplatz seiner Thaten. Herzog Georg, von Jugend an in bitterer Feindschaft mit den Herzogen zu München, seinen Vettern und Erben, konnte den Gedanken nicht ertragen, ihnen seine schönen, durch lange, hausväterliche Sorgfalt blühenden Lande, nach dem trockenen Buchstaben des Erbrechtes und der alten Hausſatzungen, — der geliebten Tochter Elisabeth und ihrem unternehmenden Gemahl, Pfalzgrafen Rupert aber nichts, denn das Heirathsgut und einiges Kleinod zu hinterlassen. — Um des Herzens willen waren des Reichs Gesetze tödtlich verletzt, das Reichsoberhaupt bemüssiget, unmittelbaren Theil an dem Zwiste zu nehmen. Nachdem bereits die

Reichsacht über den darob nicht erſchrockenen Rupert ergangen, beide Pfalzen, die obere und untere, und ſeine Beſitzungen im Elſaß weggenommen waren, vom Kaiſer, von den bairiſchen Vettern, von Brandenburg, Würtemberg und Heſſen und von Nürnberg, welches dazumal ſo viel galt, als ein Churfürſtenthum, ſtarb Rupert, ſtarb Eliſabeth wie durch eine Schickung gleich nach einander. Den Tag vor dem Tode der Pfalzgräfin (12. September 1504) geſchah eine heftige Schlacht zwiſchen Maximilian und dem böhmiſchen Hilfsheere bei Regensburg. Das Gewühl war über allen Ausdruck fürchterlich, der Sieg ſehr lange unentſchieden, dem Kaiſer ſelber ward das Pferd unter dem Leibe erſtochen. Noch immer Zuverſicht und Schrecken verbreitend, dieſen unter die Feinde, jenen unter die Seinen, ſtürzte Maximilian fechtend hin auf ſein Roß, die böhmiſchen Kolben und Schwerter, wie raſend auf ihn. Den theuern Leib deckte mit ſeinem eigenen Herzog Erich von Braunſchweig. Georg von Frundsberg war mitten unter dieſen Haufen. Er eroberte ein feindliches Fähnlein, und noch auf dem rauchenden Schlachtfelde ward er deshalb von der Blume der Ritterſchaft, von Maximilian ſelbſt, zum Ritter geſchlagen. Er folgte der Fahne von Oeſterreich und Burgund noch ein Mal wider Geldern, und den ganzen franzöſiſchen Anhang.

Bald darauf that ſich die Ligue von Cambray zuſammen. Der Kaiſer zog ſelbſt wider Venedig, welches, wiewohl zur Unzeit, ihm den Römerzug und die Empfahung der römiſchen Krone ſtreitig machen, das ihn von den Rebellen zu Brügge getödtet wiſſen, und alsdann ſelbſt vergiften wollte. In dieſem Kriege führte Georg von Frundsberg ein Regiment Fußvolk als deſſen Hauptmann, überall zu ritterlichem Dienſt vor Vicenza, Verona, Padua und im Friaul, bald mit, bald wider Frankreich, Spanien, Venedig, wie es der damalige, faſt unglaublich ſchnelle Allianzenwechſel gebot. Als der tapfere Rudolph von Anhalt geſtorben, nahm er mit den Franzoſen vereinigt Montfelice, Padua, Vicenza, Legnago und Eſte, und vertheidigte das eroberte Verona wider den Helden Gritti. Vor Bologna eroberte er faſt alle Artillerie und mehrere Fahnen der Päpſtlichen und Venetianer. Ja, ſie hätten leicht den kriegsluſtigen Julius ſelber in Ravenna gefangen, hätten ſie ſich, was faſt nie geſchieht, als Sieger die Beſtürzung und gänzliche Verwirrung der Verſprengten ſo arg vorgeſtellt, als ſie wirklich war. — Darauf hat er die furchtbarſten Päſſe im Gebirge an der Piave, im Cadober, die Clauſen (chiuse) an der Etſch

nicht zu Grunde gehen ſollte, ſo müſſe der Friede mit dem Papſte zu Stande kommen. Auf dieſe Erklärung beruhigte Lannoy den furchtſamen Papſt.

Anhaltender Regen und Schneegeſtöber, worauf ein harter Froſt folgte, hatten Bourbons Aufenthalt im Gebiete von Bologna bis zur Mitte des Märzes (1527) verlängert. Eine mildere Witterung erlaubte die Fortſetzung des Marſches. Bourbon befahl, das Lager abzubrechen. Plötzlich empörten ſich die Deutſchen. Mit bewundernswürdiger Geduld hatten ſie ſeit beinahe zwei Monaten jede Beſchwerde ertragen; ſobald ſie aber hörten, daß ſie neuen Gefahren entgegen gehen ſollten, geriethen ſie in Wuth. Ihr Toben erfüllte das ganze Lager. Die unerſättlichen Spanier vereinigten ſich mit ihnen. Gemeinſchaftlich ſtrömten ſie nach Bourbons Zelt. Kein anderes Rettungsmittel als die Flucht! Der Herzog entkam; aber einer von ſeinen Edelleuten wurde auf der Stelle ermordet. Er wandte ſich an den Herzog von Ferrara, des Kaiſers einzigen Verbündeten in Italien; und dieſer, ſo arm er war, verſchaffte ihm eine mäßige Summe, wodurch er die Wuth der Soldaten beſänftigen konnte. In ſeiner Abweſenheit hatten ſie ſein Zelt geplündert, und ihm außer ſeinem Streitroß, ſeiner Rüſtung und einem Mantel nichts übrig gelaſſen. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, erinnerte er ſie bei ſeiner Zurückkunft an den Vertrag, den er mit ihnen gemacht hätte; und nachdem er die Ausſicht auf eine unermeßliche Beute in ihren Seelen angefriſcht hatte, erſchallte von allen Seiten ein lauter Beifall und die Verſicherung, daß ſie, von ihm geführt, die ganze Welt zertrümmern wollten. Und von dieſem Augenblicke an hörte man keine Klage mehr. Die Bereitwilligkeit, überall zu folgen, war um ſo größer, da Bourbon jede Gefahr und jedes Elend theilte.

Unterdeſſen rechnete Clemens auf die Wirkungen des Waffenſtillſtandes, den er ſo theuer erkauft hatte. Mit Erſtaunen vernahm er die Nachricht, daß Bourbon ſeinen Weg verheerend verfolge, und ließ ihm durch einen Abgeſandten ankündigen, daß er ſeine Staaten räumen möchte. Der Herzog antwortete indeſſen: Dies ſtehe nicht in ſeiner Macht; in Stücken würde man ihn reißen, wenn er umkehren wolle; er hoffe aber, daß Hunger und zunehmende Gefahr ſeine Soldaten beſtimmen würden, freiwillig in ihr Vaterland zurückzukehren. Am Fuße der Apenninen erhielt er einen zweiten Geſandten von Lannoy, welcher ihn aufforderte, den ge-

ſchloſſenen Waffenſtillſtand zu ehren. Dieſe Aufforderung wurde im Lager bekannt, und ſo groß war die Wuth der Spanier, daß ſie dem Geſandten das Leben gekoſtet haben würde, wenn Bourbon ihn nicht gerettet hätte. In der Vorausſetzung, daß Bourbon den Waffenſtillſtand mißbilligte, um große Summen für ſein Heer zu ziehen, legte Lannoy den 60,000 Ducaten, zu welchen ſich der Papſt erklärt hatte, noch 20,000 hinzu, und empört durch das Stillſchweigen des Herzogs, faßte er den heroiſchen Entſchluß, ſelbſt in das kaiſerliche Lager zu gehen, den General mit Vorwürfen zu überhäufen, und ihm die Spanier zu nehmen. Er reiſete zu dieſem Ende wirklich von Rom ab, wo er ſich gerade aufhielt; kaum aber war er in Florenz angekommen, als er ſich eines Beſſeren beſann, und lieber aus der Ferne unterhandeln wollte.

Je mehr ſich Bourbons Heer Toscana näherte, deſto mehr zitterte Clemens für Florenz, wo er unumſchränkt regierte. Mit großem Geſchrei erſuchte er die Verbündeten, herbei zu eilen. Zwar war der Marquis von Saluzes ihm auch über die Apenninen zuvorgekommen; aber Bourbons Heer befand ſich in der Nothwendigkeit, zu ſiegen oder zu ſterben, und da ſich Alles in die Städte geflüchtet hatte, ſo konnten dieſe nicht verſchont bleiben, und befeſtigt oder nicht, mußte ihm gleichgiltig ſein.

Seinem Syſtem getreu, nahm Bourbon noch immer die Miene an, als ob er den Frieden wünſche, und erklärte dem Vicekönig und den Geſandten des Papſtes, daß er ſich innerhalb fünf Tagen zurückziehen wolle, wenn man zu den verſprochenen 80,000 Ducaten noch 6000 zuzulegen verſpreche. Lannoy bewilligte dieſe Zulage, und ſchrieb, er würde ſelbſt dieſe Summe bringen, und ſich von Stund' an mit ihm vereinigen, um über die Venetianer herzufallen, welche dem Kaiſer am meiſten geſchadet hätten.

Ueberglücklich, daß Lannoy und die Generale der Alliirten in dieſe Schlinge fielen, hatte Bourbon kaum den Eilboten abgeſendet, welcher dem Erſteren den Ort der Zuſammenkunft anzeigen ſollte, als er ſich mit ſeinem Heere von Neuem in Bewegung ſetzte. In zwei Tagen war das Gebirge überſtiegen und der Vicekönig betrogen. An der Stelle des Bourbonſchen Heeres fand er bei ſeiner Ankunft nur ergrimmte Landleute, welche ihre Wuth an ihm auszulaſſen drohten, und denen er mit der größten Mühe entkam. Er verfolgte noch eine Zeit lang die Spur des Herzogs; aber ungewiß zwiſchen der Furcht für ſeine Sicherheit und der

Besorgniß für das Wohl des Kirchenstaates, hielt er es für gerathener, sich nach Florenz zurückzuziehen.

Die Nähe des Bourbonschen Heeres beflügelte den Marsch des Herzogs von Urbino, und beinahe zu gleicher Zeit kamen beide in Toscana an. Alle Plagen, welche Mailand verheert hatten, drohten diesem schönen Lande. Eifersüchtig auf Florenz, erbot sich Siena zu jeder Unterstützung, wenn Bourbon sogleich zur Belagerung schreiten wollte; aber ungereizt von einer Eroberung, welche seinen Hauptentwurf nur verzögern konnte, war Bourbon schon verschwunden, als Alles noch vor ihm zitterte. Die Nachricht, daß der Papst den Allianz-Traktat mit Frankreich und England erneuert hatte, vermehrte seine Eilfertigkeit. Vor seinem Ausmarsch aus Toscana meldete er dem [illegible]: „Nur die Hartnäckigkeit seiner Truppen bewege ihn, an ihrer Spitze zu bleiben. Er habe vergeblich seine ganze Beredsamkeit angewendet, um sie zu freundlichen Gesinnungen gegen ihn zu bewegen. Jetzt begleite er sie, um sie im Zaum zu halten. Uebrigens bat er ihn, seine Schätze nicht zu schonen, um das Ungewitter abzuleiten, welches sich über seine Staaten zöge."

Empört durch diese Erklärung, versäumte der Papst keinen Augenblick, den Bannstrahl auf Bourbon und sein Heer zu schleudern; und sein Vertrauen auf die Wirksamkeit desselben war so groß, daß er, unbekümmert um alle Vertheidigungsanstalten, die Einwohner Roms sogar verhinderte, die Hauptstadt zu verlassen.

Bei seiner Ankunft in Arezzo versammelte Bourbon sein ganzes Heer, und machte es zum ersten Male mit seiner wahren Absicht bekannt. Kaum hatten die Deutschen aus dem Munde ihres Generals erfahren, daß es auf eine Plünderung der reichen Hauptstadt des Kirchenstaates abgesehen sei, als sie in einen lauten Jubel ausbrachen, und keinen Augenblick verlieren wollten. Diesen Eifer benutzte Bourbon auf der Stelle. Große Schwierigkeiten waren noch zu überwinden. Ein starker Regen hatte die Straßen unwegsam gemacht, und die kleineren Flüsse angeschwellt. Gleichwohl drang er mit so unglaublicher Schnelligkeit vor, daß er vierzig italienische Meilen in Einem Tage zurücklegte, und vor Rom erschien, als der Papst und die Römer ihn noch in Toscana glaubten.

Groß war die Bestürzung Aller, als sie von den Mauern der Stadt die Fahnen des gefürchteten Heeres wehen sahen. Rom war außer Stande sich zu vertheidigen. Früher hatte Philipp Doria auf Befehl des Papstes

3000 Mann Infanterie anwerben müſſen; aber als er an ihrer Spitze in Civita-Vecchia erſchien, verbot ihm Clemens nach Rom zu kommen. Guido Rangone ſtand mit einer zahlreichen Infanterie zu Orticoli; aber auch er ſollte ſich nicht eher damit in Bewegung ſetzen, als bis der Papſt ihn rufen würde. Ueberraſcht ſah der Papſt ein, daß es zu ſpät ſei, beide nach Rom zu bringen. Die Vertheidigung der Stadt wurde eben dem Renzo de Cere übertragen, welcher ſich in Marſeille ſo ſehr ausgezeichnet hatte. Von einigen franzöſiſchen Offizieren unterſtützt, verlor er keinen Augenblick, in dem Borgo, einem der weſtlichen, jenſeits der Tiber gelegenen Viertel der Stadt, welches dem Angriff ausgeſetzt war, Verſchanzungen anzulegen, und alle Einwohner Roms zu bewaffnen. Prieſter, Mönche, Biſchöfe, Cardinäle kamen ihm zu Hilfe. Mit Kruzifixen in den Händen durchliefen ſie alle Straßen, und ermahnten das Volk zu einer tapfern Vertheidigung.

„Lutheraner und Räuber wären es, die ſie bedrohten. Nur die größte Tapferkeit könne ſie retten. An Beiſtand würde es nicht fehlen. Die Generale des heiligen Bundes wären ganz in der Nähe.“

Den 5. Mai Abends kam Bourbon vor Rom an. Die Wälle waren mit Bewaffneten beſetzt, und ein Wald von Piken drohte einen kräftigen Widerſtand. Die Bewohner von Aquapendente, San Lorenzo und einigen andern Dörfern hatten zwar das kaiſerliche Heer mit Lebensmitteln verſehen; aber dieſe Vorräthe waren zu gering. Von der einen Seite drohte eine Hungersnoth, von der andern das Heer der Verbündeten. Kein Augenblick war zu verlieren. In ſeinem Lager vernahm Bourbon indeſſen den Aufruhr, welcher Rom in allen ſeinen Theilen bewegte, ſo wie das Geſchrei der Greiſe, Weiber und Kinder. Vielleicht ließ ſich die allgemeine Beſtürzung zum Vortheil des Heeres benutzen. Auf der Stelle machte er den Verſuch, indem er den Papſt um einen freien Durchmarſch nach Neapel bitten ließ. Unter dem lauten Jubel des Volkes wurde der Abgeſandte in die Thore eingelaſſen, weil es ſich mit der Ausſicht auf eine Unterhandlung ſchmeichelte. Er wurde zu dem Papſt geführt, und entledigte ſich ſeines Auftrages mit Beſtimmtheit und Kühnheit. Clemens weigerte ſich aber, die Thore der Stadt zu öffnen. Bei der Zurückkunft des Geſandten gerieth das ganze Lager in Bewegung, und entflammte ſich zu neuer Wuth, während die Römer die Folgen einer getäuſchten Erwartung empfanden. Renzo de Cere allein behielt ſeine ganze Beſinnung.

Die ganze Nacht hindurch durchlief er die Wälle, um die Vertheidigungsanſtalten zu ſichern.

Der Tag brach endlich an. Gerüſtet ſtand Bourbon da. Ein weißes Gewand bedeckte ſeinen Harniſch, um ihn als Anführer kenntlich zu machen. Muth und Entſchloſſenheit blitzten aus ſeinen Augen. Durch die Vorſtadt Viterbo wollte er Rom angreifen. Raſchen Schrittes führte er ſeine Soldaten dahin. Nach einer Rede, worin er ſich, wie mehrere Geſchichtsſchreiber verſichern, ſeinen nahen Tod weiſſagte, theilte er das Heer in drei Corps und wies einem jeden einen beſondern Angriffspunkt an, um den Wetteifer noch ſtärker anzufachen. Zufällig erhob ſich ein ſtarker Nebel. Bourbon benutzte ihn, um ſeine Deutſchen bis dicht an die Verſchanzungen des Borgo zu führen. Hier ließ er Halt machen, und näherte ſich, von Wenigen begleitet, den Mauern, um ihre Höhe zu unterſuchen. Der Nebel verſchwand in dieſem Augenblicke und zeigte den Römern das feindliche Heer, wie es eben im Begriff war, ein ſchreckliches Blutbad anzufangen. Ein Offizier, welchem Renzo de Cere die Vertheidigung einer Breſche anvertraut hatte, wollte, von dieſem Schauſpiel erſchreckt, in die Stadt zurückkehren; die Furcht verblendete ihn. Er näherte ſich Bourbon. Dieſer erwartete einen Ausfall, und ließ zum Angriff blaſen. Jetzt erſt begriff der Offizier ſeinen Irrthum und kehrte eilend in die Stadt durch die Breſche zurück. Auf! meine Freunde, rief Bourbon bei dieſem Anblick; der Himmel ſelbſt zeigt uns den Weg des Sieges. Zugleich riß er einem ſeiner Nachbarn die Leiter aus der Hand, legte ſie an die Breſche und ſtieg, die Pike in der Hand, herauf. Schon war er im Begriff, ſich über die Mauer zu ſchwingen, als ein Flintenſchuß ihn in den Graben herabſtürzte.

Nur ein ſchwacher Lebenshauch blieb ihm noch übrig; aber ſelbſt mit dieſem bat er den Hauptmann Jonas, ihn mit ſeinem Mantel zu bedecken, damit ſein Tod verborgen bliebe. Es geſchah; und indem das Heer den theuern Führer ſchon innerhalb der Mauern glaubte, eilte es ihm auf den Fittigen des Sieges nach. Das Unglück wurde nicht eher geahnet, als bis die Verſchanzungen erſtürmt waren. Der Hauptmann Jonas beſtätigte es, die Thränen in den Augen. Sein Schmerz theilte ſich den Kriegern mit, und verwandelte ſich in ihrer Bruſt in eine unwiderſtehliche Wuth. Zurückgeſchlagen wichen die Römer. Gleich einem Ungewitter zog das Heer unaufhaltbar fort. In dumpfen Tönen erſchallten die ein-

zelnen Worte: Nieder! Blut! Bourbon! und ein furchtbares Gemetzel erfolgte darauf. In allen Straßen floſſen Ströme von Blut. Die Plünderung begann. Kaum hatte Clemens Zeit, ſich von dem Altar des heiligen Petrus in die Engelsburg zu retten. Dreizehn Cardinäle folgten ihm. Alle übrigen Mitglieder des Conclave, alle Magiſtrate, alle Fürſten, der Adel und die ganze Bürgerſchaft wurden ein Raub unerbittlicher Krieger. Wer ſich nicht in ungeheuern Summen loskaufte, wurde geplündert. Für die Mittelklaſſe fand keine Schonung ſtatt. Man mordete und lachte, und folterte und fluchte. Spanier und Deutſche wetteiferten in der Kunſt zu quälen. Selbſt Fremdlinge blieben nicht verſchont; ſpaniſche und deutſche Geſandte und Prälaten wurden nicht beſſer behandelt, als der gemeinſte Unterthan des Papſtes. So rächte man Bourbons Tod.

Nach mehreren Tagen hatte ſich die Wuth erſchöpft, und menſchlichere Gefühle kehrten in die Herzen der Barbaren zurück. Die erſten bezogen ſich auf Bourbon. Sein Leichnam wurde einbalſamirt und in einer Kirche ausgeſtellt; traurig eilte ein Jeder dahin, ihm die letzte Pflicht zu beweiſen. Sogar die übrig gebliebenen Römer beweinten ſeinen Tod. —

Als ſich nämlich das Heer, von Lautrecs Waffen und der Peſt zugleich verfolgt, Rom zu verlaſſen entſchloß, nahm es den Leichnam mit ſich, und brachte ihn nach Gaëta, wo er in der Kapelle der Feſtung beigeſetzt wurde.

Karl V. ließ ihm ein prächtiges Denkmal mit folgender Aufſchrift ſetzen:

„Aucto imperio, Gallo victo, superata Italia,
Pontifice obsesso, Roma capta, Carolus Borbonius
in victoria caesus hic jacet.“

Bourbon ſtarb in einem Alter von 38 Jahren. Von der Natur zum Werkzeug großer Revolutionen beſtimmt, würde er, wenn er länger gelebt hätte, Italien unſtreitig eine ganz andere Wendung gegeben, und dadurch auf ganz Europa ſehr wohlthätig eingewirkt haben. Furchtbar in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen machte ihn vorzüglich ſein Ernſt, der ſich durch keine Leidenſchaft und kein Vergnügen von ſeinen Zwecken ableiten ließ, und die erſte Grundlage ſeiner Größe war. Ein gleichzeitiger Schriftſteller

versichert, daß er, dem herrschenden Geiste der Galanterie entgegen, außer seiner Gemahlin nie ein anderes Weib geliebt habe, und dieser einzige Zug ist hinreichend, ihn als einen Mann darzustellen, auf dessen geistigere Leidenschaften selbst vorzügliche Menschen mit Hochachtung hinsehen müssen.

Karl V. beklagte den Verlust eines Bundesgenossen, der ihm so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, und sprach nur in den ehrenvollsten Ausdrücken von ihm. Franz I. und sein Hof hingegen freuten sich über den Tod eines Fürsten, der ihm so viel Abbruch gethan hatte, und aufgehetzt von dem Pöbel des Hofes, bestrich der Pöbel der Stadt den Söller und die Thür seines Palastes in der Nähe des Louvre mit gelber Farbe, um anzuzeigen, daß er als ein Verräther gestorben sei. Auf Befehl des Königs machte ihm das Parlament von Neuem den Prozeß, und die Sentenz war, daß, da er notorisch die Sitten seiner Ahnen verleugnet habe, alle seine Besitzungen confiscirt werden, und zum Theil der Krone, zum Theil der Herzogin von Savoyen anheim fallen sollten. Du Prat erhielt die Güter, nach welchen er sein ganzes Leben hindurch gestrebt hatte. Als Karl V. dem französischen König es im Frieden zu Cambray zur Bedingung machte, das Andenken des Herzogs von Bourbon wieder herzustellen, und seine Besitzungen an seine Familie zurückzugeben, wurde Beides versprochen, aber nicht gehalten, und nur ein sehr geringer Theil der Güter fiel auf Ludwig von Bourbon, Prinzen von Roche-sur-Yon zurück.

Georg von Frundsberg, Herr zu Mindelheim,

kaiserlicher General der Cavallerie.

Oesterreichs Bayard, wie ihn die Geschichte heißt, der Soldatenvater, wie ihn die unter ihm unbesiegbaren deutschen Landsknechte, der „Leutfresser“, wie ihn die von ihm besiegten und zusammengehauenen Schweizer nannten, kam den 24. September 1473 zu Mindelheim in Schwaben, dem Sitze des uralten Geschlechtes der edlen Herren von Frundsberg (Fronsberg, Freundsberg) zur Welt. Die Stellung seines

Vaters Ulrich, als Stifters und Hauptmanns des ſchwäbiſchen Bundes, pflanzte frühzeitig ſchon die Neigung zum Waffenhandwerk in ſeine Seele.

Siebzehn Jahre zählte Georg, als er in dem Zuge die erſten Sporen verdiente, den der ſchwäbiſche Bund über das Lechfeld that, Albrecht den Weiſen, Herzog aus Baiern zu zwingen, dem, dem Reiche entzogenen, Regensburg ſeine Unmittelbarkeit wieder zu geben. Daß ſeine Laufbahn mit einem Siege begann, hat in ihm, wie in ſo vielen andern Helden, ſehr natürlich das Feuer entzündet, kraft deſſen er „ymmer Luſt und begierd zu kriegen gehabt.“

Zum zweiten Male verſuchte ſich Georg von Frundsberg in den geldriſchen Unruhen, die der franzöſiſche König aufregte, Mailand deſto gewiſſer einzunehmen. In einer theuern Schule, durch Schimpf und Schaden ſeiner Waffengefährten, lernte Georg von Frundsberg in dem Kriege wider die Eidgenoſſen (1499) Angriff und Rückzug, wie dieſer geſichert, jener mit Nachdruck und Schnelligkeit geſchehen müſſe. — Von den Schweizern, die auf beeiſ'ten Alpenhöhen als Vorpoſten oder Kundſchafter ausgeſtellt, eher erfroren, als ſie ihre Stellen verlaſſen oder um Hilfe gerufen hätten, von dem in geſchloſſenen Gliedern durch den Rhein watenden Heerhaufen, welcher Halt zu machen befehligt ward, weil der Feind im Anzuge ſei, der zwei volle Stunden lang, die Eisſchollen von Schultern und Knieen mit den Spießen ablenkend, im reißenden Waſſer, in der grimmigſten Winterkälte ſtehen blieb, lernte er, was Mannszucht und Subordination ſei, aus deren Mangel die zahlreichen Haufen der kaiſerlichen Söldner zurückgedrängt, geſchlagen, aufgelöſ't wurden, wo und ſo oft ſie ſich zeigten.

Eben daraus und aus dem Heldentode Heinrich Wollebs von Uri, der, nachdem er die Höhe Lauzegaſt zehnfacher Uebermacht abgerannt und gewonnen, die Hellebarde quer, ſechs bis acht feindliche Spieße in die Höhe hob, und ſo den Seinigen eine Bahn durch den Wald feindlicher Speere brach, wie bei Sempach Winkelried, daraus lernte Georg, was ſo Viele durch Reihen von Niederlagen nicht haben begreifen lernen, daß der ſtrengſte militairiſche Gehorſam und die Begeiſterung für Freiheit wohl neben einander beſtehen können, ja daß jener neben dieſer am furchtbarſten ſei, weil er da weder aus Zwang, noch durch Sold, ſondern aus der innern Ueberzeugung entſpringt.

Sein Kriegsrecht, der österreichischen Heere erstes Gesetzbuch, bezielt insonderheit verschiedene Fälle, welche er in dieser unrühmlichen Fehde mit Schmerzen und Unwillen gesehen hat. Hier lernte er endlich auch, daß das Fußvolk die beweglichste, ausdauerndste, entscheidendste Waffe sei, darum wendete er seine ganze Laufbahn daran, dem Kaiser eine gute Infanterie zu organisiren, und den Bund mit den Eidgenossen entbehrlich zu machen, der bei der damaligen Seltenheit des Geldes äußerst drückend, und wegen ihres Unbestandes gefährlich, von der beleidigten Aufwallung, von der beredten Zunge jedes beliebten Landammanns oder Hauptmanns abhing.

Er focht die Schlachten von Hard bei Bregenz (20. Februar 1499) und von Fraſtanz bei Feldkirch (20. April 1499) mit, nicht ſo die Treffen von Baſel und Dorneck und in Tyrol bei Schlinig und auf der Malſerhaide. — Er gewann die Freundſchaft Willibald Pirkheimers, Hauptmanns der Stadt Nürnberg, Freundes Maximilians I., der ſich durch ſeine Geſchichte dieſes Krieges und durch ſeine nicht geringen Verdienſte um das deutſche Fußvolk ein bleibendes Denkmal geſtiftet hat.

Darauf war Frundsberg mit unter den Völkern, die Maximilian dem Herzoge Ludwig Morus Sforza zu Hilfe ſendete, wider das franzöſiſche Heer unter dem Marſchall Trivulzio. Er ſah, wie die, doch ſo theuer erkauften eidgenöſſiſchen Söldner ihn und ſeinen Bruder, den Cardinal Ascanius in Novara verriethen und auslieferten zur Abſetzung und zu ſchmählichem Kerker.

In den fernen Niederlanden, im ſchweizeriſchen Hochgebirg, unter dem italieniſchen Himmel hatte ſich der junge Held verſucht, nun nach dem Tode Georgs des Reichen, Herzogs von Baiern-Landshut (1. Dezember 1503) ward das deutſche Vaterland ſelber der Schauplatz ſeiner Thaten. Herzog Georg, von Jugend an in bitterer Feindſchaft mit den Herzogen zu München, ſeinen Vettern und Erben, konnte den Gedanken nicht ertragen, ihnen ſeine ſchönen, durch lange, hausväterliche Sorgfalt blühenden Lande, nach dem trockenen Buchſtaben des Erbrechtes und der alten Hausſatzungen, — der geliebten Tochter Eliſabeth und ihrem unternehmenden Gemahl, Pfalzgrafen Rupert aber nichts, denn das Heirathsgut und einiges Kleinod zu hinterlaſſen. — Um des Herzens willen waren des Reichs Geſetze tödtlich verletzt, das Reichsoberhaupt bemüſſiget, unmittelbaren Theil an dem Zwiſte zu nehmen. Nachdem bereits die

Reichsacht über den darob nicht erſchrockenen Rupert ergangen, beide Pfalzen, die obere und untere, und ſeine Beſitzungen im Elſaß weggenommen waren, vom Kaiſer, von den bairiſchen Vettern, von Brandenburg, Würtemberg und Heſſen und von Nürnberg, welches dazumal ſo viel galt, als ein Churfürſtenthum, ſtarb Rupert, ſtarb Eliſabeth wie durch eine Schickung gleich nach einander. Den Tag vor dem Tode der Pfalzgräfin (12. September 1504) geſchah eine heftige Schlacht zwiſchen Maximilian und dem böhmiſchen Hilfsheere bei Regensburg. Das Gewühl war über allen Ausdruck fürchterlich, der Sieg ſehr lange unentſchieden, dem Kaiſer ſelber ward das Pferd unter dem Leibe erſtochen. Noch immer Zuverſicht und Schrecken verbreitend, dieſen unter die Feinde, jenen unter die Seinen, ſtürzte Maximilian fechtend hin auf ſein Roß, die böhmiſchen Kolben und Schwerter, wie raſend auf ihn. Den theuern Leib deckte mit ſeinem eigenen Herzog Erich von Braunſchweig. Georg von Frundsberg war mitten unter dieſen Haufen. Er eroberte ein feindliches Fähnlein, und noch auf dem rauchenden Schlachtfelde ward er deshalb von der Blume der Ritterſchaft, von Maximilian ſelbſt, zum Ritter geſchlagen. Er folgte der Fahne von Oeſterreich und Burgund noch ein Mal wider Geldern, und den ganzen franzöſiſchen Anhang.

Bald darauf that ſich die Ligue von Cambray zuſammen. Der Kaiſer zog ſelbſt wider Venedig, welches, wiewohl zur Unzeit, ihm den Römerzug und die Empfahung der römiſchen Krone ſtreitig machen, das ihn von den Rebellen zu Brügge getödtet wiſſen, und alsdann ſelbſt vergiften wollte. In dieſem Kriege führte Georg von Frundsberg ein Regiment Fußvolk als deſſen Hauptmann, überall zu ritterlichem Dienſt vor Vicenza, Verona, Padua und im Friaul, bald mit, bald wider Frankreich, Spanien, Venedig, wie es der damalige, faſt unglaublich ſchnelle Alliancenwechſel gebot. Als der tapfere Rudolph von Anhalt geſtorben, nahm er mit den Franzoſen vereinigt Montfelice, Padua, Vicenza, Legnago und Eſte, und vertheidigte das eroberte Verona wider den Helden Gritti. Vor Bologna eroberte er faſt alle Artillerie und mehrere Fahnen der Päpſtlichen und Venetianer. Ja, ſie hätten leicht den kriegsluſtigen Julius ſelber in Ravenna gefangen, hätten ſie ſich, was faſt nie geſchieht, als Sieger die Beſtürzung und gänzliche Verwirrung der Verſprengten ſo arg vorgeſtellt, als ſie wirklich war. — Darauf hat er die furchtbarſten Päſſe im Gebirge an der Piave, im Cadober, die Clauſen (chiuse) an der Etſch

überrumpelt, und über alle Erwartung genommen, in Valſugan und bei Beutelſtein 9000 Venetianer in die Flucht gejagt mit nicht mehr als 1800 Landsknechten, Friaul überſchwemmt, aber Treviſo vergeblich belagert. Darauf zog er nach Deutſchland, die Franzoſen nach Parma und Mailand.

In dem Jahr, als die große Schlacht zu Ravenna geſchehen, in welcher Gaſton von Foix, „obwohl er nye Bart geſchoren“ — dennoch einer der größten Helden aller Zeiten, nach bereits erkämpftem Sieg, zwecklos und durch blinden Zufall umkam, wie Pelopidas, Marcell, Turenne und Schmidt, brach Herr Georg von Frundsberg das Raubſchloß Hohenkrähen im Hegäu, als Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes unter Georgen von Lichtenſtein.

Im folgenden Jahre führte Georg mit eben dem Lichtenſteiner und Hannſen Jakob von Landau 6000 deutſche Reiſige nach Italien, welche ſich mit den alten verſuchten Knechten vereinigten, die von dem Tage zu Ravenna übrig geblieben. Raimund von Cordova, Vicekönig von Neapel und der nachhin ſo berühmte Ferdinand d'Avalos, Marquis von Peskara befehligten die Spanier, Proſper Colonna die päpſtlichen Truppen. Dieſes vereinigte Heer gedachte von der Terra ferma zuerſt die Alpen zu gewinnen, die Ebene ſollte von ſelber folgen. Aber in dem unwirthlichen regneriſchen Gebirge ob Vicenza gerieth das vereinigte Heer in die bedenklichſte Lage. Ihm gegenüber ſtand Venedigs beſter Feldherr, Bartholomäus Alviano, tapfer und ſtürmiſch, ja verwegen, darum des kalten bedächtlichen Pettigliano ewiger Widerſacher, von allen Gegnern geachtet, obwohl, ſo oft er den Oberbefehl führte, immer geſchlagen, mitten unter den Waffen treuer Freund der Muſen, und auch in ſeinen Kriegsoperationen immer mehr in einer andern, als in dieſer Welt. Freund des bekannten Hieronymus Fracaſtoro und Stifter der Akademie zu Pordenone, in ſeiner überlegenen Stellung gewiß, über die Verbündeten zu ſiegen, welche weder ein ſicheres Lager, noch Lebensmittel, noch einen Rückzug hatten, den er durch Verhaue und Felſentrümmer verlegen ließ, ſendete er Georgen einen Trompeter: „Er ſolle mit ſeinen nackten Landsknechten immerhin mit weißen Stecken friedlich abziehen, nach abgelegter Wehr wolle er ſie in Gottes Namen ziehen laſſen, ließen ſie es aber auf eine Schlacht ankommen, ſo ſolle keiner verſchont werden.“

Darauf antwortete Frundsberg: „Wohl habe ich nackte Knaben, aber wenn die einen Becher Weins im Herzen haben, ſo ſetz' ich ſie keck

an euer welſches Volk, das ſich vom Scheitel bis zur Ferſe in Eiſen hüllt. 'S iſt wahr, wir ſtehen hier wahrhaftig nicht gut, aber doch ſteht noch Alles zum Glück. Viel Feind', viel Ehr! lieber hier ehrlich umkommen, als ſchändlich abziehen!"

Damit entließ er den Herold, Hohngelächter ſchallte ihm nach, dem tapfern Frundsberg jauchzten laut die Seinen zu.

Alviano barg ſeine Beſtürzung über dieſe herzhafte Abfertigung hinter einer pathetiſchen Rede an die Söldner des heiligen Marcus: „Liebe Kriegsleute! leider habt ihr bisher mit mir im Sold der durchlauchtigen Herrſchaft von Venedig faſt nichts als Ungemach erlitten. Aber jetzt iſt die Stunde gekommen, die unſeres Unglücks Ende iſt. Jetzt mögen wir auch einmal ein Ende machen, unſere Herrſchaft in die alte Herrlichkeit wieder einſetzen, und den Feind, der unſer Land alſo verheert hat, austilgen. Wir haben ein gutes, altverſuchtes, wohlgerüſtetes Kriegsvolk, dagegen ſind unſere Feinde nackt, naß und ermattet, und allerlei Volks, das einander weder verſteht, noch eins iſt, Wälſche, Deutſche und Hiſpanier. Sie können nicht mehr aus vor Bergen und Wäſſern, alle Wege und Stege ſind ihnen verlegt. So laſſet denn keinen Einzigen am Leben und begrabet euch in die reiche Beute. Heut wollen wir ſie niedertreten, unſere Hände in ihrem Blute waſchen, und der Venediger alte Herrſchaft wieder aufrichten. Der Sieg iſt gewiß. Nur mir nach, mir nach!" —

In dieſer Zuverſicht ſendete Alviano auch hinein gegen Padua, Alles ſolle herauskommen zu ſehen, wie er die Feinde auf der ſicheren Schlachtbank niedermetzle, und es ritten und liefen Kardinäle und Damen, Edle, Bürger und Volk herzu, ſtiegen auf Bäume und Berge, und hielten auf ihren Pferden und Maulthieren jenſeits des Waſſers.

Indeſſen hatte ein dicker Nebel Alviano verborgen, daß das feindliche Heer ab und rechter Hand gegen Baſſano gezogen ſei. Ungeſtüm drängte er nach und traf es bei Creazzo (7. October 1513). Nach hartnäckigem Kampfe wurde Alviano völlig geſchlagen, mit wenigen Reitern, mit größter Lebensgefahr, ſchwamm der Uebermüthige durch den Waldſtrom Bachiglione. Venediger wurde keiner verſchont, weil ſie ſich kurz ehevor gegen einen tapfern Haufen Kaiſerlicher in Cadober auch nicht beſſer erzeigt hatten. Die Erſten und Edelſten, Loredano, des Dogen Vetter, Bentivoglio, Malateſto, Fregoſo, Visconti, Piko waren todt oder gefangen.

Ritter Georg von Frundsberg.

Andreas Gritti, nachmals Doge, wurde auf der beſtürzten Flucht zu Vicenza an einem Strick über die Mauer hineingezogen. 26 Hauptleute, 400 Kuiraſſiere, über 5000 Mann Fußvolks, Venediger und Stradioten, deckten den Wahlplatz, von den Verbündeten kaum 800. Auch alles Geſchütz und alle Fahnen, darunter das Hauptbanner des geflügelten Löwen, wurden erobert. Die, ſo er ſelber gewonnen, hing Frundsberg, nach der [illegible] Weiſe, am Hochaltar in der Schloßkapelle zu Mindelheim auf.

Verona, welches er mit Marcanton Colonna erſtürmt, hat er auch heldenmüthig vertheidigt, Tag und Nacht unabläſſig gebaut, die Breſchen zu füllen, zu heimlichen Ausfällen neuen Platz zu gewinnen, zum Schrecken des Feindes die fürchterlichſten Werkzeuge zu erfinden, die oft wiederholten Stürme ritterlich abzuſchlagen, unaufhörlich die Seinen zu ermuntern, welche freudig waren, in den täglichen Scharmützeln etliche von den wohlgenährten Pferden der Franzoſen oder Venediger zu erbeuten und damit den wüthenden Hunger zu ſtillen. — An vielen Orten war bereits die Mauer niedergeworfen, an anderen ließen ſie Lautrec und Theodor Trivulzio untergraben, hoffend, das ganze 70 Schuh lange Stück in die Stadt hineinzufällen und dann über den Schutt mit aller Macht einen wüthenden Hauptſturm zu thun. Da eilten aber Colonna und Frundsberg mit ungeheuren Balken und Spreitzen herbei, daß, eben als die Franzoſen ſich zum Anlauf anſchickten, die Mauer, ſtatt herein, hinaus fiel, und über 1000 erſchlug oder begrub. Mittlerweile fuhr eine Kugel Colonna durch die Achſel, er erbleichte und wankte, verbarg es aber mit mehr als Menſchenkraft ſorgfältig dem Kriegsvolke, bis der Schlag geſchehen und die Seinen muthig hinausfielen. Da behielt die Natur die Oberhand, er ließ ſich in ſeine Wohnung tragen, und Frundsberg vollendete allein, was er mit ihm begonnen.

Schon hatte, trotz alles Aufwandes von Muth, Liſt und Beharrlichkeit, die höchſte dringende Noth Georgen, der ſich vom Kaiſer keines Entſatzes mehr verſah, dazu gebracht, im Kriegsrath ſeine Waffenbrüder treulich ſchwören zu laſſen: „Sie wollten Alle zu Fuß hinaus, die Etſchbrücke dem Feinde ſchnell abrennen, hinter ſich abwerfen und mit ungetheilten Haufen über die Venediger herfallen, bevor die ferne gelagerten Franzoſen Zeit gewännen, eine Brücke zu ſchlagen und ſich mit ihnen zu vereinigen. So wollten ſie ſich mit Gottes Hilfe allen Jammers und Noth auf einmal entledigen.“

Aber die heldenmüthige Ausdauer krönte auch der verdiente Erfolg. Georg von Lichtenstein, welcher Brescia erledigt, entsetzte auch Verona. Frundsberg, der als Hauptmann in diesen Krieg gegangen, zog nach Hause als des Kaisers Kriegsrath und oberster Feldhauptmann in Tyrol.

Gleichsam wie ein Zwischenspiel oder eine Vorübung zu wichtigeren Thaten folgte auf diese große ernste Fehde der Executionszug wider Ulrich, Herzog zu Würtemberg. Außer verschiedenen anderen Gewaltthaten und Unmenschlichkeiten hatte er die Reichsstadt Reutlingen landsfriedensbrüchig überzogen. Sein eigener Schwager, Herzog Wilhelm aus Baiern, führte den Oberbefehl mit 3000 Pferden, Georg von Frundsberg 20,000 Mann Fußvolk, Alles in Pflicht und Sold des schwäbischen Bundes. Jedes Städtchen, jedes Schloß trotzte, bis ihre Mauern gebrochen waren. — Frundsberg zeigte sich auch hier wieder als ein wohlerfahrener, kluger Kriegsmann, und vorzüglich als Meister in der Belagerungskunst.

In dem ersten Kriege der beiden Nebenbuhler um das Reich und um Italien, Karl V. und Franz I., stand Frundsberg anfänglich unter Philibert von Oranien in den Niederlanden. Bei Valenciennes stießen die Kaiserlichen auf das ungleich stärkere französische Heer. Die kaiserlichen Hauptleute, dessen vielleicht nicht kundig, schrieen ungestüm zur Schlacht. Der kluge Georg verhieß in dieser Lage 100 Kronen für den ersten Gefangenen. Sein eigener Jägermeister, Martin Schellenberg, erhielt den Preis. — Da zwang Frundsberg durch die Todesfurcht den gefangenen Schweizer, ihm Haufen für Haufen der Franzosen Stärke anzugeben, und er sah, sie hätten's fast mit vierfacher Ueberlegenheit zu thun, und waren die zwei Heere einander so nahe, daß man jeden einzelnen Mann rufen hörte. Da erschrak Frundsberg, aber weit entfernt, es merken zu lassen, sprach er freundlich zu Hauptleuten und Knechten, sie wollten sich etwas zurückziehen, den Feind aus seinem Vortheil zu locken und ihn alsdann in Gottes Namen anzugreifen. So brachte er seine Reisigen in voller Ordnung hinein nach Valenciennes, die, hätten sie von der Uebermacht oder dem Rückzuge gewußt, sich aufgelöst hätten und dem in geschlossenen Gliedern nachsetzenden Feinde einzeln und wehrlos in die Hände gefallen sein würden. Als er sie nun in Sicherheit geführt, hieß er sie Alle niederknieen und Gott danken für die Rettung. Er hielt diesen Zug „für sein höchstes Glück und eine seiner ehrlichsten Kriegsthaten."

Italien, welches schon einmal seinen starken Arm empfunden, schien

vorbestimmt, die Bühne seiner größten Thaten zu sein. — Karls Völker in Italien, mit den Truppen Leo's X. verbunden, befehligte der berühmte Prosper Colonna, Vetter der beiden Helden Fabricius und Marcanton, welcher Letztere im Lager bei Mailand durch ein Falconet erschossen wurde, welches Prosper, ohne ihn zu kennen, auf ihn hatte richten lassen. Neben ihm führte die Spanier der Marquis von Peskara, unter ihm Anton von Leyva Jan Medicis die Päpstlichen. An trefflichen Führern gebrach es diesem Heere wohl nicht, aber an Zahl und Einigkeit unter den Vordersten. Da sendete der Kaiser Hieronymus Andorno, Bruder des Dogen von Genua und Haupt der kaiserlichen Partei daselbst, wider die französisch gesinnten Fregosi, nach Trient und Innspruck, von Frundsberg Hilfe und vor Allem den Helden zum Führer zu bitten.

Es glückte Georgen, vorzüglich aus eigenem Vermögen 12 Fähnlein zusammenzubringen. Am 12. Februar 1522 musterte er sie zu Glurns. Die Hilfe sollte schnell ankommen und so lange als möglich verborgen bleiben, darum wählte er die kürzeste Linie, aber auch die am Seltensten betretene. Was der Feind für unmöglich hielte, würde ihn am meisten erschrecken, wäre es einmal gethan, — so dachte er und zog auf Tivano in's Veltlin. Da wollten ihm die Bündner den Ausweg nicht gestatten an den Komersee, und er deshalb doch keine Zeit verlieren, sondern wendete sich links über das mit ewigem Schnee bedeckte Wormserjoch, durch das wilde Thal Camonika, ließ durch 2000 Bauern einen schmalen Pfad ausschaufeln und Brücken machen, und kam unter tausend Ungemach, kühner als Hannibal, hinunter durch's Bergamaskische gerade auf Mailand. Das wäre verloren gewesen, wäre er um einige Tage später gekommen. So mußte sich aber der französische Marschall Lautrec zurückziehen. Der Verbündeten Heer setzte sich bei Bicocca.

Die Schweizer im französischen Heere verlangten stürmisch Geld oder schnelle Schlacht oder den Abschied. Alle Vorstellungen waren vergeblich, vergeblich selbst, daß der tapfere Herr von Crequy-Pontdormy den vorzüglichsten Schweizeroffizieren recognoscirend die fast unangreifbare Stellung der Verbündeten wies, welche Frundsberg geordnet hatte. Albrecht von Stein, der Schweizer Oberster, vermaß sich, die Feinde allein auszurotten.

Sonntags, Quasimodogeniti, am 22. April 1522, geschah die Schlacht. Montmorency führte mit dem Grafen von Montfort und Laval

zu Fuße die Vorhut, Lautrec ſelbſt, der Baſtard von Savoyen, der Marſchall von Chabannes das Mitteltreffen, Peter Navarro deckte die Schanzgräber, die den Zugang in's feindliche Lager ebnen ſollten, der Marſchall von Foix wurde mit Reiterei auf einem weiten Umwege in den Rücken des Feindes geſchickt. Pontdormy hatte die Reſerve, die Venetianer den Nachtrab, ſie führte der Herzog von Urbino.

Lautrec hatte befohlen, die Seinen ſollten rothe Kreuze auf ihre Kleider heften, welche (ſowie die weißen zur Looſung der Franzoſen gehörten) das Zeichen der Kaiſerlichen waren; aber Colonna und Frundsberg hatten gute Kundſchaft. Letzterer forderte die gefährliche Stelle den Eidgenoſſen gegenüber, die beiſammen theils im Vortrab, theils im Mitteltreffen ſtanden. —

Neben Georgen lagerten ſich die ſpaniſchen Handſchützen, ihnen war ſcharf verboten, einen Schuß zu thun, bis die Feinde ganz nahe ſeien. — An ihn reihte ſich Prosper Colonna, an dieſen der Marquis von Peskara.

Lautrec ſuchte noch während des Marſchalls Anweſenheit den Ungeſtüm der Schweizer wenigſtens für ſo lange zurückzuhalten, bis der Marſchall von Foix im Rücken des Feindes würde angekommen ſein. Umſonſt, ſie beſtanden lärmend auf augenblicklichem Angriff.

Als nun Georg von Frundsberg von der Bruſtwehr herunterſah, wie ſie tolldreiſt heranrückten, funkelten ſeine Augen. Er rief, wie ſein Brauch war, zu den Seinen: „Kinder, erſt die Augen gen Himmel, dann auf den Feind!“ — Alles warf ſich einen Augenblick auf die Kniee, darauf Er: „Wohlauf zur guten Stunde, im Namen Gottes!“ — und drängte ſich in's erſte Glied mit ſeiner übergroßen ſtarken Geſtalt, wie ein Thurm vorragend, anſehnlich und furchtbar, neben ihm ſeine Hauptleute auf beiden Seiten. —

Als Arnold von Winkelried, Albrecht von Steins Lieutenant, welcher mit Georgen zu Verona gelegen, ſeiner von der Höhe ob des Weges herab anſichtig wurde, ſchrie er ihn an: „Find' ich Dich da, Du alter Geſell! Du mußt von meiner Hand ſterben!“

Hierauf Frundsberg: „Das ſoll Dir widerfahren, will's Gott!“

Darauf legten ſie die Spieße gegen einander ein, und obwohl Frundsberg in den Schenkel geſtochen worden, hat er dennoch den Winkelried und den Stein niedergelegt und mit ſeinen Hauptleuten die Glieder der Schweizer faſt allein zuſammengehauen und alle ihre Fahnen erobert. Es ſind

in diesem Würgen 22 Hauptleute und über 5000 Schweizer umgekommen. Hell und freudig schrieen Frundsberg und seine Landsknechte: „Victoria!“ und noch einmal: „Victoria!“ als der Stier von Uri sein großes Horn schallen ließ zum vollen Rückzuge.

Nun zeigte sich, warum Frundsberg die spanischen Handschützen und Musquetierer neben sich genommen. Als im bunten Gewühle die Schweizer flohen, die übrigen sich in dichten Klumpen herandrängten, den letzten Angriff zu wagen, verzinsete jeder Schuß sich mörderisch.

Auch der Marschall von Foix wurde durch einen auserlesenen Haufen Frundsbergs, worunter Stephan Krom und der rothe Hanns von seiner Leibrotte, an der Brücke, die er schon im Rücken der Kaiserlichen gewonnen, aufgehalten, zurückgeworfen und seine Standarte genommen.

Da schrie Peskära Frundsbergen fröhlich zu: Er sollte tapfer nachrücken und keinen Schweizer am Leben lassen, als die der deutschen Landsknechte bitterste Feinde wären. Aber Frundsberg wollte nicht weichen aus seinem Vortheile, aus wohlgegründeter Furcht, den bereits erfochtenen Sieg, wie es oft geschehen, in allzurascher Verfolgung wieder zu verlieren oder doch zu gefährden.

„Wir haben heute Ehre genug eingelegt,“ sprach er, „hauet Ihr nach mit der Reiterei.“

Und Peskara that es auch und Colonna. Nur Pontdormy's besonderer Muth rettete die Trümmer des feindlichen Heeres. Die Venetianer unter Trivulzio und Franz Mario della Rovere, Herzog von Urbino, hatten fast keinen Widerstand gethan.

Als die Letzten geflohen, sprengte ein französischer Kuiraſſier wie rasend mitten unter den dichtesten Haufen bis in's dritte Glied. Die Knechte rissen den Tollkühnen vom Gaul uud kehrten die Speere wider ihn. Da rief Frundsberg: „Laßt ihn leben!“ drängte sich, den Haufen mit beiden Armen theilend, zu ihm und fragte ihn durch einen Dolmetsch: „Warum er so vermessen unter sie geritten?“

Er antwortete: „Er sei von Adel, ihrer Siebenzig hätten sich zusammen verschworen, den Schaden an Frundsberg zu rächen, wo sie ihn immer fänden. In der Hitze des Gefechts habe er nicht anders gemeint, als die anderen Neunundsechzig seien dicht hinter ihm.“

Da lächelte Herr Georg. Er und Franz von Castellalt, gleichfalls aus Tyrol, gaben ihm Reisegeld und ein anderes Pferd, auch einen Brief

an den König ſeinen Herrn, darin ein Zeugniß ſeiner kecken That, und daß, wenn er das für den Kaiſer gewagt hätte, er all ſein Lebtag müßte ehrlich und ritterlich gehalten werden.

Von dem Tage an haben die Schweizer Frundsbergen den Leutfreſſer genannt.

Nach der Schlacht gewann der Held Pizzighettone und Cremona mit Uebergabe, Lodi und darauf Genua mit Sturm. Frundsberg legte ihn, der Erſte, an beim Palaſt des Andreas Doria, der eben mit franzöſiſchen Schiffen im Hafen vor Anker lag. Peskara gewann das Thomasthor, die Stadt ward geplündert, die köſtlichen Zeuche von Sammet und Seide maßen die Knechte mit ihren langen Spießen aus. Gefangen wurden der Doge, Octavian Fregoſo und Peter Navarro, der in ſeiner Erbitterung am meiſten wider alle feindliche Uebergabe geſtimmt hatte.

Navarro, armer Leute Kind, der erſte Ingenieur und Seemann ſeiner Zeit, Vater der Mineurkunſt, erſt Laquai, dann durch Ximenes und den Gran Capitano fortgezogen, Eroberer Cephalonia's, Orans, Tripolis, Großadmiral von Spanien, darauf, als er bei Ravenna gefangen worden und die Spanier ihn lange Zeit nicht auslöſ'ten, darüber unwillig, ein eifriger Diener Frankreichs wider ſein Vaterland, wurde gefangen nach Neapel geführt, wo er ſich zu Tode grämte, nach Anderen aber durch viele über einander gelegte Kiſſen insgeheim erſtickt, darauf aber prächtig begraben wurde.

Frundsberg erhielt als Ehrenzeichen dieſes Tages die Hauptflagge der Republik, den Scepter, die ſilbernen Schlüſſel des Meeres, und einen köſtlichen Compaß. Alles ſchickte er nach Mindelheim, wohin er nach ſiegreich geendetem Feldzuge ſelber heimzog. Zurück ließ er bei ſeinen Landsknechten als Locotenenten Rudolph Häl und ſeinen hoffnungsvollen Sohn Kaspar von Frundsberg.

Das Ende der Campagne von 1524 hatte den glänzenden Erwartungen keineswegs entſprochen, unter denen ſie mit dem Treffen bei Romaguano an der Seſſia (14. April) begann, welches dem franzöſiſchen Frundsberg, Peter du Terrail Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, das Leben koſtete. Marſeille hatte unerwarteten Widerſtand geleiſtet, Moncada ſich mit des Kaiſers Flotte vor den Franzöſiſchen unter Doria und Lafayette zurückgezogen, da die brittiſche Hilfe ausblieb. Peskara ſetzte ſich bei Lodi hinter der Adda, der Vicekönig von Neapel Carl Lannoy

Fürst von Sulmona bei Soncino hinter dem Oglio, Beide im übelsten Zustande, nicht einmal Herren ihrer nicht bezahlten, schlecht gekleideten und genährten, höchst unzufriedenen Mannschaft. Da dachte man wieder an Georgen, und eilig wurde nach Deutschland geschrieben, er solle kommen. Zu Meran musterte er neunundzwanzig in unglaublich kurzer Zeit geworbene Fähnlein. Marx Sittich von Hohenems führte 18 Fähnlein, Graf Niklas von Salm 200 Cuirassiere, alle ausgerüstet von der getreuen Landschaft in Tyrol, eifrig aufgemahnt durch des Kaisers Bruder, Ferdinand zu Ungarn und Böheim König, Erzherzog zu Oesterreich, der damals zu Innspruck Hof hielt. Ende December überstieg Georg die tridentinischen Alpen, in der Mitte des Jänners stand er hinter der Adda.

Hätte König Franz das aus der Provence zurückziehende Heer in seiner ersten Bestürzung mit aller Macht angegriffen, es hätte ihn wohl nimmermehr bei Pavia geschlagen; aber so war seine Hauptsorge, in dem leicht wieder eroberten Mailand seinen Namen und seine Pracht jeden Tag neu zur Schau zu tragen.

Leo's X. und Hadrians VI. Nachfolger, Clemens VII. von Medicis, trat mit Venedig, Florenz und Frankreich in den Bund wider Karl. Die Kaiserlichen litten Noth an Geld und Lebensmitteln in dem Lager, wie in dem belagerten Pavia, das Anton von Leyva und unter ihm Kaspar von Frundsberg mit Löwenmuth vertheidigten, Bourbon und Lannoy verpfändeten, Dieser die Einkünfte des Königreichs Neapel, Jener seine Kleinodien und Silbergeräth, aber es war leicht vorherzusehen, unmöglich könne das in die Länge dauern.

Darauf baute der Papst seine treulose Rechnung. Er schickte Legaten in's kaiserliche und französische Lager: „Ihm, dem Vater aller Gläubigen, komme es zu, das Blutvergießen zu hindern, zu mitteln zwischen den ersten Potentaten der Christenheit, und ihre vereinigten Kräfte wider den Erbfeind zu wenden.“ Dem König Franz widerriethen sie, zu schlagen, das deutsche Heer müsse sich ohnehin auflösen ohne Blut, durch Hunger, Geldmangel und Meuterei. Zum Vicekönig Lannoy sagte der Legat: Er solle sich eilends vom Heere trennen, Neapel zu retten, wider das Franz schon den Herzog von Albanien abgeschickt und dort die alten Anhänger des Hauses Anjou bereits in Bewegung gebracht habe. Würde er nicht abziehen, wären beide Königreiche dem Kaiser verloren. Auch dem Connetable von Bourbon und Frundsberg rieth er von jedem Angriffe ab. —

Der Niederländer Lannoy fand die Sache wenig bedenklich und wankte, Bourbon, als Franzoſe, gab verbindliche, aber ausweichende Antworten, der deutſche Frundsberg fuhr den Legaten polternd an, daß er Zwietracht und Unheil ſtiften wolle im Heere, kehrte ſein gewaltiges Schlachtſchwert um und trieb ihn mit dem Knopfe zum Lager hinaus.

Herzlich gern wäre Lannoy abgezogen, aber Bourbon, Peskara und Frundsberg nahmen ihn in die Mitte, für ſchnellen Angriff mit vereinter Kraft entſchied feurig der ritterliche Bourbon. Peskara ſchwur: „Nie eſel's im Kriege möglich, Alles zu erhalten, das mindeſte Uebel ſei des wahren Feldherrn Augenmerk, Theilung aber allezeit verderblich. Hier mit ganzer Macht müſſe man mit den Franzoſen ſtreiten; unterlägen ſie hier, ſo wäre Neapel ohnehin gerettet, und wenn auch der Kaiſer vom ganzen Königreiche keinen einzigen Thurm mehr beſäße."

Georg ſchloß den Kriegsrath ſchnell damit: „Jetzt kommt's einmal auf den Nothknopf an, es nützt nichts, als den König im Thiergarten (bei Pavia) überfallen, trotz ſeines Vortheils angreifen und die Sache Gott empfehlen."

Weil aber aus Mangel des Geldes und guter Nahrung das Volk bereits ſchwierig war, ſprachen die zwei beliebteſten Feldoberſten jeder mit den Seinigen. Peskara beſänftigte durch Schmeichelworte, und durch einen Wagen Geldes, den er für erbeutet ausgab, insgeheim aber bei den Hauptleuten erborgt hatte, den Unmuth der Spanier eben ſo, wie er vor Marſeille, als die gute Verfaſſung der Stadt, die Jahreszeit und Franzens Invaſion der Lombardei den Rückzug geboten, ihren wilden, augenblicklichen Sturm begehrenden Muth blos mit den Worten gedämpft hatte: „Ich ziehe ab. Wen das Leben verdrießt, wer heute noch in der Hölle zu Nacht eſſen will, der ſoll anlaufen; wer aber des Kaiſers Wohlfahrt begehrt, wird ſeinen Feldherrn nicht verlaſſen."

Frundsberg ließ Hauptleute und Knechte in einen Ring zuſammentrommeln, trat unter ſie und ſprach: „Lieben Brüder und Söhne! Alles Kriegsvolk, Welſche und Hiſpanier, zu Roß und zu Fuß, ſind willig, dem Kaiſer ſein Herzogthum Mailand wider den Franzoſen zu erhalten. Ich bin auch wegen nichts Anderem herzekommen. So hoffe ich denn, Ihr werdet bei mir halten, wie immer, als es frommen Deutſchen ziemt. — Wir haben wohl einen prächtigen Feind, aber habt Ihr nicht ſeine beſten Hauptleute und Volk ſchon mehrmals geſchlagen, und jetzt auch mit Gott

tes Hilf gewiſſen Sieg zu verhoffen? Und ſollten wir nicht Alles thun, unſere lieben Brüder in Pavia zu erretten? Welcher das thun will, hebe ſeine Hand auf!"

Da hoben Alle die Hand auf und ſchrieen: „Herr Jörg ſei ihrer Aller Vater, ſie wollten Leib und Leben bei ihm aufſetzen."

Darauf machte das ganze Heer eine Bewegung über Marignan, den Ort, wo vor zehn Jahren die Rieſenſchlacht zwiſchen Franzoſen und Eidgenoſſen geſchah, auf Mailand zu, der Meinung, der König werde den Herrn de la Tremouille, der in dieſer alten Hauptſtadt lag, zu Hilfe kommen, aber er veränderte nur ſein Lager und ängſtigte Pavia deſto mehr.

Das kaiſerliche Heer war im freien Felde faſt mehr noch nackt und blos, als die ſeit Langem ausgehungerte Beſatzung. Darum zogen ſie dem König ſchnell unter die Augen, und Georg von Frundsberg ermüdete des Königs Völker durch unaufhörliches Plänkeln Tag und Nacht, daß ſie faſt unter den Waffen ſchlaftrunken zuſammenfielen.

Mit Liſt warf Frundsberg Mundvorrath und ein Fäßchen mit 3000 Dukaten in die Stadt. Das vertheilte ſein Sohn Kaspar zur höchſten Zeit, denn ſchon war alles Privat- und Kirchenſilber ausgegangen, welches Leiva hatte wegnehmen und ausprägen laſſen. Die Knechte hatten gedroht, die Stadt dem Feinde zu übergeben. Nicht minder ſchlau brachte Georg den Belagerten genaue Kundſchaft zu, wann ſie wollten angreifen. Acht bis neuntauſend Mann lagen in der Stadt, etwas über 16,000 Mann zählte das Heer, über 60,000 ſtanden zum Gebote des franzöſiſchen Königs. —

Die ewig denkwürdige Schlacht um Pavia geſchah am 25. Februar 1525, an Kaiſer Karls V. fünfundzwanzigſtem Geburtstage.

Noch war die Nacht nicht völlig gewichen, als das Getös und Schießen begann. Alfons del Baſto, Peskara's Neffe, war voran und that, wie er's ſeinem Vetter verſprochen mit den Worten: „Bruder, Du ſollſt von mir keine Schande haben, ich will mit Gottes Hilf heut Ehre einlegen oder ehrlich ſterben."

Er warf die Thiergarten-Mauer an mehreren Orten nieder und gewann das Schloß Mirabell durch Sturm in einem Augenblicke. Der König ließ das große Geſchütz im hellen Trabe vorführen und auf die Kaiſerlichen abgehen. Es war fürtrefflich bedient durch den Großzeugmeiſter von Frankreich, Jakob Galliot von Genouillac. Zwar ließ der von

Frundsberg ſein Fußvolk in einem kleinen Graben bücken, daß die Kugeln darüber weggingen, aber unter den Spaniern riß es ganze Reihen zu Boden. Chabot de Brion prallte mit ſeinen Reiterhaufen auf das verwirrte Fußvolk, ſieben wälſche Fähnlein, die das Geſchütz führten, wurden von den Franzoſen geworfen, in das nahe Wäldchen geſprengt, den Roſſen und Ochſen die Spannadern abgehauen, daß das Geſchütz bis an die Achſe einſank. Die Kaiſerlichen waren in höchſter Gefahr, zumal der König ſtark genug war, ſeinen Vortheil wider ſie mit aller Macht zu verfolgen und zugleich die Stadt zu beobachten, auf daß deren Beſatzung ihm nicht eine mächtige Diverſion im Rücken mache. Peskara, in der höchſten Spannung, ſchickte zu Bourbon, zu Lannoy, zum Grafen von Salm, ſie ſollten Alle auf einmal mit äußerſter Gewalt angreifen, flog ſelber zu Baſto, daß er von dem eroberten Mirabell über das Waſſer Vernacula zur Linken vordringe. Noch hielt Frundsberg allein ſtandhaft das Gefecht aus. — König Franz, ſchon des Sieges froh, ließ überall die Trompeten ſchmetternd zur Schlacht aufblaſen, und hatte kein dringenderes Geſchäft, als den Herzog von Bourbon zu ſuchen, aber der hatte ſich in gemeine Reitertracht gehüllt, ſeinen Haufen führte der getreue Pomperant.

Des Sieges allzu früh erfreut, ergriff den König eine Furcht, die Feinde möchten ihm entlaufen, oder der Ruhm dieſes Tages ſeinen Oberſten ausſchließend zu Theil werden. In dieſer Eilfertigkeit ſtürzte er ſich aus ſeinen Verſchanzungen zwiſchen das retirirende ſpaniſche Fußvolk und ſeine eigene Artillerie hinein, welche dadurch für dieſen Augenblick ganz ſchweigen mußte, um nicht Tod und Verderben in die Glieder des eigenen Heeres zu ſprühen.

Peskara that den dichten Geſchwadern franzöſiſcher Kuiraſſiere dadurch harten Schaden, daß er, nach einer neuen Kriegsweiſe, die von Natur geſchwinden und leichten ſpaniſchen Schützen ohne eine Ordnung ſich in viele Haufen auseinander theilen ließ, und die ſchweren feindlichen Haufen durch ihre Handröhre verdünnen. Auf gleiche Weiſe zerſtreuten ſich auch die Schweizer.

Hans von Diesbach, als er weder mit Worten noch mit Streichen ſie zum Stehen bringen konnte, rannte in den dickſten Haufen hinein und fiel dort wie er's gewünſcht. Ein anderer Haufe Schweizer hielt etwas länger, aber der Herzog von Alençon, deſſen Reiter das Feuer der ſpani-

ſchen Schützen nicht mehr aushalten konnten und der keinen anderen Ausweg mehr hatte, prellte auf ſie an, zertrat und zerſprengte ſie.

Indem war Georg von Frundsberg auf die ſogenannten *unüberwindlichen* oder *ſchwarzen Banden* geſtoßen. Dieſe, ein Haufe von Söldnern unter verſchiedenen Anführern, erſt in den Kriegen Matthias Corvins verſucht, dann im geldernſchen Kriege, darauf in Schweden, endlich zugleich mit der weißen Garde (einem den fürchterlichen Armagnaken ähnlichen Haufen verabſchiedeter engliſcher Reiſige) unter Karl VIII. in franzöſiſchen Sold aufgenommen, beſtanden anfänglich blos aus Deutſchen, dann ſah man auch darunter Belgen, Lombarden, Eidgenoſſen, Franzoſen, Spanier und ſogar Mohren, kurz Alles, was ſoldatiſchen Müſſigganges gewohnt, nach Sold, Beute oder militairiſchen Würden geizte.

Aus dieſem Haufen trat herfür Hans Langemantel von Augsburg und begehrte mit emporgeworfenem Arm und rollenden Augen Herrn Georg heraus zum Zweikampf. Der hat ihn aber ernſtlich geſcholten, nach kurzem Streit niedergeworfen und ein Knecht ſeine abgehauene Hand mit koſtbaren Ringen als Siegeszeichen erhoben.

Peskara, Herrn Georgen freudig zurufend, ſprengte gleichfalls gegen die Schweizer an, ward aber im Fuß und Hals verwundet, ſein Pferd erſtochen und er nur wie durch ein Wunder errettet. So raſ'te Frundsberg unter den ſchwarzen Banden, daß ihr Name an dieſem Tage völlig untergegangen iſt. Ein Herzog zu Lothringen und einer von Suffolk von der weißen Roſe ſind da mit vielen Fürſten und Herren umgekommen. Landsknechte und Gensd'armes und Fußvolk und Reiterei ſah man jetzt mit letzter Kraft und raſender Erbitterung wider einander ſtreiten.

Wilhelm Gouffier, Admiral von Bonnivet, welcher dem König allein Recht gegeben hatte, daß geſchlagen werden ſolle, ritt wie ein Raſender von einem fliehenden Haufen zum andern, vergeblich bemüht, ſie aufzuhalten. Als er ſah, der große Tag ſei verloren, fiel ihm ſchwer auf's Herz, was er vor der Schlacht angerathen und was er einſt wider Bourbon gethan. Er riß Helm und Kuiraß ab und ſtürzte ſich mit offener Bruſt und bloßem Haupte mitten in den Feind und fiel. Die Unordnung nahm zu, die Marſchälle, die Großbeamten der Krone, die Erſten des franzöſiſchen Adels wichen vor ihren Haufen; gleichwohl *nicht* an ſich denkend, warfen ſie überall die Augen umher und ſchrieen: „Wo iſt der König? Rettet, rettet den König!" und ſuchten ihm zum Bollwerk zu dienen mit dem eigenen

Leibe. Es fiel der Baſtard von Savoyen, die Marſchälle von Foix, Chabannes, la Tremouille, la Paliſſe, der Großſtallmeiſter und Oberhofmeiſter, beide vom Hauſe Saint Severin, eine Anzahl Ritter und Edler. — Der Graf von St. Pol, welcher lange unter den Todten lag, wurde dadurch geweckt, daß ein ſpaniſcher Arquebuſier, der die koſtbaren Ringe nicht anders herabbringen konnte, verſuchte, ihm die Finger abzuſchneiden.

Der König ſelbſt focht mit allem Muthe eines gemeinen Reiſigen. — In herrlicher Rüſtung, Alles um ſich blendend durch den Schimmer von Gold, Silber und Edelgeſtein, mehr dazu angethan, einen Triumph zu feiern, als zu verdienen, war er Freunden und Feinden ein mächtiger Antrieb und Ziel. In Perſon ſtand er an der Spitze mehrerer Angriffe. Wo er unter den Feinden einen der Heeresfürſten erſah in Sammet oder Gold, den ſprengte er an. Mehrere Hauptleute, unter ihnen Ferdinand Caſtriota, des großen Skanderbeg Enkel, erlegte er mit eigener Hand. Endlich umringte ihn Graf Niklas von Salm mit ſeinen Reitern, erſtach ſeinen Hengſt und verwundete ihn in die rechte Hand. Dagegen ſtach ihn der König durch den Schenkel und wollte eben zum zweiten Male gegen ihn ausfallen, als ihn ein Spanier rückwärts beim Helmbuſch ergriff und zu Boden reißen wollte. Da kamen des Herzogs von Bourbon Hofmeiſter la Motte und Pomperant heran, erkannten den König, obwohl er ganz blutig und entſtellt war, und baten ihn, ſich dem Connetable zu ergeben. Entrüſtet antwortete Franz:

„Ich kenne keinen Herzog von Bourbon als mich ſelbſt, und kann mich Niemandem ergeben, denn dem römiſchen Kaiſer.“

Dennoch befahl er, allmählig verblutend und entkräftet, den Vicekönig Lannoy herbeizurufen. Der trieb alſogleich die Reiſigen auseinander, reichte dem Könige die Rechte und half ihm, ſich von ſeinem erſtochenen Pferde aufrichten. Franz gelobte ihm als Stellvertreter des Kaiſers ehrliches Gefängniß, und gab ihm den rechten Handſchuh zum Zeichen deſſen. Knieend empfing Lannoy des Königs Degen und reichte ihm ſtatt deſſen den ſeinigen. — Laut ſchallte von allen Seiten her durch Rauch und Dampf, das Waffengeklirr übertäubend, der Kaiſerlichen Freudenruf: „Sieg! Sieg!“

Da flohen die Wenigen, die noch fochten, Franzoſen und Schweizer. Von den Letzteren erhielten die Wenigſten Pardon, Viele ertranken im Teſſin. —

Frundsberg, der das Wichtigſte bei dieſem Siege gethan, hielt ſeine Haufen noch in geordneten Gliedern, als ſchon Alles floh. So groß war ſein Anſehen, daß die Landsknechte (denen doch ſo lange ſchon der Sold ausſtand) nicht wagten, zu murren, daß er ſie vom Plündern abhielt und faſt alle Beute den Spaniern zu Theil wurde, und damit dem Namen Frundsberg das herrlichſte Blatt aus dem Lorbeer dieſes Tages bleibe, vernichtete Georg, der zuerſt die ſchwarzen Banden gebrochen, auch noch den letzten Reſervehaufen, und erſchlug den Oberſten Karl von Amboiſe. — Caſpar von Frundsberg führte unter Leiva den Ausfall aus Pavia mit ſolchem Muthe, daß er bald darauf zum oberſten Hauptmann über alles deutſche Fußvolk geſetzt wurde.

Als ſeine Völker ihm zujauchzten und die Heeresfürſten laut bekannten: „Ihm und Peskara ſei vor Allem der Sieg zuzuſchreiben" — ſtand Georg innig bewegt. In ſtummen Thränen, die Hände gegen Himmel, ſprach er: „Dir, dir ſei die Ehre, nicht mir!"

Ueber 20,000 Franzoſen waren todt, faſt eben ſo viele, unter ihnen die berühmteſten Kriegshelden und Erſten von Adel, auch Heinrich von Albret, König von Navarra, wurden gefangen, Geſchütz und Lager wurden den Siegern zur Beute.

Gegen Wehrloſe immerdar ein menſchlicher Krieger, zeigte er ſich auch ſo gegen Verblendete. Er ging mit ſchwäbiſchen Bundestruppen, den Bauernaufruhr im Allgäu zu dämpfen. Während andere Bundeshauptleute von Adel gierig waren, ihre Hände im Blute der Bauern zu waſchen und die Rädelsführer unter unerhörten Martern hinzurichten, trug Frundsberg einen unblutigen ſchnelleren Sieg davon. Im Kriegsrathe ſagte er lächelnd zu Georgen, Truchſeß von Waldburg:

„Wozu ſchlagen, das würde doch vieles Blut koſten und mir wahrhaftig wenig Ehre einlegen. Ich kenne die Hauptleute, die dem Kaiſer in Welſchland gedient haben, laſſet mich einmal meinen Weg verſuchen und die Sache wird zu gutem Ende kommen."

Ein anderer Odyſſeus, unterhandelte er insgeheim mit den Anführern. Sie nahmen Geld, ſchreckten die Ihrigen ſelber mit Frundsbergs großem Namen, und als er anfing, das Lager der Bauern zu beſchießen, riethen ſie ihnen zur ſchleunigen Flucht. Sie wurden von Durlach bis Kempten verfolgt und mit Einem Male zerſtreut.

Darauf trieb er die rebelliſchen Bauern in Tyrol raſch auseinander

Mustercommiſſarien 2000 fl. borgen, „die er ſo hochdankbarlich mit überlaufenen Augen empfangen hat.“

Viele machten ihm den Zug ſchwer, ſelbſt der Kardinalbiſchof von Trient, Bernard von Clöß, König Ferdinands vielvermögender Miniſter. Sein in Hiſpanien verſtorbener Bruder Adam erſchien ihm im Traume, weiſſagend, er werde nicht 1000 Mann über das Gebirge bringen. Jener Warnung antwortete er mit ſeinem alten Sprichwort: „Viel Feind', viel [redacted] und trotz jenes Geſichts hielt er ſich von Gott berufen zum Rächer [redacted]rch ſeine Großmuth betrogenen Kaiſers, beſonders an dem Papſte, [redacted] Urheber alles dieſes Unfriedens. Ein Mährchen iſt, daß, wie Viele erzählen, er auf dieſem Zuge ſtets einen güldenen Strick in dem Buſen getragen, den Papſt daran zu hängen; aber mehr als einmal hat ſich der biedere, derbe Mann in ſeiner Ereiferung erklärt, daß er es wohl nicht für unbillig hielte, wenn des Papſtes Treuloſigkeit beſtraft würde.

Seine ſchlauen Anſtalten zu Trient machten den Feinden glauben, er werde ſich gerade längs der Etſch, mitten durch ihre auf allen Bergen, an allen Waſſern, in allen Schluchten aufgeſtellten Poſten Bahn brechen; aber weit hiervon entfernt, wendete er ſich auf einmal rechts, ohne daß die Seinen wußten, wohin, und machte im rauhen November im feindlichen Lande, faſt ohne alle Hilfsmittel, den zweiten bewunderungswürdigen Zug über die Alpen, durch Val Sabbia, über die Rocca d'Anfo zwiſchen dem Garda- und Idroſee gegen Breſcia. Gerad auf Mailand konnte er nicht, der überlegene Feind war ihm zu nahe. Er entſchloß ſich zu einem Umwege durch das Mantuaniſche, und betrat ihn, mehrfach beunruhigt.

Den Helden, an dem ſich ihre Gewalt jederzeit gebrochen, verſuchten die Feinde des Kaiſers nunmehr mit Liſt zu umſtricken. Zu Rivolta fand er einen Abgeordneten des Herzogs von Mantua, vom Hauſe Gonzaga, der ihm hoch und theuer ſchwur, der Papſt und ſein Heer hätten mittlerweile beim Kaiſer Verſöhnung und Vergebung erlangt. Er rechne es ſich zur Pflicht, ihm nicht nur den Durchzug zu öffnen, ſondern ihm denſelben auch durch reichlichſte Subſiſtenz zu erleichtern, und ihm Schiffe und Brücken zu verſchaffen, den Po zu überſetzen.

So unerſchöpflich Frundsberg ſelbſt in jeder Art Kriegsliſt war, ſo fremd war ſeiner geraden Seele jeder Trug dieſer Art. Er traute und marſchirte gerade nach Borgoforte an den Po. Da wartete ſeiner und ſeines durch lange Entbehrungen aller Art hart geprüften Heeres eine reiche

Mahlzeit an Fleiſch, Fiſchen, Früchten, herrlichen Weinen, kurz Allem, was der üppige Himmel hervorbringt, aber keine Brücken, keine Schiffe.

Er ſah ſich in der Falle, und grimmig wie ein gereizter Löwe, ſendete er alſogleich einen Hauptmann ab, die Brücke bei Governolo zu beſetzen, er ſelbſt folgte in der Nacht in aller Stille nach. Glücklich kam der Hauptmann noch dem böſen Vorhaben zuvor, eine halbe Stunde ſpäter, die Brücke wäre abgetragen geweſen und die Deutſchen von dem Herzoge von Urbino und Johann von Medicis eingeſchloſſen. Jetzt mußten ſich dieſe begnügen, ſie unaufhörlich mit ihrer leichten Reiterei zu [illegible]

Redlicher war der ſeit Kurzem wieder zu des Kaiſers Partei übergetretene Herzog von Ferrara. Er ſchickte Proviant, vier Falconetten und einiges Geld, den unzufriedenen leidenden Truppen doch eine Abſchlagszahlung zu machen.

Eben als jene vier Stücke angekommen, ſcharmuzirte der ungeſtüme Johann von Medicis wieder und ſprengte lärmend unter die Landsknechte, die auf der Brücke zu Governolo mehr an Schwänke dachten, als an die ihnen angewieſene Schanzarbeit. Das ſieht Frundsberg, läßt ſogleich zwei dieſer Stücke vorführen, richtet und ſchießt ſie ſelbſt ab, und Gianettin ſtürzt vom Gaul, das eine Kniegelenke war zerſchmettert. Er ſtarb in wenigen Tagen. So that dieſer Oberfeldherr ſeinem Gegner am Mincio, was am Simoïs Achill dem Hector.

Die Welſchen ſchienen ſich von dem Wildfang, allem Anſcheine nach mit Unrecht, große Dinge verſprochen zu haben. Sie zeigten ſich über ſeinen Tod ſo beſtürzt, daß ſie Frundsbergen ruhig ziehen ließen, dem Po nach auf Oſtia, Guaſtalla, Parma und Piacenza. Im letzteren Orte plagte den Helden ein Uhu, der ſich durchaus nicht von ſeiner Wohnung verſcheuchen ließ, und deſſen trauriges, einförmiges Stöhnen ihm für ein böſes Vorzeichen galt.

Vergeblich ſchrieb Frundsberg unzählige Male an den Connetable von Bourbon, wegen der Vereinigung ihrer beiden Heere, und nach Inſpruck um Nachſchub an Truppen und Geld. Faſt alle dieſe Boten wurden aufgefangen oder von dem über die Drangſale des unaufhörlichen Krieges verzweifelnden Landvolk erſchlagen.

Das Heer war in der größten Noth, vielfältig mußte es über die von unendlichem Regen angeſchwollenen Flüſſe und Kanäle waten oder ſchwimmen. Das Geld wurde immer kürzer.

„Wan man mier ain Zug weiß zugesagt hat, find ich mit groſſer Müeh ſchwarz," ſchrieb Frundsberg mit Recht an Regiment und Kammer zu Innſpruck.

Schon auf die erſte Nachricht von Herrn Georgens Ankunft wollte ihm Bourbon das ſchwache kaiſerliche Heer aus Mailand entgegen führen und ſich mit ihm vereinigen. Aber wegen ausſtändigem Sold aufrührten die Spanier, plünderten, ſchonten in ihrer Wuth weder Kirchen noch Klöſter. Mit genauer Noth ſtillte Bourbon für diesmal noch den Tumult, Kaſpar von Frundsberg that das Höchſte, den Schwindelgeiſt des Ungehorſams und der Meuterei von ſeinen Deutſchen entfernt zu halten. Seinerſeits hatte der ehrwürdige Georg nicht minder zu thun. Rührend iſt, was darüber unterm 14. Februar 1527 der Hauptmann Ulrich Wittenbach nach Innſpruck ſchrieb:

„Her Görg wolt nit von den knechten, dan Er zu inen geſchworen hatt, nit von innen zu weichen biß Sy bezaltt ſind. Iſt man ain new Gulden ſchulldig geweſt und jetzt aber merer. Er iſt immer fröhlich, trauwt Gott werd im zu hilff kommen. Die knecht Sind faſt wol mit im zufrieden, leiden warlich genug. Er ritt auch under ihnen am wie ain Held und iſt allweg der fördriſche beim hauffen. Im iſt auch noch auff dieſelb zeyt von keynem Menſchen aus Deutſchland kayn Schreiben, noch müntlich khommen hatt in ſer verwundrett."

Am letzten Jänner 1527 geſchah endlich die Vereinigung. Das Heer zählte über 32,000 Mann. Am 22. Februar brach es auf und kam über Parma, Reggio und Modena, am 8. März nach San Giovanio bei Bologna. Weder Oberſte noch Knechte hatten auf dem ganzen Marſch einiges Geheimniß daraus gemacht, ſie zögen nach Rom, ihr Geld von dem Urheber des Krieges ſelbſt zu holen, wollten da alſo hauſen, daß ihm alle Luſt zu weiteren Händeln auf ewig vergehen ſollte.

Der Papſt, darüber erſchrocken, faßte ſchnell einen Entſchluß, unterhandelte mit des Kaiſers Vicekönig zu Neapel, kraft deſſen er ſeine Völker abdanken, die Colonna's wieder einſetzen, 60,000 Dukaten und insbeſondere noch jedem Soldaten einen Monatſold bezahlen ſollte.

Cäſar Feramuska brachte als Lannoy's Abgeordneter die erſte Nachricht von dieſem Vergleiche in das Lager. Die Feldherren erſchraken darüber tödtlich, denn das Geld, womit ſich der Papſt loskaufte, reichte nicht hin, die Truppen nur zum fünften Theile zu befriedigen. Des Kaiſers

Feinde, die Emiſſarien der Ligue, und deren waren nur zu Viele, faſt in jedem Orte und ſelbſt mitten im Lager, waren eifrig bemüht, dieſe Nachricht mit gehäſſigen Zuſätzen und Vergrößerungen ja recht ſchnell allgemein unter den Truppen zu verbreiten, alſo daß, während Bourbon und die übrigen Oberſten noch mit Feramuska unterhandelten, der Aufruhr unter den Spaniern mit der allergrößten Wuth ausbrach, zumal als ſich der Marquis del Baſto mit den neapolitaniſchen Völkern in Folge jenes Vergleiches vom Heere trennte. Das befahl ihm ernſtlich ein Brief des Vicekönigs, oder er wolle ihm ſeine Herrſchaften im Königreich Neapolis, als einem Ungehorſamen, einziehen. Die Spanier feuerten ihr Geſchütz in die Wohnung Bourbons und der Hauptleute ab, plünderten ſeine ganze Habe und erſchlugen einen ſeiner Hauptleute. Sein güldner Wappenrock wurde des andern Morgens im Stadtgraben gefunden; er floh zu Frundsberg, welchen er Vater zu nennen pflegte, und verbarg ſich in ſeinem Stalle unter dem Stroh. Sie wiegelten auch die Deutſchen auf, daß ſie ſchrieen: „Ohne Geld würden ſie keinen Schritt weiter thun!“

Noch in dieſer Nacht fertigten Bourbon und Frundsberg den Grafen Ludwig Lodron (welcher eilf Jahre ſpäter bei Eſegg den Heldentod gefunden) an den Herzog von Ferrara ab, mit höchſter Bitte, ihnen Geld vorzuſtrecken, wogegen ſie mehrere lombardiſche Städte in des Kaiſers Namen verpfänden, alle Brandſchatzungs- oder andere Gelder zur Rückzahlung verwenden, und Frundsberg ſeinen Sohn Melchior, und Schwager Grafen Anton Lodron als Geißeln laſſen wollte; aber der Herzog antwortete: „Er könne ſich nicht entblößen; wie ſie abzögen, würden ihn des Kaiſers Feinde überziehen.“ —

Da blieb Frundsbergen keine andere Zuflucht, als die in ſich ſelbſt. Er ließ ſeine Deutſchen zuſammentrommeln, und trat mit ſeinem Sohne Kaspar, mit dem Prinzen Philibert von Oranien, Grafen Ludwig Lodron, Baſtian Schertlin von Burtenbach, Konradin Sperger von Glurns, Veit von Wähingen, Konrad von Bemelberg, genannt Heß, Claus Seidenſticker und anderen Vertrauten in ihren Kreis. — Es war eine bittere Stunde.

„Ihr lieben Söhne und Brüder! Auf Eure Klagen habe ich und Eure Hauptleute gehandelt mit dem Herzoge von Bourbon, kaiſerlichem Statthalter, darauf haben wir auch bei dem Herzoge von Ferrara auf's Höchſte um Anlehen geworben, doch vergebens. Weil ich nun Euer Aller ehrliches Gemüth bisher allezeit in Lieb und Leid willig und treu befunden,

verhoffe ich, Ihr werdet auch jetzt von dieser ungestümen Empörung ablassen und uns Alle vor Schimpf und Schande behüten. Ihr wisset, daß Ihr vor wenig Tagen mit mir einhellig beschlossen, Keiner vom Andern zu weichen und mit einander zu leben und zu sterben, bis wir bezahlt und zufriedengestellt werden. Das wollet bedenken! — Habt Ihr schon so lange gelitten, so geduldet doch noch eine kleine Zeit und lasset Euch nicht von böswilligen Aufwieglern verhetzen und in Euer Unglück führen. Sind wir doch auf dem Wege, den Anfänger dieses Krieges, des Kaisers ärgsten Feind zu suchen und in Rom unsere Besoldung und Ehre und Gut zu erlangen. Man kann sonst dieser Zeit kein Geld erheben, der Kaiser ist zu weit. Ueberdies so wollen der Herzog von Bourbon und der Prinz von Oranien und ich sammt allen Hauptleuten uns verpflichten und verbinden, daß in Monatfrist alle Eure ausstehende Besoldung berichtigt und bezahlt sein soll. Mittlerweilen wollen ich und alle Hauptleute brüderlich den letzten Heller mit Euch theilen. Dagegen aber bedenket auch Ihr, liebe Söhne und Brüder, wie es uns ergehen würde, wenn wir uns spalten, uneinig und nicht beständig bei einander bleiben würden. Wir sind allenthalben mit starken Feinden umgeben, denen würden wir in die Hände und Keiner davon kommen. Wo wir aber brüderlich bei einander bestehen, so haben wir gewissen Sieg von Gott zu verhoffen."

Das Alles hatte Frundsberg mit der heftigsten, wiewohl unterdrückten Rührung gesprochen, noch immer auf einen guten Ausweg vertrauend. Allein der wilde Haufen hatte ihn ausreden lassen, stampfte und brüllte: „Geld, Geld — Geld her!" senkte die Spieße, als ob er Frundsberg und alle Hauptleute ermorden wollte. — Das war zu viel! Frundsberg hob die Hände auf, wollte noch einmal reden, große Thränen drängten sich über seine Wangen, die Lippen bewegten sich heftig zitternd, er machte noch ein Zeichen väterlicher Bitte, aber einen Laut konnte er nicht mehr hervorbringen, ihn hatte der Schlag gerührt; — er sank sinnlos zu Boden. Die Hauptleute, tödtlich bestürzt, hoben ihn in ihren Armen auf, setzten ihn auf eine Trommel und sprachen zum Kriegsvolk: „Warum thut Ihr Eurem Vater solches Herzeleid?"

Mit Frundsbergs Fall verhallte das wilde Rufen, die Spieße richteten sich langsam und scheu wieder auf, die kurz zuvor so trotzigen Haufen stoben sprachlos und zitternd auseinander, als stünde schon das Brandmaal des Vatermordes an ihrer Stirn. Der alte kühne Claus Seidensticker

ſprach: „Hilfft mir Gott aus dieſem Krieg, ſo will ich mein Leben lang in keinen mehr, weil man mit ſolcher geſchwinder Practica handelt. Die großen Herren ſpielen unterm Hütlein, ſehen nur auf iren Vorteil, machen Fried und Unfried, wenn ſie wöllen, und uns, dim Keyſer trevlich gedienet, wil man all auf die Fleiſchbank opffern.“

Hieronymus Marone, der vor zwei Jahren den Marquis von Pescara zur Ligue hatte verführen wollen und begnadigt und ſpaniſcher Kriegszahlmeiſter ward, erhielt doch in Ferrara ſo viel Geld, daß er die Spanier damit ſtillte. Nach Frundsbergs Unfall verlangten die Deutſchen gar kein Geld mehr, nur fort von dem Orte, wo er lag. Sie erboten ſich begierig und willig, unter dem Herzog von Bourbon ihr Beſtes zu thun.

Der Held, welcher mühſam auf dem Mauleſel, den er allezeit geritten, nach Hauſe gebracht worden, ſaß noch an demſelben Tage mit ſeinen Hauptleuten zu Tiſche. Die Sprache war ihm verfallen. Nach dem Mahl lehnte er ſich zum Feuer im Kamin; da überfiel ihn ein gewaltiges Fieber. Erſt am vierten Tage (19. März) kehrten Beſinnung und Sprache zurück. —

„Iſt das Volk noch beiſammen?“ — war ſein erſtes Wort, und als man dies bejaht und Bourbon herzutrat, ermahnte er ihn mit matter Stimme, den Zug auf Rom fortzuſetzen. — „Seid mir Gott befohlen, das Meinige iſt redlich gethan. Ich kann nicht mehr!“

Conrad von Bemelberg (Boineburg), den kleinen Heſſen, nannte er als ſeinen Locotenenten. Darauf brachte man ihn zu Waſſer nach Ferrara. Herzog Alphons pflegte ſeiner mit der höchſten Achtung und Sorgfalt, auch nachdem er für die Ligue Partei genommen. Seine Leibärzte Ludwig Bonatiela, Menardus, Carpus und ein ſpaniſcher Doctor behandelten den Kranken (ſo bemerkt ſein treuer Secretair Adam Reisner) im gleichen Jahre, wie der tapfere Valentinian ſprachlos und gelähmt geworden, und wie Cäſar vor Zorn und Wehmuth über einer fruchtloſen öffentlichen Anrede epileptiſche Zufälle bekam.

Sie badeten ihn oft in Baumöl, ſalbten ihn mit köſtlichen Oelen, Lebens- und Goldtinkturen. Er bekam in einiger Zeit die Sprache wieder, konnte mit Hilfe eines Stockes umhergehen, ſcherzte wieder bei Tiſche und gab reiches Almoſen von dem Gelde, welches ihm ſein Sohn Kaſpar aus Rom und Mailand zugeſchickt. Er unterhielt emſig Correſpondenz nach Innſpruck, und würde nach Mindelheim gezogen ſein, hätte er nicht

die Venediger gefürchtet, welche mehreren ſeiner Hauptleute das gegebene freie Geleit gebrochen haben.

Im Mai 1528 machte Frundsberg theils auf dem Po, theils in einer Sänfte die Reiſe nach der Heimath. Seine Gemahlin hatte von dem Ungeſtüm der Gläubiger, die das Geld vorgeſtreckt, mit welchem Frundsberg ſein Heer für des Kaiſers Dienſt zuſammengebracht, viel gelitten.

Auch ſeine eigene Beſſerung hatte dieſer nagende Kummer ſehr erſchwert. Er ſah noch ſeinen tapferen Sohn Kaspar, hörte aus ſeinem Munde die Thaten ſeiner alten Siegsgefährten. Die Belohnungen, welche Kaspars frühem Verdienſte mittlerweile zu Theil geworden, ließen dem bekümmerten Helden die köſtliche Ausſicht, ſich wenigſtens in ſeinen Kindern belohnt und die Stammgüter ſeines Hauſes von der darauf gemachten ſchweren, aber ruhmwürdigen Schuldenlaſt befreit zu ſehen.

Acht Tage nach ſeiner Ankunft zu Mindelheim (20. Auguſt 1528) ſtarb er, nur fünf Tage nach ſeinem alten Gegner Lautrec und faſt zu gleicher Zeit, als das franzöſiſche Heer bei Averſa vor dem Prinzen von Oranien die Waffen ſtrecken mußte.

Georg von Frundsberg war groß und nervigt, von einer Stärke, daß er drei übereinander gelegte Thaler mit den Fingern zerbrach, und den ſtärkſten ſich ihm entgegenſtemmenden Mann blos mit dem Mittelfinger von der Stelle drängen konnte.

Die alte deutſche Abkunft verrieth das lichte Haar, die blauen Augen, Geſundheitsfülle ſtrahlte aus ihnen, und von der hohen offenen Stirn und aus ſeiner heiteren männlichen Farbe. Um Lippen und Kinn trug er einen ſtarken Bart, die Tracht war die eines gemeinen Landsknechts.

Mit zunehmenden Jahren wurde er ſehr fett und ſchwerfällig. Seinen letzten Feldzug nach Italien über den ungeheuren Schnee und die trügeriſchen Abgründe der Alpen machte er alſo, daß er ſich auf den vor ihm gehenden Reiſigen lehnte, der nachfolgende ihn ſchob und Beide eine Lanze hielten, auf die er ſich mit der Hand ſtützte.

Er iſt unſer Guesclin und Bayard geweſen, das edelſte Abbild des romantiſchen, ritterlichen Geiſtes, der eben in ſeinen Tagen erloſch, weil faſt nichts mehr davon übrig war, als Dünkel auf rohe Kraft und auf das vermeintliche Recht, das zum Schutze der Unſchuld und Schwäche gegebene Schwert gegen jeden Schwächeren zu erheben.

Sein Gemüth, liegt es nicht offen vor uns in hoher Einfalt, nur

der Pflicht ergeben und dem Einen, was noth iſt, vertrauensvoll und freudig? Hat nicht jeder Zug eine Seele und eine Zunge? Wie war der Frundsberger ſo treu dem Kaiſer, dem Vaterlande, den Seinen nah und fern, bis an den Tod! Welch ein Freund! Welch ein Feind! In dem Manne lebte noch die alte Freudigkeit, der Urwelt Erbe, das kecke Selbſtvertrauen und der Wegſchwung über die gegenwärtige Mißlichkeit, welche die Unternehmung leicht, die Mühſal zur Luſt, die Niederlage ſelbſt zur Quelle des Sieges machten. Schlug man, ſo war grenzenloſe Freude — ward man geſchlagen, ſo war darum noch keine Trauer, keine Hoffnungsloſigkeit — die Worte ſelbſt und die Geberden zeigten, daß auch ſolches ſein, aber bald wieder anders werden müſſe. Den Verluſt wohl, nur die Schande konnte man nicht ertragen. Heutzutage würde ein ſolches Betragen unangemeſſen — eine ſolche Schilderung unäſthetiſch heißen: als ob das volle Herz des Kriegers ſeine Schläge der Begeiſterung an den Fingern zählte!

Es iſt dahin, das herrliche Geſchlecht, das nichts ſah als die Pflicht, nichts ſcheute, als das Unehrliche, das Gold wenig achtete, mit dem Eiſen ſpielte und mit der Noth ſcherzte!

Wie dieſer Mann beim Heere war, ſo war er auch beim Heerde. — (Ein rechter Mann bleibt ſich überall gleich, und es iſt ein Irrthum, zu meinen, es gäbe verſchiedene Gattungen von Treuen, oder man könne zugleich ausſchweifend und eiſenfeſt, von den Lüſten und doch nicht vom Feinde bezwungen ſein. Im Glücke mag das eine Weile gehen, laßt aber das Unglück kommen!) — Der ſeinem Herrn ſo treu war, war es auch mit Hand und Herz den beiden Gefährtinnen ſeines Lebens, ob er, der wandernde Krieger, ſie gleich wenig ſah. Er war des Heeres guter Vater und ſeiner Kinder. Er liebte Wein, Weiber und Geſang; aber nie zur Unzeit, nie unmäßig. Kein Feind hat ihn beſiegt: im Uebermaße des Gefühls hat ihn ſein eigenes Herz getödtet.

Ausländer haben ſich bei Bicocca und Pavia mit den Blättern des Kranzes geziert, der ſein war. Er ward lange nicht belohnt, faſt vergeſſen, mehr als einmal zurückgeſetzt. Wie rächte er ſich? — daß er die Nebenbuhler in der nächſten Schlacht im Stiche ließ, gegen ſie Ränke ſpann, nach jenen Witzigungen des Kaiſers Dienſt über ſeinem eigenen vernachläſſigte? — Nein, durch ein Tiſchlied, das er ſich mit muſikaliſcher

Begleitung öfters vorſingen ließ, und dabei ſeinen Unwillen im frohen Becher erſtickte.

Mein Fleiß und Müh'
Ich nie
Hab geſpart
Und allzeit gewahrt
Dem Herrn mein;
Zum Beſten ſein
Mich geſchickt hab drein,
Gnad Gunſt verhofft,
Doch's Gemüth zu Hof verkehrt ſich oft.
Wer ſich zukauft,
Der lauft
Weit vor
Und kommt empor;
Doch wer lang' Zeit
Nach Ehren ſtreit't
Muß dannen weit;
Das thut mir ant;
Mein treuer Dienſt bleibt unerkannt.
Kein Dank noch Lohn
Davon
Ich bring;
Man wiegt mich g'ring.
Und iſt mein gar,
Vergeſſen zwar;
Große Noth und Gefahr
Ich beſtanden hab,
Was Freude werd ich haben drab?

Doch hatte er auch Augenblicke, wo er gerne ſeinen Degen in einem hohen Dome aufgehangen hätte, ihn nie wieder zu umgürten. Er gab deſſen drei Urſachen an: die Wildheit des Kriegsvolkes — das menſchliche Elend — den Undank.

Er iſt der Gründer der deutſchen Infanterie, er gab ihr Geſetze, weil er wußte, erhalten ſei mehr, als erſchaffen. Sein gekrönter Freund Maximilian und Er waren die größten Meiſter in allen Waffenarten, die nachdrücklichſten Kuiraſſiere, die ſchnellſten Reiter, die ſtandhafteſten Landsknechte, die verſuchteſten Büchſenmeiſter, Meiſter in allen Handgriffen und jedem Vortheil. — Das iſt ein großer Vorzug der alten Helden

vor den neuen, daß ſie das Detail, das Techniſche durch Handgriff u Uebung kannten, was die Neueren mit Verluſt von Zeit und Abſtumpfu des Geiſtes ſtudieren.

Noch lange ſangen Fußknechte und Schützen, Musquetirer und Q quebuſirer von ihm die Weiſe:

Georg von Frundsberg von großer ſterk,
Ein theuwrer Held
Behielt das Feld,
In Streydt vnd Krieg,
d'Feind niderſchlieg,
In aller Schlacht,
Er legt Gott zu die Ehr' und Macht.

Er vberwand,
Mit eygener Hand
Venediſch Macht,
Der Schweitzer Pracht,
Franzöſiſch Schar
Legt nider gar,
Mit großer Schlacht,
Die Bäpſtlich Bündtnüß
Z' Schanden macht.

Der Kaiſer Ehr,
Hat er gemacht mehr,
Jr Land und Leut
Beſchützt allzeit,
Mit großer G'fahr,
Er fighafft war,
Ganz Ehrenreich,
Man findt nicht bald,
Der jm geleich.

(Von J. v. Hormayr.)

Karl von Lannoy, Fürſt von Sulmona,

kaiſerlicher General und Vicekönig von Neapel, Ritter des goldenen Vließes.

Karl von Lannoy, der Freund, Vertraute und Feldherr Karls V., wurde in den Niederlanden aus einer adeligen armen Familie geboren. — Bereits unter Maximilian I. wußte ſich Lannoy in den niederländiſchen und venetianiſchen Kriegen geltend zu machen, und wurde bald Gouverneur von Tournay, welche Stelle er mit ſo viel Dienſteifer und Geſchick bekleidete, daß ihm ſchon 1516 der Orden des goldenen Vließes verliehen wurde. Nach Prosper Colonna's Tode (1523) übernahm er den Oberbefehl über das kaiſerliche Kriegsvolk im Mailändiſchen. Karl V., der ihm früher ſchon ſehr gewogen war, ſchenkte ihm in Folge ſeiner auf dieſem Poſten entfalteten Umſicht und vielſeitigen Thätigkeit, bei der er auch ein ſeltenes Organiſationstalent entwickelte, in noch weit höherem Grade ſein Vertrauen, und betraute ihn bald mit der höheren, aber auch ſchwierigeren Stelle eines Vicekönigs von Neapel. Von hier eilte Lannoy, das ſchon äußerſt bedrängte Pavia zu retten, und war auf das Aeußerſte thätig und bemüht, den ſchon aufgeregten kaiſerlichen Truppen den nöthigen Sold zu verſchaffen, und verpfändete zu dem Ende die Einkünfte Neapels mit eben ſo viel Geſchick als Schnelligkeit. — Bei Pavia nahm Lannoy mit Bourbon und Pescara gegen das franzöſiſche Heer eine ſehr vortheilhafte Stellung, die demſelben jeden Angriff erſchwerte.

Mit ihrem König an der Spitze, der mehr den Eingebungen ſeines Muthes, als dem Rathe der Erfahrenen folgte, vergaßen die Franzoſen, daß ſie allen Nachtheil des Bodens wider ſich hatten. Sie thaten in der gewagten Unternehmung, was nur immer Tapferkeit vermag, und glaubten ſchon geſiegt zu haben, als die Hitze, mit der ſie die Weichenden verfolgten, und eine geſchickte Wendung des Vicekönigs Lannoy ſie zwiſchen ſeine Truppen und ihre eigene Artillerie brachte. Jetzt war Alles verändert. — Von ſeiner Leibwache und den Schweizern verlaſſen, im fürchterlichen Gemenge, umgeben von den Leichen ſeiner Getreuen, des weiſen la Tremouille, den er nicht gehört, und des nur herzhaften Bonnivet, dem er geglaubt hatte, focht Franz nicht mehr für die Ehre des Treffens, ſondern für

Selbſtrettung; indem die Spanier, die ihn nicht kannten, aufgebracht durch ſeine Hartnäckigkeit, wüthend auf ihn eindrangen. — Wie bekannt, ergab er ſich erſt, als der Vicekönig Lannoy herbeigerufen wurde. Dieſer empfing nun den Degen des Königs in knieender Stellung, und bot ihm den ſeinigen mit den Worten: „Ein ſo großer Monarch ſoll vor einem Unterthan meines Kaiſers nicht ohne dieſes Ehrenzeichen ſein.“

So endigte der entſcheidende Tag, Karls V. Geburtsfeſt, das ſein Günſtling glänzender nicht hätte feiern können. Er führte nachmals den gefangenen König, zu Bourbons, Pescara's und des Heeres großem Mißvergnügen, zur See nach Spanien, (wozu er Inſtructionen von Karl V. empfing, wie aus deſſen Briefen und Depeſchen, ſiehe unten*) zu erſehen)

---

*) Schreiben des Vicekönigs Lannoy an den Kaiſer Karl V.

Palamos, den 17. Juny 1525.

Sire! Ich ſende Euch Perralte, um Euch unſere Ankunft zu melden. Ich bitte Eure Majeſtät, mir gefälligſt in Eile zu befehlen, wo Ihr den König von Frankreich hingebracht haben wollt, oder ob ich Euch durch die Poſt die Gründe, die mich vermocht haben, ihn hierher zu führen, zu wiſſen machen ſoll?

Sire! Mein ſehnlichſter Wunſch auf dieſer Welt iſt, Euch gut zu dienen, dies iſt mein einziges Streben, meine einzige Leidenſchaft hienieden.

Charles de Lannoy.

Schreiben des Kaiſers an den Vicekönig von Neapel.

Toledo, den 20. Juny 1525.

(Très cher et feal!) Wir erhielten am 11. l. M. Eure Briefe von Villa Franca, und ſahen die dem Manuel Malraſin mitgegebene Inſtructien; Wir vernahmen mit Freuden die guten Anſtalten und Ordnung, welche Ihr traft, um den franzöſiſchen König hierher zu bringen.

Erſtens die Perſon des Königs betreffend, wollen Wir, daß er gut behandelt werde, und wo möglich hier noch ausgezeichneter als in Italien, doch ſo, daß er immer gut verwahrt bleibe. Man ſchlug Uns zu dieſem Zwecke drei Plätze vor: Xativa bei Valencia, Chinchilla in Caſtilien, und das von Eurem jetzigen Aufenthalte ſehr entfernte Mora. Uns ſcheint in Rückſicht der guten Lage und der Nähe des Hafens, Xativa, die aufmerkſamſte Bewachung vorausgeſetzt, der tauglichſte Ort.

Euer Wunſch, Euch an Unſer Hoflager begeben zu dürfen, iſt auch der Unſere. Zum Beweiſe, daß Ihr Uns ſehr willkommen ſein werdet, laſſen Wir die italieniſchen Angelegenheiten bis zu Eurer Ankunft unentſchieden, um ſo mehr, da

nicht ohne Gefahr, ſeinen königlichen Gefangenen und ſein Leben zu verlieren, indem beim Anlanden zu Alicante ſeine eigenen Soldaten auf ihn feuerten; denn er hatte unter den Gemeinen des Heeres, ſo wie unter den

---

ganz etwas Neues auch einen Rath fordert. — Wir ſchicken jetzt einen eigenen Courier ſowohl an Bourbon mit der Bitte, auf Unſere hier gefaßte Reſolution zu warten, als auch an Pescara, daß er ſeine Stelle ja nicht niederlege, indem Wir ihn mit den beſten Hoffnungen und Ausſichten naher Belohnung tröſten.

Wir haben Unſerem Vetter, dem Markgrafen von Brandenburg, der gegenwärtig ſich in Valencia befindet, bereits geſchrieben, daß er ſich zum Könige in Unſerem Namen begebe, vorzüglich, damit es ſelbem und ſeinen Gefährten nicht an Pferden gebreche, um auf das Land Ausflüge zu machen, und Wir ihm Unſere Freude über ſeine glückliche Ankunft und Unſeren Willen, daß er mit Auszeichnung behandelt werde, zu erkennen geben. — Wir ſchreiben zugleich an Don Luys Carroz, Commandanten von Xativa, daß er Euren und Alarcon's Befehlen gehorche.

Uebrigens zweifeln Wir nicht, daß Ihr die Sache ſo einleiten werdet, daß euch der König ſelbſt zufrieden ſei, nach Xativa geführt zu werden. Verſichert ihn wiederholt Unſeres ernſten Willens, daß es ihm an Nichts fehle, und Unſerer Geneigtheit zu einem allgemeinen Frieden, der Unſere Ehre, ohne dabei die Seinige zu beflecken, und Unſere Freunde Uns erhält. — Gebet ihm zugleich zu verſtehen, daß ſein Aufenthalt in Xativa nur ſo lange dauern dürfte, bis Wir Euch gehört, und daß Wir bald, das Ganze betreffend, eine Entſchließung faſſen werden. Wir ſchreiben Euch dies, weil es Uns gut ſcheint, ihn zufrieden und bei guter Laune zu erhalten, daß er ſich nicht darüber aufhält, nach dem Schloſſe Xativa gebracht zu werden.

Carl.

Schreiben des Kaiſers an den franzöſiſchen König.

Toledo, den 20. Juny 1525.

Es hat Mich ſehr gefreut, Eure Ankunft in Spanien zu erfahren, weil Ich Mir davon einen für das Gemeinwohl der Chriſtenheit heilſamen Frieden verſpreche, was Mir am Meiſten am Herzen liegt. Ich habe Meinen Vicekönig von Neapel zu Mir berufen, um Mich von Euren Wünſchen deſto vollſtändiger zu unterrichten, ſo wie Ich ihm auch befohlen habe, die bisherige freundſchaftliche Behandlung fortzuſetzen. Hattet Ihr ſchon bisher alle Urſache, hiermit vollkommen zufrieden zu ſein, ſo hoffe Ich, Ihr ſollt vollends in dieſem Lande keinen Wunſch mehr übrig behalten. Ich hoffe Euch hierdurch mehr und mehr zu überzeugen, wie ſehr Ich wünſche zu ſein und zu verbleiben Euer guter Bruder und Freund

Carl.

Vornehmen, viele Feinde; unter den Erſteren wohl nur, weil er ein Niederländer, unter den Letzteren, weil er ein gewandterer Hofmann als ſie war; doch die Gnade und Gunſt ſeines Kaiſers entſchädigte ihn hinlänglich für all derlei Anfeindungen.

Karl V. beſchenkte den Sieger Lannoy mit dem Fürſtenthume Sulmona, der Grafſchaft Aſti und verſchiedenen Gütern in den Niederlanden. Doch Lannoy erfreute ſich dieſer neuen Würden nicht lange; nachdem er kaum Franz I., der ihm ſeine ganze Achtung geſchenkt, nach deſſen Entlaſſung an die Grenzen beider Reiche begleitet hatte, kam es bekanntlich bald wieder in Italien zum Kriege; Lannoy führte 6000 Mann zum Heere.

Mit dem römiſchen Hofe hatte er vorher einen Vergleich abgeſchloſſen, der aber nicht gehalten wurde, und faſt könnte man vermuthen, daß Bourbons Eiferſucht gegen ihn mitwirkte, als dieſer ſo raſch auf Rom losging und ſeinem eigenen Tode entgegeneilte. Von der Eroberung Roms weg eilte Lannoy nach Neapel zurück, wo er ſchon 1527 an der Peſt ſtarb, die damals im Neapolitaniſchen wüthete.

Er hinterließ einen Sohn, Philipp, der nachher gleichfalls Kriegsdienſte that und ſowohl in Italien wider die Franzoſen, als in Deutſchland wider den Schmalkaldiſchen Bund gebraucht wurde, mit deſſen Nachkommen aber 1604 das ganze Geſchlecht erloſch.

Schreiben des Kaiſers an die Regentin der Niederlande.

Toledo den 6. July 1525.

(Madame ma bonne Tante!) Ich habe nun Nachrichten, wie der König von Frankreich in Meinem Königreiche Valencia angelangt ſei. Ich habe Mich ſeiner auf das Sorgfältigſte verſichert, und erwarte morgen meinen Vicekönig von Neapel, welcher Mir einen ausführlichen Bericht über Meine Angelegenheiten in Italien, und wahrſcheinlich auch von der Geneigtheit des gedachten Königs zum Frieden erſtatten wird. Der Marſchall von Montmorency und der erſte Präſident von Paris kommen zur Erreichung des nützlichen Zweckes in ſeinem und der Regentin ſeiner Mutter Namen hieher. ꝛc.

Karl.

Erich der Aeltere, Herzog von Braunſchweig,

kaiſ. General und Oberbefehlshaber der kaiſ. Armee im Feldzuge gegen die Türken.

Dieſer eben ſo heldenmüthige als liebenswürdige Prinz, ein Sohn Wilhelms des Jüngeren, Herzogs von Braunſchweig, und der Gräfin Elisabeth von Stolberg, wurde am 16. Februar 1470 zu Neuſtadt am Rübenberge geboren, und erhielt ſeine erſte Erziehung am Hofe Herzog Albrechts von Baiern. Hier in allen Wiſſenſchaften, Künſten und ritterlichen Uebungen auf's Trefflichſte gebildet, gewann er ſchon als Jüngling die allgemeine Achtung und Liebe. In ſeinem achtzehnten Jahre unternahm er eine Reiſe nach Paläſtina und den heiligen Orten, was damals Sitte war und in vornehmen Familien gleichſam als Schlußſtein einer guten Erziehung für nothwendig erachtet wurde.

Bei ſeiner Rückkehr über Rom beſuchte er den kaiſerlichen Hof und erwarb ſich durch ſeine ſeltene Geſchicklichkeit und bewundernswerthe Gewandtheit in den ritterlichen Spielen und Waffenübungen die Neigung Kaiſer Maximilian I. in ſo hohem Grade, daß dieſer ihn immer lieber gewann und ihm vertrauensvoll (1493) den Oberbefehl über ein Armeecorps von 15,000 Mann übergab, welches beſtimmt war, die Türken, welche in Croatien eingefallen waren und unter Verwüſtungen aller Art ſchon bis Laibach ſtreiften, zurückzuſchlagen. Erichs Muthe und ſeinen umſichtigen trefflichen Anſtalten gelang dies auch vollkommen, er ſchlug die Türken in mehreren Gefechten vollkommen, und erwarb ſich dadurch am Hofe des Kaiſers wie in ganz Deutſchland einen bedeutenden Namen.

Stets treu und anhänglich an Maximilian und deſſen Haus, machte er auch den Feldzug gegen den Pfalzgrafen Ruprecht und die von ihm geworbenen Böhmen mit und brachte durch ſeinen Heldenmuth im Treffen bei Mengenbach unweit Regensburg (1504) den Sieg gänzlich auf die Seite des Kaiſers, dem er hier zugleich mit edler Selbſtaufopferung das Leben rettete*).

---

*) Ueber die berühmte Böhmenſchlacht bei Regensburg theilt der verdienſtvolle vaterländiſche Geſchichtsforſcher J. P. Kaltenbäck in der Austria für 1846 nachfolgende, einem „Berichte eines Zeitgenoſſen", des Alten von Henneberg entnommene ausführliche Schilderung mit:

Maximilian wollte in die Böhmen einhauen, die unter ihren trefflichen Anführern Kollowrat, Sternberg und Zedliz ſich auf einer Anhöhe poſtirt hatten, feſt und ſtarr wie eine Mauer daſtehend, ſich mit der ihrem

---

„Kaum hatte Kaiſer Maximilian I. im baieriſchen Kriege (1504) erfahren, daß ſich ein böhmiſches Heer, von den Kriegsräthen der Pfalz zu Hilfe gerufen, in Budweis verſammelt, und 6000 Mann ſtark, unter Georg von Roſenberg, über Tachau und Waldmünchen aufgebrochen ſei, um nach der alten Pfalz zu ziehen, ſo brachte er Alles in Bewegung, dieſer neuen drohenden Gefahr mit voller Kraft zu begegnen. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze der Bundestruppen und ſetzte ſeinen Marſch gegen Regensburg, in deſſen Nähe die Kundſchafter das Böhmerheer fanden, in ſolcher Eile fort, daß alles Kriegsvolk ihm nicht hat folgen mögen. Bei dem Dorfe Mengenbach wurde er, am 4. September, der Feinde gewahr, die auf einem ziemlich hohen Ackerberge ſich tüchtig verſchanzt hatten. — Er hielt ſtill, um die Roſſe ausſchnaufen zu laſſen und der Nachzügler zu harren. Indeſſen griffen aber der Markgraf Friedrich von Brandenburg und die Hauptleute der drei Reichsſtädte Straßburg, Augsburg und Nürnberg, die Böhmen an, welche, im Rücken geſchützt von einem Walde, mit unerſchütterlichem Muthe die Stürmenden empfingen und bald wieder zum Rückzuge zwangen. Der Kaiſer, kaum dies gewahrend und überſehend, daß um ſein Panier her etliche hundert Reiter und eine hinlängliche Menge Landsknechte verſammelt, ordnet das Treffen und ſprengt, von den Fürſten von Braunſchweig, Brandenburg, Baiern und Liegnitz begleitet, mit verhängtem Zügel voran den Berg hinauf. Begeiſtert ſtürzen die Reiter und Landsknechte ihm nach; ein furchtbarer Kampf beginnt. In den vorderſten Reihen glänzt Maximilians Schwert; die Böhmen wehren ſich wahrhaft ritterlich, und ihre langen Spieße bedrohen zu wiederholten Malen des Kaiſers Leben. Schon iſt es Einem gelungen, ihn aus dem Sattel zu heben und beinahe vom Pferde zu werfen; da erblickt Erich von Braunſchweig ſeines Herrn Gefahr, ſtürzt, ſich durchhauend, herbei, und hilft ihm wieder auf das Pferd. In dieſem Augenblicke aber wird Erich ſelbſt von einem böhmiſchen Ritter angegriffen, der ihm das Pferd unter dem Leibe erſticht und im Sinken drei ſchwere Wunden verſetzt. Des Reiches Landsknechte aber kommen ihm jetzt zu Hilfe, erſchlagen den edlen Böhmen und mehrere ſeiner Umgebung, und bringen den ſchwer Verletzten aus dem Treffen weg, auf einem Nürnberger Wagen nach Regensburg.

Anderthalb Stunden dauerte die Schlacht; wie Löwen kämpften die Böhmen, denn ſelbſt ſchon getrennt und weichend, haben ſich „allwegen Vier mit den Rücken zuſammengeſtellt und ſich, ſo lange ſie athmen konnten, männlich geſchlagen.“ — Maximilians Sieg war vollkommen: zweitauſend Feinde blieben auf dem Platze, ſechshundert wurden gefangen, die übrigen liefen in wilder Flucht der Heimath zu. Den Kaiſerlichen ſollen nur zweihundert todt geblieben ſein; eine ſehr große Anzahl Verwundeter aber wurde nach Regensburg gebracht. Dahin begab ſich auch

Volke eigenen Tapferkeit hartnäckig vertheidigten und mit ihren langen Spießen den Roſſen der anſtürmenden Deutſchen arg zuſetzten. Maximilian, der trotz des Abmahnens der Seinigen einer der Erſten war, die

---

Maximilian, ließ die Gebliebenen feierlich zur Erde beſtatten und ein großes Dankamt halten. Hierauf ſchlug er die Markgrafen Kaſimir und Georg von Brandenburg, die Herzöge Erich von Braunſchweig (der im Bette lag), Albrecht und Wolfgang von Baiern, Georg von Liegnitz und Georg von Freundsberg, den damaligen Hauptmann der Stadt Memingen, und andere Hauptleute zu Rittern, und verſchrieb überdies ſeinem Retter lebenslänglich die Einkünfte der Grafſchaft Görz. Den ganzen Vorfall aber berichtete dieſer ſeiner Gemahlin Katharine, gebornen Herzogin zu Sachſen, und Herzog Sigismunds von Oeſterreich hinterlaſſener Witwe, in nachſtehendem merkwürdigem Briefe:

„Meine Herzliebe, ich laſſe Dich wiſſen, daß alle unſere Sachen wohl ſtehen, und ich habe das gethan, das kein Herr im erſten Jahre gethan hat, und ich bin nicht ohne, ich bin hart verwundet geweſen, und habe den Kaiſer mit dem Arm, darin ich hart geſchoſſen, bei Leib und Leben gehalten, darüber bin ich zwar geſtochen, unter dem Rückenſtück hinein in die Lenden, mehr als eine Spanne tief, der andere Stich iſt vorne angegangen, hart bei dem Leibe und bei der Hüft ausgegangen, der Schuß in den Arm iſt zu mittelwegen unter ſich in die Achſel eine Spanne tief, alſo auch auf dem andern Arm mit einer Büchſe und böhmiſchen Armbruſt getroffen, ohne andere viele Streiche, die ich bekommen. Nun, meine Liebe und Auserwählte, Du wolleſt keine Beſchwer haben, denn alle unſere Sachen ſtehen nach allem unſeren Gefallen, und ich will Dir in 14 Tagen Botſchaft thun, daß Du mit folgen ſollſt. In dieſer Stunde bin ich aller meiner Sachen mit dem Kaiſer zufrieden worden, hat mir zugeſagt, er wolle mein Vater und Bruder ſein. Damit ſei Gott befohlen und mache Dir keine Beſchwerde, dann mir ſchadet nichts, deſſen ſei ohne allen Zweifel. Laß Ruſchen Platen wiſſen, wie meine Sachen ſtehen.

„Liebe, daß die Kirche gemacht und verfertigt werde.

„Herzog Erich."

Uebrigens wurde die Schlacht bei Regensburg von den Zeitgenoſſen viel gefeiert. Konrad Keltis ſchrieb zur Verherrlichung derſelben ein Schauſpiel, das ſeine Freunde und Schüler vor Maximilian ſelbſt aufführten, und das deutſche Volk erhielt und ſang lange fort zwei Lieder darüber, die zu den beſten ihrer Art gehören. Das eine beſteht aus 17 fünfzeiligen Strophen und beginnt friſch und kräftig:

„Es kumpt noch wol ain gute Zeit,
Das man in frembden landen leit
Mit pfeiffen und mit trummen,
Nun merkt ihr herren allgeleich,
Wie wir in Baiern ſeind kummen —"

anſprengten, kam plötzlich aus dem Sattel, blieb am Steigbügel hängen und lief in dieſem kritiſchen Augenblicke Gefahr, von ſeinem ſcheu gewordenen Pferde mitten unter die Feinde geriſſen zu werden. Dies erſehend, warf ſich der treue Erich zwiſchen ihn und die feindlichen Spieße, ihn mit ſeinem Körper deckend; ſo die feindlichen Hiebe auffangend, gelang es indeß dem nun geſchützten Kaiſer, wieder das Pferd zu beſteigen, und mit neuem

---

und das andere, von 132 Verſen, ſchildert die Schlacht wie folgt:

An ainem morgen g'ſchah es fru
Zoch der köng ihr wagenburg zu
Darauſſen waren ſie gezogen
Auf ainen Berg für gebogen
Den vortail hetten ſy gantz gut
Mit tartſchen waren ſy wol behut
Die hetten ſy geſetzt hervor
Als groß als wie ain ſtadeltor
Dawider geſchah groß rennen
Man kund ſy lang nicht erkennen
Stechen mit helbart und ſpieſſen
Mit Bichſen grauſam ſchieſſen
Es war da ain wildes klecken
Sy ſtunden wie die recken
Vſer herr kung giengs an mit witz
Er machet gegen yn drei ſpitz
Es mocht wol hübſch zu ſehen ſein
Die küriſſer do brachen ain
Die tartſchen ſy nyder ranten
Die Böhmen ſie damit tranten
Bald war es vmb ſy geſchehen
Da het ainer wunder geſehen
Als ſy in die Flucht waren kert
Der ain der rert der andere blert
Die äcker rannen all mit blut
Behem das iſt die erſte rut
Damit man dich geſtrichen hat
Vmb deine große miſſethat
Die du an kunz laſla haſt g'tan
Verdrüßt herr maximilian u. ſ. w.

Wir können dieſe Mittheilung nicht ſchließen, ohne eines Vorfalls zu erwähnen, der ſich in Regensburg nach der Schlacht ereignet hat. Kaiſer Maximilian hatte auch die gefangenen Böhmen dahin bringen laſſen. Da geſchah es, daß er eines Morgens am offenen Fenſter ſtand und bemerkte, wie ein deutſcher Landsknecht einen Böhmen beſchimpfte, und Dieſer, Jenen nur feſt anſehend, ruhig weiter ging. Der Landsknecht aber zieht darüber das Schwert und ſtürzt auf den Böhmen los, welcher, ohne Waffen, den nächſten beſten Stock ergreift und ſich muthig vertheidigt. Nun kann der Kaiſer nicht länger zuſehen; flammender Zorn

Muthe belebt, die Seinigen nochmals zum Kampf und zum Siege zu führen. Während dem erhielt der treue Erich einen Schuß in den Schenkel und zwei in den Arm, die ohne seine Aufopferung den Kaiser leicht hätten tödtlich verwunden können. — Die Böhmen waren wohl geflohen, erst aber nachdem sie im heißen Kampfe mehr als die Hälfte ihrer Leute verloren hatten.

Erichs edle That lohnte sich in sich selbst, seine Tapferkeit aber belohnte der Kaiser, indem er ihm die Einkünfte der Grafschaft Görz auf Lebenszeit verlieh und ihm in seinen Schild einen goldnen Stern setzte, der heute noch das Braunschweigische Hauswappen ziert.

In Folge des Sieges bei Mengenbach zog Maximilian vor die Festung Kufstein, die er belagerte, deren Besatzung vertheidigte sich so ungewöhnlich hartnäckig und reizte durch Trotz und Beleidigungen mannigfaltiger Art den Kaiser zu so hohem Unwillen, daß er beschloß, nach der Eroberung keinen Pardon zu geben und sogar schwor, Dem eine Ohrfeige zu geben, der für sie bitten würde.

Der menschliche Erich setzte sich über diese Bedenklichkeit hinweg und wollte dem Kaiser die Verlegenheit ersparen, eines zu rasch gegebenen Wortes wegen eine unnütze Grausamkeit zu begehen. Da bat er seinen gekrönten Freund, der Besatzung das Leben zu schenken. Maximilian, der ihm innerlich für diese Bitte dankbar war, berührte ihm scherzend die Wange und verschonte die Verurtheilten bis auf einige der Schuldigsten.

Ein Mann wie Erich, der während seines ruhmvollen Lebens in zwölf Feldschlachten ritterlich gefochten und in zwanzig Stürmen den Wall angelaufen, so ein Mann mag für die bedrängte Menschheit nun wohl mit allen Ehren einen Backenstreich empfangen.

In dem Kriege wider Venedig leuchtete dieser Feldherr nicht minder hervor. Er griff im Jahre 1508 den Feind an den Kärnthnerischen Grenzen an, war aber leider nicht stark genug, um die Wegnahme von

---

erfaßt ihn, und — „Schandbube! Wehrlose willst Du schlagen!“ dem Landsknechte zurufend, reißt er sein Schwert von der Wand und schickt es dem Böhmen. — Der Landsknecht war indessen davongelaufen.

So erzählte es der Alte von Henneberg, der dabei gewesen, dem Herrn von Rosenberg, und dieser im Jahre 1589 dem Reichard Strein von Schwarzenau, welcher es niedergeschrieben.

Trieſt, Görz und der meiſten übrigen Friauliſchen Städte zu verhindern, ja er mußte geſchehen laſſen, daß die meiſten kaiſerlichen Befehlshaber dieſer Städte, die das venetianiſche Schwert nicht bezwingen konnte, den venediſchen Goldſtücken wichen und die Feſtung dem verſchlagenen Liviano übergaben; doch ſchon 1509 nahm Erich der Republik alle dieſe Plätze, mit Ausnahme von Görz und Trieſt, wieder ab, ſetzte die beſtechlichen Befehlshaber gefangen, nöthigte ihnen das empfangene Geld ab, welches er dem Kaiſer zuſandte, und ſtrafte ſtreng ihre Treuloſigkeit.

In eben dieſem Jahre eroberte er auch auf dem Boden der Republik ſelbſt Belluno und Feltre, und führte hierauf bei Wien vorbei dem Kaiſer ſeine Truppen an dem Namentafluſſe entgegen, wodurch deſſen Heer ſich ſo verſtärkte, daß bei deſſen bloßer Annäherung Trieſt und Görz von ſelbſt ſich ergaben. Erich blieb der venetianiſchen Republik fortwährend ein gefürchteter Gegner, denn nur ſelten entfernte er ſich zu anderen Unternehmungen, am Längſten aber 1513, da er in den Niederlanden wider die Frieſen focht, ihnen 1515 Gröningen und andere Orte wegnahm und auch bei dem Einfall in die Grafſchaften Hoya und Schaumburg thätig betheiligt war. Doch noch vor dem Ausgange dieſes Jahres war er ſchon wieder in Italien, half Verona decken, welches der thätige Liviano bedrohte, drang bis über Meſtre vor, und der Donner ſeines Geſchützes wurde ſelbſt in Venedig gehört. Als ſich hierauf Liviano ihm entgegenſtellte, erlitten die Venetianer bei Vicenza die bekannte große Niederlage, an der Erichs und Prosper Colonna's Tapferkeit ſo vielen Antheil hatte, daß ſie hierin nur von Rudolph von Anhalt und Georg von Frundsberg erreicht wurden.

Erich, der doch bei allen ſeinen Feldzügen für das Kaiſerhaus vom Glück begünſtigt wurde, war minder glücklich, als es die Vertheidigung des eigenen Landes galt. Sein unruhiger Nachbar, der mächtige Biſchof von Hildesheim, Johann von Sachſen-Lauenburg, verſuchte die Beſitzungen ſeiner minder mächtigen Nachbarn an ſich zu ziehen und dieſe mannigfach zu bedrücken, ſo daß die Bedrängten ſich unter den Schutz Herzog Erichs begaben, aber dadurch auch dieſem Fürſten den Haß und die bitterſte Feindſchaft des mächtigen Prälaten zuzogen. So lange Kaiſer Maximilian lebte, getraute ſich zwar der Biſchof nicht, des Herzogs Lande zu beunruhigen; aber kaum war dieſer Kaiſer, Erichs gekrönter Freund, geſtorben, ſo fiel der hab- und rachſüchtige Hildesheimer Seelenhirt unvermuthet in

Braunſchweig ein, und als es hierauf in Soltau, gerade am Wahltage Karls V. zum Treffen kam, ward Erich mit ſeinen Bundesgenoſſen nicht nur gänzlich geſchlagen, ſondern gerieth auch mit mehreren Anderen in des Biſchofs Gefangenſchaft, aus der er ſich nur durch ein Löſegeld von 80000 Goldgulden befreien konnte. Der nun glückliche Prälat genoß nicht lange ſeines Triumphes, ſeiner Freude; Karl V. nahm ſich des Herzogs an, verwies den Biſchof zur Ruhe und erklärte ihn, da er ſich hierzu nicht bequemte, in die Acht. Der übermüthige Friedensſtörer vermaß ſich noch, die Frage zu ſtellen: „Was iſt denn das für ein Ding, die Acht?“ — Doch ſchwer genug ſollte er es erfahren, als ſie der Kaiſer dem Geſammthauſe der Herzoge von Braunſchweig zur Vollziehung auftrug, und dieſes ſie ſo nachdrücklich vollzog, daß die Herzoge das ganze Land bis auf die Hauptſtadt Hildesheim und ein kleines Gebiet umher eroberten, und in der Folge mit kaiſerlicher Bewilligung und Belehnung auch behielten.

Während der Reformation und der Religionswirren blieb Erich für ſich ſelbſt bei der alten Lehre, verhinderte aber Niemand, zur neuen überzutreten. Erſt als die Evangeliſchen anfingen, die geiſtlichen Güter an ſich zu ziehen, ließ ſich Erich 1538 in den ſogenannten heiligen Bund aufnehmen, welchen die Katholiken zu ihrer Sicherheit errichteten.

Doch der Bund erfreute ſich eines ſo edlen Mitgliedes nicht lange; denn als Erich 1540 auf den Reichstag nach Hagenau reiſ'te, ſtarb er daſelbſt den 26. Juli im 70. Jahre an einem Blutſturze; ſeine Leiche wurde nach Münden abgeführt. Dieſer Feldherr, welcher, wie zu Anfang ſchon erwähnt, ſo viele Schlachten und Stürme mitmachte, war dennoch eines ſo liebevollen, leutſeligen Charakters, daß er im Hildesheimiſchen Kriege zur Beſtreitung der Koſten lieber ſein Tafelſilber verkaufte, als ſein Land mit neuen Steuern zu belegen. Er war mit Eliſabeth aus dem Churhauſe Brandenburg vermählt, und ſein 1528 aus dieſer Ehe entſproſſener Sohn Erich der Jüngere trat ſpäter ebenfalls als ausgezeichneter Krieger in die Fußſtapfen des edlen Vaters. In den letzten Jahren ſeines Lebens ließ Herzog Erich noch den Bau der Feſtung Erichsburg beginnen. —

Conrad Freiherr von Boineburg,

kaiſerlicher geheimer Kriegsrath, Kämmerer und Feldoberſter über die deutſchen Landsknechte.

Dieſer berühmte Feldherr war der Sohn Reinhards von Boineburg (auch Bemmelberg genannt) zu Biſchhauſen, heſſiſchen Hofmeiſters und Raths, und der Katharina von Brandenſtein. Seine Geburt fällt in das Jahr 1487. In ſeinem zwölften Jahre kam er mit Heinrich Treuſch von Buttlar als Edelknabe an den Hof des Herzogs Eberhard II. von Würtemberg; hier erhielt er den Beinamen: „der kleine Heß“ (ein Beiname, den er behielt, und der von italieniſchen und ſpaniſchen Schriftſtellern, welche die Geſchichte der damaligen Zeit beſchrieben, mehr gebraucht wurde, als der Geſchlechtsname), wie Jener wegen ſeiner körperlichen Größe „der große Heß“ genannt wurde. Der Herzog Ullrich, der von ſeinem Oheim Herzog Eberhard erzogen wurde, mit Conrad in gleichem Alter, war ihm beſonders gewogen; daher war er auch unter Denen, die den Herzog Ullrich nach Innſpruck zum Kaiſer Max begleiteten, als er in ſeinem ſechszehnten Jahre für majorenn erklärt wurde, um die Regierung des Landes antreten zu können (1503). Im folgenden Jahre verdiente Conrad ſeine erſten Sporen, als er mit dem Herzog Ullrich, der mit 20,000 Fußknechten auf Befehl des Kaiſers zu dem Executionsheere gegen den Pfalzgrafen Philipp ſtieß, einen Theil des Landes eroberte. Im Jahre 1508 war Conrad von Boineburg unter den Hilfstruppen, die dem Herzog Ullrich im Kriege gegen die Venetianer beiſtanden; im Jahre 1513 war er mit dem Herzoge, der, inzwiſchen vom Kaiſer zum Reichshauptmann ernannt, die Schwaben und die Schweizer gegen die Franzoſen anführte, Dijon belagerte, aber ſich zurückziehen mußte, als die Schweizer, von Frankreich beſtochen, übergingen. Bei dem 1514 entſtandenen Bauernaufruhr hatte Conrad ſich um den Herzog ſo verdient gemacht, daß er ihm das Schloß Grafeneck als ein Lehen übertrug. Trotz dieſer Belohnung verließ er mit 18 Grafen und Herren die Dienſte des Herzogs, empört über deſſen eigenhändige Mordthat an einem ſeiner Vertrauten, dem Johann von Hutten, in deſſen junge Frau der Herzog ſich verliebt hatte. (1515) Zugleich mit den Uebrigen trat Conrad von Boineburg in den

ſchwäbiſchen Bund, der wegen jenes Verbrechens dem Herzoge den Krieg erklärte, das Herzogthum eroberte und es für die aufgewandten Kriegskoſten 1519 an den Kaiſer Karl V. abtrat. Conrad befehligte unter dem Grafen Wilhelm von Fürſtenberg ein Regiment Landsknechte in dem Zuge des Franz von Sickingen gegen den Erzbiſchof Richard von Trier (1522). — Durch Georg von Frundsberg aufgefordert, trat er mit ſeinem Regimente in kaiſerlichen Sold, überſtieg am 22. Februar 1523 das Wormſer Joch, und bildete die Vorhut des unter Frundsberg nachrückenden 20,000 Mann ſtarken Fußvolkes. Vor Mailand traf man den Feind, die Franzoſen, welche die Stadt belagerten.

Conrad, der von Frundsberg den Auftrag erhalten, einen Lagerplatz aufzuſuchen, um den Feind zur Schlacht zu zwingen, fand eine ſolche Stellung, daß am 27. April das Lager angegriffen werden konnte. Boineburg hatte das Glück, die Schweizer im erſten Ungeſtüm fliehen zu machen, als ſie ihren Anführer, den tapferen Albrecht von Stein, todt niederſinken ſahen. Die Franzoſen, ihrer linken Flanke entblößt, verlaſſen das Lager, heben die Belagerung auf und ziehen ſich nach Genua zurück mit einem Verluſte von 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und hart verfolgt von Frundsbergs Heere. Pizzighettone, Lodi, Cremona wurden nun mit ſtürmender Hand genommen, und ſelbſt Genua erlag dieſem Schickſal, wobei Conrad ſtark verwundet wurde. Als aber König Franz von Frankreich im Herbſte des Jahres 1524 in raſchem Zuge Piemont durchſchreitend, die Lombardei ſchleunigſt zu erobern gedachte, warf ſich das kaiſerliche Heer, welches Mailand nicht ſchützen konnte, unter Anton von Leyva mit 1000 Spaniern, und unter Boineburg mit 500 Deutſchen in die wichtige und feſte Stadt Pavia. Der König umſchloß mit ſeinem Heere (30,000 Mann) die Stadt. Am 28. October ſtürmte der Herzog von Montmorency die Vorſtadt St. Antonio, welche von Boineburg und Ludwig von Lodron ſo tapfer vertheidigt wurde, daß der Sturm vergeblich war. — Innerhalb vier Monaten wurde dreizehn Mal derſelbe vergeblich wiederholt. Mitten im Winter 1525 eilte Frundsberg vom Kaiſer mit Hilfstruppen über die rhätiſchen Alpen nach Italien. Bei der Schlacht vor Pavia (am 24. Febr. 1525) führte Conrad am erſten ſeine deutſchen Landsknechte über die Mauern des Thiergartens. Die Seinigen ſtritten unmittelbar mit dem König Franz und deſſen auserleſenen Rittern. Das hatte die Folge, daß der Kaiſer Boineburg zu ſeinem Kriegsrathe und

zum Locotenente (General-Lieutenant) Frundsberg ernannte, und eine neue Kapitulation auf drei Jahre mit ihm abſchloß (2. Juni 1526).

Im November 1526 lieferte Boineburg vor Mantua der päpſtlichen und venetianiſchen Armee unter dem Herzoge von Urbino, der ſogenannten ligua pro Italia liberata, ein Treffen, in welchem ihre Macht ſo gebrochen wurde, daß der Papſt Clemens VII. mit mehreren Kardinälen in der Engelsburg einen Zufluchtsort ſuchen mußte, und den Kaiſer um Frieden anging. Kaum war dieſer abgeſchloſſen, ſo verband ſich der Papſt von Neuem mit König Franz von Frankreich, deſſen eidliches Verſprechen gegen den Kaiſer er kirchlich aufhob. Dies zu rächen, wandten ſich die kaiſerlichen Feldherren ſchnell nach Rom, um Stadt und Land in ihre Gewalt zu bekommen. Der Papſt ſuchte das Unglück dadurch abzuwenden, daß er mit dem kaiſerlichen Heerführer der italieniſchen Truppen, dem Marcheſe von Peskara, einen Waffenſtillſtand gegen Zahlung von 60,000 Goldgulden abſchloß. Das Heer unter dem Generaliſſimus, dem Herzog Karl von Bourbon, mußte in Ferrara, wo es die Nachricht erfuhr, Halt machen.

Da die ausbedungene Summe kaum die rückſtändige Löhnung für die italieniſchen und ſpaniſchen Truppen betrug, und die Deutſchen, wie es immer der Fall war, unbefriedigt bleiben ſollten, ſo entſtand ein Aufruhr unter den Landsknechten. Durch das Geld der Feldherren, nebſt dem Verſprechen, nach Rom zu ziehen, wird die Ruhe erkauft. Frundsberg trifft bei dieſem unglücklichen Falle der Schlag, er übergiebt mit Zuſtimmung Bourbons und zur Zufriedenheit aller übrigen Befehlshaber den Oberbefehl über 35 Fahnen deutſcher Landsknechte, — welche Stelle ihm überdies ſchon als Stellvertreter gebührte, — an Boineburg. Da der Papſt auf die als Preis des Waffenſtillſtandes geforderte Summe nicht einging, ſo rückte das Heer unaufhaltſam nach Rom, und ſtand am 6. Mai vor deſſen Mauern. Die Deutſchen ſtürmten bei der Brücke St. Spirito, und Boineburg war der Erſte, welcher mit 10 Fähnlein ſeiner Deutſchen durch das Thor St. Spirito in die Vorſtadt Sturm lief und ſie glücklich eroberte. —

Der wilde Haufen ergab ſich ſogleich der Plünderung, worauf Boineburg die anderen 25 Fähnlein nachrücken ließ, die Zerſtreuten vereinigte und Jedem mit Todesſtrafe drohte, der aus dem Gliede zum Plündern gehen würde. Schnell wurde nun auch die Vorſtadt Janiculum erſtürmt. Als dann die Armee vereinigt vor der innern Stadtmauer ſtand, die Feld-

oberſten jedoch, über den mittlerweile erfolgten Tod Bourbons beſtürzt, unentſchieden waren, ob man ſofort die Erſtürmung der Stadt vollenden, oder den kommenden Morgen erwarten ſolle, war Boineburg der Einzige, der gegen die italieniſchen und ſpaniſchen Befehlshaber entſchieden für das Erſte ſtimmte, darauf hinweiſend, daß der Herzog von Urbino zum Entſatze der Stadt heranrücke. Und ſo vereinigte man ſich zur augenblicklichen Stürmung Roms, nachdem Boineburg den Oberbefehl über die Truppen angenommen hatte. An der Spitze von 50 Fähnlein Deutſcher, Spanier und Italiener erſtürmte dieſer die Sixtusbrücke, trotz den Geſchützen der Engelsburg. Der am 5. Juni mit dem Papſte Clemens VII. geſchloſſene Vertrag wurde von Boineburg mit unterzeichnet. Dieſer, als der einzige deutſche Feldoberſt, war nicht vermögend, alle die Verkürzungen und Betrügereien, welche man ſich auf italieniſcher Seite in Bezug auf den Sold der deutſchen Truppen erlaubte, zu hintertreiben; daher geſchah es, daß, nach manchen vorausgegangenen ſtürmiſchen Scenen, am dritten Tage nach der Kapitulation ein vollſtändiger Aufſtand der Deutſchen zum Ausbruche kam. Vergebens ſuchte Boineburg die häufig Betrogenen zu beſchwichtigen; er mußte fliehen, um ſein Leben zu retten. Da es ſchien, als ſollte Rom von Neuem der Plünderung preisgegeben werden, ſo ließ der Papſt ſchnell die fehlenden Gelder zahlen. Als nun Boineburg mit ſeinen Knechten am 16. Juli Rom verließ und nach Spoleto zog, um die verpfändeten Städte in Beſitz zu nehmen, waren die Thore verſchloſſen und die Mauern von den Bürgern in Orta beſetzt. Da brach wiederholt bei den Getäuſchten Empörung aus; mit Ungeſtüm drang man vor das Zelt Boineburgs, der nur auf ſchnellen Pferden ſein Leben zu retten vermochte.

Da die Landsknechte, durch ihre Hauptleute belehrt, zu der Einſicht gelangten, daß ihr Zuſtand ohne Befehlshaber noch hilfloſer werden würde, holten ſie Boineburg mit dem feierlichen Verſprechen ihrer Ergebenheit ein. Er ließ die Truppen in enge Kreiſe zuſammenrücken und ſprach mit feſten Worten:

„Er ſei bereit, gegen jede Klage ſich zu rechtfertigen; da aber bereits zum vierten Male während ſeines Commando's ſein Leben auf dem Spiele geſtanden, ſo lege er ſein Amt hiermit nieder, — einen Anderen, dem ſie größeres Zutrauen ſchenkten, möchten ſie wählen; doch unbeſchadet dem Rechte Georgs von Frundsberg, an deſſen Stelle er getreten."

Dieſe kurze Rede verfehlte nicht ihren Zweck; man kam zur Beſin-

nung, entſchuldigte ſich mit dem auf dem Marſche in der verödeten Gegend ausgeſtandenen Hunger, und bat ihn: ferner ihr Anführer zu bleiben, für Bezahlung Sorge zu tragen, und das Verſprechen von Treue und Gehorſam entgegenzunehmen.

Das Heer ſetzte den Marſch nach Narni fort. Auch hier waren die Thore verſchloſſen, weder Speiſe wollte man geben, noch die vom Papſte ihnen als Kriegscontribution auferlegten Summen zahlen; ſogar Gift hatte man unter die Confetti gemiſcht, die man den Hauptleuten zum Geſchenk geſendet, wovon mehrere ſtarben. Boineburg befahl daher, die Stadt zu erſtürmen, und innerhalb zwei Stunden, unter Anführung von Sebaſtian Schärtlin und Anton von Feldkirch, am 17. Juli, ward Narni erobert und fürchterlicher als Rom behandelt. Als aber die Kunde von Rom kam, der ſpaniſche Befehlshaber Don Alarcon habe die deutſchen Hauptleute aus der Engelsburg verdrängt, und es ſei zu befürchten, die Spanier möchten den Papſt entſchlüpfen laſſen, — verlangten die Landsknechte, ſchleunigſt nach Rom geführt zu werden, um den Papſt aus den Händen der Spanier und in ihre Obhut zu nehmen. Als Boineburg dieſes ſtandhaft verweigerte, ſagten die Landsknechte ihm abermals den Gehorſam auf, wählten einen Ausſchuß von 20 Hauptleuten, die ihr Intereſſe wahren und leiten ſollten, und zogen endlich, nachdem ſie vergebens auf Abhilfe ihrer Beſchwerden von Seiten des Vicekönigs gewartet hatten, von 15,000 auf 7000 Mann zuſammengeſchmolzen, am 23. September nach Rom zurück, wo nichts ihrer Plünderung und ihren Ausſchweifungen Einhalt zu thun vermochte. Unterdeſſen ſtarb der Vicekönig in Neapel am 28. September an der Peſt.

Die deutſchen Hauptleute waren nach und nach zu ihren Fähnlein zurückgekehrt, und ſelbſt Boineburg wurde von dem Ausſchuß gebeten, das Commando wieder zu übernehmen, indem ohne ein deutſches Oberhaupt noch weniger zu erlangen ſei. Boineburg ſchloß darauf, nachdem die Deutſchen die Engelsburg allein in Bewachung genommen hatten, mit Beirath der Vornehmſten unter den Hauptleuten, einen neuen Vertrag mit dem Papſte dahin ab, daß der Letztere ſeine Freiheit erhalten ſollte, wenn er binnen 14 Tagen 73,160 Goldkronen, und für ſeine perſönliche Freiheit 35,000 Goldkronen gezahlt habe. Sobald die Zahlung erfolgt, würde man Rom, und innerhalb 2 Monaten auch den Kirchenſtaat verlaſſen, ſobald die völlige Soldauszahlung, 119,189 Goldkronen, erfolgt ſei. Die

14 Tage verſtrichen, aber das Geld blieb aus; der Papſt verſprach täglich zu zahlen. Die Landsknechte glaubten, ihre Hauptleute und Befehlshaber ließen ſich vom Papſte aus Devotion hintergehen, überfielen dieſelben, mißhandelten ſie und bedrohten ihr Leben. Boineburg verließ Rom noch in der Nacht und fand einen Zufluchtsort im Schloſſe Rocca di Papa, wohin auch die übrigen Hauptleute ſich begaben. Dem Kardinal Pompejus Colonna gelang es endlich, die Deutſchen zu befriedigen; ſo kehrte die Ruhe zurück, und Boineburg nebſt den anderen Hauptleuten wurden feierlich vom Schloſſe Rocca abgeholt, wobei es an neuen Gelobungen der Treue für den Kaiſer und des Gehorſams für die Hauptleute nicht fehlte. Die Unterhandlungen wegen der 400,000 Goldkronen geriethen nachmals in's Stocken; die Landsknechte, deren Dienſtzeit abgelaufen, verlangten von ihren Hauptleuten Abſchiedsbriefe, daß ſie dem Kaiſer redlich gedient; ſie wollten ſich in den Sold der Ligue begeben. Der Prinz von Oranien und Boineburg reiſ'ten daher im Anfang des Jahres 1528 nach Neapel zum Vicekönig Hugo von Moncada, welcher, in der Abſicht, das Königreich und die Stadt Neapel dem Kaiſer zu erhalten und von den Franzoſen zu befreien, alles Geld hergab, um den Sold an die Landsknechte auszahlen zu können.

Als im Februar die letzte Muſterung gehalten wurde, fand es ſich übrigens, daß nur noch 5600 Mann übrig waren, mit denen Philibert und Boineburg über die Apenninen nach Neapel zogen. Alle übrigen Thaten Boineburgs in Italien wollen wir nur in der Kürze andeuten, da ſie mit denen des Oberbefehlshabers Philibert von Oranien, der die in den Städten des Kirchenſtaates noch zerſtreuten Truppen — Italiener und Spanier — befehligte, zuſammenfallen. Trotz der franzöſiſchen Armee unter Lautrec bahnte man ſich den Weg bis nach Neapel, obgleich der Vicekönig, der mit 3000 Mann in Benevento entgegen gekommen, und del Guaſto den Prinzen Philibert davon abzuhalten ſuchte. Man ſagte nämlich: „Es ſei rühmlicher, den Franzoſen eine Schlacht anzubieten, als ſich hinter die Mauern von Neapel zu ſtellen.“

Wie bei Rom, ſo gab auch hier Conrad von Boineburgs Beiſtand und Rath dem tapferen, aber ſehr leichtſinnigen, erſt 26jährigen Philibert die Kraft, es durchzuſetzen, gegen den Wunſch des ſpaniſchen Feldherrn, die Hauptſtadt Neapel in Gehorſam für den Kaiſer zu erhalten, und für das kaiſerliche Heer einen Stützpunkt zu finden, da die Einwohner franzö-

ſiſch geſinnt waren. — Neapel nahm die Deutſchen auf, welche bald darauf von dem franzöſiſchen Heere belagert wurden, und ſogar auf der Seeſeite durch die genueſiſche Flotte unter Andreas Doria. Das Seegefecht, welches der Vicekönig Hugo von Moncada ſelbſt leitete, fiel unglücklich aus; er ſelbſt verlor dabei ſein Leben, und der Marcheſe del Guaſto, der, wie wir geſehen, auch ein Widerſacher Philiberts und Conrads war, fiel mit ſehr vielen anderen kaiſerlichen Offizieren in Gefangenſchaft. Dieſer ſcheinbare Verluſt war ein Glück für die kaiſerlichen Waffen: Boineburg trat an del Guaſto's Stelle, und ſo wurde Einheit in den Kriegsoperationen hergeſtellt. Die ausgebrochene Peſt im franzöſiſchen Belagerungsheere, die binnen einem Monate zwei Dritttheile davon aufrieb und ſelbſt Lautrec hinraffte, machte den Sieg des Feindes unwirkſam. Am 29. Auguſt des Nachts zog das kaum noch einige tauſend Mann zählende franzöſiſche Heer von Neapel ſich zurück. Boineburg wurde befehligt, mit den deutſchen Landsknechten eiligſt nachzuſetzen. Bei Averſa wurde es erreicht, die Nachhut gefangen genommen, das Mitteltreffen zurückgeſchlagen, die Vorhut unter dem Markgrafen von Saluzzo, der verwundet nach Averſa ging, am anderen Tage im Sturme überwältigt. Der Markgraf von Saluzzo, mit dem übriggebliebenen Theile des franzöſiſchen Heeres von Boineburg als Gefangener nach Neapel geführt, verſchied daſelbſt bald an ſeinen Wunden. Wenn auch gleich das franzöſiſche Heer vernichtet, Neapel befreit, Capua und viele andere Städte ſich ergaben, ſo wurde in Apulien, in den Abruzzen und in den Apenninen der Krieg durch die franzöſiſchen Parteigänger, meiſtentheils aus den abtrünnigen neapolitaniſchen Fürſten beſtehend, und durch die Venediger mit abwechſelndem Glücke geführt. — Der Prinz Philibert ließ in vier Heerhaufen unter Boineburg, Marcheſe del Guaſto, der gegen einen anderen franzöſiſchen General wieder ausgewechſelt war, Ferdinand von Gonzaga und Alarcon die Halbinſel durchſtreifen, die Städte einnehmen, und einige von den gefangenen Fürſten zur Abſchreckung Anderer in Neapel hinrichten, bis der Dammfrieden, am 5. Auguſt 1529 in Cambray geſchloſſen, dem Kampfe zum Vortheile des Kaiſers ein Ende machte. Boineburg verließ mit dem Oberfeldherrn und einer Armee von 15,000 Mann Neapel, worin der Kardinal Colonna unter Bedeckung von Alarcon zurückblieb, um in Rom (13. Juli 1529) vom Papſte Subſidien an Geld, Geſchütz und Hilfsmannſchaft zu erhalten. Auf dem Marſche dahin zog der Oberfeldherr die in den Schlöſſern

zerſtreut liegenden Garniſonen ein, ſo daß das Heer eine Stärke von 40,000 Mann erhielt. Die Eroberung von Florenz, die unter Ferrucci ihren Fürſten verjagt, und die übrigen Städte in Toscana wurden nun zum Gehorſam gebracht. Auch hier leitete Conrad durch ſeine Erfahrungen die kriegeriſchen Unternehmungen, und ſchlichtete nicht weniger die Zwietracht, die zwiſchen Philibert und del Guaſto noch immer herrſchte und öfters glückliche Erfolge hemmte.

Die Städte Ispellan, Perugia, Cortona, Pietra Santo, Muliona, Piſtoja und Arezzo wurden erobert. Caſtiglione Fiorentino, Firenzurta und Scarperia unterwarfen ſich; Florenz ſelbſt wurde belagert und ergab ſich erſt nach eilf Monaten. Boineburg kehrte 1530 nach Deutſchland zum Kaiſer zurück, hielt Abrechnung mit der kaiſerlichen Kammer wegen der vielen Forderungen, die er in den italieniſchen Feldzügen zu machen hatte, und erhielt vom Kaiſer die Herrſchaften Schälklingen, Ehingen und Berg in Vorderöſterreich lebenslänglich verpfändet.

Boineburg war auch in dem Gefolge des Kaiſers auf dem Reichstage in Augsburg. Im Anfange des Jahres 1531 (2. Jänner) zu Köln ſtellte der eben zum römiſchen König erwählte Ferdinand einen Beſtallungsbrief an Conrad von Boineburg zu ſeinem Rathe und Diener als Feldhauptmann über 12,000 Landsknechte aus, und belieh ihn mit der Jagdgerechtigkeit des Hochwildpretes in den Waldungen der Herrſchaft Bremerlau. Boineburg war auch einer von den zwölf Kriegsräthen, die dem Kurfürſten Joachim von Brandenburg für den projectirten, aber vereitelten Zug gegen die Türken beigegeben waren. Von Boineburg wird namentlich angeführt, wie er mit dem Pfalzgrafen Friedrich unweit des Wienerwaldes bei Neuſtadt am 14. September die fliehenden Spahis und Janitſcharen in den Ebenen ſo empfangen, daß, was nicht getödtet, aufgelöſ't in eiliger Flucht der Grenze zugeeilt ſei. Der Zufall wollte, daß der Kurfürſt Joachim, die Grafen Montfort und Loſenſtein mit böhmiſchen und ſchleſiſchen leichten Reitern dieſe Stelle beſetzt hatten, die Fliehenden aufhielten und vollends gefangen nahmen.

Im Jahre 1534 führte Boineburg den Oberbefehl über 17 Fähnlein, die das Herzogthum Würtemberg gegen den Landgrafen Philipp von Heſſen, der für ſeinen Vetter Herzog Ullrich das Land erobern wollte, vertheidigen ſollten. In der unglücklichen Schlacht bei Laufen, am 12. Mai 1534, wo der Statthalter von Würtemberg, Pfalzgraf Philipp, tödtlich

verwundet, und Boineburg ſelbſt durch einen Schuß zum Commandiren unfähig gemacht wurde, mußten beide Feldherren ſich glücklich ſchätzen, nicht gefangen zu werden, weil der Landgraf Philipp noch einmal ſo ſtark war, als die Kaiſerlichen. Dieſes Ereigniß hatte zur Folge, daß nach dem Cadaniſchen Vertrag der Herzog Ullrich ſein Land wieder erhielt, und nach §. 2 der König Ferdinand die Entſchädigung an Conrad von Boineburg wegen des Schloſſes Grafeneck zu übernehmen verſprach. Im Jahre 1536 war Boineburg im Gefolge des Kaiſers, als dieſer am 6. April ſeinen Einzug in Rom hielt.

An demſelben Tage ſtellte der Kaiſer zu Rom eine Urkunde aus, worin er ihn bevollmächtigte, ein Regiment Landsknechte zu 3000 Mann auf 4 Monate anzuwerben. Innerhalb 4 Wochen konnte Conrad, als am 6. Mai der Krieg gegen Frankreich ausbrach, dem kaiſerlichen Heere in Piemont ſein Regiment zuführen, und dem Feldzuge in Frankreich, der unter Anführung des Kaiſers ſelbſt bis Ende November mit abwechſelndem Glücke geführt wurde, mit beiwohnen. Auf dem Reichstage zu Speier (9. Februar 1542) wurde auf perſönlichen Antrag des Königs Ferdinand um neue Reichshilfe gegen die Türken ſofort beſchloſſen, zum Generaliſſimus den Kurfürſten Joachim zu bezeichnen und 8 Feldoberſten aus den verſchiedenen Kreiſen zu wählen. Conrad von Boineburg war unter denſelben; er erhielt den Oberbefehl über 84 Fähnlein Fußvolk. Wenn auch die Reichshilfe ſehr ſäumig erſchien, ſo daß das vereinigte Heer erſt Anfangs Juli die ungariſche Grenze überſchreiten konnte; um ſo ſchneller jedoch wurde Stuhlweißenburg und Wiſſegrad erobert. Bei der Frage: Ob Ofen oder Peſth zuerſt zu belagern ſei, entſchied der Kriegsrath, gegen die Anſicht der Ungarn, einſtimmig, erſt Peſth zu nehmen, ehe man Ofen belagern wollte. In dem Kriegsgerichte ward hervorgehoben, daß Kurt von Boineburg, der kleine Heß, dieſen Beſchluß hervorgerufen habe. Zum Zwecke des Ueberganges wurden bei Waizen vom linken Donauufer her zwei Brücken geſchlagen, die Margaretha-Inſel wurde beſetzt, und am erſten Tage (29. Sept.) nach einem hitzigen Gefechte zwiſchen dem deutſchen Fußvolke unter Conrad von Boineburg und den Janitſcharen, wurden Letztere in die Stadt getrieben. Mit 40 Geſchützen ward am 3. October Breſche geſchoſſen und der Sturm begann; die Italiener und Ungarn kamen zuerſt, die Deutſchen unter Conrad von Boineburg als Reſerve. — Als ein Kundſchafter gleich darauf die Nachricht brachte, daß die türkiſche

Armee unter Soliman über die Save geſetzt ſei, auch in Rückſicht auf die ſpäte Jahreszeit (Ende October) beſchloß man, den Rückzug anzutreten. — Dieſer wurde im November ausgeführt.

In dem Kriegszuge gegen Frankreich, welcher vom Kaiſer Karl und König Heinrich von England beſchloſſen war, befand ſich Boineburg mit 22 Fähnlein bei dem kaiſerlichen Heere, das 50,000 Mann ſtark in Frankreich eindrang (im Juni 1544). Boineburg commandirte die Belagerung in St. Diſier unter den Augen des Kaiſers ſelbſt, zufolge deren, trotz hartnäckiger Gegenwehr, am 17. Auguſt unter anſtändigen Bedingungen die Thore dem Kaiſer ſich öffneten. Unaufhaltſam rückte die Armee auf geradem Wege nach Paris vor. Espernay und Chateau Thierry wurden genommen, Meaux von Boineburg, der nur noch 15 Fähnlein hatte, erſtürmt, dem Heere der Uebergang über die Marne geſichert, und nichts ſtand dem Kaiſer mehr im Wege, in das wehrloſe Paris einzurücken. Da verſagt plötzlich der König Heinrich von England, eiferſüchtig auf allzu große Vortheile, die der Kaiſer dadurch erhalten würde, die Unterſtützung ſeines Heeres. Um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, mit dem nur noch 30,000 Mann ſtarken Heere eingeſchloſſen zu werden, fand man es gerathen, am 18. September zu Crespy bei Meaux, welches Boineburg beſetzt hielt, den Frieden mit Frankreich abzuſchließen. Boineburg folgte darauf dem Kaiſer mit ſeinen Fähnlein nach Brüſſel, und begleitete Letzteren, als derſelbe am 15. Mai 1545 auf den Reichstag nach Worms ſich begab. Auch auf dem Reichstage zu Regensburg (6. Auguſt 1546) war Boineburg und wurde vom Kaiſer und römiſchen König mit Miſſionen an den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen zu Heſſen in Religionsangelegenheiten betraut. Dieſes gab aber Veranlaſſung, daß der Kaiſer Boineburg in Verſtrickung legen ließ, als der Letztere auf Befehl des Herzogs Wilhelm von Baiern, da Conrad auch baieriſcher Rath und Pfleger von Friedberg war, das Städtchen Rain am Lech den verbündeten proteſtantiſchen Fürſten übergeben hatte. Doch jeder Verdacht wurde durch perſönliche Verwendung und Aufklärung des Herzogs beim Kaiſer gehoben, und Boineburg genoß das Vertrauen nach wie vor. Die verbündeten Fürſten zogen ſich im Spätherbſt mit ihren Truppen in ihre Länder zurück und unterwarfen ſich ſcheinbar dem Kaiſer. Boineburg wurde nun im November vom Kaiſer zum Landgrafen Philipp nach Caſſel geſandt, um zu erklären, an welche Bedingungen die kaiſerliche Verzeihung ſich knüpfe. —

Boineburg hatte bei dem Kaiſer angehalten, ſeine Ungnade nicht auf den heſſiſchen Adel zu werfen, der aus Vaſallenpflicht dem Aufgebote des Landgrafen habe Folge leiſten müſſen; der Kaiſer verſprach ihm Gewährung, wenn der Adel ſich nicht vom Landgrafen zur Vertheidigung ſeiner Veſten gebrauchen laſſen wolle. Conrad von Boineburg ließ daher bei ſeiner Anweſenheit in Heſſen, worin er ſelbſt beträchtliche Güter hatte, den kaiſerlichen Entſchluß dem Adel bekannt machen, und dieſer hielt ohne Wiſſen des Landgrafen am Ende des Jahres eine Zuſammenkunft in Rottenburg. Conrad von Boineburg erhielt aber vom Landgrafen Philipp auf ſeinen Vortrag die mündliche Abfertigung mit barſchen Worten: „Das ſei ihm unmöglich!"

Zur Erwiderung ſagte Conrad dem Landgrafen: „Der Kaiſer, ſein allergnädigſter Herr, habe ihm befohlen, zu entgegnen: Der Landgraf möge dann den Kaiſer für keinen gnädigen ſeiner Perſon anſehen!"

Bei Boineburgs Zurückkunft war er einer der kaiſerlichen Commiſſäre, welche, nachdem der Herzog Ullrich perſönlich knieend vor dem Kaiſer Abbitte gethan, und 300,000 fl. zu bezahlen verſprochen, die Huldigung der Einwohner in Stuttgart im Namen des Kaiſers anzunehmen beauftragt wurde. —

Im Schmalkaldiſchen Kriege war Boineburg mit den deutſchen Landsknechten ebenfalls gegenwärtig, namentlich in der Schlacht bei Mühlberg. Er erhielt den Befehl, die Grafſchaft Mansfeld einzunehmen; doch nur nach einer hartnäckigen Vertheidigung des ſächſiſchen Commandanten Albrecht von Leipziger eroberte er das Schloß Mansfeld (15. Juni 1547). Der Graf Albrecht von Mansfeld fiel in die Reichsacht und verlor ſeine Beſitzungen. Der Kaiſer aber verlieh an Boineburg, zur Belohnung ſeiner Thaten bei der Schlacht von Mühlberg, Schloß und Amt Rottenburg. Conrad überließ jedoch dieſe Beſitzung dem Erzbiſchof Johann Albrecht von Magdeburg, als dem Lehnherrn, gegen eine Summe von 8000 fl. Als auf dem Reichstage zu Augsburg (24. Februar 1548) Herzog Moritz von Sachſen von Karl V. mit der Kurwürde belehnt wurde, war Conrad von Boineburg einer von den Rittern, die hinter dem neuen Kurfürſten hergingen, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil er durch das Schloß Manſtädt ein Vaſall des Kurfürſten war. Auf dieſem Reichstage gebrauchte ihn Kaiſer Karl zu verſchiedenen Reichsgeſchäften. Nach Beendigung des Krieges begab ſich Conrad auf ſeine vom Kaiſer Karl V. ſeit 1530 ver-

pfändeten Herrschaften Schälklingen, Ehingen und Berg, und blieb daselbst bis zum Anfange des Jahres 1552, wo die Reichsstadt Ulm ihm die Vertheidigung der Stadt „im Fürstenkriege" anvertraute, nachdem ihm vom Kaiser am 5. April die Erlaubniß gegeben war. Ulm nämlich hatte keine Lust, wie Augsburg und Nürnberg, dem Kurfürsten Moritz von Sachsen mit den verbündeten Fürsten seine Thore zu öffnen, blieb dem Kaiser treu und vertheidigte sich vom April bis Anfangs August so tapfer, daß der Kurfürst Moritz selbst, wie auch später der Markgraf Albrecht von Brandenburg unverrichteter Sache abziehen mußten, nachdem sie die 18 Dörfer der Stadt Ulm abgebrannt und von den übrigen 4 Marktflecken 50,000 fl. Brandschatzung erpreßt hatten.

Während der Belagerung soll aus dem verbündeten Hauptquartier der Hauptmann Balthasar Finger nach Ulm als Spion gesendet worden sein, Kurt von Bemmelberg zu tödten. Finger aber wurde gefangen, und da er schon früher wegen Beraubung und Plünderung in gefänglicher Haft gewesen, ließ ihn Boineburg nach gehaltenem Kriegsgerichte, auf Befehl des Kaisers, zu Ulm enthaupten. Der Kaiser Karl V. schrieb an Boineburg und forderte ihn auf, sein Möglichstes beizutragen, daß die Veste Helfenstein wieder erobert werde (30. Juli). Boineburg zog darum am 4. August mit 8 Fähnlein und 300 Reisigen, welche sein Schwager, der Graf Ulrich, befehligte, gegen die Veste, und belagerte dieselbe so, daß die Besatzung mit Verlust von 300 Todten nach 6 Tagen auf Gnade und Ungnade sich ergab. Nachdem am 4. August zu Passau der Friede zwischen dem Kaiser und Kurfürst Moritz unterzeichnet war, sammelte Ersterer ein Heer, um den König Heinrich von Frankreich, der bis Straßburg vorgedrungen, zu vertreiben. Als der Kaiser Karl V. am 2. September in Ulm ankam, trat Boineburg mit 25 Fähnlein Fußvolk in des Kaisers Dienst wieder ein. Der Kaiser, an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann, wollte die durch Verrätherei in die Hände der Franzosen gekommenen Bisthümer der Städte Metz, Toul und Verdun wieder erobern, und obgleich das kaiserliche Heer überall Sieger auf freiem Felde blieb, so mußte Karl V., selbst krank, nach einer Belagerung von 56 Tagen und mit einem Verluste von 30,000 Mann, am 26. December dieselbe aufheben und nach den Niederlanden sich zurückziehen, wohin Boineburg mit seinen Fußknechten, nur noch aus 10 Fähnlein bestehend, folgte. Er hatte das Glück, am 21. Jänner 1553 mit stürmender Hand Hesdin (Neuhen-

bin) zu erobern. In der berühmten Schlacht von St. Quentin am Laurentiustage deckte er mit deutſchen und ſpaniſchen Truppen, ſowohl Fußvolk als Reiterei, das befeſtigte Lager. Nach dem Frieden von Cambreſis (4. April 1559) begab ſich Boineburg auf ſeine Statthalterſchaft in Vorder-Oeſterreich, namentlich auf das Schloß Schälklingen, wo er am 29. Juni 1567 ſtarb und in der Pfarrkirche daſelbſt begraben wurde. In der Ambraſiſchen Sammlung zu Wien befindet ſich ſeine Rüſtung unter der Nr. LXXI., wie auch ſein Bildniß unter Nr. 798. Es iſt eine vollſtändige Stahlrüſtung mit Gold ciſelirt, auf dem Bruſtharniſch links ein Crucifix mit der Jahreszahl 1551, rechts ein Ritter knieend, in betender Stellung, einen Commandoſtab in der rechten Hand haltend, mit der Inſchrift:

„Ist das Endt gutt so ists alls gutt!“

darüber ein Todtenkopf eingravirt. Eine ähnliche Rüſtung von ihm befindet ſich in dem Ritterſaale des Grafen von Erbach zu Erbach. Boineburg war mit Suſanna von Neuhauſen, Witwe von Hans Freiherrn Schenk von Winterſtetten vermählt und erzeugte mit ihr einen Sohn, Conrad. Wie ſein Vater, trat auch dieſer in den Kriegerberuf, ward kaiſerlicher Oberſt der Reiterei, und zeichnete ſich in den damaligen Kriegen aus, worin er, eben ſo wie ſein Vater, die Ritterwürde erhielt.

(Oeſterreich. Militairlexicon von Meynert und Hirtenfeld, Bd. I.)

Niklas Graf Salm,

kaiſ. General und Commandant von Wien während der erſten türkiſchen Belagerung.

Aus einem erlauchten Geſchlechte, deſſen eigentlicher Urſprung ſich in das Nebelgrau über die Gründung des Frankenreiches hinaus verliert, deſſen Glieder ſchon in den Tagen des gleichfalls an den Ufern der Maas gebornen und im Ardennerwalde mächtigen älteren Pipin mit der Grafenwürde geſchmückt, in Urkunden auftreten, aus dem Hermann von Luxemburg, Gegenkaiſer wider Heinrich IV., hervorging; aus einem Geſchlechte, das Napoleon in der Perſon des Grafen Hugo ſeiner mehr

als tausendjährigen Stammburg und Stammeigens beraubte, weil er durchaus nicht abschwören wollte, deutsch und österreichisch zu sein, und als ein Höfling des Usurpators, ein willkommenes Beispiel der Abtrünnigkeit zu geben, wurde Graf Niklas Salm im März 1459 dem Grafen Hanns, dieses Namens dem Siebenten, durch Anna von Harcourt geboren.

Es war die Zeit des Verfalls, ja des Unterganges, des seit lange in roher Selbstvergessenheit und in kurzsichtiger Verkennung der Zeit hinsiechenden Ritterthums. Burgen und Klöster hatten bereits aufgehört, der Größe, des Glanzes, des Einflusses ausschließende Heimath zu sein. Die Hansa hatte Kronen gegeben und genommen. Der Bund der rheinischen und der schwäbischen Städte hatte wider Fürsten und Adel sieghaft gestritten. Im Rütli, zu Brunnen unter der Eiche von Truns, tagten und schwuren Herren, Aebte und Bauern, als Pairs. Am Morgarten, bei Laupen, bei Sempach und Näfels gaben die wohlgerüsteten Grafen, Freiherren und Ritter den nackten Schweizerbauern blutiges Lehrgeld. Einige weise Fürsten von Oesterreich, Albrecht der Weise, Rudolph IV., Albrecht mit dem Zopfe, Friedrich mit der leeren Tasche, hatten im rechten Augenblicke und in den gehörigen Schranken mit dem Zeitgeiste transigirt. Des alten Ritterwesens Augen richteten sich nun gemeiniglich auf den Hof von Burgund. — Philipp dem Guten, „dem großen Herzog des Abendlandes", wie der persische Usun Hassan ihn nannte, dem Stifter des goldenen Vließes, war sein Sohn nachgefolgt, Karl der Kühne, ein prächtiger, stolzer, unbeugsamer Held, sein Hof der glänzendste, sein Gefolge das zahlreichste, Er selbst voll Absichten auf königliche Würde, auf das Reichs-Vikariat des linken Rheinufers, auf Ausbreitung seiner Hoheit von der Nordsee bis an das Mittelmeer, wonach er mit seiner ganzen Kraft, ja mit der gesammten abendländischen Christenheit Konstantinopel erlösen, die Türken aus Europa vertreiben wollte. — Unter und mit diesem Fürsten, Herrn von Luxemburg, sollte man nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge meinen, würde Niklas Salm geeifert haben, die ersten Sporen zu verdienen. Er that es gegen ihn. — Zum ununterbrochenen Zusammenhange seiner gewaltigen Macht, von der mittelländischen See bis an die holländischen und friesischen Küsten, fehlte dem Burgund nur Lothringen noch. Das Elsaß war ihm durch Erzherzog Sigmund von Tyrol verpfändet, Savoyen völlig ergeben, König René verhieß ihm das Erbe der Provence. Den

Herzog von Lothringen, den jungen René, vertrieb Karl aus ſeinem Lande, hielt in deſſen Hauptſtadt Nancy einen prunkenden Einzug. Der Tiber ſeiner Zeit, Ludwig XI. von Frankreich, wahrnehmend, wie ihn Karl von Italien und Deutſchland abſchneiden wollte, hatte die Schweizer auf ihn gehetzt, hatte zuvörderſt Bern durch das Haus Diesbach gewonnen. Die Eidgenoſſen verbanden ſich mit dem verjagten Herzog von Lothringen, verſöhnten ſich nach anderthalbhundertjähriger Feindſchaft mit Oeſterreich, mit Sigmunden. Der Ritter von Hagenbach, Karls tyranniſcher Landvogt im Elſaß und Sundgau, wurde übermannt und enthauptet. Karl zog zur Rache wider die Eidgenoſſen, wie Xerxes auf die Griechen, mit dem nämlichen Ausgange. — Auch von Sigmunden aus Tyrol ſtießen zu den Schweizern reiſige Söldner. Das Aufgebot der Vorlande führte Graf Oswald von Thierſtein, ein freudiger Kampfesheld, und Friedrich Kappler, Vogt zu Mümpelgard. Unter ihm diente auch der ſiebzehnjährige Graf Niklas Salm.

Immer waren die Salme den Lothringern treu ergeben, darum mag auch Niklas auf der Schweizer Seite wider Karl geſtritten haben, für René's Wiedereinſetzung. — In drei Schlachten verlor Karl bei Granſon (2. März 1476) den unermeßlichen Schatz, die prächtigen Gezelte, die Diamanten, die ungeheuren Perlenkränze, das Hauptſiegel, die Staffeleien von Gold- und Silbergeräth, die Hunderte von Kiſten mit Gold- und Silberſtoffen, über tauſend Buden von Specereien und Köſtlichkeiten, das Geſchütz, die Vorräthe ohne Gleichen. Bei Murten (22. Juni 1476) ward der See von Burgunderblute roth, das Murtner Beinhaus voll, — beim Entſatz des belagerten Nancy (6. Jänner 1477) verlor Karl, auf der Flucht mit dem Pferde ſtürzend, das Leben in einem kleinen Sumpfe.

Vor der Murtner Schlacht nahmen viele der erſten Edeln (auch Niklas Salm) den Ritterſchlag von den Grafen von Thierſtein und Oettingen, von Hanns Waldmann, Bürgermeiſter zu Zürich, von Wilhelm Härter, Hauptmann der Straßburger. Selbſt der vertriebene fünfundzwanzigjährige Herzog René verſchmähte in der glorreichen Stunde nicht die Zeichen ritterlicher Ehre aus Bürgerhand. — Drei Monate nach der Nancy-Schlacht gedieh durch Karls Tochter Maria der Nachlaß von Burgund an den Erzherzog Maximilian. — Salm, der unter Habsburgiſchem Banner für Lothringen dort die erſte Waffenthat gethan, ward nun, da Luxemburg dem herrlichen Max gehorchte, dieſem „letzten Ritter", wie die

Nachwelt ihn mit Recht nannte, noch enger verbunden. — Unter demſelben Hauptmann, unter dem er wider Burgund geſtritten, und Friedrich Kappler, focht Salm, zehn Jahre ſpäter, wider Venedig. — Untreue, Gewalt und unverdientes Glück gegen die Carrara und Scala hatte die Herrſchaft des Marcuslöwen, über den Garda-, Iſeo- und Idro-See, bis an und über die Adda ausgebreitet. Venedig war in die tyroliſchen Berge gedrungen und ſpielte den liſtigen Vermittler und den übermächtigen Nachbar zwiſchen den Biſchöfen von Trient, den Grafen von Arco, Caſtelbark und Lodron. Längſt war die hohe Signoria eiferſüchtig auf Oeſterreichs Nachbarſchaft, genehrt im Küſtenlande und durch Trieſt, gemehrt durch die nahe Erbſchaft von Görz und durch den gleichfalls nahen Rückfall Tyrols von dem kinderloſen Sigmund (für den ſich der Erde Schooß, reichlich die edelſten Metalle ſpendend, vergebens aufthat, der der Münzreiche hieß und ewig der Geldarme blieb) an den römiſchen König Max und an ſeinen Vater, Kaiſer Friedrich. Ihr bangte vor Friedrichs Plänen auf Mailand, vor Marens ruheloſem Thatendurſt, vor den Umwälzungen, welche die Erlöſchung des Geiſtes der alten Sforza und des weiſen Alfons in Sicilien, welche die Ränke des Ludovico Moro Sforza und Frankreichs Abſichten auf Italien hervorbringen würden!! — Die Fehde brach aus zwiſchen Tyrol und Venedig. Der berühmte Condottiere Robert Sanſeverino rückte vor Trient. Bei Callian lagerten ſich die Venetianer. Ihr Feldherr verlor Zeit mit der Belagerung der beherrſchenden Burgen Nomi, Beſeno und Stein am Kallian. Am 10. Auguſt 1487 überfiel ihn Kappler, an Zahl viel geringer. Paniſcher Schrecken brach in die Glieder der Venediger. Ein wildverworrener Knäuel, den Feldherrn ſelber mit ſich fortreißend, drängte Alles der Etſch und der Schiffbrücke zu. Andrea da Borgo hieb die Stricke entzwei, die Weichenden zu verzweifelter Gegenwehr zu nöthigen. Dies altrömiſche Mittel ſchlug fehl, Sanſeverino ſelber (Reiter und Roß waren ſchwer geharniſcht) fand ſeinen Tod im angeſchwollenen Strome. Viele vom deutſchen Adel und vom ſchwäbiſchen Bunde hatten mitgeſtritten, die Zollern und Embs, die Rechberg, Andlau und Frundsberg, die Kageneck, Salm, Pfyrt, Reinach, Freiberg, Knöringen und Hattſtatt ꝛc.

Als Maximilian, nach einem vierjährigen Himmel auf Erden, Marien durch den Tod verloren, regte ſich auf's Neue in den Flammändern der ſtolze Meutergeiſt, der die Hand der Erbfürſtin eigenmächtig vergeben

und ihre Räthe hingerichtet hatte. Die Flammänder beſtritten Maxen die Vormundſchaft über ſeinen Sohn Philipp, ſie unterhandelten mit Frankreich, ſie ſchloſſen für ſich allein den Frieden von Arras, der nicht nur verſchiedene Bezirke, ſondern auch Maxens Tochter Margaretha vergab, die dem Dauphin Karl verlobt, nach Paris abgeführt, daſelbſt erzogen, in der Folge aber zurückgeſendet wurde.

Maximilian wurde zuletzt gar in dem vermeſſenen Brügge, das ihn zu ſich geladen (1. Februar 1488), gefänglich angehalten und mehrere ſeiner Räthe ermordet. Mehrmals drohte ihm von dem tollſinnigen Pöbel Gefahr des Lebens. — Niklas Salm war ihm bis an die Pforte der Haft nachgefolgt, mehrmals die eigene Bruſt zum Schilde bietend, mehrmals mit den eigenen Rieſengliedern ihn wider den raſenden Andrang bedeckend. Fruchtlos war des treuen, muthigen Narren, Kunz von der Roſen, frommes Wagſtück, als Mönch verkleidet ſeinen geliebten König zu befreien und an ſeiner Statt ſich hinzugeben. — Das Reichsheer mit dem alten Kaiſer kam zur Hilfe, zur Rache. Alle Getreuen, Salm unter ihnen, eilten ihm entgegen. Zu Frankfurt und zu Tours ward Friede mit den Empörern und mit dem ihnen verbündeten Frankreich. Die Flammänder thaten fußfällige Abbitte, zahlten Strafgeld, erkannten Maximilian neuerdings als Vormund und Regenten. — Die Rädelsführer, der Graf von Romont, Wilhelm von Aremberg mit dem Bart (insgemein „der Eber vom Ardennenwald"), Wilhelm Rine, Hanns Copenolle, Daniel Donreden, Adrian von Roſſenghem, hatten theils in offenem Treffen, theils auf dem Blutgerüſte den Tod gefunden, theils waren ſie landesflüchtig, theils trugen ſie in der Heimath verſchuldete Armuth und Schmach. Den Treuen blieb der verdiente Lohn nicht aus.

Graf Niklas Salm, der vorderſten Hauptleute Einer, empfing mit Veit von Wolkenſtein, des Hofes von Burgund und überhaupt der damaligen Ritterſchaft köſtlichſtes Zeichen, das goldene Vließ. — Hier in den bewegten Niederlanden war er auch dem alten Kaiſer Friedrich bekannt geworden.

Unter Friedrichs wichtigſten Werkzeugen und Günſtlingen aus der Steyermark war (mit Andreas Baumkircher und mit Balthaſar Eggenberger, doch mit beſſerem Ausgang, als Baumkircher durch die trügeriſche Vesperglocke, unterm Henkersſchwert, der Eggenberger aber in der ewigen Haft des Gratzerſchloſſes gefunden), Kaspar, der Sohn Sigmunds von

Rogendorf. Er war in seiner Jugend Hauptmann der Stadt Marburg und Judenrichter daselbst, in späterer Zeit Landesverweser in der Steyermark gewesen. Kaspars Ansehen und Vermögen war bedeutend gemehrt durch die Heirath mit der Erbtochter eines angesehenen Hauses, mit Margarethen von Wildhaus, die ihm 1480 den nachmals berühmten Wilhelm von Rogendorf gebar.

Niklas Salm, obgleich 21 Jahre älter und bereits schlachterprobt, nahm Wilhelm von Rogendorf als Zeitgenossen, Waffen- und Herzensbruder an, das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn dadurch am trefflichsten ehrend, daß er ihm in Wilhelm einen gleichen Hort heranzog für die Tage der Gefahr. Salm stiftete 1506 Rogendorfs Heirath mit Elsbeth, Grafen Hannsens zu Oettingen Tochter, und wurde zuletzt noch seines Zöglings und Waffenbruders Schwager; denn obgleich zweiundsechzigjährig und mit den Lorbeern von siebzehn Feldzügen geschmückt, doch noch immer derselbe gewaltige Kampfheld, reichte er (1521) seine Hand der Schwester seines Waffengenossen.

Salm war zu Mecheln und zu Brüssel dem Erzherzog Philipp, Marens einzigem Sohne, Oesterreichs einziger Hoffnung, als Rath und Feldhauptmann eine wichtige Stütze. — Philipp hatte sich (21. Oct. 1496) mit Johannen, der Erbtochter Ferdinands des Katholischen von Arragon, und Isabellens, der Erbin von Castilien und Leon, vermählt. — Als (26. November 1504) Isabella verstorben, wurden Johanna und Philipp als Könige Castiliens ausgerufen. Aber Ferdinand bewegte Himmel und Hölle, allein zu herrschen. Nach zahllosen Hindernissen und Zögerungen segelten endlich Philipp und Johanna aus Flandern nach Castilien, zu ihrem einzigen Schirm ein Häuflein treuer deutscher Knechte, befehligt von Niklas Salm, und unter ihm von Wilhelm Rogendorf und Wolf Grafen zu Fürstenberg.

Des hohen Paares große Gefahr zeigte schauderhaft ein Handbrieflein Fürstenbergs an den Kaiser Max (dd. Corogna d. 12. Mai 1506). Die Kronen Spaniens und der neuen Welt verblieben Philippen und jene Bosheit Ferdinands, selbst seine Heirath mit einer Nichte des französischen Königs scheiterten an des Kardinals Ximenez erhabenem Sinn für mächtige Einheit des nach mehr als siebenhundertjährigem Kampfe wider die Mauern endlich vereinigten Hispaniens.

Diese Bewegungen jenseits der Pyrenäen ermunterten Ludwig XII.

den Traktat von Blois zu brechen, der Maxens Enkel, Philipps und Johanna's Sohn, dem Infanten Karl (nachher als Kaiſer V.) mit Ludwigs Tochter Claudia verlobt und ihm auf Ludwigs erbloſen Hintritt Mailand, Genua und Bretagne, nebſt den Grafſchaften Aſti und Blois, das Herzogthum Burgund, Maçonnois, Auxerrois und Bar-ſur-Seine geſichert hatte. Der franzöſiſche König legte mit den Waffen Genua's innere Unruhe bei, des Adels Rechte wider die wilden Umgriffe des Volkes beſchirmend. — Max brach in Italien faſt im gleichen Augenblicke ein, als Ludwig eben wieder über die Alpen zurückgegangen war, und nun hätten ihn der Papſt und Venedig wieder eben ſo ſchnell in die Heimath zurückgewünſcht, ſo eifrig ſie ihn herbeigerufen hatten. Ja, die Signoria war diesmal in ihrer mißtrauiſchen Staatsklugheit ſo unklug, Maximilian den zu ſeiner Krönung angeſuchten unſchädlichen Durchzug rund zu verweigern. Deſſen mit Recht erzürnt, drang Maximilian (im Februar 1508) mit drei Heeren aus den Schluchten Tyrols, Kärnthens und Oeſterreichs hervor. Das eine führte er ſelbſt, ſein geliebter Erich von Braunſchweig das zweite, in des dritten Oberbefehl theilten ſich Graf Niklas Salm und Markgraf Caſimir von Brandenburg (in wenigen Jahren auf einer größeren Bahn, im Ungarlande das ſeltene Beiſpiel brüderlicher Eintracht und ungetheilter Kraft, bei getheilter Gewalt und Vollmacht wiederholend). — Das gänzliche Ausbleiben der Reichshilfe und der ſchweizeriſchen Söldner zog inzwiſchen bald einen ſchnellen Rückzug und ſchon im Juni einen dreißigjährigen Stillſtand nach ſich.

Aber noch im December deſſelben Jahres (1508) vereinigte die berühmte Ligue von Cambray, Julius II., Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand den Katholiſchen zum Untergange Venedigs, zur förmlichen Theilung all ſeines Beſitzthums auf dem feſten Lande. — Ludwig war diesmal der Schnellſte, und ſchon waren alle Plätze der Terra ferma bis über den Gardſee hinaus überſchwemmt. Langſam rückten die deutſchen Landsknechte aus Tyrol und Kärnthen herab. Erſt im Juli 1509 vermochte es Maximilian, mit Macht im Felde zu erſcheinen.

Bald nach einander fielen Verona, Vicenza, Padua. Mit ungemeiner Schnelligkeit bewirkte Niklas Salm die Eroberung von Iſtrien und von ganz Friaul. Das einzige Treviſo leiſtete hartnäckigen Widerſtand. Der Fall des wichtigen Küſtenplatzes Marano wurde als Vorarbeit des vom Kaiſer, wiewohl fruchtlos, unaufhörlich betriebenen Angriffes auf die

ſolche Inſelſtadt ſelber, für ſo wichtig geachtet, daß ſie eine Stelle fand unter den größten Begegniſſen der Regierung Maxens, unter den herrlichen Basreliefs ſeines Mauſoleums zu Innſpruck, von der Meiſterhand Alexander Collins von Mecheln.

Der Feldzug in Iſtrien und Friaul gab Niklas Salm noch einen anderen Zögling für die großen Geſchäfte des Krieges und Friedens, einen Vetter Rogendorfs, den nachmals durch ſeine Miſſionen an den ſcandinaviſchen Nero, Chriſtiern, an die Jagellonen in Ungarn und Polen, an den Czaar Iwan Waſſiljewitſch, an den großen Suleyman ſo berühmten Sigmund von Herberſtein, über deſſen Nachrichten von dem ungeheuren, aus Aſien herüberſtrebenden Rußland ganz Europa damals eben ſo erſtaunte, wie über die durch Columbus und Basko de Gama neu aufgeſchloſſenen Welten, deſſen Angaben jetzt noch als Quelle gelten, den die große Katharina (ihn „den älteren Plinius ihrer Reußen“ nennend, ſo wie ihn Schlözer „Rußlands zweiten Entdecker“ genannt hat) in unſeren Tagen neu auflegen ließ. —

Die Vertheidigung von Mährenfels und von Mitterburg hatte Sigmunden von Herberſtein weit über ſeine Jahre hinaus als Kampfhelden bewährt. Ihm vertraute Max, auf Salms herzliches Fürwort, St. Georgens große Streitfahne. Ihm ertheilte der alte Held Theuerdank, beim Siegesfeſte zu Innſpruck, ſelber den Ritterſchlag. — Sigmund von Dietrichſtein, jener Liebling Maxens, der ihm die weltberühmte Hochzeit mit Barbara von Rottal ausgerichtet, der ihm ſeines Hauſes und ſeines Herzens innigſte Geheimniſſe vertraut, der ihn als Grabesgenoſſen neben ſich in die Neuſtadt abgefordert, that gleichfalls Wunder; durch Eiſen und durch Gold, jetzt die murrenden Söldner aufhaltend, jetzt durch den Ruf ſeiner Trommel neue Schaaren erweckend und einſtmals den Waldſtrom ganz allein aufhaltend, während Salm und Rogendorf an der Etſch ſtritten, die Venediger in Friaul, in Krain, in's Küſtenland fielen, und eine ganze Reihe wohl verſehener feſter Plätze durch der Ueberraſchung verſteinernden Schrecken unbegreiflich ſchnell gewannen.

Die Ligue von Cambray war durch unglaublich ſchnellen Allianzwechſel allen ſpäteren Coalitionen ein arges Beiſpiel. — Alviano's gänzliche Niederlage bei Agnadello und die äußerſte Bedrängniß der Republik machte Julius II. Eiferſucht gegen den Kaiſer und gegen Ludwig rege. Schon im Februar 1510 ſchloß er ſeinen beſonderen Frieden.

Auch den Kaiſer, auch die Franzoſen trennte das Mißtrauen. Der Marſchall von Chaumont verſchmähte keinerlei Liſt, die Fortſchritte Erichs von Braunſchweig, Rudolphs von Anhalt und Salms aufzuhalten. Obgleich Maxen und Ludwig (17. Nov. 1510) zu Blois ein neuer Bund vereinigte, ſpaltete dagegen die heilige Ligue zwiſchen Venedig, dem Papſte, Ferdinand dem Katholiſchen und Heinrich VIII. von England den Cambrayer Bund mitten entzwei. Auch Maximilians alter Haß wankte.

Frankreichs Oberfeldherr und ſeines Königs Neffe, der zwanzigjährige Gaſton von Foix trachtete um ſo mehr, Entſcheidendes zu vollbringen, ehe noch die deutſchen Völker ſich vom Heere trennten. In einem beiſpielloſen Winter entſetzte er durch einige kühne und liſtige Nacht- und Eilmärſche Bologna, erſiegte Brescia, über einen zur See und zu Lande gefürchteten Helden, den nachmaligen Dogen Andreas Gritti, ſchlug das ſpaniſch-päpſtliche Heer bei Ravenna auf's Haupt, dabei ſein theures Leben zwecklos hinopfernd, von kriegeriſcher Hitze mit einem kleinen Reiterhaufen hineingeriſſen, inmitten des wild durcheinanderwogenden Meeres der feindlichen Flucht. — Niklas Salm und Georg von Frundsberg, Georg von Liechtenſtein und Hanns Jakob von Landau, Freiberg und Ems, erneuerten in dieſen blutigen Tagen den alten Ruhm des deutſchen Namens im Wundergarten Italien. — Daß im Frühling 1512 der Kardinalbiſchof von Sitten, Matthäus Schinner, 10,000 Schweizer durch Tyrol nach Verona führte, daß zugleich Maximilians Völker ſich von den Franzoſen trennten, nöthigte Gaſtons Nachfolger, la Paliſſe, nach Frankreich zurückzugehen, ſetzte Maximilian Sforza auf Mailands wankenden Thron und gab dem ganzen Kriege eine andere Geſtalt.

Nun verbanden ſich (23. März 1513) wiederum zu Blois Frankreich und Venedig. Der neue Papſt, Leo X. Medicis, Maximilian, Ferdinand der Katholiſche und Heinrich VIII. (5. April 1513) in der Ligue von Mecheln. — Durch die Schlacht von Novara (6. Juni 1513) verlor Ludwig Mailand eben ſo ſchnell wieder, als er es erobert. Salm und Regendorf belagerten Verona. Alviano rückte zum Entſatz. Die beiden Freunde und Waffenbrüder ſchlugen ihn in eine unordentliche Flucht, Venedig ſelbſt wurde von ſpaniſchen Völkern beſchoſſen. Im Herbſte deſſelben Jahres brachten der Landauer und der Liechtenſteiner neue deutſche Reiſige, um den geſchwundenen Kern der alten verſuchten Knechte wieder aufzufriſchen, die von dem Blutbade zu Ravenna übrig geblieben. — Die

Spanier und Päpſtlichen befehligte der bedächtliche Prospero Colonna, Neapels Vicekönig, Cordona, und der romantiſche Held, Ferdinand d'Avalos, Marquis von Peskara (unvergeßlich durch der ſchönen Vittoria Colonna Liebe, wie durch ſeine zahlreichen Lorbeern), die Deutſchen Frundsberg und Salm.

In dem unwirthlichen Gebirge ob Vicenza gerieth dieſes Heer in die bedenklichſte Lage, von allen Seiten umgarnt, Kriegsvorrath kaum für ein einziges Treffen, Mundvorrath nur noch für ein paar Tage! Ihnen gegenüber ſtand Bartholomä Alviano, Venedigs beſter Feldherr, unbändig, kühn, voll unwiderſtehlichen Nachdrucks, die Pracht liebend, der Liebe und den Wiſſenſchaften lebend, großartig und freimüthig, die Republik oft durch unerwartete Großthat ſo hoch wieder emporhebend, ſo tief ſie durch ſeine Wärmegenheit mehrmals geſunken; unfähig auszuweichen, zu überliſten, zu erwarten, was an der erſten Stelle faſt immer das Nöthigſte iſt, womit aber auch nur gar zu oft mittelmäßige Köpfe und gemeine Seelen den Mangel an ſelbſtſtändiger Erfindung und an großartigem Geiſtesmuth bedecken! — Alviano hatte es von dem bedächtig zaudernden Petigliano, er hatte es von dem hohen Rathe gar zu oft hören müſſen, wie ſein raſcher Muth und nie geſättigter Unternehmungsgeiſt das Heil oft ganzer Feldzüge, ja des Staates auf einen einzigen ungewiſſen Glückswurf, auf eine einzige That geſetzt, als daß er nicht jetzt, wo ein mitleidiger Gott endlich den Feind in ſeine Hand gegeben zu haben ſchien, jede lauernde Schlauheit, jeden liſtigen Anſchlag hervorgeſucht hätte, das Geſchick und ſeine Gegner einmal Lügen zu ſtrafen. — Gerade weil er diesmal aus ſeiner Eigenthümlichkeit heraustrat, weil ihm die aufgenöthigte Rolle ſo viel gekoſtet, faßte ihn der Uebermuth und es mißlang ihm! Zuverſichtlich ſendete er nach Padua hinein: Alles ſolle herauskommen, zu ſehen, wie er die frechen Deutſchen auf der ſicheren Schlachtbank niedermetzele und die lange Schmach und Noth endige an Einem Tage — und es ritten und liefen Kardinäle und Damen, Edle, Bürger und Volk herzu, ſtiegen, wie zu einem großen Schauſpiel, auf Bäume, auf Anhöhen, hielten jenſeits des Waſſers in langer Reihe von zierlichen Wägen, oder auf Maulthieren und Pferden.

Georg von Frundsberg führte den Vortrab, — Salm den Schlacht- und Gewalthaufen. Die Spanier und Päpſtlichen waren auf den Flügeln. — Frundsberg empfing von Alviano einen Trompeter: „Er ſolle mit ſeinen nackten Landsknechten, nach abgelegter Wehr und Waffe, mit

weißen Stäben in Gottes Namen friedlich abziehen. Ließen ſie es aber auf eine Schlacht ankommen, ſo wolle er Keinen verſchonen!"

Darauf antwortete Frundsberg: „Wohl habe ich nackte Knaben. — Haben ſie aber einen Becher Wein im Buſen, ſo ſetze ich ſie freudig an Euer vom Scheitel bis zur Sohle in Eiſen eingehülltes welſches Volk. — Viel Feind', viel Ehr'! Beſſer, hier ehrlich fallen, als ſchmählich abziehen!"

Damit entließ Georg den Boten. Die Seinen jauchzten ihm höhnend nach.

Ein dicker Nebel verbarg Alviano, daß er ſeine Gegner nimmer vor ſich habe, daß ſie rechts gegen Baſſano ſich gewendet! Ungeſtüm drängte er nach, und bei vollem Tag (7. October 1513) begann bei Creazzo das erbitterte Treffen. — Alviano wurde völlig geſchlagen, und nach dem Beiſpiele, das ſie kürzlich in Cadore gegeben, kein Venediger verſchont. Der Kern der ſchweren Reiter, 26 Hauptleute, über 5000 Mann Fußvolk deckten den Hauptplatz. Alle Fahnen, darunter das Hauptbanner des Markuslöwen, Geſchütz, Gepäck, Alles war Beute der Sieger. Die Erſten und Edelſten, Loredano, des Dogen Vetter, Baglione, Alviano's Schwager, Ventivoglio, Malateſta, Fregoſo, Visconti, Pico waren todt oder gefangen. Andreas Gritti, nachmals Doge, wurde auf der beſtürzten Flucht zu Vicenza an einem Stricke über die Mauer hereingezogen. Mit wenigen Reitern entkam Alviano und rettete ſich, mit Lebensgefahr durch den Waldſtrom Bachiglione ſchwimmend. — Der Schlag war entſcheidend — der Friede kam im folgenden Jahre zu Stande.

Auch in dem mehrmals gewonnenen und verlornen, nun wieder von Trivulzi und vom Marſchall Lautrec hart geängſtigten Verona drückte die Prädeſtination der Unzertrennlichkeit der beiden Freunde Salm und Rogendorf ein beifälliges Siegel auf. — Frundsberg, Salm und Marcanton Colonna vertheidigten es löwenkühn wider Hunger und Seuchen und wüthende Stürme, nach bereits hier und da niedergeworfenen Mauern und ausgefüllten Gräben. Aller Hoffnung baar, hatte das herrliche Häuflein nur noch den Vorſatz, wie raſend hinauszubrechen, die Etſchbrücke zu erſtürmen, ſchnell hinter ſich abzuwerfen und über die Venediger herzufallen, ehe noch die ferne gelagerten Franzoſen Zeit fänden zur Vereinigung. — „So wollten ſie ſich mit Gottes Hilfe allen Jammers auf Einmal entledigen!" —

Da brachte plötzlich den längst nimmer gehofften Entsatz der Freund Rogendorf, und mit ihm Brescia's Befreier, Georg von Liechtenstein.

Mitten unter eifrigen Zurüstungen um das Uebergewicht in Italien und zur Wiedereroberung Mailands, übereilte Ludwig XII. (1. Jänner 1515) der Tod. Ihm folgte Franz I., gleiche Zwecke bezielend, Anfangs jedoch in den Wegen friedlicher Uebereinkunft mit Maximilian, mit seinem Enkel Karl, mit Heinrich VIII. Mittlerweile versuchten es die Eidgenossen, dem Sforza zu Mailand und Ferdinanden dem Katholischen verbündet, den Franzosen den Weg in die Lombardei für immer zu versperren. Am 13. und 14. September 1415 lieferten sie dem König Franz und dem Kern des französischen Adels jene berühmte Riesenschlacht bei Marignano, in der sie der französischen Uebermacht endlich dennoch erlagen und ihr Sforza wieder aus Mailand weichen mußte. — Der Kaiser, den ihm durch seine andere Gemahlin Blanka verschwägerten Sforza's und den Eidgenossen hingeneigt, sah sich dadurch und durch den vorschnellen Frieden des Papstes unerwartet plötzlich in der Nothwendigkeit durchgreifender Theilnahme. Schnell brach er in Italien ein, schlug, im Vortheil, mit Franzosen und Venetianern. Die Entdeckung zweideutiger Anzettelungen der Eidgenossen brachte aber Stockung und Halbheit in alle ferneren Schritte, wendete das Glück ganz von seinen Fahnen, erfüllte ihn mit Ueberdruß, mit unbedingter Sehnsucht nach Ruhe, nach einem Ende, wohl auch mit dunkler Ahnung der Nähe seines eigenen. Es war schneller Friede zwischen Frankreich, Venedig und dem Kaiser. — Maxens letzte Tage sahen den das deutsche Vaterland entzweispaltenden Blitzstrahl der Reformation. Er selber durfte noch im Frieden scheiden. Kränkelnd und wehmüthig hatte Max sein liebes Augsburg schon verlassen, an der Rennsäule auf dem Lechfeld noch einmal angehalten, zurückgeschaut und die gute Stadt mit Thränen und stillem Herzweh gesegnet, als zur fruchtlosen Disputation mit den päpstlichen Legaten Luther dort eintraf. — Zu Wels berührte ihn endlich, der Alles gleich macht, dem er in zahllosen Abenteuern zu Land, zur See, auf den höchsten Felsklippen, am schwindelnden Abgrund, im tiefsten Schacht, am brennenden Pulverthurm, beim losgelassenen Löwen unerschrocken, ja muthwillig das Weiße im Auge gezeigt, der Tod (12. Jänner 1519).

Den letzten unverschuldeten ungünstigen Umschwung der kaiserlichen Waffen hat Niklas Salm nur gehört, nicht gesehen. Ihn hatte Max als

Statthalter und Regenten verordnet in den Landen ob und unter der Enns. — Salm hatte die Burg ſeiner Väter und ihr mit dem ehrwürdigen Namen und uralten Glanz außer Verhältniß ſtehendes geringes Glück verlaſſen, um bei ſeinem Kaiſer Thaten aufzuſuchen und den Ruhm, der der rechten That von ſelber folgt, und wenn die blinden Würfel eben günſtig fielen, wohl auch ein Glück, zugleich Ernte der alten und Ausſaat neuer, noch größerer Thaten, und die freundlich ſchirmende und nährende Wiege eines kommenden Geſchlechts. — Ruhm und Glück blieben nicht aus. — In den Niederlanden war es Salm vorzüglich günſtig. Bald glichen die Mittel dem Verdienſt. Jahrelang ließ er in Maximilians unaufhörlicher Geldverlegenheit ſeinen und ſeiner angeworbenen Schaaren Sold und Gebühr ausſtehen. Den ſieghaften Feldzug in Friaul begann er faſt ganz aus ſeinem Beutel (Sigmund von Dietrichſtein that dann auch das Seinige), und war der großmüthige Wirth der Fürſten von Braunſchweig und Anhalt. Mehrmals iſt er für Max, mehrmals für König Ferdinand Bürge geworden, im Auslande, im Inlande, bei den Fuggern, bei Spaniern, inſonderheit bei dem reichen Grafen Julius Hardeck zu Glatz und Machland, nachmals einem Zeugen von Salms Heldentugend in der Belagerung Wiens, ſo wie drei Jahre früher von dem großen Unglück bei Mohacz.

Der ſterbende Maximilian hatte bis zur Ankunft ſeiner Enkel Karl und Ferdinand aus Spanien zu Wien eine Regentſchaft verordnet. Allein eine Partei unter den Ständen glaubte die Regierungsveränderung raſch und gewaltthätig nützen zu ſollen, zur Ertrotzung ausſchweifender Vorrechte, zur Befriedigung niedriger Leidenſchaften. — Michael Eitzinger und Hanns Puchheim an der Spitze, verjagten ſie, kühn gemacht durch die Abweſenheit Salms, die Regenten nach Neuſtadt, mißhandelten den Wiener Biſchof, Georg von Slakonia, brachen in das Stift Kloſterneuburg, und verübten Raub und Unehre ſelbſt am Sarge des h. Leopold. Sie ſchickten ſogar Geſandte nach Spanien, den Erzherzögen und Infanten gleichſam Bedingniſſe vorzuſchreiben, wie die Kurfürſten des Reichs Karln in der „Wahlcapitulation“ gethan. — Die Gährung war groß. Religiöſe und politiſche Neuerungen miſchten ſich wie gewöhnlich wild durcheinander. Viele treue Diener wankten, riethen zum Nachgeben, zum Temporiſiren, ſelbſt Maxens alter Liebling, Treitzſauerwein, der Schreiber des Weyskunigs. — Offene Gewalt zu gebrauchen, fehlten für den Augenblick die

Mittel. — Salm rieth, fest zu halten, jede Bedingniß zu verwerfen, vor Allem Einheit in die Regierung der Lande zu bringen. — Er war mit auf dem Reichstage zu Worms, wo Luther vor Karl erschien; er war der eifrigste Beförderer der Theilungsverträge, wodurch eine spanische und eine deutsche Linie Habsburg entstand. — Sobald Ferdinand in den deutschen Landen Alleinherrscher geworden, zögerte Salm nimmer, das Rauche herauszukehren, und da waren sie auch am Ende, die anarchischen und oligarchischen Zuckungen jener eingedrungenen, vom Volke selbst verwünschten Regenten, die, nachdem der Erzherzog, der Wien vermieden, in der Neustadt öffentliches Gericht über sie gehalten (9. August 1522), ihre Verwegenheit durch das Schwert des Nachrichters büßten.

Der Aufruhr der castilischen Städte (Wilhelmen von Rogendorf eine rechte Gelegenheit vorleuchtenden Heldenmuthes) und Luther in Deutschland, zogen Karls ganze Aufmerksamkeit auf sich; darum wollte König Franz den Krieg, fiel in Spanien, fiel in die Niederlande. Der Papst verband sich dem Kaiser zur nochmaligen Vertreibung der Franzosen aus Italien. Ihr vereinigtes Heer befehligten Prosper Colonna, Georg von Frundsberg, Niklas Salm. — Der Marschall Lautrec trotzte auf seine 16,000 Schweizer. Diese aber verlangten wüthend: „Geld, oder den Abschied, oder schnelle Schlacht!" — Nach vielen vergeblichen Vorstellungen mußte sich Lautrec zur Schlacht entschließen. Sie geschah Sonntags, am 22. April 1522 bei Bicocca. — Der Schweizer-Oberst, Albrecht von Stein, vermaß sich, die Feinde ganz allein auszurotten. Er und Winkelried wurden von Frundsberg niedergelegt, 22 Hauptleute und über 5000 Schweizer deckten den Wahlplatz mit ihren Leibern. Es war ihr letzter Tag. Der Frundsberg hieß von dem an „der Leutefresser", und Niemand meinte von da an hinfürder, kein großes Geschick könne entschieden werden ohne die Eidgenossen, und es gebe kein anderes Fußvolk, denn sie.

Franz Sforza wurde in Mailand wieder eingesetzt. Louise von Savoyen, König Franzens Mutter, deren Geiz den Verlust Mailands herbeigeführt, nöthigte den Connetable, Karl von Bourbon, durch die unwillkommene Liebe, mit der sie ihn verfolgte, zum Kaiser zu flüchten. — Das Treffen bei Romagnano an der Sesia (14. April 1524) ließ den Franzosen nichts mehr übrig, und fraß durch einen tödtlichen Schuß die Perle ihres Heeres, „den Ritter ohne Furcht und Tadel", Peter du Terrail

Bayard, neben welchem und gegen welchen Frundsberg und Salm ſo oft im Gefechte geſtanden.

Der Einfall in die Provence durch Bourbon und Peskara endete ſchlimm. Wenig fehlte und König Franz wäre vor ihnen nach Mailand gekommen. Sie mußten es Preis geben und hinter die Adda und den Oglio zurückgehen. Ihre Mannſchaft war nicht bezahlt, ſchlecht gekleidet, höchſt mißvergnügt, ja meuteriſch. — Bourbon und Neapels Vicekönig Lannoy verkauften ihr letztes Kleinod, die Truppen zu befriedigen, aber es war ſonnenklar, das könne nicht in die Länge dauern. Die letzte Hoffnung ruhte auf dem Heldenmuthe, womit das alte, ſtörriſche, gichtbrüchige und doch ewig unruhige Soldatenkind, Anton de Leyva und der junge Kaſpar von Frundsberg das ſtreng belagerte Pavia vertheidigten.

Clemens VII. (gleich Leo X. ein Medicis) ſuchte des Kaiſers letzte Streitkräfte zu trennen. Dem König Franz widerrieth er, zu ſchlagen; das deutſche Heer müſſe ſich ohnehin auflöſen, durch Hunger, durch Geldmangel, durch Meuterei; Lannoy durch falſche Beſorgniſſe für beide Sicilien dahin ſtimmend, Pavia aufzugeben und gen Neapel zu eilen. Georg von Frundsberg fuhr den Legaten als einen Zwietrachtsſtifter murrend an und trieb ihn mit dem Knopf ſeines ungeheuren Schwertes zum Lager hinaus. — Gerne wäre Lannoy abgezogen, aber Bourbon, Frundsberg, Salm, Peskara und ſein Neffe Vaſto nahmen ihn in die Mitte, ließen ihm weder Willen noch Zeit: „Würde hier geſiegt, ſo ſei Neapel ohnehin gerettet, und gehöre dem Kaiſer auch nur noch ein einziger Thurm darin. Theilung ſei Allen und allezeit verderblich. Hier die ganze Macht, hier der Sieg und hier der Ruhm!“

Herr Jörg brummte noch zu guter Letzt: „Jetzt kömmt's einmal auf den Nothknopf an. Der König iſt im Vortheil. Wer kann's ändern? Trotz ſeines Vortheils muß man ihn überfallen und angreifen, den Ausgang Gott empfehlen!“

Aber Geld und Nahrung fehlten, darum war das Werk ſehr ſchwierig. Die Kriegsfürſten gaben heimlich ihr Letztes her an Geld und Juwelen, borgten unter Eid und Siegel bei allen Hauptleuten, was ſie nur konnten, und ließen mit vielem Lärm das Erborgte und Hergegebene zu Wagen durch's Lager führen, als ſei ein reicher feindlicher Transport erbeutet worden. — Salms Kuiraſſiere waren noch die willigſten und freudigſten. — Jörg von Frundsberg ſprach zu ſeinen unwilligen Landsknechten,

wie er pflegte, kurz und ſtark. Alle ſchrieen mit emporgeworfenem Arm: „Herr Jörg ſei ihrer Aller Vater. Sie wollten Leib und Leben bei ihm aufſetzen!“

Das Heer des Entſatzes war faſt noch mehr nackt und blos, als die ſeit lange ausgehungerte und geängſtigte Beſatzung, die ſchon mehrmals aufrühreriſch gedroht hatte, die Stadt dem Feinde zu übergeben. Die Schlacht um Pavia geſchah, als ein rechtes Angebinde (25. Febr. 1525), an Kaiſer Karls 25. Geburtstage.

Frundsberg hatte die Franzoſen durch unaufhörliches Plänkeln bei Tag und Nacht ſo ermüdet, daß ſie ſchlaftrunken unter den Waffen zuſammenfielen. Dadurch gewann er, daß die Kaiſerlichen unbemerkt an die Mauer des großen Thiergartens kamen und ſie bei Nacht an mehreren Orten niederwarfen. — Peskara erſtürmte das mitten im Park liegende Schlößlein Mirabell. Da ließ der König ſein zahlreiches Geſchütz mit größter Wirkung los. Eben ſo glücklich prellte Chabot de Brion mit der Reiterei auf das durch das Kanonenfeuer verwirrte Fußvolk. Die Kaiſerlichen waren in der höchſten Gefahr, 16,000 wider 60,000, und etwas über 9000 in der belagerten Stadt, die weder gleichzeitig noch kräftig genug mitwirken konnten.

Da ergriff den allzufrüh des Sieges frohen König Franz die Ungeduld, der Feind möchte ihm entlaufen, ſeinen Kriegsoberſten möchte des kurzen Tages ewige Ehre ausſchließend zu Theil werden. Racheglühend ſuchte er nur noch den Bourbon auf und ließ überall Hörner und Zinken, Trompeten und Heerpauken zum Siege auflärmen. — Noch waren die Flügel zu keinem rechten Ernſt gekommen. In der erſchütterten Mitte ſtand aber das Gefecht nur noch allein beim Frundsberg. Peskara, ganz außer ſich, ſchickte ein über das andere Mal zu Bourbon, zu Vaſto, zu Salm, zu Frundsberg: „ſie ſollten den letzten Athemzug aufſetzen von Mann und Roß!“

Sein beſter Bundesfreund hierbei war der König Franz. In jener kopfſcheuen Ungeduld ging er aus dem Vortheil ſeiner Stellung heraus, warf ſich hierdurch zwiſchen das retirirende ſpaniſche Fußvolk und zwiſchen ſein eigenes Geſchütz, daß dieſes ganz ſchweigen mußte. — Peskara that der franzöſiſchen Reiterei durch ſeine in Plänkler aufgelöſ'ten ſpaniſchen Scharfſchützen unglaublichen Schaden. Nach der eingreifenden Lehre von Biccca war bei Pavia vollends der allerletzte Tag jener vermeinten Unwi-

derſtehlichkeit der Schweizer, die der ganzen Kriegsweiſe in Europa allerdings einen Umſchwung gegeben, die dem gegen die geharniſchte Reiterei lange verachteten Fußvolke ſeine Stelle wieder eingeräumt, die zu gewinnen und auf ſeiner Seite in's Treffen zu ſtellen, lange für das untrügliche Geheimniß der Staats- wie der Kriegskunſt galt. — Die Eidgenoſſen wankten, wendeten ſich. Niklas Salm prellte mit ſeiner ſchweren Reiterei auf ſie, kehrte die Verwirrung vollends in wilde Flucht, richtete ein gräuliches Blutbad unter ihnen an, verfolgte ſie, Schwert und Speer in ihren Rippen, über eine Stunde weit vom Schlachtfelde, ſprengte eine Unzahl in den Teſſin.

Indem ſtieß Georg von Frundsberg auf die ſogenannten unüberwindlichen oder ſchwarzen Banden. Das war ein aus Wälſchen, Wallonen, Spaniern, Franzoſen, ja ſogar Mohren, aus allen Ländern und Nationen unter verſuchten Condottieri's zuſammengelaufener Hauſe herrenloſer Knechte, ſtreit- und habſüchtiger Abenteurer, zuerſt erprobt unter Matthias Corvin, dann im geldernſchen Kriege, darauf in Schweden, endlich in Frankreich aufgenommen, zugleich mit der ſogenannten „weißen Garde", einem aus den franzöſiſchen Kriegen der Eduarde und Heinriche, aus dem Bürgerkriege der weißen und rothen Roſe übrig gebliebenen, den Armagnaken, ſchrecklichen Andenkens, ähnlichen Haufen engliſcher Kriegsknechte. Ihren Hauptmann, den Langenmantel von Augsburg, der ſeiner brüllend zum Zweikampf begehrte, ſchlug und erſchlug der Frundsberg, und raſ'te dergeſtalt unter den ſchwarzen Banden, daß ſelbſt ihr Name ſeit dieſem Tage nimmer gehört ward. — Wie das Glück des Tages ſich von der Uebermacht der Franzoſen zum Häuflein der Spanier und Deutſchen zu wenden anfing, ſtieg die Streiteswuth auf's Höchſte. — Die Landsknechte und die Schwarzen, Spanier und Schweizer, Gensd'armes und Kuiraſſiere, Fußvolk und Reiterei, fochten gegen einander mit letzter Kraft und mit raſender Erbitterung. — Der Feldherr, Admiral Bonnivet, der den Connetable aus Frankreich, der geſtern gegen alle Anderen ſo eifrig zur Schlacht getrieben, warf ſich, da er Alles verloren ſah, mit offener Bruſt und bloßem Haupte mitten in den Feind und fiel.

Die Unordnung nahm jeden Augenblick zu. Da wichen die Marſchälle, die Pairs, die Kronbeamten von ihren blutigen wankenden Schaaren, warfen die rollenden Augen umher und ſchrieen: „Wo iſt der König? Rettet, rettet den König!" — drängten ſich um ihn, der in ſchimmernder

Rüſtung, voll Goldes, voll Edelſteine, wie zum Triumph geſchmückt, Freundes und Feindes Augen auf ſich zog, wie ein gemeiner Reiſiger focht, Jeden in Sammet oder Gold, deſſen er gewahr wurde, auffordernd anſprengte, und mehrere Hauptleute, darunter einen Sohn des großen Skanderbeg, mit eigener Hand erſchlug. — Um ihn her war allein noch eine wilde Flucht in der allgemeinen Ebbe des Kampfes. Es fielen dicht an und um ihn der gewaltige Baſtard von Savoyen, der Graf von St. Pol, die Marſchälle von Foix, Chabannes, la Tremouille, la Paliſſe, der Großſtallmeiſter und Oberhofmeiſter, Beide vom Hauſe St. Severin, und eine Unzahl von Rittern und von Edlen.

Da dröhnte und erzitterte, wie von den Wehen eines feuerſpeienden Berges, der Erdboden, und eine ungeheure Staubwolke zog heran, aus welcher Schwerter und Harniſche und Helmbüſche blitzten. — Vom Würgen der Schweizer, die faſt keinen Pardon erhielten, kehrte jetzt Niklas Salm mit ſeinen Kuiraſſieren zur letzten Entſcheidung des Tages zurück, fuhr ein mächtiger Keil in den Haufen hinein, der den König umgab, mähte rechts und links, was im Wege ſtand, drang zu ihm durch, verwundete ihn an der rechten Hand und erſtach ſeinen ſtolzen Hengſt. Halb über, halb unter ſeinem tödtlich getroffenen Pferde, ſtieß der König ihn durch den Schenkel, und wollte eben zum zweiten Male mit gewaltigem Streich wider Salm ausfallen, als ein Spanier ihn von rückwärts am Helmbuſch ergriff und zu Boden reißen wollte. Da drangen Bourbons Hofmeiſter, la Motte und Pomperant, ſein Kavalier, durch das wilde Gewirr von Mann und Roß, von Todten und Kämpfenden, und riefen dem König flehentlich zu, ſich dem Herzoge von Bourbon zu ergeben.

Entrüſtet erwiderte Franz: „Ich kenne keinen Herzog von Bourbon, als mich ſelbſt, und kann mich Niemand ergeben, als dem römiſchen Kaiſer.“

Dennoch befahl er, vom Gefecht abzuſtehen, und durch den Blutverluſt ermattet, den Vicekönig Lannoy zu rufen, und gab ihm ſeinen Degen als des Kaiſers Gefangener. Knieend reichte Lannoy ihm den ſeinigen dar. Allgemeines Siegesgeſchrei zerriß die Lüfte. Was das Schwert verſchont hatte, wurde gefangen. Darunter Heinrich von Albret, König von Navarra, die Erſten des Reichs, die berühmteſten Kriegshelden. — Lager, Geſchütz, Gepäck blieben den Siegern — den Franzoſen aber zwei Wochen nach der Schlacht auch nicht eine Handbreit Erde in Italien.

„Madame! Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht!“ lautete der kurze Brief, den der gefangene König durch den mit der Siegespoſt zum Kaiſer eilenden Commenthur von Pennaloſa an ſeine Mutter mitgab. — Er verlangte in die nahe Karthauſe. Alle Kriegsfürſten leiteten den erhabenen Gefangenen. Das Erſte, was Franzens Blicken in die Augen fiel, worauf er Lannoy lächelnd hindeutete, war der Bibelſpruch eines Seitenaltars: „Ich danke dir, daß du mich gedemüthiget haſt, damit ich die Macht deiner Gerichte erkenne.“

Lannoy, bangend, die noch immer unbezahlten Truppen möchten ſich empören, den König befreien und ſich von ſeinem Löſegelde bezahlt machen, führte ihn ſchon am andern Tage nach Pizzighettone. Des ſpaniſchen Fußvolks Oberſt, Alarcon, hütete ſeiner. Am dritten Tage nach der Schlacht empfing er alle Feldoberſten, auch den Bourbon. Der galante Peskara erſchien in tiefſter Trauer. — Franzens Degen überbrachte Pennaloſa nach Madrid. Seinen Gürteldolch erhielt Alarcon. Seinen langen Panzerſtecher mit ſchwarzem Griff und Handkorb Graf Niklas Salm. — Mit des greiſen Helden Rüſtung, einer anderen, als welche nebſt jener Rogendorfs die Ambraſſer Sammlung bewahrt, und mit ſeinem Grabmale kam auch dieſe Trophäe nach dem Erlöſchen von Salm-Neuburg an die mähriſche Linie von Reifferſcheid. — Bei der erſten franzöſiſchen Invaſion Mährens erbat ſich Marſchall Mortier nach der Auſterlitzer Schlacht vom Fürſten Salm die Begünſtigung, dieſes Kleinod zu ſehen. Was ſpäterhin bei der Aushändigung des Ambraſſer Cabinets geſchah (daß alle Rüſtungen franzöſiſcher Könige und Heerführer eigenmächtig zurückbehalten und nach Paris gebracht wurden), beſtätigt den Argwohn, es ſei darauf abgeſehen geweſen, dieſe Trophäe nicht mehr zurückzugeben. Aber Mortiers Biederkeit vereitelte den unedlen Anſchlag. — Als der Altgraf Hugo von Salm-Reifferſcheid **1816**, wie in ſo manchem edelmüthigen Streben für Wiſſenſchaft und Kunſt, für Landbau und Induſtrie, auch zum Franzensmuſeum in Brünn den erſten Anſtoß und den großmüthigſten Beitrag gab, weihte er auch jenen Königsdegen und Salms Rüſtung dem gedachten Inſtitute, deſſen vorzüglichſte geſchichtliche Zierde ſie ſind.

Da in Italien nichts mehr zu ſchaffen war, trat Salm ſeine Stelle als Statthalter der Lande ob und unter der Enns an. — Luthers Loſung: „Kraft, Licht, Freiheit!“ ſein gewöhnlicher Gruß in Wort und Schrift, „die Freiheit lebe!“ wirkte ſeltſam auf die erregten Gemüther, und Deutſch-

Land war in kurzer Zeit die gräuel- und blutbefleckte Bühne der wildeſten Zerſtörung, durch die Zwickauer Schwärmer, durch die Wiedertäufer, durch den großen Bauernkrieg, der vom Tridentiniſchen und von Salzburg bis in Niederſachſen, bis über den Rhein in's Elſaß wüthete, die Landescultur auf Jahrzehente hinaus untergrub, Löſung des Dienſtes und Leibeigenſchaft, der Abgaben, der Wildbahn, des Fiſchfanges, des Holzſchlages, erzwingen ſollte. Den Salzburger Erzbiſchof, Matthäus Lang, hatten die Bauern in ſeiner Feſte Hohenſalzburg eingeſperrt; ihr Oberſter, Michael Gruber, hatte den ſteyeriſchen Landeshauptmann Sigmund von Dietrichſtein durch Verrätherei der Bürger und Bergknappen von Schladming überfallen, geſchlagen, gefangen, 32 von der Ritterſchaft enthaupten laſſen. Da ſandte Ferdinand den Grafen Niklas Salm, der Schladminger Verrath „mit eiſerner Ruthe" zu züchtigen. — Unglaublich ſchnell, bei Tag und Nacht, durch die verborgenſten Schluchten, ſtand Salm und ſein raſcher Hauptmann Philipp Stumpf auf einmal überall, wo der ſiegtrunkene Haufen ſie am wenigſten vermuthete, beruhigte die Steyermark, wie durch einen Zauberſchlag, entſetzte Radſtadt, erzwang ein Ende des Krieges im ſalzburgiſchen Pinzgau, Pongau und Lungau. — Schladming mehrte die Schuld des früheren Verraths durch die kaum erklärbare Tollkühnheit, dem Sieger Salm die Thore zu verſchließen. Es wurde erſtürmt, den Flammen übergeben, aus der Reihe der Städte hinweggeſtrichen und unter die Marktflecken zurückgeſetzt. Nach dieſem unausweichlichen Beiſpiele der Rache und Strafe überließ ſich Salm ſeiner angebornen Milde gegen die Verblendeten, während andere Bundesoberſten, wie der Truchſeß von Waldburg, nur darnach dürſteten, ihre Hände im Blute der Bauern zu waſchen, und die Rädelsführer in unerhörten ſinnreichen Martern umkommen zu laſſen.

Während der italieniſchen Kriege Maximilians und Karls hatte jener Schattenkönig von Ungarn und Böhmen, der Jagellone Wladislaw, auf die Fortſchritte der verbündeten Waffen eiferſüchtig, dem ſinkenden Venedig mehrmals ſeinen Bund angeboten, mit Frankreich mehrmals heimliche Unterhandlungen gepflogen. Um ſo mehr hatte Maximilian ſchon den Stillſtand und Frieden von 1513 und 1514 benützt, um das auf den Thronen Ungarns, Böhmens und Polens ſitzende Geſchlecht der Jagellonen außer Macht zu ſetzen, ſeine großen Pläne und vielfältigen Verwickelungen im Weſten und Süden zu ſtören. Er trat in Bundesverhältniſſe mit

Polens natürlichen Feinden, mit dem Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens in Preußen und mit Iwan Waſſiljewitſch, dem Befreier Rußlands vom tartariſchen Joch, welchen er der erſte „Kaiſer“ nannte. Die Nachfolge in Ungarn und Böhmen beruhte auf einem einzigen, allzu früh geborenen, durchaus kein langes Leben verſprechenden Prinzen Ludwig. Das „tu, felix Austria, nube,“ bereits durch das Erbe Burgunds, Spaniens und beider Indien bewährt, ſollte nun auch der Segensſpruch ſein, der die ſchon von dem Ahnherrn Rudolph entworfene, unter Albrecht II. und Ladislaw Poſthumus für kurze Zeit verwirklichte Vereinigung der Kronen der Arpaden und der Przemysliden mit Oeſterreich für immer befeſtigen ſollte. —

Maximilian ſtiftete eine Wechſelheirath zwiſchen ſeiner Enkelin Marie und jenem Kronprinzen Ludwig und zwiſchen Maxens jüngerem Enkel Ferdinand und Ludwigs Schweſter Anna. Der Kardinal von Gurk, Matthäus Lang von Wellenburg, der Hofkanzler Cyprian von Sárenthein und (der ſeit 1509 mit Gattinara und Borgo zu den wichtigſten Unterhandlungen gebrauchte) Wilhelm von Rogendorf waren die Unterhändler. Sie wurde zu Preßburg (20. Mai 1515) abgeſchloſſen, und (22. Juli darauf) bei der berühmten Zuſammenkunft Maxens mit den Gebrüdern Sigmund und Wladislaw, Königen von Ungarn und Polen, beſtätigt.

Den Waffenbrüdern und Freunden Salm und Rogendorf fiel in dieſer Hinſicht ein ſchönes Loos. Beide, treu vereint, halfen Philipp und ſeinen Söhnen Karl (V.) und Ferdinand (I.) die Nachfolge in Spanien und in der neuen Welt verſichern. — Anna, Ungarns und Böhmens Erbin, wurde 1520 Rogendorfen als Botſchafter Ferdinands angetraut, und Salm beugte hinwieder Ferdinands Gegenkönig Zápolya unter ſein treues ſtarkes Schwert. — Sieben Jahre nachdem der ritterliche Maximilian (11. Jänner 1519) zu Wels verſtorben und ſein neunzehnjähriger Enkel Karl, trotz aller Gegenbeſtrebungen der Könige Frankreichs und Englands, Franz I. und Heinrichs VIII., zum Kaiſer gewählt worden, ſtellte Böhmens und Ungarns junger und verlaſſener König Ludwig, ſein tapferes, aber kleines und noch dazu ſchlecht angeführtes Häuflein dem großen Heer des größten Padiſchah Suleyman, dem Geſetzgeber, dem Prächtigen, dem Obſieger Perſiens, Syriens, Aegyptens und Rhodos, dem auch ſchon Ungarns Vormauern, Belgrad und Peterwardein, gefallen waren, auf der Ebene von Mohacz in's Gefecht. (29. Auguſt 1526.)

Ludwig verlor den Sieg und das Leben. Ferdinand I. beſtieg kraft des Erbrechts ſeiner Gemahlin Anna und der Wahl die Throne Ungarns und Böhmens. Johann von Zápolya, Erbgraf in der Zips, Woywode Siebenbürgens (Graf Hanns von Zipſer, Januſch Wayda), kein echter Magyar von Abkunft, ſondern ein Slave, dem jagelloniſchen Hauſe vielfach verbunden, ließ ſich von ſeinem Anhang zu Stuhlweißenburg bei der königlichen Grabesfeier wählen und mit der heiligen Krone krönen. — Nachdem die polniſche Vermittelung nur einen kurzen Stillſtand erreicht, der in Olmütz begonnene, in Ofen fortgeſetzte Congreß ſich zerſchlagen hatte, gab Ferdinand am 25. Juni 1529 ſein Kriegsmanifeſt und im Juli rückte ſein Heer unter dem Grafen Niklas Salm und den Markgrafen Kaſimir von Brandenburg (die Reiterei führte Katzianer) in Ungarn ein, über Tyrnau nach Gran. Raab und Komorn öffneten ihre Thore. Am nämlichen Tage, als Ferdinand in die Königsſtadt Ofen einzog (21. Aug. 1529) ſchlug Salm bei Tokay Zápolya's, meiſt aus Reiterei beſtehendes Heer und tödtete ſeinen beſten Feldherrn Lukas Mariai. Am nämlichen Tage fiel Zápolya's kriegsgewandteſter Anhänger, Graf Chriſtoph Frangipani vor Waradin. Weſtungarn war durch jenen Sieg geſichert, Kroatien durch dieſen Tod behauptet. Zápolya floh nach Siebenbürgen, der Reichstag zu Ofen, die Krönung Ferdinands und Anna's zu Stuhlweißenburg ging ohne Hinderniß vor ſich.

Die Parteiwuth geſtattete aber keine lange Ruhe. Das wichtige Tokay hatte Zápolya's Unterfeldherr Franz Bodo durch Verrath wieder genommen, und belagerte mit einem tartariſch-polniſchen Heerhaufen Erlau. Salm ſendete Máilath und Török, Bakich und Pekri wider ihn, Erlau wurde entſetzt, Bodo ſelber auf der Flucht gefangen. — Die Türken hatten ſich ſeit der Mohaczer Schlacht wegen Unruhen in Aſien ruhig verhalten. Anfangs (1528) regten ſie ſich von Neuem. Salm beſchloß einen entſcheidenden Streich wider Zápolya vor der Annäherung ſeiner furchtbaren Bundesfreunde. Er zog nach Oberungarn, unter ihm Katzianer, Völs und Thurn. Diesmal rückte ihm Zápolya in Perſon entgegen. Am 15. März 1528 wurde er bei Szinye ohnfern Kaſchau gänzlich geſchlagen, nach Polen verjagt, ſeine Anzettelungen in Siebenbürgen vereitelt und ſelbſt die Türken für dieſes Jahr von jeder großen Unternehmung wider Ungarn abgehalten.

Im Juli 1529 traf der Großherr Suleyman an Ungarns Grenze

ein. Zápolya, der auf die gewiſſe Kunde des vorhabenden Feldzuges nach Oeſterreich aus Polen zurückgekehrt war, ſeinen Anhang in Kroatien und Oberungarn wieder aufſtachelnd, empfing ihn auf jener verhängnißreichen Ebene von Mohacz. Aber auch da wurde nichts ausgemacht, in welchem Verhältniß Zápolya zum Sultan ſtehen ſollte? „Das würde in der erſiegten Wiener Burg verkündet werden!“ Königlicher Titel und Ehren wurden Zápolya indeſſen nicht verweigert. —

Ofen, wiewohl von Thomas Nadasdy heldenmüthig vertheidigt, fiel (29. Aug.) durch den Verrath zweier deutſcher Rottenmeiſter, Traubinger und Beſſerer. Gran übergab der Erzbiſchof Primas, Paul Vardai, des Großherrn Hände küſſend. Ohne Schwertſtreich fiel Wiſſegrad, die alte Königsburg. Das Raaber Schloß verbrannte der Commandant Chriſtoph Lamberg und verließ die Stadt. — Bruck an der Leitha gab das erſte Beiſpiel der Unerſchrockenheit. Es verweigerte die Uebergabe, bis das Schickſal Wiens entſchieden ſein würde. Neuſtadt, die allezeit getreue, behauptete den alten Ruhm. Der Großherr rückte mit ſeinen 300,000 Mann raſch vor, trotz des zahlloſen aſiatiſchen Troſſes.

Wien ſelber war auf eine Belagerung ganz und gar nicht vorbereitet, ſeine Mauern alt, kaum ſechs Schuh dick, hin und wieder zerfallen, der Kriegs- und Mundvorrath unzureichend, das Geſchütz nur zum geringen Theil in vollkommen brauchbarem Stande. Der Reichstag zu Speier, die Tage zu Budweis und Olmütz, hatten Hilfe gelobt, aber die Gefahr brach zu ſchnell herein. Außer der Bürgerſchaft ſtanden nur 2000 Deutſche und 3000 Mähren zu Ungariſch-Altenburg in einem flüchtig verſchanzten Lager, der ewig zugeſicherten Verſtärkung gewärtig. — Aber eher als dieſer wurden ſie der feindlichen Reiterſchwärme anſichtig und eilten, Wien noch vor dem Feinde zu erreichen. Im gleichen Augenblicke warf ſich zu gutem Glücke mit 3000 deutſchen Fußknechten der kampferprobte Freiherr Hector von Reiſchach hinein, mitten durch den Jammer der herausſtrömenden Flüchtlinge, aus welchen leider der größte Theil dem Tode oder der Sclaverei zueilte. — Die böhmiſch-mähriſchen Hilfsvölker unter dem Landeshauptmann Hanns von Pernſtein dem Reichen, ebenſo die wenigen Reichstruppen unter dem Pfalzgrafen Friedrich kamen zu ſpät, da die Feinde gleich Heuſchrecken-Wolken Wien bereits von allen Seiten umſchwärmten, am 21. September ſich der Donaubrücken bemächtigten, überall Raub, Blut und Brand durch Michael Oglu ausgebreitet ward, kaum der dritte

Theil der gesammten Bevölkerung unter der Enns dem Würgeschwerte entging und selbst die Enns, selbst die steirischen Berge dem Gräuel kein Ziel setzten.

Der Größe der Gefahr, dem Mangel an Mitteln, der gebieterischen Kürze der Zeit, suchte der nach Linz geflüchtete Ferdinand wenigstens durch ein treffliches Haupt zu begegnen. — Dazu verordnete er die Freunde Niklas Salm und Wilhelm von Rogendorf, die aus der Gegend von Tyrnau einen ansehnlichen Haufen zur Verstärkung der Besatzung hineinzogen. Der junge Pfalzgraf Philipp sollte in dieser großen Waffenthat sein Meisterstück ablegen. Hanns Katzianer, Niklas Thurn, Hector von Reischach und Leonhard von Völs waren Generalfeldwachtmeister. Aus den übrigen Hauptleuten bemerken wir Wolf Rogendorfer, Wilhelms Bruder, Ulrich Leyser und Markus Beck von Leupoldstorf, Generalproviantmeister, den Statthalter Georg von Puchheim, den Kanzler Niklas Rabenhaupt, die edlen Freiwilligen Wolf Graf von Oettingen und Rupert Graf zu Manderscheid, die von den Reichstruppen hinweg, nach bereits umringter Stadt, über die Donau geschwommen, — von der Bürgerschaft die Hauptleute Hanns Wilhelm Griessenecker, Leonard Hauser, den Bürgermeister Wolfgang Trey, den Stadtrichter Paul Bernfuß, die Rathsherren Wolf Mangold, Bastian Schrany, Bastian Eyselach, — von einem auserlesenen Häuflein Spanier Don Luys de Avalos, Anquillera und Villarvet, und den in Verfolgung des Feindes besonders verwegenen Don Juan de Salamanca, — von Rittern und Edeln finden wir die Namen: Auersberg, Auer, Apfalter, Berlichingen, Bibra, Brzezina, Buchheim, Collonitsch, Enzesberg, Gall, Gundelfingen, Hager, Herberstein, Hoheneck, Hohenfeld, Khevenhüller, Knobelsdorf, Lamberg, Lasberg, Mallenthein, Rimptsch, Pappenheim, Payrsberg, Reziczan, Rosenberg, Schallenberg, Schwarzenberg, Seidlitz, Sinzendorf, Starhemberg, Stadler, Trautmansdorf, Wartenberg, Wildenstein, Wolkenstein ꝛc. — Die ganze Besatzung zählte 20,000 Mann zu Fuß und 2000 Pferde.

Nur diese ihre bedeutende Stärke konnte dem elenden Zustande der Festungswerke einigermaßen steuern. Noch in der letzten kurzen Frist, mit übermenschlicher Anstrengung, bot Salm Alles auf, das unverantwortlich Versäumte einzuholen. Alle Häuser zu nahe am Wall wurden zur Erweiterung der Plätze für die Truppen abgerissen, neue Schanzen aufgeworfen, häufig doppelte und dreifache Pallisaden nachgesetzt, vom Stuben-

bis zum Kärnthnerthor ein neuer Graben und dahinter eine neue Mauer aufgeführt, die ſchwachen Stellen gegen die Donau, beſonders von der Schlagbrücke bis zum Salzthurm wohl verwahrt, die hölzernen Dächer abgeworfen, das Pflaſter aufgeriſſen, überall Lärmzeichen aufgeſteckt, Sammelplätze für die Truppen und Bürger feſtgeſetzt, aus der ganzen Umgegend aller Mundvorrath in die Stadt gebracht. Eine Klaſſenſteuer ſchaffte Geld, und an dieſem ſowohl als an Lebensmitteln war während der ganzen Belagerung Ueberfluß, ſo daß eine unerbittlich ſtrenge Polizei vielmehr dem Uebermaß und dem Uebermuth zu ſteuern hatte.

Am 22. September wurden die ſämmtlichen Vorſtädte in Brand geſetzt. Am 23. drangen die Türken bis S. Marx; ein zu hitziger Ausfall koſtete einigen Kuiraſſieren das Leben. Chriſtoph von Zedlitz, ihr Cornet, wurde gefangen. Da den Türken die Zahl der Gebliebenen zu gering war, hieben ſie gleich auch einigen Kranken bei S. Marx die Köpfe ab und trugen ſie dem eben von Bruck an der Leitha her im Anzuge begriffenen Sultan auf hohen Spießen entgegen. Suleyman fragte den gefangenen Zedlitz: „Wie ſtark die Beſatzung ſei? Ob ſie es wagen würde, durch Widerſtand ſeinen Zorn zu reizen? Warum man die Vorſtädte in Brand geſteckt, da ihm die Stadt doch nur wenige Tage werde widerſtehen können? Wo König Ferdinand ſei? ihn wolle er aufſuchen und bärge er ſich in Deutſchlands entlegenſtem Winkel!“

Der Großherr, durch Zápolya's Einflüſterungen getäuſcht und vom ſchlechten Zuſtande der Feſtungswerke nur zu wohl unterrichtet, hatte ſich nämlich mit der eiteln Hoffnung geſchmeichelt, Salms Truppen aus der Waag-Gegend hätten Wien durch das Marsfeld nicht mehr erreicht, die Beſatzung ſei alſo viel zu ſchwach und müſſe der erſten ernſtlichen Aufforderung weichen. — Er ſchickte vier Gefangene mit Geld und Kleidern beſchenkt in die Stadt zurück, verſprach ihr, wenn ſie ſogleich die Thore öffne, die günſtigſte Kapitulation, ja es ſollte ſogar keinem der Seinigen erlaubt ſein, ſie auch nur zu betreten, — widrigenfalls würde er ſie dem Erdboden gleich machen, Salz und Aſche auf den Platz ſtreuen, wo einſt Wien geweſen, und an den Befehlshabern die grauſamſte Rache nehmen.

Salm ſchickte eine gleiche Anzahl türkiſcher Gefangener, gleichfalls beſchenkt, frei zurück. Die Aufforderung des in drei Welttheilen ſiegreichen Paſchah's aber würdigte er keiner Antwort.

„Wien ſei kein fauler Apfel, den man ſo leichter Dinge dem Erſten

Besten nachwerfe," murrten einige seiner alten Hauptleute den Türken in den Bart.

Unglaublich viel war in der kurzen Zeit geschehen; allein eine Flottille der türkischen entgegenzusetzen, die 400 kleine leichte Fahrzeuge zählte, dazu gebrach die Zeit, die 28 fertig gewordenen Schiffe wurden versenkt oder verbrannt. Die türkischen Nassern oder Nassadisten äscherten den Tabor ein, zerstörten die lange Donaubrücke und die Wolfsbrücke, schnitten somit alle Zufuhr und jede Hilfe von den am linken Donauufer von Krems herunter stehenden Reichstruppen ab.

Am 26. September breitete sich die ganze feindliche Hauptmacht in dem weiten Umkreise von beinahe sechs Meilen um Wien aus, in einem Halbmond von der Donau bis wieder an dieselbe. Bis über die Schwechat gegen Trautmannsdorf war Alles mit Gezelten überstet; über allen schimmerte hoch und herrlich das Gezelt des Großherrn, inwendig mit Sammet und Gold, mit den herrlichsten Perlen versetzt; der goldne Divan, auf dem er die Gesandten hörte, ringsumher Polster von Goldbrokat mit ungemeinen Rubinen, Sapphiren und Hyacinthen geschmückt. Am Fußboden, an den Wänden die prächtigsten Tapeten, das Zelt von außen in der Höhe mit goldenen Knöpfen geziert. — Um dieses mittlere Hauptgezelt standen in gleichen Entfernungen viele minder prächtige der Minister, der Günstlinge. Rund herum eine große Anzahl Geschützes, hinter einer Brustwehr und Graben, unter der Bewachung der Bostangis. Die Lage, Gestalt und Ausdehnung des großherrlichen Gezeltes zeigte das von Rudolph II. an derselben Stelle errichtete Neugebäude bei Simmering, das lange ein kaiserliches Lustschloß und Menagerie gewesen und bei der zweiten Belagerung (1683) von den Türken verschont, aber 1704 von den ungarischen Malcontenten hart mitgenommen worden. — Um dieses Lager des Großherrn herum, das sich von S. Marx durch Simmering bis unter Ebersdorf erstreckte, lagen 12,000 Janitscharen, denen Suleyman seiner Waffen unerhörtes Glück zu verdanken hatte, die er aber, wie man glaubt, nicht ohne heimliche Beruhigung vor den Wällen Wiens hinschmelzen sah.

Näher gegen die Stadt standen die verschiedenen Lager der Paschen: außer dem Stubenthore der Donau zu der Pascha von Rumelien, an ihn anschließend, den Strom hinunter, der wahrhaft morgenländische Troß und die Weide für Kameele und Rosse. Von Simmering herauf, vor dem Stuben- und Kärnthnerthore, der Großvezier Ibrahim, der Defterdar und

der Obermeiſter des Geſchützes bis auf die Höhen der heutigen „Spinnerin am Kreuze" am Wiener Berge. Hier fanden ſich auch die Anhänger des ungariſchen Gegenkönigs Johann Zápolya. Hinter dem Wiener Berge lag der Paſcha von Belgrad mit ſeinen vier Söhnen, und rechts von ihm der Paſcha von Natolien, welche Beide der ungeheuren Belagerungsarmee den Rücken decken ſollten. Vom Wiener Berge herein bis zum ſogenannten Klagbaum lagerte der Paſcha von Bosnien, vor dem Burgthore, von S. Ulrich bis gegen Penzing, der Paſcha von Romanien, mit vorzüglich vielen Chriſten und Renegaten, gegen Döbling und S. Veit breiteten ſich die Paſchen von Semendria und Scutari aus. Die vielen gefangenen Chriſten befanden ſich im Lager des Paſcha Nastarzki am Himmelpfortgrunde, das Schiffsvolk lag in den Auen und Inſeln, von der Lobau bis über Nußdorf hinaus, unaufhörlich kreuzend und jegliche Zufuhr verhindernd. —

Die Janitſcharen wurden täglich in den Schutt der abgebrannten Vorſtädte in die Trancheen befehligt, gleich gefürchtete Schützen mit dem Feuerrohr, wie mit dem Bogen, womit ſie vorzüglich die Kärnthnerſtraße unſicher machten. Ihre Pfeile waren bunt gefiedert, oft ſehr prächtig, einige ſogar mit Perlen und Edelſteinen beſetzt, aber auch häufig vergiftet. —

Der heftigſte Angriff war auf den Kärnthner-Thurm, auf die Kärnthnerthor- und Auguſtiner-Baſtei gerichtet. Mit Geſchütz wohl an Zahl verſehen, aber nicht an Kaliber, nicht an Bedienung, führten die Türken vorzüglich den Minenkrieg und näherten ſich jener Strecke in mehr denn vierzig unterirdiſchen Gängen, gegen jede Kugel geſichert und erſt dann in den Stadtgräben zu erblicken, wenn ſie den erſchütterten Wall ſtürmend hinanklimmten.

Am 28. September vereitelten die Spanier des Feindes Abſicht, an der langen Brücke zu lagern, um das jenſeitige Donauufer, wo die Reichstruppen ſtreiften, ſtrenger zu bewachen. Alle Uhren ſtanden ſtille von dieſem Tage bis auf den 15. October. Nur das Primglöcklein des Stephansdomes zeigte die Viertelſtunden an.

Am 29. führte Hector von Reiſchach einen Ausfall, die feindlichen Arbeiten zu zerſtören, die Stücke zu vernageln. Ein widriger Zufall allarmirte den Feind zu früh, ſonſt wäre der Großvezier ſelber in Gefangenſchaft gerathen. — Salm und Rogendorf ſendeten gewandte Kundſchafter an die

Reichstruppen, die glücklich über die Donau ſchwammen. Auch ein zu Ofen gefangenes Mädchen und ein Knabe kamen am Burgthore, ein erwachſener Türke, der in früher Jugend aus Furcht Renegat geworden, in die Stadt, entdeckte die gefährlichſten Minen, Zahl und Aufſtellung der Feinde. — Am 2. October kam man auch wirklich auf die zwei gefährlichſten Minen am Fuße des Kärnthner-Thurmes. — Nun wurden in allen Kellern Wachen aufgeſtellt, der Kärnthner-Thurm, die Burg, die Mauern zunächſt am Feinde durch die Schwatzer Bergleute ganz umgraben, jedes ferne Klopfen durch die Bewegung einer Trommel oder eines Waſſerbeckens angezeigt und ſchleunigſt entgegengegraben, wodurch man meiſt auf die feindlichen Arbeiter traf, die Arbeiter niederhieb oder verſchüttete, das Pulver aus den bereits halb fertigen Minen wegnahm oder unbrauchbar machte.

Keiner neuerlichen Berichtigung bedarf übrigens das alte Mährchen von den Verdienſten der Bäcker um die Entdeckung und Vernichtung der (angeblich bereits bis auf die Freyung zum Heidenſchuß, wo der reitende Türke) vorgerückten feindlichen Arbeiten, und von ihrem daher rührenden Privilegium des feierlichen Aufzuges am Oſterdienſtage.

Am 8. October feuerten die Türken unaufhörlich aus ihrem ganzen Geſchütz, Tag und Nacht, der Kärnthner-Thurm litt bedeutend, in den Minen ging es, vielfachem Mißlingen zum Trotz, unermüdet vorwärts. Ungeheures Geſchrei und Waffengeklirr zeigte des Feindes Abſehen auf einen allgemeinen Sturm. Der Kriegsrath beim Pfalzgrafen Philipp beſchloß am 5. Abends einen ſtarken Ausfall mit 8000 Mann. Schon waren die feindlichen Hauptbatterieen vor der Kärnthnerthor- und Auguſtinerbaſtei in Rücken genommen, und die überfallenen Janitſcharen, obgleich mit Wuth widerſtehend, in Unordnung, als der Schrei einiger Feigen: „Rette ſich wer kann, ſonſt werden wir von der Stadt abgeſchnitten!“ — eine gänzliche Verwirrung hervorbrachte, die zwar nur 200 Mann, aber den trefflichen Hauptmann Wolfgang Hager koſtete. Der Ungläubigen Verluſt war bedeutender, ihre Beſtürzung nicht gering geweſen. Der Großherr ſelber erhob ſich in ſeinem kaiſerlichen Steigbügel und ſendete 18,000 Reiter gegen das Salzthor, den Ausfallenden den Rückweg abzuſchneiden. — Kaum hatten ſich die Türken wieder geſammelt, als die Feinde eine Mine von fürchterlicher Wirkung zwiſchen dem Kärnthnerthor und der Auguſtinerkirche ſpringen ließen, die ein Stück Mauer von dreißig

Schritten niederwarf und eine vollkommen zugängliche Breſche darbot. — Raſend begannen ſie hierauf den allgemeinen Sturm. Generale und Gemeine wetteiferten an Muth und Ausdauer des Widerſtandes, jeder Mann ein Held. Mehrmals war die Bruſtwehr ſchon erſtiegen, ſchon waren zwei Roßſchweife darauf gepflanzt. Mit Hellebarden, Morgenſternen und mit einem Regen von Steinen, Kugeln und Pfeilen wurden die Feinde wieder hinuntergeſtürzt, Hector von Reiſchach dreimal, doch ohne Gefahr, von Feindes Kugel getroffen. Der alte Salm, ihm der Nächſte, ſchien der feindlichen Geſchoſſe zu ſpotten, — ſeine Stunde war noch nicht gekommen. —

Die Feinde fällten nun eine ungeheure Zahl Bäume und bereiteten ſich damit, mit Faſchinen und anderem Geräth die tiefen Gräben auszufüllen. — Am 7. ſah man auf einmal das ganze Feindeslager erleuchtet und einen Wald von Fackeln hin und her ſchreiten. — Salm und Rogendorf ließen Lärm ſchlagen, Alles eilte freudig auf ſeinen Poſten, die Kriegszucht war ſtrenge, jede Saumſeligkeit wurde empfindlich gezüchtigt, zwei Lanzknechte, während ihre Rotte dem Sturmlärmen zueilte, in Weinkellern ſchwelgend, wurden als Ueberläufer an den zu ſcharfer Handhabung ſoldatiſcher und bürgerlicher Polizei auf dem Lugeck aufgerichteten Galgen gehängt. — Salm ſprach zu ſeinen alten in Italien und Ungarn wohl erprobten Reiſigen:

„Man werde nimmer ſo unnöthigen Lärm ſchlagen. Ihre Wachen allein ſeien dem Feinde gewachſen, drängte er ſich auch zu Tauſenden in die Gräben. Die Mauern in Schutt und Trümmer zu legen, dazu fehle es ihm an ſchwerem Geſchütz, ſie zu erſteigen, an Leitern, und nach der geſtrigen eingreifenden Lehre wohl auch an Muth! Hier ſeien die Briefe, mit denen in verſchwiegener Mitternacht ein ſchlauer Bote über die Donau glücklich eingetroffen! — König Ferdinand und der Pfalzgraf Friedrich verhießen längſtens binnen acht Tagen den Entſatz. Darum ſei jetzt die Stunde nicht kleinlichen Sorgens, ſondern der lauteſten Freude. Das ſollten rund um die Wälle hundert Kanonenſchüſſe dem ſtolzen Feind in die Ohren donnern!“

Der 8. October war ein heißer Tag. Der Feind verbrannte ein hölzernes Bollwerk nächſt dem Kärnthnerthore; die dortigen Mauern drohten den gänzlichen Einſturz in die Stadt hinein, darum unterſtützte man ſie mit ungeheuren Bäumen, damit, würden auch die Mauern geſprengt,

sie hinausfielen, und den Anlauf, statt ihn zu erleichtern, desto mehr erschwerten. Wunderbar erhob sich neben dem Kärnthnerthore ein neues Bollwerk, ein anderes am Schottenthore beunruhigte das feindliche Lager am Kahlenberge, mehrere einzelne Stürme wurden abgeschlagen. Am 9. wogte das ganze Feindeslager in Schlachtordnung. Nachmittags wurden die Minen gesprengt, weil aber die meisten kurz vorher durch unermüdete Wachsamkeit entdeckt und das Pulver weggenommen wurde, thaten sie bei Weitem nicht die beabsichtigte furchtbare Wirkung. Die Erschütterung war wohl stark, aber nur dem Claren-Kloster gegenüber stürzten einige Klafter Mauer zusammen, flogen einige Spanier und Deutsche in die Luft. Die Türken liefen Sturm. Er bewies, daß ihnen nicht darum zu thun sei, Menschenblut zu schonen. Salm, mit ihm Katzianer, eilten herbei, schlugen die Türken zurück, eilten, als die blutige Tageslast getragen war, den Mauerschutt aufzuräumen und durch Schanzkörbe, ungeheure Pfosten und Bäume neue Schutzwehren zu sichern, die Brustwehren mit Holz und Erde zu füllen, aus den Mauern der eingerissenen Häuser eine ganz neue Mauer hinter der feindlichen Bresche aufzuführen. — Die Lebensmittel wurden genügend ausgetheilt. Auf allen Plätzen erscholl in den Ruhestunden begeisternde Kriegsmusik, auf dem Stephansthurme und auf den übrigen Thürmen Heerpauken und Trompeten.

Den ganzen 11. erfüllten wiederholte Bedrohungen unterirdischen Krieges und wüthender Stürme. Gleichwohl war die Entzündung der Minen aus der nämlichen Ursache wie am 9. von wenigem Erfolg. Doch gab es zwischen dem Kärnthner- und Stubenthore ein Loch in der Mauer, wie ein breites Thor, doch nur unten und in der Mitte. Oben blieb die Mauer in Gewölbesweise unverletzt. Nichtsdestoweniger liefen die Türken mit solcher Wuth zum Sturme an, daß in Kurzem 1000 Mann vor der einzigen Oeffnung todt über einander lagen und wider den immer erneuerten Angriff aus allen Quartieren der Stadt Verstärkung hergezogen werden mußte. So viel die Türken von diesem Angriff gehofft hatten, so verzagt machte sie die fruchtlose Anstrengung. — Am 12. October folgte ein Sturm nach dem andern. Ueber zwanzig Klafter Mauer zwischen dem Kärnthner- und Stubenthore stürzten zusammen. Aber die Türken versuchten auch an den anderen Breschen nochmals ihr Heil. Dicht gedrängt und kampfgierig hielten ihre Rotten, ehe noch das Pulver entzündet war, stürzten sich, wie die Mine aufflog, in Staub, Rauch und Qualm hinein

und die Mauer hinauf, ehe man ſie ganz in Staubwolken eingehüllt in der Stadt anſichtig werden konnte. Aber auch die Deutſchen und die wenigen Spanier drängten ſich in die Breſche mit ihrem tapferen Arm, mit ihrer unerſchrockenen Bruſt, die Schutzwehr ſogleich wieder erſetzend, die der heimtückiſche Minenkrieg ihnen geraubt hatte.

Ganze Schaaren weigerten den Kampf und ergriffen unmuthsvoll die Flucht, daß man von den Thürmen der Stadt deutlich wahrnahm, wie die Paſchen und Bey's ihnen mit kleinen Haufen in's weite Feld, in die Weingärten nachſetzten, und ſie mit Säbeln und Peitſchen wieder zum Sturm antrieben. Noch am ſpäten Abende, noch tief in die klare Vollmondnacht hinein wiederholten ſie den Sturm mit gleicher Raſerei und gleich vergeblich.

Des Großherrn Grimm überſtieg alle Grenzen. Er rief am 13. alle Paſchen in ſein Gezelt, ſchalt ihre Feigheit, drohte und verſprach — und befahl auf den 14. allgemeinen Sturm. Den ganzen Tag war das feindliche Lager ruhig. Das bewies und die Kundſchafter verlautbarten es noch inſonderheit: Morgen gelte es das Letzte!

Geiſtlich und Weltlich, Alt und Jung, das zarte wie das muthige Geſchlecht, boten die letzte Kraft auf zur Gegenwehr, zur Wiederherſtellung der ſchwer beſchädigten Werke. — Wirklich begann der Anfall am frühen Morgen des 14. October. Die Paſchen trieben den Kern der Janitſcharen in drei Haufen (rückwärts in angemeſſenen Zwiſchenräumen die Reiterei) zum Sturme an. Als er aber aller Orten abgeſchlagen worden, rannten ſie lieber in die Säbel ihrer Hauptleute und in ihr eigenes Geſchütz, als die Mauern hinan. Bald nach Mittag geſchah der letzte Verſuch. Wiederum ſtürzte ein Stück Mauer, hart am Kärnthnerthore. — Der letzte Verſuch ohnmächtiger Wuth richtete ſich dahin. Ein feindliches Geſchoß fuhr zerſchmetternd in den Wall. Ein abſpringender Stein traf den Heldengreis Salm, ihm den Schenkel zerſchmetternd. Die Wunde war ſeine Todeswunde, empfangen im ruhmwürdigſten Augenblicke ſeines Lebens!!

In der Stunde nach dem letzten Sturme und nach Salms Verwundung beſchloß der Großherr den Rückzug. Furchtbar hatten auch die Seuchen in ſeinem Heere gewüthet. Vor dem Aufbruche wurden im Angeſichte des Großherrn die von allen Gegenden zuſammengekommenen Tauſende von chriſtlichen Gefangenen ohne ſchonenden Unterſchied des Alters

und Geschlechts niedergehauen. Vor Mitternacht (17. Oct.) wurde das gesammte Geschütz noch einmal auf die Stadt losgebrannt, das Lager und die wenigen Ueberreste der Vorstädte in Brand gesteckt, der Großvezier deckte den Rücken. Ueber vierzigtausend Türken waren vor Wien umgekommen.

Salm dachte nicht an sein Alter, nicht an die schwere Wunde, nicht an die zärtlichen und drohenden Bitten der Seinigen und der Aerzte um die äußerste Ruhe und Schonung. — Seine leichten Reiterhaufen durch das Marsfeld vorausſendend, und unter geringer Bedeckung in der Sänfte ihnen möglichst rasch folgend, hoffte er, auf geheime Einverständnisse bauend, Gran und vielleicht Ofen noch vor dem Feinde zu erreichen. Aber die schöne Hoffnung war von kurzer Dauer. Bald stellten sich bedenkliche Anzeichen ein. — Man mußte eilen, sein nahes Schloß Marcheck zu erreichen. —

Marcheck, allwo sich Rudolphs Sieg über Ottokar entschieden, dessen Pfarrkirche an derselben Stätte sich erhebt, wo des Kaiserhauses glorwürdiger Ahnherr in wildem Gewühl der äußersten Gefahr durch den Riesen Herbot von Füllenstein entging, war des Helden Salm Lieblingsasyl gewesen, von der schweren Tageslast des Rathes und des Krieges. Der „Salmhof" führt davon seinen schönen Namen bis auf diesen Tag. — Es war ein freundliches Schicksal, an derselben Stätte die feurigen Augen für immer zu schließen, wo er im Leben so gerne geweilt! —

Der zerschmetterte Stein hatte das Fleisch zu sehr zerrissen, die heftige körperliche und Gemüthsbewegung verschlimmerte das Uebel. Lange widerstand Salms markvolle, riesenhafte deutsche Urnatur, aber ein halbjähriges Krankenlager trübte den Ausgang des Helden mit peinlichem Schmerz und mit sichtlich zunehmender Schwäche. Am 4. Mai 1530 entwand sich der müden Brust ohne Kampf die starke Seele, deren ganzes Leben ein Kampf gewesen. Die Leiche wurde nach Wien geführt. — Karl V. und Ferdinand I. beschlossen, ihm in der Kirche des Dorotheenstiftes, das er jederzeit besonders geliebt, ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Es geschah. Vor dem Altare der Kreuzkapelle erhob sich aus grauem Marmor auf drei Stufen ein länglichter hoher Sarg. Der Deckel weiset des Helden lebensgroßes Bildniß in vollem Harnisch, die Lanze hinter sich gelehnt, das große Schlachtschwert um die Lenden; mit aufgehobenen Händen kniet er vor dem Gekreuzigten. Am Fuße des Kreuzes ruht

der Salm'ſche Wappenſchild, die beiden mit dem Rücken gegen einander gekehrten Salme. Der Grund iſt mit Kreuzchen beſäet, vom offenen Helm herunterwallend, die weiß und rothe Wappendecke, oben der Fürſtenhut, die uralte dynaſtenmäßige Herkunft anzudeuten.

Als Helmzier wieder die beiden Salme. Oben gegen das Crucifix flattert ein Zettel mit der freudigen Loſung des tapferen und glücklichen Kriegers mitten im freudigen Taumel ſeiner vielen Siege: Tibi soli gloria!

Die Inſchrift lautet:

„Dis. Man. S. — Incomparabilis Heros, Nicolaus, Comes a Salm. Divi Ferdinandi Rom. Hung. ac Boem. Regis. Archid. Austriae, ab arcanis consiliis, Cubicular. et Supremus Provinciarum terrae Austriae Capitaneus. Quum D. Fridericus Rom. Imperator. Dux Sigismund. D. Maximilian. Rom. Imp. Philippus Rex. Carolus V. Rom. Imperat. et Ferdinandus. Rom. Caesar. Augusti Fratres rerum potirentur, eorum auspiciis reip. annis XLVI. fortem atque strenuam operam, domi, militiaeque navavit. Anno porro Dni. MDXXIX. Solymanno Turcarum Tyranno. Viennam obsessam atrociter oppugnante, dum dirutis moenibus invictum generosi animi robur, pro muro hostium minis opponit, Saxo percussus letale vulnus accepit. Divus. Ferdinandus, Patriae Pater, virtutis rerumque gestarum gloriae ergo, hoc ei monumentum fieri curavit. Obiit IV. die mensis Maji an. Dni. Jesu Salvatoris MDXXX. virtutem Posteri imitantor!“

An den vier Seitenwänden des Sarkophages befinden ſich zwölf Basreliefs, mit des Helden vorzüglichſten Kriegsthaten. 1) Schlacht bei Ceresole (7. October 1513). — 2) Schlacht bei Tokay (21. Auguſt 1527). — 3) Schlacht bei Pavia (25. Febr. 1525). — 4) Entſatz von Erlau (December 1527). — 5) und 9) Wien durch den großen Suleyman belagert, durch Salm und Rogendorf vertheidigt. — 6) Schlacht bei Bicocca (22. April 1522). — 7) Die Eroberung Friauls (1509). — 8) Verona's heldenmüthige Vertheidigung durch Frundsberg, Salm und Colonna, und der Entſatz durch Rogendorf und Liechtenſtein (1513). — 10) Schlacht bei Szinye (15. März 1528). — 11) Schlacht bei Murten (22. Juni 1477). — 12) Tokay genommen.

Die Zwiſchenräume dieſer hiſtoriſchen Tableaux füllen zehn Medaillons mit den Bruſtbildern der Fürſten, denen Salm gedient: Friedrichs IV.

Max I., Philipps, Karl V., Ferdinands I., Sigmunds von Tyrol, Ferdinands des Katholiſchen, dann nebſt ſeinem eigenen, jene ſeiner Kampfgenoſſen, Bourbon und Frundsberg, die ihm im Tode vorausgegangen. — Entwurf und Ausführung gaben wahrſcheinlich den Gedanken und die Grundlage des berühmten maximilianiſchen Mauſoleums zu Innſpruck. — An dem theuren Grabe ſtiftete einen ewigen Jahrestag: „Frau Eliſabeth, wailand Grafen Niklas von Salm des älteren, Wittib, geborne Freyin von Rogendorf", am 28. Septbr. 1550 „aus ihrem Hauptgute von Tauſend Pfund Pfenig ſo bei Sebaſtian Huettſtecker, röm. kaiſerlichen Rath Purgermaiſter und bei dem Rathe der Stadt Wien anliegen."

Der Probſt Joſeph Roſner ließ das Mauſoleum 1751 genau beſchreiben und zeichnen. — Als S. Dorothee aufgehoben und mit Kloſterneuburg vereinigt, die Kirche entweiht wurde, ließ es der letzte Graf von Salm-Neuburg nach Oppatowitz in Mähren bringen, welche Provinz den Salmen von jeher günſtig geweſen. Nach ſeinem Hinſcheiden kam es nach jener durch ſeine unterirdiſchen Höhlen und Seen und durch den Bergfall der Mazocha wohlbekannten Wunderkammer Mährens, in den Tagen der Przemysliden, in den Schrecken der Huſſiten, mehrmals ein claſſiſcher Boden, nach Raitz.

In der neunjährigen Ehe mit Elsbeth, Freiin von Rogendorf, erzeugte Niklas Salm vier Töchter (Elsbeth, die jung und unvermählt ſtarb, Anna, Gemahlin Wenzels Freiherrn von Weſeritſch, Margarethe, Gattin Heinrichs Reuß, Burggrafen zu Meißen, und Eliſabeth, vermählt an Peter Grafen von Pöſing und S. Georgen, in zweiter Ehe an den ſteiriſchen Baron und Marſchall, Friedrich Hofmann von Strechau) und drei Söhne, Chriſtophen, der als Knabe ſtarb, Wolfgang, frühe ſchon Domicellaren zu Paſſau, und endlich Fürſtbiſchof daſelbſt, und Niklas, auch Ritter des Vließes, Oberſtkämmerer, Statthalter in Ungarn, Geſandter an eben den Zápolya, dem der Vater ein Schrecken geweſen, der vom Sohne entzückt, ihm förmlich und ſchriftlich den Brudertitel beilegte, zwei Mal Geſandter an den großen Suleyman mit Sigmunden von Herberſtein, ſeines Vaters Salm Zögling, ſeines Großvaters Rogendorf Vetter (1538 nach Conſtantinopel, 1541 in's Lager vor Ofen), durch Geſtalt, Gaben und Haltung, dem ſieggekrönten Sultan die Frage abnöthigend: „Ob Ferdinand viele ſolche Diener habe?"

Schon als zarter Knabe ſpielte dieſer Salm, ein wahres Wunderkind, vor Karl V., vor ſeiner Schweſter, der Königin Witwe von Ungarn, Maria, in der Schule bei den Schotten, ein von dem dortigen Abte verfaßtes Reimſpiel: „Der Kampf der Tugend mit den Lüſten.“ Es erſchien im Drucke, geziert mit den Namen der Edelſten aus der ſtudirenden Jugend, mit Holzſchnitten und Muſiknoten, auch für die Kunſtgeſchichte merkwürdig. Der Schottner Abt eignete das Büchlein dem jungen Niklas Salm zu.

„Dein Vater (ſagt er in ſeinem Vorwort) hat den uralten Glanz und den bis auf die Römertage zurückreichenden Urſprung durch die eigenthümliche Tugend noch überboten und einen doppelten Schimmer auf Dich vererbt. Sein Name hat in Deutſchland hohen Ruhm, er hat in Italien geglänzt und in Frankreich und ſelbſt unter den kriegeriſchen Eidgenoſſen. In den Waffen ergraut und ein rechter Vordermann und Vorfechter, blieb ſein thatenreiches Leben doch nicht bar der zarteren Genüſſe der ſchönen Wiſſenſchaft und der Kunſt. Darum hat ſein kaiſerlicher Herr Maximilian ihn eben ſo ſehr geliebt, als an ſeinen Heldenthaten ſich erfreut.“

In Ungarn glänzten drei Niklas Salm. Dieſer zweite (der Gräfin Emilie von Eberſtein und darauf Margarethen Eſaky vermählt) ſtarb, als er ſein achtundzwanzigſtes Jahr noch nicht vollendet! Von ſeinen Söhnen hieß der eine Egno (Eikins) der Türkenſchrecker; der dritte Niklas, die Liebe der Ungarn. Auch der trug das Vließ, war Locumtenens in Ungarn, Obergeſpann und Hauptmann des königlichen Schloſſes zu Preßburg, Befehlshaber zu Kaniſch. Auch er ſtarb in der Blüthe ſeiner thatenreichen Jahre (26. November 1580) und ruht bei S. Dorothee neben dem großen Ahn, nachdem er Vesprim und Totis erſtürmt, Palota entſetzt, den Arslan Bey auf's Haupt geſchlagen hatte, und bis an die Thore von Ofen gedrungen war. — Der alte Niklas Salm hatte in Wiens erſchütterten Wällen dem in drei Welttheilen bis dahin unwiderſtehlichen Jüngling Suleyman gebieteriſch den erſten Grenzſtein ſeiner Siege hingeſetzt. — 37 Jahre ſpäter erbleichte dem greiſen Suleyman der Stern des Lebens und des Glückes für immer vor den geſtorbenen Wällen Szigeths durch Niklas Zrini's auf ewig glorreichen Opfertod.

Des theuren Sieges blutige Trophäe, Zrini's abgeſchlagenes Haupt, ſendete der berühmte Weſſir Sokolovich an Niklas Salm nach Raab mit

wenigen Zeilen voll Rührung, wie ſie der Held dem Helden nie verſagt, und voll Anerkennung, welch ein Mann in Salm ihm gegenüber ſtehe!

(Theilweiſe nach: „Hormayr, hiſtoriſches Taſchenbuch für 1824.")

Wilhelm Freiherr von Rogendorf,

kaiſ. Feldmarſchall, Geheimer und Kriegsrath, Obriſthofmeiſter, Ritter von Calatrava.

Wilhelm von Rogendorf, der Freund und unzertrennliche Waffengefährte des edlen Salm, wurde ſeinem Vater Caspar Freiherrn von Rogendorf (auch Roggendorf), Burggrafen zu Steyer, 1481 geboren, und war ſchon in ſeinem 13. Jahre Edelknabe am Hofe Philipps I. von Spanien. Durch eine jener Fügungen, denen wir in dem Leben der beiden Helden und Freunde ſehr oft begegnen, hatte Rogendorf im venetianiſchen Kriege bei eben dem Calliano die erſten Sporen verdient, und die erſte Wunde (eine Kugel in die rechte Hüfte) erhalten, wo zwanzig Jahre früher Niklas Salm, ein kraftvoller Jüngling, unter ſeinem Hauptmanne von Murten, unter Friedrich Kappler geſtritten. Unter Salm diente er ſpäter Philippen in den Niederlanden, unter ihm in Spanien.

Als Rogendorf in Verona von Liviano belagert wurde, ſchlugen er und Rudolph von Anhalt den berühmten Sturm ab, während welches ſich die Feinde an eiſernen Stacheln ſpießten und durch Lauffeuer aufgerieben wurden. Früher ſchon machte er mit Friedrich Gonzaga als Anführer der Deutſchen einen Ausfall aus Verona und drang in Calliano mit den Fliehenden, die alle gefangen gemacht wurden, zugleich ein. Zugleich wurde auch Soavi genommen und die Etſchbrücke zerſtört. Zweimal ward Verona von ihm gerettet, und jedesmal wußte Rogendorf nicht nur mit Tapferkeit die Feinde davon abzuwehren, ſondern auch die Einwohner der Stadt, mit welchen der Feind Verſtändniſſe hatte, im Zaume zu halten. — So bedeutend waren ſchon die erſten Verdienſte dieſes nachher ſo berühmt gewordenen Feldherrn, daß ihm, einem Jüngling noch an Jahren, gleichwohl ſchon Karl V. bei ſeiner Thronbeſteigung die ſchwierige Statthalterſchaft von Friesland verlieh und ihn auch zum Obriſthofmeiſter

des Erzherzogs Ferdinands ernannte. In erſterer Würde fand er bald Gelegenheit, ſich im Geldriſchen Kriege 1517 auszuzeichnen, in welchem er auch den Oberbefehl der Lüttichſchen Truppen führte. Im Jahre 1522 ſandte ihn Karl V. nach Spanien, die gefährliche mauriſche Empörung zu dämpfen, wo er dann bis Afrika vordrang.

Dann half er den weitausſehenden Aufruhr der caſtiliſchen Städte dämpfen, deren Junta die aus Trauer um ihren Philipp wahnſinnige Königin Johanna mit ſich herumführte, aber bei Villalar ein ſchnelles Ende fand. — Im Jahre 1524 ward er mit ſeiner Infanterie an die Pyrenäen gegen Frankreich beordert, rückte mit ſeinen Truppen in Frankreich ein und eroberte ganz Bearn, fand aber an der Feſtung Salvaterra hartnäckigen Widerſtand. Da er bei der Belagerung dieſer Feſtung ſeine beſten Truppen und einen großen Theil derſelben geopfert hatte, ließ er, allzuhart und ſtreng geſinnt, durch Rachgier aufgeſtachelt, nach der Eroberung die ganze Beſatzung aufhängen.

Hierauf zog er ſich nach Biscaya zurück und eroberte Fuentarabia. Während der Belagerung ernannte ihn Karl V. zum Kapitain ſeiner Leibwache, zum Ritter von Calatrava, und bald darauf zum Vicekönig von Catalonien und Rouſſillon; auch hier fuhr Rogendorf fort, die Grenzen gegen den Feind zu erweitern, und nahm die franzöſiſchen Schlöſſer und Feſtungen bis gegen Narbonne weg. So behauptete Rogendorf die Ehre der Waffen des Erzhauſes in Spanien wider die Franzoſen, während ſie Lannoy, Bourbon und Frundsberg eben ſo ehrenvoll in Italien führten.

Rogendorf war bereits zur Würde eines Feldmarſchalls und geheimen Rathes emporgeſtiegen, als ihn Karls V. Bruder Ferdinand nach Deutſchland berief, das von den Türken bedroht war. Hier war er während der Belagerung Wiens durch die Türken 1529, nebſt dem Pfalzgrafen Philipp und ſeinem Freunde, dem wackeren Commandanten Salm, (mit dem gemeinſchaftlich er hier zum letzten Male kämpfte) eine vorzügliche Stütze der Beſatzung, und ſein Rath wurde nie ohne Nutzen befolgt. —

Wilhelm war, wie ſchon früher erwähnt, nicht ferne, wie den alten Salm der tödtliche Stein getroffen. Wenig tröſtete es ihn für den unerſetzlichen Verluſt, daß ihm die Stadt Wien (wie ſpäterhin ihrem zweiten Vertheidiger Rüdiger Graf Starhemberg) ein eigenes Haus weihen wollte.

Er kaufte dafür eines an der Löbelbastei, wo seine mannhafte Kriegstugend die Gefahr des Sturmes abgewendet.

Nach dem Abzuge der Türken folgte Rogendorf ihnen Schritt für Schritt, eroberte 1530 Gran, Visségrad und Waitzen, worauf er Ofen belagerte, aber durch die eingetretene Winterzeit genöthigt wurde, indeß die Belagerung aufzuheben, doch aber zur Herstellung eines wiewohl nur kurze Ruhe gewährenden Waffenstillstandes mitwirkend, zu dem sich der durch Rogendorfs siegreiche Fortschritte bereits etwas schüchtern gemachte Soliman gerne herbeiließ.

Indeß hatte aber Soliman seine Absichten auf Wien noch nicht aufgegeben. Schon 1532 sammelte er bei Belgrad neuerdings ein Heer von 300,000 Mann.

Die obschon durch Religionsmeinungen getheilten deutschen Reichsstände sahen doch in der Gefahr Oesterreichs auch ihre eigene. Weniger langsam und viel zahlreicher als sonst sandten sie daher dieses Mal zur Hilfe gegen die Türken ein Heer, das in Verbindung mit kaiserlichen, niederländischen, spanischen, italienischen und ungarischen Truppen an 65,000 Mann zu Fuß und 11,000 zu Pferde stark war, ohne das leichte unregulirte Fußvolk zu rechnen. Unter den Führern dieses Heeres befanden sich auch mehrere deutsche Fürsten und die berühmtesten Helden des Zeitalters. Rogendorf, der mit allen diesen Nationen bereits bekannt war, wurde die Ehre zu Theil, den Oberbefehl über diese Heeresmacht zu erhalten. Soliman, überrascht und erstaunt über diese ungewohnten großen Rüstungen der Christen, nahm zum ersten Male Anstand, sich mit ihnen zu messen; er berechnete, was er nie gewohnt war, seine Streitkräfte, und ließ es bei Streifzügen bewenden, bei denen er aber auch überall mit eigenem Verlust zurückgewiesen wurde.

Nach der Beendigung dieses schönen, nicht sehr blutigen, aber doch viel entscheidenden Feldzuges ward der Feldmarschall Rogendorf von Ferdinand I. mit der Würde eines geheimen Kriegsraths (Kriegspräsidenten?) und eines Erblandhofmeisters von Oesterreich belehnt, welch letztere Würde später (1620) an das Haus Trautson kam. Rogendorfs Sohn Christoph wurde später zum Grafen von Rogendorf auf Guntersdorf erhoben. —

Unser Rogendorf, einzig trauernd um des Freundes Salm Verlust, sehnte sich nach Ruhe und entsagte bald allen seinen Würden, um sich in

in die ſtille Einſamkeit ſeines Schloſſes (Guntersdorf) Guntramsdorf in Niederöſterreich zurückzuziehen und ganz dem Andenken des Lehrers und Genoſſen der Waffen, des durch Herz, Hand und Blut ihm anverwandten Salm zu leben, den Rogendorf im Kampfe bei Wien verloren hatte, und mit ihm ſeine beſſere Hälfte. Für den geliebten Ferdinand, für den hohen Zweck der Behauptung Ungarns gegen Zápolya, mit halbem Herzen ſtreiten, wollte Rogendorf nicht, ſeinen Ruhm überleben durfte er nicht, darum mußte er von der Welt und von ihren Sorgen ſcheiden. Lange zögerte Ferdinand. Er konnte ſich's nicht denken, dieſen Mann zu verlieren. — Endlich wich er doch der dringenden Bitte, und Rogendorf zog nach Guntramsdorf. Neun Jahre verlebte er theils hier, theils zu Pöckſtall, zu Otterſchlag, in ländlicher Abgeſchiedenheit ſeiner ſtillen, aber tiefen Trauer, ernſter Betrachtung der Zeit und ihrem Kriege aus Kriegen, dem Gleichniß des Krieges, der Jagd und mildernden Anſchauung der unermeßlichen Natur. Oft kamen alte Waffengenoſſen, oft kamen Boten vom Hofe. Mit wehmüthigem, aber beſtimmt verneinendem Lächeln entließ ſie der ſeit Salms Tode ſchwermüthig gewordene Einſiedler, wie ſie gekommen waren. —

Aber nach beinahe neun Jahren (21. Juli 1540) ſtarb der Gegenkönig Zápolya. Vierzehn Tage nach ſeinem Tode hatte ihm die jagelloniſche Iſabelle, des polniſchen Königs Sigismund Tochter, ein Söhnlein, Johann Sigismund, geboren. Von den Umſtänden eingeengt, und jener alten, ſprichwörtlichen öſterreichiſchen Treue gedenkend, näherte ſich die Witwe Ferdinanden. Der Augenblick ſchien gekommen, dem man durch 15 lange blutige Jahre vergebens entgegengeſeufzt, der Augenblick, dem Bürgerkriege und hierdurch auch der dringendſten Türkengefahr mit Einem Male ein Ende zu machen, und Habsburg Ungarns heilige Krone zu ſichern, die zugleich mit der böhmiſchen durch die von Rogendorf geſchloſſene Heirath Ferdinands mit Anna, an das Erzhaus gediehen war!

Da ſtiegen auf einmal in Rogendorf große und wohlbekannte Erinnerungen, da ſtieg der Schatten des vorangegangenen Freundes, des Siegers von Tokay und Szinye herauf: „Jetzt, jetzt ſei ſein verlaſſenes Heldenwerk zu vollenden!“ — da übermannten die Bitten des jungen Niklas Salm, der nun ſchon Ritter des Vließes und Statthalter in Ungarn war, und ſeiner bekannten Beredſamkeit zärtliche Stich

die rege gewordene Vaterlandsliebe Rogendorfs und ſein nur allzu richtiges Selbſtgefühl, daß er ſeit des Freundes Tode kaum mehr die Hälfte deſſen ſei, was er einſt geweſen, und er ergriff noch einmal den ſo oft ſiegreich erhobenen Feldherrnſtab.

Wie ſich Zápolya's Witwe ihrerſeits Ferdinanden näherte, ſetzte dagegen alle ſeine Hoffnung auf die Pforte, der letzten Mahnung des Verſtorbenen gedenkend, ihr allvermögender Miniſter Georg Uthyſſenitz, ein Croate unter dem Namen ſeiner Mutter Martinuzzi, Haushofmeiſter bei Johann Zápolya, darauf Mönch in Czenſtochow, als er ſpäterhin die Zápolya's verließ und zu Ferdinand überging, Erzbiſchof und Primas von Gran und Cardinal, zuletzt ermordet durch die Eiferſucht des kaiſerlichen Feldherrn Caſtaldo (17. Decbr. 1551).

Rogendorf, von König, Volk und Heer einhellig berufen, fühlte ſich von einer unnennbaren Angſt gefoltert, als er in dem wohlbekannten Comorn der alten Fahnen wieder anſichtig wurde.

Mit dem jungen Salm war zu dieſer diplomatiſchen Verhandlung mit Soliman Herberſtein im Lager eingetroffen. An dieſen ſeinen Vetter und Freund wendete ſich der beklommene Freund, vorſtellend, „daß er nunmehr alt, jähzornig, vergeſſen, bei den Kriegsleuten verhaßt und zu ſolchen Sachen ungeſchickt ſei!“

Stets dieſelbe Flamme in der treuen Bruſt, fiel er tief erſchüttert ſeinem Herberſtein zu Füßen, ihn bittend, daß er Ferdinanden berede, ihn des Oberbefehls wieder zu entheben, wogegen er freudig unter jedem, auch dem jüngſten Vorgeſetzten dienen und mit ſeiner Mannſchaft auf eigene Koſten im Felde bleiben wolle. — Vergeblich! — Sein alter Ruhm hatte Ferdinands Vertrauen unwiderruflich an ihn gefeſſelt. — Schon Rogendorfs erſte Unternehmung, die Ueberrumpelung Ofens, mißlang.

Im Anbeginn des Juni 1541 war er im Einverſtändniß mit der Königin Witwe Iſabella und ihrer polniſchen Rathgeber (den Martinuzzi wähnte man zu täuſchen) vor Ofen. Herberſtein und Negarola forderten Ofen zur Ergebung auf. Revaj, das Haupt des Anſchlags (der Ueberrumpelung), der Stadtrichter und mehrere Rathsherren waren mit verſchworen. Bornemiſſa hatte Alles vorbereitet, dem Revaj mit ſeinen Ungarn ein Thor zu öffnen. Rogendorf, ſchon oft durch unvermutheten und unwahrſcheinlichen Treubruch um ſeine beſten Berechnungen betrogen, ſchon allzuoft durch goldene Worte irre geführt, jetzt durch Alter und

Mißtrauen noch mehr verſtimmt, beharrte unglückſeliger Weiſe darauf, nicht Revaj (dem er noch obendrein ſeinen Sohn als Geißel abforderte) ſondern ein vertrauter deutſcher Haufe müſſe die Ueberrumpelung vollführen. Bornerissa, erſchrocken, daß die Zeichen nicht zuſammentrafen, entzog ſich, die Deutſchen, Rogendorfs Sohn an ihrer Spitze, verloren Zeit und verriethen ſich durch ihre brennenden Lunten. — Martinuzzi, ſchnell im Harniſch, inmitten ſeiner zahlreichen Leibwache auf den Wall eilend, ſchlug den Angriff zurück. — Eine förmliche Belagerung des feſten und mit Allem wohlverſehenen Ofen ſollte nun das Mißlingen jener Liſt wett machen.

Aber ſchon nahte Soliman. — Perney drang in Rogendorf, die Belagerung eiligſt aufzuheben, dieſer aber argwöhnte darin wieder eine Falle. — Schon ſtand der Großherr nur noch einen Tagemarſch entfernt. Seine zahlloſen Reiterhaufen umſchwärmten Rogendorfs Heer von allen Seiten. Jetzt endlich begriff dieſer die Nothwendigkeit des Rückzuges. Aber um ihn ungeſtraft zu vollbringen, dazu war es viel zu ſpät.

Mitten im Marſch, in ſeinem Donau-Uebergange von Ofen nach Peſth (22. Auguſt 1541), vom rechten auf das linke Donauufer, fielen ihn die Türken mit Uebermacht und Wuth an. Er widerſtand lange, mit Erfahrung, mit Heldenmuth. Der Verluſt an Menſchen und Gepäck war groß, der empfindlichſte aber jener an Geſchütz. 150 Feld- und 36 Belagerungsſtücke wurden vernichtet oder von den Türken erobert. Soliman erklärte Ungarn als ein türkiſches Sandſchiakat, die Witwe und Waiſe Zápolya's als Zinsfürſten Siebenbürgens und der Theißgegend. — Von dem an prangte durch anderthalb Jahrhunderte der halbe Mond auf den Zinnen Ofens, als der dritten Stadt des osmaniſchen Reiches, den Türken heilig wegen ihrer warmen Heilquellen, wegen ihrer einzigen, amphitheatraliſchen Lage, als ſtrombeherrſchende Stadt der Hügel, durch ihre Feſtigkeit als Waffenplatz und Sperrpunkt.

Rogendorf, mit Salm überall ſieghaft, verlor, als er gegen ſeine innere Stimme zum erſten Male ohne ihn ſtritt, auch gleich den Sieg und das Leben.

Nachdem er inmitten des wildeſten Gedränges den Tod lange vergeblich geſucht, zerſchmetterte ihm endlich eine wohlthätige Kugel den Arm. In Comorn durch die Tröſtungen ſeines Enkels (des ſelbſt von Zápolya, ſelbſt von Soliman hochgeehrten Jünglings) Niklas Salm wenig auf-

Philipp Pfalzgraf am Rhein.

gerichtet, ſtarb er nach einigen Tagen auf der Inſel Schütt zu Sommerein mit gebrochenem Herzen, mit dem letzten Willen, ſeine Ueberreſte nach Pöckſtall zurückzuführen, in die ländliche Einſamkeit, in der er ein Jahrzehend hindurch den Lehrer und den liebenden Genoſſen ſeiner Waffen beweint hatte.

Eben der kranke Leonhard von Völs, den Rogendorf im Commando hatte ablöſen ſollen, ſammelte nun bei Preßburg die Trümmer des Heeres.

Philipp der Streitbare, Pfalzgraf am Rhein,

kaiſ. Feldmarſchall und Statthalter in Würtemberg.

Philipp, ein Sohn Ruprechts des Tugendhaften, Pfalzgrafen am Rhein, wurde den 12. November 1503 geboren und trat ſchon in den Jünglingsjahren in die Kriegsdienſte Karls V., unter dem er im Kriege gegen die Franzoſen in Italien ſeine erſten Kriegsproben ablegte und ſich dem Kaiſer in mancher Hinſicht ſchon nützlich bewies. — Fortwährend legte er in den franzöſiſch-italieniſchen Kriegen ſo große Beweiſe perſönlicher Tapferkeit ab, daß man ihm den Namen des Streitbaren beilegte.

Als die Türken das erſte Mal vor Wien rückten (1529), war ſein Name ſchon ſo geachtet, und er erfreute ſich ſchon eines ſo vortheilhaften Rufes, daß Kaiſer Ferdinand I. beſchloß, ihm den Oberbefehl der Armee wider die Türken anzuvertrauen, die unter Sollman II. mit 150,000 Mann gegen Wien im Anzuge waren. Er war von ſeinem Oheim, dem Pfalzgrafen Friedrich, unter welchem ſich bei Regensburg die zur Bekämpfung der Türken von den deutſchen Fürſten geſandten Reichstruppen leider ſehr langſam verſammelten, vorausgeſchickt worden und kaum gelang es ihm noch, ſich mit 100 Reitern und 14 Fahnen Fußvolks in die bedrängte Stadt Wien zu werfen. Der muthvolle Prinz fand in dem Commandanten, Niklas Grafen von Salm, und in dem General Wilhelm von Rogendorf erfahrene und tapfere Rathgeber, eine eben ſo muthvolle Beſatzung von etwa 22,000 Mann, und eine zur Vertheidigung auf's

Aeußerſte entſchloſſene Bürgerſchaft; dagegen kam er als Augenzeuge von den trägen Bewegungen der Reichstruppen, und wußte, wie wenig und wie ſpät er erſt auf Entſatz rechnen konnte.

Dem gegenüber ſah er den bisher unüberwundenen Soliman, mit ſeiner von der Eroberung Perſiens noch ſiegestrunkenen Armee, ein unermeßliches, von Kampfbegierde entflammtes, mit Allem wohlverſehenes Heer, immer näher rücken. Philipps Muth und Entſchloſſenheit erſetzten aber alles Dies, und die Vertheidigung Wiens war, unbeſchadet der Verdienſte Salms und Rogendorfs, eine ſeiner glänzendſten Thaten.

Die Minen der Türken, die es hauptſächlich darauf angelegt hatten, wirkten fürchterlich; aber wenn auch ganze Strecken Mauern einſtürzten, ſo fanden die Stürmenden ſtets neue Wälle von innen aufgeführt und von todesmuthigen Vertheidigern beſetzt, die ſie mit ihren Feuerſchlünden zurückwieſen. Endlich warfen ſie ſich auf einen Poſten, den man in der Eile nur blos mit Palliſaden hatte verwahren können. Hier bildeten aber die Körper der wackeren Vertheidiger den Wall, und machten ihn durch ihre ſeltene Ausdauer ſo unbezwingbar, daß die anſtürmenden Türken zwei Mal zurückgeſchlagen, zwei Mal vom Sultan ſelbſt wieder zum Sturme angetrieben, doch immer wieder zurückgeworfen wurden. Endlich gebot Soliman einen Hauptſturm. Das ganze Heer zog mit Waffen und Belagerungsmaſchinen aller Art gegen die Mauern und griff an mehr als zwanzig Punkten zugleich an; aber vergebens. Die Belagerten waren trefflich gerüſtet und hatten ſie erwartet.

Nach einem zwölfſtündigen Kampfe, den nur die einbrechende Nacht endigen konnte, von allen Seiten ſich ſchmählich zurückgeworfen ſehend, hob der gebieteriſche, trotzige Soliman voll Ingrimm die Belagerung auf, und trat beſchämt den Rückzug an. Ueber vierzigtauſend ſeiner geübteſten Krieger hatte er nutzlos geopfert, und ſah nun (da die Belagerung ſich ſo in die Länge gezogen), daß Schnee und Froſt und die vorgerückte harte Jahreszeit den Reſt ſeines Heeres mit den den Aſiaten noch ungewohnten Krankheiten bedrohte.

Die Eile, mit der die Türken ſich zurückzogen, glich einer vollkommenen Flucht. Soliman hatte keinen Kampf beſtanden, der ihm Ruhm gewährte, nur an wehrloſen Landleuten die Wuth und den Geiz ſeiner gedemüthigten Horden befriedigt.

Wiens wackere Vertheidiger, die wohl an zwanzig Stürme abge-

schlagen hatten, athmeten nun freier, aber auch selbstbewußter. — Den braven Vertheidiger seiner Hauptstadt belohnte Ferdinand I. mit der Statthalterschaft über das Herzogthum Würtemberg, wo er fünf Jahre dort zubrachte, bis Philipp, Landgraf von Hessen, 1534 dort einfiel, da es nur mit wenigen Truppen besetzt war. Dies waren nun Umstände, gegen die Muth und Klugheit vergebens ankämpfen. Ohne die aus Tyrol erwartete Unterstützung zu erhalten, mußte Philipp, der gehofft hatte, durch persönliche Tapferkeit die Schwäche seiner Mannschaft an Zahl zu ersetzen, mit nur etwa 400 Reitern und 10000 Mann Fußvolks, größtentheils aus zum Dienst genöthigten Unterthanen bestehend, dem Landgrafen von Hessen sich entgegenstellen, der mit einem Heere von 5000 Reitern und mehr als 20000 Kriegern zu Fuße kam, den durch die Reichsacht abgesetzten und vertriebenen Herzog Ulrich wieder gewaltsam in sein Land einzuführen. — Mit dem Treffen bei Laufen 1534 ging Würtemberg für Oesterreich, zu dessen Vorlanden es seit mehreren Jahren gehörte, verloren. Den Pfalzgrafen Philipp traf noch das persönliche Unglück, daß ihm schon am Vorabende der Schlacht eine Kanonenkugel die Ferse wegriß, und er war hierauf zu Hohenasperg, wohin er verwundet seine Zuflucht nahm, in Gefangenschaft gerathen. Nach seiner Befreiung reis'te er 1538 nach England und bewarb sich dort, aber ohne Erfolg, um die Hand einer königlichen Prinzessin.

Er starb, nachdem er seine übrige Lebenszeit ruhig auf seinen Gütern zugebracht, den 4. Juli 1548 unvermuthet, und wurde zu Heidelberg begraben. — Philipp war nicht blos Krieger und Feldherr, sondern zugleich Freund und Schützer der Wissenschaften, und erfreute sich gern des Umganges gelehrter Männer. Den Müssiggang haßte er, und auf all seinen Heerzügen, mitten unter dem Geräusche der Waffen, benutzte er jeden freien Moment, den Wissenschaften, vor Allem der Astronomie, welches sein Lieblingsstudium war, sich hinzugeben.

In seinem letzten Lebensjahre wollte er noch eine Reise nach Palästina unternehmen, aber der Tod überraschte ihn mitten unter den Plänen und Entwürfen dazu.

Ulrich Freiherr von Schellenberg,

kaiſerlicher General.

Ulrich ward 1487 geboren und von ſeinem Vater Heinrich von Schellenberg frühzeitig für den Gelehrtenſtand und die Wiſſenſchaften beſtimmt. Auf den hohen Schulen zu Bologna und Pavia, die damals eines weit bedeutenderen Rufes ſich erfreuten, widmete er ſich dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, und erlangte die akademiſche Würde eines Doctors der Rechte. Nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland kam ihm plötzlich der Gedanke, ſich auch in den Waffen zu verſuchen. Der Krieg mit den Franzoſen in der Lombardei diente ihm zur erſten Schule, und er war in allen Treffen dieſer Feldzüge. In dem Treffen bei Vicenza (1510) rief ihm ein witziger Venetianer zu: „Doctor, faßt Eure Feder wohl!“ — Aber der gewandte Ulrich rannte den Spötter vom Pferde und durchſtach ihn. Weil er aber dabei zu weit vorgedrungen war, umringten ihn die Feindlichen in Menge, denen er gleichwohl Stand halten mochte, bis er mit 36 Wunden bedeckt faſt leblos vom Kampfplatze getragen wurde. — Doch erholte er ſich zur allgemeinen Verwunderung und wurde, wenn auch langſam, doch wieder hergeſtellt. Nach ſeiner Geneſung ſchlug ihn Maximilian I., obwohl er ihn bereits früher ſchon einmal zum Ritter geſchlagen hatte, wegen ſeiner Tapferkeit öffentlich während eines großen Feſtes zum zweiten Male zum Ritter, und ernannte ihn zu ſeinem geheimen Kriegsrathe.

Mit 6000 Schweizern, die Ulrich 1512 durch Tyrol nach Italien führte, ſchlug er einen franzöſiſchen Feldoberſten an der Etſch, und warf ſich hierauf in Novara (wo auch ſpäter [1849] die denkwürdige Schlacht unter Feldmarſchall Radetzky gegen die Piemonteſen ſtattfand), das damals etwas befeſtigt war. Die Franzoſen belagerten ihn und bald war ein Theil der Mauer zerſchoſſen. Als Ulrich den Seinigen einen unerſchütterlichen Vorſatz eingeflößt hatte, ſich zu vertheidigen, und überzeugt war, daß er ſich auf ihre Treue und ihren Muth verlaſſen konnte, ließ er die Wälle mit Leintüchern behängen, um den Feinden zu zeigen, daß er die Bruſt der Seinen als hinlänglichen Wall betrachte. Da hierauf die Franzoſen nach einigen vergeblichen Stürmen die Belagerung aufhoben,

verfolgte ſie Schellenberg ſchnell und brachte ihnen im Felde bei Novara eine vollkommene Niederlage bei.

Unter Karl V. führte Schellenberg 14000 Schweizer gegen die Franzoſen nach Italien, hatte aber auf dem Wege mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Franzoſen alle Päſſe beſetzt hatten. Ulrich drang dennoch durch, vereinigte ſich 1522 mit den anderen kaiſerlichen Truppen, und die Wiedereroberung Mailands war größtentheils ſein Verdienſt. — In den Schlachten bei Bicocca und bei Pavia, desgleichen bei der Vertheidigung Wiens (1529), der er ebenfalls beiwohnte, hatte der edle Schellenberg unzählige Beweiſe ſeiner Tapferkeit und Vorſicht gegeben. — Bereits bei Jahren, trat er nun in den Privatſtand zurück, um ſich wieder den Geſchäften des Friedens zu widmen und ſich in der frühzeitig erlernten Rechtsgelehrſamkeit praktiſch zu üben. Er ſtarb 1558, 71 Jahre alt, als Landeshauptmann von Feldkirch, und wurde zu Rißleg im Chor der Kirche begraben.

Zweite Periode.

Kurze Ueberſicht der Kriege und Kriegsverfaſſung unter Kaiſer Ferdinand I. bis Ferdinand III.

Der römiſche König Ferdinand hatte von Anfang ſeiner Regierung in Oeſterreich, Ungarn und Böhmen an (1521 — 1527) manche Anfälle der Türken auszuhalten, die ſogar (1529) bis Wien vordrangen, und zurückgetrieben, dieſe Hauptſtadt (1532) mit neuen Verſuchen bedrohten; er hatte in Ungarn mit Zápolya (1536), und nach deſſen Tode mit Suleiman II. die Kriege zu führen, in denen Ofen mit den meiſten Städten (1540. 1541) und Temeswar mit dem Banate (1552) verloren ging; er mußte in Deutſchland an dem Schmalkaldiſchen Kriege Theil nehmen, und wohnte der Schlacht von Mühlberg (1547) perſönlich bei.

Durch den Religionsfrieden (1556), nach deſſen Abſchluß ihm Karl der Fünfte das Reich abtrat, genoß Deutſchland unter ſeiner Regierung einige Ruhe.

Maximilian II. wußte durch Duldſamkeit und Schonung dieſe Ruhe zu erhalten, abgerechnet die Grumbachiſchen Händel (1565) und die Theilnahme einiger Reichsfürſten an den franzöſiſchen innerlichen Kriegen (1568 — 1570), die auf die kaiſerlichen Erbſtaaten keinen Einfluß hatten. —

Auch die Türkenkriege wurden nicht ſehr nachdrücklich geführt (1566 bis 1568), und durch einen Waffenſtillſtand beigelegt.

In die Regierung Rudolphs II. fallen die neuen Streifereien (1587. 1588) und förmlichen Kriege der Türken (1592 — 1597), die größtentheils durch Prinzen des Hauſes geführt worden ſind; ferner der Bauern-

aufſtand in Oeſterreich (1595. 1596. 1597), und die Unruhen in Böhmen (1609—1611). — Die Stände laden auch hier den Erzherzog Matthias zur Regierung, dem Oeſterreich und Ungarn (1608) ſich bereits ergeben hatten. Seine Regierung auf dem Kaiſerthrone (1612 bis 1619) war ruhig. In Böhmen brachen noch vor ſeinem Ende die Unruhen wegen des Majeſtätsbriefes aus (1618), nachdem er bei ſeinen Lebzeiten

Ferdinand II. in Böhmen (1617) und in Ungarn (1618) hatte krönen laſſen. Deſſelben Regierungsantritt und ſeine Wahl zum Kaiſer (1619) wird zugleich die Epoche des denkwürdigen dreißigjährigen Krieges in Deutſchland, während deſſen (1619—1648) ſowohl von der proteſtantiſchen Union, als auch der katholiſchen Liga beiderſeits große Siege erfochten und berühmte Schlachten verloren worden ſind. Wir führen nur folgende an, welche für die allgemeinen Angelegenheiten am meiſten entſchieden, ohne die vielen Gefechte, belagerte und entſetzte Plätze zu nennen, die jene zur Folge hatten.

Zuerſt rückte das Heer der böhmiſchen Stände (1619) unter dem Grafen Thurn vor Wien, mußte aber, da Mansfeld mit dem Hilfscorps und den übrigen Truppen bei Thein von Bucquoi und Waldſtein geworfen ward, zurückkehren. Unterdeſſen hat Friedrich V. von der Pfalz die böhmiſche Krone angenommen. Er verliert ſie mit der Schlacht am weißen Berge (1620) und, da vorher ſchon Spinola mit den ſpaniſchen Hilfstruppen in die Pfalz eingedrungen war, nach und nach alle ſeine Länder (1623), ſammt der Kurwürde, die an Baiern kommt, wodurch der Krieg nach Deutſchland verſetzt iſt.

Von den Verbündeten des Pfalzgrafen werden der Markgraf von Durlach bei Wimpfen, der Herzog von Braunſchweig bei Sablo (1623), Beide von Tilly; Mansfeld bei der Deſſauer Brücke (1626) von Waldſtein, der König von Dänemark bei Lütten wieder von Tilly geſchlagen und bis nach Jütland verfolgt (1626). Friede mit Dänemark (1629).

In Ungarn, wo Bethlen-Gabor Anhang gefunden hat, wird ein Vergleich und mit den Türken ein Waffenſtillſtand geſchloſſen (1624 bis 1626). Krönung des Kronprinzen.

Dem Reſtitutionsedicte (1629), wodurch der Kaiſer die Güter der Kirche zurückfordert, fügen ſich die mächtigeren Fürſten nicht und rufen die Schweden nach Deutſchland (1630).

Ihre ſchnellen Fortſchritte können nicht hindern, daß Tilly Magdeburg erobert (1631).

Nach der Schlacht bei Leipzig (1631) dringt Guſtav Adolf bis in Baiern, nimmt Ingolſtadt ein, breitet ſich durch Schwaben und Franken gegen die Rheinländer aus, kehrt, da ſeine Völker aus Böhmen geworfen werden, nach Sachſen zurück, und bleibt in der Schlacht bei Lützen (1632). Deſſenungeachtet behaupten die Schweden das Schlachtfeld. Ihre Generale und Herzog Bernhard von Weimar ſetzen den Krieg in Deutſchland, Böhmen und Schleſien fort, wo durch die Waldſteiniſche Kataſtrophe (1634) viele Verwirrung entſteht.

König Ferdinand erobert Regensburg und gewinnt die Schlacht bei Nördlingen (1634).

Da Frankreich ohne Zurückhaltung die ſchwediſche Partei unterſtützt, verbindet ſich der Kaiſer mit dem Kurfürſten von Sachſen durch den Prager Frieden (1635). Ihre vereinigten Heere erleiden bei Witſtock (1636) eine große Niederlage; von der andern Seite haben die Kaiſerlichen das Vordringen der Franzoſen am Rheine aufgehalten und ſind in Burgund und Champagne, die Spanier aber in die Picardie eingefallen.

Unter Ferdinand III. wechſelten Siege und Niederlagen im Felde, während die Cabinette das Friedenswerk zu fördern oder zu hindern bemüht waren. —

Weimar nahm Breiſach; man war unglücklich bei Wolfenbüttel und bei Leipzig (1638); dagegen ſchlägt Piccolomini den Marſchall Fequieres (1639) bei Diedenhofen (Thionville), Mercy den General Ranzau bei Dutlingen (1643), und den Marſchall Türenne (1645) bei Mergentheim; hingegen behauptet dieſer mit Enghien das Feld bei Allerheim (1645), und ſiegt nebſt Wrangel bei Sommerhauſen (Zusmershauſen) [1648]. In Böhmen war das Treffen bei Tankow (1645) verloren, und kurz vor dem Frieden die kleine Seite von Prag (1648) erobert worden.

Außerdem hatte Ferdinand die Mißvergnügten in Ungarn zu bekämpfen (1637 — 1647). Als Ragoczi ſich an ihre Spitze ſtellte (1644), wurden dieſe Unruhen ſehr bedeutend und endigten ſich erſt (1647) ein Jahr vor dem Friedensſchluſſe in Deutſchland.

Bis zu dieſem thatenreichen Zeitraume hatte die Kriegskunſt einen faſt hundertjährigen Stillſtand gehalten. Sie war ungefähr noch wie unter Karl V. Jetzt machte ſie neue Fortſchritte durch die bedeutenden Gegs

ner, welche man vor ſich fand. Guſtav hatte das Feuergewehr mit den blanken Waffen in mehr Verhältniß gebracht; die Franzoſen und die Niederländer dachten auf vortheilhaftere Befeſtigung der Städte und auf zweckmäßigere Verſchanzung der Lager; bei uns aber blieb man in keinem Stücke zurück, wußte vielmehr von allen das Anwendbare ſich anzueignen, oft zu verbeſſern. In jedem Heere gewann Weisheit der Anwendung über Thaten des bloßen Muthes die Oberhand.

Zwar ſuchte man noch die Stärke des Heeres mehr in den heftigen Anfällen der Reiterei, als in den gefaßten vorbedachten Stellungen und ſchnellen Evolutionen des Fußvolkes; aber beider Bewaffnung war behilflicher und gleichförmiger geworden. Man kam von der tiefen Schlachtordnung ab, weil das kleine Gewehrfeuer ausgiebiger als die Pike wurde, während noch das große mehr Lärm machte. Das letzte hatte man vermehrt und ſich mit kleineren und dienlicheren Stücken verſehen; im Gebrauche ſelbſt war man nicht wenig über die vorige Periode hinausgekommen. Marſch- und Lagerkunſt entwickelten ſich erſt.

Bei dem hohen Solde hing die Verpflichtung der Heere noch ſehr von der Willkür ab, wie die Kleidung, bei welcher außer der Farbe der Schärpen noch keine durchgängige Gleichförmigkeit ſtattfand. Beides mußte nicht ſelten durch Gewaltthätigkeiten in Feindes- und Freundesland erpreßt werden, was beſonders bei den Heerführern der Fall geweſen iſt, die, ohne Land und Leute zu haben, von fremder Unterſtützung und einheimiſcher Schwäche zahlreiche Armeeen unterhielten, wie die Mansfelde, die Leonharde u. A. Unter ſolchen Umſtänden ließ ſich ſchon bei der langen Dauer der Kriege nachtheilig genug auf die Mannszucht ſchließen, wenn auch die Jahrbücher weniger Scandale derſelben aufbewahrt hätten.

Vom Nutzen der ſtehenden größeren Armeeen hatten ſich die Mächte noch nicht völlig überzeugt; man warb Truppen, wenn man ſie brauchte, und löſ'te ſie auf, wenn ſie entbehrlich ſchienen, obgleich nicht waren.

Seit dieſer Periode ſehen wir auch die Beherrſcher der großen Monarchieen ſich weniger den Gefahren der Feldzüge ausſetzen. Ihre Staaten haben an innerer Conſiſtenz gewonnen, und ihre Gegenwart kann zu Hauſe ungleich ſchwerer erſetzt werden, als im Felde, wo doch eigentlich nur Ein Ziel iſt, und die Vollmachten beſtimmter ſein können.

Dieſe Regentenweisheit zeichnet ſich am Edelſten in Ferdinand III. aus. Dem Kronerben hatte das Kriegsglück bei Regensburg und Nörd-

lingen nicht wenig geſchmeichelt; aber der auf den Thron gelangte Kaiſer arbeitete nun am Frieden, durch welchen er Deutſchland ein Grundgeſetz zuwege brachte, woran alle nachmaligen Stürme vertobten. Blos daſſelbe zu gründen, hatten ſeine Heere die harten Kämpfe beſtanden. Die Unfälle, unter denen die Monarchie nicht ſank, zeigten ihre Stärke mehr als die Siege, die ſie nicht vergrößerten.

(Thaten und Charakterzüge. I. Bd.)

Noch ein Beitrag zur Geſchichte des Kriegsweſens und der Heeresverfaſſung dieſer Periode.

(Zumeiſt nach Mittheilungen aus dem k. k. Kriegsarchive.)

Als Ferdinand I. die Regierung antrat und bis zum Ende des ſechszehnten Jahrhunderts verwaltete, hatte das Haus Oeſterreich kein Heer im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn Angriff oder Vertheidigung nöthig war, ließ der Regent an die Provinzen das Aufgebot ergehen; der dreißigſte, zehnte, fünfte Mann wurde geſtellt, je nach der Dringlichkeit der Zeitläufe. Die Bewilligung hierzu kam von den Ständen, und dieſe beſtimmten auch die Dauer der Dienſtzeit; ſie war zumeiſt drei bis ſechs Monate, einen Sommer oder zu einer beſtimmten Unternehmung, z. B. zu einem Streifzuge, Angriff einer Feſtung ꝛc.

Der Bauer verließ den Pflug, der Hauer den Weingarten, der Hirt die Trift und ſchaarte ſich. Aber was war von Leuten zu erwarten, die des Krieges, des Waffenhandwerks unkundig, ſich zuſammenfanden und an Haus und Hof, an Weib und Kind zurückdachten, und meiſt in dem Augenblicke in die Heimath zurückkehrten, wenn ſie eben angefangen hatten, durch Uebung etwas zu lernen? Deshalb ergriffen die Regenten noch ein anderes Mittel: ſie gaben kriegserfahrenen Männern Werbungspatente für Reiterei und Fußvolk. Der ſolchergeſtalt angeſtellte Oberſt empfing von der Regierung Werbungsgelder, theilte dieſe unter die Hauptleute, die er annahm; dieſe nahmen nun die Gemeinen in Sold. Solche Schaaren waren beſſer, als das Aufgebot, aber immer war der Fehler dieſer, daß dieſe Corps, nur für beſtimmte Zeit geworben, nach dem Feldzuge, der

Unternehmung, zu der ſie ſich verpflichtet, oder der feſtgeſetzten Zeit, ſich auflöſ'ten.

Inſubordination war einer ihrer Hauptfehler; oft verweigerten ſie Dienſte im entſcheidenden Augenblicke, weil der Sold rückſtändig war, oder begehrten Sturmſold für gefährlichen Angriff; ja ganze Corps löſ'ten ſich manchmal auf, wenn der Sold zu lange ausblieb.

Die Hilfsvölker waren ebenfalls ein weſentlicher Beſtandtheil des öſterreichiſchen Heeres. Sie kamen theils vom ſpaniſchen Hofe, theils wurden ſie von deutſchen Reichsfürſten geſtellt, in Folge von Reichstagsbeſchlüſſen, um den gemeinſamen Feind der Chriſtenheit zu bekämpfen. — Die ſpaniſche gewaffnete Unterſtützung hörte nach und nach auf, und das deutſche Reichscontingent war auf dem Papiere immer groß, aber in der Wirklichkeit war es immer wenigſtens um die Hälfte geringer.

Unter Ferdinand I. belief ſich das Heer auf 20—30,000 Mann. Es exiſtirt im k. k. Kriegsarchive ein Verzeichniß*), welches das Heer ſo angiebt:

Gerüſtete Pferde	935
Geringe Pferde	10,232
Deutſche Knechte	5982
Hiſpanier	1400
Ungariſche Knechte	4424
Naſſadiſten	824
Schanzknechte	250
Summa:	24,047 Perſonen.

Artillerie iſt keine verzeichnet.

Das Mangelhafte der Zuſammenſtellung der Heeresmacht gegenüber den Türken, die an Zahl, Kriegsübung und Disciplin weit überlegen waren, trat bald zu fühlbar heraus, als daß nicht Vorſchläge zur beſſeren Organiſirung hätten gemacht werden ſollen. Als Beiſpiel, aus welchem Geſichtspunkte dieſer Gegenſtand aufgefaßt wurde, mag der Auszug eines ſolchen Antrages hier eine Stelle finden**):

*) Ungefährlicher Auszug alles Kriegsvolkes, ſo die römiſch königl. Majeſtät jetzo in Siebenbürgen, Ungarn, Wälſchland und Croatien beſolden. dd. 1550.

**) Gutdünken der k. k. Kriegsräthe über die Einrichtung des ganzen Kriegsweſens unter Maximilian II. dd. 21. Junius 1568. Im k. k. Kriegsarchiv befindlich.

Außer Verfügungen, welche, durch Zeitumstände geboten, zeitweilig waren, enthält dieser Antrag Folgendes für die Organisirung der Armee:

Eine Bildungsanstalt für den österreichischen jungen Adel, dessen Abrichtung, Bildung und Bestimmung zum Kriegsdienst.

Der Antrag lautet: „Der Kaiser soll die jungen dienstlustigen Adligen an die Grenze geben, mit so viel Sold, als für einen Diener und zwei Pferde nöthig; wenn sie in einem Orte eine Weile gedient, müssen sie auf einen anderen versetzt werden; dann sind sie durch alle Grade anzustellen bis zum Oberst, nach Neigung und Geschicklichkeit; der junge Adel soll abwechselnd dienen, so daß alle drei oder vier Monate ein anderer Theil, so am kaiserlichen Hofe ist, Dienst thue; dies wird schnell gute Offiziere geben, die auch mit besserem Herzen dienen, als Ausländer.

„Auch die Nichtadligen, wenn sie nur sonst ehrliche, gute Gesellen sind, können hin und wieder angestellt und vom Kaiser mit Vortheil bedacht werden.

„Es müssen ferner beständige Kriegscommissarien eingeführt werden, unter einem Oberstkriegscommissair und Oberstmustermeister, denen eine gleichförmige Instruction zu geben ist; im Felde soll noch jedem Regiment Fußknechte oder 1000 Pferden ein Commissair beigegeben werden, der die Knechte und Reiter an den Ort zu führen hat, wohin man will, ihre Bevortheilung überwachen soll ꝛc.; es ist eine Art Vereinigung der Commissariats- und General-Stabs-Leistungen.

„Zu Allem aber gehört Geld, deshalb muß in Friedenszeit ein Kriegsunterstützungsfonds gebildet und dessen Verwaltung von der Finanzkammer getrennt werden. Der Unterhalt der Kriegsvölker muß durch ein eigenes Reglement festgesetzt sein, so wie die Löhnung der verschiedenen Waffengattungen. Die bereits angefangenen Kriegsartikel müssen fortgesetzt werden, damit die Kriegsdisciplin festgesetzt werde.

„Ein beständiger Kriegsfuß ist zu organisiren. Die Zeughäuser, die Artillerieeinrichtung muß regulirt werden. Das Kriegsfuhrwerk (Gotsch) ist zu organisiren.

„Der Sold für den gemeinen deutschen Knecht beträgt monatlich 4 Gulden; Doppelsöldner erhalten 6 Gulden; die Husaren 3 Thaler, oder, nach ungarischer Bezahlungsart, jährlich 20 Gulden, 10 Kübel Getreide, 10 Kübel Hafer, 1 Faß Wein."

Einiges davon wurde eingeführt, Anderes zur weiteren Berathung

an die Kammer, den ungariſchen Landtag, den Zeugmeiſter verwieſen. — Der Stand der Truppen im Felde blieb beiläufig an Zahl derſelbe, zwiſchen 20—30000 Mann.

Die erſte Spur der öſterreichiſchen Armee fällt in die letzten Zeiten der Regierung Kaiſer Rudolphs II. In einem Schreiben an Erzherzog Matthias*) bewilligt der Kaiſer, am Schluſſe des Feldzugs, die ordnungsmäßige Abdankung der Kriegsvölker, beſtimmt aber, daß drei Regimenter Fußknechte und 2000 gerüſtete Reiter als Beſatzung in den Grenzfeſtungen ſollen behalten werden.

Wenige Jahre nach dieſer Verordnung erſcheint der Stand der Armee folgendermaßen: (Siehe Armeeſtand im Jahre 1602 im k. k. Kriegsarchive.)

„Reiter nicht in Regimenter eingetheilt, ſondern als Corps mit dem Namen ihrer Führer:

Weings	500	Pferde.
Rajezky	500	=
Mates Graf Thurn	1000	= Arquebuſire.
Heinrich Krzinegli	1000	= =
Otto Lohenſtein	1000	deutſche Reiter.
Hans Rajetzky	500	= Arquebuſire.
Wolff Mengesreiter	500	= =
Rheingraf Philipp Otto	600	Curazier.
Kollonics	2600	zu Roß.
Graf Karl Sulz Regiment	3000	Fußvolk deutſch.
Johann Graf zu Oſtfrießland	—	= =
Schöneburg	—	= =
Althann	3000	= =
Tilly	3000	Wallonen.
Hofkirchner	—	Mann, Nation nicht angegeben.
Starhemberg	—	
	29,200	Mann.

In derſelben Nummer ſind noch die Muſterrollen zweier Regimenter Fußvolk ohne Namen angegeben.

*) dd. Prag, 11. November 1598; im k. k. Kriegsarchive.

Noch war man von der Idee nicht zurückgekommen, das Militair z bestimmten Zeiten abzudanken. Man erstaunt, wenn man mitten i Kriege ein Verzeichniß der abzudankenden Regimenter lies't*). Es heiß

„Althanniſches Regiment zu Gran.
Schönburgiſch Regiment zu Comorn.
Oſtfrieslándiſch Regiment zu Schella.
Starhembergiſch Regiment zu Fiſchamend.
Hofkirchneriſch Regiment zu Hainburg.
Tilly'ſches Regiment zu Schinda.
Salzburgiſch drei Fähnlein zu Schwadorf."

Bald darauf erſcheint die Armee in folgendem Zuſtande**):

Obriſte zu Roß.

Graf Thurn	1000	Pferde.
Chriſtoph Teufel	1000	=
Hans Chriſtoph Pucheim	1000	=
Karl Kolonitſch	500	=
Adam Trautmannsdorf	500	=
Wolf (zweiter Name unleſerlich)	500	=
Friedrich Graf Hohenlohe	250	=
Curazier, Wallonen	350	=
Renn, Fahnen	200	=
Draconen	400	=
Summa:	5700	Pferde.

Alle im Feldlager des Baſta.

Deutſches Kriegsvolk zu Fuß.

Georg André Hofkirchen	3000	Mann.
Ferdinand Kolonits	1000	=
Ernrich Georg Bucheim	1500	=
Wolf Ehrenreich Jagenreuter	1000	=

*) Verzeichniß der Regimenter, Reiter-Quartiere und Abdankungsplätze. 160 Im k. k. Kriegsarchive.

**) Stand der Armee im Jahre 1604. Der Bericht iſt unter Erzherz Matthias verfaßt.

Gotthard Starhemberg	2600	Mann.
Wilhelm Wratiſlaw	600	=
Hieronymus Roßwurm	1500	=
Summa:	11,200	Mann.

In Gran:

Kolonics	2000	Mann.
Mannsfeld	1500	=
Jagenreuter 2 Comp.	500	=
Deutſche in der Feſtung	300	=
Muſketier	600	=
Althanns Haiducken	1000	=
Summa:	6200	Mann.

Erzherzog Matthias erwähnt noch der Geisbergiſchen, Sulziſchen, Roßwurmiſchen Knechte und noch zweier unlesbarer Namen.

Wenden wir nun unſeren Blick zu den einzelnen Waffengattungen.

Das Fußvolk war nach Fahnen eingetheilt. Es geſchieht wohl 1552 Erwähnung einiger Regimenter Fußknechte; dieſe gehörten jedoch zu den Reichshilfstruppen und waren alſo kein Beſtandtheil der eigentlichen Armee des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

Die Eintheilung des in den öſterreichiſchen Erblanden von verſchiedenen Fürſten und anderen hohen Perſonen, vermöge der mit dem öſterreichiſchen Hofe abgeſchloſſenen Conventionen und Kapitulationen, geworbenen und geſtellten Kriegsvolks zu Fuß in geordnete Regimenter fällt in das Jahr 1594, als Erzherzog Matthias oberſter Feldherr des kaiſerlichen Heeres geweſen.

Dieſe Conventionen und Beſtallungen enthalten den feſtgeſetzten Stand und die Stärke ſowohl des Stabes als der Chargen, wie auch der gemeinen Mannſchaft, die Gebühr an Gage und Löhnung, Verhaltungs- und Muſterungsvorſchriften, mit Einem Worte, das Reglement.

Ein ſolches Regiment beſtand gewöhnlich aus 10 Fähnlein, jedes Fähnlein wieder aus 500 Fußknechten, und zwar: 100 Doppelſöldnern, 150 Musketieren, 50 Schützen und 200 Söldnern*).

*) Solche Conventionen liegen mehrere im k. k. Kriegsarchive.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts ergab sich in der Zusammenstellung der Infanterieregimenter eine wesentliche Veränderung. Es wurde die Zahl der Mannschaft von 5000 auf 3000 Mann vermindert. Ich theile hier die Convention mit Andreas Hofkirchner im Auszuge mit, weil vermöge kaiserlichen Befehls nach dieser Bestallung und Convention auch mit allen übrigen Obersten und Inhabern der Regimenter zu Fuß abzuschließen und zu verfahren war.

Aus gedachter Convention ergiebt sich Folgendes*):

Staat des Obersten:	monatlich
Dessen Leibesbeköstigung und Vortheil	75 Fl.
Schreiber	3 =
8 Trabanten, jeder zu 1 Fl.	8 =
Kaplan	3 =
Trommler	2 =
Pfeifer	2 =
Dolmetsch	2 =
6 reisige Knechte, à 3 Fl.	18 =
Wagen	6 =
Koch	1 =
Oberstlieutenant	15 =
Dessen 2 Trabanten	2 =
Summa:	137 Fl.

Staat der hohen Aemter:	monatlich
Profoß	10 Fl.
Dessen 4 Trabanten, à 1 Fl.	4 =
Profoßenleutnant	4 =
6 Stöckelknechte, à 1 Fl.	6 =
Stockmeister	2 =
Scharfrichter	4 =
Schultheis (jetzt Auditor)	10 =
Gerichtschreiber	2 =

*) Convention mit André von Hofkirchner wegen Werb- und Stellung eines Regiments zu Fuß von 3000 Mann, d. d. Prag, 1. Junius 1604, im k. k. Kriegsarchive.

10 Gerichtsleute	10 Fl.
Gerichtswaibl	1 =
Schultheis-Trabanten	1 =
Wachtmeiſter	10 =
Wachtmeiſters Trabant	1 =
Quartiermeiſter	10 =
Deſſen Trabant	1 =
Proviantmeiſter	6 =
Obriſter Feldſcheer	8 =
Hurenwaibl	1 =
Summa:	91 Fl.
Hierzu die früheren	137 =
Summa Summarum:	228 Fl.

Zudem bekommt der Oberſt als Zubuße monatlich 100 Fl., der Oberſtlieutenant 90 Fl., jeder Hauptmann monatlich 360 Fl. Er muß 4 Diener halten, ſo nicht Buben, ſondern gewachſene, ſtarkliche, bewaffnete Männer ſind, die in der Schlachtordnung und bei Stürmen ihm immer zur Seite ſtehen.

Der Hauptmann hat ſo viel, damit er nicht allein wohl und ehrlich auskommen, ſondern auch ein Ziemliches dabei erhalten kann. Bei Leib, Ehre, Hab und Gut, höchſter Straf und Ungnad iſt aber verboten, ſich außer dem Angeſetzten irgend einen Vortheil zu verſchaffen.

Das Regiment beſteht aus 10 Fähnlein, das Fähnlein zu 300 Mann, und zwar: Doppelſöldner 100, Muſketier 150, Gemeine, Schützen, 50.

Es wird paſſirt für jedes Fähnlein:	monatlich
Dem Hauptmanne	360 Fl.
Dem Fähnrich	80 =
Dem Lieutenant	50 =
Dem Feldwaibl	36 =
Dem Feldſcheerer	20 =
Dem Führer	24 =
Dem Fourier	24 =
2 gemeine Waibl, à 24 Fl.	48 =
4 Spielleute, à 16 Fl.	64 =
Summa:	706 Fl.

Bei dem gemeinen Manne geſchieht die Löhnung nicht mehr nach der Wehre, ſondern nach dem Manne, ſo daß der gediente Mann, ohne Rückſicht auf die Waffe, nach ſeiner Perſon und Qualität 11 — 14 Fl., ein Unerfahrener aber 8 — 10 Fl. erhält. Dies gilt aber nur von den Musketieren und Doppelſöldnern; ſie können hierbei Muskete mit Spieß und Spieß mit Muskete vertauſchen, jenachdem es ihre Neigung iſt oder der Oberſt findet, daß der Mann zu dieſer oder jener Waffe mehr Geſchick hat. Wenn ein Schütze zwei, drei oder mehrere Jahre mit dem Rohre gedient hat, kann ſein Lohn um einen halben, ganzen oder anderthalb Gulden, aber nicht mehr gebeſſert werden.

Auf das ganze Regiment wird Laufgeld bewilligt 3000 Thaler; für Zurichtung von 10 Fähnlein 400 Gulden.

Am letzten Junius muß das ganze Regiment auf dem Muſterungsplatze ſein.

Dem Oberſten ſind extra 1000 Fl. als Werb- und Muſterungsunkoſten angewieſen.

Das ganze Regiment ſoll nicht höher als auf 40,000 Fl. gemuſtert und keinem Doppelſöldner oder Gefreiten mehr als 14 Fl. gemacht und paſſirt werden.

Dem Regimente wird vom Kaiſer ein Commiſſair oder eine andere Perſon beigegeben, welche auf Alles ihr Aufſehen haben ſoll und von Allen zu reſpektiren iſt.

Gemuſtert wird bei jeder Zahlung und in Ermangelung derſelben monatlich. Außerdem kann der Commiſſair viſitiren alle 8 oder 14 Tage oder ſo oft er will.

Weder Oberſt noch Hauptleute dürfen ohne des Commiſſairs Wiſſen und Willen den Abgang der Leute durch andere erſetzen oder ſie auf Urlaub laſſen.

Die Wehre, die der Oberſt dem Knechte giebt, muß neu und gut ſein und um beſtimmten Preis gegeben werden. Wird das Regiment abgedankt, muß der Oberſt in das Zeughaus 400 Rüſtungen, 500 Spieße, 500 Musketen und 200 Röhre abliefern. Das Fehlende wird an ſeinem und des Regiments Verdienen abgezogen.

Es iſt nicht mehr geſtattet, dem Knechte für die Wehre einen Monatſold abzuziehen, ſondern Denen, ſo Gefreite, Schlachtſchwerter und kurze Wehre tragen ſammt Zubehör, auch Spieß und Spießſchaft, 13 Fl.,

den Doppelſöldnern gleiche Rüſtung und Zubehör 11 Fl., dem Musketier eine Muskete und Zubehör, auch Röckel und Fläſchenleder 9 Fl. 30 Kr. Den Schützen ein Rohr und Zubehör und Schützenröckel 6 Fl.

Der Oberſt darf keinen Soldaten als Diener zu oder außer dem Hauſe brauchen, viel weniger zur Wirthſchaft gebrauchen oder über Land verſchicken.

Die Büchſenmeiſter, ſo ſich unter dem Regimente befinden, ſoll der Oberſt dem Oberſtzeugmeiſter auf deſſen Begehren überlaſſen, ſo oft man ihrer bei dem Artillerieweſen bedarf, und ihr Lohn läuft deshalb doch fort.

Die Löhnung wird im Beiſein des Oberſten und Commiſſairs ausgezahlt, und dies geſchieht auf des Commiſſairs Andeutung, daß er Löhnungsgeld habe. Erſatzknechte werden, wenn das Regiment ſchon errichtet iſt, unter denſelben Bedingungen aufgenommen, wie bei der Errichtung des Regiments.

Der Oberſt darf ſich nicht weigern, das Regiment abzudanken oder auf weniger Fähnlein zu reduciren, wenn es der Kaiſer befiehlt.

Der Oberſt muß Zucht und Ordnung halten, auf dem Marſche jede Ungebühr verhüten und darüber Caution und Revers von ſich geben. Erfolgt die Abdankung des Regiments am Ende eines Monats, ſo erhält Jeder einen halben Monat darüber, nicht aber, wenn die Abdankung 10—12 Tage vor dem Ende des Monats ſtatthat.

Der Oberſt bekommt außerdem einen Beſtallungs- und Artikel-Brief. —

Aus dem Geſagten ergiebt ſich, daß man bei der Unterabtheilung der Regimenter zur militairiſchen Einheit des Bataillons noch nicht gekommen war.

In Bezug auf Reiterei kommen zahlreiche Conventionen und Beſtallungen vor für Oberſte und Rittmeiſter zu Anwerbung und Stellung von 100, 150, 200 bis 1000 Reiter, unter den Bezeichnungen Gerüſtete, Archibuſier, Curaſſier, Draconen, geringe Pferde; aber die Benennung Regiment erſcheint erſt im Jahre 1602. Sie waren in Cornetten oder Compagnieen getheilt, die Compagnie zu 100 bis 150 Pferde. Das Tilly'ſche Regiment walloniſcher Reiter, errichtet 1602, hieß ein Draconenregiment. Dies iſt die Entſtehung der Dragoner in der öſterreichiſchen Armee.

Es gab zweierlei Hauptverordnungen für die Reiter. Das ſogenannte

Reiterrecht, welches eine Art militairiſchen Geſetzbuches iſt, und ein Reglement. —

Das älteſte Reiterrecht iſt von 1554 mit 34 Kriegsartikeln.

Es giebt mehrere Reglementsanträge, ohne daß zu erſehen, ob ſie wirklich eingeführt worden.

Das älteſte Reglement iſt für die Schützen oder ſchwarzen Reiter*). Es enthält eine Art Exercier-Reglement als Vorſchrift zur Aufſtellung des Kriegsvolkes in Schlachtordnung, d. i. wenn man breite Ordnung, Haufen und Glieder ordnen will, klein oder groß nach Gelegenheit des Feldes.

Endlich ließ Erzherzog Ferdinand, der nachmalige Kaiſer, für ſeine Schaaren durch Wallenſtein ein neues Reiterrecht ausarbeiten. Es iſt ſtreng, im Geiſte Wallenſteins. Von ihm behielt es den Namen Wallenſteiniſches Reiterrecht**). Hier ein kleiner Auszug.

Der Reiter ſoll haben ein gutes Pürſchrohr und einen guten Karabiner, auch eine gute Reiterwehr.

Das Verhältniß des Junkers zu ſeinen Dienern wird beſtimmt. Er ſoll ſie gut kleiden, nach Gebühr, und beſcheiden ſich gegen ſie verhalten. Die Diener ſollen treu ſein, den Herrn nicht verlaſſen, gehorchen; wer ſich dem Herrn widerſetzt oder gar Gewehr gegen ihn anlegt, iſt des Todes. — Klagen ſchlichtet der Hauptmann; kann er nicht, der Oberſt. Muſterungsvorſchriften. Die Reiter ſollen gehorſam ſein, ſich brauchen laſſen, wie es befohlen wird, dort ſtehen bleiben, wo ſie hingeſtellt werden, nicht ohne Befehl angreifen.

Das alte Reiterrecht muß beibehalten werden.

Jedes Urtheil während des Feldzuges wird protokollirt und das Kriegs-Protokoll eingeſendet.

Der Reiter ſoll ſich enthalten gottloſen, leichtfertigen Lebens, Verachtung des göttlichen Wortes, Beſchwerung des armen Mannes; er ſoll keine unzüchtigen Weiber mit ſich führen; unverdächtige Eheweiber zur Krankenpflege und Waſchen werden geduldet. Die Vorſteher ſollen gutes Beiſpiel geben.

---

*) Im k. k. Kriegsarchive unter der Aufſchrift: „Artikel des alten Reiterrechts nebſt anhängigem Reiſigenzug.“ Es iſt ohne Datum, aber das Archivs-Signatum giebt das Jahr 1557.

**) Wallenſteiniſches Reiterrecht, dd. Grätz, 1617, im k. k. Kriegsarchive.

Junker und Knechte ſollen Sonntags zum Gottesdienſte kommen und die Predigt fleißig hören; es wird eigends dazu geblaſen, wer nicht erſcheint, wird geſtraft.

Vollſaufen iſt verboten ꝛc. ꝛc.

Die Artillerie war ſchlecht eingerichtet. Die Kanonen wurden noch nicht nach einem beſtimmten Kaliber gegoſſen und hatten ſonderbare Namen. —

Die größten Belagerungsgeſchütze heißen Mauerbrecher, welche ſchon bei der Eroberung Conſtantinopels als Stadteinnehmerinnen und Weitſchieſſerinnen figuriren. Nach ihnen kamen die ſcharfen Metzen, welches Wort die Türken, deren Geſchützweſen ſchon von der Belagerung Conſtantinopels her durch ungariſche und deutſche Feuerwerker geleitet war, in Baljemes, d. i. welche keinen Honig eſſen, verwandelten. Die Karthaunen waren ganze, halbe oder Viertelkarthaunen, je nachdem ſie 48-, 24- oder 12pfündige Kugeln ſchoſſen. Die Türken verwandelten den Namen der Karthaunen in Sarbſun und ſpäter in Sarbſen, weil die Bedeutung dieſes Wortes als ſchlagſchlagend der Wirkung entſpricht; die kleinſten (12pfündigen) hieſen Singerinnen, weil ſie ſchrilleren Tones als die anderen, ſo Manchem das Sterbelied ſangen. Die Schlangen unterſchieden ſich von den übrigen durch ihre ungemeine Länge, mit welcher die Weite des Schuſſes in Verhältniß ſtehen ſollte. Keine Gattung des Geſchützes trug ſo vielfache und phantaſtiſche Namen als die Schlangen, deren vorzüglichſte nach Vögeln, Thieren oder nach anderen Beziehungen benannt wurden. Die größten und nur in der größten Noth gebrauchten waren die Nothſchlangen, die mittleren die Feldſchlangen, die kleinſten die Viertelſchlangen, die Namen Baſilisk, Greif, Nachtigall, Aufwecker, Trompeter, Teufelstanz tragen ihre Erklärung in ſich ſelbſt. Der Name der Falken war den kleinen Kanonen von 12 Pfunden abwärts als Falkaunen zuerkannt; ganze Falkaunen ſchoſſen ſechspfündige Kugeln, Falkonette einpfündige, die Schlängelchen oder Serpentinen gar nur halbpfündige. Die Türken verſtümmelten den Namen der Schlangen aus dem franzöſiſchen Couleuvrine in Kolauburna, und überſetzten dann den der Falkaunen als königliche (Schahi) vom Namen der Königsfalken. Die Haubitzen, damals nur vor Kurzem erfunden, wurden Haufnitzen genannt, einfache und doppelte, woraus unwiſſende Abſchreiber, Drucker und Herausgeber der alten Belagerungsgeſchichte Wiens doppelte Hanfnetze gemacht; die Türken radbrechten den

Namen ihres Erfinders Obizza noch ärger als die Deutſchen und machten Bedluſchka daraus. Sie wurden auch Steinbüchſen, Feuerkatzen und Feuerhunde genannt, weil ſie, mit Steinkugeln geladen, wie Katzen lauerten, wie Hunde wachten und fingen. Kleines Geſchütz mit einer beſonderen Pulverkammer zum Werfen der Kartätſchen hieß Kammerſtück, Steuerſtuck, Feuerkuchen, Hagelgeſchütz. Aus den Haubitzen wurden die Granaten, wie aus den Mörſern die Bomben geworfen. Der Name der Büchſen war ein allgemeiner.

Das Geſchütz bei dem Heere war keineswegs in dem Verhältniß zur Mannſchaft wie jetzt. In dem Vorſchlage zum gewaltigen Heerzuge gegen die Türken im Jahre 1529 iſt der Antrag auf 100 große Stückbüchſen. Oberſtzeugmeiſter Franz Caſtaldo, Unterzeugmeiſter Michael Otto Leiſſer. Die anderen Büchſenmeiſter ſollten aus den Reichsſtädten angeworben werden, und zwar zu jeder Stuckbüchſe zwei Büchſenmeiſter, außerdem 2000 Teichknechte aus Böhmen zu dem Geſchütz und zur Machung der Schanzen und Wege.

Zwei Jahre ſpäter (1531) iſt der Stand der Geſchütze alſo verzeichnet: 100 Stück Büchſen, nämlich: 8 Scharfmätzen oder Doppelkarthaunen, 8 Nachtigallen oder Karthaunen, 8 Singerinnen oder Halbkarthaunen, 8 Nothſchlangen, 12 Schlangen, 24 Falkunen, 32 Falkunetten, 2 große Mörſer, 6 kleine Mörſer, 400 Hakenbüchſen.

Der Stand des Artillerie-Perſonals war folgender: 4 Zeugmeiſter, 1 Caplan, 4 Trabanten, 2 Zeugſchreiber, 8 Zeugwärter, 8 Zeugdiener, 71 Büchſenmeiſter, 104 Schlangenſchützen, 400 Helfer, 180 Profeſſioniſten, Pulverhüter, Geſchirrmeiſter ꝛc.

Die Artillerie war übrigens nicht ausgebildet; Urſinus Velius bemerkt mit Verwunderung, daß man bei der Belagerung von Comorn aus einer Kanone in fünf Stunden 30, ja aus manchen 34mal feuerte.

Es gab keine Schule. Die Büchſenmeiſter wurden von Feldzug zu Feldzug angenommen.

Der Vertheidigungsſtand der Feſtungen läßt ſich aus dem Verzeichniß der Artillerie entnehmen, welches über den Geſchützſtand von Sziget exiſtirt. Man hatte eine mittlere Karthaune, ſie ſchoß 34 Pfd. Eiſen; zwei Falkaunen, 9 Falkonetten zum Auswechſeln gegen eben ſo viel ſchadhafte, und 4 Haubitzen, 2400 Kugeln, 20 Centner Pulver, 20 Centner verſchiedenes Eiſen, 100 Centner Blei, 250 Spieße ꝛc.

Es waren vorräthig in Sziget auf Rädern gute Stuck allerlei Sort an 40, und 800 Centner Pulver.

Die Ausgaben für die Artillerie waren für die Geldverhältniſſe jener Zeit beträchtlich. Im Jahre 1602 wurde für Artillerie, Schiffbrücke und Schiffsweſen auf der Donau gezahlt monatlich 49,409 Fl.

Die Zahl der Schiffe oder der Artillerie kömmt bei dieſer Rechnung nicht heraus.

Von einem Generalſtab iſt lange Zeit keine Spur zu finden, die Feldkriegsräthe, welche dem Oberſtfeldhauptmann beigegeben waren, hatten wahrſcheinlich einige Functionen des Generalſtabes zu verſehen. Es waren deren gewöhnlich 2 bis 4. Der Oberſtfeldhauptmann berathſchlagte ſich mit ihnen über die vorzunehmenden Kriegsunternehmungen, ſie berichteten ſowohl hierüber, als über die wirklichen Vorfallenheiten an den Regenten und den Hofkriegsrath.

Das Geniecorps beſtand ebenfalls nicht; in den Acten heißt es blos, daß die feſten Plätze beſſer befeſtigt oder ausgebeſſert werden ſollen. Dies Geſchäft beſorgten Baumeiſter. Die erſten zwei Baumeiſter, welche in den Acten vorkommen, hatten 33 Fl. rhein. monatliche Beſoldung.

In ſpäterer Zeit wechſeln die Namen, es heißt bald: Kriegsbaumeiſter, Architect, Bauoffiziant, Kriegsbauſuperintendent. Oberſtwacht- und Baumeiſter zu Raab war Nikolaus Perlin (1595), General-Bau-Superintendent und Hofkriegsrath Hans Freiherr von Springenſtein.

Beinahe gleichzeitig erſcheinen die erſten Spuren des Generalſtabes und der Ingenieure. Kaiſer Rudolph ſchreibt an Erzherzog Matthias, daß bei vorfallender Gelegenheit dem Obriſten-Ingenieur Claudius Cograni eine Compagnie zu verleihen und Reiſegeld zu geben ſei (1596). Daſſelbe Jahr 1596 erſcheint als Obriſter-Quartiermeiſter Johann Baptiſt Pezzon.

Und ein Jahr ſpäter, 1597, erſcheint im Ausweis des Hofſtaates und Stabes des Feldgeneralen, ein Oberſt-Quartier-Meiſter und Ingenieur.

In einem ähnlichen Verzeichniſſe des Jahres 1598 wird abermals ein Oberſt-Quartiermeiſter und drei Ingenieure angeführt*).

Der Stab der Armee, wie er ſich nach und nach ausgebildet und am

*) Im k. k. Kriegsarchive.

Schluſſe des 16. Jahrhunderts beſtand, iſt am beſten aus folgendem Verzeichniß zu erſehen*).

Perſon und Generalat	3000 Fl.
Auf die Hoffahnen	5998 "
Leibgarde 100 Arquebuſierer	1728 "
Leibgarde 50 Trabanten und 50 Musketier . . .	882 "
Zeltſchneider und Zeltwagen	1187 "
Hofkriegsraths-Präſident	1000 "
Zwei Kriegsſecretaire, Kanzleiperſonal ſammt ihren Kutſchen und Zeltwägen, und Feldunterhalt ohne die ordinaire Beſoldung	454 "
Hofkammerrath und Kanzleiperſonale außer der ordinairen Beſoldung	700 "
Poſtamt	100 "
Muſter-Officiere	150 "
Türkiſche und ungariſche Dolmetſch	150 "
Kundſchafter, Couriere, Commiſſaire	1500 "
Verſchiedene Aufwärter	2000 "
Monatlich	18,839 Fl.

Auf die Aemter.

Herzog Mercurio als General-Oberſt-Lieutenant .	2000 Fl.
12 Trabanten	96 "
Oberſtfeldmarſchall	1500 "
Zwei Oberſtfeldmarſchall-Lieutenants und zugleich Oberſtwachtmeiſter	980 "
Zwei des Feldmarſchall-Amts Unter-Lieutenants .	250 "
Oberſtquartiermeiſter	508 "
Oberſtrumormeiſter mit 60 Pferden	1254 "
Oberſtwagenmeiſter	202 "
Oberſtfeldprofoß	632 "
Feldartillerie-Staat außer den Artillerie-Roſſen und Schanzenknechten	6000 "

*) Verzeichniß des Stabes, welchen Erzherzog Mattbias hatte, im Jahr 1600. Im k. k. Kriegsarchive.

Oberstschiffmeisteramt ordinair zu Feld	617 Fl.
Für desselben Amtes Nothdurft	6827 "
Feldschiffbrücken	988 "
Für den Ingenieur	100 "
Summa monatlich:	22,074 Fl.
In Allem:	40,913 Fl.

Unter dem Ausdruck: Person und Generalat war Erzherzog Matthias verstanden. Eine frühere Resolution sagt*): Erzherzog Matthias bezieht monatlich 3000 Fl. Außerdem 10,000 Fl. zur Ausrüstung. Für die Aufwärter 2000 Fl.

Unter Erzherzog Matthias stand als Feldmarschall Adolf Freiherr zu Schwarzenberg. Die Instruction des Letzteren ist merkwürdig; sie lautet**):

Er steht unter dem Befehle des Erzherzogs Matthias als Oberster-Feld-Generallieutenant. Er hat die oberste Justizia; Auswahl, Besichtigung und Bestimmung des Lagers; die Aufsicht über den Stand der Wege zum Zug des Heeres, beim Lager und vor dem Feind mit dem Oberquartiermeister und dem Lieutenant des Feldmarschalls; die oberste Aufsicht über das Proviantmeister-Amt. Er giebt die Zug- und Schlachtordnung gegen den Feind an und stellt sie auf; bestimmt die Allarmplätze des Heeres, die Anordnung für die ihm unterstehende Wagenburg und die gesammte Schiffbrücke. Er hat die Oberaufsicht über die Ingenieurs und Kriegsbaumeister der Festungen; im Einverständniß mit dem Oberstzeugmeister des Heeres, besonders bei Belagerung oder Entsatz einer Festung.

Die erste Einrichtung des Hofkriegsraths ist von Kaiser Maximilian. Unter Ferdinand I. ist vom Hofkriegsrath zum ersten Mal im Jahre 1531 die Rede. Hofkriegsräthe waren: Felitschian von Petschach, Joseph von Lamberg, Hans von Greisenegg, Hans von Lapiz. Aber da kein stehendes Heer bestand, waren die Functionen desselben bei Weitem nicht so ausgedehnt noch ausgebildet wie jetzt. Die Instruction Ferdinands weis't sie nur zur Berathung des nächsten Feldzugs an***).

---

*) Resolution Kaiser Rudolfs, dd. Prag, 12. Junius 1599.

**) Instruction an Adolf Freiherrn v. Schwarzenberg über das Feldmarschallamt, dd. Prag, 15. Julius 1598. Im k. k. Kriegsarchiv.

***) Weitere Organisirung des Hofkriegsrathes, 1531. Im k. k. Kriegsarchiv.

Drei Erforderniſſe finden ſich bei jedem Heere: Nahrung, Sold und die Controle über den Stand der Armee. Wie im 16. Jahrhundert die Verpflegung eingerichtet war, ergiebt ſich aus einer der Inſtructionen, die Ferdinand I. darüber erließ. Sie iſt an den Proviantmeiſter Hans Fünfkircher erlaſſen und lautet im Weſentlichen ſo*):

Er hat einen Gegenſchreiber. Er ſoll ſich anmerken, wo die Vorräthe ſind, und Ankäufe machen von Getreide, Hafer, Schmalz, Käſe, Eſſig, Gerſte, Erbſen, Wein. Alles ſo nahe als möglich an der Donau.

Für Alles, was er kauft, ſoll er ſich einen Gegenſchein geben laſſen, alles Gekaufte in ein Buch verzeichnen.

Die ſo Proviant haben und nicht verkaufen wollen, ſoll er anzeigen; auf einen beſtimmten Tag beſtimmen, wie es mit der Anſchaffung ſteht.

Die Niederlagsorte für Proviant ſind Linz, Krems, Kornneuburg, Wien, Preßburg.

Er ſoll die Frucht mahlen laſſen und Fäſſer für das Mehl beſtellen.

Proviantſhandlungen in erwähnten Städten.

Die Weine müſſen nach Qualität mit 1. 2. 3. bezeichnet und die unhaltbaren zuerſt geſchenkt werden. Ein Faß giebt 32 Aechterin.

Was ohne Schuld verdirbt, was die Knechte mit Gewalt nehmen, wird ihm in der Rechnung nachgeſehen.

Die Hauptleute müſſen den Proviant quittiren.

Das Verkaufte contraſignirt der Gegenſchreiber.

Das Gewicht des Brotes und der Semmeln wird beſtimmt.

Piskoten ſind auch zu beſorgen.

Die Proviantſetzung in Lagern beſtimmt jedesmal der Feldmarſchall. Er ſoll über Alles gute Rechnung halten.

Alles ſoll mit Wiſſen und ſo viel möglich im Beiſein des Gegenſchreibers verhandelt werden.

Es giebt einen oberſten Proviant-Commiſſair.

Es war Chriſtoph Freiherr zu Eyzing. Ihm wird über Alles Bericht erſtattet.

Proviant-Commiſſairs-Gehalt monatlich 100 Fl., ferner 8 Pferde,

*) Ferdinands I. Inſtruction für den Proviantmeiſter Hans Fünfkircher, dd. 20. Nov. 1541. Im k. k. Kriegsarchiv.

für jedes 10 Fl. monatlich, und für 6 Monate, die er im Feld ſtehen muß, noch 4 Pferde, mit demſelben Gelde.

Für einen Wagen monatlich 20 Fl. Auf einen Gotſchi 6 Fl. monatlich. Für die Zeit des Feldzuges 8 Trabanten, jeden zu 8 Fl. monatlich. Für das übrige Dienſtperſonale war ein Stab eingerichtet, fand ſich aber nicht vor.

Die Zahlung ging nicht aus Einer Kaſſe, ſondern die Befehlshaber, Obriſten, Feſtungs-Commandanten ꝛc. waren auf ſpecielle Einkünfte angewieſen, der Eine auf die Subſidien der nächſten Comitate, der Andere wurde von der Hofkammer bezahlt ꝛc.

Die Muſterung geſchah bei der Bezahlung oft durch Civilbeamte von der Branche, welche zahlte.

Für die Muſterung der Fußknechte und Reiter erließ der Hofkriegsrath ein vollſtändiges Reglement. Der Hauptzweck war, ſich zu überzeugen, ob die Mannſchaft, die von den Hauptleuten angeführt wurde, auch wirklich und waffenfähig vorhanden.

(Joh. Gf. Mailath, Geſchichte Oeſterreichs. Bd. II. Hamburg.)

Karl Freiherr von Zierotin,

kaiſerlicher Feldmarſchall, Kriegsrath und des Maltheſerordens Comthur zu Klein-Oels, Erbkämmerer in Mähren.

Wenige Häuſer geben ein ſo vollendetes Beiſpiel der Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe und Macht, wenige fielen ausſchließend einer einzigen Bewegurſache, der Reformation, und den wie immer neben den religiöſen zugleich mit pilzartiger Fruchtbarkeit gleichzeitig aufſchießenden politiſchen Ideeen von Wahlfreiheit und Selbſthilfe, vom Rechte der Widerſetzlichkeit gegen den eigenen Landesherrn, und von voller Befugniß zu bewaffneten Conföderationen, mit den Ständen anderer Provinzen zu gleichen bedenklichen Zwecken, ja ſelbſt mit auswärtigen Fürſten! — Wenige Häuſer, in Oeſterreich nicht nur, ſondern in ganz Europa, dürfen ſich eines ſo erlauchten Urſprunges rühmen, wie das — einſt in Böhmen und in den Niederlanden dieſer Krone, in Mähren und Schleſien — übermächtige Haus der nunmehrigen Grafen Zierotin.

Gleichwie die Letzten des Habsburgiſchen Mannesſtammes, von der Lauffenburgiſchen Seitenlinie, Lords Fielding von Habsburg zu Denbigh und Desmond, noch im brittiſchen Parlament ſitzen, während mit zwei Karln, die ſpaniſche Linie vor **150**, die deutſche vor **120** Jahren, beide zur Loſung furchtbarer Erbfolgekriege erloſchen ſind, ſo blühen auch noch in den Zierotinen echte Sprößlinge des waragiſchen Rurik, deſſen Mannesſtamm **1598** mit dem Czar Feodor erloſch, dem Uſurpator Boris Gudunow und den Unruhen des Pſeudo-Dimitrji, und erſt nach anderthalb blut- und grauserfüllten Jahrzehenden, dem Hauſe Romanow Platz machte. —

Der Zierotine Glanz und Macht, in der Gegenwart tief von jenem königlichen Giebel herabgeſunken, den ſie in einer mannhaften Vorwelt ſtolz und herrlich behaupteten, iſt darum nicht untergegangen. — Sie zählten in ihren Reihen großmüthige Freunde, ſtandhafte Beſitzer, liebende Genoſſen des claſſiſchen Alterthums, der Hiſtorie, der redenden und bildenden Kunſt. So mancher Zierotin iſt ein Gott der Schlachten, ſo mancher das Orakel der Rathsverſammlungen; ihre Burgen ſind aber auch oft die Freiſtätte des Verfolgten, das nährende und pflegende Vaterhaus des aufkommenden Talentes geweſen. Sie haben auch darum Bewahrer ihres Ruhmes gefunden. Durch dieſe lebt das Gedächtniß ihres Ruhmes noch.

Von Aeneas Sylvius Piccolomini und von Haſek bis auf Pelzl, haben die böhmiſchen und mähriſchen Alterthumsforſcher der Zierotine Glanz und Thaten nicht unerörtert gelaſſen. — Polniſche und ruſſiſche Genealogen konnten eben ſo wenig an dem alten Rufe ihrer Abſtammung ohne Blick und Gruß vorübergehen.

Einige Werke, wie Kalins von Marienberg „virtus leonina“, und Cruggers „Fünf Zierotiniſche Kleinodien“, haben ſich eigends damit beſchäftigt.

Ob die Zierotine von Oleg abſtammen, der den geliebten Sohn vor jenem Blutbad unter den Söhnen Swatoslaws, durch Polen in das ferne Böhmen flüchtete, und die erlauchte Abkunft und das traurige Geſchick unter dem unbekannten Schilde des ſchwarzen Löwen, und unter dem klagenden (vier Jahrhunderte ſpäter durch Huß, Zizka und Procop in Böhmen ſo bedeutenden) Namen Waiſe (wovon Zierotin) verbarg? — ob von Wladimir dem Großen, Olga's und Igars Enkel, der, ein Zeitgenoſſe des großen Otto, ſich Gattin und Chriſtenthum aus Conſtantinopel holte? — ob von dem 1073 durch ſeine Brüder Wſewoland und Sviatoslaff von ſeinem großherzoglichen Sitze zu Kiew vertriebenen Czaren, Iſaslav oder Dimitry? iſt aus den Bruchſtücken der auf uns gekommenen, einander gleichwohl nicht widerſprechenden Ueberlieferungen mit Gewißheit nimmermehr zu erörtern.

Der vierte Plichta von Zierotin ſendete in den für Böhmen unvergeßlichen, für Rußland aber, durch das fortdauernde mongoliſche Joch und durch ſchmerzliche Verluſte in Süd und Weſt an die Polen und an den Litthauer Gedemin, bezeichneten Tagen Karls IV. ſeinen Vetter Georg nach Moskau. Er ſollte die Beweiſe der Abkunft vom alten Czarengeſchlechte

dort anerkennen laſſen und das Fehlende ergänzen, aber Georg Zierotin verfehlte nicht nur den Zweck dieſer Sendung, ſondern kam auch gar nicht zurück.

Die Todesbotſchaft Plichta's bei Creſſy mit ſeinem König und mit dem Kern des böhmiſchen Adels, tödtete ihn im fremden, öden Land — und ſein Geſchlecht ſah ſich dadurch, zum unerſetzlichen Schaden der Hiſtorie, aller mit ſich gebrachten Urkunden und Aufzeichnungen beraubt. — Die Abſtammung ſelbſt iſt darum nicht minder gewiß, und daß in den Adern der Zierotine, durch die Ehe des großen Wladimir, das Blut nicht nur der alten eingebornen Dynaſtie Rußlands und der byzantiniſchen Kaiſer fließe, ſondern auch wahrſcheinlich durch Letzteren, der Macedonier und der perſiſchen Arſaciden! — Gibbon history of the decline and fall of the roman empire. Vol. 5. pag. 48 and 49.

In dem eigentlichen goldenen Alter der Zierotine, von dem erſten bis auf den zweiten Ferdinand, ſpalteten ſie ſich in die Linien von Napagedel und Lundenburg; Alt-Titſchein und Huſtopetſch; Meſeritſch und Namjeſt; in die böhmiſche zu Colin; dann durch Pazenko und Catharina, Gräfin von Oſſek, aus dem Hauſe Riezieberg (aus dem auch Euphemia, des erſten Plichta Gemahlin, aller Zierotine Ahnfrau, geweſen), in die Linie von Wieſenberg, welcher der gegenwärtig einzig noch übrige Stammherr, Graf Zdenko Ernſt, Herr auf Blauda, k. k. Rittmeiſter in der Armee, entſproß.

Drei Niklas Salme hintereinander, alle Drei Ritter des goldenen Vließes, alle Drei Feldhauptleute und Statthalter in Ungarn, haben Ferdinand I. und Max II. das bereits halb rebelliſche, halb türkiſche Ungarn erhalten. Nicht ſo viel weniger thaten für den gleichen Zweck drei Zierotine, Karl von der Altitſcheiner Linie, Maltheſer Ritter; Paul und Friedrich aus jener von Napagedel, dem unermeßlicher Ehrgeiz gewaltſamen Tod gebracht.

Unter Rudolph II. ſtanden im gleichen Jahre achtzehn Zierotine in ausgezeichneten Stellen am Hof, im Rath, in der Armee — und von den Herzogen von Oppeln und Münſterberg bis auf mehrere der edelſten, dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe ergebenen Geſchlechter Italiens, iſt kaum eines, dem ſich nicht die Zierotine durch Heirath oder Schwägerſchaft ehrenvoll geſippt hätten! —

Alle ihres Geſchlechts überglänzten jedoch Karl von Zierotin der

Jüngere, Herr auf Namjeſt, als Haupt der Picarditen bekannt (über dieſen werde ich im erſten Jahrgange meines heuer im Herbſte erſcheinenden hiſtoriſchen Jahrbuches „Clio“ noch ausführlicher berichten), und Karl von Zierotin der Aeltere, der ausgezeichnete Feldherr.

Karl von Zierotin aus der Altitſcheiner Linie, Peters auf Schömberg Sohn, iſt einer der glänzenden Sterne, die um den ſchwarzen Löwen den Lorbeerkranz nimmer vergänglichen Ruhmes geflochten. Margarethe aus dem heldenherrlichen und mächtigen Hauſe der Pernſteine, gebar ihn 1509 dem Herrn Peter Freiherrn von Zierotin auf Schömberg. Daß er im Frühlinge ſeines Lebens in den Maltheſerorden trat, iſt nicht befremdend: zählte ja das Haus ſchon mehrere Templer, Johanniter- und deutſche Ritter in ſeinen Reihen. In Wiſſenſchaften wohl erfahren und gebildet auf Reiſen faſt durch alle Lande Europa's, trat er in die Dienſte Kaiſer Karls V.

Im glücklichen Zuge gegen Tunis (1535), den der Kaiſer zur Züchtigung Barbaroſſa's, des furchtbaren und glücklichen Seeräubers, der alle Meere mit Schrecken erfüllte, alle Küſten der kaiſerlichen Länder plünderte und verheerte, und den um Schutz flehenden König von Tunis, Muley Haſſan, vertrieben hatte, unternahm, legte er, ſo viel bekannt, die erſten Proben ſeiner Tapferkeit ab. Er war mit unter den 120 Maltheſerrittern, die im Sturme und der Eroberung der Veſte Goletta, der Vormauer von Tunis, und in der faſt allein bewirkten Eroberung Bona's herrlichen Ruhm einlegten. Aber uneingedenk der früheren Züchtigung, hatten die Seeräuber die Meere unſicher gemacht, alle Küſten des mittelländiſchen Meeres verwüſtet, geplündert und die Menſchen in unſelige Sclaverei geſchleppt. Kaiſer Karl entſchloß ſich alſo, wider die Abmahnung des Papſtes und der kampfverſuchteſten und berühmteſten Feldherren und Seeleute, bei weit vorgerückter Jahreszeit, wo alle Schiffe ſchützenden Hafen ſuchen, zu einem neuen Zuge gegen das Raubneſt Algier. Nicht das Schwert der Muſelmänner, grauenvolle Seeſtürme vernichteten einen großen Theil der Schiffe und der Bemannung, und der Zug war durchaus vereitelt. Darauf eilte Karl der Heimath zu und erhielt irgendwo eine Commende. Daß es Klein-Oels in Schleſien geweſen ſei, wie Mehrere behaupten, iſt unwahrſcheinlich, da ſie ſchon 1543 vom König Ferdinand an den Feldmarſchall und Hatſchier-Hauptmann Georg Warkotz von Napſchitz verpfändet wurde. Aber ihn drängte Thatendurſt fort in des Kriegs Getümmel. In dem

nach des Gegenkönigs Johann von Zápolya Tode mit seiner Witwe und den zu Hilfe gerufenen Türken aufgeloderten Kriege in Ungarn (1540 flg.) fand er einen weiten Schauplatz rühmlicher Thaten. Er stand unter dem Befehle des Feldmarschalls Wilhelm von Rogendorf, des innigen Freundes des heldenherrlichen Vertheidigers Wiens, Niklas Salm. Pesth, der einzige Gewinn des Feldzuges, kam nur durch Zierotin in kaiserliche Gewalt. Während der Belagerung von Belgrad fiel er in das türkische Lager, und schon umringt vom Feinde, schlug er sich durch ein Geschwader Spahis. Wie er sich auf Streifzügen tapfer mit dem Schwert herumtummelte, zeigte er sich eben so gewandt in Unterhandlungen, die er mit dem Feinde pflog. Im Jahre 1544 befehligte er die mährischen Hilfstruppen, schlug vereint mit Franz Niary auf dem Salcaner Felde zwischen Lewenz und Gran die Türken in die Flucht, und erlegte ihrer viele Hunderte.

Im Kriege gegen Johann von Sachsen und Philipp von Hessen (1547), den Häuptern des Schmalkaldner Bundes, stieg er auf die höchste Stufe militairischer Würde. Als Feldmarschall in Voigtland, und Befehlshaber der schweren Reiterei, zeigte er sich in allen Angelegenheiten, von der Mühlberger Schlacht bis zur Besetzung Prags und der Zertretung der Freiheit schwindelnden Stände Böhmens in alter erprobter Weise.

Im Jahre 1551 führte er wieder die mährischen Hilfsvölker nach Ungarn, er stand mit ihnen vor Lippa, und immer geistesgegenwärtig und unerschrocken, ließ er bei einem plötzlichen und raschen Ausfalle der Türken schnell seine Reiterei absitzen, stürmte unwiderstehlich vorwärts und erschlug den größten Theil der Feinde. Im glücklichen Sturme und an der Eroberung der Stadt, wo alle Regimenter verschiedener Zungen und Weltgegenden in regem Wetteifer sich hingaben, hatte er den größten Antheil, und solcher Tapferkeit nicht gewachsen, übergab der Feind auch Csanad, um nur freien Abzug aus Lippa's Schloß zu erhalten. —

Des Zierotiners Treue und ersprießliche Dienste lohnte der Kaiser (1553) mit der erblichen Schenkung der Herrschaft Zicheschitz in Böhmen. Der größte Beweis, welches Vertrauen der König Ferdinand in ihn gesetzt, war, daß er ihn seinem Sohne, gleichen Namens, an die Seite gab, als dieser den Oberbefehl in Ungarn übernahm (1556). Mehrere Schlösser fielen, aber die schönste That des Feldzuges und der letzte Sonnenstrahl in sein thatenreiches Leben, gehört allein dem Zierotiner. Szigeth,

deſſen Vertheidigung ein Jahrzehend ſpäter Niklas Zrini unſterblich gemacht, von Türken rings umlagert, ohne Lebensmittel und Geſchütz, in naher Gefahr, dem ſtürmenden Feinde zu fallen, mußte mit allen Bedürfniſſen verſehen werden. Ferdinand gab Zierotin den ſchwierigen, wenngleich ehrenvollen Auftrag. Und er löſ'te ihn, wie ihn Niemand beſſer hätte löſen können. An der Spitze ſeiner verſuchten böhmiſchen und mähriſchen Reiterei, mit reichlicher Zufuhr, ſchlug er ſich mitten durch das Lager zum Schloſſe hindurch, gab ſie hier ab und bahnte ſich, niederwerfend und glücklich den Weg zum Heere wieder zurück. Die Türken ſahen alle ihre Verſuche vereitelt, mußten die Belagerung bei herandrechender Kälte aufgeben und ihre Winterquartiere beziehen; das kaiſerliche Heer theilte ſich in zwei Theile, und Ferdinand führte den einen, Zierotin den andern in die Heimath zurück.

Was Crugger in ſeinen „Fünf Kleinodien des berühmten Hauſes Zierotin" ſagt, als habe Karl bei dem Tode mehrerer Stammesvettern den Bitten ſeiner um das ungegründete Ausſterben des herrlichen Geſchlechts beſorgten Freunde nachgegeben, mit päpſtlicher Dispens das Ordenskreuz Gott Hymen zum Opfer gebracht, und ſei durch ſeine reiche Gemahlin Veronika von Trzky, eine Herzogin von mütterlicher Seite, der Stifter der neuen böhmiſchen Linie geworden, iſt eine Verwechſelung mit Karl von Zierotin dem Jüngern, Herrn auf Namjeſt, aus dem Lundenburger Zweige. Einen Blick in ſein Inneres und ſein kindliches Vertrauen auf die waltende Vorſehung gewährt ſein Wahlſpruch: „Alles Gott, nichts dem Glück!" *)

Seine Tage ſchloß er am Hofe des Kaiſers im Jahre 1560.

(Mit Benutzung der Forſchungen eines d'Elvert, Hormayr, Crugger, Richter.)

---

*) Omnia Deo, Fortunae nihil.

Hans Freiherr von Katzianer,

kaiſerlicher Feldmarſchall und Landeshauptmann von Krain.

Ungefähr gegen das Ende des 15. oder noch in den erſten Jahren des 16. Jahrhunderts ward Hans Katzianer auf der Burg Katzenſtein — im nördlichen Theile Oberkrains gelegen — geboren. Wie jedoch ſein Vater, deſſen ritterliches Geſchlecht weit verzweigt und hoch geachtet im Lande bis über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinausreichte, geheißen, welche Erziehung der junge Sprößling genoſſen, hat die Geſchichte mit Stillſchweigen übergangen, nicht aber die Ereigniſſe jener Zeit, welche das Land und auch die Burg, in der Hans Katzianer ſeine Jugend verlebte, ſtürmiſch berührten. — Schon als Kind und Jüngling hatte er viel von den blutigen Raub- und Verheerungszügen gehört, welche mit gezücktem Schwerte nicht nur das Grenzland, ſondern auch Kärnthen und Krain in wilder Mordluſt durchzogen und Alles mit Angſt und Entſetzen erfüllten. Urſachen genug, in dem muth- und kraftvollen Jünglinge den begeiſternden Entſchluß zu wecken, ſein Schwert einſt zum Schirme der Kirche und des Glaubens, zum Schutze ſeines Vaterlandes gegen den blutlechzenden Erbfeind der Chriſtenheit zu führen.

Dieſe ernſte und ſchwerbedrohliche Zeit wurde indeſſen für Hans Katzianer noch gefahrvoller, als er, kaum in die erſten Stadien des Mannesalters getreten, ſeinen Vater durch den Tod verlor. Sein Bruder Franz hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, ſomit war ihm allein der Beſitz der väterlichen Burg und des dazu gehörenden Gebietes zugefallen — und dies gerade in einer Zeit, wo von Oſten her ein neuer Sturm, gefahrvoller wie kaum einer zuvor, die chriſtlichen Nachbarſtaaten bedrohte.

Den Thron der Osmanen hatte im Jahre 1520 Soliman II., der Große, der Prächtige, der Geſetzgeber, und von den Seinen auch der Herr ſeines Jahrhunderts genannt, beſtiegen. Alles, was eines Regenten Geiſt Großes und Gewaltiges in Plänen und Gedanken umfaſſen muß, um ſein Leben und durch ſein Leben zugleich auch ſeine Zeit aus der Bahn der Gewöhnlichkeit hinaus zu erheben, war in ihm vereint. Darum erfüllte er nicht blos ſeinen Namen mit einem Ruhm und Glanz, wie noch kein Sultan vor ihm, ſondern er machte auch ſeine Zeit zu der merkwürdigſten

in der Geſchichte des osmaniſchen Reiches. Denn nie glänzte dieſes Reich durch ſolchen Flor der höchſten Macht und Größe, wie unter Solimans 46jähriger kräftiger Regierung.

Seine Begierde, die Grenzen ſeines ausgedehnten Reiches durch Siege zu erweitern, und Muhameds Lehre mit dem Schwerte in die Länder der Chriſtenheit zu verpflanzen, ward bald befriedigt.

Gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſchickte er einen Abgeſandten an den Hof des geiſt- und körperſchwachen Königs Ludwig II. nach Ofen, um ihn an den der hohen Pforte zu leiſtenden Tribut zu mahnen. Er erſchien gerade zur Zeit, als der fünfzehnjährige Knabenkönig ſeine Vermählung mit Maria von Oeſterreich feierte. Die Forderung kam ungelegen und beleidigte. Statt daher an ihre Erfüllung zu denken, ward Solimans Abgeſandter ſchwer gemißhandelt, in einen finſtern Kerker geworfen und nach Einigen ſogar ermordet. Dieſen Frevel zu rächen, trat der Sultan zum erſten Male ſelbſt an die Spitze einer gewaltigen Heeresmacht.

Faſt widerſtandlos fielen beinahe alle feſten Schlöſſer an der Save in Solimans Gewalt, und ſchon im Juli deſſelben Jahres (1521) ſtand er vor Belgrads Mauern. Trotz aller Tapferkeit der Beſatzung, die 20 Stürme abſchlug, fiel nach 14tägiger Belagerung auch dies Bollwerk der Chriſtenheit an der Grenze Ungarns in die Hände des Sultans.

Weit verderblicher noch für Ungarn und ſeine Nachbarländer brach das Jahr 1526 heran. Durch den glücklichen Erfolg ſeines erſten Kriegszuges aufgemuntert, und wohl unterrichtet von den großen Zerwürfniſſen im Ungarlande, deſſen beſte Kräfte von den Parteifehden Bathory's und Zápolya's ſeit Jahren verzehrt wurden, von den Spaltungen der Stände und ihren erfolgloſen Landtagen, brach Soliman am 23. April 1526 mit einem Heere von beinahe 300,000 Mann zum zweiten Male von Conſtantinopel auf, ſich abermals an ihre Spitze ſtellend, und begleitet vom Großweſſir Ibrahim, ſeinem mächtigen Günſtlinge. Ohne Widerſtand zu erfahren, ging er über die Donau, nahm die Stadt Peterwardein im erſten Anlaufe und ſandte dem König Ludwig die ſtolze Botſchaft: — Er komme, Ungarn und Deutſchland zu erobern, ſein Reich von einem Ende der Welt zum andern auszubreiten, die Chriſten zu vertilgen, und ſtatt des Kreuzes überall den ſiegenden Halbmond aufzupflanzen.

Bei ſo dringender Gefahr ließ König Ludwig nach alter Sitte einen

blutigen Säbel durch alle Städte und Dörfer Ungarns tragen und die ganze ſtreitfähige Mannſchaft unter Todesſtrafe gegen die Ungläubigen aufbieten. —

Am 29. Auguſt 1526, am Tage, an welchem vor fünf Jahren Belgrad, die Vormauer Ungarns, gefallen war, gab Ludwig (der bei Mohácz mit einem ſchwachen Heere der ganzen Macht Solimans gegenüberſtand), dem ungeſtümen Andringen ſeiner Umgebung nachgebend, das Zeichen zur Schlacht. Stürmiſch war der Anfang der Schlacht. Bald wendeten die Türken den Rücken und lockten die Ungarn an einen Hügel bei Földvár, von dem der Großherr die Schlacht überblickte und lenkte, von dem Kern der Janitſcharen und einem zahlreichen Geſchütz umgeben. Das Kreuzfeuer der türkiſchen Kanonen verbreitete Tod und Verderben; der Janitſcharen Freudengeſchrei und das Geheul der Sterbenden und Verwundeten übertönte ſelbſt den Donner des Geſchützes; Staub- und Rauchwolken machten auch die nächſten Gegenſtände unkenntlich; auf allen Punkten durchbrochen, ſtäubte der rechte Flügel des ungariſchen Heeres auseinander; bald ward die Flucht allgemein, und in weniger als anderthalb Stunden hatte Soliman mit ſeinen zahlloſen und gut geleiteten Streitkräften einen vollſtändigen Sieg erfochten.

Der Verluſt des königlichen Heeres war ungeheuer. Nur etwa 4000 Mann mit dem Palatin Bathory retteten ſich in der Dunkelheit, alle Uebrigen wurden theils gefangen, theils fanden ſie in der Schlacht oder in den umliegenden Moräſten den Tod. Unter 22,000 Ungarn, deren Leichname den Kampfplatz bei Mohácz bedeckten, befanden ſich 7 Biſchöfe, 28 Magnaten und 500 Ritter.

König Ludwig, von der Menge fortgeriſſen, eilte gegen Fünfkirchen zu. Bei dem Dorfe Ezelje wollte er ſich über einen ſumpfigen Grund retten. Das Pferd ſank ein, wollte ſich emporhelfen, fiel aber, von den Beſchwerden der Schlacht und der Eile der Flucht ermattet, auf den König, den die Schwere ſeiner Rüſtung unter dem Waſſer hielt. So endete Ludwig, der letzte aus dem Hauſe Jagello.

Soliman befleckte ſeinen Sieg durch die wildeſte Grauſamkeit. Am Tage nach der Schlacht wurden auf ſeinen Befehl 1500 der vornehmſten Gefangenen in einen Kreis geſtellt und in Gegenwart des ſiegreichen Heeres enthauptet.

Die Türken drangen hierauf nach Ofen vor, welches ohne Wider-

ſtand in ihre Hände fiel; dann richteten ſie heimkehrend nach allen Seiten hin die furchtbarſte Zerſtörung an, plünderten, brannten, mordeten Widerſtehende und Wehrloſe und ſchleppten bei 300,000 Chriſten in die Sclaverei fort.

Johann Zápolya ſah an der Spitze eines zahlreichen Heeres der Niederlage ſeines Königs, ſo wie dieſen furchtbaren Verwüſtungen ſeines Vaterlandes ruhig zu, ſeine Kräfte auf den Kampf um die ungariſche Krone ſparend, die er, von einem zügelloſen Ehrgeize angetrieben, dem rechtmäßigen Thronfolger, dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich, zu entreißen ſtrebte. (Haßler, Geſch. des öſterr. Kaiſerthums. S. 217 — 219.)

Ein blutiger Bürgerkrieg ſchien jetzt unvermeidlich. Der Sultan, nunmehr Herr und Gebieter des Landes, verſprach, die Krone Ungarns auf das Haupt Johann Zápolya's, des Woiwoden von Siebenbürgen, zu ſetzen, deſſen Partei mit jedem Tage wuchs, ſo zwar, daß ihn im November 1526 ſchon ein großer Theil des ungariſchen Adels auf einem Landtage zu Stuhlweißenburg einmüthig zum König erwählte — ſich auf ein altes Geſetz ſtützend, daß nie ein Fremdling die Krone Ungarns tragen ſollte.

Der Erzherzog Ferdinand, ſeit dem 24. Februar 1527 in Prag zum König von Böhmen gekrönt, hatte außer den alten Erbverträgen, welche ihm den Beſitz des Königreichs nach dem Erlöſchen des Jagelloniſchen Mannesſtammes in Ungarn ſicherten, an der verwitweten Königin Maria, ſeiner Schweſter, und dem Palatin Stephan Bathori an der Spitze einer mächtigen Partei unter den Magnaten des Landes eine große Stütze. Auf einer zu Preßburg zahlreich gehaltenen Verſammlung ward der Landtag zu Stuhlweißenburg, weil er nicht nach altem Brauche vom Reichspalatin angeſagt worden, für ungeſetzlich und ordnungswidrig, daher auch die Königswahl Zápolya's für widerrechtlich und ungiltig erklärt. Es ging alſobald das Gebot, Jeder ſolle binnen vierzig Tagen die Partei des Eindringlings verlaſſen. Darauf ward unter großem Jubel Ferdinand von Oeſterreich als einzig rechtmäßiger König von Ungarn ausgerufen und ſofort eine Botſchaft nach Böhmen geſandt, die ihn aufforderte, ſobald als möglich vom Throne Ungarns Beſitz zu nehmen.

Schwer bekümmert vernahm Ferdinand in Böhmen die ihm zugebrachte Botſchaft. Um den Thronſtreit wo möglich auf friedlichem Wege auszugleichen, knüpfte er mit Johann Zápolya gütliche Unterhandlungen an.

Nachdem aber die Wege der Güte keinen erwünſchten Erfolg brachten, ſo beſchloß jetzt Ferdinand, ſein Recht mit dem Schwerte zu erkämpfen. In allen ſeinen Landen ward zum Kriege gerüſtet. Vom Kaiſer mit Geld unterſtützt, ließ Ferdinand eiligſt im Reiche Truppen werben, und überall ſchaarten ſich Streiter und zogen bald in anſehnlichen Heerhaufen nach Wien hinab. Faſt kein Fürſt im deutſchen Reiche blieb ohne Theilnahme an der Sache des deutſchen Namens.

So ſtand denn im Frühlinge eine Kriegsmacht von 5900 Mann ſchwerer und 4100 leichter Reiterei und 16,000 Mann Fußvolk bei Wien zuſammen. An ihre Spitze ſtellte Ferdinand als oberſten Feldhauptmann den Markgrafen Kaſimir von Brandenburg. Unter den vielen deutſchen Männern von Nah und Fern, welche ſich dem Markgrafen anſchloſſen, finden wir auch den — Freiherrn Johann von Katzianer, welcher hier zum erſten Male auf die Weltbühne trat. Er hatte dem Könige Ferdinand Streitvolk aus Krain zugeführt. Keine Kunde hat ſich erhalten, ob er ſich bisher ſchon in der Kriegsführung irgendwo hervorgethan, und auf welche Weiſe er ſich im Kriegsweſen ausgebildet. Kaum aber tritt tritt er aus dem Dunkel, in welchem ſein bisheriges Leben verborgen liegt, auf den Schauplatz der Welt hervor, als ſein ritterlicher Geiſt ſich alsbald ſo geltend zu machen gewußt, daß wir ihn auf dieſem Kriegszuge noch als einen der kühnſten und tüchtigſten Führer des Reitervolkes hervorglänzen ſehen. Denn während Ferdinand ohne weiteren Widerſtand über die Grenzen Ungarns einrückte, wo ihm der Palatin, eine große Zahl Magnaten und faſt der geſammte Adel des Reiches entgegenkamen, um ihn als König zu begrüßen, war mittlerweile auch Hans Katzianer an der Spitze einer Heeresabtheilung am linken Ufer der Donau hin in's feindliche Land eingebrochen, um dort Zápolya's Anhänger zu vertreiben. Er fand wenig Widerſtand. Kaum war er vor Preßburg erſchienen, als die Beſatzung des Schloſſes ſich freiwillig geneigt erklärte, ſie werde ſich dem Gehorſam Ferdinands ergeben, ſobald er die Krone des heiligen Stephan werde auf's Haupt geſetzt haben, und nahm ſchon vorläufig eine bedeutende Anzahl von Katzianers Kriegsleuten als Beſatzung in das Schloß auf, während er mit der übrigen Schaar nordwärts hinauf vor das feſte Tirnau zog.

Auch dieſes, kaum mit einer Belagerung bedroht, öffnete ihm die Thore. Nachdem er ſich den Beſitz durch eine hinlängliche Beſatzung ge-

ſichert, ſtürmte er mit nur noch 4000 Mann weiter hinauf bis Neutra, wo er den Biſchof, der Johann Zápolya gekrönt hatte, zur Unterwerfung zwang, um fortan ſeinen Fahnen zu folgen. Von nun an widerſtand dort nichts mehr Katzianers kühnen Waffen; wo ſich einzelne Haufen von Zápolya's Anhang zeigten, wurden ſie geſchlagen und zurückgeworfen. Die dortigen Bergſtädte und feſten Schlöſſer wurden eines nach dem anderen in großer Zahl erſtürmt, ſo daß in jenen Gegenden durch Katzianers Entſchloſſenheit in wenig Wochen Alles der Waffenmacht Ferdinands unterliegen mußte.

Noch glänzender waren die Erfolge ſeines Waffenglückes im nächſten Jahre (1528). Johann Zápolya, durch einen Aufſtand aus Siebenbürgen vertrieben, wagte im Vertrauen auf zahlreichen Anhang in Ungarn und von den Seinen aufgefordert, ohne die Beihilfe des Sultans zu erwarten, im Anfange des gedachten Jahres mit einer Schaar von 7000 Mann über die Theiß zu ſchreiten und bis Kaſchau vorzudringen, denn der Gewinn dieſes feſten Platzes war für ihn von großer Wichtigkeit. Kaum von Zápolya's Unternehmen gegen Oberungarn unterrichtet, warf ſich Katzianer, den König Ferdinand bei der Rückkehr in ſeine Erbſtaaten zum Schutze des nördlichen Ungarns zurückgelaſſen hatte — eiligſt mit ungefähr 4000 Mann Truppen in die öſtlichen Lande bis Kaſchau, um dieſen wichtigen Grenzpunkt zu vertheidigen. Nur zwei Meilen noch von dem Orte entfernt, erhielt Zápolya Kunde von des Feindes Ankunft. Er beſchloß, ihn von dort zu vertreiben, hielt jedoch vorerſt für rathſam, die Stärke des feindlichen Heerhaufens näher auszuforſchen, bevor er ſich mit ihm in einen Kampf einlaſſen könne.

Es war am 8. März ſchon ſpät Abends, als er ſeine Truppen unweit Kaſchau gegen eine Berghöhe hinanführte, um ſich dort zu lagern, da ihm dieſe Stellung gegen etwaigen Ueberfall hinlänglich ſicher ſchien. — Noch aber war die Höhe nicht ganz erſtiegen, als ſich plötzlich und unerwartet am Fuße derſelben eine feindliche Maſſe von nicht unbedeutender Stärke zeigte; es war ein Theil von Katzianers Streitmacht, den er ſelbſt herbeigeführt und ſogleich auf's Trefflichſte zum Kampfe geordnet hatte. — Er beſtand aus 100 ſchwergerüſteten Reitern, 300 Lanzenträgern, 800 Mann böhmiſchen Fußvolks und einem ungariſchen Streithaufen. Hinter einem nahen Walde hatte Katzianer ein Fähnlein ungariſcher Huſaren aufgeſtellt, die den Feind, wenn es zum Kampfe komme, von der Seite her

beſchäftigen ſollten. Obgleich an Truppenzahl dem heranziehenden Feinde weit überlegen, hätte Zápolya — da ſein Volk vom langen Marſche ermüdet war — doch gerne den Angriff bis auf den folgenden Morgen verſchoben. Allein die ungeſtüme Kampfluſt der im Walde verſteckten Truppen begann immer heftiger ihren Feind zu necken. Es ſtürmten von beiden Seiten größere Haufen herbei, es kam zum förmlichen Kampfe. — Aber er hatte kaum begonnen, als er auch ſchon beendigt ſchien, denn gleich im erſten Angriffe wurden Zápolya's leichte Reiter in die Flucht geworfen.

Die erſten Kämpfer, welche den Kampf begonnen, waren die Erſten wieder vom Kampfplatze ſich flüchtend, und ihre Flucht entſchied auch zur vollſtändigen Niederlage der Uebrigen. Zwar hielt Zápolya's Fußvolk den Kampf noch theilweiſe aufrecht; allein es konnte dem Feinde unter Katzianers trefflicher Führung und deſſen ſchwerem gutbedecktem Geſchütze ebenfalls nicht lange widerſtehen, in weniger als einer Stunde war Zápolya's ganze Streitmacht vernichtet und zerſtreut. Er ſelbſt hatte ſich nur mit 300 Mann kaum durch die nahe Waldung retten können, um nicht von ſeinen eigenen Kriegern, die ihn im Kampfe verlaſſen hatten, aufgefangen, todt oder lebendig ſeinen Feinden ausgeliefert zu werden. Vierhundert Wagen, 16 Stück Geſchütz und alles Kriegsgeräth wurden vom Sieger erbeutet, unter Anderem fanden ſich auch in einem der Wagen wichtige Briefe des Königs von Polen vor, die manche neue Aufſchlüſſe über des Königs heimliche Verhältniſſe zu Johann Zápolya gaben.

Wie gering im Ganzen die beiderſeitigen Kräfte auch waren, welche ſich bei Kaſchau gegenüber ſtanden, ſo erfolgreich war doch der Sieg für König Ferdinands Sache; denn durch des Katzianers Tapferkeit und Kriegsmuth ſchien nun erſt die Königskrone auf ſeinem Haupte geſichert zu ſein. Johann Zápolya flüchtete ganz hoffnungslos mit den wenigen Trümmern ſeines geſchlagenen Heeres über die Karpathen nach der polniſchen Grenze. Dort verließen ihn die wenigen Ungarn, die ihn bisher begleitet hatten, und gingen zurückkehrend zur Partei Ferdinands über. Nur ſein Stallmeiſter und einige Diener blieben ihm noch treu. Von Allem entblößt, kam er in Kaminiec an, wo er eine Zeit lang verweilte, bis ihm der Wojwode Johann Tarnowski Zuflucht und Schutz auf ſeinem Schloſſe Tarnow anbot, und ihm dieſes bis auf beſſere Zeiten zum Aufenthalte einräumte. —

In Ungarn hatte Zápolya ſo gut wie keinen Anhang mehr. Seit

dem letzten Siege war des Katzianers Name und Waffe weit und breit gefürchtet und gefürchtet. Bis an die Grenzen Lodomeriens und Mährens unterwarf sich Alles seinem Gebote, fast ohne allen Widerstand fielen die Gebiete von Zips, Liptau, sammt allen Schlössern der nördlichen Gespannschaften in König Ferdinands Gewalt. Nur das feste und mit allen nöthigen Bedürfnissen reich versorgte Trentschin, welches einst der kriegerische Stephan Zápolya, Johanns Vater, mit starken Mauern, Wällen und Graben befestigt hatte, trotzte noch der Waffenmacht Katzianers über dreißig Tage lang, und schon verzweifelte er, den wichtigen Platz, der überdies mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf aller Art angefüllt war, gewinnen zu können, als es endlich auf den Rath eines einstigen Dieners Johann Zápolya's, der mit den örtlichen Verhältnissen ganz genau bekannt war, gelang, die Stadt und das Schloß in Brand zu stecken. So fiel auch Trentschin, als die Flammen über die Häupter seiner Vertheidiger zusammenschlugen und das Feuer das Schloß beinahe ganz verzehrt hatte, in Ferdinands Gewalt. Darauf ergaben sich auch alle übrigen Schlösser und festen Plätze an beiden Ufern der Waag hinauf, denn nirgends bot man den Waffen des Katzianers einen Widerstand mehr entgegen.

„Es ist zu fürchten" — schrieb ein gleichzeitiger Rathsherr aus Krain — „daß, wenn der jugendliche Mann, der siegesgierige Katzianer, dort ferner mächtig bleibt, er mit seinem Glücke gar Alles überwältigen werde, dem nichts kann seinen Waffen widerstehen."

Während in solcher Weise des Katzianers Waffenglück das ganze nördliche Ungarn Ferdinanden unterworfen hatte, traten Männer auf den Schauplatz, die den großen Besitz des Reiches sehr in Frage stellten. Hieronymus Lasky, der eben so schlaue als gewandte Palatin von Siradien, war nach Zápolya's Niederlage bei Kaschau nach Constantinopel geeilt, um beim Sultan Schutz für den flüchtigen Johann zu suchen. Er fand dort an dem venetianischen Agenten und Kundschafter Aloys Gritti, einem Manne von niederträchtigster Gesinnung, aller Schändlichkeiten fähig und überdies einem Freunde des Großwesirs Ibrahim, einen ebenso bereitwilligen als gewandten Verbündeten. Gritti war leicht durch Geld gewonnen und seine Gunst bei dem allmächtigen Großwesir brachte den Palatin bald an das Ziel aller seiner Wünsche. Durch Gritti's schlaue Unterhandlungskünste kam denn ein Vertrag zu Stande, nach welchem der Sultan an Johann Zápolya — den er bisher immer nur noch als Ban von Sieben-

bürgen betrachtet, — Ungarn als eine Art Lehenreich förmlich abtrat, ihm zugleich den Königstitel verlieh und zur Behauptung des Landes kräftige Unterſtützung verhieß, wogegen Zápolya ſich verpflichten mußte, dem Großherrn durch eine jährliche Geſandtſchaft mit freiwilligen Geſchenken ſeine Unterthänigkeit, wenigſtens ſeine Abhängigkeit als Lehenskönig von der Obergewalt der Pforte zu bezeugen.

Mit gleicher Thätigkeit war auch Ferdinand befliſſen, ſeine Sache in Ungarn, die Rechte ſeiner Krone aufrecht zu erhalten. Hatten auch Katzianers Waffen ſeinen Gegner überwältigt und deſſen Partei niedergedrückt, ſo war er noch keineswegs vernichtet. Zápolya ſtand — obzwar flüchtig — noch immer als der Schützling zweier Monarchen da (des Sultans und des Königs Sigismund von Polen), die ihn mit ihrer Hilfe leicht wieder zu Anſehen bringen konnten, wozu überdies ein Dritter, der König Franz von Frankreich, ein unverſöhnlicher Feind des öſterreichiſchen Hauſes, Beiden gerne die Hand bot.

Mittlerweile hatten die Kämpfe zwiſchen den Anhängern Zápolya's und der Streitmacht Ferdinands in Ungarn unabläſſig, wiewohl ohne bedeutende Erfolge, fortgedauert, denn die Streitkräfte waren theils viel zu ſehr zerſtreut, theils hemmte Mangel an Geldmitteln die Ausführung jeder wichtigen Unternehmung. Nur ein Theil von Ferdinands Truppen ſtand in den nördlichen Geſpannſchaften noch concentrirt, wo Johann Katzianer und Stephan Revay den Oberbefehl über die einzelnen Heerhaufen führten. Es galt nun vor Allem, dem Feinde den Uebergang über die Karpathen zu wehren; denn war er bis in die Ebene herabgeſtiegen, ſo hing damals Ungarns Schickſal auf dem linken Donauufer von der Entſcheidung einer einzigen Schlacht ab. Dazu aber wollte man es ſchon deshalb nicht kommen laſſen, weil man nicht wiſſen konnte, wie ſtark die feindliche Macht heranziehen werde. Um daher den Feind noch im Gebirge zurückzuwerfen, hatte ſich Katzianer mit 4000 Mann Fußvolk, 600 ſchwerbewaffneten Reitern und 1000 M. leichter Reiterei in die weſtlich von Trentſchin gelegenen Thalmündungen gelegt, während Stephan Revay ſich weiter oſtwärts bei Kaſchau zu gleichem Zwecke der nördlichen Grenze nähern wollte. Allein die Vorſicht kam zu ſpät; denn Zápolya's Vortrab hatte bereits früher, als man vermuthet, das Gebirge überſtiegen, und war bereits in die Grenzen Ungarns eingebrochen. Es mußte hier ein Kampf gewagt werden, um den Feind ſobald als möglich, bevor ſich Zápolya's Anhänger verbinden kon-

ten, entweder völlig aufzureiben oder in's Gebirge wieder zurückzuwerfen. Um ihm aber mit hinreichenden Streitkräften begegnen zu können, rief Stephan Revay in Eile Katzianer herbei, der ganz ruhig den Feind noch immer in den Thalmündungen des Trentschiner Comitats erwartete. Als er jedoch von dort aufbrechen wollte, dem Rufe Revay's zu folgen, weigerten sich die Böhmen, die er als Besatzung in die Trentschiner Burg gelegt, seinem Befehle Folge zu leisten, erklärend, die von ihnen besetzte Burg nicht eher zu verlassen, als bis ihnen der rückständige Sold würde ausbezahlt werden.

Weil Vorstellungen nicht fruchteten, so mußte Katzianer zur List greifen. Es gelang ihm, zur Nachtzeit mit 100 Mann in die Burg einzudringen und die Rädelsführer der trotzigen Besatzung gefangen zu nehmen. Hierauf ward der Marsch mit möglichster Eile zwar bewerkstelligt, die Truppen konnten jedoch wegen der grundlosen schlechten Wege nur langsam vorrücken. Unterdessen war der Feind ungehindert aus dem nördlichen Gebirgslande bis in die Gegend zwischen Kaschau und Saros-Patak vorgedrungen. Dort stand Revay's Heeresabtheilung. Sie ward am 25. September 1528 mit so bedeutender Uebermacht angegriffen, geschlagen und in die nahen Waldungen versprengt, daß von nun an dem weiteren Fortzuge des Feindes nichts mehr entgegenstand. Die wenigen Ueberreste von Revay's Truppen warfen sich theils nach Eperies, theils nach Kaschau und in die nahe gelegenen Städte.

Wie unbedeutend dieser Kampf im Verhältniß der beiderseitigen geringen Streitkräfte auch scheinen mochte, so wichtig ward er in seinen Folgen. Alles, was König Ferdinand im Verlaufe zweier Jahre durch Katzianers Kriegskunst und Tapferkeit in Ungarn errungen hatte, ging in Folge dieses Unglückes seiner Waffen wieder verloren, besonders nachdem Katzianer sich durch Gelderpressungen mancherlei Art die Gemüther überall sehr entfremdet hatte. Von allen Seiten strömten Zápolya's geheime Anhänger dem siegenden Heere zu; es wuchs von Tag zu Tag zu einer Macht heran, der kein Widerstand geleistet werden konnte, besonders nachdem Zápolya selbst im October, von Hieronymus Lasky begleitet, mit 4000 Mann polnischer Hilfsvölker über Lippa kommend, sich mit den Streitkräften seiner Partei vereinigt hatte. Ferdinands Glücksstern ward auf lange verdunkelt.

Da bereits der östliche Theil Ungarns und größtentheils auch Nord-

ungarn in der Gewalt Zápolya's war, ſo hatte ſich Katzianer mit ſeinen Truppen in die Donaugegend hinabgezogen, wo er im März 1529 unfern der Donau ſein Lager aufſchlug. Von dort ſtreiften ſeine Soldaten, um ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, bis nach Gran und Ofen hin, und was man ihnen nicht willig gab, raubten ſie mit Gewalt. Am Wenigſten ſchonten ſie den zweideutig geſinnten Erzbiſchof von Gran, Paul Vardav.

Die bitterſten Klagen über Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten erſchallten bald von allen Seiten, wohin Katzianers Kriegsvolk gedrungen. Die Beſchwerden waren in ihren Erſcheinungen allerdings gegründet, aber ſie waren auch unvermeidlich, wenn man die damalige Kriegsweiſe und den drückenden Geldmangel jener Zeit in's Auge faßt, ſowie die vielen und großen Entbehrungen berückſichtigt, denen der Soldat ausgeſetzt war. Das Land mußte ihn ernähren, alle ſeine Bedürfniſſe befriedigen.

Die Soldaten waren überdies zum großen Theil Söldner, die ihren Lohn, wenn er ihnen vom Regenten nicht in gehöriger Zeit gereicht wurde, gewaltſam von ſeinen Unterthanen erpreßten. War die Kriegsgefahr größer, war auch der Streiter koſtſpieliger.

Um ſeinen Heerhaufen zu erhalten, mußte der Heerführer oft nothgedrungen geſtatten, daß Freunde und Anhänger ſo gut wie Feinde und Widerſacher zugleich das Opfer ſeiner habſüchtigen Soldaten wurden.

So war es Kriegsſitte einſt. Katzianer unterließ nicht, dieſe Unfuge in ſeinen an König Ferdinand gerichteten Zuſchriften auf Rechnung der Geldnoth und den großen Mangel an Lebensmitteln zu ſetzen; er bat um Geld für ſeine Truppen. Ferdinand that indeß nichts, um dieſe Bedrängniſſe zu beſeitigen; daher konnte auch Katzianer in der Lage und Stellung, in die er durch den König verſetzt worden war, und aus der er ſeinerſeits nicht heraus konnte, ſich nicht um die Klagen bekümmern, die ihm von allen Orten her entgegenkamen.

Die Nachricht, der Großherr ſei mit einem mächtigen Heere im Anzuge und habe nichts Geringeres im Sinne, als ſich der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Erblande zu bemächtigen, brachte in alle Parteien Bewegung. Es war am 2. Mai 1529, als der Sultan mit ſeiner ungeheuren Heeresmacht von 300,000 Mann und einem Vortrab von 30,000 Mann von Conſtantinopel aufbrach, in langſamen Zügen Sirmien durchzog, ohne Widerſtand über die Save und Drau ſetzte, und bis nach Mohacs vordrang. Dort auf derſelben Ebene, wo vor drei Jahren Ungarns trauriges

Schickſal entſchieden worden, ward Johann Zápolya zum Handkuſſe des Sultans zugelaſſen; dort empfing er auch die altgeheiligte ungariſche Krone. Der Biſchof von Fünfkirchen war es, der ſie ihm entgegenbrachte. Am 3. September kam er vor Ofen, zwang nach ſechstägiger Belagerung die Stadt zur Uebergabe, und am 7. fand Zápolya's feierliche Einſetzung auf den Thron der Arpaden Statt.

Wie ein ſchweres Ungewitter wälzte ſich nun die türkiſche Macht gegen Wien. Bei Gran huldigte der Erzbiſchof und Primas des Reichs, Paul Varday, dem Sultan, und begleitete ihn fortan während des ganzen Feldzuges. Bis zum 20. September ſtand er mit ſeiner ganzen Macht und 400 Feuerſchlünden vor Wien, das ſchwach befeſtigt war und nur 16,000 Mann zur Beſatzung hatte.

War die Beſatzung auch ſchwach an der Zahl, ſo war ſie doch voll hoher Begeiſterung und von Hauptleuten angeführt, deren erprobter Muth allen Bürgern und Soldaten Vertrauen einflößte. Alle waren von dem einzigen Gedanken durchdrungen, für Glauben und Freiheit mit ihrem letzten Blutstropfen einzuſtehen.

Unter den 20 Hauptleuten, welche dem Statthalter von Oeſterreich unter der Enns, Freiherrn Georg von Puchheim, beigegeben und denen die verſchiedenen Stadttheile Wiens zur Vertheidigung angewieſen worden waren, ward Hans Katzianer allgemein für den vornehmſten, den entſchloſſenſten und tapferſten gehalten. Als Obriſter an der Spitze der leichten Reiterei ſtand er in der Gegend des Kärnthnerthores, um dort die Mauern gegen den Sturmandrang der Türken zu vertheidigen. Seit dem 26. September war der Feind in raſtloſer Thätigkeit, hier durch Untergraben der Mauern in Minenanlegung, dort durch ſchweres Geſchütz, durch Sturmlärm und Scharmützel Wiens Eroberung zu erzwingen. Allein alle die Verſuche des Feindes, die Mauern zu zertrümmern, alle die wilden Stürme vom 9., 11. und 12. October, welche Soliman gewagt, um in die Stadt einzudringen, wurden durch die vereinte Anſtrengung der muthigen Bevölkerung Wiens vereitelt, und überall, wo Gefahr drohte, ſtanden der greiſe Niklas Graf von Salm mit dem feurigen, wohlerfahrenen Freiherrn Johann Katzianer, Wilhelm von Regendorf und vielen Anderen wie feſte Mauern, den herandringenden Feind mit gewaltiger Fauſt blutig zurückſchleudernd.

Ungeachtet der drei mit äußerſter Erbitterung unternommenen frucht-

loſen Stürme beſchloß der Sultan, deſſen Stolz noch keinen Abzug zuließ, noch einen — den letzten — Sturm auf das unerſchütterliche Wien. Am 13. October hatte man ſich im türkiſchen Lager dazu vorbereitet. Am folgenden Morgen ſollte er ausgeführt und das Schickſal Wiens entſchieden werden. Die Türken ſchaarten ſich hinter den abgebrannten Vorſtadthäuſern, die Bürger ſtanden mit der Beſatzung auf der Mauer in Ordnung.

Während die Tſchauſche im Lager die außerordentlichen Belohnungen für die Tapferen ſeines Heeres ausſchrie und die Stücke losdonnerten, erbaten ſich Johann Katzianer und Paul Bakits vom Pfalzgrafen Philipp und dem Altgrafen Niklas Salm die Erlaubniß, gegen Nußdorf auszufallen. Durch Scheinflucht gelang es ihnen, die Türken bis zu den Weinbergen zu verlocken, wo deren viele getödtet und gefangen genommen wurden. —

Am Morgen des 14. Octobers — es war der 24. und letzte Tag der Belagerung — wurden die Türken in drei Haufen zuſammen und mit gezogenem Säbel zum Sturme getrieben. Bald darauf ſtürzte durch zwei auffliegende Minen der Wall in einer Breite von 44 Klaftern ein. Die Türken ſtürmten wie raſend an beiden Seiten des Kärnthnerthores. Hier aber ſtanden zwei gewaltige Wächter, Graf Niklas Salm rechts, Hector von Reiſchach links, Alles vor ſich niederwerfend, was in die Breſche drang. Zwei Stunden dauerte der grimmige Sturm, und Wien wurde durch deutſche Tapferkeit gerettet.

Am 18. October war der Großweſſir Ibrahim, nachdem alle Hoffnung ſchwand, ſich der Stadt auch durch Verrath zu bemächtigen — unter heftigem Schneegeſtöber aufgebrochen, um den Weg nach Bruck an der Leitha einzuſchlagen. Hans Katzianer ſetzte dem Feinde nach, erreichte den Nachtrab bald und nahm ihm eine große Anzahl gefangenen Landvolkes, viele Roſſe und Schlachtvieh ab.

Täglich ward den fliehenden Feinden nachgeſagt und keinen Tag fehlte es an türkiſchen Gefangenen, worunter viele höheren Ranges. Hans Katzianer wandte ſich hierauf nach den ſogenannten Bergſtädten des nördlichen Ungarns, warf Zápolya's Anhänger aus den unteren Gebieten der Trentſchiner Geſpannſchaft und bemächtigte ſich dort einer Stadt nach der anderen. Trentſchin ſelbſt, Ujhely, Hainatskó, Cſitsvar u. a. mußten ſich ihm ergeben. Homonna wurde erſtürmt und zerſtört, und eine Anzahl Schlöſſer ließ er, um ſeine Streitmacht nicht durch Beſatzungen zu verein-

zeln und zu schwächen, sobald er sie gewonnen, ohne Weiteres niederbrechen. Bis in den December hinein gönnte er seinen Waffen noch keine Ruhe. —

Die Türkengefahr ward für diesmal zwar glücklich abgewendet, König Ferdinands Waffen hatten über den Erbfeind einen glänzenden Sieg erfochten, aber um seinen gefährlichsten Gegner mit dessen Anhange zu vernichten, konnte er die nöthige Macht nicht aufbieten. Ofen und Gran konnten nicht gewonnen werden. Die Besatzung und die Zápolya ergebene Bürgerschaft vertheidigte ihre Mauern gegen die Belagerer mit so heldenmüthiger Aufopferung von Gut und Blut, daß der Feldmarschall Freiherr von Rogendorf nach sechswöchentlicher Belagerung ohne Erfolg von Ofen abziehen mußte. Ferdinand, durch immerwährende Geldnoth bedrängt und von seinem Bruder Kaiser Karl V. ohne Hilfe gelassen, konnte jetzt nur auf einen Waffenstillstand mit dem Sultan denken und sich unterdessen Hilfe von den deutschen Reichsständen erbitten. Ungarn lag im schrecklichsten Parteikampfe, das ganze Land war der wildesten Verheerung und Plünderung, so wie allen erdenklichen Gräueln des Bürgerkrieges preisgegeben. Niemand achtete mehr Gesetz noch Sitte.

Unter diesen Verhältnissen war der Freiherr von Katzianer zu einer höheren und wichtigeren Stellung ausersehen. Keiner der Feldherren Ferdinands hatte sich bisher in den ungarischen Feldzügen durch Kriegsglück, Umsicht und Entschlossenheit in der Ausführung wichtiger Unternehmungen so ausgezeichnet, als der tapfere und rastlos thätige Krainer Landeshauptmann. Als daher der alte Graf Niklas Salm, der bisherige Oberfeldherr in Ungarn, im Frühlinge 1530 in Folge seiner bei der Belagerung Wiens erhaltenen Wunde starb, konnte Ferdinand keinen Würdigeren an dessen Stelle treten lassen, als den tapferen Reiteranführer Johann Katzianer. Er ernannte ihn daher zum obersten Feldhauptmann oder Generalkapitain in den ungarischen Landen. Als solcher gebot er nun in Ungarn über Ferdinands gesammte, sehr zerstreute und mangelhafte Streitkräfte; aber als solcher gerieth er in seiner neuen Stellung nicht nur zum Könige, sondern auch zu den übrigen Feldherren und des Königs Anhängern in eine Menge neuer, schwieriger und gefährlicher Berührungen, in denen er leider weder Mäßigung, noch Geschicklichkeit und Vorsicht genug bewies.

Die Parteihäupter Ferdinands erkannten endlich, daß es hohe Zeit sei, kräftigere Maßregeln aufzubieten, um die Gegenpartei niederzudrücken, be-

vor ſie durch Hilfe der Türken wieder erſtarke. Aber dazu gehörten außerordentliche Mittel, Geld und Truppen. An beiden fehlte es. König Ferdinand verſprach Unterſtützung und vertröſtete ſeine Anhänger mit baldiger Hilfe. Am meiſten war ſeine Partei in Kroatien bedrängt, wo Ludwig Pekri an ihrer Spitze der Partei Zápolya's durch den Agramer Biſchof und ſeine Verwandten vertreten, gegenüberſtand. Er erſuchte nicht nur König Ferdinand dringend um ſchnellen Beiſtand, ſondern wandte ſich auch an Katzianer, ihn zu einer Berathung nach Rayn einladend, um mit ihm die nöthigen Maßregeln zum Widerſtande gegen den immer ſtärker drohenden Feind zu bereden. Aber Ferdinand vermochte keine ſo ſchnelle Hilfe zu ſenden, und Katzianer konnte auf dem anberaumten Verhandlungstage nicht erſcheinen, weil die Türken, welche mittlerweile in Krain einfielen und unter Raub, Mord und Brand bis Gottſchee vordrangen — ihm unerwartet den Weg verlegt hatten.

Katzianer erkannte allerdings, daß Ferdinands Partei in Kroatien und Slavonien durch Zápolya und ſeine Verbündeten leicht unterdrückt werden könne; beſonders waren es die bisherigen feindlichen Umtriebe des Biſchofs von Agram, welche die dortigen Gegenden in große Gefahr ſetzten, da derſelbe nicht nur auf ſeine Burg zu Agram Lebensmittel hatte bringen laſſen und ſie in gehörigen Vertheidigungsſtand ſetzte, ſondern auch nach ſicherem Berichte die Türkenhilfe durch Botenſendungen anſprach.

Ueberdies war Kroatien ſo verwüſtet und verheert, und ſeit längerer Zeit von allen Mitteln zum Unterhalte einer ſtärkeren Truppenmacht ſo entblößt, daß ſich eine ſolche ſchwerlich lange dort würde haben behaupten können. Ungeachtet der vielfachen Aufforderungen, womit man Katzianer bewegen wollte, Kroatien mit ſeiner Heeresmacht zu decken, blieb er unverrückt in den nördlichen Berggegenden ſtehen, um dort die Anhänger Zápolya's im Zaume zu halten.

Mittlerweile unterlag im October **1530** das weſtliche Ungarn einer neuen ſchweren Verwüſtung. Zápolya hatte den Sandſchak-Bey von Semendria, Mohamed, und den Sandſchak-Bey der Herzegowina, Murad, von Neuem gegen König Ferdinands Anhänger zu den Waffen gerufen. Vom Grafen Niklas Zrini unterſtützt, ſetzten die Türken an **25,000** Mann ſtark über die Unna und brachen ſengend und brennend in Kroatien ein. — Ein anderer, noch ſtärkerer Heerhaufen drang, das Land weit und breit ſchonungslos verheerend, bis Preßburg in die Thäler der Waag und Neitra.

Erst als das Land zur Wüste geworden, kehrte das raubgesättigte Kriegsvolk in seine Heimath wieder zurück.

So nahete das Jahr 1530 seinem Ende. Die Fehden und Kämpfe, welche von den Parteien nach allen Richtungen hin unterhalten wurden, brachten keine Erfolge. Nur des Katzianers Waffen vermochten es, in Oberungarn Ferdinands Ansehen aufrecht zu erhalten, Zápolya's Anhänger zu verdrängen und eine Anzahl dortiger Städte seinem königlichen Herrn zu erobern. Dieser Gewinn galt ihm für so hochwichtig, daß er, um ihn festzuhalten, sich nicht entschließen konnte, seine Streitkräfte durch Absendung eines Hilfscorps nach Kroatien zu schwächen, viel weniger sich mit seiner ganzen Streitmacht dorthin zu wenden, ohne die errungenen Vortheile leichthin auf's Spiel zu setzen.

Das ganze Jahr 1531 ging in Parteiverhandlungen vorüber, an welchen Katzianer durchaus keinen Theil nahm. Er, ein Mann des Schwertes und des Kampfes, hielt sich in Ruhe auf seinem Posten, so lange dem Frieden das Wort gesprochen und dem Kriege Ruhe geboten wurde. Aber seine Unthätigkeit sollte nicht allzu lange dauern. Die Friedensunterhandlungen zwischen Ferdinand und Zápolya brachten keinen Vergleich zu Stande, und der Sultan rüstete sich daher, mit außerordentlicher Macht in Ungarn einzufallen, das ganze Land seinem Gebote zu unterwerfen und den Halbmond dann weiter bis nach Deutschland zu tragen.

Demgemäß brach Soliman II. mit 200,000 Türken, 20,000 geregelten Reitern und 16,000 Rennern und Brennern, nebst 300 Feldstücken von Constantinopel auf. Am 14. Juni stand er mit seinem Heere bereits bei Belgrad, wo er noch eine Verstärkung von 15,000 Tartaren an sich zog.

Mit diesem Heere ging der Sultan über die Donau; ein Theil seiner wilden Schaaren wälzte sich in Syrmien und Slavonien von Stadt zu Stadt, um zu verheeren, was vom Kriege bisher noch unberührt geblieben; der andere Theil zog mit dem Großherrn an der Spitze Essek zu.

Mittlerweile hatte sich die Reichsmacht unter Karls V. und Ferdinands Anführung bei Wien versammelt, wo bald gegen 80,000 Mann Fußvolk und 6000 schwer bewaffnete Reiter im Lager standen. In Wien selbst wurden Tag und Nacht außerordentliche Vorbereitungen zur Vertheidigung der Stadt getroffen, besonders auf die erhaltene Nachricht, der Sultan gedenke Wien in der Ferne von allen Seiten so einzuschließen, daß sich mit

dem bereits dort verſammelten Heere keine weiteren Hilfsvölker verbinden könnten, und ſei feſt entſchloſſen, die vor drei Jahren im Angeſichte der Stadt erlittene Schmach zu rächen.

Unterdeſſen rückte das Türkenheer von Eſſeck her in Ungarn ein und drang widerſtandslos vorwärts bis vor das Städtchen **Güns**, die Grenzmarke ſeiner Siege. Von allen Seiten griff die furchtbare Menge dies kleine nur wenig befeſtigte Städtchen mit ſeiner **7 — 800** Mann ſtarken Beſatzung an. Vergebens ſuchten die Türken die Mauern zu ſprengen. Sie brachten ihr Geſchütz auf die Berge, welche die Stadt umgeben, ſie ſchoſſen Breſche und liefen mit Todesverachtung Sturm, aber umſonſt. Niklas Juriſchitz wich weder ihren Verſprechungen, noch ihren Drohungen. Nach achtundzwanzig Tagen zog der Sultan weiter, ohne den Platz überwältigt zu haben.

Die während der Belagerung von Güns erlittenen großen Verluſte waren übrigens nicht die einzigen, welche Soliman trafen, es ſtanden ihm andere, nicht minder ſchwere noch bevor. Noch vor der Belagerung von Güns hatte er ſeinen Feldherrn Kaſim-Bey mit **16,000** Mann vorausgeſendet, die Länder zwiſchen der Donau und dem Alpengebirge zu durchſtreifen. Unter den gräulichſten Verwüſtungen wälzten ſie ſich durch Oeſterreich bis über die Enns nahe an die Stadt Steyr. Auf die Nachricht, daß die Hauptmacht der Türken Güns verlaſſen habe und in die Steiermark einfallen wolle, wandte ſich Kaſim-Bey mit ſeinen Raubſchaaren zur Rückkehr, nachdem er früher den Markt Weier geplündert, verbrannt und tauſende von Menſchen beiderlei Geſchlechts gefangen in die Sclaverei mit ſich fortgeſchleppt hatte. Er gedachte, über den Wienerwald ziehend, in der Gegend bei Baden herauszubrechen, und den Weg nach Steiermark einzuſchlagen, um ſich mit dem Heere des Sultans zu verbinden. Aber der Fluch ſeiner Gräuel an der Enns und das viele vergoſſene Blut ſchuldlos ermordeter Chriſten forderte gerechte Opfer, die Vergeltung folgte raſch auf die That.

Von den Bewegungen des Feindes durch Katzianers Kundſchafter unterrichtet, hatte ſich Pfalzgraf Friedrich (oberſter Feldhauptmann der Reichsarmee) mit **12,000** Mann Fußvolk und **2000** ſchwer bewaffneten Reitern im Gebirge gelagert.

Die Thalwege wurden bis auf den über Altenmarkt und Pettenſtein durch ſtarke Verhaue und Felſenſtücke unwegſam gemacht, dieſer mit Trup-

pen beſetzt. Nach mehrtägigem Herumirren Auswege ſuchend, ward der eine Haufe mit ſchwerer Beute beladen im Thalwege zwiſchen Pettenſtein und Altenmarkt, ein anderer Haufe aber bei Leopoldsdorf im Thale von Starhemberg angegriffen und geſchlagen. Kaum die Hälfte vermochte ſich zu retten, und Kaſim-Bey ſelbſt, ſo wacker er mit ſeinem großen eiſernen Streithammer auch kämpfte, fiel ſogleich im Beginne der Schlacht. Was dem Schwerte entrann, zerſtreute ſich in wilder Flucht durch die Ebenen, fand jedoch keine Rettung. Die Flüchtigen ſtießen auf die heraufziehenden Truppen des Grafen Lodron und des Markgrafen Joachim von Brandenburg. Es war kein Widerſtand mehr möglich. Schlecht bewaffnet, durch die Flucht ermattet, zum Theil ſchon verwundet, wurden die Türken erbarmungslos niedergemetzelt.

Die letzte Rache übte der Mann, der niemals fehlte, wo es galt, den Feind zu ſchlagen. Kaum hatte Hans Katzianer vernommen, daß Kaſim-Bey's Renner und Brenner gegen Neuſtadt heranzögen, um von dort in Steiermark einzubrechen, als er mit ungefähr 4000 auserleſenen Truppen von Gratz aus in Tag- und Nachtmärſchen über die Fiſtritz, dann weiter über Hartberg, Friedberg und Kirchberg gegen Oeſterreichs Grenzen eilte.

In der ſüdlichen Ebene von Neuſtadt, am Fuße des ſteieriſchen Grenzgebirges fand er den Feind, der ſeit ſeiner letzten Niederlage durch den Grafen Lodron und den Markgrafen von Brandenburg wieder bis auf 6000 Mann erſtarkte, an den Ufern der Schwarza ſeine Pferde weidete und von den Mühen des heißen Kampfes ausruhte.

Die eine Hälfte hatte bereits den Fluß überſchritten, um in die ſteieriſchen Gebirge vorzudringen. Unerwartet aber griff Katzianer in Verbindung mit dem Grafen Nikolaus von Thurn, Wolf von Montfort und Gregor von Loſenſtein den ſich ſicher wähnenden Feind raſch an und warf ihn mit ſtürmender Gewalt über den Fluß wieder zurück. Als ſich die Türken auf einmal von vorne und im Rücken zugleich von einem heranſtürmenden ungariſchen Reiterhaufen gedrängt und angegriffen ſahen, ſprengten ſie fliehend in die dortigen Gebirge. Aber die Gebirgsbewohner, vom feindlichen Anſturme ſchon unterrichtet, verſperrten die Gebirgspäſſe mittelſt gefällter Baumſtämme und herabgerollter Felſenſtücke, und warfen den Feind kräftig von den Höhen, wo er ſich Bahn brechen und den Weg frei machen wollte.

Gezwungen, durch dieſelben Bergſchluchten, durch die er gekommen

war, den Rückweg wieder zu ſuchen, begegnete er abermals einem Theile von des Katzianers Heerhaufen. Zu entmuthigt und zu ſchwach, um großen Widerſtand zu leiſten, zerſtob der Feind nach kurzem Gefechte in die nächſtgelegenen Waldungen, wo ihn Hunger und Kälte, Ermüdung und der Grimm des Landvolkes vollends aufrieb.

Mittlerweile rückte Katzianer mit ſeinem Kriegsvolke bis Neukirchen vor, wo er erfuhr, daß eine nicht unbedeutende Anzahl türkiſcher Flüchtlinge in der Gegend zwiſchen Neuſtadt und den Gebirgen ſich ſammele, um über Kirchberg durch das Thal gegen Güns hin vorzurücken. Er brach daher unverweilt zur Nachtzeit dort auf, zog den in ſeiner Nähe ſtehenden Pfalzgrafen Friedrich mit ſeinen Truppen an ſich und ſtürmte plötzlich auf den Feind ein, der ſich keines Angriffes verſah. Dieſer nahm indeß den Kampf nicht an, nur ein Theil der feindlichen Reiter ließ ſich eine Zeit lang in ein Gefecht ein, um den Uebrigen die Flucht zu decken. Erſt als ſich mit dieſen Flüchtlingen noch andere fünftauſend Türken, der dritte Haufen Kaſim-Bey's, welcher auf einem anderen Wege aus dem Gebirge heranzog, vereinigt hatten, hielten ſie Stand. Auch des Katzianers Streitmacht hatte durch ungariſche und Krainer Truppen unter Paul Bakits, Balthaſar Banffy, Valentin Török und Georg Auersberg einen anſehnlichen Zuwachs erhalten. Katzianer freute ſich daher jetzt, dem Feinde das Schwert in offener Feldſchlacht bieten zu können. Am frühen Morgen jedoch, an welchem der entſcheidende Kampf beginnen ſollte, benützten die Türken, welche unterdeſſen die Stärke ihrer Gegner auskundſchaftet hatten, den dichten Nebel zur Flucht. Katzianers und Töröks Reitervolk aber ſetzte ihnen raſch nach und zwang ſie auf freiem Felde zum Kampfe. Es erfolgte ein ſchreckliches Gemetzel, denn wer es von den Türken noch vermochte, focht um Blut und Leben mit verzweifelter Tapferkeit. Der größte Theil von ihnen, gegen **3000** Mann, erlagen dem feindlichen Schwerte. Paul Bakits glänzte muthig Allen voran, ſeine Lanze fällte den türkiſchen Anführer Osman-Aga vom Roſſe.

Aber auch des Katzianers Verluſt war in dieſem mörderiſchen Kampfe nicht unbedeutend. Der Sieg koſtete ihm viel Blut. Ihm ſelbſt ward ein Roß unter dem Leibe erſtochen.

Von Kaſim-Bey's ganzer Streitmacht entkamen nur etwa **600** Flüchtlinge glücklich nach Eſſeck, um Kunde von ihrer Niederlage zu bringen. Alſo mehr als **15,000** Türken waren in dieſen Kämpfen umgekommen.

In den Wäldern, die der Feind durchzogen, fand man, außer der reichen weggeworfenen Beute, auch noch eine große Anzahl von Wagen, die mit gefangenen Männern, Kindern und Frauen beladen, im schrecklichsten Elend von ihm zurückgelassen waren.

Nach aufgehobener Belagerung von Güns war der Sultan in den ersten Tagen des Septembers mit seiner großen Heeresmacht herüber durch die Thalgründe von Kirchberg, Friedberg und Hartberg langsam in die Steiermark eingerückt. Ohne Eroberungen zu machen, wälzten sich seine Massen brennend und sengend bis Grätz. Dort hoffte er für sein ermüdetes Heer Ruhe und Erholung zu finden. Durch einen dichten Nebel begünstigt, der den Bewohnern seine Ankunft verbarg, rückte er bis an die Wälle und Gräben heran, um in die Stadt einzudringen. Als sich aber der Nebel verzog, standen die Bürger auf den Wällen und er ward vom Schlosse in den Stadtmauern mit schwerem Geschütze so heftig begrüßt, daß er sich eiligst zurückziehen mußte. Eben traf er Anstalt, in der Nähe der Stadt ein Lager zu schlagen, als ihm die Nachricht von einem herannahenden Feinde zukam.

Als Katzianer die Kunde erhielt, daß das Türkenheer sich hinüber gegen Gratz wende, brach er mit seiner Streitmacht an der Nordgrenze des Steierlandes sogleich auf und zog in Eilmärschen vom Feinde westwärts durch die Gebirge hindurch, um ihm wo möglich zuvorzukommen und Gratz mit seinen Kriegsleuten zu besetzen; denn er wußte wohl, daß die Stadt zwar gut mit Geschütz, mit kriegsgeübter Mannschaft, aber nur schwach versorgt sei, weil im Anfange des Krieges der gesammte Adel der Stadt und der Umgegend dem Heere Ferdinands zugezogen war.

Wie sehr auch Katzianer eilte, so konnte er Gratz vor Solimans Ankunft doch nicht erreichen; denn als er sich der Stadt bis auf einige Meilen genähert, brachten ihm die Kundschafter die Nachricht, der Türke habe sich bereits vor Gratz gelagert. Da faßte Katzianer den kühnen Entschluß, in nächster Nacht sich durch's türkische Lager hindurchzuschlagen, in die Stadt einzudringen und sie gegen den feindlichen Andrang zu vertheidigen, denn man fürchtete mit Recht, der Sultan werde Alles aufbieten, die reiche Stadt für die Raubgier seiner Horden zu erstürmen. Als dieser indeß die Nachricht vom Heranzuge eines feindlichen Heeres erhielt, brach er, da er des Feindes Stärke nicht kannte, in aller Eile auf und setzte eine kleine Strecke unterhalb Gratz nicht ohne Verlust an Mannschaft und

Gepäck, über den steierischen Alpenfluß, die Mur. Dies geschah am 12. September.

So fand Katzianer, als er am andern Morgen mit seinen 3000 Mann vor Gratz anlangte, die Stadt vom Feinde befreit. Er ließ sein durch den schnellen Marsch sehr ermüdetes Kriegsvolk zwei Tage in Ruhe, benutzte aber die Zeit, um die kriegsfähigen Bürger von Gratz in Eile zu bewaffnen und so seine Mannschaft noch ansehnlich zu verstärken. Dann brach er auf und setzte an der Spitze seiner Husaren dem Feinde im Sturme nach. Er erreichte dessen Nachtrab bei Fernitz, südlich von Gratz am östlichen Ufer der Mur. Es kam zum Kampfe, in welchem gegen 8000 Türken dem Schwerte erlagen, viele gefangen und mehrere hundert Sclaven befreit wurden. Siegreich in einzelnen Gefechten, drang er weiter und weiter bis an die Heeresabtheilung des Pascha von Natolien, dem zwei Sandschake getödtet wurden.

Der Sultan zog dann hinab bis vor Marburg. Den dreimal auf die Stadt unternommenen Sturm schlug Sigismund Weichselberger glücklich zurück, und ehe der Brückenbau über die Drau noch beendet war, wurden die Türken vom Pfalzgrafen Friedrich, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, Paul Bakits und den anderen Herren mit ihrem Kriegsvolke auf freiem Felde plötzlich angegriffen. 5 — 6000 Mann deckten das Kampffeld, die übrigen retteten sich durch eilige Flucht. Drei Tage darauf setzte der Sultan mit seinem noch übrigen Heere über die Drau, und zog dann, durch den Paß bei Vinitza die Grenze Steiermarks verlassend, mit seinem Raube und 20,000 Sclaven weiter durch Slavonien Constantinopel zu, wo er am 18. November wieder eintraf.

So endete Solimans zweiter Feldzug, gegen das christliche Abendland gerichtet. Keine starken oder zahlreichen Heere brachen den Uebermuth, demüthigten den hochfahrenden Geist des Großherrn, sondern die glänzende Tapferkeit deutscher Krieger, der hohe Muth treuer Bürger setzte seinem Siegeslaufe Ziel und Grenze. Seitdem zeigte auch Soliman mehrere Jahre hindurch keine Neigung mehr zu einem neuen Feldzuge.

Nach Solimans Abzuge war die beste Gelegenheit vorhanden, den durch Beschwerden ermüdeten und niedergedrückten Feind zu vernichten, und wäre die bei Wien stehende über 86,000 Mann starke Reichsmacht unter Karls V. und Ferdinands Führung jetzt in Ungarn eingebrochen, Zápolya wäre unterlegen und der Besitz des Königreichs würde unfehlbar zu Ferdi-

nands Gunsten entschieden worden sein. Allein der Kaiser war anderen Sinnes, ihm lagen vor Allem die italienischen Verhältnisse, denen von französischer Seite Gefahr drohte, näher am Herzen. Er war nun durch keine Vorstellungen zu bewegen, den Krieg fortzusetzen, auch nicht einmal dazu[1], seinem Bruder mit ganzer Macht beizustehen. Er verließ in den ersten Tagen des Octobers Wien; mit ihm zog auch die ganze dort versammelte Streitmacht, bis auf einen kleinen Haufen Spanier und 8000 italienische Soldtruppen hinweg, weil sie bereits für anderthalb Monate besoldet waren. Mit dieser Schaar gedachte Ferdinand die noch zurückgebliebenen Böhmen, Mähren und Schlesier, dann die aus Tyrol und der Steiermark zugeführte Mannschaft zu verbinden, um Ungarn wo möglich vom Feinde zu säubern und seine Gegner aus dem Lande zu vertreiben. — Allein die Ersteren versagten ihm nach einigen Tagen schon ihren Zuzug nach Ungarn, und die Italiener empörten sich wegen zufällig schlechteren Brotes. Sie verließen einzeln und in großen Haufen ihre Fahnen, plünderten, raubten und mordeten durch Steiermark und Kärnthen der Art, daß Ferdinand in Zorn ob der begangenen Gräuelthaten den Befehl ergehen ließ, die Heimkehrenden, wo man sie finde, alle zu ermorden; ein Befehl, der buchstäblich ausgeführt wurde, denn fast kein Einziger sah seine Heimath wieder.

Es blieben also dem Könige nicht mehr als ungefähr 5—6000 Mann, meist aus Tyrolern, und eine kleine Abtheilung leichter Reiterei, aus Ungarn und Kärnthnern bestehend, welche ihm Hans Katzianer, Paul Bakits und einige andere Hauptleute zugeführt hatten. An ihre Spitze stellte er Katzianer als Befehlshaber, denn er wußte keinen tüchtigeren wie diesen, der oft mit unverhältnißmäßig geringen Streitkräften Feinde schlug, Städte und Schlösser eroberte.

Des Katzianers Muth und Entschlossenheit kannte er, er baute darauf und erwartete bei so kleinem Truppenkörper von seinem Kriegsglücke die besten Erfolge. Ihm zugesellt ward sein treuer Waffengenosse Wilhelm von Rogendorf.

Das erste Unternehmen galt zunächst der Stadt Gran, welche von Zápolya und Gritti belagert war, zu Hilfe zu kommen. Um dies zu bewirken, zog Katzianer mit seinen Truppen längs der Donau hin bis in die Nähe des Feindes. Allein mit seinen schwachen Kräften konnte und durfte er es nicht wagen, den ungleich stärkeren Feind im offenen Felde anzugrei-

ſen und dadurch Alles auf's Spiel zu ſetzen. Er beſchränkte ſich daher mit aller Thätigkeit darauf, Gran mit den nöthigen Lebensmitteln zu verſehen, deren Zufuhr die türkiſchen Schiffe möglichſt zu verhindern ſtrebten. Gran hielt inzwiſchen bei der Tapferkeit ſeiner deutſchen Beſatzung ſtandhafte Gegenwehr, bis endlich Gritti, an der Einnahme der Stadt verzweifelnd, die Belagerung aufhob.

Ohne hinreichende Geldmittel, ohne Kriegsmacht, ſah mittlerweile König Ferdinand ein, ſei es jetzt unmöglich, ſich in Ungarn mit Glück zu behaupten; er hatte daher Einleitungen zum Frieden, oder wenigſtens doch zu einem neuen Waffenſtillſtande getroffen. Eine Geſandtſchaft ward daher aus dieſem Anlaſſe nach Stambul entſendet und Katzianer beauftragt, mit Zápolya in friedliche Unterhandlung zu treten. Dieſer, nachdem er jetzt nicht mehr viel auf den Sultan rechnen durfte, war auch zum Frieden um ſo geneigter. Man vereinigte ſich vorläufig zu einem Waffenſtillſtande bis Ende des Aprils **1533**.

In den erſten Tagen des Monats Januar **1533** erhielt König Ferdinands Geſandter vom Sultan die Zuſage eines vorläufigen Waffenſtillſtandes, jedoch unter der Bedingung, daß Ferdinand zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit die Schlüſſel von Gran überreichen ſolle. Dabei erklärte ſich Soliman, der bei dieſer Gelegenheit Karl V. und Ferdinand als ſeine Brüder anerkannte, auch ſehr geneigt, noch vor Uebergabe der erwähnten Schlüſſel mit Beiden einen Frieden auf fünf oder ſieben Jahre abzuſchließen. Nach Beſeitigung mancher Bedenklichkeiten fügte man ſich endlich den geſtellten Bedingungen; eine glänzende Geſandtſchaft überreichte Ende Mai die verlangten Schlüſſel der Stadt Gran, von prächtigen Geſchenken begleitet, an den allgewaltigen Großweſſir Ibrahim, und der Sultan gewährte einen Frieden — den ſechs Botſchafter früher nicht erhalten konnten — nicht auf ſieben oder fünfundzwanzig, oder hundert, ſondern auf zwei- und dreihundert Jahre, oder auf ewig. Der Padiſchah erklärte in einer feierlichen Audienz, ſich gegen König Ferdinand wie gegen ſeinen Sohn zu benehmen, des Padiſchah Brüder und Leute ſind die ſeines Sohnes Ferdinand, und die Ferdinands ſeines Vaters. Ferdinand machte hierauf ſeinen Unterthanen und insbeſondere den geiſtlichen und weltlichen Behörden und dem ganzen Fürſtenthume Krain den Frieden bekannt, und gebot bei ſtrengſter Strafe an Leib und Leben, ihn aller Orten auf's Pünktlichſte zu beobachten und durch keine Gewaltthat zu verletzen. —

Deſſenungeachtet ruhten in Ungarn und Siebenbürgen die Waffen noch keineswegs. Man fiel hinüber und herüber in's feindliche Gebiet, raubte und plünderte, brannte und mordete ſo lange, bis ein ſtärkerer Gegner erſchien, der die Plünderer zurücktrieb und durch einen Kampf dem Unweſen für kurze Zeit Grenzen ſetzte.

Im Herbſte deſſelben Jahres noch veranlaßten die ununterbrochenen Parteikämpfe den römiſchen König, Hans Katzianer mit etwa 4000 Mann friſcher Truppen nach Ungarn zu ſenden, der die Kräfte ſeiner Anhänger vermehren und ihren Muth aufrecht halten ſollte. Katzianer rückte hierauf unverzüglich in Ungarn ein, beſetzte einige Punkte Oberungarns und verblieb daſelbſt ruhig bis März 1534.

Weil nun der mit Zápolya abgeſchloſſene Beifriede nur noch bis Ende 1534 dauerte, ſo wandte ſich Gritti an Katzianer mit der Anfrage, ob er den Waffenſtillſtand noch fortan zu halten gedenke? — Natürlich konnte Katzianer darüber nicht ſelbſt urtheilen und überſandte daher Gritti's Anfrage an König Ferdinand, der wieder ſeinen Feldhauptmann, welcher mittlerweile ſich mit Hieronymus Lasky, Zápolya's Abgeſandten, über die Verlängerung des Waffenſtillſtandes auf unbeſtimmte Zeit verſtändigte — aus Ungarn nach Wien berief, um ſich mit ihm darüber zu berathen.

Die Angelegenheiten hatten ſich wirklich ſo feindſelig und drohend geſtaltet, daß eine Entſcheidung mit den Waffen nahe bevorzuſtehen ſchien. Aloys Gritti war im Sommer nach Ungarn gekommen, um die dortigen Verhältniſſe zu ordnen und die Grenzen des Beſitzſtandes zwiſchen Ferdinand und Zápolya feſtzuſtellen. Aber in Ungarn war er ſeines Hochmuthes wegen gehaßt, und ſeiner Gewaltthätigkeit wegen verabſcheut. In Siebenbürgen hatte er den dortigen Gubernator Emrich Czibak, mit dem er in Streit gerathen war, überfallen und enthaupten laſſen. Darüber brach dort Krieg aus, der endlich mit Gritti's Gefangennehmung und Hinrichtung endigte.

Die Gährung der Parteien erhob ſich nun um ſo heftiger. Mehrere Große Ungarns, der Theilnahme an Czibaks Morde beſchuldigt, wurden verfolgt, auch Hieronymus Lasky entging der Anklage an der Mitſchuld nicht, und wurde in Ofen eingekerkert. Endlich auf Verwendung der Könige von Frankreich und Polen, dann auf die Bitte des Palatin von Tarnow, bei dem Zápolya einſt gaſtfreundliche Aufnahme gefunden, aus ſeiner Haft befreit, trat er alſobald durch Katzianers Vermittelung zur Partei

Ferdinands über. Seinem Beiſpiele folgten auch andere bisherige Anhänger Zápolya's, namentlich Ferdinands alter Gegner, der Biſchof Erdödi von Agram.

In Oberungarn tobte indeſſen der Bürgerkrieg in blutiger Weiſe fort. Die Parteien beider Könige legten die Waffen faſt nie aus der Hand, denn Jeder ſuchte dem Andern Abbruch zu thun, wobei das Land — wie es ſich von ſelbſt verſteht — den ſchrecklichſten Drangſalen preisgegeben wurde. Im Herbſte von 1534 ſollte Katzianer abermals an der Spitze eines neuen Heeres nördlich an die Karpathen ziehen, ſich vorerſt bei Keßmark lagern, um von da weiter dann in Oberungarn einzubrechen. Der Sultan, durch die Ermordung Gritti's, ſeines alten eifrigen Dieners, ſehr erbittert, unterließ zwar nicht, ſich bei Ferdinand darüber mit Ernſt und Nachdruck zu beklagen; den Frevel aber mit dem Schwerte zu rächen, vermochte er nicht. Sein Krieg mit Perſien nahm bis in den Winter des Jahres 1535 ſeine Thätigkeit zu viel in Anſpruch. Er ſchrieb daher von Bagdad aus einen Brief zur Befeſtigung des Friedens an Ferdinand, worin er dieſen auf's Neue ſeiner Freundſchaft und Gewogenheit verſicherte. —

Während aller dieſer Vorfallenheiten wurden die öfters unterbrochenen Verhandlungen zwiſchen dem römiſchen Könige und Zápolya's Bevollmächtigten zwar immer wieder angeknüpft, aber trotz vieler Bemühung dennoch kein Friede, ſondern nur die Verlängerung des Waffenſtillſtandes bis zum 1. März 1536 erreicht.

Ereignißvoller dagegen begann das Jahr 1536 zu werden. Ibrahims, des Großweſſirs, Stolz, und Uebermuth brach ſich an dem ſtolzen Titel: „Serasker-Sultan", den er nach ſeiner Rückkehr aus Perſien annahm. Des Großherrn Argwohn und Mißtrauen erwachte gegen den gewaltigen Günſtling. Eine Nacht entſchied über ſein Glück. Am Morgen des 15. März fand man ihn im Serail, in des Sultans Schlafgemach, wo er mit dieſem zu ſchlafen pflegte, erdroſſelt. Sein Nachfolger, der bisherige zweite Weſſir, war ein gerechter und nicht geldgieriger Mann; allein ungeachtet ſeiner Liebe zum Frieden begannen im türkiſchen Reiche bald nach ſeiner Erhebung wieder neue kriegeriſche Rüſtungen. Der Sultan bereite — ſo lauteten die Nachrichten — einen neuen Angriff gegen Ungarn vor. Eine zweite Nachricht, die Ferdinand ſchwer empfand, war die Einnahme Tokay's mit Gewalt, dann im December 1536 des wichtigen

Kaſchau's Fall durch Verrätherei. Kaſchau, der Schlüſſel des ganzen Landes, war für König Ferdinand ein viel zu wichtiger Punkt, als daß er nicht ſofort kräftige Mittel hätte aufbieten ſollen, ſich deſſen wieder zu bemächtigen.

Leonhard von Fels erhielt daher von ihm den Auftrag, Kaſchau dem Feinde wieder zu entreißen. Mit einer anſehnlichen Anzahl deutſcher Truppen und einer Schaar ungariſcher Reiter durchzog er ſiegreich das Saroſer Comitat. Faſt kein Tag verging, an dem er Zápolya's Partei nicht zu bekämpfen hatte. Aber das Glück blieb meiſt bei Leonhards von Fels Waffen. Tokay wurde genommen, und eben war er auf dem Zuge, um ſich Kaſchau's zu bemächtigen, als ihn Ferdinand wegen des zwiſchen ihm und Zápolya geſchloſſenen Friedens zurückrief.

Schon über zehn Jahre lang wüthete der Bürgerkrieg in dem unglücklichen Ungarn, das heillos im Innern zerriſſen, von Außen furchtbar verheert und verwüſtet, ein ſchauerliches Bild des Elends gab. Tauſende ſeiner Bewohner hatte das Schwert erwürgt, Tauſende zum Bettelſtabe gebracht, zogen nun als Räuber im Lande umher, nur von dem lebend, was ihnen der Tag an Raub und Beute in die Hand lieferte, und Tauſende ſchmachteten als Türkenſclaven im jammervollſten Zuſtande. Zweimal hatte der Großherr Ungarn und ſeine Nachbarländer überſchwemmt, er wollte es nun zum dritten Male mit gewaltigem Kriegsheere wagen, ſich Wiens bemächtigen und im folgenden Sommer bis nach Italien vordringen, um dort mit dem Könige von Frankreich eine perſönliche Zuſammenkunft zu halten. Zu dieſem Zwecke ſollte ihm der Statthalter von Semendria zunächſt durch Slavonien und Kroatien bis an das adriatiſche Meer die Bahn öffnen. Schon hieß es, er ſei aus Conſtantinopel ausgezogen und in Adrianopel angelangt, wo er auf's Kräftigſte zum Kriege ſich rüſte. Es galt jetzt, Alles aufzubieten, um die beſtmöglichen Vertheidigungsanſtalten zu treffen.

Die Stände Böhmens, Mährens und Schleſiens wurden angegangen, Truppen zu ſtellen; die ungariſchen treugeſinnten Ländertheile bewilligten eine Kriegsſteuer, ein allgemeines Aufgebot mit Wehr und Waffe ward geboten. Mittlerweile war König Ferdinand die Nachricht zugekommen, der Sultan nähere ſich bereits den ungariſchen Grenzen, und die Horden des Statthalters von Semendria hätten ſchon ihre verheerenden Einfälle in Slavonien begonnen. Ferdinand rüſtete daher, dem weiteren

Fortſchreiten des Feindes Grenzen zu ſetzen, eine Streitmacht von 12,000 M. aus. An der Spitze der einen Hälfte, in welcher 3000 ſpaniſche Schützen dienten, zog der Feldhauptmann Wilhelm von Rogendorf die Donau hinab, die andere Hälfte führte der Feldhauptmann Hans Katzianer nach Slavonien, und Beide ſollten die Grenzen beſetzen und das Land gegen feindliche Einfälle nach Möglichkeit ſchützen.

Inzwiſchen hatten ſich Zápolya's Verhältniſſe in Ungarn günſtiger geſtaltet. Er war nicht nur Herr von ganz Siebenbürgen, ſondern auch des größten Theiles von Oberungarn, wo nur wenige Städte ſeiner Macht noch trotzten, denn Ferdinands Truppenzahl war dort viel zu gering, um den bedrohten Orten Hilfe zu leiſten; daher gelang es dem alten Kronhüter Peter Pereny, an der Spitze der Zápolyaner auch leicht ſich Tokay's am 3. Mai wieder zu bemächtigen. Man ſchlug die geſammte Streitmacht Zápolya's faſt auf 16,000 Mann an. Mit einem Theile derſelben war Pereny vor Eperies gezogen, wo Leonhard von Fels mit 4000 Mann Beſatzung lag, aber ringsum eingeſchloſſen, ſich aus Mangel an Lebensmitteln nicht lange hätte halten können. Ferdinand ſandte ihm zwar gegen Ende Juni den Hieronymus Lasky mit 2000 Mann, und den Grafen Albrecht Schlick mit 6000 Böhmen zu Hilfe, denen es gelang, die belagerte Stadt zu entſetzen und Pereny zum Rückzuge zu zwingen; allein Ferdinands Sache in Ungarn hatte dadurch nicht viel gewonnen.

Den Sultan beſchäftigte im Laufe des Sommers theils der Krieg mit Venedig, theils die Belagerung von Corfu, und auch mit Perſien waren wieder Mißhelligkeiten ausgebrochen. Er mußte daher ſeine Abſicht auf Ungarn bis zur gelegenen Zeit aufſchieben. Dieſen Aufſchub benutzte König Ferdinands Feldhauptmann, Leonhard von Fels, mit Glück. Mit einer anſehnlichen Kriegsmacht ausgerüſtet, bemächtigte er ſich zuerſt des feſten Punktes Theben an der Donau, dann der Städte Preßburg, Raab, Komorn und Tyrnau nach kurzem Widerſtande. Zápolya, der an der Spitze von 10,000 Mann gegen Fels heranzog, wagte einen Kampf, hatte aber eine bedeutende Niederlage erlitten, überdies 1500 Mann in den Wellen der Theiß, und einen Theil ſeines Geſchützes verloren. Er mußte ſich mit ſeinem übrigen Heere um ſo mehr zurückziehen, nachdem Pereny, ſein Verbündeter, mit ſeinen Truppen zu Ferdinands Partei überging. — So hoffte Ferdinand auch bald im Beſitze von Gran, Ofen und Stuhlweißenburg zu ſein.

Durch die glücklichen Erfolge in Oberungarn ermuthigt, war man um ſo mehr darauf bedacht, die in Slavonien von den Türken eroberten feſten Schlöſſer wieder zu gewinnen und die feindlichen Kriegshaufen in ihre Gebiete zurückzudrängen.

Dieſe Aufgabe hatte jetzt der Freiherr Hans Katzianer zu löſen. — Schon ſeit dem Monat Mai 1537 verweilte er in Agram, die vom König Ferdinand ihm zugeordneten Räthe und Hauptleute erwartend, mit denen er die nächſten Kriegsunternehmungen berathen ſollte. Sie kamen zwar, aber einzeln und langſam.

Im Kriegsrathe ſelbſt herrſchte keine Eintracht. Es erhoben ſich allerlei Streitigkeiten und Irrungen über Nebendinge, Freiheiten, Vorrang im Zuge und dergleichen mehr, womit viel Zeit verloren ging, ohne zu einem Entſchluſſe zu kommen. Katzianer ſuchte die Streitenden zu vergleichen, allein weder Ermahnung noch Drohung fruchteten, denn am andern Morgen begann der nutzloſe Streit von Neuem. Es fehlte überhaupt den Heerführern in einem ſo wichtigen Augenblicke jedes einmüthige Zuſammenwirken. Aus Mißtrauen und kleinlicher Eiferſucht wollte Jeder unabhängig bleiben und keinen Befehlen eines Einzelnen gehorchen. Die mittlerweile eingetroffene Nachricht von den Eroberungen der Türken in Slavonien und Dalmatien, ihren blutigen Streifzügen bis in die Gegend von Poſega und Eſſeck bewogen endlich den Katzianer und ſeinen Kriegsrath, König Ferdinand zu bitten, das Aufgebot der Erblande eiliger zu betreiben.

Anfangs November 1537 hatte ſich endlich zu Kapronca am rechten Ufer der Drau ein bedeutendes Heer von 24,000 Mann geſammelt. Es beſtand aus 16,000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern, und war zuſammengeſetzt aus Kriegern aller Provinzen, die Ferdinand gehorchten. Die Reiterei, größtentheils Huſaren, führte Ludwig Pekry, unter ihm ſtanden Paul Bakits, Balthaſar Bánffy und der begnadigte Raubherr Ladislaw More; das tyroliſche Fußvolk befehligte der Graf Ludwig Lodron, die Böhmen der Graf Albrecht Schlick, die Oeſterreicher Graf Julius von Hardegg, die Steiermärker Johann Ungnad, die Kärnthner Erasmus Mager, die Krainer Johann Katzianer, welchem zugleich der Oberbefehl des ganzen Heeres übergeben war. Sein kriegeriſcher Sinn, ſeine Kühnheit und erprobte Treue hatten ihn dem Könige als oberſten Feldhauptmann vor allen Anderen empfohlen, obgleich er Vielen wegen ſeiner Leidenſchaftlichkeit und

Unruhe des Geiſtes, ſo wie wegen des Mangels an Sicherheit und Beharrlichkeit in ſeinen Entſchlüſſen weniger zur Führung des Oberbefehls, beſonders über eine aus ſo verſchiedenen Völkern zuſammengeſetzte Streitmacht, geeignet ſchien. Man hielt ihn für weit fähiger, einen Reitertrupp zum Einhauen anzuführen, als das Ganze eines geordneten Feldzuges zu leiten und große Schlachten zu lenken. Als Reiter-General hatte er allerdings glänzende Beweiſe ſeines oft an Verwegenheit grenzenden Muthes gegeben, aber als Oberanführer einer nicht unbedeutenden Streitmacht hatte er noch keine Proben abgelegt.

Mit dieſem Heere vereinigte ſich auch noch der Biſchof von Agram, der die Beſorgung der Zufuhr übernahm, wozu ihm noch vier der erſten Landesoberſten und des Königs oberſter Proviantmeiſter, Jobſt von Gliſenberg, als Gehilfen beigegeben wurden. Das Heer führte übrigens als Geſchütz ſieben oder acht große Kanonen und etwa 40 kleinere Feldſtücke mit.

Sobald Mohamed Paſcha, der Statthalter von Semendria, die Kunde von der Zuſammenziehung des feindlichen Heeres bei Kopreinitz erhalten, berief er in Eile den Statthalter von Bosnien und mehrere Bey's zu ſich, um ſich mit ihnen über die nun zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Es ward beſchloſſen, den Feind vorläufig noch weiter in's Land vorrücken zu laſſen, aber zugleich alle Macht aufzubieten, ihm kräftig entgegenzutreten. Auch bei Kopreinitz ward Kriegsrath gehalten, allein über den Zwiſt und Rangſtreit der Einzelnen kam man in der Hauptſache faſt zu keinem Entſchluſſe. Darüber verlor man wieder die günſtigſte Zeit, den Feind, der mittlerweile ſeine Streitkräfte geordnet hatte, mit Nachdruck anzugreifen. Endlich verglich man ſich dahin, daß jeden Tag eine Abtheilung vorwärts ziehen und im Falle eines feindlichen Angriffes man ſich gegenſeitig unterſtützen wolle.

Das vereinigte Kriegsheer ſetzte ſich daher nach abgehaltenem Kriegsrathe in Bewegung. Die Steirer, denen 100 böhmiſche Reiter beigegeben wurden, bildeten den Vortrab. Es ward zugleich beſchloſſen, das ganze Heer ſolle bis Werowitz vorrücken, und dort, wo ſich die Wege theilen, werde über den einzuſchlagenden Marſch ein weiterer Kriegsrath entſcheiden. Am zehnten Tage langte man erſt bei der genannten Stadt an; der Zug bewegte ſich nur langſam, des Geſchützes wegen.

In Folge der Ausſage, welche einige in der Nähe von Werowitz ge-

fangene Türken machten, daß Mohamed Paſcha noch zu ſchwach und auf keinen Angriff gefaßt ſei, beſchloß man, weiter vorwärts zu rücken. Hier machte ſich jedoch zum erſten Male ein neuer Feind bemerkbar, der Allen äußerſt bedenklich zu werden anfing. Es war der Mangel an Verpflegung im Heere. Noch war Proviant hinreichend, aber es fehlte an Fuhren und der nöthigen Beſpannung zur Beförderung deſſelben an die verſchiedenen Truppenkörper. Man berieth ſich über dieſe Zuſtände und kam zu dem Entſchluſſe, Katzianer und die übrigen Führer ſollten vorausziehen, zu Valpo werde man große Vorräthe finden, und bis dahin auch in den Dörfern hinreichenden Proviant und Futter antreffen. Zugleich ward auch der Biſchof von Agram angewieſen, mit Eifer und Thätigkeit für die nöthige Zufuhr von Lebensmitteln zu ſorgen.

Das Heer rückte alſo am rechten Ufer der Drau gegen Valpo zu, in der Erwartung, dort etwas Entſcheidendes gegen den Feind auszuführen. Auf dem Marſche aber brach ein ſchreckliches Unwetter mit unaufhörlichen Regengüſſen ein. Mehrere Tage fiel der Regen in Strömen vom Himmel, ſo daß die Roſſe bis an die Bäuche im Waſſer und Koth ſtanden; eine Menge Vieh ging ganz zu Grunde, unter den Truppen riſſen Krankheiten ein, und beim Mangel aller Pflege ſtarben täglich viele Hunderte. An Ruhe, Schlaf oder Erholung war Tage lang gar nicht zu denken, und bei den grundloſen Wegen kam auch wenig Proviant herbei. Viele blieben unterwegs erkrankt, ermüdet und kraftlos liegen, ſo daß das Heer, welches nur äußerſt langſam vorrücken konnte, unter dem Drucke namenloſer Beſchwerden und Entbehrungen von Tag zu Tag immer mehr geſchwächt wurde.

Während dieſer Vorgänge hatte ſich der Paſcha von Bosnien mit Mohamed Paſcha vereinigt. Beide kamen überein, das chriſtliche Heer vorerſt durch Hunger zu ſchwächen und dann durch Waffengewalt zu erdrücken. Dem gemäß hatte Mohamed Paſcha in den Gegenden, welche dem Feinde offen ſtanden, die meiſten Vorräthe ſelbſt um höhere Preiſe angekauft. Türkiſche Schiffe hatten die Drau, und die leicht berittenen Spahi's alle Landwege unſicher gemacht, ſo zwar, daß dem Heere Katzianers faſt keine Lebensmittel mehr zugeführt werden konnten. Nach ſiebentägiger mühevoller Anſtrengung ward endlich die Brücke über den durch ſtarken Regen angeſchwollenen Fluß Karaſizza, der vom Weſten her in die Drau mündet, geſchlagen, und das durch Sterblichkeit und die Ruhr ge-

ſchwächte Heer kam bei Valpo an. Das Fußvolk beſtand nur noch aus 8000 waffenfähigen Männern, während die Reiterei durch neue an ſich gezogene Verſtärkung ſich jetzt auf 10,000 Mann belief.

In Valpo erfuhr man von türkiſchen Gefangenen, welche der mit 1000 Reitern vorangeſchickte Paul Bakits bei der Einnahme des Schloſſes Soppa aufgegriffen hatte, daß der Feind, 15,000 Mann ſtark, eine feſte Stellung bei Eſſeck bezogen habe, und dort den Anzug des chriſtlichen Heeres erwarte. Katzianer glaubte alſo, es werde dort zum Kampfe kommen. Indeſſen waren die Hauptleute im Kriegsrathe zu Valpo über ihre nächſten zu ergreifenden Maßregeln keineswegs einig. Einige ſtimmten — um einen feſten Punkt zu gewinnen — für die Belagerung eines unfern Eſſeck gelegenen feſten Caſtells, Andere hingegen für den alſogleichen Angriff, bevor man noch den vorhandenen Proviant — ehe ein anderer ankomme — verzehre und der Feind ſich verſtärke. So hoffte man das wenig befeſtigte Eſſeck leicht zu gewinnen, den Feind in die Flucht zu ſchlagen und den ermatteten Truppen in der ſpätherbſtlichen Zeit eine beſſere Unterkunft zu bereiten.

Aber das Kriegsglück war vom chriſtlichen Heere gewichen, die Zwietracht ihrer Führer verſcheuchte es, und ſchwere Unfälle ſtanden ihnen in Folge deſſen noch bevor.

Unter Androhung der ſchwerſten Strafe, nicht von der Fahne zu weichen, ohne Befehl nicht vorzurücken oder ſich in einen Kampf einzulaſſen und zu plündern, brach das Kriegsvolk mit dem aufgerollten Panier des heil. Georg in Schlachtordnung auf. Als das Heer, etwa noch eine Meile von Eſſeck entfernt, auf einem ausgedehnten Wieſengrunde gelagert war, rechts durch waldige Anhöhen, links durch die Drau gedeckt, gewahrte es zuerſt einige feindliche Reiterabtheilungen, welche aus Eſſeck heranſtürmten, in der Erwartung, die Ermatteten in einen Kampf zu verwickeln. Es geſchah nicht, die Vorſtürmenden wurden durch's Geſchütz bald wieder zurückgeworfen. Am andern Tage begannen ſie ihre Scharmützel wieder, beſonders mit der ungariſchen Reiterei.

Der Türken Hauptmacht hatte ſich inzwiſchen hinter die Stadt zurückgezogen und zu ihrem Schutze 60 — 70 Stück ſchweres Geſchütz ſo aufgeſtellt, daß man den weiter vordringenden Feind damit begrüßen konnte. Ein von Katzianer augenblicklich zuſammengerufener Kriegsrath verordnete die Einſtellung jedes unnützen Scharmützelns mit dem Feinde, und beſchloß,

auf eine zum Angriffe bequeme, in der Nähe der Stadt Eſſeck liegende Ebene zu ziehen, weil man von den Ueberläufern erfahren hatte, daß die Stadt auf jener Seite nur ſchwach befeſtigt ſei, und Mohamed Paſcha den Angriff nicht lange aushalten werde, dann, weil das Heer von dort aus leichter mit Proviant verſehen werden könne. Mit großen Beſchwerden und nicht ohne manchen Verluſt ward der Weg zurückgelegt.

Eine halbe Meile unter Eſſeck ſchlug nun das Heer ein Lager auf und rückte am andern Morgen in Schlachtordnung der Stadt näher, um dem Feinde die Schlacht anzubieten. Dieſer hatte ſich bereits in die Stadt und ſein voriges Lager zurückgezogen. Katzianer ließ Stadt und Lager beſchießen, um den Feind herauszulocken. Dieſer aber war zu keinem Gefechte zu bewegen und erwiderte Katzianer's Angriffe ebenfalls mit heftigem Geſchützfeuer. Das chriſtliche Heer mußte ſich alſo unverrichteter Dinge am nächſten Morgen in ſein erſtes Nachtlager wieder zurückziehen.

Katzianer verſammelte alle ſeine Hauptleute zu einer Kriegsberathung, ihnen die Frage vorlegend, was nun zu thun ſei? Das Kriegsvolk litt Hunger, die erwartete Zufuhr an Lebensmitteln von den türkiſchen Reitern abgeſchnitten, kam nicht, ein großer Theil des Heeres war unter den großen Mühen und Entbehrungen erkrankt, entkräftet und muthlos geworden, eine bedeutende Menge Pferde aufgerieben und die wenigen vorhandenen wegen Mangel an Futter außer Stande, die Wägen und ſchweren Geſchütze fortzubringen. Das ganze Kriegsheer befand ſich alſo in einer höchſt bedenklichen Lage. Katzianer ſprach ſich im Vertrauen auf Gott und das Glück für den Kampf aus, wozu man den Feind nun zwingen müſſe. Wenn er auch in dieſem Punkte viele Gegner fand, ſo ſtimmten doch Alle darin überein, daß man die gefahrvolle Stellung — in die man gekommen war — ſobald wie möglich aufgeben, und das Heer wieder zurückführen müſſe, um es näher der Verpflegung zu bringen. Es handelte ſich nun darum, welchen Weg man einſchlagen müſſe. Katzianer ſchlug, wenn auch mit einigem Verluſte, die Heerſtraße nach Valpo vor, auf welcher man gekommen war. Die ungariſchen Oberſten hingegen ſprachen ſich für den ſüdlichen Weg nach Herman und Gara aus, wo Proviant und Futter genug anzutreffen ſei. Von dort könne man die Richtung dann entweder ſüdwärts auf Poſega oder nördlich nach Valpo nehmen, unterwegs könne man ſich der dortigen Schlöſſer bemächtigen, wo man Mundvorrath in

Ueberfluß finden werde Dieſem Vorſchlage traten nach weiterer Berathung auch die übrigen Hauptleute bei.

Der Marſch ward ſofort am früheſten Morgen des andern Tages nach dem Süden — nicht ohne große Bedrängniß und Beläſtigung vom Feinde — angetreten, der das abziehende Heer raſtlos umſchwärmte und es bald im Rücken, bald auf den Seiten angriff. Man hatte deſſen ungeachtet dieſen beſchwerlichen Zug bis in die Nacht hinein, die feindlichen Neckereien tapfer abwehrend, fortgeſetzt und gelangte durch ein ziemlich bebautes Land bis auf eine halbe Meile von Herman.

Das erſte Unternehmen galt, auf Balthaſer Bánffy's Vorſchlag, dem gut vertheidigten, öſtlich am Zuſammenfluſſe der Drau und Donau liegenden türkiſchen Schloſſe Erdöd, welches nach tapferer Gegenwehr auch genommen wurde. Aber der Erfolg dieſer Unternehmung war kein entſprechender; denn man fand, ſtatt der gehofften großen Vorräthe, die Lebensmittel kaum auf zwei Tage für das Heer ausreichend. Auch das Kaſtell Herman fiel nach kurzer Vertheidigung in des Katzianer's Gewalt und über die hier vermutheten Victualien hatte man ſich abermals bitter getäuſcht.

Während deſſen brachten die Landleute aus der Umgegend unter Katzianer's Geleite gegen 50 Wagen mit Proviant herbei. Die ausgehungerten Truppen hatten dieſe Zufuhr nicht ſobald wahrgenommen, als ſie trotz des Geleites und gegen alles Verbot mit wilder Gier darüber herfielen, Alles, was ſie erreichen konnten, gewaltſam wegnahmen, die Landleute, welche Bezahlung forderten, mißhandelten und mehrere ſogar todtſchlugen. Katzianer, über dieſe Gräuel ſeines zügelloſen Kriegsvolkes ergrimmt, ſtach der Widerſpenſtigen mehrere mit eigener Hand nieder, andere ließ er für ihre Verbrechen mit dem Strange beſtrafen.

Nachdem hierauf das Schloß Herman mit der nöthigen Beſatzung verſehen worden, ſetzte das Heer ſeinen Marſch nach Gara fort, kam aber bald an den Fluß Vuka, deſſen Brücke durch die angeſchwollene Waſſermaſſe zerbrochen und weggeriſſen war. Niemand kannte die Gegend, Kundſchaft hatte man nicht einziehen können, weil Niemand im Heere der Landesſprache kundig war. Es mußte alſo eiligſt eine Brücke gebaut werden. Tag und Nacht ward daran gearbeitet, ſelbſt Katzianer war dabei raſtlos thätig, um das Werk zu fördern. Endlich ward ſie hergeſtellt; zuerſt kam das kleine Geſchütz und die Munition mit einer Truppenabtheilung, dann zogen alle Wägen und die übrigen Truppen hinüber. Das grobe Geſchütz

dagegen machte den Schluß. Allein beim Ueberfahren deſſelben brach die leicht gebaute Brücke unter der Laſt der achten Kanone zuſammen, und riß die ſie begleitende Mannſchaft mit in die Wellen.

War auch der größte Theil des Geſchützes und der Transport Wagen glücklich über den Fluß gelangt, ſo zeigte ſich hier die Unmöglichkeit, dieſelben fortzuſchaffen. Es fehlte die nöthige Beſpannung. Die andern Hauptleute, früher uneins, nun unzufrieden und nur auf eigene Rettung bedacht, thaten und bewilligten nichts, wie dringend auch Katzianer ſie zur Stellung der nöthigen Pferde erſuchte. Ihm blieb in dieſer peinlichen Lage wohl nichts Anderes übrig, als dem Zeugmeiſter den Befehl zu ertheilen, alles läſtige Gepäck und alle übrigen Wagen ohne Weiteres zu verbrennen, einen Theil der Munition zu vergraben und die Pferde an das Geſchütz zu ſpannen. Der Befehl ward pünktlich vollzogen, aber zur Fortbringung des Geſchützes fehlten noch immer an fünfzig Pferde und es mußten mehrere Kanonen ſtehen gelaſſen werden. Nun ward beſchloſſen, auch dieſe zerſprengen zu laſſen, damit ſie dem nachſetzenden Feinde keinen Nutzen gewährten.

Man ſetzte darauf den Marſch nach dem nur eine Tagereiſe weit entfernten Gara fort. Aber das ausgehungerte, in Zuchtloſigkeit aufgelöſ'te Kriegsvolk, vermochte kraftlos und ermattet mit größter Anſtrengung nur einige Meilen des Tages zurückzulegen. Dazu kam noch, daß türkiſche Reiter den Rückzug des Heeres ohne Unterlaß beläſtigten und ihm durch ihre flüchtigen Angriffe manchen Verluſt beibrachten, ohne es zu einem entſcheidenden Kampfe kommen zu laſſen, denn die Türken bezweckten nichts Anderes, als das Heer durch Hunger und Ermattung bis auf den letzten Mann aufzureiben. Als man am nachfolgenden Tage erſt der Stadt näher kam, fand man eine Anhöhe vom Feinde beſetzt, von wo er das Heer während ſeines Zuges unaufhörlich mit fünfzehn Feldſtücken beſchoß und es in große Bedrängniß brachte, bis endlich Katzianer, der den Vortrab führte, die Anhöhe erſtürmte und den Feind zurückdrängte, ſo daß der Nachzug ohne Gefahr hindurchkam.

Nach abgehaltenem Kriegsrathe ſchlug er das Lager auf der Anhöhe in einer ſehr vortheilhaften Stellung in der Nähe eines Gewäſſers auf, von wo man den in kurzer Entfernung liegenden Feind durch das übrige Geſchütz bald zurücktrieb.

Da kam aus Valpo ein Bote mit der Nachricht, daß ſich daſelbſt weder Proviant befinde, um ihn nach Gara zu ſchaffen, noch Geld vor-

handen ſei, ihn anzukaufen; man wolle ſich indeſſen Mühe geben, binnen 3 bis 4 Tagen etwas Vorrath aufzubringen. Dieſe Meldung ſchlug alle Hoffnung und allen Troſt darnieder. Hans Ungnad und Franz Bathyan traten in Katzianer's Zelt und erklärten ihm: ihr Kriegsvolk ſei in wildeſter Aufregung, wüthe und tobe wegen Mangel an Lebensmitteln, und laſſe ſich durch nichts mehr zufrieden ſtellen; es ſei das Schlimmſte zu befürchten, denn das Volk finde ſich in allen bisherigen Zuſagen getäuſcht und ſei allgemein der Meinung, man gehe nur damit um, es völlig zu Grunde zu richten. Katzianer befand ſich in der ſchrecklichſten Lage. Als er die beiden Hauptleute um ihren Rath fragte, was für das Volk zu thun ſei, gab ihm Franz Bathyan zur Antwort: „Ich rathe Euch, laßt Wagen und Geſchütz zum Teufel gehen; auf Proviant iſt jetzt keine Hoffnung mehr; Ihr kennt auch Geſchütz und Wagen ſchon der engen Wege, des Mangels an Pferden und der herrſchenden Hungersnoth wegen nicht weiter fortbringen; zudem iſt das geſammte Kriegsvolk ermattet und krank und die Flucht der Huſaren ſchon ſo groß, daß ihrer kaum noch die Hälfte da iſt. Soeben hat Ladislaus More anzeigen laſſen, daß er mit ſeinen Reitern abziehen und heimreiten will; geſchieht dies, ſo wird die Flucht unter den Huſaren allgemein werden. Was wollen wir dann noch allein hier thun und warum ſo viele Leute opfern?" Was Bathyan geredet, hatte ſich bald bewährt. Ladislaus More entwich mit ſeinen Soldaten durch das Gebirge nach ſeiner Burg St. Eliſabeth.

Bei ſo troſtloſen Verhältniſſen und auf die Nachricht des Paul Bakits, daß die in der Nähe liegenden Türken ſoeben friſche Truppen zu Fuß und zu Roß als Verſtärkung an ſich zögen, ſtimmte man nothgedrungen dem Vorſchlage Hans Ungnad's und Albrecht Schlick's bei, Geſchütz und Wagen zurücklaſſend — „in Anſehung der augenſcheinlichen Noth" — für den ſchleunigſten Rückzug über Valpo. Man beſchloß ferner: Jedermann zu Roß ſolle ſich zwei Stunden vor Sonnenaufgang zum Aufbruch bereit halten; Graf Ludwig von Lodron ſolle noch eher, oder ſpäteſtens um dieſelbe Zeit mit ſeinen Knechten und ſechs Falkonetten an eine Brücke, eine halbe Meile vom Lager, vorausziehen, dieſe beſetzen und auf beiden Seiten des Weges ſich aufſtellen, bis die Uebrigen heranzögen und die Brücke überſchritten hätten, dann mit dem Feldgeſchütz nachziehen. Hans Ungnad und Pekry ſollten den Nachzug führen. Jeder Hauptmann ſollte dem Adel in ſeinem Haufen den Plan insgeheim anzeigen, damit Jeder ſich darnach

richten und, was er an Habe und Gut auf den Wagen habe, zu ſich auf ſein Roß nehmen könne. Die ganze Anordnung des Abzuges publicirte Katzianer im Kriegsrathe durch einen öffentlichen lauten Befehl. Darauf gab er eine Loſung, damit, wenn in der Nacht etwa ein Nothlärm entſtände und der Feind vielleicht noch vor dem Abzuge einen Angriff wage, Jeder ſich zum Kampfe rüſte und an ſeinen Platz eile. Auf das Zeichen einer Trompete, und ſobald Lärm geſchlagen werde, ſollten alle Huſaren mit der übrigen Mannſchaft in ſeine Nähe rücken, um ſie zum Abzuge ordnen zu können. Dem Zeugmeiſter ertheilte er endlich auch die nöthigen Befehle wegen Sprengung des Geſchützes (mit Ausnahme der ſechs Falkonette für den Grafen von Lodron) und wegen Aufbrennen des Pulvers.

Aber More's Beiſpiel blieb nicht ohne Wirkung. Hans Ungnad und der Biſchof von Agram verließen in derſelben Nacht noch das Lager, hierauf verſchwand Ludwig Pekry, und ehe die Sonne aufging, war ſelbſt der oberſte Feldhauptmann, Johann Katzianer, verſchwunden. Die Tyroler, Böhmen, Oeſterreicher und Kärnthner, meiſt Fußvolk, waren noch verſammelt geblieben. Graf Lodron übernahm in dieſer gefährlichen Lage über ſie den Oberbefehl, da das Volk ihn dringend bat, es aus der Noth zu retten und ſich an ſeine Spitze zu ſtellen. Es galt nun, entſchloſſen dem Feinde die Spitze zu bieten, der ſchon in Maſſen heranzog, die Verlaſſenen zu überfallen. Der Graf, ſich auf ſein Roß ſchwingend, ſprach den Verzweifelten Muth ein und ermunterte zu ſtandhafter Gegenwehr mit Vertrauen auf Gott und Glück, ihnen vorſtellend, daß die Flucht für ſie eben ſo ſchmachvoll als verderblich ſein würde. „Du haſt leicht reden, Lodron!“ ſoll ihm da ein gemeiner deutſcher Kriegsmann zugerufen haben, „Du ſitzeſt zu Pferde, mit ſechs Füßen kannſt Du ſchneller entfliehen, als wir mit zweien.“ Lodron ſchwang ſich aus dem Sattel, mit dem Degen durchſtieß er den Mann, der das kühne Wort geſprochen, und rief: „Brüder! ich fechte mit Euch zu Fuß.“ Seine übrigen Pferde übergab er den Kranken und Verwundeten. In einen Keil zuſammengedrängt, brach die kleine Schaar, als der Feind gegen ſie heranſtürmte, aus ihrem Lager vor, zum ungleichen, hoffnungsloſen Kampfe. Sie ward augenblicklich von allen Seiten durch die türkiſche Reiterei angegriffen. Albrecht Schlick, der Ehre ſeines Namens uneingedenk, war der Erſte, der aus dem Gefecht entwich und ſich durch die Flucht rettete. Die Böhmen, Oeſterreicher und die Uebrigen kämpften gegen die Uebermacht nur kurze Zeit und wurden größtentheils zu-

ſammengehauen, darunter auch viele vom Adel. Ihre Hauptleute: Kunringer, Georg Taifel, Gebhard Belczer, Leonhard Lamberg und andere, geriethen in türkiſche Gefangenſchaft. Graf Niklas von Thurn, obwohl ſchwer verwundet, rettete ſich noch glücklich, wenn auch mit genauer Noth, durch die Flucht. Mager, der Hauptmann der Kärnthner, der durch einen glänzenden Helm und Federbuſch den Blick der Feinde auf ſich zog, ſank nach tapferem Widerſtande unter die Todten. Graf Lodron, an Kopf und Bruſt ſchwer verwundet, und mit ſeinem Streithaufen, drei Fähnlein Tyroler, hielt dem Feinde noch einige Zeit ſtandhafte Gegenwehr, bis endlich Murad Beg, die Tapferkeit des Gegners ehrend, ihm Schonung des Lebens anbieten ließ, wenn er ſich ergebe. Darauf vertrauend, ergab er ſich, ward aber dennoch bald nachher auf Mohamed's Befehl von ſeinen Wächtern getödtet, weil er ohnedies an ſeinen Wunden hätte ſterben müſſen. Sein Kopf, ſo wie die des Hauptmanns Mager und Paul Bakits, der kurz zuvor in einem Gefechte bei Diakovar gegen die Türken gefallen war, wurden als Siegeszeichen in ſilbernen Becken nach Konſtantinopel geſandt. Das ganze Lager nebſt dem noch übrigen Geſchütz, fiel dem Sieger als Beute in die Hände.

Unter den Kanonen war noch eine, die ſich vor den übrigen durch ihre Größe auszeichnete und noch ein halbes Jahrhundert lang in den nachfolgenden Kriegen eine wichtige Rolle ſpielte. Sie, die Katzianerin genannt, nebſt den übrigen Feldſtücken mit goldenen Tüchern und Fahnen geſchmückt, mußten die chriſtlichen Gefangenen, wie Pferde, die vor dieſelben angeſpannt, bis nach Konſtantinopel vor die Augen des Sultans ſchleppen, um auch in ſolcher Weiſe den Triumph der Türken zu verherrlichen.

König Ferdinand ward durch die Nachricht von dem unglücklichen Ereigniſſe um ſo tiefer ergriffen, als er ſich in der kurz zuvor erhaltenen Botſchaft, daß das Kriegsvolk wohlbehalten ſich nach Valpo gerettet habe, bitter getäuſcht ſah. Er beſchloß alſobald eine ſtrenge Unterſuchung anzuordnen und die Hauptleute, wenn ſie ſchuldig befunden werden ſollten, zum warnenden Beiſpiele für Andere, unnachſichtlich zu ſtrafen.

Katzianer wandte ſich ſogleich nach ſeiner Rückkehr von Pettau aus, „in großer Betrübniß", wie er bemerkte, an den König, erbot ſich zu einer vollkommenen Rechtfertigung wegen der ihm gemachten Vorwürfe, bat ſelbſt um eine gerichtliche Unterſuchung und ſprach die Hoffnung aus, der König werde in Rückſicht auf ſein ganzes frühere Leben und ſeine glücklich geführten

Unternehmungen ihn wieder zu Gnaden aufnehmen und das letzte trauervolle Ereigniß mehr einem unglücklichen Verhängniß als menschlichem Versehen zuschreiben. Auf gleiche Weise erboten sich auch die beiden andern Hauptleute zum vollkommenen Beweis ihrer Unschuld bei dem Verluste der aufgeriebenen Mannschaft. Graf Albrecht Schlick begab sich selbst nach Wien, um sich persönlich vor dem Könige zu rechtfertigen. Dieser aber gewährte ihm keine Audienz und verbot ihm, nicht nur am Hofe zu erscheinen, sondern befahl ihm, seine Herberge nicht zu verlassen. Nach einigen Tagen erließ er eine Verfügung, daß in Grätz ein Landtag gehalten und die drei Hauptleute dorthin zur Verantwortung vorgeladen werden sollten. Diese Vorladung erfolgte darauf am Montage nach Martini und bald nachher begab sich der König selbst nach Grätz.

In Folge schriftlicher Aufforderung König Ferdinands verfaßte Katzianer nach einiger Zeit eine möglichst ausführliche Darstellung des ganzen Verlaufs jener unheilvollen Ereignisse vom Anfange bis zu Ende. Er entschuldigte sich vorerst, daß er noch nicht persönlich sich zum Könige begeben habe, um ihm gründlichen Bericht über den ganzen Kriegszug abzustatten, und zwar darum, weil er wohl erwogen habe, wie seine Feinde „ein ungründliches Auf- und Ausschreien“ gegen ihn würden erhoben haben, um ihn bei Sr. Königl. Maiestät zu verdächtigen und er ein armer Unterthan und Diener des Königs billige Furcht vor der Ungnade und dem Zorn seines königlichen Herrn haben müsse, was ihm in seiner Verantwortung und Darlegung seiner Unschuld nicht wenig hinderlich werden müßte. Hierauf ging er auf den Kriegszug selbst über. Er stellte ihn auf solche Weise dar, daß — wie er am Schlusse seiner Schrift bemerkte — der König und Jedermann durch die angeführten Thatsachen überzeugt werden mußte, „daß der Zug unter Esseck hinab nicht mit seinem eigenen Willen geschehen, und daß die Schwächung des ritterlichen Kriegsvolkes blos aus Mangel an Proviant erfolgt sei, woran er jedoch keine Schuld habe“, und suchte dem Könige darzuthun — „wie und warum die Rathschläge wegen des Verlassens des Geschützes, dann wegen des Abzuges ergangen und daß etwas Anderes zu thun nicht möglich gewesen sei.“ Er suchte sich dann auch wegen seiner getroffenen Anordnungen in Betreff des Abzuges aus dem Lager zu rechtfertigen, indem er darthat, wie er es an Ermahnungen an die andern Hauptleute nie habe fehlen lassen, obgleich

keiner ſeinem Gebote Gehorſam geleiſtet, bis endlich ſeine Leute in ihn gedrungen ſeien, ſich auf den Weg zu machen, um ſich und ſie aus der Gefahr zu retten. Nachdem er noch mehr Anſchuldigungen zu widerlegen bemüht war, erinnerte er den König weiter an die ihm ſogleich im Anfange des Kriegszuges mitgetheilte Beſorgniß: „daß aus den vielen getheilten Regimentern der Kriegsoberſten allerlei Beſchwerden entſtehen würden.“ Endlich, nachdem Katzianer den König um Nachſicht gebeten, wenn er als ein im Schreiben Unerfahrener und in Briefen zu wenig geübt, „ſeine Darſtellung nicht im richtigen Maße und rechter Weiſe gegeben habe“, ſchließt er ſeine Schrift mit der Bitte, Se. königl. Majeſtät wolle den oder diejenigen, die ihn böſer und boshafter Sachen bezichtiget haben, auftreten laſſen, damit er ſich gegen dieſelben, wie es einem frommen Manne gebühre, verantworten könne. —

Katzianer bat dann König Ferdinand um einen Geleitsbrief, damit er entweder vor dem König ſelbſt oder auf einem zunächſt angeordneten Landtage ungefährdet erſcheinen und ſich frei vertheidigen könne. Ferdinand ſandte ihm daher den königlichen Geleitsbrief zu und zwar mit folgendem Schreiben begleitet: „Den Edlen, Unſern lieben Getreuen, Hanſen Katzianer, Freiherrn zu Katzenſtein und Fledinghen, Unſern Rath und Landeshauptmann zu Krain:

Edler, lieber Getreuer. Wir haben Dein Schreiben, deß Datum Saſſach den 23. Tag des Monats November ſteht, empfangen und daraus Deine unterthänige Bitte der fernern Vergleitung halber mit angehängtem Deinem Erbieten nach der Länge vernommen. Damit Du aber ſpüren und abnehmen magſt, daß Wir Dich zu Deiner Entſchuldigung und Ausführung kommen zu laſſen geneigt ſind, ſo ſchicken Wir Dir hiemit die Vergleitung angeregtem Deinem ſchriftlichen Begehren und Erbieten gemäß, wie Du ſehen wirſt, nur daß Wir die Zeit anderer Unſerer obliegenden Geſchäfte halber etwas abgekürzt; und als Du aber in berührtem Deinem Schreiben ferner unterthänigſt bitteſt, ſofern Wir Dich jetzo vorfordern würden, Dir ſo gnädig zu ſein und Dir zu einem Beiſtand Siegismund von Herberſtein, Freiherrn und Melchior von Ramberg, Unſere Räthe, als Deine Blutsfreunde hierin zuzuziehen zu erlauben, das wollen Wir auch, alſo Du derſelben bei ihnen erhalten mögeſt, gnädiglich zugeben und bewilligt haben. Dies haben Wir Dir auf Dein Schreiben zu Antwort und Beſcheid nicht wollen vorhalten; Du wirſt Dich alſo mit der Erſchei-

nung darnach zu richten. Gegeben in Unserer Stadt Grätz den 26. Novbr. Anno 37."

Mit diesem königl. Geleitsbriefe stellte sich Katzianer, wie ihm befohlen, um die Mitte des Dezembers auf dem vom Könige berufenen Landtage zu Krems. Am 11. Dezember 1537 überreichte er einer zahlreichen Versammlung von Hauptleuten und königl. Räthen daselbst seine schriftliche Vertheidigung und erklärte, nachdem sie vollständig gelesen ward, als Hauptursache des bedauerlichen Abzuges aus dem Lager sei lediglich der Mangel an Proviant anzusehen; der Abzug selbst sei mit allgemeiner Zustimmung beschlossen worden, aber so unordentlich ausgeführt, daß daraus eine allgemeine Flucht erfolgt, er jedoch in solcher keineswegs der Erste gewesen sei, die Unordnung sei ohne seine Schuld entstanden; einer Verrätherei aber, welche man ihm vorgeworfen und wovon der gemeine Haufe spreche, werde man ihn nicht überführen können.

Sechs Tage lang ward über Katzianer's Vertheidigungsschrift und seine mündlich abgegebene Erklärung verhandelt, aber beide hatten weder der Versammlung noch dem Könige genügt. Am 17. Dezember resolvirte Ferdinand: daß, nachdem Katzianer's Entschuldigung durchaus nicht genüge, weil es ihm, als dem obersten Feldhauptmann, in keiner Weise geziemt habe sein untergebenes Kriegsvolk zu verlassen, so müsse er, (der König) da es auch eine Criminalsache betreffe, die ein crimen laesae Majestatis wäre, um seiner sicher zu sein, sich an seine Person halten. Damit nun aber sich Niemand eines unbilligen Rechts zu beklagen habe, so wolle der König dem Katzianer zugeben, daß er in den bestimmten drei Monaten seine Entschuldigung nochmals vorbringe. Wofern er dies aber in bestimmter Zeit nicht thun werde, so wolle ihm dann der König einige von den Land- und Hofräthen zuordnen und ihn hernach durch den königl. Kammerfiskal rechtlich anklagen lassen, ihm dabei jedoch alle hilflichen und rechtlichen Mittel und Wege zu seiner Vertheidigung zugestehen.

Auf gleiche Weise, verordnete Ferdinand weiter, soll man sich auch der Person des Niklas von Thurn bemächtigen, wenn er sich binnen Einem Monate nicht wird vollkommen genügend verantwortet und gerechtfertiget haben, warum er sich in Abwesenheit des Obersten-Hauptmannes vom Kriegsvolke entfernt hatte. Des Grafen Schlick Sache wolle der König, da er keine Räthe aus Böhmen bei sich habe, bis zu seiner Ankunft in Böhmen aufschieben. Was hingegen Hans Ungnad betreffe, der mit seinen

Fähnlein Steirer auf dem ihm angewieſenen Poſten ſo lange verblieben ſei, bis ihn der Feldmarſchall von da abberufen, ſo genüge ihm (dem Könige) deſſen Entſchuldigung, und befehle er bei ungnädiger Strafe, ihn deshalb weder in Worten noch Werken zu beläſtigen.

Wie nun bereits Graf Albrecht Schlick und Matthias Thurn im Gefängniſſe ſaßen, ſo erfolgte jetzt auch gegen Katzianer ein königlicher Verhaftsbefehl, dem zu Folge er von Krems nach Wien gebracht und dort in der königl. Hofburg in ſtrenger, jedoch anſtändiger Haft gehalten worden iſt. Mehrere Wochen lang ſaß er bereits verhaftet, ohne daß man ſich vorerſt weiter um ihn zu kümmern ſchien, da ergriff er nochmals die Feder und wandte ſich in einem „flehentlichen Bittſchreiben“ an den König, ihm ſeine (Katzianer's) guten, treuen und nützlichen Dienſte in Ungarn vorſtellend. „Auf Sr. königl. Majeſtät gegebenes Geleit“ vertrauend — ſchrieb er — habe er ſich zur Verantwortung geſtellt. Nun ſei er in's Gefängniß genommen worden und werde ſo wie Einer, der flüchtig und nicht angeſeſſen iſt, gehütet; auch ſei ihm noch nichts vorgehalten worden, was in ſeiner Entſchuldigung abginge und was er nicht zu vervollſtändigen wüßte. Er bat, der König möge um Gottes und der Gerechtigkeit willen ſeine Sache von kriegsverſtändigen, ritterlichen und unparteiiſchen Leuten erkennen laſſen, ob er ſeine gefängliche Einziehung verſchuldet habe, und da dies eine pur lautere Kriegshandlung iſt, ſo wolle er auch nicht anders, als ein Kriegsmann, wieder durch Kriegsleute gerechtfertiget werden. Zu ſolchem Rechte bitte er daher auf freien Fuß geſetzt zu werden und zur „Verſicherung, bei dem Rechte zu erſcheinen und nicht davon zu weichen,“ bot er dem Könige ſeine Schlöſſer und ſein ganzes Einkommen zum Pfande, und wofern dieſe nicht genügen ſollten, ſo wolle er noch ſeinen Vetter, den Herrn Siegismund Freiherrn von Herberſtein, mit 16,000 fl., die er auf vier Pfandſchaften hat, als Bürgen ſtellen. Schließlich bat er, Se. königl. Majeſtät möge auch bedenken, daß ſolcher Unfall ihm nicht allein zugeſtoßen, ſondern auch vielen Anderen noch begegnet iſt, und daß dieſes Verſehen und Verſäumniß, wenn er ſie ja verſchuldet haben ſollte, durch ſeine früheren treuen Dienſte gnädiglich aufgewogen werden möchten.

Katzianer ſah abermals mehrere Wochen hindurch mit peinlichſter Sehnſucht der königl. Entſcheidung und der Erfüllung ſeiner Bitte entgegen. Allein ſie ſcheint weder gehört noch bewilligt worden zu ſein. Denn

er wandte ſich hierauf um Fürſprache an ſeine Freunde, vor Allen an ſeine Verwandten, den Freiherrn Sigismund von Herberſtein und an Hieronymus Lasky, den Palatin von Siradien.

Am polniſchen Hofe erregte Katzianer's Schickſal die allgemeinſte Theilnahme; der König, deſſen Sohn Sigismund, und ſelbſt die Königin, beſchloſſen, ſich beim König Ferdinand für Katzianer's Begnadigung zu verwenden. Auch Kaiſer Karl V. ſoll ſich für ihn verwendet haben, aber des Königs Schweſter, die Erzherzogin Maria, fand dies ſehr befremdend, da deſſen Sache, wie ſie meinte, keine Gunſt verdiene.

Während nun viele gelehrte und kriegskundige Männer, um des Katzianer's Schickſal bekümmert, an ſeiner Befreiung arbeiteten, hatte ſich bereits des Gefangenen Schickſal in Wien ganz anders geſtaltet. Er hatte ſich im Anfange des Jahres 1538 noch einmal mit einer Vorſtellung an König Ferdinand gewendet, ihn um die baldige Einleitung eines Zeugenverhörs und Entlaſſuug aus ſeiner Gefangenſchaft gegen „genugſame Verſchreibung und Verſicherung“ bittend. Allein des Katzianer's Wunſch blieb unerfüllt und eben ſo unberückſichtiget das Geſuch der Stände Krain's und Slavoniens, welche ſich für ihn und den gleichfalls mit ihm verhafteten Ludwig Pekry bei Ferdinand verwendet hatten, denn der König blieb bei ſeinem Entſchluſſe, ſofern Katzianer nicht ſeine völlige Schuldloſigkeit darthun könne, den Weg des ſtrengen Rechtes gegen ihn verfolgen zu laſſen. Seine Sache ſtand auch um ſo gefährlicher, weil man am Hofe Ferdinands einmal die Anſicht gefaßt hatte, der ganze Vorfall müſſe als ein crimen laesae Majestatis betrachtet und als ſolches mit aller Schärfe beſtraft werden.

Bis in den letzten Tagen des Januars 1538 hatte Katzianer vergebens auf eine königl. Entſcheidung gewartet. Jetzt glaubte er vollkommen überzeugt zu ſein, daß auf dem vom Könige eingeleiteten Wege für ihn durchaus keine Rettung zu hoffen und zu erwarten ſei und daß jede Verwendung für ſeine Befreiung und Begnadigung ohne Erfolg bleiben würde. Er beſchloß daher, ſeinem Schickſale, wo möglich, ſelbſt eine andere Wendung zu geben, ungewiß jedoch, wohin der Weg, den er einzuſchlagen gedachte, ihn führen werde; er beſchloß, ſeine Befreiung durch die Flucht zu gewinnen.

Sein Gefängniß trennte eine bloße Wand von einer daneben befindlichen Kanzlei. In der Nacht vom 30. zum 31. Januar gelang es ihm mit Hilfe eines Dieners, während die Wächter entfernt ſorglos ſchliefen,

die Wand unter ſeinem Bette zu durchbrechen und ſo ſich Eingang in die Kanzlei zu verſchaffen. Von da ließ er ſich mittelſt Stricken, die ihm eine vornehme Dame in ſilbernen Flaſchen zugeſchickt hatte, vom Fenſter in den Schloßgraben herab, wo Pferde zu ſeiner Flucht bereit ſtanden. So glückte es ihm, aus der Burg und der Stadt zu entkommen. Wohin er entflohen ſei, wußte kein Menſch. Einige Tage nachher überſandte ein Mönch dem Freiherrn Chriſtoph von Eyting zwei Briefe Katzianer's an den König, um ſie dieſem einhändigen zu laſſen. Katzianer bat darin um Gnade und Verzeihung, meldend, daß nur Sr. königl. Majeſtät fortdauernde Ungnade ihn zur Flucht gezwungen habe, — „denn billig müſſe ein Diener dem Zorne ſeines Herrn entweichen." — Dabei erbot er ſich, er wolle dem Könige, ſobald ihn dieſer wieder zu Gnaden annehme, 4000 Mann drei Monate lang auf ſeine Koſten unterhalten. In einem anderen Schreiben hatte er ſich auch an den erwähnten Rath und Botſchafter des polniſchen Königes, Nikolaus von Nibſchitz, mit der Bitte gewendet, er möge Alles anwenden, um ihm Gnade und Verzeihung auszuwirken.

Ferdinand befand ſich eben in Prag, wo er die Stände Böhmens zu einem Landtage verſammelt hatte, um außer anderen wichtigen Landesangelegenheiten auch den Prozeß des in Anklageſtand verſetzten Grafen Albrecht Schlick zur Entſcheidung bringen zu laſſen. Des Grafen Vertheidigung hatte auf dem Landtage nicht nur den Beifall der verſammelten Stände gewonnen, ſondern ſchien auch dem Könige ſo genügend, daß er ihn vorläufig von aller Schuld frei ſprach, jedoch mit dem Vorbehalte, ſich, wenn es vonnöthen, auf jede Vorforderung des Königs wieder zu ſtellen. An demſelben Tage, im Anfange Februars, war auch Nikolaus von Nibſchitz in Prag angelangt, um bei Ferdinand im Namen des Königs von Polen, ſeines Herrn, Fürbitte für Katzianer's Befreiung und Begnadigung einzulegen. Da kam urplötzlich durch einen Eilboten die Nachricht von Katzianer's Flucht mit deſſen letztem Schreiben an den König an, worin er dieſem nicht nur noch einmal in wenigen Worten das ganze Sachverhältniß auseinandergeſetzt, ſondern auch wegen des Proviantmangels, als der Haupturſache des Unglücks, und wegen der daraus entſtandenen Hungersnoth und Unordnung unter dem Kriegsvolke, dem Könige ſelbſt die Schuld beigemeſſen hatte. Dieſer Vorwurf, der Ferdinanden ſchuldlos traf, weil die unmittelbare Verpflegung des Heeres dem Oberfeldherrn allein und den damit betrauten Kriegsoberſten oblag, ſo wie Katzianer's Flucht, regten bei dieſem von Neuem

den höchsten Zorn auf. Es kränkte ihn dies fast noch tiefer, als ihn das Unglück seines Kriegsvolkes geschmerzt hatte. Dabei stiegen in ihm auch allerlei Besorgnisse auf. Er hatte eben Kunde erhalten, daß bedeutende Schaaren von Türken wieder in Ungarn eingefallen seien, und es sei bei dem geringen Widerstande, den sie finden würden, sehr zu fürchten, daß sie ganz Ungarn überwältigen möchten. Katzianer hatte mehrmals seine Verdienste um den König und dessen Lande geltend gemacht und im Gefühle derselben um Gnade und Verzeihung gebeten. Man hatte die ersteren unbeachtet gelassen, um das letztere versagen zu können. Man kannte aber auch Katzianer's Heftigkeit und Raschheit im Handeln, wo seine Persönlichkeit auf dem Spiele stand. Jetzt, da er Alles versucht, sich zu Allem erboten hatte, was seine Kräfte vermochten, ohne Gnade zu finden, jetzt konnte er gefährlich werden; er konnte zu den Türken entfliehen und durch seine Kenntniß der Landesverhältnisse, seinen entschlossenen Muth, gerade unter den obwaltenden Umständen in Ungarn dem Könige viel Unheil bereiten. Man rieth jetzt Ferdinanden ernstlich, er möge Gnade für Recht ergehen lassen und Katzianer's Anerbieten in Betreff der 4000 Husaren, die er für ihn aufbringen wolle, annehmen, um so mehr, da Katzianer auch zugleich dahin wirken könne, daß die Landschaften Steier und Krain durch eine Beisteuer den Verlust des Geschützes und anderen erlittenen Schaden wohl völlig erstatten würden. Ferdinand schwankte und erwiderte, er wolle die Sache näher erwägen. Als sie indessen wieder zur Sprache kam, wies er den ihm ertheilten Rath mit dem Bemerken zurück: — er werde den angeordneten Rechtsgang nicht aufheben und Katzianern durch ein Mandat auf den Rechtstag vorladen; er möge erscheinen oder nicht, was Recht sei, solle über ihn ergehen. Auf das gestellte Bedenken, daß Katzianer zu den Türken oder zu Johann Zápolya entfliehen könne, erwiderte der König: „Wenn man Recht thut, darf man weder Gott noch Menschen fürchten." An eine Begnadigung war also nicht mehr zu denken.

König Ferdinand erließ hierauf eine öffentliche Vorladung, nach welcher sich Katzianer an einem bestimmten Tage zur Gerichtsverhandlung stellen sollte. Es sollte nach altem Brauch eine Ritterbank besetzt, und der Angeklagte durch ein sogenanntes Rittergericht gerichtet werden. Auch Nibschitz erhielt auf Siegismunds von Herberstein Bemühung von seinem Könige den Auftrag, diesem Gerichte zu Gunsten Katzianer's beizuwohnen. Als inzwischen Ferdinand die Nachricht erhielt, Katzianer habe sich bald

nach Ungarn, bald nach Slavonien oder Kroatien geflüchtet, erließ er schon am 4. Februar aus Prag an sämmtliche Verwaltungsbeamte und Befehlshaber dieser Länder gegen Katzianer einen Verhaftsbefehl, worin er sie anwies: wie höchst wichtig es für ihn und sein ganzes Reich sei, sich des „verworfenen Menschen und Majestätsverbrechers", der sich ohne Zweifel in ihre Lande flüchten und dort viel Unheil anrichten werde, des gemeinen Besten wegen auf jede mögliche Weise, sei es todt oder lebendig, wieder zu bemächtigen. Er gebot daher, allen Eifer und alle mögliche Wachsamkeit aufzubieten, um den gefährlichen Flüchtling auszukundschaften, indem er demjenigen, der ihn aufgreifen und lebendig einliefern würde, die Summe von acht- bis zehntausend Gulden an Geld und Gütern und wer ihn todt einbringe, die Hälfte dieser Summe auf sein königl. Wort verhieß, wobei er hinzufügte, daß, wer ihn gefangen genommen habe, nicht verpflichtet sein solle, ihn eher zu überliefern, als bis er die genannte Summe selbst oder hinreichende Verbürgung ihres Betrages werde erhalten haben.

Katzianer hatte, nachdem er glücklich aus den Mauern Wiens entkommen war, einen Bauer aufgegriffen und diesen gezwungen, mit ihm bis in die Gegend zu reiten, wo er der Wege selbst kundig war. Dort hatte er, um jede Spur seiner Flucht zu verwischen, den Bauer niedergestoßen und war dann Tag und Nacht weiter geeilt, bis in eines seiner festen Schlösser, die er in Kroatien an der türkischen Grenze besaß. Dort aber war sein Aufenthalt für Ferdinand höchst gefährlich, denn jene Schlösser waren so trefflich gelegen und so stark befestigt, daß ihre Einnahme kaum möglich schien, und von dort konnte Katzianer, wenn ihm Gefahr drohte, jeden Tag über die Grenze zu den Türken, oder zu Zápolya flüchten. Ueberdies konnte in Kroatien, wo Ferdinand unter den Vornehmeren nur geringen Anhang hatte, der Parteigeist durch Katzianer's Ansehen und Einfluß leicht mächtig aufgeregt werden. Und dies geschah auch wirklich, denn kaum war Katzianer in Kroatien erschienen, wo ihm die Grafen Niklas und Johann von Zrinv ihr festes Schloß Kostanitza, am Flusse Unna gelegen, zum Aufenthalte einräumten, als dort Alles in neue Bewegung kam. Fast alle vornehme Herren des Landes, der Bischof von Agram, Valentin Török, die beiden Grafen von Zrinv, selbst zwei Verwaltungsbeamte, Franz Zay und Franz Dahy, denen Ferdinand des Flüchtlings Verhaftung anbefohlen, traten mit Katzianer in ein förmliches Bündniß, worin sie sich gegenseitig das eidliche

Verſprechen gaben, daß Jeder dem Andern in Nothfällen zu Hilfe ſtehen und Keiner den Andern in irgend einer Angelegenheit verlaſſen wolle.

Man ging aber bald noch weiter. Török, die Seele des Ganzen, ließ ſich bald mit Zápolya in Unterhandlungen ein, die nichts Anderes bezwecken ſollten, als ihm Kroatien und Slavonien in die Hände zu ſpielen. Katzianer war indeſſen unabläſſig bemüht, Kriegsvolk zu ſammeln, und da ſein bedeutender Geldvorrath, den er ſich zu verſchaffen wußte, es ihm möglich machte, anſehnlichen Sold zu verſprechen, ſo ſtrömten ihm auch von allen Seiten her kriegsluſtige Geſellen zu. Er verhehlte nicht, daß er über einen Schatz von 200,000 Fl. zu verfügen habe und überdies von einem Orte her, woher es Niemand glauben möchte, noch Gelder erwarten dürfe. Ferner wurden von den Gütern Katzianer's und der Grafen Zrinyi die königlichen Steuereintreiber verjagt, ebenſo aus den Beſitzungen der übrigen Anhänger.

Bei ſo geſtellten Verhältniſſen drohte König Ferdinanden in Kroatien und Slavonien allerdings die größte Gefahr, hätte Johann Zápolya nicht gezögert, ſich mit den Häuptlingen in beiden Ländern in nähere Verbindung zu ſetzen und ſie in ihrem Plane kräftig zu unterſtützen. Durch Kränklichkeit ſchwach und kraftlos geworden, war er eben ſo wie Ferdinand, dem die letzten ſchweren Verluſte den Muth zum weitern Kampfe herabſtimmten, jetzt mehr als je zu einem friedlichen Vergleiche geneigt, und ſo kam es endlich nach langen, oft unterbrochenen und wieder erneuerten Verhandlungen zwiſchen Beiden zu einem Friedensvertrag, der am 24. Februar 1538 abgeſchloſſen wurde und in Folge deſſen Ferdinand im Beſitze Kroatiens, Slavoniens und derjenigen Gebiete von Ungarn blieb, die er beim Friedensabſchluſſe noch inne hatte. Johann dagegen behielt ganz Siebenbürgen und was er beim Friedensabſchluſſe in Ungarn beſaß; er ſollte König von Ungarn und Dalmatien heißen, nach ſeinem Tode aber, ſelbſt wenn er noch einen männlichen Erben hinterlaſſe, ſein geſammtes Beſitzthum, alſo das ganze Königreich Ungarn nebſt allen dazu gehörigen Gebieten, Ferdinanden und deſſen rechtmäßigen Erben anheimfallen.

Durch dieſen Friedensſchluß änderte ſich nun auch die Lage der Dinge in Slavonien und Kroatien. Der Plan der dort verbündeten Häuptlinge war gänzlich geſcheitert, alle Bande zwiſchen Ferdinand und Katzianer waren nun gelöſ't, er ſtand um ſo mehr da als ein Verräther, als offener Feind des Königs und des Reiches. Für ihn gab es nun keine Hoffnung zur

Begnadigung mehr. Ferdinand ordnete nun gegen Ende des Jahres 1538 in der Sache einen neuen Rechtstag an, um den Grafen von Salamanca, dem die Bewachung Katzianer's in der Wiener Burg anvertraut war, zu richten. Der Graf, nachdem er faſt ein Jahr hindurch in Eiſen gelegt, in Katzianer's Gefängniſſe geſchmachtet hatte, wurde ſammt den Hatſchieren, die durch ihre Sorgloſigkeit des Katzianer's Flucht erleichterten, zum Tode verurtheilt. Dieſes Bluturtheil zeigte Katzianern, was auch er zu erwarten habe, wenn er in Ferdinand's Hände fiele. Es gab für ihn nur noch ein Mittel der Rettung vor dem Zorne des Königs, die Flucht zu den Türken. Ob er dieſes Mittel zu ergreifen wirklich entſchloſſen geweſen, iſt ungewiß. Außer Zweifel aber iſt, daß er, als die Türken im Herbſte des Jahres 1538 von Neuem nach Siebenbürgen und in's öſtliche Ungarn einbrachen, mit ihnen in Unterhandlung und Verbindung trat.

Während hierauf Ferdinand den Befehl ertheilte, des Katzianer's Güter einzuziehen, während der Großherr ergrimmt über den zwiſchen Ferdinand und Johann geſchloſſenen Friedenstractat zum neuen Kriege ſich rüſtete und mit anbrechendem Frühlinge auch eine bedeutende türkiſche Streitmacht nach Ungarn entſendete, die raubend und verheerend bis 20 Meilen von Stuhlweißenburg vordrang, und während endlich Ferdinands Botſchafter, Hieronymus Laskv, im Herbſte 1539, mit Mühe des Sultans Zorn beſchwichtigend, einen Frieden bewirkte, befand ſich Katzianer noch immer auf der feſten Burg Koſtanitza, der Dinge mit Spannung harrend, die da noch kommen ſollten. Das Schloß war ein höchſt wichtiger Punkt, es bildete als Hauptpunkt den Schlüſſel von ganz Kroatien. Die Grafen Zrini hatten ſie ihm zu ſeiner Sicherheit und zwar ſo lange als Aufenthalt eingeräumt, bis ihn der König wieder zu Gnaden annehmen, oder ſein Schickſal ſich irgendwie günſtig für ihn entſcheiden würde. An eine Begnadigung war jetzt durchaus nicht mehr zu denken. Kam es abermals zwiſchen Ferdinand, dem Könige Johann und den Türken wieder zum Kriege, ſo konnte Katzianer unmöglich ruhig und theilnahmlos auf der Burg ſitzen bleiben. Wohin er ſich dann aber zu wenden habe, darüber konnte er keinen Augenblick in Zweifel ſtehen. Von ſeinem Landesherrn für einen Majeſtätsverbrecher, einen Verräther und Feind des Reiches erklärt, durch drohende Lebensgefahr aus ſeinem Vaterlande vertrieben, an ſeiner Ehre verletzt, ſeines Eigenthums zum Theile beraubt, einer ſchonungsloſen Verfolgung preisgegeben, ſtand jetzt Katzianer in einer furchtbaren Lage ſeinem

Könige und Herrn gegenüber. Alle Bande zwiſchen ihnen waren zerriſſen, ſie konnten nimmer wieder geknüpft werden. Auch zu König Johann konnte er kein Vertrauen faſſen, denn nie konnte er von ſeinem alten Feinde jetzt Schutz und Sicherheit erwarten, der kriegsmüde mit Ferdinand ſich vor Kurzem erſt ausgeſöhnt und ſelbſt Soliman gegenüber in einer ſehr bedenklichen Lage ſtand. Er war daher entſchloſſen, mit den Türken gemeinſchaftliche Sache zu machen und ihnen die Burg Koſtanitza einzuräumen. Er theilte ſeinen Entſchluß den Grafen von Zriny mit und ſuchte auch ſie zur Uebergabe der Burg an die Türken zu bewegen. Darüber aber brachen, da die Grafen ſich dem Plane Katzianer's ernſthaft widerſetzten, Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen aus, die endlich bei der ſteigenden Gereiztheit der Gemüther den Zorn Katzianer's ſo entflammten, daß er den Grafen erklärt haben ſoll: er werde ſein Vorhaben unter allen Umſtänden ausführen und die Burg den Türken in die Hände liefern. Dies ſollte, wie er beſchloſſen, am dritten November geſchehen; er ſelbſt wollte ſich dann zum Sultan begeben. Dieſer Augenblick hatte des Katzianer's Schickſal entſchieden.

Da kam acht Tage zuvor, am 27. October, der jüngere Graf Niklas von Zriny, wahrſcheinlich unter dem Vorgeben weiterer Verhandlung mit Katzianer, im Geleite ſeiner Dienerſchaft auf die Burg, wie er früher öfter gethan. Katzianer nahm ihn friedlich auf, vielleicht hoffend, ſich mit ihm zu verſtändigen. Er ſaß mit ihm zu Tiſche oder, wie Andere berichten, in einem Gemache zu vertrautem Geſpräch verſchloſſen, als plötzlich der Graf ſeinen verborgenen Dolch zückte und mit Blitzesſchnelle dem Katzianer in die Bruſt ſtieß. Als dieſer aufſprang, um die Seinigen zu Hilfe zu rufen, ſtürzten zwei von des Grafen Dienern in Eile herbei und ſtreckten den Verwundeten mit einer türkiſchen Streitaxt zu Boden. Katzianer's Diener wagten weiter keine Gegenwehr. Sein Leichnam ward zum Fenſter hinaus in den Schloßgraben geworfen. Seinen Kopf ſandten die Grafen an Ferdinand nach Wien. So endete ein Mann, der ſeit ſeiner Jugend in treueſter Anhänglichkeit ſein Schwert für ſeinen König geſchwungen, für ihn unter jahrelangen Kriegsmühen mit Opfern von Gut und Blut ſein Leben muthig wagte und für die Rechte ſeines Königs in Ungarn mit einer ſo ſtandhaft ausharrenden Kraft und einem ſo ritterlichen Muthe gekämpft hatte, daß ſeines Namens überall, wo er auch nur genannt werden mochte, ſtets mit hoher Achtung und ruhmvoll gedacht wurde, bis der Unſtern ſeines Mißgeſchickes ihm die Gnade ſeines Königs

entriß und ihn auf die ſchlüpfrige Bahn hintrieb, auf der er ſeinen Untergang fand.

Aber auch Zriny's Blutthat fand ihren Rächer, und, merkwürdig genug, in der Perſon Soliman's, gegen welchen Katzianer ſein ganzes Leben hindurch gekämpft hatte. Denn kaum hatte der Großherr die Ermordung Katzianer's vernommen, als er dem Könige Ferdinand erklären ließ: dieſer Mord müſſe durchaus an dem Grafen Zriny beſtraft werden; geſchehe dies nicht durch den König, ſo werde er ſelbſt die Beſtrafung übernehmen und ſie ausführen. — Nachdem Ferdinand die That, welche er früher anbefohlen, ſpäter ſelbſt gutgeheißen hatte, weder zu beſtrafen noch den Sultan in ſeinem Strafacte zu hindern vermochte, brach eine Schaar von 10 — 12,000 Türken in Kroatien und Slavonien ein, verwüſtete ſämmtliche Güter Zriny's durch Feuer und Schwert, erſtürmte und brach ſeine Schlöſſer und ſchleppte die Bewohner gefangen mit ſich fort, ohne daß dem Grafen Schutz oder Beiſtand weder von Seite des Königs, noch von Seite der zu Hilfe gerufenen Kriegsoberſten Ferdinand's geleiſtet worden wäre. Und als Soliman im Jahre 1566 an der Spitze eines übermächtigen Heeres — es war der dreizehnte perſönlich unternommene Feldzug —, Ungarn mit ſchwerem Kriege heimſuchend, vor Szigeth erſchien, ſo war es bekanntlich eben dieſer Niklas Zriny, der mit nur 217 Mann Beſatzung die Feſte bis auf den letzten Mann vertheidigte. Bei dem letzten denkwürdigen Ausfalle aber, den er ſammt den wenigen Männern todesmuthig unternahm — durch zwei feindliche Kugeln in die Bruſt und einen Pfeil am Kopfe getroffen, ward der geſunkene Held ſterbend von den Türken ergriffen, in das türkiſche Lager geſchleppt und auf des Katzianer's große Kanone (die Katzianerin genannt) gelegt und enthauptet.

(Zumeiſt auszugsweiſe nach J. Voigt's trefflichem Aufſatz in Raumer's hiſtor. Taſchenbuche f. 1844.)

Niklas Graf Zrinyi,

kaiſ. General, Banus von Kroatien, Dalmatien und Slavonien.

Niklas Graf Zrinyi war im Jahre 1518 geboren. Er ſtammte aus der kroatiſchen Lika, wo die Glieder der Familie Subich, als Grafen von Brebir und Spalato, und oft als Bane von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, ſeit Jahrhunderten glänzende Thaten für Ungarn und deſſen Könige verrichtet, — die Türken immer tapfer, oft ſiegreich, bekämpft hatten. Durch König Ludwig's I. Geſchenk des Schloſſes Zrin (Serinvar) an Graf Georg von Brebir, wurde die Linie der Zrinyi gegründet. — Unſeres Helden Vater war Georg Graf von Zrinyi, — ſeine Mutter Johanna Torquata Manlia Gräfin von Corbavia, eine Tochter des Grafen Karlovich, aus dem Hauſe Frangepani, welches ſeinen Urſprung von der alt-römiſchen Familie des Manlius Torquatus, ſo wie die Zrinyi ſelbſt von jener des Sulpitius, herleitete. — Der ältere der beiden Söhne Georgs, Johann, fiel in einer Privatfehde gegen den Biſchof Simon von Agram, bei Belagerung des Schloſſes Winodol, 1541. — Des Grafen Niklas erſte Gemahlin, Katharina, war auch eine Gräfin Frangepani, — die zweite, Eva, eine Freiin von Roſenberg. Die ſieben Töchter des Grafen waren an Ungarn aus den edelſten Geſchlechtern vermählt. Ein Sohn nur, Graf Georg (geboren 1549), pflanzte die Familie fort. —

Niklas verdiente ſich ſchon als eilfjähriger Knabe, bei der Belagerung von Wien 1529, von Kaiſer Karl V. das Ehrengeſchenk eines Streitroſſes und eine goldene Kette. Er hatte ſich in der Folge bei vielen kriegeriſchen Ereigniſſen rühmlichſt hervorgethan. Bei der Belagerung von Peſth 1542 befehligte Zrinyi, mit Andreas Bathori und Peter Perenyi, die 15,000 beim kaiſerlichen Heere ſtehenden Ungarn. — In dem Gefechte bei Somlyo 1543 verfolgte Zrinyi mit ſeinen Reitern die Tataren von der Nachhut des Sultans, und rieb einen großen Theil derſelben auf. — In dem unglücklichen Treffen bei Selnitze unweit der Körös, 1544, hatte Zrinyi, mit heldenmüthiger Aufopferung ſeiner Perſon, die Türken in der Verfolgung ſeiner fliehenden Truppen aufzuhalten geſucht. — In dem Gefechte bei Babolcſa, 1556, gegen Ali Baſſa von Ofen, welches die Aufhebung der Belagerung Szigeths zur Folge hatte, befehligte Zrinyi, wie oben erwähnt

worden, einen Theil der ungarischen Truppen des kaiserlichen Heeres. — Auch überfiel und schlug Zriny 1562 den Arslan Bassa von Ofen in dessen Lager bei Monoszlo an der Drave.

Niklas Zriny bekleidete die Würde eines königlichen Tavernicus (Schatzmeisters), — seit 1542 jene eines Bans von Kroatien und Slavonien, welche er 1557 niederlegte, — dann seit 1563 jene eines Oberbefehlshabers der königlichen Truppen im Kreise am rechten Donau-Ufer, und Commandanten von Szigeth.*)

Graf Niklas Zriny hatte in Szigeth Alles zur standhaftesten Vertheidigung vorbereitet. Bedeutende Vorräthe an Wein, Fleisch, Brotfrüchten und anderen Bedürfnissen, waren durch seine thätige Fürsorge aufgehäuft worden, — Geschütz, Munition und Waffen aller Art, wie schon früher erwähnt, im Ueberflusse vorhanden. Die Wälle beider Städte und beider Schlösser waren bereits mit Kanonen besetzt. Wo es nöthig war, fanden sich mit Erde gefüllte Schanzkörbe in Ordnung aufgestellt, Traversen und andere Schutzwehren errichtet. Jedem Hauptmanne war die Strecke der Wälle, oder das Bollwerk, welches er mit seiner Compagnie vertheidigen sollte, angewiesen. —

---

*) Szigeth liegt im Schümegher Komitate, — drei Meilen nördlich von der Drave, fünf Meilen westlich von Fünfkirchen. Dieser Ort wurde 1450 auf einer Insel, welche das von den benachbarten Höhen herablaufende Flüßchen Almasch bildete, von Oswald Anthemius gegründet, dessen Voreltern im vierzehnten Jahrhundert aus Griechenland nach Ungarn eingewandert waren. Der Punkt war von der Natur zur Vertheidigung begünstiget; denn der Almasch, durch die tiefe Lage der Gegend in seinem Laufe gehindert, bedeckte dieselbe in weiter Ausdehnung mit Sumpf und stehendem Gewässer. — Oswald erbauete an dieser Stelle zuerst einen runden Thurm, und nannte denselben, dessen örtlicher Lage nach, Szigeth: denn dieses slavonische Wort bedeutet eine Insel. Er regelte sodann den Lauf des Almasch, und bewirkte durch Anlegung breiter und starker Dämme die Entstehung eines Sees.

Der Ort nahm bald an Gebäuden und Bewohnern bedeutend zu, und seine Festungswerke wurden späterhin sehr vermehrt, so daß sich Valentin Török dort im Jahre 1530 gegen Johann Zápolya mit Erfolg vertheidigen konnte. — Das in derselben horizontalen Fläche mit der Stadt gelegene Schloß war auf der Südseite durch einen Arm des Sees von der Stadt getrennt. Es war mit fünf Bollwerken befestiget, und in das innere und das äußere Schloß getheilt. Das erstere wurde nur durch einen Wassergraben, und durch, zur Noth,

Als der Anmarſch der feindlichen Hauptmacht die Nähe des bevorſtehenden Angriffs andeutete, berief Zriny die Beſatzung und alle männlichen Einwohner der Stadt nach dem Platze des inneren Schloſſes. Er trat dann in die Mitte der Verſammlung, und ermahnte dieſelbe mit kraftvollen Worten zu unerſchütterlicher Treue gegen König und Vaterland, und zum entſchloſſenen Widerſtande. Er ſelbſt, der Erſte, ſchwor, den Platz bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Dann legten die verſammelten Streiter den Eid ab, jede Gefahr muthig zu beſtehen, mit ihren Anführern zu ſiegen oder zu ſterben. — Für den Fall, daß der Graf während der Belagerung durch den Tod abgerufen, oder durch ein anderes zufälliges Ereigniß den Befehl fortzuführen gehindert würde, ſtellte er der Beſatzung ſeinen Schweſterſohn, den Hauptmann Kaspar Alapi, als ſeinen Nachfolger im Commando vor. Dann rief er den Soldaten die Kriegsgeſetze in's Gedächtniß, und ſchärfte denſelben den Gehorſam gegen ihre Offiziere, die genaueſte Wachſamkeit und das Ausharren auf den ihnen angewieſenen Poſten bei Todesſtrafe ein. — Um ſeine Ermahnungen durch ein heilſames Schrecken zu unterſtützen, ließ Graf Zriny gleich darauf einen Soldaten, welcher gegen

---

vertheidigungsfähige Gebäude, von dem äußeren Schloſſe geſchieden, und die über dieſen Graben führende Brücke war an dem Ende gegen das innere Schloß durch einen Thurm und ein ſtarkes Thor geſperrt. Das äußere Schloß wurde mit der Stadt durch eine Brücke verbunden. Rechts von dem zu derſelben führenden Thore gegen Süd-Weſt, lag die Bergbaſtion (auch die Heneiſche genannt); links vom Thore die ſüd-öſtliche; dann auf der nämlichen Seite gegen den Almaſch, die nord-öſtliche oder Nadasdyſche Baſtion. Die erſte war ihrem Erbauer, die dritte einem vormaligen Palatin zu Ehren, mit deren Namen belegt worden. — Die ziemlich bedeutende Altſtadt, ein rechtwinklichtes Gebäude mit vier Thoren, war mit einem Walle, der auf drei Ecken Bollwerke hatte, umgeben, und wurde gegen Süden durch einen Graben von der Vorſtadt oder ſogenannten Neuſtadt, geſchieden. Auch dieſe war mit einem Erdwalle umgeben, in welchem zwei Thore und zwei Bollwerke auf der Landſeite angebracht waren. Sie wurde von der Ebene durch einen Graben abgeſchnitten. —

Die Hauptſtärke des Platzes beſtand, wie ſchon erwähnt, in dem denſelben von drei Seiten umgebenden breiten, aber nicht tiefen See und Moraſt. Auf der vierten oder ſüdlichen Seite mußte der Feind erſt die Vorſtadt, dann die Stadt erobert haben, ehe er hier dem Schloſſe nahen konnte. — Die Dämme, durch welche das Waſſer geſchwellt wurde, konnten aber, da ſie durch keine Außenwerke gedeckt waren, vom Feinde durchſtochen, die aufgeſtauten Gewäſſer abgeleitet, und dadurch

ſeinen Hauptmann den Säbel gezogen, auf dem Platze der Altſtadt enthaupten. —

Zrinyi befahl nun, die Gebäude der Altſtadt niederzureißen. Auch ſollte alles Stroh aus denſelben herausgeſchafft und verbrannt werden, damit eine Feuersbrunſt hier um ſo weniger Nahrung fände. Die Bewohner der Neuſtadt aber ſollten das Stroh ihrer Dächer herabnehmen und in das Innere der Häuſer ſtecken, auf daß dieſe von den Vertheidigern ſelbſt, ſobald es nöthig ſein würde, um ſo leichter in Brand geſteckt werden könnten. Es ſcheint aus der Folge der Ereigniſſe hervorzugehen, daß dieſe Maßregeln, wenigſtens in Betreff der Altſtadt, nicht mehr ausgeführt worden ſind. — Die Zahl der Waffenfähigen, mit welchen Zrinyi die Vertheidigung des Platzes unternahm, betrug an dieſem Tage ungefähr zwei Tauſend drei Hundert.

Am 1. Auguſt waren der Beglerbeg von Anatolien und der Akantſi-Baſſa mit dem Vortrab von Sanct Lorenz aufgebrochen, und bezogen an dieſem und dem folgenden Tage das Lager bei der Ortſchaft Zſidolt, nordöſtlich oberhalb Szigeth, links von der nach Fünfkirchen führenden Straße, zwiſchen dem länglichten Hügel Szemlik und den Szigether Weinbergen, —

---

der Platz ſeines bedeutendeſten künſtlichen Schutzmittels beraubt werden. — Der wichtigſte Damm war jener auf der Weſtſeite der Stadt, der das Waſſer in dem See zurückhielt. Er war ſo breit, daß drei Wagen auf ihm neben einander fahren konnten, und über denſelben führte aus der Altſtadt die Straße nach Babeltſa und Kaniſſa.

Die Wälle und Bollwerke des Schloſſes beſtanden eben ſo wie jene der Altſtadt, aus drei Reihen, mit eiſernen Nägeln und Klammern unter einander verbundener Eichenſtämme, deren Zwiſchenräume mit Erde ausgefüllt waren. Die Werke des Schloſſes hatten zweiundzwanzig Fuß in der Dicke. Weit ſchwächer waren jene der Altſtadt. Der Erdwall der Neuſtadt war nur einfach, und in der Eile aus Erde errichtet worden, und konnte daher ſchwerem Geſchütze nicht lange widerſtehen. — Der ſchon erwähnte älteſte Thurm, der in der Mitte des innern Schloſſes lag, war aus Backſteinen erbauet. In ſeinen Gewölben wurden Pulvervorräthe bewahrt. Dabei diente er auch als Warte, von deren Zinnen die Wächter die Gegend in weiter Ausdehnung überblickten, und die Annäherung von Feinden durch Schläge auf eine metallene Glocke, und durch Aufſteckung einer Fahne, anzuzeigen pflegten. — Die Häuſer der Neuſtadt waren ohne Ausnahme aus Holz und Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt, und auch der größte Theil der Altſtadt war von nicht viel feſterer Bauart.

außer Kanonenſchußweite von drei Werken. — Eine Abtheilung der Beſatzung machte einen Ausfall, der Hauptmann Paul Iſtuanfi an ihrer Spitze. Das Gefecht mit dem türkiſchen Vortrab begann ſchon mit grauendem Morgen, und währte bis gegen Abend, wobei ein Beg der Spahis von Iſtuanfi mit der Lanze durchbohret, viele Türken von den Büchſenſchützen erlegt wurden. — An jedem der nächſtfolgenden Tage, bis zur Ankunft des Sultans, griffen die Türken mehrmals die Umfaſſung der Stadt an.

Am 4. Auguſt war der Sultan zu Fünfkirchen, — am 5. zu Sanct Lorenz. Die Hauptmacht ſetzte ihren Zug nach Szigeth fort. — Am letzteren Tage räumten der Beglerbeg und der Akantſi-Baſſa mit ihren Truppen den Hügel bei Zſibolt, welcher zum Lagerplatz für das türkiſche Hauptquartier beſtimmt worden war. Noch am nämlichen Tage wurden dort des Sultans Gezelte aufgeſchlagen. Die Armee lagerte ſich rings um Stadt und Schloß.

Am 6. Auguſt bezog der Sultan mit ſeinen Leibwachen jenes Lager. Das Heer umzingelte das Schloß auf allen Seiten ſo enge, daß jede Verbindung nach Außen völlig abgeſchnitten ſchien. Doch fanden einige Tage ſpäter noch Boten geheime Wege, aus der Stadt zu kommen, und in das

---

Valentin Török, der letzte Beſitzer von Szigeth, wurde 1541 auf Befehl Sultan Solimans nach Konſtantinopel geſchleppt, und ſtarb 1546 als Gefangener in einem Thurme am Marmara-Meer. Seine Erben fühlten ihre Ohnmacht, Szigeth gegen die Türken zu erhalten, die von Fünfkirchen aus ſie ſtets bedrohten, und traten daher die Stadt an Kaiſer Ferdinand I. ab. Der Platz wurde 1555 von Talgenus, dem Baſſa zu Ofen, mit einem Angriffe bedroht: denn nachdem er Kapospar, Korothna und Babolſa eingenommen, ſchlug er ſein Lager an dem Almaſch, in der Nähe des Dorfes Sanct Eliſabeth, auf. Doch ſetzte er ſchon am zweiten Tage den Marſch über Fünfkirchen nach Ofen fort. — Im folgenden Jahre, 1556, wurde Szigeth von Ali-Baſſa mit 25,000 Mann, vom 20. Mai an, belagert. Der Commandant, Marcus Horvath (Marcus Stanhitſch, der Kroate), leiſtete den tapferſten Widerſtand. Endlich mußte er die Stadt räumen, und ſich in das Schloß zurückziehen. Doch durch den von dem kaiſerlichen Heere, — deſſen ungariſche Truppen von dem Palatin Thomas Nadasdy und dem Ban Kroatiens, Graf Niklas Zrinv, befehliget wurden, — auf Babolſa begonnenen Angriff, und durch die glücklichen Ausfälle der Szigether Beſatzung, ſah ſich Ali-Baſſa genöthiget, mit Ende Juli die Belagerung aufzuheben und ſich zurückzuziehen. — Bei den Unterhandlungen zu Konſtantinopel im Jahre 1557, forderte die Pforte als vor-

kaiſerliche Hauptquartier, nach Altenburg, Zriny's Briefe zu überbringen. Den ganzen Tag hindurch wurden die Wälle angegriffen, und das heftige Gefecht dauerte bis gegen die Nacht. — Bei Untergang der Sonne ließ der Sultan ſein ganzes Geſchütz losbrennen. Dann gaben die Janitſcharen eine allgemeine Salve aus ihren Gewehren. Gleich darauf erſcholl in den türkiſchen Lagern dreimal der Ruf: Allah! Allah! um damit den Sultan wegen ſeiner Ankunft beim Heere zu begrüßen. Die Ungarn erwiderten dieſes Geſchrei mit dem Rufe: Jeſus!

Am 7. Auguſt nahten ſich die Türken bei Tagesanbruch von mehreren Seiten mit aus Weiden geflochtenen und mit Erde gefüllten Schanzkörben der Neuſtadt. Sie arbeiteten an ihren Linien, befeſtigten dieſelben mit Bruſtwehren und Graben, führten ſodann in dieſen Batterieen Kanonen auf, und beſchoſſen die in den Verpfählungen nächſt dem Szikloſer Thore der Neuſtadt aufgeſtellten Truppen der Beſatzung. Doch wurden die Türken durch das wirkſame Feuer des Geſchützes der Feſtung in ihren Angriffsarbeiten noch ſehr aufgehalten. — Auch die Janitſcharen drangen bis an jenes Thor und an den demſelben benachbarten Wall vor. Sie ſchleppten eine Menge Holzwerk, Bäume und Geſträuche mit ſich, füllten damit den ſchmalen Graben, häuften dieſelben an dem Thore und an den Verpfählungen der

---

läufige Bedingung jeder Annäherung, die Schleifung Szigeths, welche jedoch vom Kaiſer Ferdinand I. verweigert wurde. —

Dies war der Platz, welcher die furchtbare Hauptmacht der Türken in dieſem Feldzuge beſchäftigte, und die weit ausſehenden Plane des Sultans vereitelte. Nach der am 7. September 1566 erfolgten Eroberung Szigeths, blieb dieſer Platz hundert zwei und zwanzig Jahre in den Händen der Türken, und wurde denſelben erſt am 15. Jänner 1688 von den Kaiſerlichen wieder entriſſen. — Der jetzige Marktflecken Szigethvar, oder Nagy-Szigeth (Groß-Szigeth), auch Grenz-Szigeth genannt, hat außer dem Schloſſe, — welches noch immer den Umfang der ehemals von einander getrennten beiden Schlöſſer behalten, — keine weiteren Befeſtigungen. Der See und die Moräſte, welche einſt den Ort umgaben und gegen feindliche Angriffe ſchützten, ſind ausgetrocknet, der von denſelben bedeckte Boden der Kultur gewonnen und ſeine Oberfläche, im Vergleich zu deſſen Zuſtande zur Zeit jener Belagerung, — gänzlich verändert worden. — In dem Schloſſe liegt noch die von den Türken erbaute Moſchee. — Im Marktflecken befinden ſich zwei katholiſche und eine griechiſche Kirche. Eine der erſteren iſt ebenfalls in einer vormaligen Moſchee eingerichtet worden. — Die 3000 Einwohner ſind theils Magyaren, theils Deutſche und Raizen. —

Nicolaus Graf von Zrini

Werke auf, und indem sie diese Brennstoffe anzündeten, suchten sie das Thor, die Palliſaden und die Neuſtadt ſelbſt in Brand zu ſtecken. Gegen Abend zogen ſich die Türken, nachdem ſie viele Leute verloren, wieder in ihre Laufgräben zurück. — Nun ließ Graf Zriny alle in der nächſten Umgebung der Stadt befindlichen hölzernen Befriedigungen der Wieſen und Gärten, ſowie die Bäume und Gebüſche niederhauen und verbrennen, die Mühlen zerſtören, und die nach außen führenden beiden Thore der Neuſtadt, ſo wie das Fünfkirchner Thor der Altſtadt mit Erde ausfüllen.

Sowohl dieſen Abend als am 8. Auguſt, vom Morgen bis Abend, fuhren die Türken mit ihren Erdarbeiten auf das Thätigſte fort. Die Janitſcharen ſetzten ſich in denſelben feſt und deckten ſich durch Erdaufwürfe, ſo gut ſie es vermochten, gegen die Wirkungen des Geſchützes der Feſtung. — An dieſem letzteren Tage (den 8.) hatten die Belagerer mehrere Batterieen zu Stande gebracht und beſchoſſen die Neuſtadt bereits von drei Seiten. Die Janitſcharen unterhielten ebenfalls gegen beide Städte ein ununterbrochenes Gewehrfeuer. — Während der Nacht ließ der türkiſche Artillerie-Director, Baſſa Aliportuk, einen Laufgraben gegen das innere Schloß bis an den nördlichen Rand des Sees nächſt den königlichen Gärten ziehen, dort, in dem Moraſte ſelbſt, auf einer Erdanſchüttung eine Batterie erbauen und in dieſelbe ſchweres Geſchütz führen. — Am 9. Auguſt, mit Anbruch des Tages, wurde das innere Schloß aus dieſer Batterie mit fünf ſchweren Kanonen, damals ſogenannten Mauerbrechern, und einigen Bombarden beſchoſſen. Dieſes Feuer wurde den ganzen Tag heftig fortgeſetzt, der in der Mitte des inneren Schloſſes ſtehende, runde, allein aus Backſteinen erbauete Thurm erſchüttert, und die in demſelben aufgehangenen Glocken beſchädiget. — Um Mittag nahten die Türken der Umfaſſung der Neuſtadt; ein heftiges Kleingewehrfeuer währte bis in die Dunkelheit. Das Feuer des Geſchützes machte Abends eine kurze Pauſe, begann jedoch bald wieder und wurde die ganze Nacht fortgeſetzt. — Die Beſatzung hatte an dieſem Tage einen ſehr großen Verluſt durch das feindliche Feuer erlitten.

Da der ſchwache Erdwall der Neuſtadt dem ſchweren Geſchütze nicht widerſtehen konnte, ſo befahl Zriny bei einbrechender Nacht, dieſe Vorſtadt in Brand zu ſtecken und ſie dann zu räumen. Dieſer Rückzug nach der Altſtadt wurde ſogleich angetreten, die über den Graben führende Brücke zerſtört und das Szikloſer Thor der Altſtadt nun ebenfalls verrammelt. — Die Anführer waren über die Frage verſchiedener Meinung, ob man die

Altſtadt noch ferner halten ſolle? — Zriny meinte, daß ſeine geringe Truppenzahl nicht hinreiche, um die Stadt und das Schloß zugleich ausgiebig zu vertheidigen. Er wollte daher die Altſtadt ebenfalls in Brand ſtecken laſſen, und alle Kräfte auf die alleinige Vertheidigung des Schloſſes verwenden. Aber der Hauptmann Matthias Szedſchödy und viele Offiziere und Soldaten baten, die Altſtadt noch einige Tage vertheidigen zu dürfen, um dadurch den Feind auch von dem Schloſſe entfernt zu halten. Sie gründeten ihre Bitte vorzüglich auf die ſichere Hoffnung, durch die kaiſerliche Hauptmacht nach wenigen Tagen entſetzt zu werden. — Obwohl nun Zriny, — in Hinſicht der bevorſtehenden Gefahren und beſonders wegen der ungeheueren Zahl der Feinde, welche überflüſſig groß war, um Stadt und Schloß zugleich anzugreifen, — bereits den Befehl zur Räumung der Altſtadt und zum Rückzug in das Schloß ertheilt hatte, ſo gab er doch endlich den dringenden Bitten der Hauptleute nach, und erlaubte einer Abtheilung von ſechs Hundert Mann, die Altſtadt noch ferner zu vertheidigen.

Am 10. Auguſt beſchoſſen die Türken die Altſtadt von drei Seiten, nämlich aus den an dem Almaſch, — dann vor der Neuſtadt — und am weſtlichen Rande des Sees, an den beiden gegen Baboltſa führenden Straßen, angelegten Batterieen. Die Janitſcharen ſuchten ſich derſelben mit ihren Erdwerken zu nähern. Nachdem das Feuer in der Neuſtadt erloſchen, ließ Aliportuk auf dem Platze derſelben durch die Janitſcharen die Arbeiten beginnen. Mit Anwendung einer Menge von Erdkörben wurden dort Schanzen und Batterieen aufgeworfen, und dieſe mit Geſchütz beſetzt. Der Hauptmann Matthias Szedſchödy machte mit einer Schaar Fußvolk einen Ausfall, um dieſe Arbeiten in etwas zu ſtören. — Am nämlichen Tage ließ Aliportuk aus den Linien auf beiden Seiten der Stadt zwei Annäherungsdämme beginnen, mit welchen die zwiſchen der Stadt und dem äußeren Schloſſe gelegenen ſumpfigen Strecken, und der See ſelbſt, durchſchnitten werden ſollten.

Mehrere zu Fünfkirchen ſeßhafte Türken, deren einige vormals in Szigeth gefangen geweſen waren, kannten die innere Lage des Schloſſes und die Beſchaffenheit der nächſten Umgegend genau. Sie gaben dem Aliportuk den Rath, den Damm zu durchſtechen, durch welchen auf der Weſtſeite der Stadt das Waſſer des Almaſch aufgeſtaut und gezwungen wurde, ſich theils als See, theils als Sumpf um das Schloß zu verbreiten. Wirklich ließ der Baſſa nun durch eine Menge Schanzgräber und aufgebotene Bauern

an der Durchgrabung dieſes Dammes arbeiten. Sechshundert Janitſcharen wurden aufgeſtellt, um dieſen Theil der Arbeit gegen Ausfälle der Belagerten zu decken. — Nicht weit vom äußeren Ende dieſes Dammes lag der Soldatenkirchhof. Auch hier ließ Aliportuk einen Laufgraben und eine Batterie gegen das Schloß anlegen, und in dieſer vier der ſchwerſten Geſchütze aufführen.

Die Hauptleute Radwany und Franz Dando erbaten ſich von Zrinyi die Erlaubniß, gegen dieſe neue Batterie einen Ausfall zu unternehmen. Vergebens ſtellte Zrinyi denſelben vor, „daß dergleichen Ausfälle bei der Uebermacht der Türken kaum irgend einen Vortheil gewähren könnten, der Verluſt jedes einzelnen tapferen Mannes aber der ſchwachen Beſatzung höchſt empfindlich ſein müſſe; daß ſich in der Folge noch hinreichende Gelegenheit ergeben würde, Tapferkeit zu zeigen und Ruhm zu erwerben; — daß es jetzt die Hauptpflicht der Offiziere ſei, ſich mit ihm zur Aufrechthaltung der Kriegszucht und der Standhaftigkeit der Truppen zu vereinigen, von welchen die Erhaltung des Platzes abhänge.“ — Endlich, nachdem die Hauptleute durch drei Tage ihre Bitten erneuert, geſtand Zrinyi denſelben, — vermuthlich am 14. Auguſt*) — die geſuchte Erlaubniß zu.

Vor Untergang der Sonne gingen jene beiden Hauptleute mit zweihundert ihrer Soldaten aus der Altſtadt durch das Baboltſer Thor über den Damm, griffen die zur Deckung der neuen Batterie aufgeſtellten Janitſcharen an und trieben ſie in die Flucht, in welcher derſelben die Arbeiter auf's Eiligſte folgten. Die Ungarn bemächtigten ſich der Geſchütze und beſchäftigten ſich damit, die Zündlöcher derſelben zu vernageln, die Räder und Achſen mit Beilen zu zerhauen. — Indeß hatte ſich der Allarm durch die Fliehenden in die türkiſchen Lager verbreitet. Alles eilte dort zu den Waffen; Tauſende ſtürzten herbei und griffen die kleine ungariſche Schaar an. Dieſe vertheidigte ſich auf's Tapferſte, tödtete eine Menge Feinde, mußte jedoch der Uebermacht weichen, und zog ſich dann nach dem Thore zurück. Hierbei wurden die beiden Hauptleute und ein Theil der Soldaten erſchoſſen.

*) Der Tag, an welchem dieſer Ausfall geſchah, findet ſich in keiner Quelle genannt. Nur aus dem Zuſammenhange mit den Ereigniſſen der nächſt vorhergehenden und der folgenden Tage kann man ſchließen, daß derſelbe am 14., oder ſpäteſtens am 15. Auguſt ausgeführt wurde. —

Die Türken ſteckten die Köpfe jener Anführer auf den zwiſchen den Geſchützen jener Batterieen geſtellten Schanzkörben aus. Ihr Verluſt war ſehr bedeutend, und zwei ihrer Buluk-Baſſen oder Hauptleute hatten [illegible] falls das Leben eingebüßt. — Durch den empfindlichen Verluſt jener beiden tapferen Offiziere ſah ſich Zrinn veranlaßt, für die Zukunft Niemand mehr die Erlaubniß zu Ausfällen zu ertheilen.

Damals ließ Ali, der Janitſcharen-Aga, in den benachbarten Wäldern durch eine Menge Arbeiter ſehr ſtarke, aus Weiden geflochtene und ſechs Schuh weite Schanzkörbe verfertigen, mit welchen die Janitſcharen ſich durch die das Schloß umgebenden, rohrbewachſenen Moräſte Wege bahnen und die ſchon erwähnten Annäherungsdämme erbauen ſollten. Zu dieſen wurden auch Baumſtämme, Faſchinen, — Fäſſer mit Waſſer und Steinen gefüllt, Schutt und Erde verwendet. Hinter den Schanzkörben und den übereinander gethürmten Baumſtämmen gedeckt, ſetzten die Janitſcharen die ſchwierige Arbeit mit großer Anſtrengung fort. Alle Türken, ohne Ausnahme, mußten bei dieſen Arbeiten mit Hand anlegen, um deren Vorrücken zu beſchleunigen. Eine zahlloſe Menge von Kameelen, Saumpferden, Maulthieren und Wagen, — deren letztere nicht nur durch den Baſſa von Ofen aus allen von den Türken beſetzten ungariſchen Bezirken, ſondern ſelbſt von den rückwärtigen Gegenden, bis aus Thracien, zuſammengetrieben wurden, — ſchleppten aus den Wäldern die Bäume, von den Hügeln die Erde zu. —

Endlich wurde jener ſchon erwähnte ſtarke Damm, welcher das Waſſer des Almaſch aufſtaute, durch die Tag und Nacht fortgeſetzte Arbeit wirklich durchbrochen und die ſtehenden Gewäſſer floſſen nun ſchnell ab. Jetzt erſt machten die Türken mit ihren Annäherungsdämmen ſchnellere Fortſchritte gegen die Wälle. Sie errichteten auf dieſen Dämmen aus mit feuchter Wolle vollgeſtopften Säcken eine Art Schanzen, und erhöhten dieſelben ſo ſehr, daß ſie damit die Werke des Schloſſes überragten. Die in dieſen Schanzen aufgeſtellten Janitſcharen überſahen alſo das Innere des Schloſſes völlig, und beſtrichen deſſen Wälle mit Flintenfeuer ſo wirkſam, daß deren Vertheidiger ſich nicht mehr hinter den Bruſtwehren erhalten konnten. —

Der Kaiſer war damals (am 15. Auguſt) mit ſeinem Hauptquartier und vielen Truppen in Altenburg eingetroffen. Er erhielt dort (am 18. Auguſt) von dem Grafen Zrinn die ſchriftliche und dringende Bitte um

ſchleunige Hilfe. Zrinyi ſchilderte in ſeinem Schreiben die unermeßliche Menge der Szigeth umlagernden Feinde, und die geringe Zahl der Vertheidiger, und ſchloß mit der Verſicherung: wenn ihn die Noth dazu zwinge, werde er die Stadt verbrennen und ſich im Schloſſe bis auf den letzten Mann halten. —

Das türkiſche Geſchütz hatte endlich in der Umfaſſung der Altſtadt eine breite hohe Breſche niedergelegt. Dieſe wurde am 19. Auguſt von den Janitſcharen beſtürmt. Sie hatten den Graben mit Holzwerk und Faſchinen ausgefüllt, Schanzkörbe und Hürden darüber gelegt, und ſich ſo Wege zur Breſche gebahnt. Die Vertheidiger ſchlugen mehrmals den ungeſtümen Anlauf der Türken zurück, deren eine große Anzahl durch das Feuer des Geſchützes und der Musketen getödtet wurde. Aber die Weichenden wurden immer ſchnell durch neue Schaaren erſetzt. — Zu gleicher Zeit ſtürmte eine türkiſche Kolonne von Seite des Soldaten-Kirchhofes und dem äußerſten Winkel des großen Dammes gegen das Baboltſer Thor. So drangen endlich die Feinde nach einem ſehr heftigen Gefechte und großem Blutvergießen in die Altſtadt ein. Die noch übrigen Vertheidiger ſuchten ſich in das Schloß zu retten. Aber die Türken kamen denſelben an der dahin führenden Brücke zuvor, ſchnitten einen Theil ab, umringten dieſe Schaar und metzelten ſie nieder. Unter den an dieſem Tage Gefallenen waren die Hauptleute Martin Bosniak, Peter Botos, Johann Gerdey, Matthias Gyóry u. m. A. Auf der Brücke ſelbſt wurden noch eingeholt und niedergemacht: die Hauptleute Laurenz, Petrus Bathay, Blaſius Drak und Georg Mathiaſch. Der hier ſchwer verwundete Hauptmann Matthias Szedſchödy wurde noch in das Schloß gerettet. Die nunmehr in dem Schloſſe vereinigte Beſatzung war bereits um zwei Drittheile ihres Standes vom 1. Auguſt vermindert worden, und zählte nur noch acht Hundert Waffenfähige. — Der Verluſt der Türken bei den Stürmen dieſes Tages wurde auf mehr als dreitauſend Mann geſchätzt.

Die Türken begannen nun ſogleich ſich in der Altſtadt zu verarbeiten, und mit Schanzen zu befeſtigen. Soliman ſchrieb die Eroberung mit Recht der unermüdeten Anſtrengung des Artillerie-Directors Aliportuk zu. Er belohnte ihn dafür mit einem Geſchenke von zweihundert Goldſtücken. Dadurch wurde Aliportuk's Thätigkeit verdoppelt. Er ließ die bisher gegen die Altſtadt verwendeten Geſchütze nun ebenfalls in zwei Batterieen gegen

das äußere Schloß vereinigen, deren eine gegen die süd-westliche, sogenannte Berg-Bastion, die andere gegen das Schloßthor gerichtet war.

Die Türken beschossen am folgenden Tage, den 20. August, das Schloß von vier Seiten aus ihren schwersten Geschützen. Auch setzten sie den Bau der Annäherungswege gegen dessen Mauern auf's Eifrigste fort. Die Durchstechung des Seedammes zeigte jetzt bereits ihre volle Wirkung, indem das sonst auf allen Seiten den Zugang zum Schlosse sperrende Gewässer abgelaufen war, und der Morast auszutrocknen begann. —

Der Sultan hatte erfahren, daß der Kaiser in Altenburg angekommen war, und daß sich eine ansehnliche Macht in dieser Gegend zusammenziehe, von der man nichts Anderes vermuthen konnte, als daß sie unverweilt zu Szigeth's Entsatz vorrücken würde. Unter diesen Umständen war für Soliman jeder Tag, um welchen er früher zum Besitz der Festung gelangte, ein großer Gewinn. Der Sultan beschloß daher einen Versuch zu machen, den Commandanten durch Versprechungen zu gewinnen. — Ein um einen Pfeil gewickeltes Schreiben wurde in das Schloß geschossen, welches dem Grafen Zrinyi für die Uebergabe desselben die Statthalterschaft über ganz Illyrien, und den eigenthümlichen Besitz von Kroatien, — überdies noch große Reichthümer und wichtige Vorrechte verhieß. — Da auf dieses Schreiben keine Antwort erfolgte, so schickte Soliman eine Trompete in das Schloß, welche dem Leibtrompeter von Zrinyi's Sohne, Georg, gehörte. Dieser Trompeter war so eben in die Hände der Türken gefallen, und an seinem Instrumente hing, der damaligen Sitte gemäß, das Wappen des Grafen Georg, seines Herrn. Soliman ließ dem Grafen Niklas die Nachricht ertheilen: „sein Sohn wäre gefangen;" — welcher die Drohung beigefügt war: „würde der Graf nicht Szigeth dem Sultan ohne Verzug übergeben, so werde er des Sohnes Haupt vor den Thoren auf einer Lanze aufgepflanzt sehen." — Georg war nun zwar nicht gefangen. Aber Graf Niklas, der in den letzten Wochen gar keine Kunde von außen mehr erhalten konnte, war in der Lage, der Botschaft Glauben schenken zu müssen. Doch Ehre und Pflicht siegten in des Helden Brust über die Stimme der Natur, und seine Standhaftigkeit blieb unerschüttert.

Am 23. August wurde der türkische Artillerie-Director Allportuk von einer Kanonenkugel getödtet. Der zweite Artillerie-General, Seiffeddin, übernahm nun die Leitung der Belagerungsarbeiten, und ließ die Beschie-

sung mit solchem Nachdruck fortsetzen, daß am 25. August die Berg-Bastion bereits größtentheils zerstört war.

Am 26. August bestürmten die Türken das äußere Schloß zum ersten Male von den Annäherungsdämmen aus. Der Janitscharen-Aga Ali leitete den Angriff gegen die Berg-Bastion. — Unter einem schrecklichen Geschrei und dem Getöne der Hörner und Trompeten stürzten sich die Haufen in den Zwischenraum, welcher das Ende des Dammes noch von dem Bollwerke trennte, füllten denselben mit Schanzkörben und drangen über diese nach der Bresche vor. Die Türken wurden, so oft sie den Sturm wiederholten, immer mit gleicher Entschlossenheit und beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen, — der Bassa Miserski von Egypten und mehrere Begs getödtet. Die Ungarn nahmen den Stürmenden zwei sehr große purpurrothe Fahnen ab und pflanzten diese Siegeszeichen auf die Wälle. — Die Belagerten arbeiteten sodann thätigst an der Herstellung der Wälle, und füllten die Breschen mit Baumstämmen und Erde aus. — Die Türken waren durch den erlittenen Verlust sehr erbittert worden, und besonders sehnten sich die Janitscharen nach Rache für die erlittene Niederlage. Sie erbauten nun noch mehrere neue Annäherungswege durch den morastigen Grund, gegen die Bastionen des äußeren Schlosses, und dieses wurde in den nächsten Tagen aus den auf diesen Dämmen angelegten Batterieen heftig beschossen. —

Der Sultan war von einer bedeutenden Unpäßlichkeit ergriffen worden. Ungeachtet seiner Schwäche wollte er doch dem allgemeinen Sturme beiwohnen, welchen er auf den 29. August, als den Jahrestag bestimmt hatte, an welchem das Glück den türkischen Waffen so oft günstig gewesen, — an dem er 1521 Belgrad erobert, 1522 die Belagerung von Rhodus eröffnet, welche mit dem Falle dieses Platzes endete, — 1526 bei Mohatsch gesieget, — 1529, und dann zum zweiten Male, 1541, Ofen genommen hatte. Indessen wurden auch am 27. und 28. August mehrere theilweise Stürme gegen das Schloß gewagt. — Die Leichen, mit welchen der ausgetrocknete Morast und die nächsten Felder bedeckt waren, vergifteten, besonders bei der anhaltenden starken Hitze, die Luft durch ihre Ausdünstungen. Der Großvezier wurde dadurch genöthigt, die Lager etwas zurückzuziehen, und von der Besatzung einen kurzen Stillstand zur Begrabung dieser Leichen zu verlangen. —

Am 29. August drückte der Sultan seinen Feldherren den Unmuth

über die ſo lange fruchtlos gebliebene Belagerung durch einen ſtrengen Befehl aus, und machte es denſelben zum Geſetz, an dieſem Tage noch den Platz zu bezwingen. — So hinfällig er war, ließ er ſich doch auf ein Pferd heben, und zeigte ſich ſeinen des Signals zum Angriff harrenden Schaaren. Sein Anblick begeiſterte dieſelben und Alle drängten ſich gegen das Schloß. Die Janitſcharen erreichten, die erſten, deſſen Wälle und ein wüthendes Handgemenge begann. Aber die Stürmer erlitten eine Niederlage und ihr Aga wurde gefangen. — Andere Kolonnen eilten an deren Stelle vorwärts, und wurden ebenfalls zurückgeſchlagen. — Doch bald wurde der Angriff von neuen Schaaren wiederholt, und ſo löſ'te ſich das ganze türkiſche Heer theilweiſe in dieſem mörderiſchen Kampfe ab, der mit geringen Unterbrechungen die ganze Nacht und den folgenden Tag (den 30. Auguſt) fortwährte.

Am 2. September verſuchten es die Janitſcharen wieder durch einen heftigen Anlauf, über die an vielen Stellen zuſammengeſchoſſenen Wälle in das Schloß zu dringen. Da ſie aber auch dieſes Mal mit ſehr großem Verluſte zurückgeſchlagen wurden, ſo begannen ſie in der darauf folgenden Nacht die Berg-Baſtion zu untergraben. Der Boden des vormaligen Sees war, ſeit dem gänzlichen Ablaufe des Waſſers durch die ſehr warme Witterung, beſonders da ſeit langer Zeit kein Regen gefallen, ſo ausgetrocknet worden, daß die Türken ſich an dem Fuß dieſes Bollwerks feſtſetzen konnten. Die von den Wällen aus, nach Möglichkeit die Annäherung des Feindes zu hindern bemühten Vertheidiger, wurden gar bald durch einen Hagel von Pfeilen und Kugeln genöthigt, ſich hinter dieſelben hinabzuziehen. — Die Janitſcharen bahnten ſich, durch eine zwei Tage und Nächte ununterbrochen fortgeſetzte Arbeit, einen Weg unter der Erde in das Schloß, bis zu der inneren Verpfählung, und ſchon war der Ausgang der Mine wirklich geöffnet. Einige Soldaten der Beſatzung, an ihrer Spitze Gregor Pokoy und Benedikt Medwey, welche zuerſt dieſe Oeffnung bemerkten, griffen die Feinde in dem engen Gange mit Lanzen an, und bemühten ſich ſie zurückzutreiben, wurden aber getödtet. Zriny ließ nun eilends kleine Pulverfäſſer und irdene, mit Feuerwerk gefüllte Töpfe dahin bringen, und ſie angezündet unter die feindlichen Arbeiter werfen. Obwohl viele derſelben durch die Exploſionen zerſchmettert oder durch den Dampf erſtickt wurden, füllten doch immer neue Arbeiter die Stellen der Getödteten, und fuhren Tag und Nacht fort, durch Wegſchaffung der Erde den unterirdiſchen Gang zu erweitern. Dieſer wurde ſodann in der Nacht vom 4. auf den

5. September mit ausgetrocknetem Holze, Bretern, Stroh und Pulver gefüllt. —

Soliman ſtarb am Nachmittag des 4. Septembers in ſeinem Lager. Aber der Großvezier Mohammed, im Einverſtändniß mit einigen der vornehmſten Baſſen, verbarg dieſen Todesfall dem Heere auf das Sorgfältigſte und theilte dem auf einer Reiſe in Klein-Aſien begriffenen Thronerben Selim durch Eilboten dieſe wichtige Nachricht mit. Das Geheimniß um ſo beſſer zu bewahren, ließ der Großvezier auch Solimans Leibarzt, Apotheker, und jene ſeiner Pagen und anderen Hofbedienten, welche um deſſen Tod wußten, bei Nacht ermorden. Auch veranſtaltete Mohammed, daß jeden Tag, als wenn der Sultan noch lebte, vor deſſen Gezelten die Feldmuſik erſchallte, für Soliman die Speiſen bereitet, und die Tafel gedeckt wurde u. ſ. w. — Dieſe Verheimlichung von Solimans Tode gelang, wie die Folge der Ereigniſſe beweiſ't, vollkommen. Einige der Hauptquellen erzählen mit Ausführlichkeit ein Schauſpiel, welches der Großvezier aufführen und dabei auch die Leiche des Sultans eine Rolle ſpielen ließ, um das Heer durch den Augenſchein von deſſen Leben zu überzeugen. So unwahrſcheinlich dieſer Vorgang an ſich ſelbſt iſt, ſo ſtimmen doch mehrere Hauptquellen in deſſen Erzählung überein, und die vorzüglichſten ſpäteren Geſchichtsſchreiber nahmen denſelben, als Thatſache, in ihre Werke auf. Wir theilen dieſe Anekdote auch hier mit, und überlaſſen es den Leſern, ihre Glaubwürdigkeit zu ermeſſen.

Die Baſſen und übrigen Anführer der Truppen, beſonders die Leibwachen, zeigten in den nächſten paar Tagen eine heftige Begierde, den Sultan zu ſehen. Schon begann die Vermuthung ſich zu verbreiten, daß Soliman nicht mehr am Leben ſei. Schon entſtanden unruhige Bewegungen, und ein Aufruhr war zu befürchten. Da faßte der Großvezier den Entſchluß, die Feldherren zu täuſchen. Er ließ die Leiche mit den Kleidern anthun, welche der Sultan gewöhnlich getragen, ſie in dem kaiſerlichen Zelte auf einen hohen Stuhl ſetzen und dann die vorderen Wände des Zeltes auseinander ſchlagen. So zeigte Mohammed den Verſtorbenen in der Ferne den harrenden Feldherren, und wußte Alles ſo klug anzuordnen, daß die Baſſen ſich mit der Ueberzeugung entfernten, den Sultan lebend geſehen zu haben. Gleich darauf machte Mohammed den Baſſen den vorgeblichen Willen des Sultans bekannt, ſie Alle hinrichten zu laſſen, wenn nicht in zwei oder drei Tagen Szigeth eingenommen ſein würde. —

Mit grauendem Morgen des 5. Septembers ſteckten die Türken die Mine in der Berg-Baſtion an. Dieſes größtentheils aus Holzwerk beſtehende Bollwerk gerieth bald in Flammen. Von einem heftigen Winde angefacht, verbreiteten dieſe ſich immer weiter und ergriffen auch die in dem Schloſſe vor der Belagerung aufgehäuften Vorräthe der zur Herſtellung der Werke und Verbauung der Breſchen beſtimmten Stämme, Balken, Bretter und Faſchinen. Der Brand dehnte ſich dann über die Stallungen, und bald auch auf die übrigen Gebäude aus. Die Schnelligkeit, mit welcher die Flammen um ſich griffen, vereitelte die Bemühungen der Soldaten, welche, ſo wie auch die übrigen Einwohner, mit der größten Anſtrengung dem Feuer Einhalt zu thun ſuchten. Der Graben, welcher das innere Schloß von dem äußeren abſchnitt, war zwar noch mit Waſſer gefüllt, aber Viele derjenigen, welche in Kübeln und Feuereimern aus demſelben ſchöpften, wurden von den Flintenkugeln der Janitſcharen getödtet, und durch den auf dieſe Art unter den Arbeitern verbreiteten Schrecken die Löſchanſtalten vereitelt.

Während die Flammen im Schloſſe wütheten, wurde daſſelbe zugleich von allen türkiſchen Batterieen heftig beſchoſſen, doch dieſes Feuer von den Belagerten mit gleicher Lebhaftigkeit erwidert. Endlich ſtürmte eine türkiſche Kolonne das zunächſt am Thore gelegene ſüdöſtliche Bollwerk. — Auch die nordöſtliche oder Nadasdy'ſche Baſtion wurde von einer unermeßliche Menge Janitſcharen, die mit fliegenden Fahnen und unter betäubendem Geſchrei heranſtürmten, angefallen, und bald darauf wirklich überſtiegen. Dieſe Feinde ſtürzten ſich nun in dichten Schaaren in das Innere des Schloſſes. Graf Zrinyi eilte an dieſe Stelle, griff die Türken mit unwiderſtehlicher Tapferkeit an, hieb die vorderſten mit eigener Hand nieder, und ſchlug die Feinde, nachdem mehrere Hunderte derſelben niedergemacht worden, wieder aus dem Schloſſe. — Ein zweiter Sturm wurde von mehreren Tauſenden der erhitzten Krieger unternommen. Sie erſtiegen zum zweiten Male dieſe Baſtion. Aber wieder ſahen ſich die Türken von Zrinyi angegriffen und mit großem Verluſte über die Wälle hinabgeworfen. Eben ſo ſcheiterte ein dritter Sturm an der unerſchütterlichen Tapferkeit Zrinyi's und ſeiner Krieger. Ein Theil der Janitſcharen, dem der Rückzug in den Moraſt bereits abgeſchnitten war, ſuchte Rettung in den brennenden Gebäuden und ging dort in den Flammen zu Grunde. Der ganze Verluſt der Türken bei dieſen drei Stürmen wurde auf mehr als ſieben Tauſend Mann

geſchätzt. — Unter den vielen tapferen Ungarn, welche in dieſem Handgemenge fielen, befanden ſich auch die Hauptleute Johann Novakovich und Andreas Bika. —

Faſt alle Gebäude des äußeren Schloſſes ſtanden nun ſchon in Flammen. Dieſe näherten ſich bereits einem unweit des in das innere Schloß führenden Thores gelegenen Pulvermagazine. Gegen die immer wachſende Wuth des Feuers und gegen die zahlloſen Schaaren der Türken war keine längere Vertheidigung des äußeren Schloſſes mehr denkbar. Daher warf ſich Zrinyi mit ſo vielen ſeiner Krieger, als er in der Eile aus dem Gefechte und von den Werken an ſich ziehen konnte, in das innere Schloß. Die Feinde folgten ihm über die Breſchen mit ſolcher Haſt nach, daß es kaum noch gelang, das Thor zu verſchließen. Sehr viele Soldaten, die das innere Schloß nicht mehr zu gewinnen vermocht hatten, wurden von den Türken niedergehauen, — eine große Anzahl Weiber und Kinder gefangen in das Lager geſchleppt. Den, wie wir ſchon erwähnt, vor einigen Tagen bei Vertheidigung der Altſtadt ſchwer verwundeten Hauptmann Matthias Szedſchödy enthaupteten die Barbaren in ſeinem Bette, und führten ſeine Gattin und neun Kinder in die Gefangenſchaft. — Die Janitſcharen geriethen gar bald, der Beute und der Gefangenen wegen, in Zwiſt und endlich in ein Handgemenge, welches vielen derſelben das Leben koſtete. —

Zrinyi vertheilte nun die Anführer der geretteten Schaar zur Bewachung und Vertheidigung ſeines letzten Zufluchtsortes. Das innere Schloß war von dem äußeren, wie ſchon früher erwähnt wurde, durch keinen Wall, nur durch einen Waſſergraben getrennt, an welchem ſich die Wohnung des Commandanten und die Zeughäuſer befanden. In dem engen inneren Raume ſtand der mehrerwähnte backſteinerne Thurm, welcher den größten Theil des Pulvervorrathes enthielt. Alle Proviantmagazine lagen in dem äußeren Schloſſe, und dort gingen die großen Vorräthe der Lebensmittel und der zur Vertheidigung erforderlichen Bedürfniſſe, — in den Flammen zu Grunde.

Die Türken hatten das Geſchütz im äußeren Schloſſe erobert, das dortige Pulvermagazin vor dem Brande erhalten, und beſchoſſen nun ſogleich mit eben dieſen erbeuteten Geſchützen das innere Schloß. In dieſem befanden ſich noch zwei ſchwere Kanonen, zwei Mörſer und vierzehn kleinere Stücke. Der Lebensmittelvorrath beſchränkte ſich auf tauſend Scheffel Weizenmehl. Der Mangel war nicht nur wegen Abgang der Backöfen,

an Brot, — ſondern auch an Waſſer, ſo groß, daß in den Tagen vom 5. bis 7. September viele Weiber und Kinder vor Hunger und Durſt verſchmachteten. — Der Rückweg oder Zugang in das äußere Schloß war ſowohl durch die ſtets noch fortwüthenden Flammen, als durch die zahlloſen Schaaren der Türken verſperrt, welche jede feuerfreie Stelle anfüllten. Wie ſich ein Vertheidiger des Schloſſes nur blicken ließ, wurde er mit einem Hagel von Kugeln und Pfeilen überſchüttet. — Die Türken lagerten ſich, durch die Feuersbrunſt genöthigt, auf den Wällen des eroberten äußeren Schloſſes. Zwei Tage, den 6. und 7. September, während die Beſchießung des inneren Schloſſes fortgeſetzt wurde, ließen die Anführer ihre Schaaren ruhen. — Die Ungarn waren in ihrem engen und durch alle Arten von Mangel bedrängten Zufluchtsorte von banger Erwartung erfüllt. Kein anderer Ausweg aus dieſer traurigen Lage war mehr denkbar, als der Tod, oder ſchmähliche Sklaverei. —

Am 7. September, um die ſechſte Morgenſtunde, gelang es den Türken, durch Feuerpfeile die Wohnung des Grafen Zriny im inneren Schloſſe in Brand zu ſtecken. Der Großvezier ließ nun, — auf vorgeblichen Befehl des Sultans, — das ganze Fußvolk zum Sturme anrücken. — Die Kolonnen drängten ſich von allen Seiten heran, unter Schlachtgeſchrei und dem Getöne der Trompeten und Pauken. Zahlloſe Fahnen pflanzten ſie in dem großen Schloſſe. So weit das Auge reichen konnte, war die Gegend mit dichtgedrängten Schaaren bedeckt, welche dem kleinen Punkte, von deſſen Eroberung der Sieg abhing, aus Mangel an Raum nicht nahen konnten. —

Die immer weiter ſich verbreitenden Flammen überzeugten den Grafen Zriny, daß eine längere Erhaltung des Schloſſes unmöglich ſei. Er war feſt entſchloſſen, einen ehrenvollen Tod den Sklavenfeſſeln vorzuziehen. Indem er ſein Leben dem Vaterlande opferte, hoffte er durch ein großes Beiſpiel ſeinen Landsleuten auch nach dem Tode noch zu nützen, und den Waffenruhm Ungarns auf's Glänzendſte zu erhöhen. — Zriny bereitete ſich mit der Ruhe eines wahren Helden zu ſeinem Ende, und, gleich den gefeierten Heroen der Vorzeit, ſchmückte er ſich zum letzten Kampfe. Er wollte ſich weder mit Helm, noch mit Panzer bedecken, ſondern wählte ein leichtes ſeidenes Kleid, eine ſchwarzſeidene, mit Gold und einem großen Diamant, über dem ſich lange Reiherfedern erhoben, verzierte Mütze; einen an Gold und Silber koſtbaren Säbel, das werthe Erbſtück ſeines Vaters;

endlich einen kleinen runden Schild. Die Schlüſſel des Thores und hundert Stück ungariſche Dukaten ließ ſich Zrinyi in das Futter des Kleides nähen; die erſteren, damit ſie nicht, ſo lange er lebte, in des Feindes Hände fielen; die letzteren, damit, wie er ſelbſt äußerte, der Türke, der ſeine Leiche entkleiden würde, in dieſer Beute den Lohn für ſeine Mühe fände. —

Nun trat Zrinyi aus ſeiner Wohnung. Schon erwarteten ihn auf dem Platze alle Soldaten, mit Helmen, Panzern und Schilden gerüſtet. Sie waren gefaßt und zu dem Aeußerſten entſchloſſen: denn es war ihnen eben ſo unmöglich, der Wuth der Flammen auf irgend eine Art Einhalt zu thun, als in dem Schloſſe vor Feuer und Rauch noch länger auszuhalten. — Zrinyi trat in ihre Mitte und begeiſterte ſie durch einige kraftvolle, dem ſich nahenden Momente angemeſſene Worte.*) Der Aufforderung, einen ruhmvollen Tod erniedrigender Sklaverei vorzuziehen, antwortete der allgemeine Ruf der Schaar: „ſie Alle ſeien Eines Herzens, Eines Sinnes mit dem Führer.“ — Nach Zrinyi's Beiſpiel wollten auch die Soldaten ſich nicht länger mit Schutzwaffen belaſten, die für die zu ſterben Entſchloſſenen keinen Nutzen mehr hatten. Sie ſchleuderten daher Schilde, Bruſtharniſche, Panzer, und ſelbſt die Scheiden ihrer Säbel von ſich, um leichter zu ſein, und mit deſto größerer Behendigkeit unter die Feinde eindringen zu können.

---

*) Der gleichzeitige Budina (S. 733—734) und der ſpätere Iſtuanfy (S. 317) haben dieſe letzte Rede Zrinyi's, nach den verſchiedenen von den wenigen Augenzeugen, die dieſen Tag überlebten, herrührenden Ueberlieferungen weitläufig ausgeſponnen. Den Sinn derſelben mag Zrinyi wirklich ausgeſprochen haben, und dieſer liegt ihren Deklamationen zum Grunde. Aber die fremden, unter ſich ungleichen Zuthaten paſſen weder zu dem Charakter des Helden, noch zu deſſen drangvoller Lage. —

Die früheren Quellen, ſo wie die Darſtellungen ſpäterer Hiſtoriker, enthalten noch viele Details und theilen häufig die Worte mit, welche Zrinyi bei verſchiedenen Veranlaſſungen, beſonders in den letzten Stunden, als ſich die große Kataſtrophe vorbereitete, geſprochen haben ſoll. Aber jene Details beſchränken ſich auf kleinliche Nebenumſtände und ſind durch nichts verbürgt; und in jenen angeblichen Worten Zrinyi's webet nicht des Helden Geiſt. Sie ſind unverkennbar ſpäteres Machwerk. — Eigenthum der verſchiedenen Schriftſteller, und nach deren Stand, Rang, Beſchäftigung und individueller Anſicht abweichend geſtaltet. — Hier aber wurden nur ſolche Angaben aufgenommen, welche das Gepräge der Echtheit trugen. Jene Um-

Nun übergab Zrinyi dem Lorenz Juranitſch die kaiſerliche Fahne, um dieſelbe vor ihm herzutragen. — Dann befahl er das Schloßthor zu öffnen. Unter dem Thorgewölbe hatte Markus Seretſcheny, der allein noch übrige Büchſenmeiſter, einen mit gehacktem Eiſen, Kettentrümmern und Bleikugeln beladenen Mörſer aufgeſtellt. Dieſer ſollte jetzt unter die in dichten Haufen auf und zunächſt der Brücke ſtehenden Türken losgebrannt werden. Aber ein feindlicher Schuß zerſchmetterte in demſelben Augenblicke dem Seretſcheny den Kopf. Da rief Zrinyi dem nächſtſtehenden Georg Horvath zu, dem Fallenden die Zündruthe zu entreißen und das Stück loszubrennen. Dieſer Schuß richtete in den gedrängten Haufen der Türken außerordentliche Verheerung an.

Durch den Pulverdampf verhüllt, drang Zrinyi unter dem Feldgeſchrei Jeſus! mit bloßem Säbel in den Feind; — Juranitſch ihm mit der Fahne voraus; die noch übrigen Krieger hinter ihm. Auf der Brücke entſpann ſich ein wüthendes Handgemenge. Die dem Tode geweihte Heldenſchaar, die kaum mehr als dreihundert Streiter zählte, that Wunder der Tapferkeit. Aber ſie erlag gar bald der Menge von Kugeln und Pfeilen, die von allen Seiten gegen ſie geſchoſſen wurden. Hier wurde Zrinyi von drei Kugeln getroffen. Bei dem dritten Schuſſe, der zwiſchen dem rechten Auge und dem Ohre in das Haupt drang, ſtürzte der Graf leblos zu Boden. — Die

---

ſtände, welche die Leſer vielleicht aus anderen Schilderungen dieſes großen Ereigniſſes ſchon kennen, und alſo hier vermiſſen werden, — ſind auch dem Verfaſſer alle wohl bekannt. Doch abſichtlich wurden die Details weggelaſſen, welche entweder durch die älteſten und ſicherſten Quellen nicht verbürgt waren, oder eine kritiſche Prüfung nicht aushalten. —

Als der Verfaſſer es unternahm, eine kriegeriſche That zu beſchreiben, mit deren Erhabenheit in dem Gebiet der Welt- und Kriegshiſtorie nur noch zwei ähnliche Thaten zu vergleichen ſind: jene des Griechen Leonidas in den Thermopylen, und die des Römers Decius am Veſuv, — das Ende eines Helden zu ſchildern, in deſſen Verherrlichung die Geſchichte, die Dichtkunſt, die Malerei, die Tragödie u. ſ. w., durch glänzende Darſtellungen gewetteifert haben, — verzichtete er in vornhinein darauf, ſeine Erzählung mit einem andern Reize auszuſtatten, als welchen ſchon die Handlung ſelbſt für jedes edle Gemüth haben muß. Sein Ziel ging nur dahin, dieſe Kriegsthat, inſoweit es die Beſchränktheit der echten Quellen erlaubte, in einer Wahrheit darzuſtellen, welche mehr als jede Kunſt, den Helden von Szigeth ewig dauernde Verwunderung verbürgen dürfte. —

Türken erhoben, als sie ihn fallen sahen, ihr Allah-Geschrei. Die noch übrigen Ungarn wichen in das Schloß zurück. Die Türken folgten auf dem Fuße und drangen mit denselben zugleich durch das Thor. Ihre Schaaren erfüllten gar bald die inneren Wälle, und von dort herab schmetterten sie die noch immer gleich tapfer kämpfenden Ungarn durch geschleuderte Steine und Holzstücke nieder. Fast alle diese Helden, — darunter die Hauptleute Wolfgang Popratovich, Niklas Kovak und Peter Patatitsch, die Edelleute Johann Bajou, Paul Istuanfi, Georg Csaki, Georg Ketskei, fanden hier den Tod. Georg Kaprary und der Anführer der berittenen Büchsenschützen, Johann Novak, zogen sich in den steinernen Thurm zurück, vertheidigten sich in demselben noch einige Zeit und fielen endlich, von den Kugeln der Janitscharen getödtet.

Die wenigen Männer, welche von den Türken gefangen wurden, mußten von diesen vermummt, mit türkischen Helmen oder Mützen bedeckt, oder in Weiberkleider gehüllt werden, um sie der Mordlust der Ihrigen zu entziehen und sie lebend aus dem Schlosse zu bringen. Unter diesen war der Bedeutendste Zrinyi's Neffe, der Hauptmann Kaspar Alapi.*)

*) Caspar Alapi, Neffe des Helden von Szigeth, war eine der interessantesten Persönlichkeiten damaliger Zeit. Dieser Held, der seinem Oheim wenig an Tapferkeit nachgab, war unansehnlich von Gestalt, unbedeutend in den Gesichtszügen und hatte einen ansehnlichen Höcker. Im Treffen bei Pesth führte ihn seine Tollkühnheit mitten unter die Türken, welche ihn sogleich umringten. Zwanzigfach übermannt, mußte er sich trotz der rasendsten Vertheidigung ergeben. Ein Deli hob schon den Arm, ihn niederzuhauen, als ihn ein anderer aufhielt. „Schämst du dich nicht!“ rief er, „du kleine Kröte! Lauf zu und komm ein zweites Mal nicht wieder!“ — Denselben Augenblick drangen die Ungarn vor, Alapi rief: „Denkt an die kleine Kröte!“ entriß dem Leichnam eines Spahis Lanze und Säbel und vereinte sich glücklich mit seinen Freunden. Seitdem war Alapi stolz auf den Beinamen: die kleine Kröte, und im ganzen Lande blos unter diesem Namen bekannt. Als 1562 Aly Arslan Szigeth überrumpeln wollte, weckte ihn aus so hoffärtigen Träumen seine gänzliche Niederlage durch die kleine Kröte. Alapi, wieder durch seine Tapferkeit verlockt, wurde abermals umringt, da aber die Türken mehr die Riesengestalten des Banus Zrinyi und seiner Freunde Praputovich und Batschatiza im Auge behielten, kam er leicht verwundet davon, schlug und verfolgte sie auf ihrer wilden Flucht. Als Soliman auf Szigeth rückte, zog die kleine Kröte mit 1500 Mann dem zehnfach überlegenen Vortrab entgegen, überraschte ihn in der Nacht mit unwiderstehlichem Ungestüm, tödtete einmal so viel

Dieſer hatte ſich nach dem Verluſte des inneren Schloſſes in einem Winkel verborgen. Da er bei einer ſehr kleinen Statur doch ein unförmlich breites, ſchwarzbraunes Geſicht hatte, ſo wurde er von den Türken für einen unbedeutenden Waffenträger oder Bedienten gehalten und am Leben verſchont. Er wurde eben gefangen an jener Stelle vorübergeführt, wo die beutegierigen Janitſcharen Zriny's Leiche plünderten und dieſer die Hände abhauen wollten, weil ſie die koſtbaren Armbänder nicht zu öffnen wußten. In der Hoffnung, des Oheims Leiche gegen fernere Beſchimpfungen zu ſchützen, machte Alapi dieſe Armbänder mit Hilfe eines in die ihm wohlbekannten Oeffnungen geſteckten Meſſers los. — Auch Zriny's Kammerdiener, Franz Czerenkó und ein gewiſſer Bartholomäus Geretſch (Feßler nennt ſtatt dieſes einen Johann Gall von Losdorf) wurden verſchont. — Stephan Orſitſch wurde von einem Türken, der bei ihm in früherer Zeit als Gefangener und Sklave mit vieler Milde behandelt worden war, mit eigener

---

Türken als er Mannſchaft zählte, fing viele vornehme Offiziere, machte überreiche Beute und zog ſich dann wieder in die Feſtung zurück. Als ſpäter die Veſte in Flammen ſtand und Zriny mit Lorenz Juranitſch den Heldentod, den er ſuchte, fand, wurde Alapi, den Zriny ſchon früher für dieſen Fall zum Feſtungshauptmann ernannt hatte, mit einigen Genoſſen von der Brücke abgeſchnitten und von ihnen in das Gewölbe eines fernen Vorwerkes hineingeriſſen, während die Pulverkammer mit dem Hauptgebäude in die Luft flog. Ihre Hoffnung auf Flucht wurde jedoch bald getäuſcht. Janitſcharen entdeckten den verborgenen Winkel und metzelten die Flüchtenden nieder. Nur die kleine Kröte wurde abermals durch ihre widrige Geſtalt gerettet. Dieſer Umſtand blieb unbekannt, daher die in geſchichtlichen Werken ſo oft wiederholte Nachricht, von den Vertheidigern Szigeths ſei kein Einziger entkommen. Die Türken hielten Alapi für einen gemeinen Waffenknecht und ſchleppten ihn zu Zriny's Leichnam, um ſeine prachtvollen goldenen Armbänder zu öffnen, die ſie nicht von der Leiche hatten trennen können und deshalb ſchon die Arme abhauen wollten. Alapi warf ſich an der Leiche ſeines Freundes nieder, küßte die kalte Hand des Helden, öffnete das ihm wohlbekannte geheime Schloß der koſtbaren Armbänder und warf es den Raubluſtigen hin, die ſtritten und ihn ruhig entfliehen ließen. So war zum dritten Male ſeine Geſtalt ſein Retter vom Tode und Alapi, noch durch 16 Jahre als Befehlshaber in Kaniſcha und Verweſer des kroatiſchen Banats, genoß den Triumph bei ſeinen häufigen Siegesmahlen, unzählige Toaſte auf die kleine Kröte jauchzen zu hören. Nachdem er Zriny's Schatten zahlloſe Todtenopfer gebracht, ſtarb er am 29. Mai 1584 und wurde im Kloſter Semeth begraben.

(M. Bermann's öſterr. biograph. Lexicon 1. Heft.)

Lebensgefahr gerettet. Nur dieſe vier oder fünf Männer allein überlebten alſo den blutigen Tag, und theilten dann mit den gefangenen Weibern und Kindern das Loos einer harten Sklaverei. Sie wurden jedoch in Kurzem von Zrinv's Sohne, Georg, losgekauft. — Die Janitſcharen ſtritten ſich häufig um die Gefangenen, und entſchieden ihren Zwiſt meiſtens damit, daß ſie dieſelben in Stücke hieben.

Das Schloß war ganz mit chriſtlichen und türkiſchen Leichen angefüllt und das Blut floß in den Straßen. Während die Türken, welche Gefangene gemacht hatten, dieſe mit Stricken und Ketten gebunden, den Lagern zuführten, waren immer friſche beutegierige Schaaren nachgerückt und hatten alle Mauern, Plätze und Gaſſen des äußeren und auch des inneren Schloſſes, ſoweit denſelben hier die Flammen vorzudringen erlaubten, überſchwemmt. Jetzt erreichte das Feuer jenen Thurm des inneren Schloſſes, in deſſen Erdgewölben die Pulvervorräthe verwahrt waren, und fand bald zu dieſen den Weg. Unter entſetzlichem Krachen riß die Gewalt der Entzündung die Gewölbe des Thurmes und alle übrigen Gebäude des Schloſſes aus ihren Grundveſten in die Lüfte, und ſchleuderte die Steine, Balken u. ſ. w. über die Maſſen der Türken. Mehr als dreitauſend derſelben, meiſt Janitſcharen, wurden zerſchmettert und unter den fallenden Trümmern begraben. Dieſes Ereigniß verbreitete Trauer über das eben noch von Siegesfreude trunkene türkiſche Heer. —

Noch am 7. September ließ Ali, der Janitſcharen-Aga, dem Leichname Zrinv's das Haupt abſchlagen. Am 8. September wurde daſſelbe, einen Steinwurf von den kaiſerlichen Zelten entfernt, auf einen Pfahl geſpießt, und nächſt den auf einen Haufen geſchichteten Köpfen der übrigen in Szigeth gefallenen ungariſchen Krieger aufgeſtellt. Ringsum waren die eroberten chriſtlichen Fahnen, verkehrt, mit der Spitze der Stangen in die Erde geſteckt. Zrinv's Körper ließ Muſtapha Villith, Beg der Reiter von Banyaluka, der einſt des Grafen Gefangener geweſen, beerdigen. — Die Köpfe blieben dieſen Tag über zur Schau geſtellt und viele Tauſend Türken drängten ſich herbei, um die Ueberreſte der Helden anzuſtaunen, deren Beſiegung ihnen ſo große Opfer gekoſtet hatte. Jeder Türke, welcher das Haupt eines Kriegers von der Beſatzung Szigeths bei dem Zelte des Sultans oder bei jenem des Großveziers abgab, erhielt dafür zehn Dukaten zum Geſchenke.

Am früheſten Morgen des 9. Septembers ließ der Großvezier Zrinv's

Haupt ſeinem Bruder, dem Baſſa Muſtapha Sokolowitſch von Ofen, überbringen. Dieſer befahl, daſſelbe mit einem ſeidenen Tuche, dann noch mit einer feinen Leinwand zu umwickeln, und ſchickte es durch einige Bauern an den kaiſerlichen Feldherrn Grafen von Salm nach Raab, mit einem Briefe voll Rührung über Zriny's Heldentod, die ein tapferer Soldat dem Anderen nie verſagt. Balthaſar Batſani, Zriny's Schwiegerſohn und Franz Tahi, ſein Schwager, brachten daſſelbe nach Tſchakathurn. Dort, im Kloſter der heiligen Helene, war die Gruft, in welcher Zriny's erſte Gemahlin, Katharina Frangepani, mit einer Tochter und zwei Söhnen ruhte. Dort wurde auch Zriny's Haupt in den Schooß der Erde gelegt und eine Inſchrift verkündete den dieſe Wohnung des Todes Beſuchenden, die Thaten des Helden. —

Der ganze Verluſt, welchen das türkiſche Heer vom 1. Auguſt bis 7. September vor Szigeth erlitten, wurde auf ungefähr dreißigtauſend Mann geſchätzt. Alle Wälle, Gaſſen, Plätze und Annäherungen dieſes Ortes waren mit todten Körpern bedeckt. Der Großvezier trug dem Janitſcharen-Aga auf, die noch immer wüthenden Flammen dämpfen und Platz und Gegend von den durch ihre Ausdünſtung die Luft verpeſtenden Leichen reinigen zu laſſen. Auch ſollte die chriſtliche Hauptkirche unverzüglich zur Moſchee eingerichtet werden. Dem Skender-Beg, bisherigem Befehlshaber zu Sziklos, übertrug er das Commando in Szigeth. Mohammed verkündigte zugleich, „Sultan Soliman ſelbſt würde an dem ſiebenten, auf die Eroberung folgenden Tage, — am 14. September, — den Platz beſehen und in demſelben ein feierliches Dankfeſt halten.“ — Als nun Schloß, Stadt und Gegend mit großer Anſtrengung gereinigt worden und der zum Feſte beſtimmte Tag kam, — der Sultan aber doch nicht erſchien, begann ſich auf's Neue die früher durch die Liſt des Großveziers beſchwichtigte Vermuthung im Heere zu verbreiten, daß Soliman nicht mehr am Leben ſei.

(Oeſterreich. militair. Zeitſchr. f. 1827.)

Leonhard Freiherr von Vels der Jüngere,

kaiſerl. Oberſthofmeiſter, Hofmarſchall, Landeshauptmann an der Etſch und Burggraf zu Tyrol, kaiſerl. oberſter Feldhauptmann in Ungarn und den windiſchen Landen.

Leonhard, Michaels Freiherrn von Vels älteſter Sohn, den wir zum Unterſchiede von ſeinem gleichnamigen Oheime den Jüngeren oder Zweiten nennen wollen, war um 1497 geboren und muß frühe ſich entwickelt und männlichen praktiſchen Geiſt gezeigt haben, indem Erzherzog Ferdinand I. in einem Schreiben dd. Speyer am 24. Juli 1526 dem Brixner Domcapitel anzeigt, daß er vermöge des vom poſtulirten Biſchofe Georg aus Spanien erhaltenen Schreibens Leonharden dem Jüngeren von Vels den Auftrag gegeben habe, im Namen des gedachten Hochſtiftes beim Reichstage zu Speyer zu erſcheinen und dort deſſen Geſchäfte zu beſorgen.

Wo er den erſten Waffendienſt mit tyroliſchen Landsknechten, die damals für ein ganz vorzügliches Fußvolk galten, gethan habe, iſt mir unbekannt; wahrſcheinlich unter ſeinem Oheime gegen die rebelliſchen Bauern im Salzburgiſchen; dann ſtand er unter Georg von Frundsberg in den italieniſchen Kriegen. Das Feld ſeines frühen Ruhmes iſt aber Wien und Ungarn wider K. Ferdinands I. Gegenkönig Johann Zápolya, Grafen von Zips und Woiwoden von Siebenbürgen, der ſich durch Ränke und Beſtechung der Krone des h. Stephans bemächtigt hatte und zu Stuhlweißenburg am 12. November 1526 gekrönt wurde, und um ſich auf Ungarns Throne zu erhalten, den eroberungsſüchtigen Sultan, Suleiman den Prächtigen, herbeigerufen hatte.

Da das Geſchichtliche jener Unfälle nach der Schlacht bei Mohácz, in der König Ludwig II. von Ungarn am 29. Auguſt das Leben verlor, den heimiſchen Leſern wohl bekannt iſt, oder Jeder in den Geſchichtswerken von Iſthuanfi, Pray, J. A. Heſſler, Grafen von Mailáth, Schels ꝛc. leicht nachſehen kann, ſo will ich beſonders das, was unſern Vels betrifft, theils aus archivaliſchen Quellen, theils aus dem lateiniſchen Codex des Wolfgang Lazius in der k. k. Hofbibliothek mittheilen, welcher die Ereigniſſe in Ungarn von dem Jahre 1540—1545 enthält.

Zápolya, deſſen bewaffnete Rotten im nordöſtlichen Ungarn herumzogen, hatte ſich bis zum März 1528 in Oberungarn, woraus der hochbe-

jahrte, kriegskundige Niklas Graf von Salm, Kaiſer Ferdinands I. oberſter Feldhauptmann, ihn nach Eroberung von Erlau, Tokav ꝛc. im vorigen Spätſommer vertrieben hatte, wieder ausgebreitet. Der neue Feldhauptmann Johann von Katzianer, traurigen Andenkens, ſchlug am 8. März bei Szinye unweit Kaſchau den Uſurpator auf's Haupt, der nun zum Woiwoden Johann Tarnowsky nach Tarnow in Polen entfloh. — Vels iſt ſchon in dieſem Zuge nach Katzianer der erſte Mann, und von dieſem in allen Vorfällen beigezogen. Des Letzteren ausführlicher Bericht aus dem Lager bei Szinye an den König Ferdinand über dieſen Sieg meldet, daß die feindliche Streitmacht nach beträchtlichem Verluſte zerſtreut, Zápolya ſelbſt beinahe gefangen und mehrere Fahnen erbeutet worden ſeien.

Auf dem Kampfplatze lagen an 300 Mann polniſches Hilfsvolk, viele Wagen, polniſche Falconette und anderes Kriegsgeräthe, nebſt wichtigen Briefen des Königs Sigmund an Zápolya, welche neue Aufſchlüſſe über ihre beiderſeitigen heimlichen Verhältniſſe gaben. Der Feldhauptmann empfiehlt beſonders das tapfere Verhalten und die kluge Leitung der beiden Oberſten, Leonhard von Vels über das Fußvolk und Niklas von Thurn, der Gnade des Königs, klagt dagegen über die Lauheit Valentin Törökś und Ludwig Pekry im Verfolgen der Feinde, und daß ſie ſich dem Plündern überließen. Am 13. März zeigt Katzianer ſeinen Marſch nach Barcha (?) an, wie auch Zápolya's Flucht nach Polen und die Zerſtreuung ſeines Heeres, ferner daß er dem König Sigmund von Polen geſchrieben habe, den Flüchtigen in Verwahrung zu nehmen, und bricht am 14. gegen die ungehorſamen Schlöſſer und Flecken los.

Das Felſenſchloß Murány ergab ſich an den Oberſten von Thurn, und ſieben Geſpannſchaften unterwarfen ſich. Der Schreibende lobt das Wohlverhalten der um Kaſchau liegenden Städte, und tadelt das Benehmen des Adels. König Ferdinand ſchreibt am 17. März an Katzianer, Kenntniß zu haben, daß 5000 Mann polniſcher Hilfstruppen zu Zápolya's Unterſtützung geſammelt werden, und er auch Geld erhalte. Nicht ohne Intereſſe iſt deſſelben Königs Befehl vom 21. März, in den mitgetheilten Chiffern zu ſchreiben, und auch hiervon ſeinen Rath Leonhard Freiherrn von Vels, des Fußvolkes Hauptmann und Zeugmeiſter, in ſeinem (des Königs) Namen in Kenntniß zu ſetzen. Wie aus den weiteren Berichten hervorgeht, waren von den Befehlshabern keine großen Reſultate zu erfechten, weil es an gutem Feldgeſchütze und fahrbaren Straßen, an Bezahlung

der Kriegsknechte, von denen viele krank oder weggelaufen waren, fehlte, weshalb auch Katzianer nicht vorrücken konnte; zudem war das um Kaschau aufgebotene Landvolk zu feindlichen Unternehmungen nicht verläßlich. — Wenn auch von Thurn und von Mandersscheid das Schloß Zips nach einem Berichte vom 28. März genommen hatten, so konnte Katzianer doch die anderen leicht einnehmbaren Schlösser nicht angreifen, da das Abwarten, Schwanken und Laviren der ungarischen Regierung und des ungarischen Schatzmeisters die Ankunft der Husaren beim Heere verzögerte, und weder das verlangte Geld noch Geschütz ankam. Schon in einem Schreiben aus Kaschau vom 3. April bittet der kränkelnde Katzianer, der sich durch die dem Kriegsvolke geleisteten Geldvorschüsse in Schulden gesetzt hatte, zur Pflege seiner Gesundheit weggehen zu dürfen, und sein Amt durch einen andern Feldhauptmann ersetzen zu lassen. Kurze Zeit darauf finden wir schon Vels als Oberhauptmann, neben Katzianer, der eine Zeit lang noch den Posten eines obersten Feldhauptmannes behielt.

Im Juni ward die Stadt Trentschin genommen, und am 30. d. M. capitulirte die Besatzung des dortigen, mit Feuerkugeln beschossenen Felsenschlosses, das Zápolya's kriegerischer Vater Stephan befestigt hatte, an Katzianer, der Feind wurde gänzlich von dort vertrieben.

Katzianer und Vels mußten aber den eingelegten Fähnlein böhmischer Söldner bei Treu und Glauben das im Schlosse befindliche Geschütz so lange zusichern, bis ihnen der Sold bezahlt sei. Da Neuhäusel und die anderen festen Plätze an der Waag sich ohne Widerstand ergeben hatten, und die nördlichen Comitate wieder dem Könige unterworfen waren, sollte ein Zug nach Siebenbürgen gemacht werden (den auch Peter Perenyi und Valentin Török mit einiger Mannschaft unglücklich gemacht haben), aber früher mußte den alten Kriegsknechten ihr Sold bezahlt und ihre Zahl verstärkt werden, und eben so war es auch nöthig, Schiffbrücken an der Theiß, wo der Feind sich stark versammelte, zu schlagen, und neues Kriegszeug anzuschaffen. Wenn dies nicht geschehe, erklärte Katzianer keine Unternehmung ausführen zu können.

Da die Türken auch in Krain einfielen, sollte Katzianer nach einem Berichte vom 23. Juli das in Ungarn befindliche Kriegsvolk dahin führen, das erforderliche Geschütz aus den Zeughäusern zu Cilli und Grätz hinschaffen, die ungehorsamen windischen Unterthanen zum Gehorsam des Aufgebotes zwingen, selbst in's türkische Gebiet einfallen, und Udbina oder

Kammgrad einnehmen. Am 8. Auguſt wurden von der niederöſterreichiſchen Statthalterſchaft und dem Regenten Felician von Petſchach und Hans Friedrich von Landeck in's Lager nach Tyrnau geſchickt, um mit den Söldnern zu unterhandeln. Vels erhielt nun an Katzianers Stelle, der in Tyrnau erkrankt war, das Interims-Commando, und hatte die Meuterei der Knechte wegen des ausſtehenden Soldes zu beſchwichtigen. Es wurde am 6. beſchloſſen, den Oberſten Vels an den König Ferdinand abzuſchicken, um den Soldrückſtand zu erwirken, und man hoffte, daß die Knechte deſſen Rückkunft ruhig in ihrem Lager abwarten würden. Am 14. Auguſt ſchreibt König Ferdinand an Katzianer und die beiden Oberſten von Vels und von Thurn, und giebt ihnen ſein Wohlgefallen zu erkennen, daß ſie ſich bemühten, das Kriegsvolk zum Marſche nach Krain in Bewegung zu ſetzen, und daſſelbe wegen der Bezahlung vertröſteten. Nach einer ſpäteren Weiſung wurde Vels zum Oberſten über das Fußvolk, Thurn über die Reiſigen (Reiterei) geſetzt, und Katzianer ſollte trotz ſeiner Kränklichkeit den Oberbefehl behalten.

Am 12. September ſchrieben Katzianer aus Oedenburg und Oberſt Vels aus Wien eigenhändig an König Ferdinand dringend hinſichtlich der ausſtändigen Bezahlung des Kriegsvolkes, und ließen einen Aufſtand des Landvolkes gegen die Kriegsleute, das Ausreißen der Letzteren und eine noch größere Gefährdung des Landes von Seiten der Uebelgeſinnten befürchten. Der Feldhauptmann war am 9. November um Kaſchau, Trentſchin ꝛc. wieder von Zápolya bedroht, der zu unſeres Königs Nachtheil vom König Sigmund aus Polen verwieſen zurückgekehrt war, und hatte noch keine Bezahlung des Kriegsvolkes erhalten.

Katzianer hatte eilig nach Ofen zu ziehen beſchloſſen, doch hielt es ſein König am 19. November für gerathener, gegen Siebenbürgen zu rücken, da Zápolya gemeinſam mit dem Paſcha Muhamed Bey, der 3000 Streiter mit ſich führte, das Schloß Gyula, und Temeswar zu belagern geſonnen ſei. Ein Schreiben des Königs vom 27. December aus St. Veith in Kärnthen, wohin er mit ſeiner Gemahlin am 12. von Wien über Gratz gereiſ't war, um nämlich auch von den Ständen Inneröſterreichs Hilfe gegen die Türken zu erhalten, befiehlt auch gegen Siebenbürgen zu ziehen. Katzianer, aller Unterſtützung bar, vermochte nicht, mit ſeinem ſchwachen Corps in Oberungarn etwas auszurichten.

Während König Ferdinand über Innſpruck, von wo ſeine Gemahlin,

ihrer Entbindung (mit ihrem zweiten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand) entgegensehend, nach Linz zurückkehrte, auf den für den 18. März 1529 ausgeschriebenen Reichstag nach Speyer reis'te, theils wegen der Religionsangelegenheiten in Deutschland, theils um die erforderliche Reichshilfe gegen die Türken und seinen Gegenkönig aufzubringen, erhob sich wieder Zápolya's Macht, welcher sich durch Vermittelung des Polen Hieronymus von Lasky und des venetianischen Bastarden Luigi Gritti mit dem Sultan (27. Jänner 1528) verbunden hatte, und dem nun mit Riesenmacht heranrückenden Sultan zu Mohácz (19. Juli 1529) die Hand küßte. Hier erhielt der Sultan die Krone des heil. Stephan aus den Händen des Bischofs von Fünfkirchen, die dem parteiwechselnden Kronhüter Peter Perenyi bei dessen Uebersiedelung vom Schlosse Niklas nach Saros-Patak im Dorfe Kaibacs im Tolnaer Comitate Nachts abgenommen wurde. Solyman nahm am 29. August die Stadt Ofen, und bald ergab sich die feigherzige deutsche Besatzung der unvertheidigten Stadt und dann des Schlosses Ofen. (9. Sept.) Sieben Tage nachher wurde Zápolya durch Segban Pascha auf den Thron der Arpaden feierlich eingesetzt. Der Sultan machte nun ohne Widerstand seinen Eroberungszug über Gran, Raab, gerade gegen Wien, um der Christenheit ein Ende zu machen. Am 26. September hatte Suleiman mit sieben Lagern die Stadt Wien, Deutschlands wichtigste Vormauer, umschlossen, die gleich dem griechischen Theben auf sieben Stationen sieben Helden entgegenstellte.

Nach Paul Peschebs, des Königs Ferdinand I. gewesenen Herolds ꝛc., Beschreibung der ersten türkischen Belagerung Wiens heißt es:

„Herr Lienhart Freiherr zu Vels ꝛc. hat das Burckthor vnnd vonn dann bis an Schottenthor, vnnd darfür hinab in beuelch gehabt zu ueralten, vnnd demselben zur Hilf und sterckhung deß Hauffen sein zwischen gemeltenn Purckh und Schottenthor, auf vier Plätzen die 500 Pherd oder österreichischen Reutter in allem Leorma gehalten."

Hiermit stimmt wohl Sarava's Angabe, der ihn mit den Veteranen aus dem Zápolyaischen Kriege die k. Burg beschirmen läßt, überein. Unter ihm, der sieben Fähnlein alter Fußknechte befehligte, die schon in Ungarn gedient hatten, standen als Hauptführer den einzelnen Fähnlein vor: Chilg d. i. Aegid Freiherr von Vels, Johann von Altenhausen, Lieutenant, Thomas Flaschberger, Fähnrich; Christoph Reisacher aus Steyer, Heinrich Wundershofer, Joachim von Helmstorf, Thomas von Armstorf, Peter

von Vels, Nikodemus Sinkmeſer, Jaochim von Roſenau, Heinrich Sendrofsky, Albert und Florian von Kobſan, Georg Weſtvalin.

Als Suleiman nach erfolgloſer Belagerung theils wegen der herannahenden ſtrengeren Jahreszeit, theils wegen Mangels an Nahrungsmitteln ꝛc. von Wien abgezogen war, erhob ſich für die Bürger der ſo ſchwer bedrängten Stadt und die Befehlshaber neue Gefahr von vierzehn Fähnlein Reichsknechten, die in Häuſern, Kirchen und in der Burg plünderten, boshaften Muthwillen trieben, und von den Oberſten und Bürgern Mord drohend dreifachen Sturmſold ungeſtüm forderten, bis ſie endlich mit zwei verdienten und einem bewilligten Sturmſolde befriedigt wurden. — Nach dieſem verführeriſchen Vorgange erhob ſich auch der alt Haufen (Veteranen) unter Herrn Lienharts von Vels Regiment und Herrn Eitel Eckers von Reiſchach Knechte wegen rückſtändigen Soldes, und ſchreckten durch angedrohte Plünderung die Stadt, bis endlich durch das kluge Benehmen der Oberſten, Hauptleute und Kriegsräthe auch dieſe Emeute beſchwichtigt wurde.

Nun verſchwindet durch ein paar Jahre faſt ganz des Freiherrn von Vels Wirkſamkeit ſowohl in Oeſterreich als in Tyrol. In Ulharts Verzeichniſſe erſcheint unter anderen Herren aus Oeſterreich, als König Ferdinands Rath „Lienhart Freiherr zu Vels" ꝛc. Kammerer auf dem im Sommer 1530 gehaltenen Reichstage zu Augsburg. Nach dem Tode ſeines Oheims Leonhard I. († 1530) war Georg Freiherr von Firmian Landeshauptmannſchafts-Deputirter dd. 20. December 1530, und ſchrieb ſich vom Jahre 1532 an Landeshauptmann an der Etſch und Burggraf von Tyrol. Nach des Jakob Andreas Freiherrn von Brandis Manuſcripte iſt unſer Leonhard Landeshauptmann worden, hat aber den Dienſt nicht wirklich bedient, wiewohl er ſich auf beiden Medaillen Landeshauptmann an der Etſch nennt. Da der König ſeiner im Rathe zu Wien und im Felde bedurfte, war er für ihn in Tyrol Landeshauptmannſchafts-Verwalter. Ich finde denſelben nicht auf den tyroliſchen Landtagen, wohl aber ſeinen Bruder Hans Jakob, der auf dem Landtage zu Botzen am 4. März 1534 zu einem der Hauptleute bei der Landesbewaffnung ernannt wurde, welche der König Franz von Frankreich durch ſein geheimes Verſtändniß mit der nahen Schweiz, dann Würtemberg, Baiern und einigen Gliedern des Schmalkaldner Bundes hervorrief.

Nun zu den ungarischen und unseren Vels und seine Geschichte näher berührenden Angelegenheiten zurück.

König Zápolya hatte in Suleiman, der ihn auf seinem Rückzuge zu Ofen im October zum Könige Ungarns erklärt hatte, einen mächtigen Beschützer gewonnen. Im folgenden Jahre beschränkte sich der Krieg zwischen beiden Königen in Ungarn, besonders im oberen gebirgigen Theile, in Siebenbürgen und Croatien, auf zahllose kleine Gefechte, die ohne Entscheidung das Land zu Grunde richteten und dem Grimme der streifenden Türken weites Feld ließen.

Vergebens berannte Wilhelm Freiherr von Rogendorf vom 31. October bis 19. December 1530 das Schloß von Ofen; er mußte nach vergeblichen Versuchen, die auf lange Zeit verlorne Hauptstadt wieder zu erobern, sich nach Gran zurückziehen. Nachdem Zápolya den durch seinen Schwager und nachherigen Schwäher, Sigismund I., König von Polen, zu Posen mit König Ferdinand vermittelten und von diesem am 25. November 1530 ratificirten Waffenstillstand nicht angenommen hatte, wurde am 21. Jänner 1531 zu Wisegrád zwischen beiden auf dem gegenwärtigen Besitzstande ein dreimonatlicher Stillstand abgeschlossen und später, am 17. Mai, im Beisein Rogendorfs, Sigismunds von Herberstein und unseres Leonhard von Vels, mit Genehmigung des Sultans, auf ein volles Jahr verlängert. — Im Jahre 1532 zog der Sultan wieder gegen Oesterreich mit großer Heeresmacht. Zum Glücke verzögerte das ungemeine Anschwellen der Donau im Juli den Transport der Schiffe so sehr, daß sich 12,000 deutsche Söldner unter dem Pfalzgrafen Friedrich, 11,000 italienische unter dem Marchese Alfonso del Vasto, und 8000 Spanier, bewährte Krieger, unter dem berühmten Antonio Leyva zur Gegenwehr bei Wien sammeln konnten. Der Zug Suleimans ging von Essek gegen das Städtchen Güns. Niklas Juristz aus Zengh widerstand gleich einem Felsen im Meeresgewoge in der Burg dieses Städtchens, wie bekannt, mit 700 Streitern vom 7. bis 30. August vierzehn Stürmen der Osmanlis für unsterblichen Nachruhm. Der Sultan rückte über Oedenburg verheerend herauf, wendete sich bei Eisenstadt links, zog wegen der vorgerückten Jahreszeit über Pottendorf, an Wiener-Neustadt vorüber, durch die Steyermark, Slavonien über Belgrad zurück. Ein Corps von Türken unter Kasimberg streifte selbst bei Ernsthofen über die Enns bis Losensteinleithen, Steyer, und wurde größtentheils aufgerieben. Den Ausgang der südöstlichen Thäler des Wienerwaldes be-

ſetzten die Reichstruppen unter dem Pfalzgrafen Friedrich. Deſſen Oberſtlieutenant, Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, griff die im Markte Pottenſtein eng umſchloſſenen Türken herzhaft an, jagte ſie längs der Trieſting aus der Thalſchlucht heraus, wo ſie am 19. September dem bei Engersfeld (wo der unſterbliche Eckhel am 13. Januar 1737 geboren wurde) und dem Markte Leobersdorf aufgeſtellten Geſchütze und Kriegsvolke entgegen in den Tod liefen. Der Kaiſer Karl V. kam mit ſeinem Bruder, dem Könige Ferdinand, von Regensburg zu Waſſer am 23. September 1532 nach Wien, wo ihm der Pfalzgraf die eroberten Fahnen überreichte und der Kaiſer Mehreren den Ritterſchlag ertheilte. Es waren 76,000 Mann in und um Wien verſammelt, und doch geſchah keine einzige Heerfahrt, trotz Ferdinands dringendem Wunſche, gegen Zápolya's angemaßte Herrſchaft und die räuberiſchen Fehden und Züge in Ungarn; denn der Kaiſer hatte mit ſeinen Truppen, deren ſpaniſchen Kern er wieder mit ſich nahm, andere weitausſehende Plane. Dieſe Trennung ſchwächte, die deutſchen Hilfstruppen gingen auseinander, die Italiener weigerten ihren Dienſt, ſetzten ſich in Aufruhr und verübten gräuelvolle Gewaltthaten auf ihrem Heimzuge durch Inneröſterreich. Nun war am 31. December mit Zápolya ein viermonatlicher Waffenſtillſtand und gegen die Mitte Jänners 1533 zu Conſtantinopel durch Hieronymus von Zara ein Stillſtandsvertrag geſchloſſen, jener mit Zápolya wurde durch ſpätere Verträge bis zu dem endlich am 24. Februar 1538 geſchloſſenen Frieden verlängert, aber ſchlecht gehalten. Schon im Sommer des Jahres 1536 brachen die Feindſeligkeiten auf's Neue aus. Am 4. December nahmen die Zápolyaner das ſo viele Jahre ſeinem König treue Kaſchau, den Hauptort in jenem Theile Ungarns, durch Verrath, und am 3. Mai 1537 Tokay durch Waffengewalt. Dagegen erſtürmte Leonhard Freiherr von Vels, der nun wieder auf dem Felde des Kampfes auftaucht, am 19. Mai die Burg Regnéz, an welchem Tage ihm zweiunddreißig Wagen mit Knaben, Mädchen und jungen Weibern in die Hände fielen, mit denen Peter Perenyi ſeinen Sohn Franz von den Türken auslöſen wollte.

Ferner wurden die Felſenburg Boldogkö, Tállya und Makowicza, dann wieder Stadt und Burg Tokay, und endlich das feſte Saros, das Perenyi gehörte und tapfer widerſtand, genommen. Gern vergaßen die Ungarn, welche unſerem Vels mit ihren Völkern zugezogen waren, des

Oberbefehlshabers deutſche Herkunft, und vollzogen, wie dieſe Reſultate zeigen, ſeine Befehle mit Vertrauen.

In Slavonien hingegen, wo die beiderſeitigen Grenzpoſten herüber und hinüber ſich unabläſſig bekämpften, erlitten König Ferdinands Truppen eine entſcheidende Niederlage durch die Türken. Hier befehligte der bekannte Feldhauptmann Johann von Katzianer. Seine Aufgabe war, dieſelben von der Einnahme der Stadt und Veſte Ofen zurückzuhalten. Ein ſtarkes Heer, aus Streitern aller Länder des Königs Ferdinand gebildet, und mit neunundvierzig Kanonen verſehen, aber ſchlecht verpflegt, verlor auf dem hierdurch nothgedrungenen Rückzuge von Erdöd an der Mündung der Drau durch Slavonien die beſten Hauptleute; das Heer lief gegen Mitte October auseinander, und ſelbſt von Katzianer war den andern Morgen unzeitig verſchwunden. Nur der nun im Geſang gefeierte Ludwig Graf v. Lodron, welcher im Mai mit 800 Knechten aus Tyrol in guter Mannszucht gezogen war, blieb mit den Seinigen, ergab ſich nach heldenmüthiger Vertheidigung auf ſeines Gegners Begehren, der ſeine Tapferkeit ehrte, ward gefangen nach Conſtantinopel geführt, und dort auf Mohamed Bey's Befehl von ſeinen Wächtern getödtet.

Dieſes Unglück in Slavonien hatte auf die Friedensverhandlungen zwiſchen König Ferdinand und Zápolya keinen beſonders ſtörenden Einfluß. Am 24. Februar 1538 kam endlich nach langen, oft unterbrochenen und wieder erneuerten Verhandlungen zu Großwardein unter Kaiſer Karls V. Vermittelung durch deſſen gewandten Bevollmächtigten, Johann van Weza, vordem Erzbiſchof zu Lund auf der Inſel Schonen und Biſchof zu Conſtanz († 1547), der Friede zu Stande, welchen im Namen des Königs Ferdinand unſer Vels abſchloß, kraft deſſen König Ferdinand Croatien, Slavonien und was er beim Friedensſchluſſe von Ungarn beſitzt, behält, und dem Gegenkönige Siebenbürgen und was dieſer nun von Ungarn beſitzt, ſammt dem Titel eines ungariſchen Königs ohne Genehmigung der hierzu wohlberechtigten Reichsſtände überläßt, aber mit der Bedingung der gänzlichen Reverſion ſeines Landes an König Ferdinand oder deſſen rechtmäßige Erben nach ſeinem Tode, ſelbſt wenn er einen Sohn hätte. — Ferner daß das Reich gemeinſam aus allen Kräften gegen die Angriffe der Türken ſicher geſtellt und von ihnen ganz befreit werden möge. Es war zu dieſem Zwecke eine Tripel-Allianz zwiſchen dem Papſte Paul III., dem

Kaiſer Karl (wohl auch für ſeinen Bruder Ferdinand) und Venedig gegen den Erbfeind geſchloſſen. Dieſer Friede, ein unhaltbares Blendwerk, dem Gegenkönige eine Quelle unendlicher Ausflüchte, weil ſo viele Artikel auf die öffentliche Kundmachung bedingt waren, wurde aber wohl wegen der Türken nie verkündigt.

Nun heirathete der kränkelnde, bereits 53jährige Zápolya die 18jährige Iſabella von Polen, voll lebhaften und männlichen Geiſtes, durch italieniſchen Frohſinn und polniſche Anmuth liebenswürdig. Die feierliche Vermählung und Krönung erfolgte zu Stuhlweißenburg am Sonntage Invocavit, d. i. am 16. Februar 1539.

Nun hatte Hieronymus Laszky, ſeit Kurzem König Ferdinands Geſandter bei der hohen Pforte, die Unvorſichtigkeit, dieſen Vertrag dem Sultan zu entdecken, der voll Entrüſtung ihn mit Verluſt von Naſe und Ohren zurückzuſchicken gelüſtete. Als Iſabella am 7. Juli 1540 zu Ofen einen Knaben, Namens Johann Sigmund, geboren hatte, regte dieſe Nachricht die ſinkenden Lebenskräfte ihres Gemahls, der wegen der Empörung zweier Woiwoden in Siebenbürgen, welche nach ſeinem Beiſpiele regierende Fürſten werden wollten, abweſend und ſchon vorhin von einem leichten Schlaganfall gerührt war, noch einmal auf, ſo daß er, den Streit zwiſchen zwei Edelleuten ſchlichtend, im Jähzorn an einem ſtarken Schlagfluſſe ſchon am 21. Juli zu Mühlenbach ſtarb. Sein Ehrgeiz ging mit ihm zu Grabe, nicht aber das Unglück, in das er ſein Vaterland geſtürzt hatte, deſſen größerer Theil durch 145 Jahre die osmaniſchen Feſſeln tragen mußte. Gegen den Großwardeiner Vertrag ließ deſſen ſchöne und geiſtreiche, aber eitle und herrſchſüchtige Witwe auf den Rath der beiden von zügelloſem Ehrgeize getriebenen Vormünder, nämlich des Großwardeiner Biſchofs Georg Martinuzzi und Peters Petrovich, ihren Säugling zum Könige Ungarns ausrufen, und flehte den Großherrn mit Frankreichs nachdrücklicher Unterſtützung an, den Rückfall des Zápolya'ſchen Theiles an Oeſterreich zu verhindern. Der Sultan kam mit ſeinen Schaaren, um ſo mehr, da König Ferdinand gegen Iſabellen die Feindſeligkeiten eröffnete, während noch ſein Geſandter Laszky zu Conſtantinopel unterhandelte.

Nun hatte der König, der auf dem Reichstage zu Hagenau geweſen war, ſich ſtärker zu rüſten und Hilfe von ſeinen Ständen und den nächſten Fürſten zu verlangen. Sein Heer ergänzte er beſonders mit tapferer und getreuer Mannſchaft aus Tyrol, die wohl am beſten ihr Landsmann Veit

zu führen verſtand. Der König hoffte vor dem Ablaufe des Herbſtes die Hauptſtadt und den Sitz des Windelkönigs und der Regentſchaft in ſeine G.walt zu bekommen. Ob er gleich am Hofe und in ſeinen Provinzen kriegserfahrene Männer hatte, hielt er doch zu dieſem ſo wichtigen Kriegszuge ſeinen Oberſthofmeiſter Freiherrn von Vels vor Allen geeignet. Dieſer war nach Lazius S. 38 der Mann, auf welchen die Erblande und die Krieger ängſtlich (anxie) hinblickten, theils weil er gegen Beſtechungen unzugänglich war, theils trotz großer körperlicher Schwächlichkeit ſich ſelbſt nichts nachſah und das ganze Kriegsweſen im Ganzen wie im Einzelnen aus eigener Erfahrung kannte, ferner den wohlausgedachten Plan mit den Waffen ehrenhaft auszufechten ſuchte.

Als von Vels auf königliches Erſuchen den Oberbefehl übernommen hatte, begann er wie die ausgezeichneten Feldherren aller Zeiten damit, daß er für das erſte und nothwendigſte Bedürfniß zur Kriegsführung — für Mundvorrath — ſorgte, den Jodok Lilienberger täglich auf Schiffen nach Raab und Komorn hinabführte. Während Vels ſeine Fähnlein vollzählig machte und die Hilfsvölker bei Wien zuſammenzog, ſchickte er, um in der Neige des Herbſtes keine Zeit zum Schlagen eines Lagers zu verlieren, Otto von Dieskau, einen bewährten Kriegsmann, mit einem Theile des Heeres nach Ungarn voraus. Dies that er, wie Einige ſagen, theils aus Vorſicht, um nicht durch ſeine Kriegsſchaaren auch die Maſſe des Feindes zu mehren, welcher bis jetzt um den Krieg noch wenig bekümmert, ſeine Plätze mit ſchwachen Beſatzungen verſehen hatte, theils weil die Hilfscorps der Nürnberger, Augsburger und Ulmer allzu langſam zuzogen. So glaubte er, den Feind, bevor er von den Türken Verſtärkung erhalten hätte, um ſo leichter bezwingen zu können.

Nachdem von Vels plangemäß einige Zeit zu Wien verweilt hatte, begab er, mit Allem wohl verſehen, möglichſt geheim ſich zum Heere in's Lager bei Raab, dem Schlüſſel nach Oeſterreich und der nordöſtlichen Steyermark, und ließ ſowohl die bisher bei ſich in Wien gehaltenen Krieger, als auch die aus dem deutſchen Reiche angekommenen Hilfsfähnlein nachſchiffen.

Von Raab aus ſchickte er, weil die Jahreszeit drängte, Hieronymus von Zara, den erfahrenen und gereiften Commandanten der Flottille, welcher früher ſelbſt mit einer Miſſion nach Conſtantinopel betraut war, nach Gran voraus, das der Erzbiſchof Paul Vardap im October 1531 an Ro-

gendorf übergeben hatte. Er ſelbſt zog über die fruchtbare Ebene gegen Tata (Dotis), deſſen ſchönes von König Matthias Corvinus erbautes Jagd- und Luſtſchloß jetzt feindliche Beſatzung hatte. Da die Bewohner des Ortes ſich ſogleich an Vels ergaben, folgte bald die zur Vertheidigung zu ſchwache Beſatzung auf billige Bedingung und zog ab. Er legte neue Beſatzung hinein und rückte ſchon am ſechſten Tage in ſtrenger Mannszucht und den Plänen der Feinde umſichtig vorbauend, weiter, griff auf dem Marſche von Gran nach Wiſegrád (Plintenburg) die gegen ihn geſchickten Reiter an, eroberte alles Land von Raab bis an den ſogenannten Schildberg ohne Blutvergießen und ſuchte in aller Eile vor Suleimans Ankunft ſich der Hauptſtadt mit dem Wiegenkönige und deſſen Anhange ſammt den Schätzen zu bemächtigen. Früher jedoch ſollte und wollte er das wegen ſeiner Lage an der Donau wichtige Wiſegrád ſammt dem von Quaderſteinen erbauten Schloſſe innehaben. Er ließ zu dieſem Zwecke Tag und Nacht die untere Stadt und den Waſſerthurm beſchießen, welche ſich nach tapferer Gegenwehr am 17. October ergeben mußten, und belegte ſie mit neuer Beſatzung. Vels ſteuerte, die Belagerung der Wiſegráder Burg auf ſeinen Rückmarſch verſchiebend, am folgenden Tage in voller Eile gegen Waizen hinüber, das er ohne Blutvergießen wegnahm.

Nun ſetzte er wieder über den Strom, rückte gegen Ofen abwärts und lagerte ſich bei den oberen warmen Bädern, um es zu lernen. Beim Herannahen des ſtrengen Winters konnte und wollte Vels nach Lazius Angabe keinen größeren Feldzug mehr eröffnen und den Feind aufjagen, glaubte aber Ofens Eroberung vorbereiten zu müſſen.

Als es an Sold und Lebensmitteln fehlte, durchzogen die deutſchen Rotten plündernd die umliegenden Dörfer, mißſtimmten die Bevölkerung, und waren im Rücken von den Eingeſchloſſenen unter Valentin Török, der ſeine Landsleute ſchirmen wollte, aufgehalten. Die deutſchen und ungariſchen Knechte, welch' Letztere unter Peter Perenyi ſtanden, der von Iſabellens Partei zu König Ferdinand übergetreten war, geriethen trotz alles Verbotes in blutige Schlägerei, ſo daß bei Herſtellung der Ordnung ſelbſt Vels am Schenkel und Perenyi durch einen Steinwurf auf der Schulter verwundet wurden. Vels hob am 16. November Ofens vergebliche Einſchließung auf, führte ſeine Truppen gegen das Schloß Wiſegrád hinauf und erzwang durch ſein ſchweres Geſchütz am 24. die Uebergabe. Auch Stuhlweißenburg, zum Abfalle von Iſabella gebracht, nahm königliche Be-

ſatzung auf, und Perenyi's Reiter ſchirmten die Stadt gegen Töröks anſprengende Truppe. Noch von Ofen aus beſetzte er das gegenüberliegende Peſth, wo wie heutzutage viele Deutſche wohnten, mit mehreren Fähnlein und einiger Reiterei, unter dem tapferen Otto von Dieskau*), welcher theils aus der Umgegend den großen Theil des ſtrengen Winters die Seinigen nährend und verpflegend, theils von Vels mit Mannſchaft, Geſchütz, Pulver und Proviant unterſtützt, ſich inmitten des Feindes muthig hielt, und von den ſelbſtgeſchaffenen Wällen ſeines Lagers den Gegner mit ſeinem Geſchütze bedrohte und beſchädigte. Es erheiſchte große Wachſamkeit und Vorſicht, daß ſelbſt von ſeinem bunten Volke kein Verrath geſchah, zumal bei den häufigen Nachrichten von dem Heranrücken der Türken, die auf Martinuzzi's Rath von der Königin zu Hilfe herbeigerufen wurden. Freiherr von Vels, der ſelbſt bei Gran ſeine Truppen in Winterquartieren hatte, ſchreibt inzwiſchen aus Wiſegrád dringend auf die Kunde von der

---

*) Otto von Dieskau, Ritter aus Finſterwalde, aus einem alten Meißniſchen Geſchlechte, der ſiebente Sohn Hanſens von Dieskau, Magdeburgiſchen Hauptmanns zu Querfurt, und dann Präſident dieſes Erzſtiftes, war ſchon 1532 nach einem gleichzeitigen Berichte Oberſter über drei Fähnlein Knechte in Gran, welches der Baida und Luigi Gritti erfolglos belagerten. Wegen ſeiner tapferen Vertheidigung Peſths wurde er, den Paul Jovius, Tom. II. 246 b. und 293 Iſthuanſi S. 151 und nach ihnen von Buchholtz V. 150 und 154 immer Otto Fotiscus nennen, zum Ritter geſchlagen. Derſelbe war ſpäter neben Chriſtoph von Carlowitz der einflußreichſte und vielbetraute Geſchäftsmann des Herzogs Moritz von Sachſen, in Geſchäften der Landtage, auswärtigen Sendungen, und beſonders im Felde. — Im April 1547 befehligte er in Dresden gegen den Kurfürſten Johann Friedrich, führte dann im Juni 1553 eine Abtheilung Sachſen gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, und ſtarb hochbetrauert an den im Kampfe bei Sieversḥauſen am 9. Juli erhaltenen Wunden als ein treuer Kriegs- und Schickſalsgenoſſe ſeines Herrn, des Kurfürſten Moritz. Vgl. Dr. von Langenn, Moritz, Herzog und Kurfürſt von Sachſen. Leipzig, 1841. I. S. 287. 295 und 587. — Mit Magdalena von Teckwitz zeugte er nebſt ſechs Töchtern zwei Söhne, Otto Rudolph, welcher ledigen Standes ſtarb, und Otto, kurſächſiſcher Kammer- und Bergrath und Hauptmann zu Senftenberg, † 22. Juli 1592. Von ihm und dem kurſächſiſchen Kammerrathe Hans von Wolfersdorf beſitzt das k. k. Münzkabinet einen gemeinſamen Jetton vom Jahre 1592. Hans von Dieskau und Lochau, Otto's I. älteſter Bruder, that ebenfalls Kriegsdienſte, war 1557 Feldzeugmeiſter bei König Ferdinand zu Prag, und ſtarb im Jahre 1563.

Belagerung des treuen Peſth an König Ferdinand, und bittet um Subſidien für ſich und die Seinigen und die in Peſth Eingeſchloſſenen. Man hob demnach in und um Wien mit bisher noch nie angewandter Strenge ſelbſt den zehnten Mann aus den Werkſtätten (ex contuberniis nach Lazius) aus, desgleichen auf dem Lande in den Dörfern, und ſchiffte alſogleich einige Fähnlein nach Ungarn, von denen drei unter Stampf, Fünger und Rabenſtein in Peſth aufgenommen wurden, und die anderen in Vels Lager kamen.

Laut archivaliſchen Quellen ertheilt König Ferdinand in einem Schreiben vom 12. December 1540 dem oberſten Feldhauptmann Vorſchriften, zur Vertheidigung und Erhaltung von Peſth Alles zu thun; denn deſſen Verluſt würde unwiederbringlichen Nachtheil zuziehen. Er ſoll den wackern Commandanten mit einem neuen kräftigen Zuzuge von drei- bis viertauſend Knechten vertröſten, dieſer indeß für mögliche Verproviantirung ſorgen, damit das darin liegende Kriegsvolk die Rettung erwarten möge.

Vels, welcher — wie aus einem Schreiben erhellt — kränkelte, erhielt Vollmacht, gegen die wegen der Jahreszeit langſam, darum erfolglos (!) auf der Donau hinaufſchiffenden Türken die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und zugleich den Auftrag, Sr. Majeſtät eine Copie der Chiffernſchrift, die er (Vels) mit Nádasdy führe, bei Tag und Nacht zu überſchicken. —

Vels Antwort dd. Raab 16. December 1540 enthält den genauern Bericht über den Kriegszuſtand an der Donau, und empfiehlt dem Könige und beſonders der Königin Anna, deſſen Gemahlin, den Truchſeſſen Blaſius Khuen von Belaſy in Gandeck für die erſte Hauptmannſchaft, klagt über ſeine Schwachheit (ſchwache Geſundheit), und bittet Se. Majeſtät, deshalb Vorſorge zu treffen, daß nichts, wenn er wieder liegerhaft werden ſollte, verabſäumt werde, mit den Worten:

„Auch mittlerzeit dieſes Zuggs meiner Erledigung halber gnedigſt bedacht ſein, dann mir aus viel meiner täglich zufallenden beſchwörungen und Krankheyten in die leng in Veld zu pleiben vnmenſchlich und vnmöglich iſt.“

Meldet ferner:

„Mit dem Kriegsvolke denen zu Peſt zu mereren Troſt gen Gran, wie beſchwerliche ſolchs beim Kriegsvolk zu erhalten ſein mocht zu zu rücken,“ fürchtet aber, „es werde ein guter Theil des wenigen Kriegsvolks, ſo noch

zu Roß und zu Fuß bei ime iſt, die Reiter Abgangs der Futterung vnd die Knechte khelte vnd Theuerung des Proviant halber abziehen vnd entlaufen, wie denn E. kün. Majeſtät vormals vernommen, daß von dem wenigen geraiſigen Zeug, ſammt den Beyeriſchen Reitern, ſo nit mehr zurück zu bringen, bis in die 300 Pferd abgezogen ſeyen und abziehen werden, dieweil dann E. kün. Maj. aus des Herrn Katzianers Niederlage vnnd andern mehr erfolgten Exempeln nunmehr gnädigſte Erfahrung haben, wie hart der Türk daß Fußvolk, wo ihm nicht ſtattlicher widerſtand zu Roß beſchicht, drängt, vnd ich mit gerüſten Pferden, worauf ſich wohl zu verlaſſen iſt, übl verſehen vnd die wenigen Pferd, ſo ich bei mir habe, nicht vaſt gut ſein, ſo bitte ich Ewre Majeſtät, die Sache nicht ſo gering zu nehmen."

Vels zeigt die diesfälligen Schwierigkeiten an, nicht in in der Abſicht, um Se. Maj. von der ſo wichtigen Rettung Peſths abwenden zu wollen.

Weiter berichtet unſer Feldhauptmann, daß er den Inhalt des königlichen Schreibens an Otto von Dieskau, daß Se. Maj. ihn in Peſth zu retten und in keinem Wege zu verlaſſen gedenken, geſchrieben und von ihm (Otten) begehrt habe, ihm alles zu dieſer Belagerung Nöthige anzuzeigen und zu ſchreiben, damit er nach Kräften unterſtützt werde. Derſelbe fährt fort, die welſche Schiffung ſei nun getrennt, das Kriegsvolk davon geurlaubt und nicht mehr zuverläſſig; die Schiffe müſſen renovirt werden, und morgen wolle er ſogleich ſehen, was an der Schiffung könne wieder zugerichtet werden.

Auch nach deren Reparatur könne mit derſelben, desgleichen mit der Naſſaer Schiffung den Türken kein Widerſtand gethan werden, ſondern es ſtehe große Gefahr für die italieniſche und naſſariſche Schiffung. Zugleich wird die gewünſchte Abſchrift der Chiffern zwiſchen Vels und Nadasdy dem Könige zugeſchickt. Er fügt bei, daß er den Commandanten befohlen habe, die Bewohner um Waizen, Erlau ꝛc. zu mahnen, auf wohlgefaßter Hut vor den anrückenden Türken zu ſein, und ſchließt: Soll Peſth erhalten werden, ſo müſſen des Königs Häuſer, Schlöſſer und Flecken, wie auch das ihm unterſtehende Kriegsvolk bei noch offenen Waſſerſtrömen und vor dem Zufrieren der Donau gehörig verproviantirt, und ihm die gehorſamſt verlangten 300 Wagenroſſe zu dem Geſchütze und der Munition, ſammt fünfunddreißig Geſpann Wagen geſchickt werden, wenn je von der Donau gerückt und etwas ausgericht werden ſoll. Da aber,

nach einem Schreiben des Königs vom 24. December die Wagenpferde nicht aufzutreiben waren, ſo befiehlt er, der ungariſche Statthalter Alexius Thurzó († 1543) ſoll mit Pferden und Ochſen alle mögliche Hilfe erzeigen. —

In einem königlichen Schreiben dd. Wiener-Neuſtadt vom 21. Dec. 1540, als Antwort auf zwei Briefe vom 18. und 19. von Vels und Dieskau aus Peſth, welcher der Türken Anzug gegen Peſth meldete, trägt der König Erſterem auf (ohne ihm ein Maß zu geben) — daraus iſt auch Vels Aengſtlichkeit in manchen Fällen erklärlich —, ſich mit dem Kriegsvolke zeitlich über die Donau auf Peſth zu begeben, um dort dem Feinde Abbruch und Widerſtand zu leiſten.

In Betreff der welſchen Schiffung meint der König, daß ſie zum Höchſten von Nöthen, und dieſelbe in Ermangelung der Galeotten mit anderem Volke, das den Gebrauch und das Ziehen der Schiffe bald erlernen möge, zu beſetzen, und überall brauchbare Barken zu nehmen ſeien. Auch habe Er (der König) das Aufgebot zur Aufnahme einer tapferen Anzahl Knechte in Oeſterreich unter der Enns ergehen laſſen, und den Zug der Leute zu Roß und zu Fuß geſtracks nach Bruck an der Leitha anbefohlen; desgleichen ſeinen Kriegsleuten im windiſchen Lande, mit ſeinem Kriegsvolke zu Roß alſogleich nach Raab zu rücken; ferner wolle Er den ſtändiſchen Perſonen ſchreiben, auch auf's Stärkſte zu ziehen und verſpricht: daß Er hiermit zugleich an Otto von Dieskau ſchreibe, ſich nach Gelegenheit der Noth ſich zu erzeigen und zu halten, und bei dem Kriegsvolke das Beſte zu thun. —

In der folgenden Depeſche dd. Neuſtadt 24. Dec. klagt der König, daß die Kundſchaften widerwärtig gehen und meldet, daß das neue Volk fähnleinweiſe nach Ungarn ziehen werde, und daß Er, um ihn von dem Oberbefehle abzulöſen, mit Wilhelm Freiherrn von Rogendorf und Mollenburg mit beſonderem Fleiße unterhandelt habe, ſich ſtatt Deiner und bis zu Deiner Beſſerung gebrauchen zu laſſen. Der 60jährige von Rogendorf, der während dieſer Zeit auf ſeinen Gütern in Oeſterreich lebte, ließ ſich nach vielfältiger Unterhandlung herbei, bis ſich Leonhards Geſundheit gebeſſert hätte, die Kriegsführung als ein oberſter Commiſſarius auf einen Monat, zwei oder drei anzunehmen, mittlerweile (ſo lautet der Schluß) wolleſt Du mit dem Kriegsvolke nicht feiern, ſondern möglichſt das Beſte thun. —

Nach einem Befehle des Königs dd. Neuſtadt ſoll Vels von ſeinem Standquartiere zu Almas wegen der wechſelnden Kälte und des baldigen Ablaufes der Dienſtzeit des baieriſchen und mähriſchen Hilfsvolkes mit der ihm unterſtehenden Truppe auf Keſſtetes (?) und Stuhlweißenburg vorrücken und alle Mühe anwenden, letzteren zu einem Winterquartiere ſehr dienlichen Ort in königlichen Gehorſam zu bringen. Dieſelbe Depeſche giebt bekannt, daß vier Fähnlein zu ſeiner Verſtärkung abgefertigt und die Hauptleute Leiſer und Stein eheſtens mit zwei anderen Fähnlein nachrücken werden; wegen der nöthigen Wagen ſei ſich an den Statthalter von Ungarn, Alexius von Thurzo, zu wenden, und die Bezahlung des Kriegsvolkes angeordnet; die welſchen Schiffer ſeien nach Wien zu bringen, und wegen Erhaltung des Schloſſes Sáros, deſſen tapfere Beſatzung ſich im Jahre 1537 gegen ehrenvollen Abzug an Vels ergeben hatte, alle Vorſichtsmaßregeln anzuwenden. —

Ein königliches Schreiben aus Neuſtadt vom 28. December enthält in Folge einer Anzeige Kaspar Seredy's, daß er ſich nicht getraue, mit ſeinen Huſaren und Ungarn den Gehorſam zu erhalten, ſondern deutſches Volk bedürfe, eine Weiſung an von Vels, ſich mit demſelben zu berathen wegen der nöthigen Vorkehrungen gegen den Feind in Oberungarn. Ferner ſei mit den ungariſchen Hilfsvölkern, die mit dem 11. Jänner 1541 ausgedient haben und abziehen wollen, wegen weiterer Dienſtzeit zu unterhandeln und denſelben, um ſie hierzu geneigter zu machen, einige Heller im Voraus auf die Hand zu zahlen.

Da Vels, dem Anfangs auch die Führung dieſes Feldzuges zugedacht war, wegen anhaltender Kränklichkeit und der zwiſchen Peter Perenyi und ihm obwaltenden Eiferſucht hierzu nicht geeignet befunden wurde, berief man den alternden Rogendorf, zumal Vels im Kriegsrathe, den der König hielt, aus triftigen Gründen von der Belagerung Ofens abgerathen hatte. Wie Rogendorf, aus Schwäche gegen ſeinen Sohn verleitet und aus unzeitigem Mißtrauen gegen Peter Révay gefehlt, und ſeinen Fehler ſchwer gebüßt hat, iſt oben S. 227 bis 233 klar nach Lazius auseinandergeſetzt. Dieſe Niederlage bei Ofen bleibt unbedenklich eine der empfindlichſten, welche die deutſchen Waffen von den Osmanen je erlitten haben.

Das ſo wichtige, vom Sultan am 2. December mit Liſt genommene und von der Königin für immer geräumte Ofen ward, wie das von den Deutſchen verlaſſene Peſth, welches von Dieskau den Winter über tapfer

vertheidigt hatte, von deſſen Commandanten der Donauflotte Kaſim beſetzt. Der König ließ durch ſeinen Geſandten, Niklas II. Graf von Salm, und Sigmund Freiherrn von Herberſtein, mit dem Sultan fruchtlos unterhandeln, und gewann, da der Sultan am 22. September von Ofen abzog, bei der vorgerückten Jahreszeit einige Waffenruhe. König Sigmund von Polen mißbilligte aus Sorge für das eigene Reich die Verbindung ſeiner Tochter mit dem Sultan, und vermittelte zwiſchen ihr und dem Könige Ferdinand auf der Grundlage des Großwardeiner Friedens von 1538 zu Weißenburg (j. Karlsburg) in Siebenbürgen am 6. Juli 1542 einen Vergleich, dem Könige die heilige Krone und alle ungariſchen Schlöſſer und Geſpannſchaften, die ſie noch beſaß, gegen ein Jahrgeld von 12,000 Dukaten und die Grafſchaft Zips abzutreten, von welchem aber auf Martinuzzi's Eingebungen Iſabella, keine Bedingung deſſelben erfüllend, zurücktrat; auch konnte König Ferdinand ihr das Zipſer Schloß nicht übergeben, weil die Familie Thurzó ſich in deſſen rechtmäßigem Beſitze befand.

Der König betraute den Freiherrn von Vels ungeachtet ſeiner fortdauernden Kränklichkeit wieder mit dem Oberbefehle und ſchickte ihn nach Ungarn, die Trümmer des zerſtreuten und von Allem entblößten Heeres zu ſammeln und die öſterreichiſche Grenze zu decken. Er nahm ſeine Stellung bei Komorn, verpfählte die Waag bei ihrer Mündung in die Donau und ſuchte wachſam des Feindes Abſicht zu erſpähen. Zunächſt verſtärkte er ſich aus den öſterreichiſchen Landen und rückte gegen Dotis, das die Türken verbrannt hatten.

Nun kommen nach Lazius Friedrich III., Graf von Fürſtenberg, mit 11,000 Mann deutſcher Knechte nach Wien, was dem von der Peſt ſchwer heimgeſuchten Lande neuen Muth gab, ferner 3000 Italiener unter Philipp Tornielli aus Novara, Sforza Pallavicini, erprobten Meiſtern in der Belagerungskunſt, und der berühmte Johann Jakob von Medici, Markgraf von Marignano, in königlichem Solde. Fürſtenberg führte zu Waſſer ſieben Fähnlein nach Preßburg, die anderen blieben zur Beſatzung Wiens; dem Markgrafen ward die Donauflotte zu Gran übergeben. — Vels vertheilte in ſeiner Stellung bei Komorn und Raab noch vor dem Ende des Herbſtes Truppen nach Wiſegrád, Gran und Stuhlweißenburg, hielt wohlbezahlte Kundſchafter, war als in beſtändigem Kampfe ſtets auf ſeiner Hut, und bemühte ſich den Winter hindurch, den weiten Landſtrich von der Donau an bis zum ſogenannten Schildberge weſtlich gegen Oeſter-

reich und Steyermark hin zu ſichern. Mittlerweile hatte ſich König Ferdinand wegen der Krankheiten von Wiener-Neuſtadt nach Linz und von da nach Prag begeben, wohin die böhmiſchen Stände und Abgeordneten der anderen Provinzen berufen waren. 20,000 Mann ſollten die Erblande ſtellen. —

Schon im Juni 1541 hatte der Reichstag zu Regensburg 60,000 Mann zu Fuß und 10,000 Mann zu Pferd verſprochen, und in Wien ward für den großen Zug magazinirt, der endlich, nachdem der König die deutſchen Reichsſtände auf dem neuen Reichstage zu Nürnberg mit Vorwürfen über ihre unverantwortliche Saumſeligkeit überhäuft hatte, in ſchwerfällige Bewegung kam. Das Feldherrnamt in dieſer vielgliedrigen bunten Armee war dem Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg übertragen; ihm zur Seite ſtand Conrad von Bemmelberg, der kleine Heß genannt, und Dietrich von Pfirt. Jeder führte ein volles Regiment von 22 Fähnlein. Auch der zwanzigjährige Herzog Moritz von Sachſen zog auf eigene Koſten, ferner die Grafen von Mansfeld, Montfort, Wilhelm von Henneberg, Solms, Iſenburg, Leiningen, die Herren von Affenſtein (?), von Heydeck ꝛc. im Sommer nach Oeſterreich, wo ſie im Prater bei Wien campirten. Selbſt der Papſt Paul III. ſchickte 4000 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferd unter dem Marcheſe Alexander Vitelli, der ſich hier anſchloß. Der König ſelbſt entwickelte ungemeine Thätigkeit. Den Oberbefehl über die 20,000 Mann ſeiner Erblande übergab er Johann Freiherrn von Ungnad, dem Landeshauptmann der Steyermark. Der Kurfürſt blieb aber unbegreiflich genug drei volle Monate bei Wien. — Schon gegen den Spätſommer zog das vereinte Heer langſam auf die Ebenen des Wiſelburger Comitates vor, wo Kaspar Serédy und Peter Perenyi mit 16,000 Mann ungariſcher Reiterei nebſt vielen Magnaten ſich anſchloſſen. In kurzen Tagemärſchen wälzte ſich die ungeheure Maſſe gegen Gran daher, wo erſt gefragt wurde, was nun weiter zu beginnen ſei? Statt ſchnell ſich auf Ofen zu werfen, wie die Ungarn, beſonders Perenyi und die Italiener, dringendſt mahnten, verhängten des unkriegeriſchen Kurfürſten beigeordnete Kriegsräthe der Reichskreiſe die Belagerung von Peſth als Vorſpiel zu härterem Kampfe.

Das Heer wurde auf das linke Donauufer übergeſetzt und verlor durch Vitelli's Einnahme des faſt ganz zerſtörten Waizens koſtbare Tage. Es lagerte ſich vor Peſth, das der Segbanbaſchi Juſuf, von Ofen aus mit

friſchen Truppen unterſtützt, mit ſeinen Janitſcharen heldenmüthig vertheidigte. —

Nutzlos war die von 40 Feuerſchlünden geſchoſſene Breſche der Italiener Vitelli, Medici und Pallavicini, und die Tapferkeit der Ungarn Zrinyi, Gabriel Revay und Ladislaus Bánffi, welche Beide fielen; erfolglos Vitelli's Sturm, weil trotz Tornielli's und Otto's von Dieskau kräftigen Worten von Ehre, Treue und Pflicht der Kurfürſt, den Kriegsfürſten ſeines Hauſes ungleich, mit ſeinen Räthen unthätig in der Ferne ſtand; vergeblich war des Herzogs Moritz ungeſtüme Tapferkeit, den am 1. Oct. ſein treuer Diener, der jugendliche kühne Baſtian Riblſch, mit ſeinem Blute aus großer Lebensgefahr rettete. Getheilter Rath und Befehl, wie auch Uneinigkeit zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Truppen waren einem günſtigen Erfolge hinderlich; der Vorrath wurde bald aufgezehrt, Wein und Sold verſiegten, Krankheiten auf fremdem Boden entmuthigten die deutſchen Knechte, welche mehr auf die Heimkehr als den Angriff bedacht waren, und dem Feinde ſelbſt verächtlich wurden. Einige legen zum Theil die Schuld auf Perenyi's Widerſpenſtigkeit und Verrätherei, Andere vermutheten, daß man dem Erzhauſe die Vortheile aus einem Siege über die Muſelmänner mißgönnte und darum zögerte oder unzweckmäßig handelte. Es fehlte zumeiſt „an dem Gehirn der guten Anführung", wie Ferdinand dem Kaiſer am 17. October ſchrieb; kurz, es fehlte beſonders an einem Alles überſehenden Geiſte und einer Alles lenkenden und beherrſchenden Willenskraft.

So trat nun das vielköpfige Belagerungsheer im Anfang Octobers ſeinen ſchmählichen Rückmarſch an, und der Feldzug endete „mit Spott und der ganzen Chriſtenheit zum Nachtheil", wie Schärtlin von Burtenbach in ſeiner Lebensbeſchreibung S. 61 berichtet.

Wenn auch Ofen und Peſth verloren waren, ſo blieben dem König Ferdinand noch Gran, Dotis und Stuhlweißenburg, welche der Sultan im folgenden Sommer eroberte, nebſt Wiſegrád, Komorn und der wichtigen Grenzpoſition von Raab.

Mit dem Frühlingswehen des Jahres 1543 zog der Sultan in eigener Peſon wieder Ungarn zu, wo der Krieg ſchon vor ſeiner Ankunft begonnen hatte. Valpó ergab ſich am 22. Juni, Siklós fiel am 10. Juli, und Fünfkirchen folgte widerſtandslos. Nun lagerte ſich derſelbe am 24. vor der wichtigen, mit Kriegs- und Mundvorrath wohlverſehenen Feſtung

Gran, der Wiege des heil. Stephan und dem alten Sitze des Primas, wo der diesjährige oberste Feldhauptmann, Johann Freiherr von Ungnad, bisher gestanden und die 1800 Mann uneiniger Spanier, Italiener und Deutscher dem Befehle des Spaniers Martin Liscani, oder, nach Lazius, Lascani übergeben hatte. Sie ward Anfangs heftig beschossen und muthvoll, besonders im fünfstündigen Sturme am 9. August, vertheidigt, bis ein wegen Soldrückstand erbos'ter alter Calabrese aus Croton, der beste Feuerwerker, zum Feinde überging und den schwächsten Punkt zeigte, und der Spanier Franz Salamanka durch einen Brief über die Mauer den Verrath begann. Dieser unterhandelte dann im türkischen Lager mit Rustan Pascha, des Sultans Schwiegersohne, auf Räumung des Platzes gegen freien Abzug mit Hab und Gut, welche eine allen verderbliche Uebergabe um den 11. herbeiführte. Die Truppen wurden entwaffnet, auf das andere Ufer übergesetzt: und kamen nach zwei Tagen erschöpft zur königlichen Besatzung nach Komorn. Die beiden Spanier, welche sich nach Lazius S. 178 nicht rechtfertigen konnten, wurden ergriffen und endeten ihr Leben im Kerker.

Da nun Oesterreich und Steyermark von Neuem die größte Gefahr drohte und man sich auf die berauschten Kriegs- und Troßknechte nicht verlassen konnte, ließ König Ferdinand wieder seinen Obersthofmeister von Vels, der sich mit Wiens Befestigung beschäftigte, Truppen sammeln und einüben, um den Feldhauptmann in Ungarn nach besten Kräften zu unterstützen. Er nahm die vom Papste Paul III. den Herzogen Wilhelm IV. von Baiern und Moritz von Sachsen geschickten Kriegsvölker gegen Ende Juli in Eid und schickte zwei Cohorten, die er in Oesterreich geworben hatte, nach Stuhlweißenburg, die dritte nach Raab, wo Ungnad die Hilfstruppen hatte. Die Befestigung der wichtigen ungarischen Plätze und Wiens wurde unabläßig fortgesetzt, die österreichisch-steyermärkische Grenze durch schnell geschaffene Reiterei der Erblande gegen die plötzlichen Ueberfälle und Streifzüge bewacht, Kreidenfeuer und Mahnzeichen durch Glocken und Böller angeordnet.

Der immer gleich thätige Sultan zog nach Grans Falle rasch gegen Dotis, das wegen der muthlosen Besatzung nach kurzer Belagerung um den 19. August von Tahy übergeben wurde. Darauf galt es Stuhlweißenburg, wo der tapfere und unerschrockene Georg Warkotsch (Barkotzi) befehligte.

Vels, welcher nun neben Ungnad das Commando hatte, unterſtützte ihn mit Lebensmitteln, Geſchützen und Wagen, die durch Huſaren zugeführt wurden, und Ungnad ſchickte zwei welſche Cohorten mit Zufuhr nach Raab aus. Beſtochene Heiducken, welche nach Lazius S. 198 Freiherr von Ungnad bewaffnet hatte, machten hier die Verräther. Warkotſch hielt ſich an drei Wochen, verlor von dem Feinde umringt den einen Arm, indem er die Pflicht eines Anführers und Kriegers erfüllte, dann bald die andere Hand und endlich den Kopf. Dieſer Mann, der mehrere Sprachen redete, Menſchen und Dienſt kannte, ward nicht nur von ſeinem Könige, ſondern ſelbſt von dem Feinde bedauert.

Ein junger Reiterfähnrich übernahm hierauf den ſchwierigen Befehl. Am 4. September war Suleiman Herr der alten Krönungsſtadt, legte Beſatzung hinein und zog, als Zápolya's Leichnam aus ſeinem Begräbniſſe geworfen war, den diesjährigen Feldzug beendend ab. Ungnad ſtand indeß mit Alexander Vitelli, dem Commandanten der päpſtlichen Söldner, zu Raab, vermochte aber nicht gegen der Türken Uebermacht durch die dichten Waldungen zu ſchneller Hilfe zu kommen.

Schrecken durchlief Oeſterreich nach Stuhlweißenburgs Fall. Der König eilte von Prag nach Preßburg, wähnte mit der dort aufgeſtellten Streitmacht und den 20,000 Mann Böhmen und Mähren und den deutſchen Landsknechten das Verlorene wieder zu erobern; aber anhaltender kalter Regen, Sturmwinde, welche die Schiffsbrücken zerſtörten ꝛc., vermochten die zuſammengerafften heimiſchen Kriegsknechte trotz des Königs Vorſtellungen, Bitten und Befehlen nicht, zu verbleiben, indem ſie, da der Feind nach ſeinem Rückzuge fern von ihren Grenzen war, ſich auf ihre alten Rechte beriefen, nach welchen ihnen die Heimkehr gewährt werden mußte. Die Italiener und das Reichsvolk konnten noch weniger gehalten werden. —

Nachdem Freiherr von Ungnad*) die nachgeſuchte Entlaſſung vom

*) Dieſer ritterliche und berühmte Mann war ein tapferes Kriegshaupt gegen die Türken, König Ferdinands geheimer Rath, oberſter Geſpan zu Warasdin, Hauptmann und Vicedom der Grafſchaft Cilli, ſodann Landeshauptmann in Steyermark, zugleich ſeit dem 27. Dec. 1543 Statthalter in Niederöſterreich, ferner commandirender General und Oberfeldhauptmann in Inneröſterreich, in den windiſchen und croatiſchen Grenzen. Nachdem er ſich zur evangeliſchen Lehre bekannt hatte,

Commando erhalten hatte, wurde von Vels abermals zum Oberbefehle berufen. Er entließ die ſchwierigen Hilfsvölker, löſ'te die Cohorten auf und behielt nur wenige Mannſchaft in Wiſegrád, Komorn und Raab im Winterlager. Sich mehr vor des wohlbekannten Feindes Liſt als Waffen verwahrend, ſuchte er deſſen Pläne und Stellungen zu erſpähen und zu errathen, zeigte ſich als den trefflichen ehrlichen Verwalter, bewachte die Grenze mit 6000 Mann, und blieb in kleinen Scharmützeln gewöhnlich Sieger. Eifrig ließ er es ſich (was ſo noth that) angelegen ſein, die Stimmung und den Muth der ungariſchen Magnaten möglichſt aufrecht zu halten und ſie zu gewinnen.

Im nächſten Jahre 1544 zog der Sultan nicht ſelbſt in's Feld, ſondern es fanden im Ganzen nur kleine Angriffe von Seiten der Paſchen und Beye und minder wichtige Gefechte ſtatt. Vels verfuhr mehr vertheidigungsweiſe und war auf ſeiner Hut gegen ihre Ueberfälle. Das bedeutendſte Unternehmen der beiden Paſchen von Ofen und Gran war nach der Ankunft der Janitſcharen gegen das feſte Wiſegrád inmitten der Feinde, das ſich im October 1540 an Vels ergeben hatte, beſonders weil deſſen Beſatzung während der vorjährigen Belagerung von Gran zwölf türkiſche Schiffe in den Grund gebohrt hatte. Die Beſatzung des Schloſſes ergab ſich nach zweimonatlicher harter Belagerung, von verdorbenen Lebensmitteln

---

legte er freiwillig 1557 alle ſeine Würden nieder und wanderte nach Würtemberg aus, wo er am Hofe des Herzogs Chriſtoph ſich einige Zeit aufhielt. Darauf lebte der Freiherr zu Urach und überſetzte mit ungemeinem Eifer und großen Koſten nicht nur die heilige Schrift, ſondern auch mehrere andere theologiſche Schriften theils ſelbſt in die windiſch-ſlaviſch-croatiſche, ja ſogar in die türkiſche Sprache und beförderte ſie zum Drucke. Noch in ſeinem hohen Alter zog er mit ſeiner zweiten Gemahlin gegen den Herbſt des Jahres 1564 zum Beſuche ſeiner Schweſter, des Grafen Albert von Schlick Witwe, auf das Schloß Winteritz in Böhmen, wo er am letzten Sonnabend vor Weihnachten erkrankte, und am 27. Dec. 1564 im 71. Lebensjahre ſtarb. Sein Leichnam wurde einbalſamirt, nach Würtemberg geführt und zu Tübingen in der Pfarrkirche am Sonntage nach Trinitatis 1565 zur Erde beſtattet. Von ſeiner erſten Gemahlin Anna Freiin von Thurn hatte er eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Im Jahre 1555 verehelichte er ſich auf dem Schloſſe Barbi mit Maria Magdalena Gräfin von Barbi, welche nach ihres Gemahls Tode in beharrliche Traurigkeit verfiel und am 16. November 1566 zu Wien ſtarb. Ihr Leichnam ward Anfangs zu Ybbs beigeſetzt, darauf aber nach Tübingen abgeführt.

und Durſt gezwungen, gegen Zuſicherung freien Abzuges, um den 10. Mai, wurde aber treulos von den Janitſcharen niedergemetzelt; nur mit Mühe rettete der Statthalter von Ofen für den Augenblick das Leben des tapferen und umſichtigen Commandanten Peter Ammann aus Oeſterreich.

Auf dieſe unglückliche Kunde ſuchte der bedrängte König einerſeits auf Landtagen, ſo in Ungarn zu Tyrnau, wo zur Verbeſſerung des inneren Zuſtandes heilſame Geſetze am 2. Februar 1545 gegeben, bei dem Reichstage zu Worms, wo ſeine Anträge auf Reichshilfe mit beherztem Widerſpruche zurückgewieſen wurden, andererſeits bei der Erſchöpfung ſeiner Erblande mit dem Feinde Frieden oder wenigſtens Waffenſtillſtand zu ſchließen. Als zu dieſer Verhandlung der Erlauer Propſt Hieronymus Adorno aus Genua, mit dem Secretaire Johann Maria Malvezzi aus Bologna, und der portugieſiſche Geſandte zu Wien, Odoardo Cataneo, nach der Türkei abgingen, wurde zwiſchen Vels, als König Ferdinands General-Capitain in Ungarn, und dem Paſcha von Ofen ein localer Waffenſtillſtand am 5. Febr. 1545 verabredet und am 11. publicirt, auf die Dauer dieſer Geſandtſchaft und 20 Tage nachher; ferner derſelbe für Dr. Niklas Sicco, der nach Adorno's am 15. März erfolgtem ſchnellem Tode die Sendung übernommen hatte, am 24. Mai verlängert. Bald folgte aus Worms ihm der gelehrte, vieler Sprachen kundige Gerard Veltwyk als kaiſerlicher Geſandter, und am 10. November — an Vels Sterbetage — wurde zu Adrianopel, gegen ein jährliches Geſchenk von 10,000 Stück Dukaten, ein Waffenſtillſtand auf anderthalb Jahre geſchloſſen, während welcher Zeit der eigentliche Friede verhandelt werden ſollte.

Den Oberbefehl führte von Vels fort, wie es ſcheint, bis in die letzten Tage ſeines Lebens. Er ſtand in gleichmäßiger, ruhiger Haltung an der Grenze, indem er wachſam auf allfällige Kriegserneuerung Vorkehrungen traf und ſeine Soldaten nicht erſchlaffen laſſen wollte.

Lazius hält unſerem Vels gegen das Ende ſeiner Schrift einen Panegyricus, eine Art Schwanenlied, indem er ſagt:

„Nec Velsius in officio cessabat, limites diligenter restituere, praesidiis Comorum et Jaurinum novis firmare, omnes opprimendi hostes occasiones observare, sine tamen clamore et strepitu totus ad victoriam nitebatur. Et jam annus transierat tali in administratione, qui erat a Christo nato MDXLV., cum non tam sua voluntate quam hostium cessatione Velsius paene cunctando restituerat rem, perpetua tamen et aequabili eo in

otio sic est usus disciplina, ut nec militibus cessatio vires diminueret, nec falsi pavoris opinio hostibus animos adderet, saepe delectum facere, supplementa cohortes augere, equites pabulatum emittere; si qui in luxum ebriletatemque incidissent, in hos gravissime animadvertebat. Quibus rebus factum est, ut qualescumque forent in limitibus vires, barbaris tamen terrori essent.“

Hier bricht Lazius von Leonhard Freiherrn von Vels ab und geht zum Schlusse auf das Lob zweier Helden aus Krain über, nämlich von Lamberg und von Görtschach.

Nun dürfen wir auch unseres Freiherrn von Vels Verdienste um die Befestigung Wiens nicht unerwähnt lassen.

Wenn man auch nach Suleimans Abzuge die Stadtgräben reinigte und vertiefte, die niedergeworfenen Wälle und Mauern allmählig ausbesserte und in den vorigen Stand zu setzen suchte, ja sogar bei der Waffenruhe im Jahre 1536 einen Theil der Burg erbaute oder wenigstens erneuerte (wie die Inschrift auf dem Burgplatze anzeigt), so begann man erst bei der nach Zápolya's Tode frisch obschwebenden Gefahr Wien, Deutschlands Bollwerk gegen Süden, mehr und planmäßig zu befestigen und mit Basteien zu versehen. Der eigentliche Befestigungsbau wurde daher im Jahre 1540, mit Ausnahme der auf Kosten der Stadt in den Jahren 1544 und 1545 errichteten Dominikaner-Bastei, von den königlichen Baumeistern unternommen.

Nach einer Rechnung des Stadtkämmerers vom 17. April 1544 ward Meister Dominico Illalto, Baumeister aus Kärnthen, durch Herrn Leonhard Freiherrn von Vels zur Berathschlagung wegen der Basteien und Befestigung der Stadt hierher berufen, um jene Bastei bei den Dominikanern anzugeben, auszustecken und nach der Vermessung in's Modell zu bringen. Auch wird daselbst S. 187 des königlichen Baumeisters Francesco de Poro aus Mailand erwähnt, welchem die Bürgerschaft für seine zweijährige Mühe bei dem Baue der eben genannten Bastei 60 Fl. in Gold verehrte. Als diese Bürgerbastei beinahe ausgebaut war, verhandelte nach Schlager S. 188 „der wolgeborn H. H. Leonhardt zu vells. R. K. M. Rat kamrer Oberster Hofmeister Landeshauptmann an der Etsch vnd Generalobrister Veldhauptmann zu Ungarn“ mit dem Bürgermeister Stephan Denk, daß die Stadt die hinter der Bastei nothwendig zu bauende Katze auch über sich nehmen wolle. Da dieser das Unvermögen der Stadt,

die veranſchlagten 11,000 Gulden aufzubringen, darlegte, vermeinte von Vels, der dies wohl einſah, man ſolle nur den Anfang machen, er wolle zur Hilfe 2000 Pfennige verordnen und zu deren Vollendung mit Mehrerem bei der königlichen Majeſtät verholfen ſein, worauf der Bürgermeiſter und Rath in Erwägung des eigenen Vortheils einwilligten. Mit welchem Eifer die Befeſtigung Wiens betrieben wurde, ergiebt ſich aus einer Verordnung dd. 12. April 1543, vermöge welcher die Bewohner der drei Meilen in der Runde gelegenen Dörfer in der Woche dreitägige Roboth (Frohndienſte) leiſten mußten. Nicht nur die Prälaten und Landesedeln, welche Freihöfe und Freihäuſer in der Stadt hatten, ſondern auch Reichsfürſten, beſonders die Herzöge Wilhelm von Baiern und Moritz von Sachſen, das reiche Haus Fugger, die Reichsſtädte Augsburg, Nürnberg, Ulm, Straßburg, Colmar, Schletſtadt, Cöln ꝛc., ſelbſt die Pitti aus Florenz, machten freiwillige Beiträge zu den beinahe unerſchwinglichen Unkoſten.

Daß auf Leonhards von Vels Anordnung auch vorerwähnte Dominikaner-Baſtei erbaut worden ſei, beſtätigt folgende von Wolfgang Lazius verfaßte Inſchrift, welche daſelbſt zum Gedächtniſſe in Stein eingehauen war:

D. O. M.
D. D. N. N. Caroli et Ferdinandi
Perennium August. saluber. juss.
Hoc propugnaculum a funda
Men. contra turcarum vim, or
Dinante viro clariss. Leonharto
Velsio sacri regi palatii
Comite, et utriusq. militiae ma-
Gistro insistente etiam Stepha-
No Denickio consule vigilantis.
S. P. Q. Viennensis cura horum
Commis. ad extremam manum per-
Dux. ere publico, anno Chri-
Sti MDXLV. V. S. L. L. M.

Die vom heutigen Palais Sr. kaiſerlichen Hoheit, des Herrn Erzherzogs Karl, gegen das Glacis hinaus vorſpringende Baſtei nennt Hirsvogel auf ſeinem Plane von Wien: Herrn Linhart Freiherrn von Vels ſeligen beratſchlagte Paſthei.

Wie angenehm Vels der Person Sr. Majestät gewesen, erhellet daraus, daß Sie ihn mit den ersten der vier obersten Hofwürden, die an Männer von großem Muthe und Rathe verliehen zu werden pflegen, nämlich mit der des Oberſthofmeiſters betraute, nach deſſen Tode aber, wie von Buchholz VI. 495 berichtet, hatte ſie Niemand gehabt, dem dieſe Würde zu übertragen geweſen wäre.

In dem Teſtamente des Königs Ferdinand dd. Prag 1. Juni 1543 iſt Vels neben dem Erzbiſchofe Chriſtoph von Trient, Niklas II. Grafen von Salm-Neuburg und Freiherrn von Hofmann als einer der acht Executoren deſſelben bezeichnet, und im Codicille vom Jahre 1547 ſtatt des verſtorbenen Freiherrn von Vels Heinrich Burggraf von Meißen, Herr zu Plauen und Gerà, böhmiſcher oberſter Kanzler († 1554) ernannt.

Daß er Vermögen und Credit gehabt habe, ergiebt ſich, daß er wie der erſt erwähnte Freiherr von Hofmann und Andere ſich mit 15,000 Fl. für ſeinen Herrn und König bei den reichen Hörwartern zu Augsburg verbürgt hatte.

Die angeſtrengte Thätigkeit bei ſeiner Feldhauptmannſchaft in Ungarn und bei der Befeſtigung Wiens ſcheint ihn, der ungeachtet ſeiner Wunde und ſeiner Nierenkrankheit noch während des letzten Sommers ſeine ſinkenden Kräfte ſeinem Fürſten und Vaterlande widmete, bald aufgerieben zu haben. Er ſtarb meines Dafürhaltens unverehelicht am 10. Nov. 1545 im 48. Lebensjahre, wahrſcheinlich in Wien.

Im Dome zu St. Stephan in Wien — unweit des Monumentes des Kaiſers Friedrich III. — dem Altare des h. Carolus Borromäus gegenüber, an dem Pfeiler, prangt deſſen aus röthlichem Salzburger Marmor ſchön gearbeitetes Denkmal, vielleicht über ſeiner Grabſtätte.

Das Bruſtbild eines geflügelten Herolds hält vor ſich in jeder Hand eine aufgewickelte Rolle über einer Tafel von weißem Marmor, auf der die Inſchrift zu leſen:

Im Jahr 1545 den 10. Nov. verſchied der Wol-
Geborn Herr Leonhard Freyherr zu Vels vō zv̄
Hunger vñ Behem Kv̄ mt z. C. gehaimer Rat Camerer
Hofmeiſter vnd Landshavptmā an der Etſch Burgraf
Zv Tirol vñ Obriſter Veldhavbtmā in Hungern win-
Diſch vñ niederoſterreichiſche Land de (m) Got Genad.

Darunter auf einer andern gleichen Tafel:

Vt leo magnanimus confertum fertur in hostim
In bello talis dux Leonardus erat
Ac velvt ingentes dvrissima negligit ictus
Petra sic hostiles pertvlit ipse minas.

(von J. Bergmann in dessen Münzen und Medaillen auf berühmt. Männer. 1. Bd.)

Johann Baptiſt Caſtaldo, Graf von Piadenna, Marcheſe von Caſſano,

kaiſerl. und königl. ſpaniſcher General, Oberbefehlshaber der kaiſerl. Armee in Siebenbürgen.

Familien- und Staatsverbindungen des öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſes ſind öfters die Veranlaſſung geworden, daß Deutſche auf ſpaniſchem, Spanier und Italiener auf öſterreichiſchem Boden für die Angelegenheiten, zwar nicht ihres Vaterlandes, aber doch ihres Landesfürſten mit Eifer und Treue ſich verwendeten. In Folge ähnlicher Verbindungen und Verhältniſſe kam es, daß Caſtaldo, urſprünglich in ſpaniſchen Dienſten, ſpäter dem Erzhauſe Oeſterreich ſeine erprobten Dienſte widmete.

Johann Baptiſt Caſtaldo wurde um 1500 im Neapolitaniſchen geboren, und begann ſeine kriegeriſche Laufbahn in noch ſehr jungen Jahren unter dem ruhmvollen Pescara in königl. ſpaniſchen Dienſten, wurde vielſeitig in den Kriegen in der Lombardei wider die Franzoſen verwendet und focht in der bekannten Schlacht von Pavia 1525 mit beſonderer Tapferkeit. Bald darauf diente er unter dem Connetable Karl von Bourbon und nach deſſen Tode focht er im Neapolitaniſchen wider den franzöſiſchen General Lautrec, und als deſſen Heer völlig aufgerieben war, kam er unter die Befehle des kaiſerl. Generals Philibert Prinzen von Oranien, wohnte unter ihm der Belagerung von Florenz bei und erwarb ſich, durch ſein ebenſo tapferes als muſterhaftes Benehmen, die Achtung dieſes Prinzen in ſo hohem Grade, daß man allgemein Caſtaldo

als deſſen Liebling bezeichnete. Im Jahre 1529 legte er bei der Belagerung Wiens durch die Türken, und ſpäter im ſchmalkaldiſchen Kriege, neue glänzende Proben ſeiner Tapferkeit ab, und bekleidete ſchon in letzterem Kriege die Würde eines Feldherrn. Karl V. ſchenkte ihm in Folge ſeines Muthes und ſeiner Talente ſein Vertrauen in ſolchem Grade, daß der Kaiſer nach der Schlacht bei Mühlberg vorzüglich mit Caſtaldo und dem bekannten Herzoge von Alba berieth, wie man ſich nun gegen die Proteſtanten verhalten ſolle. Caſtaldo rieth zu Schonung und Milde, der Herzog von Alba zu Gewalt und Strenge, und leider drangen des Letzteren Anſichten durch. Alba's energiſche Maßregeln machten die Proteſtanten dem Erzhauſe um ſo mehr abgeneigter, und es entwickelten ſich in Folge deſſen auch neue Unruhen, an denen der neue Kurfürſt Moritz von Sachſen weſentlichen Antheil nahm, der auch in der Folge bekanntlich den Kaiſer überfiel und ihn zur Flucht aus Tyrol nöthigte. —

Der Ruhm Caſtaldo's, der in ſo vielen Gefechten ſeinen Muth und ſeine Umſicht bewieſen, war ſchon ſo gegründet, daß, als der römiſche und ungariſche König Ferdinand I. ſich 1550 von ſeinem Bruder, dem deutſchen Karl V. einen Feldherrn erbat, deſſen geprüfter Treue und Einſicht er die Unternehmung auf Siebenbürgen anvertrauen könne, das Kennerauge des kriegserfahrenen Monarchen auf Caſtaldo fiel und dieſen zu dieſer ehrenvollen, aber auch ſchwierigen Sendung wählte.

Begleitet von dem vorheilhaften Rufe, als einer der tüchtigſten Feldherren, rückte Caſtaldo 1550 in Folge dieſes ehrenvollen Auftrages mit einem Heere, welches aus ſpaniſchen, deutſchen, italieniſchen und ungariſchen gedienten Truppen beſtand, und mit Andreas Bathori, Thomas Nadasd und Stephan Loſoncy zur Seite, nachdem er bei Erlau Muſterung gehalten und für jedes Kriegsbedürfniß geſorgt hatte, an die Theiß vor gegen Siebenbürgen. Auf ungebahnten Wegen über das Gebirge, erſchien er unvermuthet vor Klauſenburg, einer der beſten Feſtungen Iſabellens, der Witwe des Gegenkönigs, Johann von Zápolya. Iſabella, überraſcht, erkannte die dringende Gefahr und ließ die belagerte Feſtungsſtadt übergeben. Caſtaldo verhinderte die Plünderung, ließ aus der Schatzkammer den Schmuck dieſer Prinzeſſin nebſt allem königlichen Geräthe nach Mühlenbach (Szaczszebes) abliefern und trat bald hierauf mit Iſabella zu Schäßburg in mündliche Unterhandlungen, in denen er ihr mit Wärme den Vorzug der Freundſchaft mit dem Erzhauſe Oeſterreich, vor

dem zweideutigen türkiſchen Schutze ſchilderte. Caſtaldo war in ſeinen Unterhandlungen mit Iſabellen ſo glücklich, daß ſie bald Ferdinand's billige Bedingungen, namentlich auch durch ihres Miniſters Martinuzzi Zuſtimmung dazu bewogen, annahm, Kronſtadt und Kaſchau übergab, auf dem Landtage zu Klauſenburg (18. Juli 1551) die heilige Krone mit den übrigen Reichskleinodien auslieferte und Siebenbürgen und Niederungarn feierlich abtrat. Iſabella ging nach Schleſien, wo ihr Ferdinand die Fürſtenthümer Oppeln, Ratibor und Münſterberg einräumte, wie ihr auch Johann Zápolya's reiches Erbe in Ungarn, und ihr hunderttauſend Dukaten betragendes Heirathsgut zurückzuſtellen zugeſagt wurde. Endlich gelobte ihr Caſtaldo, keinen ihrer Anhänger für ſeine Treue zu ſtrafen oder zu verfolgen. Zahlreiche Anhänger begleiteten die trauernde Königin, als ſie abreiſ'te, ihr erſter Rathgeber und Miniſter, der bereits erwähnte und bekannte Martinuzzi, nahm in Zilah weinend von ihr Abſchied. Als ſie von einer der Höhen auf Siebenbürgen zurückblickte, ſchnitt ſie in einen Baum die Worte: „Sic fata volunt!“ und ſetzte ihre Reiſe fort bis nach Kaſchau, wo ſie längere Zeit blieb und ſpäter erſt die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor übernahm, die für ſie aber bald zu einem unangenehmen Aufenthalt wurden. Die Gebäude mißfielen ihr, die Herſtellung derſelben erheiſchte große Summen, ſo ging ſie dann nach Polen zu ihrem Bruder, dem König Sigmund, und den Vertrag mit Ferdinand bereuend, knüpfte ſie insgeheim Verbindungen mit den Mißvergnügten in Siebenbürgen an.

Mittlerweile hatte Caſtaldo für Ferdinand die Huldigung der Städte angenommen, verſah Temesvar und Lippa mit hinlänglicher Beſatzung, ließ ihre Werke verbeſſern und auch andere Städte und Schlöſſer in haltbaren Stand herſtellen — was eine nicht unnöthige Vorſicht war, denn kaum war man damit zu Stande gekommen, als die Pforte ſich neuerdings in die Siebenbürgiſchen Angelegenheiten zu miſchen anfing, und im Spätjahre 1551 ein zahlreiches türkiſches Heer in Siebenbürgen eindringen ließ, das verwüſtend eindrang, in Eile, und gleichſam auf dem Marſche, Becskeret, Eſanad, Lippa u. a. feſte Plätze wegnahm und ſich vor Temesvar ſetzte. Caſtaldo rückte ihnen entgegen, ſeine und ſeiner Mitgenerale, namentlich Zierotin's, Tapferkeit gelang es, den Türken Lippa am 7. November nach einem vielſtündigen Sturme, worin alle kaiſ. Truppen eine bewundernswerthe Tapferkeit und Entſchloſſenheit bewieſen, wieder abzunehmen. Lippa (die Stadt) wurde erſtürmt und geplündert und hierauf

das Schloß belagert, in welches ſich der Reſt der türkiſchen Beſatzung geworfen hatte. Der Befehlshaber der letzteren, Ulama, trug gegen 20tägige Waffenruhe und freien Abzug die Uebergabe des Schloſſes von Lippa und Csanád an, aber Caſtaldo verwarf, weil er den hilfloſen Zuſtand der Beſatzung kannte, dieſen Antrag, bis der allvermögende, ränkevolle Martinuzzi, (Ferdinand hatte dieſen ehemaligen Miniſter Iſabellens zum Statthalter von Siebenbürgen ernannt), welcher ſich zum Fürſten Siebenbürgens zu machen hoffte, und daher es mit den Türken nicht ganz verderben wollte, heimlich Ulama's Abzug bewirkte.

Kaiſer Ferdinand hatte Iſabellen's vertrautem Rathgeber, Georg Martinuzzi, um ihn zu gewinnen, das Erzbisthum Gran verliehen, ja den Papſt dazu bewogen, daß er ihn zum Cardinal erhob; durch die in Kurzem erfolgte Ernennung zum Statthalter von Siebenbürgen, ward dieſer zweideutige und ränkevolle Mann dort allvermögend und durchkreuzte nicht ſelten Caſtaldo's beſte Pläne und vereitelte dieſem die zweckmäßigſten Anſtalten. Caſtaldo ſah immer mehr und mehr ein, daß er bei längerer Thätigkeit Martinuzzi's, Siebenbürgen nicht länger für den Kaiſer behaupten könne, und daß ſeine Stellung immer ſchwieriger und unhaltbarer würde. Wiederholt berichtete er die Lage der Dinge an den kaiſerl. Hof, ſchilderte, mit welchen gefährlichen und verrätheriſchen Entwürfen Martinuzzi ſich trage, und daß er heimlich neue Verbindungen mit den Türken angeknüpft habe. —

Caſtaldo's Anklagen fanden Glauben bei Ferdinand, der ohnedies etwas gegen Martinuzzi eingenommen und mißtrauiſch über Alles war, was ſein Anſehen in Ungarn, das, wie er wußte, noch ſehr ſchwankend und ſchwach befeſtigt war, in Gefahr ſetzen konnte. Caſtaldo bekräftigte dieſen Argwohn durch geheime Nachrichten, die er durch ſeine Vertrauten über Martinuzzi einzog und unabläſſig nach Wien ſandte. Ferdinand, der nun endlich auch einſah, daß, wenn Martinuzzi noch länger in Siebenbürgen walte, der Beſitz des Landes wirklich immer mehr und mehr gefährdet würde, ließ an Caſtaldo eine ſchriftliche Weiſung ergehen, dem gefährlichen Treiben Martinuzzi's ein Ziel zu ſetzen. Dieſe Weiſung, welche wohl einen milderen Sinn barg, als Caſtaldo ihm entnahm, führte bald zu entſcheidenden, aber blutigen Auftritten, die Ferdinand anfänglich vielleicht nicht beabſichtigte, ſie aber dann im Drange der Verhältniſſe billigen mußte,

wiewohl ſie ihm den Beſitz Siebenbürgens nicht ſicherten, wie erwartet wurde. —

Caſtaldo zog, nachdem er die in Lippa und Temesvar neuerdings verſtärkten Beſatzungen inſpicirt hatte, mit dem Reſte des Heeres nach Siebenbürgen zurück, Martinuzzi folgte ihm bald nach. — Nicht lange darauf, ſo verbreitete ſich die Nachricht, daß Martinuzzi auf dem Siebenbürgiſchen Landtage, den er als Statthalter ausgeſchrieben, einen Auflauf erregen, den Caſtaldo mit den Seinen niederhauen, und die Truppen Ferdinands überfallen zu laſſen vorhabe, und daß er die Sendung von türkiſcher Kriegsmacht in die Walachei und Moldau bewirkt habe; als man weiter erfuhr, daß zwei Tſchauſche eingetroffen ſeien, welche Martinuzzi auf den Landtag führen wolle, ein anderer türkiſcher Bote den Ausgang der Sache abwarte, und im ganzen Lager der Cardinal-Statthalter allgemein als Verräther bezeichnet und genannt wurde, welches dieſen nur zur beſchleunigten Ausführung ſeiner Pläne beſtimmen konnte, da glaubte Caſtaldo, der Augenblick ſei gekommen, die eventuelle Weiſung des Königs Ferdinand in Vollzug zu ſetzen, falls er nämlich über den Verrath Georgs Gewißheit erlangt und die Sache nicht anders [illegible] zu enden ſein könne, den Martinuzzi unſchädlich zu machen. Dem [illegible], und auch um einem Attentate auf ſeine eigene Perſon zuvor zu [illegible], beſchloß der kluge und raſche Caſtaldo, Martinuzzi's Entwürfen [illegible] haben zuvorzukommen. — Mit der Ausführung beauftragte Caſto[illegible]Sforza Pallavicini, welcher dazu mehrere andere Italiener brauchte, beſonders Anton Ferrari aus Aleſſandria, welcher Diener des Caſtaldo, dem Cardinal aber bekannt und früher einmal von ihm beſchenkt worden war, einen Laumeny Campegi, Joannes Munine, Scaramuccia mit zwei Dolchen, dann zwei Spanier. Am 13. December (1551) war der Cardinal Martinuzzi nach ſeinem Schloſſe Alvincy an der Maroſch gekommen; den 16. hatte er ſeine Garde von 200 Schützen, faſt alle ſeine Leute, und ſeine Köche nach Weißenburg vorausgeſchickt, um daſelbſt am 17. für ihn und Caſtaldo ein Frühſtück zu bereiten. Am Morgen dieſes Tages benutzte Caſtaldo die erſten Augenblicke nach Aufziehen des Schloßthores, um an 150 ſpaniſche Soldaten, einen nach dem andern, ins Schloß zu ſchicken, welche die hohen Wehren einnahmen, dann ging Sforza Pallavicini mit den übrigen ins Vorzimmer des Cardinals. Ferrari wurde mit einem Briefe in's Zimmer geſchickt, um ihm denſelben zum Leſen zu geben. Der Cardinal ſtand im Hemd, in einem mit Pelz ausgeſchla-

jenen Schlafrock an einem Tiſche, worauf ſein Tagebuch, ein Brevier, eine Uhr und ein Schreibzeug. Ferrari tritt ein, und als der Cardinal ihn ſieht, winkt er ihm näher zu kommen. — Jener, über ſein Vorhaben entſetzt, zaudert ein wenig. Sforza ſchiebt ihn hinein und zieht die Thür an, ohne ſie zu ſchließen. Jener übergiebt ſeinen Brief und verwundet den Cardinal beim Leſen in die Bruſt und den Hals; dieſer ſpringt auf, rufend: Was iſt das, was iſt das? ergreift den Mörder und ſchleudert ihn unter den Tiſch; da tritt auch Sforza mit ſeinen Leuten herein, und verwundet ihn an der rechten Seite in Wange und Hals, Munino ſchießt ihm in den Rücken. Er fällt von Stichen und Schüſſen durchbohrt zu Boden und rufend: „Jeſus Maria!“ ſtirbt er. — Nimmt man an, daß derſelbe ſchon bei Abſchluß des Vertrages mit Ferdinand nur eigenſüchtige Entwürfe gehabt, und es ihm nur darum zu thun geweſen, Iſabella zu entfernen, ſo konnte man dieſe Todesart als Erfüllung der Verwünſchung anſehen, welche die entſagende Iſabella gegen ihn als den Urheber ihres Unglücks ausſprach. — Die Mörder gaben auch dem Kammerdiener mehrere Stiche, und ließen ihn für todt liegen. — Der Leichnam Martinuzzi's blieb, nackt und unbeerdigt, faſt drei Monate lang, bis zum 25. Februar liegen, wo ihn die Geiſtlichen aus Weißenburg in der Michaeliskirche beerdigten und wo ihm die Inſchrift geſetzt wurde: „Alle müſſen ſterben!“ — Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß der mächtige Mann, der die Angelegenheiten Siebenbürgens ſo lange allgewaltig geleitet hatte, jetzt ſo unbedauert und gleichſam ganz vergeſſen und preisgegeben blieb, daß ſich Niemand ihn zu rächen rührte und durch volle 70 Tage ſich nicht einmal Jemand fand, ihm die letzte Ehre zu erweiſen. —

Die Vollſtrecker der blutigen That trafen ſonderbarer Weiſe faſt Alle widrige Schickſale oder ein unglückliches Ende. Sforza wurde das Jahr nachher von den Türken geſchlagen und gefangen und mit Ruthenhieben regalirt, und kaufte ſich ſpäter nur mit hohem Löſegelde frei. Den Marcus Ferrari ließ ſpäter der Gouverneur Gonzaga wegen eines Verbrechens aufknüpfen, dem Campegi wurde zu Augsburg in einem Streite die Hand abgeſchnitten und ſpäter auf einer Jagd bei Wien zerriß ihm ein Eber die Eingeweide, woran er todt blieb. Scaramuccia ward in Frankreich im Streit mit wüthenden Soldaten in Stücken gehauen. —

Da die That theils doch in Folge der Weiſung Ferdinands, theils durch Caſtaldo nach eigener Beurtheilung der Umſtände und nach Anhörung

eines Kriegsrathes geſchehen war, ſo nahm Ferdinand nun weiter keinen Anſtand, ſie gut zu heißen und die Sache als ſeine eigene anzuſehen. Er ſandte ſogleich den Biſchof von Agram nach Rom mit einem Memorial, welches alle Umſtände zur Nachweiſung der Schuld des Cardinals enthielt und in 87 Artikeln und Sätzen abgefaßt war. Zugleich meldete Ferdinand unterm 2. Jänner 1552 die That mit Schilderung aller Nebenumſtände und des Vorhergegangenen an den Kaiſer. — Wie ſich ſpäter aus dem vom Papſte eingeleiteten und zu Gunſten Ferdinands nach Jahr und Tag entſchiedenen Prozeſſe, bei dem eine Anzahl ſelbſt hochgeſtellter Zeugen vernommen wurde, herausſtellte, war Martinuzzi allerdings ſehr und vielſeitig gravirt, ein Einverſtändniß mit den Türken wirklich vorhanden und die That nur eine gebotene Nothwehr. — Für den Beſitz von Siebenbürgen war, wie der Verfolg der Geſchichte zeigt, die Ermordung Martinuzzi's von keinen dauernden Folgen. Die nächſten Ereigniſſe blieben zwar günſtig, dann aber entwickelten ſich, unter dem Vordringen der Türken, die zumeiſt unter den Szeklern in Siebenbürgen Anhang fanden, eine Reihe ſo vielfach unglücklicher und zugleich mit dem mannigfachſten Unrecht vermiſchter Begebenheiten, daß man verſucht ſein könnte, in der nur ſelten ſo vorkommenden Zuſammenwirkung derſelben eine äußere Strafe für das formelle Unrecht zu ſehen, welches im Namen der höchſten Autorität an dem Statthalter und Cardinal vollzogen war. Es zeigte ſich zunächſt im Lande keine Bewegung gegen die Intereſſen Ferdinands. Caſtaldo beſetzte Vincy, Weißenburg, Mühlenbach mit ſeinen Truppen, und begab ſich mit Sforza ſchon am 18. nach Hermannſtadt, der dem Könige immer getreuen Stadt. Er hielt Rath mit den Vornehmen des Landes, beſprach ſich mit den vornehmſten Geiſtlichen, mit dem Bürgermeiſter zu Hermannſtadt, Peter Haller, aus den Szeklern mit Franz Kendy und noch Anderen darüber, wie die aufgeregten Gemüther beruhigt werden könnten, weil das gemeine Volk über den Mord des Cardinals Georg beſtürzt war, und derſelbe, beſonders unter den Szeklern, ſich durch Worte und Gaben großen Anhang gemacht hatte. — Es gelang jeden Ausbruch des Mißvergnügens zurückzuhalten. Caſtaldo beſchloß, einen allgemeinen Landtag auf den 1. Jänner 1552 nach Neumark zu berufen. Die Szekler, welche wegen der Ermordung des Cardinals unruhige und drohende Bewegung zeigten, wurden hier mit Mühe durch Kendy beſchwichtigt. — Caſtaldo verlangte, daß jede der drei Nationen des Landes Abgeordnete auf den Reichstag nach Preßburg

ſchicken ſollte, wozu die Stände ſich auch willig zeigten. — Die Reihe der hier nun folgenden und bald zu wichtigen, wenn auch nicht gerade günſtigen Ereigniſſen und Folgen führenden Begebenheiten, geben wir genau ſo geſchildert, wie ſie der treffliche öſterreichiſche Geſchichtsſchreiber F. B. v. Buchholtz in ſeiner Geſchichte Kaiſer Ferdinand I. Band 7, wie nachfolgend erwähnt::

„Der Commandant des Schloſſes Oyvar (Neuſtadt), deſſen Bollwerke der Cardinal mit vieler Mühe und Koſten erbaut hatte, und wo man die Hauptſchätze deſſelben verwahrt glaubte, erbot ſich zu einem Vertrage und übergab ſelbes freiwillig. Caſtaldo ſchickte den Sforza an Kaiſer Ferdinand mit Aufträgen über 96 Punkte, welche zur Behauptung des Landes und zur beſſeren Sicherſtellung der Angelegenheiten des Königs dienen könnten. Der erſte betraf, daß Caſtaldo nunmehr den Eid des ganzen Landes und aller Feſtungen habe, mit Ausnahme von Kaſchau, wohin er ſeinen Neffen Alfonſo ſende, um wo möglich die Königin Iſabella zu bewegen, daß der Befehlshaber auch dem K. Ferdinand ſchwören möge. Die folgenden betrafen die Ernennung von treuen und tüchtigen Befehlshabern der Feſtungen; die Ernennung geübter, und nicht wie bei der vorigen Unternehmung unerfahrner ungariſcher Capitäne; die Ernennung eines tüchtigen Inſpectoren über alle Befeſtigungen, etwa in der Perſon des Oberſten del Iſola; und jene eines Schatzmeiſters; die Betrügereien der Zahlmeiſter, welche den Truppen das Geld zahlen u. ſ. w.“

„Sehr bald aber zeigte ſich ein Uebel, welches im höchſten Maaße beitrug, den Stand der Sachen in Siebenbürgen zu verſchlimmern, nämlich eine ganz beſondere Zuchtloſigkeit der deutſchen und ſpaniſchen Soldaten, welche durch mangelhafte Soldbezahlung, und die Mißbräuche bei dieſer vermehrt wurden. — Man hätte erwarten ſollen, daß die Beſoldung durch die hinterlaſſenen Schätze des Cardinals erleichtert werde, was ſich aber anders befand, indem was von Gold und Koſtbarkeiten deſſelben vorhanden geweſen war, von ſeinen Caſtellanen und Verwaltern auf die Seite geſchafft wurde, und die Zeitumſtände keine ſtrenge Unterſuchung erlaubten. Als Unvar übergeben war, ging Caſtaldo von Herrmannſtadt aus perſönlich hin, um in Gegenwart des Andreas Bathor, des Vicars von Weißenburg, des Secretärs Kneißel, zweier Secretäre des Cardinals (des Caſpar und Emerich) und anderer, die mit dem Siegel des Georg verſehenen Kiſten und Schränke zu eröffnen, worin die koſtbaren Sachen verwahrt ſein mußten.

Man fand aber nur an 4500 Mark Silber in Stangen (in virgis), 1000 alte Goldmünzen mit dem Bilde des Lyſimachus, jede ungefähr an Gewicht von 2 Dukaten, nur 1000 fl. in baarem Gelde, einige Steine mit Goldadern. Die auf den Bericht darüber ertheilte Weiſung (v. 8. Febr.) ging dahin, aus den 4500 Mark Silbers möge Caſtaldo Geld ſchlagen laſſen, und es für Sold und Befeſtigung verwenden, auch die 1000 Stück Goldmünzen mit dem Bilde des Lyſimachus zu gleichem Gebrauch zurückhalten, die koſtbaren Steine aber einſenden. — Beigefügt aber wurde die Nachricht, daß am 29. Jänner wiederum 70,000 fl. für den Sold der Truppen von Wien abgegangen ſeien. — Und obwohl in dieſem Jahre von Zeit zu Zeit beträchtliche Geldſendungen erfolgten, ſo reichten ſie doch jedesmal nur zur theilweiſen Tilgung der Rückſtände hin, welche von den Soldaten zum Vorwande der ärgſten Unthaten genommen wurden. — Schon am 4. Jänner machten die Deutſchen unter Arko Meuterei, weil ihnen von 3½ Monaten nur zwei bezahlt werden konnten. Im Juni wünſchte ſie der Feldherr Temeswar zu Hilfe zu ſenden, ſie wollten aber nicht, ohne völlige Zahlung erhalten zu haben, aufbrechen. — Die unter Helfenſtein, welche ſeit ihrem Ausmarſche aus Wien faſt beſtändig tumultuirt hatten, begingen zu Debrecʒin ſolche Grauſamkeiten, daß, wie Caſtaldo ſchrieb, weit leichter ſie, als Türken und Tartaren das Reich verwüſten und in Verzweiflung treiben könnten. Die Debrecziner verlangten 70,000 fl. Entſchädigung. — Von da kamen ſie ſpäter nach Klauſenburg, wo Caſtaldo ſie erwartete, und wo ſie reichliche Lebensmittel und eine Zahlung von 6000 fl. erhielten, mit der Verſicherung, daß der Capitän Stephan mit dem Reſt der Zahlung unterwegs ſei. Da machten ſie eine Verſchwörung, führten Bomben auf den die Stadt überragenden Berg, und beſchoſſen ſie, faſt die Hälfte derſelben, einer der ſchönſten Landes, und wo viele der Vornehmſten Häuſer und Habe hatten, zerſtörend. „Deßhalb ſind die Adeligen (regnicolae), ſchrieb Caſtaldo noch während der Begebenheit ſelbſt, (Torda 11. Juli 1552) in ſo großer Verzweiflung und Wuth, daß ich zweifele, ob ſie mit ihrer aller Tod, wenn ſie ſie niedermachen könnten, zufrieden ſein würden. Jetzt ſehe ich deutlich, daß jene mit der feſten Abſicht gekommen ſind, Seiner Maj. jetzt mehr zuwider zu ſein, als es die Magdeburger geweſen, und die Leute des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, um den Verluſt dieſes Reiches ſo ſehr als möglich zu beſchleunigen. Alle ſind einig, auch ihr eigener Capitän, daß niemals ſo

zuchtloſe, hartnäckige und beſtialiſche Leute geweſen ſind, welche auch nicht ihr offenbares eigenes Verderben vom Uebelthun abhalten kann." Die Ungarn brachen aus dem Lager zu Torda voll Wuth gegen dieſelben auf, und die Bauern ſchaarten ſich wider ſie zuſammen, ſo daß 200 Deutſche blieben und manche verwundet wurden, und viele Pferde zum Fortziehen des Geſchützes verloren gingen. Erſt gegen Morgen gehorchte ein Theil dem Befehl des Caſtaldo, das Geſchütz wegzuführen, da denn die Uebrigbleibenden der Stadt keinen Schaden mehr zufügen konnten. — Als ſie ſich endlich zur Ruhe begaben, wurden 14 der ärgſten Anſtifter hingerichtet. — Kurz nachher aber, da ſie nach Weißenburg marſchirt waren, ſteckten ſie am 27. am hellen Mittage einen Theil dieſer Stadt in Brand. Die meiſten Einwohner verließen die Stadt, und bei der Inſolenz der Soldaten konnte ſelbſt Caſtaldo die letztern nur mit vier Worten ſtrafen; daß die Hauptleute und Offiziere mit Schuld ſeien, ſchrieb Andreas Bathor und beſtätigte Caſtaldo. — Im Auguſt wollten andere deutſche Truppen zu Hermannſtadt nach Ermordung ihres Oberſten plündern und brennen, und hätten es gethan, wenn nicht die Bürger zu den Waffen gegriffen und die Bauern der Umgegend zu Hilfe gerufen hätten. Caſtaldo mußte ihnen ſagen laſſen, daß er den andern herbeigerufenen Regimentern, wenn ſie nicht Ruhe hielten, Befehl geben würde, den Bürgern beizuſtehen, um ſie niederzumachen. — Es kam hinzu, daß Mangel an Getreide war, ein Theil der Soldaten hatte Kräuter zur Nahrung, und als die zu Ende, gab es tägliche Gefechte mit den Bauern wegen des Reſtes von Korn, was noch da war; die Bauern flohen in die Wälder, und unter den Soldaten entſtanden Seuchen. Die Einwohner begannen faſt alle, heimlich oder offenbar zu tumultuiren. — Die Sachſen blieben am treueſten, aber auch Hermannſtadt lehnte das Begehren des Caſtaldo ab, gegen gewiſſe Bezahlung aus den erſten Geldern, die ankämen, Lebensmittel auf 20 Tage zu liefern. Schwer ſei es, für 2 Tage genug aufzubringen, war die Antwort; und ſie hätten ſchon 50,000 fl. zu fordern. — Bei den Bezahlungen machten die Truppen die unſtatthafteſten Prätenſionen; ſo wollten die Reiter unter Schöneich weder Muſterung noch Regiſter leiden, und verlangten Zahlung zu 10 fl. auf jeden für 1500 Mann, da ihrer doch nur 800 waren. — Im October ſtarben durch Hunger und Kälte Viele wie die Fliegen; es fehlten im Ganzen 2000 Mann; alle dieſe ſollten als Gebliebene angeſehen, und für jeden 16 fl. bezahlt werden. Außerdem wollten die Truppen das

Land verlaſſen, zwei deutſche Fähnlein wollten im Juli zum Markgrafen Albrecht nach Deutſchland ziehen, und zeigten die Geſinnung, durch keine Zahlung ſich beruhigen zu laſſen. Als nach einer Geldſendung im September die ungariſchen Reiter auf 8 Monate einen erhalten hatten, verließen ſie ſogleich das Land. — Die Reiter unter Schöneich erklärten auch ihren Willen, hinwegzugehen. Als das Regiment des Schöneich bezahlt war, ſandte Caſtaldo ſelbes gegen den Paß Deva zur Zerſtörung eines Caſtells, welches die Türken dort errichtet hatten. „Ueberall aber haben ſie ſo grauſam ſich gezeigt, daß die Einwohner lieber Sklaven der Türken werden wollen, als jene zu Hauſe haben, denn ſie tödten die Bauern ohne alle Scheu, plündern alle ihre Habe, reißen die Häuſer ein, üben jegliche Grauſamkeit. Und mochte ich noch ſo viel ihre Anführer bitten, ermahnen, in aller möglichen Art zureden, ſo wurde doch die Sache täglich ärger. Jetzt haben ſie ohne alle Urſache jenen Paß verlaſſen, und kehren hierher zurück; wozu? weiß ich nicht, denn mir haben ſie nichts geſchrieben, aber ich vermuthe, um das übrige Fußvolk zum Aufſtand anzureizen, hoffend vielleicht, auf dieſe Art das Weggehen zu erreichen.“ — Auch die Spanier zeigten ſchon zu Anfang des Jahres große Hartnäckigkeit, und Caſtaldo beſorgte, daß alle zuletzt das Land verlaſſen würden, und ſchrieb, während Temeswar, wie ſpäter zu erzählen, bedrängt wurde (29. Juni): „Die Spanier ſind bis jetzt ruhig geblieben, weil ſie gute Quartiere hatten, (indem ſie, wie auch die übrigen alle, in den Ortſchaften der Sachſen blieben); aber auch ſie werden, wenn ſie in's Feld gehen ſollen, erſt Zahlung der 4 Monate ihres Rückſtandes verlangen.“ — Gegen den kommenden Winter weigerten ſich die Städte, Beſatzungen einzunehmen; ſie wollten kein einziges Brot ohne Geld mehr geben, und ſie zwingen zu wollen, ſchrieb Caſtaldo, „hieße ſofort niedergemacht werden“ (esset statim trucidari).

„Was nun die Einwohner des Landes ſelbſt und ihre Stimmung in dieſem Jahre betrifft, ſo iſt Folgendes zu erwähnen: Auch noch auf einem Landtag zu Thorda auf Sonntag vor Himmelfahrt 1552 machten die Stände im Ganzen ergebene Bewilligungen, ſich den Beſchlüſſen des Preßburger Reichstages anſchließend, welchen der König in Perſon hielt, ſein Vorhaben auf's Neue ausſprechend, den Türken mit allen Kräften Widerſtand zu leiſten. — Die Reichsſtände erneuerten hier das Begehren, daß der König in jedem Falle, auch wenn kein Angriff in dieſem Jahre ſtattfinden ſollte, perſönlich ſie wider die Türken führen

möchte; da, wenn Ferdinand oder ſein Sohn, der König Maximilian nach Ungarn käme, die volle Perſonal-Inſurrection, und außerdem für alle 10 Colonen ein Reiter, und für alle 20 ein Mann zu Fuß geſtellt werden ſollte, — niemand aber eigentlich um Geld in dieſem Jahre dem Könige dienen ſolle, wegen der großen Unkoſten, ſo dieſer bisher aufgewendet. Für jeden Colonen bewilligten ſie eine Abgabe von 8 fl. — Was jene Erwähnung perſönlicher Anführung des Heeres durch Kaiſer Ferdinand betrifft, ſo hätte dieſelbe freilich am wenigſten in dieſem verhängnißvollen Jahre haben ausgeführt werden können, wo die im Reiche vorgehende Kriegs- und Friedenshandlung die Gegenwart Ferdinands in ganz vorzüglichem Maße erforderte. — Die ſiebenbürgiſchen Stände bewilligten ebenfalls für jenen Fall der perſönlichen Anführung Ferdinands oder Maximilians oder großer Gefahr die volle Perſonal-Inſurrection und auf 16 Colonen einen Bauer; jede 20 Bauern ſollten einen Wagen mit Lebensmitteln ſtellen. (Jeder ſolle wie in früheren Jahren, ſeine Colonen zwingen, Waffen zu haben; die Vollhubner, (welche einen integrum aratrum hätten) jeder eine Büchſe mit Pulver und Kugeln, wenn er lernfähig genug ſei damit umzugehen, ſonſt einen Schild, Helm und Bogen, mit mindeſtens 30 Pfeilen. — Der Halbhubner ein Schwert, Schild und Beil. — Von Brüdern derſelben Haushaltung möge nur einer zur Perſonal-Inſurrection ſich ſtellen; falls aber zugleich die Hälfte der Colonen aufgeboten würde, dann 2 von vieren, wenn alle Colonen, dann auch alle Brüder). Da ſchon vorher beſchloſſen ſei, daß jede der drei Nationen 2000 Mann ſtellen wolle, ſo ſollten dieſe am Gerichtsſitz gezählt und in Bereitſchaft gehalten werden. — Als Geldbeitrag wurden von jedem Colonen, welcher (nach Abzug von Weinberg, Saaten, Kleidern und Bett) mehr als 6 fl. an Werth beſäße, 99 Pfennige bewilliget. — Dem Caſtaldo ſollten zur Entſcheidung der Landesgeſchäfte, weil er der Sprache und Gewohnheiten nicht kundig, 4 Commiſſarien zugegeben werden. — Andererſeits jedoch erwachten gleich Anfangs eine Menge Privatforderungen, zum Theil von Anhängern des Martinuzzi, zum Theil von Solchen, welche das mächtige Anſehen deſſelben leichter in Schranken gehalten hätte; Viele verlangten Sold, Viele Güter, ſo daß dem Caſtaldo die Worte zu Entſchuldigungen fehlten. „Unermeßlich Viele ſind, ſchrieb er, die Unermeßliches begehren; ſo daß, wenn das ganze Land vertheilt würde, es nicht zureichen würde.“ — Und ſelbſt Andreas Bathor, der getreue, aber am Podagra leidende und faſt nur dem

Namen nach die Geſchäfte mitleitende Woiwode, drang auf Geldzahlungen über die Möglichkeit, und war unzufrieden wegen ungenügender Beſoldung ſeiner Leute, obwohl er aus Cſanad 7500 fl., aus Ujvar Vorräthe für ein Jahr und ſonſt 18,600 fl. erhalten hatte.*) — Anlaß zu Unzufriedenheiten gab auch insbeſondere zumal bei den Szeklern, daß manche Güter von den beiden Königen an Verſchiedene gegeben waren, und jetzt erſt darüber entſchieden werden ſollte. — Auch erregten jene Geldbewilligungen des Landtages Unzufriedenheit, und man ſagte, ſchlimmere Bedingungen werde man vom Türken nicht haben. „Und jene, welche dem Sohne des Johannes Zápolya günſtig ſind, oder den Tod des Martinuzzi übel empfinden, können aus dieſem Anlaſſe auch die Gemüther Anderer anreizen, und Neuerungen betreiben.“ (Thorda 18. Juli 1552). — Am nachtheiligſten aber wirkten die Eroberungen des türkiſchen Heeres in der zweiten Hälfte dieſes Jahres, welche ſpäter im Zuſammenhange zu erzählen ſein werden, auch auf die Stimmung in Siebenbürgen, und es begannen Entwürfe, unter türkiſchem Schutze die Iſabella mit dem Prinzen nach Siebenbürgen zurückzuführen. — „Der Geſandte, welcher von der Königin von Polen gekommen iſt, ſagt offen, daß der Türke das Land erobern werde, im Namen des Sohnes des Königs Johannes Zápolya, welchem ſie es zurückgegeben ſehen wollen. Ich glaube auch, daß viele Adelige des Landes daſſelbe Einverſtändniß haben, und darum glaube ich, daß es uns mehr genützt hätte, wenn die Einwohner ſich nicht verſammelt hätten, letztlich zu ſchließen, daß, wenn ſie ſich ſo vereinigen, daß ſie an Zahl [illegible] ſind, als wir, wir vor Ankunft der Türken niedergemacht werden möchten. — Die größte unter meinen Beſchwerniſſen aber iſt, daß dieſe Nachtheile uns faſt mehr von den Unſrigen ſelbſt entſtehen, als anderswoher. E. M. wolle ſich erinnern, wie oft ich immer Vermuthung äußerte, die Zwiſte unter den Dienern würden den Ruin dieſer Länder bringen.“ — Vom Juni an zeigten ſich die Szekler unter verſchiedenen Vorwänden ſchwierig, und zwei der Vornehmſten, Thomas Mihail und Lazar hatten ſich verſchworen, den Tod Martinuzzi's zu rächen; wie es Franz Kendy und andere öffentlich

*) Auch Loſonczy verlangte für ſich die Schlöſſer Lugos, Karanſebes, und 10,000 fl. als Proviſion. — Caſtaldo klagte auch bitter darüber, daß Loſonczy ſowohl, als Aldana den Bewohnern des Banats, Vieh, Getreide und Geld raubten, ſo daß dieſelben nicht mit Unrecht die Türken herbeirufen möchten.

auf dem Landtage zu Thorda ſagten. — Die Beamten Georgs Martinuzzi's in Ujvar ſagten, daß ſie bald ihren legitimen König haben würden, und den Tod des Cardinals noch rächen würden. — Zu jener Verſchwörung trat auch Bethlen Gabor, und an den Tractaten nahmen auch die Ungarn Wolfgang Bornemiſſa und Nik. Orbay Theil, die keine Siebenbürger waren. — Auch Franz Kendy war geneigt, den Sohn des Johannes zurückzurufen, und dem Türken Tribut zu zahlen, unter welchen Bedingungen es dieſer verlangen möchte. — Als Kendy im Herbſt mit auffallend zahlreichem und glänzendem Gefolge abreiſ'te, um in der Gegend von Kaſchau ſeine Hochzeit zu feiern (alſo in der Nähe von Petrowyt, der ſchon damals mit den Türken in Verbindung ſtand, um Siebenbürgen wieder für Iſabella und den Prinzen zu gewinnen) ſagte er dem Kornik, der der Vornehmſte unter den Szeklern war und welcher dem Martinuzzi beigeſtanden hatte, um Iſabellen mit dem Prinzen von der Herrſchaft zu entfernen: „Kornik! du biſt Urſache des Verderbens dieſes Landes geworden, da du zugeſtimmt haſt, daß der Sohn des Königs Johannes hinausging.“ — Indem Caſtaldo jene Zuchtloſigkeiten der Soldaten und dieſe Parteiungen meldete, ſchrieb er: „Da nun außerdem die Einwohner von Natur und Eigenſchaft aus veränderlich und neuer Dinge begierig, und von äußeren und inneren Feinden umgeben ſeien, ſo ſei es mehr nach göttlichem Willen, gleichſam wunderbar, als ſonſt geſchehen, wenn der Mehrtheil noch zurückgehalten worden.“ — Jenen Parteiumtrieben diente zum ſcheinbarſten Vorwande, daß man gegen die türkiſche Uebermacht zu ſchwach ſei, und nachdem die Szekler und der Adel dieſe Sprache führten, war voraus zu ſehen, daß auch die Sachſen bald genöthigt ſein würden, jenen zuzuſtimmen.

„Während nun jene Truppen weſentlich beitrugen, die Gemüther der Eingebornen zu erbittern, die Treuen abwendig zu machen, und den Anhängern des ermordeten Cardinals ſowohl, als der Partei, welche den Sohn des Johannes und die Iſabella zurückführen wollte, großen Vorſchub zu geben, ſchwebte das Land und die Sache der tractatmäßigen Herrſchaft Ferdinands fortwährend in der größten Gefahr vor den Angriffen von Außen her. — Zunächſt iſt hier der von Seite der Moldau und Walachei her drohenden Gefahr Erwähnung zu thun. Der Woiwode der Moldau machte gegen Ende des Juli eine Invaſion mit einem zahlreichen Heere gegen Kronſtadt, verheerte das Land der Szekler, verbrannte auch die ſächſiſchen Städte Herrmannſtadt und Prasmar und führte eine große Beute an Men-

ſchen und Vieh hinweg. Bathory bot die vier Theile des Landes Colos, Daboka, Osdy und Kökölö auf. — Caſtaldo zog dem Feinde mit deutſchen Truppen vor Kronſtadt und Klauſenburg entgegen und trieb ihn in die Flucht. Viele wurden, ehe ſie die Alpen erreichen konnten, niedergemacht und ihnen die Beute wieder abgejagt. Doch mußten Kronſtadt, Weißenburg, Herrmannſtadt und Saßebes wider ihn durch Beſatzungen geſchützt werden; — und der Feldherr ſuchte die Szekler dahin zu bringen, wider Jenen bei Kronſtadt zu lagern, und den Adel, wenigſtens bei Deva zu bleiben; er ſelbſt beſchloß damals, aller Hinderniſſe ungeachtet, Temeswar zu Hilfe zu ziehen, ſah ſich aber durch die Widerſetzlichkeit und ſchwierige Stimmung der Szekler gehindert. Als nun der Woiwode eine zweite Invaſion bereitete, glaubte der Italiener auch die dagegen ſich darbietenden Hilfsmittel der Liſt nicht abweiſen zu ſollen. Zu Schäßburg kam bei Nacht ein moldauiſcher Bojar, mit ſtattlicher Begleitung und 25 Pferden hin zu Caſtaldo, und eröffnete ihm: Da der Woiwode Stephanus ein Tyrann und ein Feind der Chriſten, ſchlimmer als die Türken ſei, wie er denn auch jetzt ſich zum Angriff mit einem Kriegsheer auf Siebenbürgen rüſte, ſo hätten er und andere Bojaren ſich vorgeſetzt, ihn zu ermorden, und dann ſollte an ſeine Stelle ein anderer treten, welcher jetzt in Polen ſei, und welcher dem römiſchen Könige allezeit willfährig und dienſtbar ſein werde. Zur Erleichterung dieſer Aenderung bitte er allgemein lautende Schreiben Caſtaldo's an die Bojaren, welche ſowohl in der Moldau ſelbſt, als in Polen ſeien, worin er ſie gegen den Stephan aufnahm. Dieſe Schreiben bewilligte Caſtaldo, welche dann vom Caſpar Peſthienſis aufgeſetzt, und auch eine Beglaubigung für den Ueberbringer enthielten. Falls die Verſchwörung nicht gelinge, bot der Bojar ſeine Dienſte als Befehlshaber über 200 Reiter an, und erhielt ein Patent darüber. „Kaum war dieſer weggegangen," ſo ſagt ferner der dem Könige erſt ein paar Monate nachher gegebene Bericht, „ſo kamen zwei Geſandte des Woiwoden, deren einer beim Preßburger Reichstag als Geſandter deſſelben bei E. M. geweſen, der andere die Verwaltung der Dörfer und Schlöſſer hatte, die der Woiwode in Siebenbürgen beſaß. Dieſe baten: jenen Bojar, als der ihrem Herrn höchſt feindſelig geſinnt ſei, zu greifen. Mir ſchien gut, jene Künſte zu brauchen, die auch der Woiwode gegen uns zu brauchen pflegte, und nachdem ich vorher den Bojar warnen laſſen, ſich auf's Schleunigſte zu entfernen, und er ſchon weggegangen war, gab ich jenem Boten des Woiwoden

Briefe, daß derſelbe, wo er angetroffen werde, ergriffen und zu mir geführt werden möge, womit die Geſandten befriedigt waren.— Darnach kamen zu mir jene Beiden, welche prätendirten, daß ihnen jene beiden Fürſtenthümer gebühren, dem Einen die Walachei, dem Andern aber, Alexander jetzt genannt, die Moldau; deren jedem ich eine Beſoldung für 15 Pferde gab, und welche ſchließlich ſagten, wenn ich ihnen Schreiben an alle Bojaren der Moldau zu Gunſten jenes Alexanders gäbe, ſo hofften ſie, den Stephanus entweder zu tödten oder zu vertreiben. Dieſe Schreiben wurden dann verfaßt, und von mir und Andreas Bathor gemeinſchaftlich unterſchrieben. Als nun, ich weiß nicht, ob dieſes oder jenes frühere Schreiben (denn es war ein Monat zwiſchen beiden verlaufen) heimlich von zweien der vornehmſten Bojaren des Woiwoden geleſen wurde, wovon der eine die Verwaltung des Heeres, der andere die der Gelder und Einkünfte deſſelben hatte, wurden ſie von einem Knaben entdeckt und gehört, welcher ſogleich dem Woiwoden hinterbrachte, daß jene heimlich Briefe des Generals E. M. läſen. Der Woiwode aber, wie er immer dergleichen vermuthete, berief im ſelben Augenblick zwei andere zu ſich, aus den Vornehmſten auch, aber Jünglinge, denen er ſagte: Morgen will ich einem von euch das Heerweſen, dem andern den Schatz anvertrauen; wohl zugleich andeutend, daß er jenen andern, welche ſeither jene Aemter hatten, nicht nur dieſe, ſondern auch das Leben nehmen wolle. Die Jünglinge, ſei es unbedachtſam, ſei es mit Vorſatz, eröffneten die Sache jenen Verdächtigen ſelbſt, welche dann, in Betracht der nahe drohenden Gefahr, ihr Vorhaben zu beſchleunigen beſchloſſen und ſo den Woiwoden in der folgenden Nacht tödteten. Nach deſſen Tode ſtellte zwar ſeine Mutter einen andern an ſeiner Stelle auf; die Mörder aber ſandten ohne Verzug um jenen Alexander, der damals anders hieß, und machten ihn mit Hilfe des Königs von Polen, nach Vertreibung des erſteren, zum Woiwoden, welcher König von Polen jenen nämlich immer zu dieſem Ende unterhalten hatte. — Er wollte aber Alexander genannt werden, weil ſo jener genannt wird, wovon man ſagt, daß er der wahre und legitime Erbe ſei, und welchem er hat ſagen laſſen, „er möge ſich das Geſchehene nicht verdrießen laſſen, weil er Sorge tragen werde, ihm Unterhalt zu ſichern, und mit Ausnahme der Herrſchaft, ihm alle mögliche Gutthaten zu erweiſen.“ Uns aber ſchickte er jene Schreiben, die ich E. M. zugeſendet, und ſo auch die Bojaren mit Ankündigung eines Deputirten, ſchließlich dahin ſich ausſprechend, daß ſie der Sache E. M.

anhangen, und Ihnen wider Jedermann dienen wollen, welches ſie, wie ich glaube, thun werden; nur im Fall, daß der Sohn des Königs Johannes eintrete, vermuthe ich, daß ſie dieſem vor E. M. anhangen würden. — Der neue Woiwode Alexander ließ für ſich erklären, er wolle dem Könige Ferdinand, ſo lange er lebe, dienen, ſowohl gegen die Türken, als zur Behauptung der Herrſchaft, und ſei dazu höchlich bereit, und wünſche für den Prätendenten der Walachei, (Radul) der damals auch beim Caſtaldo war, etwas zu unternehmen, als welchen er nach Tödtung oder Vertreibung des jetzigen Tyrannen an deſſen Stelle einzuſetzen hoffe, damit ſo viel beſſer ſie beide zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung und zum Dienſte des Königs Ferdinand vereinigt ſein möchten. — Es zeigte ſich aber bald, daß Alexander Polen den Eid geleiſtet habe, und vielmehr eine Stütze der polniſchen Partei in Siebenbürgen war.

„Der in der Walachei factiſch herrſchende Woiwode Myrche, obwohl auch vom Sultan zum Angriff auf Siebenbürgen aufgefordert, und das Land mit demſelben bedrohend, ließ jedoch dem Bürgermeiſter von Herrmannſtadt, Peter Haller, ſchon im Junius 1552 wiſſen, „das Land werde im beruhigteren Stande ſein, wenn nur dem Sultan Tribut gezahlt würde; und es liege dieſem nicht viel daran, wen die Siebenbürger als ihren Herrn erkennten.“ Eine ähnliche Eröffnung hatte er auch dem Loſonczy, Ban von Temeswar, machen laſſen. — Der Deputirte, welcher zum Haller kam, äußerte, ſo viel er verſtände, habe ſein Herr ſolches ohne Zweifel von der Pforte. — Weil nun die Einwohner ſich mehr und mehr dahin neigten, den Sohn des Johannes zurückzuführen, ſo beſchloſſen Caſtaldo, Bathor u. ſ. w. dieſer Verhandlung den freieſten Lauf zu laſſen, vorausgeſetzt, daß Ferdinand als Herr des Landes anerkannt bliebe; letzterem Punkt ließen ſie ſich von den Vornehmſten angeloben, und geſtatteten ſonſt den Eingebornen, was ſie wollten, an den Türken zu ſchreiben. Ferdinand hatte insbeſondere genehmigt, daß ein Tribut, Namens der drei ſiebenbürgiſchen Nationen verſprochen werde. — Die Verhandlung ging nun durch Haller, der ein loyaler Anhänger Ferdinand's war. Obwohl nun auch ein Tſchauſch ſagte, es würde dem Sultan nur wenig daran liegen, wer in Siebenbürgen herrſche, wenn nur der Tribut bezahlt würde, ſo mangelte es doch der Verhandlung an einem ſichern Grunde, und ſie wurde bald durch eine gewaltſame Entſetzung des Myrche unterbrochen. Caſtaldo, welcher dem Prätendenten Radul Schutz gewährte, wollte eben jener Verhand-

lung wegen vorerſt nicht in ähnlicher Weiſe zu deſſen Abſichten helfen, wie er es für den Prätendenten der Moldau gethan; Radul aber erreichte ſeine Zwecke in offenem Kriege. Er ſchlug mit einem kleinen Heere von nicht über 4000 Mann in drei Gefechten den Myrche, obwohl deſſen Heer mit Türken, Tartaren und Wallachen auf 100,000 angegeben wird. Als Myrche nach der Schlacht mit wenigen Reitern floh, ſetzten ihm einige Bojaren mit 5000 Reitern und dem neuen Woiwoden Radul ſelbſt nach. Dieſer durchbohrte in hitziger Verfolgung den nächſten Begleiter des Myrche; der letztere wandte ſich um und rief: Welcher Hund iſt es, der uns von hinten verfolgt? und der Verfolgende rief: Ich bin es, Radul ſelbſt, der dich tödten wollte, wenn mich nicht die Kleidung deines Bojaren getäuſcht hätte. — Jener entkam dann noch nach Gyorgyò, welche Feſte Radul mit Kriegsmacht und Bomben bedrohend, die Auslieferung des Ueberwundenen verlangte. Der Commandant, ſich zu ſchwach fühlend, bewilligte, den Myrche in der Stadt und Feſtung zu ſuchen, und übergab dem Sieger auch gegen Sicherheit als Geißel den Aly Tſchauſch, der, als er nach Bucharest kam, ausrief: Nicht von Deutſchen und Italienern, wie Jener geſagt, ſondern von ſeinen eigenen Leuten iſt Myrche vertrieben worden, und hat den Lohn ſeiner Thaten erhalten. — Radul ſandte, nachdem er Herr der Wallachei war, zwei Geſandte an Caſtaldo, mit dem Verſprechen, daß er, eingedenk der ihm erzeigten Wohlthaten, immer dem Könige Ferdinand treu ſein, und nie von dieſer heilig übernommenen Verpflichtung abgehen wolle. Zugleich bat er, Caſtaldo möge zur noch größeren Befeſtigung ſeiner Lage ihm 500 Fußvolk ſenden, und mit einigen deutſchen Fähnlein und 300 ſchwerer Reiterei in der Nähe der Gränze verweilen.

„Es war für die Begründung einer feſten Herrſchaft in Ungarn und Siebenbürgen, mit allen der Krone angehörigen Ländern der Gang des Krieges wider die Türken allein entſcheidend. Ferdinand hatte den Verſuch erneuert, ſich von Polen her endlich einmal eine nachbarliche Beihilfe gegen den gemeinſamen Feind der Chriſtenheit zu erlangen. Er ließ zunächſt verſtellen, daß nicht Er den Waffenſtillſtand gebrochen habe, ſondern die Türken, ſowohl früher, z. B. durch Wegnahme dreier Schlöſſer durch den Paſcha von Ofen und andere Einfälle ins diesſeitige Gebiet, als durch die Angriffe auf Siebenbürgen und das untere Ungarn im Jahre 1551. — Denn das Einverſtändiß Ferdinand's mit Iſabella, Petrowyt und dem vormaligen Bruder Georg Martinuzzi's, Siebenbürgen unter ehrenvollen

Bedingungen wieder mit der Krone zu vereinigen, ſei nicht wider den Waffenſtillſtand geweſen, weil zwiſchen Chriſten und Chriſten geſchloſſen. — Alle Urſachen habe Polen, gegen den gemeinſchaftlichen Feind mit Ungarn gemeine Sache zu machen, wie in früheren Zeiten. Wenn gleich ſeine eigenen Reiche und Provinzen größere Steuern zum Kriege bewilliget hätten, als je zuvor während ſeiner Regierung, und auch auf dem letzten deutſchen Reichstage zu Augsburg der gemeine Pfennig bewilligt worden, ſo ſei doch, dem übermächtigen Feinde kraftvoll zu begegnen, nur durch Verbindung Mehrerer möglich. Ungarn, Polen, Croaten ſeien die natürlichen Verbündeten wider denſelben, und durch ihre leichte Reiterei vorzugsweiſe zu dieſem Kriege geeignet. Gern ſähe dieſer Feind, wenn während des Krieges mit dem einen, der andere ſich durch trügeriſchen Frieden bewegen ließe, ruhig zu ſitzen, um dieſe kurze Ruhe, wie das Geſchenk jenes Cyklopen, durch ſpäteres Verderben zu büßen. — Siebenbürgen aber ſei durch ſeine Lage, wie auch durch ſeine Gebirge und Hilfsmittel der wichtigſte Angriffs- und Vertheidigungspunkt gegen die Türken für alle umliegenden Länder. — Und ſo ſchön der Frieden, ſo wenig ſei er anzunehmen, wenn ſich der Krieg unter dem Namen des Friedens verberge, und Verderben unter ſcheinbarer Ruhe laure; ein ſolcher Frieden ſei vielmehr mit Kampf und Krieg zurückzuweiſen. Nicht bloß auf den augenblicklichen Stand der Reiche, ſondern auch auf deren künftiges Wohl müßten großmüthige und fromme Könige ſehen. Denn nicht minder würden ſie von den Türken angegriffen werden, ſchon weil ſie Chriſten ſeien, und weil ſie ein blühendes Reich hätten. Und da der Krieg unvermeidlich ſei, ſo wäre ihn aufzuſchieben verderblich, und jetzt die Gelegenheit günſtig. — Der Wahn aber von der Unüberwindlichkeit der Türken ſei ſchon widerlegt, Ferdinand habe während ſeiner ganzen Regierung die größte Laſt dieſes Krieges getragen, und in den vier vom Sultan perſönlich angeführten Zügen habe derſelbe wenigſtens viel weniger erreicht, als er gehofft, und als die Menſchen gefürchtet hätten. Die neulichen günſtigen Begebenheiten (bei Lippa und Temeswar nämlich), möchten auch als der Anfang glücklicherer Erfolge gegen die Mohamedaner angeſehen werden, als welche weniger durch eigene Tugend, als durch die Fehler der Gegner groß geworden, und deren Maß, wie jenes des Amorrhäer erfüllt ſein möchte. — Doch blieben auch damals dieſe Vorſtellungen vergeblich, und vielmehr drohte von dort her, wie

ſchon erwähnt, eine ernſte Gefahr für Begünſtigung des türkiſchen Uebergewichts zur Zurückführung Iſabellens und ihres Sohnes unter der Hoheit der Osmannen.

„Die Kriegsgeſchichte dieſes Jahres 1552 iſt abermals eine Reihe von trauervollen, zum Theil ſehr ſchmählichen Ereigniſſen, von einigem Ruhme durch die Tapferkeit ungariſcher Anführer begleitet.

„Noch während des Winterquartiers hatte ein kühner Ungar, Michael Totus, in früherer Zeit Bürgermeiſter von Szegedin (ehe die Türken dort eine Citadelle gebaut hatten) den Plan entworfen, und mit Caſtaldo verabredet, dieſe Stadt durch Ueberfall wieder zu gewinnen, und der Feldherr trug dem Aldana auf, jenen zu unterſtützen. Nachdem dieſer mit anderen Oberſten, Peter Bakith, Alphonſo Perez, Adam Opperſtorff ſich zu dieſem Unternehmen einverſtanden hatte, führte Totus mit zuſammengebrachten 5000 Haiducken dieſen Heerhaufen an, hinziehend längs der Theiß, und ſeine Leute möglichſt verbergend im Dickicht des Schilfs und der Geſträuche, und ſcheinbar in der Richtung auf Becskerek; lenkte dann ſeitwärts und langte dann unerwartet (in der Nacht vor St. Matthias) am Fluſſe gegenüber von Szegedin an. Beliebt bei den Bürgern und den dortigen Fiſchern, hatte Totus ſich leicht die nöthigen Einverſtändniſſe verſchafft, und ſetzte in Nachen, als die Türken ſorglos ſchliefen, ſeine Leute über den Strom. Sie beſetzten glücklich ein Thor und die Zugänge aus der Stadt in die Citadelle; machten dann die Türken in großer Anzahl nieder, theils in der Stadt, theils beim Entfliehen und am Strom; der Anführer Hederbeg, nackt entfliehend, rettete ſich mit Mühe in die Burg; die Haiducken plünderten Häuſer, Läden und Caſſen der dort befindlichen reichen türkiſchen und jüdiſchen Kaufleute und Steuerpächter. Reich war die Beute und die Haiducken ſchwelgten mehrere Tage im Ueberfluß. — Indeſſen gab Hederbeg dem Paſcha von Ofen, dem Eunuchen Aly, Nachricht von dem ihm zugeſtoßenen Unfall, und dieſer kam ſogleich mit übermächtigem Heer, und mit Feldgeſchützen in Eilmärſchen herbei, um die Stadt wieder zu gewinnen. Die Oberſten ziehen ihm entgegen, während die Haiducken, alle Zucht verachtend, den Wein und die Schenken nicht verlaſſen wollen, und nur gedrängt von den Türken aus der Burg in Unordnung nachfolgen. — Das Gefecht war heiß und durch mehrere Stunden unentſchieden; zuerſt verſuchte auf dem rechten Flügel die deutſche, auf dem linken die ungariſche Reiterei, die Flügel der Feinde zu durchbrechen; — ſodann ſchloß man ſich

aneinander im Mitteltreffen, wo Aldana und Bakith hielten, und drang in die feindliche Mitte ein. Aber die Feldschlangen der Feinde tödteten Viele, die Hauptfahne mit dem Adler ward verloren, erst Einige, dann Alle wandten sich zur Flucht. Castaldo maß der Feigheit Aldana's den Verlust der Schlacht bei. Die Reiterei mit den Obersten rettete sich durch die Schnelle ihrer Pferde; von den Haiducken, die im Haufen zusammengedrängt, noch lange Widerstand leisteten, entkam fast keiner; Totus durchschwamm mit 20 Genossen die Theiß. — Die Siegeszeichen, welche der Pascha nach Constantinopel sandte, waren 5000 Nasen und 40 Fahnen, aber der Verlust an Menschen war eben so groß auf türkischer Seite. — Auf Casim, der von Becskerek herbeigekommen war, hatte drei Tage zuvor ein ungarisches Streifcorps unter Valentinus Nagy und Peter Török getroffen, und ihn nach dreistündigem Gefecht in die Flucht getrieben. Aber die unglücklichen Sieger fielen dem Heere des Pascha in die Hände und wurden fast bis auf den letzten Mann niedergemacht. — Durch diesen unglücklichen Erfolg ward der Besitz von jenen weiten Ebenen zwischen der Donau und Theiß, welche unzählige Heerden größeren und kleineren Viehes ernähren, den Türken für längere Zeit gesichert.

„Derselbe Pascha Aly der Eunuche*) nahm im Sommer dieses Jahres Vesprim**) (1. Junius) und Dreghel (9. Julius). Jenes hatte einen neuen Befehlshaber erhalten, da der frühere, Johannes Pachy, nach Comorn übersetzt war. Aber der von jenem zurückgelassene Michael der Eiserne wollte den neuen Commandanten nicht zulassen, weil er zuvor den Zehnten für Pachy eintreiben müsse. So stritt man um elenden Gewinn, während die Türken begannen, von zwei Seiten eifrig die Mauern zu beschießen. Am zehnten Tage machten die unordentlich geworbenen Truppen eine Meuterei, und gingen schaarenweise durch die Lücken der Stadtmauern

*) Klein und aufgedunsen, dabei rauher Stimme, widerlichen Ansehens, mit zwischen den Schultern steckendem Kopfe, und gleichsam zwei aus dem Munde hervorstehenden Schweinszähnen; — er war eben so tapfer als kriegskundig.

**) Von Vesprim aus hatte ein Streifcorps den Sandszak von Stuhlweißenburg mit einem türkischen Geschwader im nächtlichen Gefecht geschlagen, wobei unter andern von den Janitscharen Elezes der Zornige, der mit beiden Händen eine große Axt im Gefecht zu führen pflegte, gefallen war. Dies weckte den Zorn des Pascha.

zum Feinde über, welcher ſie aber im nahegelegenen Thale bis auf den letzten Mann niedermetzeln ließ. — Rathlos übergab Michael auch das Schloß gegen freien Abzug, der jedoch den meiſten ſchlecht gehalten wurde; auch Michael blieb in Gefangenſchaft. — Dreghel dagegen ward von Georg Zendy mit großem Ruhme vertheidigt. Aufgefordert, ſich zu ergeben, ſandte er vielmehr dem Paſcha zwei gefangene Knaben, beſchenkt, und in Purpurkleidern zurück, die jener zum Kriegshandwerk erziehen möge. Er wolle ſterben, wenn er die Veſte nicht zu behaupten vermöchte. — Dann empfing er die Sacramente, ließ von Allen Kleider, koſtbares Geſchirr, Geld und Habe zuſammentragen und verbrennen; ſtach ſeine Pferde nieder, und begegnete den ſchon in die Burg einbrechenden Feinden im harten Gefecht. Am rechten Knie verwundet, und auf's linke niederſinkend, fuhr er noch fort, ritterlich zu kämpfen, bis er von mehreren Kugeln getödtet ward. Der Paſcha beerdigte ihn ehrenvoll. — Auch andere Schlöſſer, Szecheny, Corvo, Buſſa, letzteres von Soldaten des Sigismund Balaſſa mit der größten Tapferkeit vertheidigt, — fielen um dieſelbe Zeit in die Gewalt des Paſcha's von Ofen, des Eunuchen Aly.

„Dieſe wiederholten Verluſte, dieſe aus ſo drohender Nähe, aus dem Herzen von Ungarn ſelbſt her geſchlagenen Wunden erfüllten das Gemüth vaterlandliebender Ungarn mit düſtern Ahnungen. Thomas Nadasdy, welchen König Ferdinand von Paſſau aus nach Wien berufen hatte, um ſich mit ihm perſönlich zu berathen, äußerte in der bald nach dem Fall von Veſprim geſchriebenen Antwort: „Wird nicht zeitlicher vorgebauet, ſo wird, fürchte ich, geſchehen, was ich ſchon vor einigen Jahren vorausgeſagt habe, und wolle Gott, daß ich ein falſcher Prophet ſei! daß nämlich alle benachbarte ungariſche Veſten, eine nach der andern erobert werden, und wir von den meiſten ſchneller ihren Fall, als ihre Belagerung hören werden. Und ſind die verloren, ſo verlieren wir auch Reiterei und Fußvolk, ja die ganze ungariſche Nation. — Dann aber, wenn der Feind vor den Thoren von Neuſtadt, Grätz und Wien hin und her reiten wird (was der Allmächtige nach ſeiner Barmherzigkeit abwenden wolle), dann wird Deutſchland ſehen, wen es durchbohrt hat; ihnen wird nichts Anderes geſchehen, als was uns Ungarn geſchehen iſt; da wir unthätig zuſahen und geſchehen ließen, wie von den Türken die Bosnier, Bulgaren, Raitzen, Dalmaten, Croaten, Moldauer und Wallachen erobert wurden, welche jetzt die Reſte von Ungarn tauſendmal mehr, als die eigentlichen Türken verfolgen!“

„Im Anfange des Sommers brach Achmet, nach Ankunft des aſiatiſchen Kriegsvolks mit einem großen Heere von Adrianopel auf und kam am 25. Tage nach Semendria, wo er ſich mit dem Beglerbeg von Rumelien, Mahmet, vereinigte. Bei Belgrad und Titel überſetzte das Heer die Donau und Theiß und zog gegen Temeswar, deſſen Vertheidigung durch den tapfern und großgeſinnten Loſonczy an tragiſcher Erhabenheit die meiſten Vorfälle der damaligen Kriegsgeſchichte übertrifft. An Johann des Täufers Tage kamen die erſten Türken, 1500 Reiter, vor Temeswar, mit denen ſogleich die Beſatzung, noch in Abweſenheit des Loſonczy, ein hartnäckiges und glückliches Gefecht beſtand. Dieſer hatte Zurüſtungen beſorgt, und traf in der Nacht ein; des folgenden Tages wurden alle Oberſten und Hauptleute der Beſatzung, Spanier und Deutſche berufen, welche einander den Eid leiſteten, die Feſtung zu erhalten. Loſonczy ſprach zu ihnen wenige Worte, ſie ihrer früher bewährten Tapferkeit erinnernd, ſie ermahnend, das ihnen anvertraute wichtige Bollwerk vor der habſüchtigen Wuth der Osmanen zu bewahren. Die Beſatzung beſtand aus Spaniern, Deutſchen und Ungarn, zuſammen gegen 3000 Mann. — Am folgenden Tage kam ein neuer Vortrab der Türken, mit welchen ſogleich ein Gefecht begonnen, und mit Vortheil geführt ward. — Achmet mit dem geſammten Heer kam vier Tage ſpäter vor die Stadt, mit 36 Stück ſchweren Geſchützes, außer den Feldſchlangen und Falkonetten. Die Häuſer der Inſel (der kleinen Stadt) wurden von den Belagerten niedergebrannt, worauf die Türken die Trümmer zur Aufführung ihres Geſchützes benützten, und in den Mauern der Hauptbollwerke der größeren Stadt eine große Breſche bewirkten. Achmet*) gab das Zeichen zum Sturm, der mit großer Heftigkeit unternommen, von den Spaniern unter Caſtelluvio und den dort befindlichen Ungarn abgeſchlagen ward. Der heldenmüthige Caſtelluvio, als er bei entſchiedener Flucht der Feinde Helm und Panzer abgelegt hatte,

*) Dieſer war der zweite Vezier, und nachdem Ruſtan Paſcha, in Folge der ihm oder vielmehr ſeiner Schwiegermutter, (der den Suleiman beherrſchenden Sultanin Chaſſeki Churrem, einer ruſſiſchen Sclavin) zugeſchriebenen Ermordung des Prinzen Muſtapha, um die Wuth der Janitſcharen zu ſtillen, abgeſetzt worden (Oktober 1553), — wurde Achmed Paſcha an ſeiner Statt Großvezier. Zwei Jahre ſpäter wurde aber letzterer, als er in den Divan ging, ergriffen und hingerichtet, Ruſtan dagegen wieder auf's Neue Großvezier.

ward von einer Kugel getroffen und mit großer Trauer der Seinigen in dem Bollwerke ſelbſt, dem Schauplatz ſeiner rühmlichen Anſtrengungen begraben. Von den Barbaren waren zwei Tauſend geblieben oder ſchwer verwundet: unter andern fiel ſchwer verwundet der Sandſchak von Nikopol, Muſtapha Delal, d. h. der fette, als er die Seinigen mit lautem Geſchrei zu neuen Verſuchen ermahnte. — Mangel an Pulver ließ dann die Belagerung eine kurze Zeit ruhen. Forkaſicz erbeutete bei einem Ausfall Kameele, Büffel und Pferde. Den Beglerbeg von Anatolien, welcher aus Semendria mit ſtarker Begleitung Pulver holte, griffen unterwegs Soldaten aus Karanſebes an und trieben ihn in die Flucht. Doch langte der vorangeſchickte Pulvertransport im Lager an, und man begann ſodann vorzüglich den Waſſerthurm, welcher zwiſchen Stadt und Feſtung lag, zu beſchießen. — Caſtaldo und Andreas Bathory hatten zu einem wirklichen Entſatz, wenn auch die obenerwähnten großen Hinderniſſe nicht geweſen wären, nicht Kriegsmacht genug; und es mußten wider die Invaſion des Moldauers die feſten Plätze beſetzt bleiben. Caſtaldo hatte aber (laut Bericht vom 24. Julius) den feſten Vorſatz, mit 4000 Deutſchen und 500 Spaniern, den einzigen, die er mit ſich führen konnte, gegen Lippa zu ziehen, um wenigſtens von da aus den in Temeswar Belagerten gute Hoffnung zu geben, Verſtärkung aus Ungarn zu erwarten und dann ſobald mit Bathory offenſiv zu handeln, als es ohne allzugroße Gefahr geſchehen könnte. Daß auch jenes nicht geſchah, wurde eines Theils durch die obenerwähnten Umſtände, Mangel an Sold und Widerſetzlichkeit der Truppen, vorzüglich aber durch die ſchwierige Stimmung der Szekler verhindert. — Loſonczy ward inne, daß er auf Hilfe von Caſtaldo und Andreas Bathory aus Siebenbürgen vergebens warte, aber nichts beugte ſeinen muthigen Sinn. Er ſandte ſeinen Schreiber, Stephan Feldvar, mit ſeinem gemachten Teſtamente und mit Briefen an ſeine Gemahlin Anna Pekry, worin er ihr auftrug, Schlöſſer und Güter zu verpfänden und dafür in Eile Soldaten zu werben, Vorräthe anzuſchaffen und ihm zuzuſenden. In türkiſchen Kleidern hatte Feldvar die Wachſamkeit der Feinde getäuſcht und vollzog ſeinen Auftrag; 500 Mann zu Fuß und ein Transport Pulver wurden abgeſchickt, unter der Führung des kundigen und tapfern Michael Toth. Als aber die Soldaten erfuhren, daß ſie nach Temeswar ſollten, erſchraken ſie vor der Unternehmung und die meiſten verließen ihn; was übrig blieb, ward von einem Haufen türkiſcher Reiterei angegriffen und

[illegible] Auf die Nachricht hiervon zerstreute sich auch eine Schaar [illegible] welche von Warasdin ausgesandt worden. So blieb den Belagerten außer dem Vertrauen auf die Macht, welche in glücklichen wie in [illegible] Begebenheiten waltet, nur ihre eigene Stärke, ihr Muth und ihr [illegible]. Bald stürzten die Mauern des Wasserthurmes an drei Orten bis auf den Grund ein. Am Jakobstage, dem 32. der Belagerung, ließ Achmet durch Tschausche im Lager ausrufen, er habe beschlossen, daß an dem Tage die Festung genommen werden oder des Heeres größter Theil sein Grab finden sollte. Nach genommenem Mahl begann der Sturm auf den Wasserthurm und währte fünf Stunden mit großer Hitze. Aber so groß war die Ausdauer der Besatzung, daß die Feinde mit einem Verlust von beinahe 3000 Mann für den Tag abstehen mußten. Es wird angegeben, daß von den Vertheidigern 113 blieben; verwundet aber wurden Viele und unter ihnen einer der spanischen Anführer, Mendozo. — Des andern Tages erneuerte sich der Sturm. Achmet selbst lenkte und befeuerte ihn mit Zuruf und Zeichen; die andern Anführer und Tschausche durcheilten die Reihen, den tapfer Streitenden ward Lob ertheilt und Lohn versprochen; die Weichenden wurden mit eisernen Keulen vorangetrieben; die Ermüdeten mit frischen Leuten abgelöst. Der Thurm ward erobert. — Da fiel der Besatzung der Muth, zumal weil aller Pulvervorrath erschöpft war, und kaum noch einmal das schwere Geschütz abgefeuert werden konnte. Castaldo hatte wenigstens in diesem Punkte es nicht versäumt, die Bedrängten zu bedenken. Aldana aber, der zu Lippa befehligte, hatte von 116,000 Centnern Pulver, die Castaldo gesendet, nur 6000 nach Temeswar gelangen lassen, wie man glaubt aus Neid, weil nicht er, sondern Losonczy, zum Bau von Temeswar ernannt war; gleichwie er auch früher schon Geld zurückgehalten hatte, was für die Befestigung von Temeswar bestimmt gewesen. In der jetzigen Noth langten aus der Stadt Vorstellungen an Losonczy, er möge der Bürger und ihrer Weiber und Kinder eingedenk sein. Auch die bei ihm in der Citadelle waren, waren von der Vorstellung des Mangels an allen Bedürfnissen, von Erschöpfung und Hunger überwältigt.

Ja man wollte auch trotz dem Losonczy, der allein aufrechten Muthes blieb, sich auf Uebergabe einlassen. — Und da Achmet feierlich freien Abzug mit aller Habe bewilligte, so ward auf diese Bedingung das Schloß übergeben. Voran zogen Wagen mit den Kranken und dem Gepäck, ihnen nach der Feldherr, dann die übrig gebliebenen Truppen, und endlich die

Bürger. Die Türken ſtanden in dichten Schaaren, den Abziehenden kaum freien Weg laſſend. Achmet befahl, die Bürger ſollten auf die linke Seite, die Wagen auf die Rechte geordnet werden. Den Loſonczy begrüßten der Beglerbeg und Caſim, und begleiteten ihn zwiſchen den Bewaffneten. Bald zeigte ſich Verrath; die Janitſcharen griffen junge Leute aus dem Zuge an, und machten nieder, was ſich widerſetzte. Der junge Andreas Tomoty, Neffe jenes unglücklichen Heerführers bei Mohacz, welcher den vergoldeten Helm und Panzer des Loſonczy trug, ward vom Pferde geſtoßen. — Bei der entſtehenden Bewegung wichen der Beglerbeg und Caſim zurück; Loſonczy aber rief zum Perez und zum Simon Forgacz, welche nah bei ihm waren: Das iſt der Gipfel der türkiſchen Treuloſigkeit! zieht die Waffen, daß wir nicht ohne Vergeltung ſterben. Dann erſtach er einen Offizier des Caſim; man ſtieß in die Hörner, und zog die Schwerter, einer den andern ermunternd, rühmlich zu fallen. Ihre verzweifelte Gegenwehr ward von der großen Uebermacht unterdrückt. Loſonczy ſelbſt, am Kopf und in der Seite tödtlich verwundet, während auch ſein Pferd fiel, ward gefangen. Zu Achmet gebracht, und ſchon ſterbend, warf er dieſem mit ſcharfen Worten den verübten Meineid und Treuloſigkeit vor. Jener erwiderte mit der Beſchuldigung, auch den Ulma bei Lippa habe man verderben wollen; ließ, als ein Bube, dem ſterbenden Feldherrn das Haupt abſchlagen, und ſandte es einbalſamirt, als Zeichen der Eroberung nach Conſtantinopel. Perez entrinnend auf ſchnellem Pferde, aber eifrig verfolgt, ſprang in einen Fluß und fand ſeinen Tod. — Den Lupus Bathyany forderte der Renegat Muſtapha als Gefangenen, und erklärte, er würde ihn von Suleiman ſelbſt erhalten. Da überließ ſich Achmet ſeiner Wuth und ließ ihm Arme und Beine bis zu den Knieen abhauen. Faſt Alle, die man gefangen machte, wurden ausgezogen und grauſam geſchlachtet. Nur Wenige wurden lebend in Gefangenſchaft behalten, und hiervon Milak und Forkaſicz ſpäter ausgelöſ't; Forgacz, mit abgeſchnittener Naſe, was ihm ein Ehrenzeichen war, gegen den Gefangenen des Melchior Balaſſa, Sabaces, Befehlshaber der Reiterei zu Gran, ausgetauſcht. Einige andere namhafte Männer befreiten ſich ſelbſt auf dem Wege nach Conſtantinopel, indem ſie die Ketten zerriſſen und die Führer ermordeten. Den Bürgern ward erlaubt in die Stadt zurückzukehren und ihre Geſchäfte fortzuſetzen.

„Dem durch keine Tapferkeit der Vertheidiger aufzuhaltenden Fall von Temeswar folgte in der ſchmachvollſten Weiſe jener von Lippa.

Letztere Feste, gleichsam der Schlüssel zu Siebenbürgen und dem Lande aufwärts der Theiß, war mit großer Sorgfalt inzwischen befestiget, und mit Kriegsvorrath und Nahrungsmitteln hinreichend auf zwei Jahre mit einem Aufwande von 150,000 fl. versehen worden, der Citadelle von Mailand gleichzustellen, und Aldana hatte von Warasdin sowohl als Gyula das Geschütz wegführen lassen, um Lippa mehr zu sichern. — Er hatte früher schon 400 Deutsche unter Paul v. Zara, 200 Spanier, 200 Haiducken, 200 Reiter; — Bakith mit seinen Reitern lag ganz nahe; Loch hatte ihm ungarische Fußtruppen zugeführt; Lad. Nikol war mit 700 Haiducken, Melchior Balassa mit 200 Reitern, Johann Török mit seinen Leuten herangekommen; Thom. Varcocz stand mit 400 Büchsenschützen ganz nahe; Castaldo hatte unter Lopez und Villandrado ein deutsches und ein spanisches Fähnlein hingesandt, und andere Deutsche und Spanier standen in der Nähe. — Und Aldana gab nun diese Festung auf, ließ einen Theil der Festungswerke und das schwere Geschütz sprengen, die Magazine verbrennen, die Stadt selbst an mehreren Seiten anzünden, damit die Türken einen Schutthaufen finden sollten, und zog davon, vier Tage, ehe ein Türke vor Lippa eintraf. — Als die Türken diesen wichtigen Punkt sodann besetzten, rief Casim Beg aus, der Sultan habe nie einen größeren Sieg erlangt, als diesen, da er eine Feste, die wichtiger sei als Ofen und Belgrad, gewonnen, die ihn zum Herrn von ganz Ungarn und Siebenbürgen mache. — Eine der nächsten Folgen war, daß 100,000 Raitzen, welche mit ihrer Habe und 13,000 Wagen auf einer Insel der Maroſch unter dem Schutze der Festung Lippa Zuflucht gesucht hatten, den Aldana einen Hund und Verräther nennend, sich den Türken ergaben und Feinde wurden. Lugosch und Karansebes, deren Besatzungen zu ausdauerndem Widerstand bereit, aber allzu schwach und ganz hilflos waren, fielen ebenfalls in die Gewalt des Siegers und erhielten leidliche Bedingungen. Ein Spanier, welchem Aldana Solymos, eine durch Lage uneinnehmbare Veste, anvertraut, verließ dieselbe, nachdem er zwei Türken am Fuß des Berges hatte streifen gesehen. — Castaldo fand in seinen Berichten über jenen schmählichen Fall, der das Unglück des Feldzuges entschied, Siebenbürgen bloß stellte und auch der Gegenpartei den scheinbarsten Grund und Vorwand gab, sich unter die Hoheit der Türken zu stellen, für seinen Schmerz und Zorn keine Worte. — „Es hat gefallen, schrieb er, daß dieser Aldana, die Schande und Schmach seiner Nation nicht nur, sondern

der Menſchheit, ſo lange leben mußte, bis er der Chriſtenheit dieſe Wunde ſchlug. — Man kann nicht denken, was ihn dazu angetrieben hat, als die Trunkenheit, der er faſt immerfort unterlag, oder daß, außer ſeiner natürlichen Feigheit, irgend ein Teufel ihm in den Leib gefahren iſt, daß er ſo viele Tauſende von Seelen verderbe, und denen acht Tauſenden nachſende, welche nicht minder ſeine Schlechtigkeit dem Feinde überliefert hatte. Verzeihen E. M. dieſer meiner gerechteſten Wuth! — Das ſind die Worte, die er prahlte, er begehre, daß die Macht der Feinde dorthin käme, weil er den Ort ſelbſt gegen den Sultan behaupten wolle. — Das ſind des Aldana herrliche Thaten! Gewiß reichte jener Verluſt von Szegedin hin, daß man ſeine Feigheit, Schlechtigkeit und Thorheit erkannt hätte, aber Gott hat es ſo gewollt, um Alles in's Verderben zu geben. Ich ſehe für die hieſigen Angelegenheiten kein Mittl mehr, ſondern daß es mit Allem aus iſt. Ich ſehe, wie die Einwohner ſchon beginnen, wider uns die Waffen zu ergreifen, und ich weiß nicht, was noch geſchehen kann, als zu ſterben, nachdem mein Unglück es ſo gewollt hat, daß mein vieles Bitten und Ausrufen nicht gehört worden iſt! Nichts konnte mir die Furcht einflößen, dieſes Land zu verlieren, als der Verluſt jenes Ortes, für deſſen Befeſtigung ich Alles aufgeboten hatte. — Er iſt nun mit ſo viel Bollwerken, ſo viel Leuten, ſo viel Vorräthen ſo feige geflohen, und hat ganz Ungarn in's Verderben gegeben. Was bleibt mir zu thun, als Gott um eine Gelegenheit zu bitten, das Leben wenigſtens mit Ehren zu enden!" (Megies 31. Juli 1552). — König Ferdinand, an welchen Aldana ſeinen Bruder abgeſchickt, und um Verhör bitten laſſen, da kein Soldat habe bleiben wollen, ordnete eine kriegsrechtliche Unterſuchung durch Caſtaldo, Andreas Bathory, Brandeis, Helfenſtein und Avila an, der ſich aber Bathory entſchlug, „weil Aldana kein Ungar, und weil dieſer bei Hofe ſo viel Fürſprecher haben werde, daß Mühe und Dinte verloren ſein würde." Caſtaldo übertrug die Unterſuchung dem Avila, welcher dieſelbe durch den eigenen Auditeur Aldana's führen ließ; — dennoch beklagte ſich dieſer über Parteilichkeit, und daß Caſtaldo Partei und Richter ſei. „Wenn ich Richter hätte ſein wollen, ſchrieb dieſer hierauf, und als ſolcher gerecht und heilig Juſtiz verwalten, ſo hätte ich ihn in den Feuerofen werfen und elend verbrennen laſſen." — Indeſſen befahl Ferdinand, weil jener angebe, daß ſeine Zeugen nicht gehört ſeien, die Reaſſumirung des Prozeſſes, und daß während des Prozeſſes der Beklagte anſtändige Haft und freie Berathung mit den Seinigen haben

ſolle. — Das Ende war, daß Aldana gefangen nach Wien geführt, und zum Tode verurtheilt, ihm jedoch das Leben auf Fürbitte der jungen Königin Maria, Gemahlin Maximilians und Tochter des Kaiſers, welche kurz zuvor aus Spanien an den Hof Ferdinands gekommen war, geſchenkt wurde.

„Um Verſtärkung des Heeres und größere Geldmittel, um etwas wider das türkiſche Heer unternehmen zu können, ſchrieb Caſtaldo und auch ſeines Orts Bathory in jeder dringenden Weiſe. „Ich ſehe für die hieſigen Geſchäfte kein Mittel mehr, ſchrieb Caſtaldo (Colosmonſtor 16. Juni 1552) an den König Maximilian; was ich thun kann, iſt, nicht von hier wegzugehen, ſondern hier im Dienſte Gottes und E. M. zu erliegen, und dazu bin ich entſchloſſen. Wenn es möglich wäre, daß italieniſches Fußvolk und deutſche ſchwere Reiter zu rechter Zeit einträfen, ſo erſuchen wir E. M., ſie zum Aufbruch zu bringen, aber ohne Geld wird, je mehr Kriegsvolk kömmt, es nur um ſo ſchlimmer ſein. Wehe, wie oft habe ich im Vorgefühl dieſer Dinge E. M. gebeten, zeitige und angemeſſene Vorkehrung zu treffen, aber die Zwietracht und Hartſinnigkeit der chriſtlichen Fürſten giebt dem gemeinſamen Feinde ſo gute Gelegenheit, wider ſie zu wüthen.“ — König Ferdinand war nicht nur bedacht, ſobald in der Erſchütterung, welche das deutſche Reich verwirrte, ein feſter Ruhepunkt durch Ihn gewonnen worden, an dem Kurfürſten Moritz ſelbſt ſogleich einen Kämpfer gegen die Türken zu gewinnen, — ſondern er ſandte auch den Sforza Pallavicini mit nicht unbeträchtlichen neuen Streitkräften nach Ungarn, welche ſich mit Caſtaldo vereinigen ſollten. — Er ließ aus Böhmen und Tyrol noch weiter Truppen vorrücken, und war der Abſicht, ſobald dieſelben zuſammengekommen ſein würden, in Uebereinſtimmung mit dem Preßburger Reichsſchluß noch ſelbſt jenes Jahr nach Ungarn in's Feld zu rücken, oder ſonſt den Maximilian hin zu ſenden. (Schreiben Ferdinands an Andreas Bathory 19. Auguſt). — Die nächſte Hilfe war die unter Sforza Pallavicini, von welcher aber nur ein kleiner Theil nach Siebenbürgen kam, der andere mit dem genannten Anführer ſelbſt Befehl erhielt, zum größeren Schutz der Bergſtädte gegen den Paſcha von Ofen, in Ungarn ſelbſt zu bleiben. Caſtaldo ſtellte zwar vor, daß es das Beſte ſein möchte, „wenn jener ſich nicht wegen einzelner Schlöſſer von minderer Wichtigkeit aufhalte, ſondern nur Erlau mit einer ſtarken Beſatzung verſehe, und mit den übrigen Truppen nach Siebenbürgen komme, weil es

beſſer ſei, das Haupt als die Füße zu bewahren." — Der König blieb aber bei jener Anordnung, der Wichtigkeit der Bergſtädte wegen, deren Verderben der Paſcha nach dem Fall von Vesprim ſich vorgeſetzt habe, und auch bis nach Wien ſtreifen könne. — So vereinigten ſich mit der dem Paſcha entgegenſtehenden Macht unter Erasmus Teufel noch die durch Sforza Pallavicini in Italien geworbenen 4500 Mann und 3000 deutſche Soldaten unter Detritz. Teufel hatte auch die in mehreren Orten des obern Ungarns liegende Reiterei, 250 deutſche Reiter unter Maſcon, ungariſche unter verſchiedenen Capitänen, dann auch 800 mähriſches Fußvolk und eben ſo viel Haiducken an ſich gezogen, und mit den oben erwähnten geworbenen Truppen über 10,000 Mann im Lager bei Eſſeg verſammelt. — Gleichzeitig verſammelte ſich die Inſurrection aus den 10 obern Comitaten bei Filek, 7000 Mann davon waren ſchon an Ort und Stelle; und das Geſchütz und Feldſchlangen wurden aus den Zeughäuſern von Neuſohl und Biſtritz nach Plobenſtein (Kekkö) geführt, wo ſie Teufel an ſich ziehen und dann zunächſt Dreghel wieder nehmen wollte. Nicht zu verſchmähende Anſtalten allerdings, und wodurch dem Glücke des Feldzuges eine beſſere Wendung gegeben werden zu können ſchien, doch trug das Verhängniß noch neues Unglück in ſeinem Schooße. — Teufel zeigte ſich darin nicht als umſichtigen Feldherrn, daß er ohne vorherige Vereinigung mit den Inſurrectionstruppen, wodurch er dem Paſcha würde überlegen geweſen ſein, das Unternehmen begann. Aber während er noch den Zuzug des Geſchützes erwartete, ward auf der Ebene von Pleſſovicz oder Palaſto das Heer am St. Laurenztage, der oft den Barbaren günſtig geweſen, wie Iſtuanfy bemerkt (10. Auguſt) vom Paſcha angegriffen, welcher etwa 12,000 Mann hatte. Die erſten türkiſchen Haufen, unter Arslanes, wurden in blutigem Gefechte geworfen; dort fiel Franz Deſöffy von den Ungarn, und der Defterdar der Feinde. Um Mittag ſtellte der Paſcha mit ganzer Macht die Schlacht her, und brachte beſonders durch die Artillerie von 14 Feldſchlangen Verwirrung unter das böhmiſche und ungariſche Fußvolk; als es ſchon floh, kamen Teufel und Maſcon, mit der deutſchen Reiterei einen Keil bildend, demſelben zu Hilfe und trieben die Feinde in die Flucht. — Des andern Tages ordnete Teufel alſo die Schlacht, daß das deutſche und italieniſche Fußvolk in der Mitte, und auf einer Seite die ſchwere, auf der andern die leichte Reiterei geſtellt, und das Vordertreffen durch Feldſchlangen beſchützt wurde. Ein blutiges, zweifelhaft bleibendes Gefecht begann,

als durch einen höchſt unglücklichen Zufall ein Pulverwagen Feuer fing und eine furchtbare Exploſion bewirkte. Die dadurch entſtandene Verwirrung nützend, brachen die Türken mit lautem Geſchrei und erneuerter Anſtrengung in das Fußvolk ein; die deutſchen Soldaten wankten und flohen zuerſt, dann die Reiterei. Teufel ſelbſt, indem er die Seinigen zurückzuhalten ſtrebt, wird gefangen; der Biſchof von Waitzen, Sbardellatus, (welcher die Zufuhr beſorgt hatte) bleibt; Sforza Pallavicini, der mit ſeiner Legion ſeitwärts gegen einen Wald gezogen war und umringt wird, muß nach tapferer Gegenwehr, nachdem er die rechte Hand verloren, ſich ebenfalls ergeben. Der Türke machte 4000 Gefangene, und ſandte den Feldherrn Teufel, nachdem derſelbe, reitend unter Trompeten- und Flötenſchall, ſeinen Einzug in Ofen hatte zieren müſſen, nach Conſtantinopel, woſelbſt er dem Sultan Namen und Würde verläugnend, in eine Haut eingenäht und in's Meer ſoll geworfen worden ſein. — Den Sforza entließ der Paſcha ſpäter aus der Gefangenſchaft für ein Löſegeld von 18,000 Ducaten.

„Es zogen ſodann der Paſcha von Ofen ſowohl als auch Achmet in verſchiedenen Richtungen gegen Szolnok, dieſe vor zwei Jahren mit großem Fleiß, am wohlgewählten Vertheidigungspunkt der damaligen Gränze angelegte und mit Allem wohlverſehene Feſte. Sie hatte 24 ſchwere Geſchützſtücke nebſt vielen Falkonetten, 5000 Büchſen und Musketen, 8000 Centner Pulver u. ſ. w. Die Beſatzung beſtand aus Leuten vieler Nationen; der Befehlshaber war Laurentius Nyary, auf begünſtigende Empfehlung, nicht nach Verdienſt, zum Nachfolger des Horvatinovich ernannt, welcher vor Kurzem auf der Reiſe nach Wien von den Türken aufgefangen worden war. Nachdem der Paſcha 8 Tage vor Szolnok gelegen hatte, ohne etwas zu unternehmen, jetzt aber auch das Heer des Achmet ankam, und das weitausgedehnte Lager aufſchlug, entfiel der Beſatzung der Muth, und ſie begann noch dieſelbe Nacht ihr Heil in ſchimpflicher Flucht zu ſuchen. Nyary ſelbſt folgte, beſann ſich aber, da er die Wege ſchon verſchloſſen fand, und ſtellte ſich in's Thor, wo er den Eid geleiſtet hatte. Dort vertheidigte er ſich gegen die herankommenden Türken und ward mit leichter Mühe gefangen. Er rettete ſich ſpäter durch Beſtechung eines Wächters, dem er Gold und Gut gab, und ſeine Tochter zum Weibe ſoll verſprochen haben.

„Die Fortſchritte der türkiſchen Waffen fanden ihr Ziel durch die ruhmvolle Vertheidigung von Erlau, unter Befehl des Doko von

Nußka, (Caſtellan des Biſchofs und Commandanten) nebſt Stephan Metsky und dem Literaten Gregor Bornemiſſa aus Fünfkirchen, dem Sohne eines Schmieds, eine Vertheidigung, welche für immer durch wahren und mit endlichem Glücke gekrönten Heldenmuth denkwürdig iſt. — Nach der Beſiegung des Erasmus Teufel zog der Paſcha von Ofen, mit welchem ſich mehrere Bosniſche Sandſchacken, jener von Belgrad, Haunivanez, und die Söhne des Mehemed, des Siegers bei Eſſeg, Derviſius, der Sandſchak von Fünfkirchen, und Arſlanes von Stuhlweißenburg vereinigt hatten, mit 25,000 Mann gegen Erlau; — und fünf Tage ſpäter kam auch Achmet und der Beglerbeg mit dem großen und ſiegreichen Heere an, deſſen Anzahl, in der Art, wie das unbeſtimmte Gerücht türkiſche Heere ſchätzte, auf mehr als 125,000 Mann angegeben ward. — Von Tihamer aus (8. Septemb.) ſchickte Achmet einen Landmann mit Aufforderungsſchreiben an Dobo und die Seinigen, Verſprechen und Drohungen vereinigend, um ſie bei ſo augenſcheinlicher und gewaltiger Uebermacht zur ſchleunigen Uebergabe zu bewegen. Dobo aber ließ den Ueberbringer feſſeln und ertheilte keine Antwort. An den König Ferdinand und deſſen Kanzler, den Biſchof von Erlau, ſchrieb er um Hilfe und Verſtärkung. Ferdinand ſandte zwei Fähnlein deutſche Truppen, mit dem Befehl, nach Erlau zu gehen, wenn ſie noch durchkommen könnten, ſonſt aber in Kaſchau zu bleiben.*) — Die Befehlshaber hatten von dem benachbarten Adel auf einem zu Shikßo gehaltenen Tage und von den Freiſtädten der Zips einige nicht unbeträchtliche Hilfe erhalten; namentlich 575 Soldaten unter verſchiedenen Anführern. Außerdem kamen zu Hilfe Blasko und Szadomik mit 230 Soldaten, die nach Szolnok beſtimmt geweſen; Caspar Peteo, Zoltai und Fighed mit 100 Reitern; der erwähnte Gregor Bornemiſſa mit 250 Mann u. ſ. w. Zuſammen betrug die Beſatzung an 2000 Mann. — Als Kurfürſt Moritz nach Raab gekommen war, wünſchte Ca-

*) Wenn Erlau fiel, ſo war die nächſte dem Feinde bloßgeſtellte Stadt Kaſchau. Dort war ſeit lange der treugeſinnte Seredy Befehlshaber, der aber kränklich und grämlich war, auch wie die Mitbefehlshaber klagten, (7. Sept.) nichts that, und auf Erinnerung darüber antwortete: er ſei nur da, um die Thore auf- und zuzumachen. Uebrigens ward die Nothwendigkeit vorgeſtellt, mehr Munition zu haben; und Caſtaldo erinnerte: Kaſchau möge recht beſetzt und mit einem tüchtigen Anführer verſehen werden, wozu ſich etwa Carl Zierotin eignen werde.

ſtaldo mit allen Truppen, die er von Siebenbürgen aus in Bewegung ſetzen konnte, ſich mit jenem zu vereinigen, und wo möglich Erlau zu entſetzen. Er ſchrieb zweimal deshalb an Moritz (namentlich 20. Sept.), „er achte, der Kurfürſt möge zum Entſatz von Erlau ziehen, dagegen wolle er auch nicht unterlaſſen, mit dem ſiebenbürgiſchen Häuflein andererſeits zur Entſetzung Erlau's herauszukommen, und beide Haufen zuſammenzubringen." — Weil aber das Corps unter Moritz nicht ſtark war, ſo hielt auch König Ferdinand daſſelbe zum offenen Gefecht mit dem Belagerungsheere für zu ſchwach, und glaubte, es könne der Zweck der Befreiung Erlau's beſſer durch entferntere Diverſionen erreicht werden. Moritz möge gegen einen türkiſchen Platz vordringen (wenigſtens bis Stuhlweißenburg), der türkiſche Stolz würde keinen Ort fallen laſſen wollen, und ſo würden die türkiſchen Anführer genöthigt ſein, ihr Heer wiederum zu theilen. — Caſtaldo möge zu gleichem Ende wenigſtens eine Demonſtration gegen Lippa machen, um dem Zwecke von jener Seite entgegenzukommen; übrigens aber möge er nicht aus Siebenbürgen gehen, was die Einwohner ganz anders auslegen würden, und das ihm obliegende Geſchäft der Behauptung Siebenbürgens ſtandhaft und ſtarkmüthig fortſetzen. — Inwiefern nun dieſe Anordnungen an dem ſpätern Rückzuge der Belagerung einigen Theil hatten, iſt wohl nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen; nahe Hilfe aber ward jenen Capitainen in Erlau wenigſtens nicht, welche auch ſchon am 25. Auguſt an Caſtaldo geſchrieben hatten: „Wir haben auch die Ankunft der kön. Majeſtät in Wien erfahren; wir wiſſen auch recht wohl die Länge und die Breite des Lagers, welches bei Sempte geſchlagen worden, aber alle unſere Hilfe iſt blos von Gott, nicht von Menſchen." — Beim Anfang der Belagerung zog Dobo die nöthigen Handwerker, Fleiſcher ꝛc., auch Aerzte und Wundärzte, dann 180 Bauern, und zum Brotbacken und Kochen einige Weiber in die Veſte, verſah dieſelbe reichlich mit Lebensbedürfniſſen, und verſammelte alle Anführer zur Eidesleiſtung und zum gemeinſchaftlichen Beſchluſſe, daß Niemandem außerhalb den Mauern mit irgend Jemand zu ſprechen erlaubt ſein ſolle; daß Niemand mit einem Andern heimliche Reden und Anſchläge machen; daß die bloße Erwähnung der Uebergabe mit dem Tode beſtraft werden ſolle. Auf die erſte Nachricht von der Ankunft der Feinde begannen einige Anführer ihrerſeits mit einem Ausfall, bei welchem ſie von einem Hinterhalte her mehrere Reiter und Pferde mit koſtbarem Gepäck erbeuteten, als feine Pelze, goldgeſchmückte Helme und Panzer, Rilpferd-

Schweife, Zelte von perſiſcher und phrygiſcher Arbeit, Federbüſche mit Gold und Edelſteinen ꝛc. Doch man kam bald zu ernſteren Dingen. — Nachdem die Gezelte der Türken in weiter Ausdehnung auf den Hügeln und in den Thälern aufgeſchlagen waren, und jede Abtheilung ihre Stellung eingenommen hatte, die Janitſcharen vor dem Magyar-Thore, der Paſcha von Ofen öſtlich auf dem Berge, auf deſſen Vorſprung die Feſte gebaut iſt, Achmet und der Beglerbeg weſtlich im Erlauthale; — nachdem ſodann die Belagerten ſelbſt einen Theil der untenliegenden Stadt verbrannt hatten, damit die Gebäude nicht zum Vortheil des Feindes dienen möchten, — ließ der Paſcha durch dreimal drei Schüſſe aus Fünfzigpfündern gleichſam das Zeichen geben, daß die Belagerung begonnen habe. Drei Tage ſpäter wurde daſſelbe ſchwere Geſchütz nordwärts an der Stelle aufgeführt, welche der Königsſtuhl genannt wird, weil daſelbſt der heilige Stephan, der Erbauer von Erlau, geſeſſen haben ſoll, um den Bau der Johanneskirche zu ſehen, und durch ſeine Gegenwart zu fördern. Von dort her begann man die Kirche zu beſchießen. Dobo ließ auf den Doppelthurm vier große Feldſchlangen hinaufbringen und aus ihnen antworten, was mit ſo gutem Erfolg geſchah, daß man einige Geſchütze ſprengte. Doch befahl Dobo den Geſchützmeiſtern, nur ſeltner und nur aus Falkonetten zu ſchießen, um das Pulver zu ſchonen. Am 7ten Tage nachher führten die Feinde eine größere Batterie von der Stadtſeite auf, eines der Geſchützſtücke warf 55pfündige Kugeln. Später warf man glühende Kugeln in die Stallungen und Fruchtbehälter; — die Belagerten verbrannten zum Theil ihre Vorräthe von Stroh und Heu, und ſchützten das Uebrige mit naſſen Häuten und Säcken. — Arslanes führte eine Batterie von Seite der Marienkirche auf: dort blieb unter Andern Anton Nagy. Gegen Jenen richteten die Belagerten einen Ausfall, überfielen die Türken in der Batterie, zerſtreuten ſie, demontirten und vernagelten die Kanonen. Mit den herzueilenden Janitſcharen beſtanden ſie ein heftiges und blutiges Gefecht, und zogen ſich ohne großen Verluſt zurück. — Auf der Nordſeite wurden bald zwei Oeffnungen geſchoſſen, welche man mit großem Muth und Raſchheit mit Tonnen voll Sand und Raſen wiederum ausfüllte; dort blieb Blaſius Nagy. Und fortwährend, was des Tages gebrochen wurde, füllte man des Nachts mit unermüdeter Anſtrengung mit Holzgeflecht und Erde wieder aus. — Am Michaelistage in erſter Frühe unternahmen die Türken mit 27 Fahnen einen Sturm auf die gemachte größere Oeffnung. Mit feurigen Pfeilen,

Büchſen- und Falkonetſchüſſen gelang es, ſie zurückzutreiben. Dort blieb Georg Gyulo und Thomas Bolyk, der tapfere Vertheidiger eines eckigen Thurmes, der von ihm den Namen des Bolykthurmes erhalten hat. — Dann richteten ſie einen neuen Sturm auf eben dieſen Bolykthurm mit 27 Fahnen, der ebenfalls nach blutigem Gefecht abgeſchlagen wurde. Bei einem dritten Sturme beim alten Thor gelang es, den dortigen Thurm zu erobern, wo ſie ihre Fahnen aufſteckten und von dort viele der in einem Hofe aufgeſtellten Vertheidiger mit Büchſen tödteten. Dobo und Metskri feuerten die Ihrigen zur größten Anſtrengung an, die ſo dringend werdende Gefahr abzuwehren. Dort blieb Emerich Nagy. Der Anführer ließ das Geſchütz von der Oſtſeite wider die Feinde umwenden, und von da, ſo wie von der Höhe des Doppelthurmes, aus den dort hinaufgebrachten Feldſchlangen auf ſie ſchießen. Hierdurch und durch muthigen Angriff vertrieb man endlich die Feinde mit einem Verluſte von 1000 Mann. — Hierauf ſandte Arslanes einen Ungar mit Aufforderungsbriefen in die Feſte, freien Abzug anbietend, und daß das ganze Heer zur Entfernung alles Verdachts um drei Meilen weit zurückgehen wolle, bis der Abzug vollzogen ſei; auch daß er als Bürge bei der Beſatzung bleiben wolle. Dobo aber las das Schreiben nicht, ſondern nöthigte den Boten, es zu verſchlingen, und ſchloß denſelben in ein tiefes Gefängniß bis zum Ende der Belagerung. — Bei einem Ausfalle der Reiterei wurden Jakob Pachy und Mehrere mit ihm gefangen, welchen Letzteren Achmet unter den Augen der Belagerten mit eiſernen Hämmern Arm, Bruſt und Beine zerſchlagen ließ, um Schrecken zu erregen; den Pachy ſandte er nach Conſtantinopel. Er ließ zugleich durch Herolde laut ausrufen, ein Heer, das ihnen zu Hilfe kommen ſolle, habe er völlig geſchlagen und einige der Gefangenen eben mit dem Tode beſtraft. So ſollten ſie von ihrer Hartnäckigkeit abſtehen. — Faſt in allen europäiſchen Sprachen riefen die Türken aus, wenn die Feſte übergeben würde, ſolle die Beſatzung unverletzt bleiben. — Ein Verräther ward entdeckt, an [illegible], auf ſein Bekenntniß, ſogleich die Todesſtrafe vollzogen ward. Am [illegible] October traf die Belagerten eine neue Gefahr dadurch, daß ein Pulvervorrath durch einen von dem brennenden Strick einer Handwehr fallenden Funken entzündet, in die Luft flog und große Zerſtörung anrichtete. Dort blieb Paul Nagy, und Gregor der Croate wurde tödtlich verwundet. Dobo hatte die Geiſtesgegenwart, Allen verbieten zu laſſen, bei Todesſtrafe nicht von ihrem Poſten zu weichen, und ließ die entſtandene Feuersbrunſt durch

die Landleute und Andere löſchen. (Den wichtigen Verluſt des Pulvers bei faſt erſchöpftem Vorrath verſchwieg Dobo den Seinen, und ließ ſchnell aus Schwefel und Salpeter im Verlauf mehrerer Tage neues Pulver bereiten.) — Die Türken ſchrieen auf's Heftigſte, ſie ſollten ſich nicht ſelbſt verderben, freier Abzug ſollte ihnen gewährt ſein; die Anführer aber ließen in der Feſtung, damit das Rufen der Feinde nicht gehört werde, Trompeten ertönen, Pauken ſchlagen, den Namen Chriſtus mit lauter Stimme entgegenrufen.

Neue Anſtrengungen folgten von Seiten der Feinde, Minen, durch Gegenminen gekreuzt, — dort blieben der Caſtellan Colomannus und Gasparicz; — Bornemiſſa tödtete den Anführer des Werks, und die Feinde gaben daſſelbe auf. — Ausfüllung des Grabens zwiſchen dem Bolyk- und Bilekthurm mit Wagen, Säcken voll Erde, Holz ꝛc. bis über den Schießlöchern der Mauern; Bornemiſſa ließ mit Schafsfette beſtrichene Strohbüſche, Speckſchwarten, Schwefel und andere Brennſtoffe des Nachts hineinwerfen, und in Schläuchen kleinere geladene Handwehren dazwiſchen thun, und Feuerbrände hineinwerfen; da denn die zum Löſchen herbeieilenden Türken theils von jenen verborgenen Handwehren, theils bei der leuchtenden Flamme von dem Geſchoß der Beſatzung getroffen, und mit großem Verluſt zurückgetrieben wurden. — Eine ungeheure Kanone rückten die Feinde unter dem Schutze von Wällen und Balken bis ganz dicht auf den Rand des ſchmalen Grabens; Bornemiſſa erfand eine Art von Feuerrad und Feuertonnen, die er mit brennbaren Stoffen, Schwefel, Pechfackeln und mit geladenen kleinen Gewehren anfüllen, und entzündet unter die Feinde werfen ließ, mit glücklicher Wirkung. — Am 12. October machten die Feinde auf's Neue einen Sturm mit 28 Fahnen auf eine beim alten Thor bewirkte Breſche. Metskei hatte ſie in der Nacht mit aller Anſtrengung wieder ausfüllen laſſen, und vertheidigte im hitzigen und anhaltenden Gefechte auch diesmal ſiegreich die Baſtion. Noch während des Gefechtes geſchah ein zweiter Sturm von Janitſcharen und aſiatiſchen Bogenſchützen an einer anderen Stelle; der Feind hätte beinahe die Mauer erſtiegen, da Alles auf Abwehr des erſten Angriffes gerichtet war. Zwei beſonnene Männer, Johann Sukon und Johann Bebek, widerſtanden zuerſt mit langen deutſchen Lanzen. Ungeſäumt eilte Dobo mit ſeiner Begleitung hinzu und hielt das Gefecht lange auf. Die Uebermacht bedrängte ſchwer den kleinen Haufen, da kam Petö zu Hilfe mit neuen Leuten, und man ver-

trieb glücklich den mächtigen Feind. — Doch begann dieſer ſchon einen dritten Sturm gegen den Bolyktthurm mit acht Fahnen, unter wildem Geſchrei. Dort widerſtanden Bornemiſſa und Zeltai, tapfer, ausdauernd und glücklich. Vom Morgen bis Abend war die kleine Beſatzung in hellem Vertheidigungskampfe. — Achmet hielt ſodann Kriegsrath und beſchloß, noch einen, den letzten Verſuch zu machen. Sogleich verkündeten die Herolde im Lager, daß man für den folgenden Tag zur äußerſten Anſtrengung ſich bereiten ſollte. Zu dieſem letzten Sturm führten der Paſcha und alle Befehlshaber ſelbſt, unter den Augen des Achmet das geſammte Heer an; die Tſchauſche und niederen Offiziere brauchten zum Antreiben der Soldaten gute Worte und auch eiſerne Keulen. — Gegen Mittag begann, unter Poſaunenſchall und lautem Geſchrei, von drei verſchiedenen Seiten der Sturm. Dobo wehrte den Schaaren des Paſcha von Ofen. Obwohl verwundet, ließ er nicht ab, die Seinigen durch Wort und That zu ermuntern; ließ die Ermüdeten mit Wein laben; unterhielt mit immer neuem Muthe den Streit; ſetzte dem Feinde auch das Landvolk, dem er Waffen gegeben, entgegen; ließ ſelbſt die Weiber Steine, glühendes Pech und ſiedendes Waſſer auf die Stürmenden werfen. Mit ſchwerem Verluſte wichen die Türken endlich zurück; dort fiel auch des Paſcha's purpurne Fahne in die Hände der Chriſten, und es blieb Valibeg, der Sandſchak von Hathvan. — Beim Bolyktthurm, unter Arslanes Befehl, hatten die Türken Viele verwundet und getödtet; ſie ſtürmten mit an Lanzen befeſtigten Handwehren, ſchießend und gleichſam mit Bajonnetten kämpfend. Schon pflanzten Einige die Fahnen auf die Höhe der Mauer auf und riefen: Allah und Sieg! Aber Bornemiſſa mit Zeltai und Figed ermahnten die Ihrigen zur letzten Anſtrengung. Der Erſte trug viel zur glücklichen Wendung bei, indem er eine mit vielen Kugeln geladene Feldſchlange (gleichſam Kartätſche) ſeitwärts auf die Heranbringenden abfeuern ließ, wodurch der Stellvertreter des Arslanes und viele Türken fielen. Die Vertheidiger faßten neuen Muth und gewannen die Oberhand. Auch dort fiel die purpurne Fahne des feindlichen Anführers (des Arslanes) in ihre Hände; 8000 Türken ſollen geblieben ſein. — Metskei ſeines Orts, beim alten Thor, vertheidigte ſich mit 500 Bogenſchützen und einiger Artillerie gegen die Janitſcharen, welche Temeswar noch ſo neulich mit großem Kriegsmuth erobert hatten. Aber hier waren ihre Anſtrengungen vergeblich, und nach dem Verluſt vieler Leute (man giebt 3000 an) waren ſie nicht mehr zum neuen Verſuch zu bewegen, denn

Allah ſelbſt, ſagten ſie, ſtreite für die [illegible]. Dieſe harten Gefechte dauerten bis zur Nacht. Nach dieſer Zeit unternahmen die Türken nichts mehr; ſei es, daß die Größe des Verluſtes, der nahende Winter, die Nachrichten, daß Caſtaldo (der nach Wien geeilt war, um ſich perſönlich neue Inſtructionen zu holen) oder daß der Kurfürſt Moritz zum Entſatz herbeikäme, welcher Letztere übrigens in der Nähe von Raab blieb, und wen[illegible] unternahm, den Feldherrn beſtimmten; — oder daß, bei entſtandener Muthloſigkeit der Truppen, die heldenmüthige Beſatzung ihm unüberwindlich ſchien. Sechs Tage noch lag das Heer um [illegible]on ganz zertrümmerten und überall durchlöcherten Mauern, und man ſchoß wechſelſeitig mit Gewehren und Feldſchlangen; dann aber, in der Nacht auf S. Lucas, als ſchon ein kalter Regen mit Schnee gefallen, zog das gleichſam für unüberwindlich geachtete Heer in der Stille ab, und die Beſatzung machte noch in freudigem Muthe auf das Gepäck und die Pulverwagen und Gezelte einen kleinen Ausfall. Andern Tages hielt die Beſatzung zuerſt ein freudiges Dankgebet, und feierte dann den Abzug des Feindes mit Abfeuerung alles Geſchützes und Gewehres, daß der Schall, zurückprallend von Höhen und Bergen, leicht das Ohr der weichenden Feinde erreichte. — Sie laſen dann an 12,000 große eiſerne Kugeln auf, die der Feind vergeblich gegen ſie geſchoſſen hatte, jene aus Falkonetten und Feldſchlangen nicht gerechnet. — Als Boten der freudigen Nachricht wurden vier Offiziere an König Ferdinand geſchickt, welche von dieſem, vom Kurfürſt Moritz und dem Biſchof von Erlau, dann auch von anderen Großen reichliche Ehrengeſchenke erhielten. — Von den tapferen Befehlshabern wurde Dobo vom dankbaren Ferdinand im Mai des folgenden Jahres zum Reichsbaron und zum Woiwoden von Siebenbürgen zugleich mit Franz Kendy an des Andreas Bathory Stelle erhoben; — dem Literat Bornemiſſa ſchenkte Ferdinand Barthus-Falva im Saroſzer Comitat, und belohnte auch Zoltai, Petö, Figed und die Uebrigen, auch den gemeinen Soldaten nicht vergeſſend, mit Gütern, Grundſtücken und Geld.

Den Metskei beraubte ein unwürdiger Tod der gewiſſen Belohnung. Vom Könige nach Wien berufen, entſtand unterwegs in dem Städtlein Barkon ein Streit zwiſchen ſeinen Leuten und den Bewohnern, wegen einiger Spanne Pferde zum Weiterreiſen. Man kam zu den Waffen, Mehrere blieben, und als nun Metskei, den Meiſten unbekannt, hinzueilte, den Streit zu ſchlichten, führte ein Landmann ſein Beil wider ihn und ſpaltete

deſſen des Lorbeers würdige Stirn. — Auch den Bornemiſſa traf gegen Ende des nächſten Jahres ein ausgezeichnetes Mißgeſchick. Bei Mohe fiel er in einen ihm vom Hathvaner Sandſchak gelegten Hinterhalt, ward nach Conſtantinopel geführt und dort auf Befehl Suleimans gehängt; ſo ehrte dieſer den Heldenmuth im Feinde, wo er wegen eines mißlungenen Unternehmens zürnte. Nicht lange nachher hatte indeſſen auch Achmet ſelbſt ein ähnliches Schickſal."

Die raſchen Fortſchritte der Türken, welche in mancher Hinſicht durch die Indisciplin, den Ungehorſam und die Treuloſigkeit der Führer ſehr befördert wurden, veranlaßten Caſtaldo, wie ſchon erwähnt, 1552 nach Wien zu gehen (nachdem er früher alle ſeine Schätze zuſammenraffte und in Sicherheit bringen ließ, denn er war eben ſo tapfer als geizig), um, wie er ſich äußerte, Ferdinanden mündlich die Lage der Dinge genauer zu ſchildern und ſich neue Inſtructionen zu erbitten. — Caſtaldo kehrte aber nicht wieder nach Siebenbürgen zurück, da er mittlerweile von Karl V. zurückberufen wurde, und Ferdinand, der immer mehr einſah, daß nach der Sachlage Siebenbürgen nicht zu halten ſei, dachte auf Friedensunterhandlungen mit den Türken, bei denen der berühmte Niederländer Anger Busbek vielſeitig thätig verwendet wurde und mehrmals nach Conſtantinopel geſandt wurde.

Karl V., in deſſen Dienſte Caſtaldo nun wieder getreten war, verlieh ihm als Zeichen beſonderer Gunſt die Markgrafſchaft Caſſano in der Lombardei, und ſandte ihn in die Niederlande, um gegen die Franzoſen ſeine trefflichen Dienſte zu verwenden; hier war es auch, wo Caſtaldo zur Einnahme von Terouane und Hesdin (1553) beſonders beitrug. Unter Karls Nachfolger Philipp II. focht Caſtaldo nochmals gegen die Franzoſen in Piemont, und als ſpäter mit Frankreich unter Karl IX. Frieden geſchloſſen wurde, ward Caſtaldo beſtimmt, zur Bezwingung der Hugenottiſchen Unruhen ſpaniſche Hilfstruppen nach Frankreich zu führen. Auf dem Marſche dahin ſtarb er aber (1562) an einem hitzigen Fieber zu Mailand.

Niclas Freiherr von Jurisitsch,

kaiserl. Majestät Rath, Landeshauptmann von Krain, Kommandant von Güns, nachmals oberster Feldhauptmann der fünf niederösterreichischen und windischen Lande.

Leider sind über das frühere Leben und die Schicksale dieses ausgezeichneten Kriegers nur sehr spärliche Nachrichten zu uns gedrungen. Daß schon unter König Ludwig mit Auszeichnung diente und zu mehreren Gesandtschaften nach Konstantinopel verwendet wurde, ist fast Alles, was sich in Chroniken und älteren Geschichtsschreibern über ihn aufgezeichnet vorfindet. Doch Dank sei es dem Geschicke, die glänzendste That seines tapferen Lebens, die wahrhaft heldenmüthige Vertheidigung der Stadt Güns, deren muthiger und umsichtiger Commandant er um 1532 geworden, hat uns die Geschichte in mehrfachen ausführlichen Schilderungen überliefert.

Der muthige Soliman II., von seinem Günstlinge, dem Gegenkönige Johann von Zápolya, zu Hilfe gerufen, brach im Jahre 1532 mit einem mächtigen Heere gegen Mohácz auf. Hier empfing er die Gesandten König Ferdinands I., Nogarola und Lamberg, welche ihm Frieden oder Krieg anboten, und behielt sie in seinem Gefolge, damit sie als Augenzeugen seiner Thaten ihrem Gebieter desto glaubwürdigere Kunde überbringen konnten.

Am 25. Juli zog der Großherr von Mohácz nach Stuhlweißenburg ab und wendete sich von hier aus unbekannten Gründen über Papa, Sárvar gegen Güns; ein Entschluß, der die Besorgnisse für Wien bedeutend verminderte.

Am 31. Juli lagerte sich Ibrahim-Pascha vor dieser Stadt und forderte sie zur Uebergabe auf. Da er aber eine abschlägige Antwort erhielt, schloß er dieselbe ein und versuchte sie mit Sturm zu bezwingen. — Nachdem er diesen durch drei Tage vergeblich wiederholt hatte, rückte auch Soliman mit seiner Hauptmacht an. Von hier aus entließ er Ferdinands Botschafter, reichlich beschenkt und versehen mit Sendschreiben an ihren König und an den Kaiser, worin der Großherr ihnen meldete, „er sei zur Rache des an seinem Schutzgenossen und Freunde verübten Unrechts ge-

kommen, werde in das Herz ihrer Länder feindlich eindringen und mit Gottes und des Propheten Hilfe jeden Widerstand überwältigen; wären sie von königlichem Ehrgefühl beseelt, so sollten sie im offenen Felde sich ihm entgegenstellen. In einer einzigen Schlacht ließe sich entscheiden, ob die Herrschaft der Welt ihnen oder ihm gebühre."

Die Briefe waren in arabischer Sprache mit goldenen und blauen Buchstaben geschrieben, in Gold gesiegelt und in purpurnen Beuteln eingeschlossen. Nach dem Berichte der Gesandten hatte der Sultan gegen 300,000 Menschen, Waffenvolk und Troß, doch nur 300 kleine Feldstücke mit sich. Das gröbere Geschütz belud die Flotte. Nach ihrem Geständnisse fühlten sie sich ungemein behaglich in seinem Lager.

„Da herrschten Ueberfluß, Sicherheit, Eingezogenheit, Zucht und Ordnung. Er selbst billig, enthaltsam, edelsinnig, großmüthig, scheine seines Ranges und Glückes ihnen würdig; sein Aeußeres sei Ehrfurcht erweckend, mehr anziehend als abschreckend; Zutritt zu ihm würde leicht gestattet. Ibrahim-Pascha, hochherzig, staatsklug, gewandt, besonnen, leutselig und des Verdienstes Kenner, besitze seines Herrn unbegrenztes Vertrauen. Er sei aller seiner Gnaden Ausspender und seiner Befehle Verkündiger; ohne seine Unterstützung und Mitwirkung geschehe nichts. Ihre Aufnahme und Behandlung habe sich durch edelste Gastfreundschaft ausgezeichnet; außer dem nie erfüllten Verlangen nach Wien sei jedem ihrer Wünsche zum Genusse oder zur Bequemlichkeit zuvorgekommen worden*). Weder sie noch ihre Sender hätten für möglich gehalten, daß so ungeheure Heeresmacht, unter solchen Anführern, mit dem siegberühmten Beherrscher des Orients, vor dem Städtchen Güns werde zu Schanden werden"**).

---

*) Paulus Jovius Historiar. sui Temporis lib. XXX. 416; nach Feßlers Uebersetzung aus dessen Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen. VI. Theil. S. 471.

**) Güns, obgleich keine eigentliche Festung, hatte sich schon früher in ziemlichem Vertheidigungsstande befunden, da es mit einer tüchtigen Mauer und einem Graben umgeben und mit Thürmen und Zugbrücken versehen war. Schon König Karl I., im Jahre 1336, hatte den Günsern befohlen, ihre Stadt mit Mauern, Schanzen und Graben zu umgeben, und sie deshalb auf zehn Jahre von allen Steuern und Abgaben losgesprochen. Dasselbe Gebot erneuerte Ludwig I., der Große genannt, im Jahre 1342, unter denselben Bedingungen. — Schon im

Güns liegt in der Eisenburger Gespannschaft, am Günser Bache, zwischen zwei anmuthigen Hügeln, in sehr freundlicher und fruchtreicher Umgebung — mit einer Burg im nördlichen Winkel, welche des ungarisch-dalmatischen Helden Niklas Jurisfisch, sonst auch Nikolizza genannt, eben so gefahrvoller als ruhmvoller Kampfplatz war*).

Sobald Jurisfisch Nachricht von Solimans Anzuge erhalten hatte, sandte er mehrere Eilboten nach Wien an den daselbst bestellten Feldhauptmann Katzianer, um Mannschaft und Kriegsvorrath bittend. —

Jahre 1445 hatte die Stadt eine Belagerung ausgestanden. Weil nämlich die Ungarn von Güns aus mehrmals Einfälle in das österreichische Gebiet gewagt und die Grenze beunruhigt hatten, umringte Friedrich III. diese Stadt, und zwang sie nach wenigen Tagen zur Ergebung, von welcher Zeit an sie auch, bis zum Jahre 1483, von Ungarn getrennt und unter österreichischer Botmäßigkeit blieb. Als aber Kaiser Friedrich, während König Matthias Korvinus im Jahre 1481 sich wider die Türken rüstete, ungeachtet der früher gemachten Friedensschlüsse, in Oberungarn einfiel und Alles auf seinem Zuge mit Feuer und Schwert verheerte, wandte Matthias seine ganze Kriegsmacht wider ihn, und eroberte in diesem Kriege, worin er später auch Neustadtl, Wien und fast ganz Oesterreich bezwang, im Jahre 1483 Güns mit stürmender Hand. Weil nun aber hierdurch nicht nur die [illegible]ern, sondern auch die Gebäude und Häuser der Stadt sehr Vieles gelitten [illegible]ten, so befreite er die Günser, auf ihr schriftliches Ansuchen, auf fünf Jahre von allen Steuern und Abgaben. Nach dem Tode Matthias', im Jahre 1490, eroberte Maximilian I. noch in demselben Jahre sowohl Güns als andere feste Plätze zurück, und von dieser Zeit an blieb Güns bis auf das Jahr 1647 Oesterreich einverleibt, wornach es aber wieder mit dem Königreiche Ungarn vereinigt, und im Jahre 1649 zu dem Range einer königlichen Freistadt erhoben wurde. —

*) Jurisfisch leistete, wie schon erwähnt, nicht nur Ferdinand I., sondern auch schon Ludwig II., eben so getreue als bedeutende Dienste. Unter Anderm wurde er in Gesandtschaften nach Konstantinopel gebraucht, wo er Gelegenheit hatte, dem Ibrahim-Bassa bekannt zu werden, und sich durch seinen Muth und Scharfsinn dessen Achtung zu erwerben. Zur Zeit, als er Güns gegen ihn vertheidigte, war er des heiligen römischen Reiches Ritter, römisch-kaiserlicher Majestät Rath, Hauptmann zu St. Veit am Pflaum, wie auch Hauptmann und Pfandherr von Güns, als welcher er sein Wappen auf die Thürme dieser Stadt malen ließ. — Gleich nach der heldenmüthigen Vertheidigung derselben wurde er in den Freiherrnstand erhoben, und nicht lange darauf stieg er von einer Ehrenstelle zur andern, so daß er im Jahre 1538 schon die Würde eines obersten Feldhauptmanns über die fünf niederösterreichischen und windischen Lande, und

Aber dieſer ließ ihn ohne Hilfe. Da nahm Juriſſicſch auf eigene Koſten zehn ungariſche ſchwer bewaffnete Reiter und achtundzwanzig Huſaren in Sold, um mit dieſen, als getreuer Reichsſaß, ſeinem Könige zuzuziehen, wenn der Feind ohne Befehdung der Stadt Güns vorbeigezogen wäre.

Sonntag vor Marthä kündigte ihm allgemeines Flüchten des Landvolkes die Nähe des Feindes an. Einige tauſend Menſchen, darunter nur 700 waffenfähige Männer, das Uebrige Greiſe, Jünglinge, Knaben, Weiber und Mädchen — ſuchten Zuflucht bei ihm in der Stadt, und nun beſchloß er, ſeinen Platz bis zum Tode zu vertheidigen. Sein ganzer Pulvervorrath in der Burg war ein Centner. Eiligſt kaufte er deſſen noch für dreihundert Goldgulden an und vertheilte es in der Stadt. Als Ibrahim-Paſcha drei Meilen davon ſein letztes Nachtlager hielt, ließ Juriſſicſch die Thore ſchließen und verrammen, bewaffnete die Einwohner und die Flüchtlinge mit allerlei vorräthigem Gewehr, vertheilte ſie auf die Mauern und Thürme, gab ihnen einige von ſeinen ſtreitgeübten Reitern zu Führern, und, was kräftiger noch als dieſe Anſtalten wirkte, begeiſterte ſie Alle mit ſeinem Muthe und mit ſeinem Vertrauen auf Gott.

Ibrahim ließ nach Solimans Ankunft an vier Stellen um die Stadt herum eine Anzahl Kanonen aufführen; die acht größten auf die Hügel, welche Stadt und Burg beherrſchten. Nach drei Tagen waren fünf zum Schutze der Stadtmauern aufgeführte Werke in Grund geſchoſſen. Hierauf wurden die Leitern angelegt und Sturm gelaufen; aber ſowohl dieſer als dreizehn andere in den folgenden Tagen gewagte wurden mit beträchtlichem Verluſte für den Feind zurückgeſchlagen. Keinen beſſeren Erfolg hatte das Untergraben und Sprengen der Mauern; die beſchädigten wurden durch raſtloſe Anſtrengung der Belagerten ſogleich wieder hergeſtellt. — Vier große Oeffnungen, eine derſelben ſechzehn Ellen breit, geſtatteten endlich dem Feinde Einbruch in die Stadt. Nun drangen die Janitſcharen ein; doch im mörderiſchen Gemetzel wurden ſie haufenweiſe niedergemacht oder hinausgedrängt. Waren Stürme mißlungen, hatte das

---

endlich auch die eines Landhauptmanns in Krain, verwaltete. In Wien beſaß er ein Freihaus, welches man allgemein das Kroatenhaus nannte, weil man ihn für einen Kroaten hielt; ein Gebäude, das ſich in der Schenkenſtraße befand, und vorher dem Fürſten Trautſon gehörte, nachmals aber von dem nördlich gelegenen Theile der ungariſchen Hofkanzlei verſchlungen wurde.

Ausfüllen der Graben mit Holz und Reisbündeln nichts geholfen, Einbrüche nur Verluſt gebracht, ſo wurden Stadt und Burg unabläſſig beſchoſſen, — aber obgleich ſämmtliche Gebäude nur mit Schindeln gedeckt waren, keine Feuersbrunſt entzündet. Doch verlor Juriſſicſch in dieſen Gefechten ſeine beſten Streitgenoſſen, und am zweiundzwanzigſten Tage der Belagerung, an welchem er von ſeiner Lage Bericht an den König ſandte*), lag ſchon die Hälfte ſeiner ſiebenhundert Mitkämpfer unter den Todten. —

Soliman ward ungeduldig und die Lage ſeines Heeres bedenklich, nachdem Ludwig Pekry mit einigen Haufen Ungarn und Kroaten, anfänglich bei Stein am Anger, nur eine Meile von dem feindlichen Nachtrab, dann bei Körmend gelagert, dem Feinde die Zufuhr mehrmals weggenommen hatte. Es mußte zur Befriedigung des Großherrn irgend etwas geſchehen, was die vor Güns erlittene Verletzung ſeines Waffenruhmes einigermaßen deckte. Vier ungariſche Meilen von dort liegt Sarvar, am linken Ufer der Gyöngyös, mit einem feſten Schloſſe, welches Urſula Kanizay ihrem Verlobten Thomas Nadasdy zugebracht hatte. Dahin zogen einige tauſend Janitſcharen, um es einzunehmen. Nach wiederholter und immer vergeblicher Berennung des Platzes, welchen der Eiſenburger Obergeſpan Franz Bathyany mit Nadasdy's Hauptleuten Benedikt Sybrik und Stephan Keves tapfer vertheidigte, kam es am Feſttage Mariä Himmelfahrt zum entſcheidenden Gefechte, in dem die Ungarn ihr vorzüglichſtes Marienfeſt von früh Morgens bis Abends blutig feierten. Sybrik wurde verwundet, Keves getödtet. Aber auch mehrere feindliche Anführer fielen, mit ihnen einige Hundert ihres Volkes. Die Uebrigen zogen ab. Der Platz und des Tages Ruhm blieben den Ungarn.

Da nun diesmal zwiſchen der Raab und der Leitha keine Siegeslorbeern für Soliman grünten, Eilboten auch die Nachricht ihm brachten, des Kaiſers Admiral, Andreas Doria, ſei mit ſtark bemannter Flotte an Morea's Küſte angelangt, und die wichtige Stadt Korone werde von ihm bedroht, — faßte er den Entſchluß, mit Sicherheit und einigem Scheine

*) Pray Epistolae Procerum R. H.; Posonii 1806. P. II. p. 22. — Aus dieſem Berichte iſt das Weſentlichſte der durch Feßler in dem 6. Bande der Geſchichte der Ungarn und ihrer Landſaſſen geſchilderten Belagerung von Güns gezogen. —

von Ehre ſich zurückzuziehen. Um ſein demüthigendes Vorhaben zu verhehlen, ſandte er den Beglerbeg Kazum-Baſſa mit Reiterei und den Osman-Aga mit Janitſcharen, zuſammen fünfzehntauſend Mann, nach Oeſterreich auf einen Streifzug aus, und um von Güns, ohne offenbare Schande vor ſeinem Volke, wegzukommen, lud Ibrahim, nach Zuſendung vornehmer Geiſeln, am 26. Auguſt den Günſer Helden unter ſicherem Geleit in das Lager zu Unterhandlungen. Dies geſchah, als Juriſſieſch kaum noch ein Dritttheil ſeiner Streiter, unter dieſen auch mehrere Verwundete, die Meiſten von Nachtwachen und angeſtrengten Arbeiten entkräftet, übrig hatte. Ibrahim rühmte die Treue gegen ſeinen König, und ſeine Tapferkeit, womit er ſie behauptete, — gab ihm jedoch zu erwägen, welche Vermeſſenheit es wäre, gegen Unmöglichkeiten anzukämpfen. Er möchte es doch nicht auf das Aeußerſte ankommen laſſen. Uebergebe er die länger unhaltbare Stadt, ſo wolle ihn der Großherr mit dem umliegenden Gebiete belehnen; weigere er ſich deſſen, ſo müſſe er ihm gewiſſe Gefangenſchaft oder unvermeidlichen Tod vorherſagen.

„Tod," erwiderte Juriſſieſch, „wäre ſein Loos, wozu er ſich auch entſchließen möchte, — nur ehrenvoller im Kampfe bis auf den letzten Mann, ſchimpflicher unter den Händen der erbitterten Deutſchen und wüthenden Spanier, woraus die Beſatzung beſtände (wovon er jedoch in der Wirklichkeit nicht einen Einzigen in Güns hatte), ſobald er nur das Wort Uebergabe ausſpräche."

Seiner Standhaftigkeit weichend, verlangte nun Ibrahim nichts weiter, als daß er eine kleine Schaar Janitſcharen in die Stadt einziehen und wenigſtens zum Scheine der Unterwerfung den Namen des einzigen Gottes und einzigen Propheten von den Zinnen der Burg ausrufen laſſe; worauf ſie unverzüglich in das Lager zurückkehren ſollten.

Auch dieſen Antrag lehnte Juriſſieſch ab, unter dem Vorwande, daß die weit überlegenen Spanier und Deutſchen, von Glaubenshaß entflammt, die kleine Schaar zerfleiſchen und vernichten würden, ohne daß es in ſeiner Macht ſtände, es zu verhindern. Ermordung der Einwohner und Einäſcherung des Platzes wären dann unausbleiblich, und dazu Veranlaſſung zu geben, verböten ihm Menſchlichkeit, Klugheit, Pflicht und Ehre. — Aber auch Solimans Ehre mußte gerettet werden. Dazu bewilligte endlich Juriſſieſch, daß zehn Janitſcharen in die Stadt kämen und eine osmaniſche Fahne auf der Mauer aufſteckten. — Dies geſchah am folgenden

Tage, unter des Juriſſicſch meiſterhafter Leitung. Unter dem Thore empfing er ſelbſt die zehn Mann, trank ihnen wacker zu, nahm ihnen die Fahne ab, ließ ſie von ſeinen eigenen in türkiſche Kleidung gehüllten Leuten, als hätte er ſie erbeutet, über dem Thore unter weithallendem Allahrufe aufſtecken, und ſandte die begeiſterten Moslems in Frieden heim. — Die Fahne wurde noch lange hernach in der Pfarrkirche aufbewahrt.

Am nächſten Tage, den 28. Auguſt, als am Vorabende der vor ſechs Jahren für ihn ſo glorreichen Schlacht bei Mohácz, trat Soliman ſeinen Rückzug an; aber er richtete dieſen nicht gegen Ofen oder die Donau, ſondern über Pinkafeld und Hartberg nach Steiermark, gegen Grätz. Nachdem er jene Gegenden verheert hatte, zog er längs der Mur nach Marburg, wo er unter mancherlei Mühſeligkeiten über die Drau ſetzte, und eilte, ſchon gedrängt von rauherer Jahreszeit, mit dreißigtauſend geraubten Menſchen durch Slavonien und Serbien nach Belgrad.

Der tapfere Vertheidiger der Stadt Güns, Niklas von Juriſſicſch, wurde bald darauf zum Freiherrn erhoben. Um 1538 bekleidete er die Würde eines oberſten Feldhauptmanns über die fünf niederöſterreichiſchen und windiſchen Lande, und jene eines Landeshauptmanns in Krain. Ueber ſeine weiteren Schickſale und letzten Tage iſt, wie ſchon erwähnt, keine nähere Kunde auf uns gekommen.

(Theilweiſe nach der öſterr. milit. Zeitſchrift für 1828.)

Johann Ferenberger von Auer,

kaiſerl. General und Commandant von Wien, kaiſerl. Majeſtät Rath und Ritter.

Der Mann iſt groß, der die Tugenden ſeiner Voráltern, die ſich durch ihre Thaten bereits einen geſchichtlichen Namen erworben haben, fort und fort erhält und ſich ihrer würdig zeigt; doch der Mann iſt noch größer, der von keinen derlei Beiſpielen aufgefordert und angeſpornt, aus dunklem, niederem Stande, unter ärmlichen Verhältniſſen aufgewachſen, alle dieſe nicht leichten Feſſeln zerbricht und ſich einzig durch eigene Kraft, ſiegreich und dauernd emporhebt. Johann Ferenberger von Auer

iſt in der öſterreichiſchen Heeresgeſchichte nicht das einzige glänzende Beiſpiel dieſer Art; im Verlaufe dieſes Werkes werden wir noch ſo manchem Helden und Krieger begegnen, der ſich aus dunkler Herkunft kräftig emporgeſchwungen, wie Weerth, Beck, Spork, Daun, Donatheisler, Schröder u. dgl. m.

Johann Ferenberger, der Sohn eines gemeinen Soldaten, wurde 1511 zu Auer an der Etſch geboren. In jenen Zeiten, wo ſich die Armee größtentheils aus ſich ſelbſt rekrutirte, fiel auch ihm, als dem Sohne eines gemeinen Soldaten, das gleiche Loos frühe zu, und er trat 1530 in ſeinem 19ten Jahre bei dem kaiſerlichen Heere in Italien, unter dem Grafen Eberſtein in Kriegsdienſte. Bald darauf diente er einige Jahre in Ungarn und ward 1534 nach der Beſtürmung Ofens ſchwer verwundet unter den Todten hervorgezogen. Noch nicht ganz von ſeinen Wunden geheilt und hergeſtellt, gerieth er, immer noch als Gemeiner, in ein anderes Treffen mit den Türken am St. Gerhardsberge, wurde hier mit einem Pfeile durch den Schenkel geſchoſſen und fiel, obgleich er ſich mit einigen Waffengefährten in einer Kirche tapfer vertheidigte, in Gefangenſchaft. Da er eine ziemlich gefüllte Börſe hatte, welches zu jener Zeit oft unter den geringſten Kriegern der Fall war, und da die Türken das Löſegeld für ihn nicht nach ſeinen Talenten, ſondern nach ſeinem Range beſtimmten, ſo kaufte er ſich nach vier Monaten aus eigenen Mitteln wieder los und ward hierauf im mailändiſchen Kriege wider Frankreich verwendet. In dieſem Kriege unter des Grafen Felix von Arco Commando dienend, verdiente er ſich die erſten Kriegswürden, nachdem er kurz zuvor einen feindlichen Ausforderer im Zweikampfe beſiegt hatte.

Auch bei anderen Vorfällen machte er ſich ſo zu ſeinem Vortheile bekannt, daß er nicht nur die erſten Stufen eines Befehlshabers erreichte, ſondern auch eine Menſchen ſeiner Abkunft und Erziehung nicht gewöhnliche Ueberlegung zeigte. Sein Ruf war durch ſo manche mit Umſicht und Ueberlegung glücklich ausgeführte That ſehr begründet, ſeine vielen Wunden galten bei Karl V. für ein ſo gültiges Zeugniß, daß er ihn auf dem Reichstage zu Regensburg (1545) in den Adelſtand erhob, mit dem Ehrenworte von Auer, welches, wie bekannt, der Name ſeines Geburtsortes iſt; der verdienſtvolle Ferenberger bewies ſich in dem bald darauf erfolgten Schmalkaldiſchen Kriege dieſer ehrenvollen Auszeichnung ſo würdig, wie vielfältig in allen früheren Gefechten.

In der Schlacht bei Mühlberg nahm er einen feindlichen Obersten gefangen, befehligte dann unter dem berühmten Seehelden Andreas Doria eine Truppenabtheilung auf der Flotte von Neapel, wurde aber hier mit seinem Schiffe von der Flotte getrennt und mußte einen sechsstündigen Kampf mit vier türkischen Galeeren bestehen, bis es ihm gelang, sich durchzuschlagen und Sizilien zu erreichen.

Im päpstlichen Kriege gegen Spanien (1556) beschützte Auer als Feldoberster Neapel mit seinen Truppen und nahm Terracina weg.

Bei einem neuen Einbruche der Türken (1566) in Ungarn, in dem sie sich besonders furchtbar machten, führte Auer einige Fahnen Tyroler nach Kroatien, wo er Befehlshaber von Zengg wurde, aber nach dem Waffenstillstande zurückgerufen ward, weil er die kecken türkischen Friedensbrecher an der kroatischen Grenze muthig immer mit den Waffen gebührend zurückweisen wollte, während man es am kaiserlichen Hofe den Umständen angemessen fand und vorzog, sie durch Vorstellungen in Konstantinopel, auf etwas sanftere Art, aber auch auf einem längeren Wege, zur Ruhe zu bringen und die Einfälle abzustellen.

In der Folge ward Auer von dem in Innerösterreich und Steiermark regierenden Erzherzoge Karl, Vater des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., vertrauensvoll zum Hauptmann seiner Trabantengarde ernannt, und von den Ständen von Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz zum Oberbefehlshaber über ihre Miliz ernannt, und es wurde ihm die Deckung der Grenzen von Kroatien und der windischen Mark übertragen.

Hier erwarb er sich, besonders 1579 und 1580, große Verdienste in bedeutenden Streifzügen an der Unna wider die Türken, und trug besonders viel zur Eroberung der Schlösser von Bussin, Czasma, Zrin u. a. m. bei, wodurch die Grenzen des kroatischen Generalates theils erweitert, theils gesichert wurden. Um 1582 verlieh Kaiser Rudolph II. dem General Auer den Rittertitel und ernannte ihn zu Sr. kaiserl. Majestät Rath, bald darauf erhob er ihn zur Würde und wichtigen Stelle eines Commandanten, oder wie damals der Ausdruck war, zum Stadtoberſten der Hauptstadt Wien, in welcher Eigenschaft er 1584 seine rühmliche Laufbahn beschloß. Ohne wissenschaftliche Bildung, (deren Abgang er namentlich schmerzlich fühlte, als er später höhere Kriegswürden erlangte) — aber mit einem getreuen Gedächtnisse, welches gemachte Erfahrungen nie wieder fallen ließ, und einem hellen Verstande war Ferenberger von Auer

ein Mann voll trefflicher Anſchläge, der tactvoll und klug, die Mängel einer wiſſenſchaftlichen Bildung zu verdecken wußte. Er war nicht von großer Perſon, beſaß aber eine ungewöhnliche Körperkraft, die er durch eine unter den damaligen Zeiten und Sitten um ſo ſeltenere Mäßigkeit, während ſeines ganzen Lebens zu unterſtützen und zu erhalten wußte, wie er denn unter manchen ſelbſtaufgelegten Entbehrungen auch niemals Wein trank.

Lazarus Schwendi, Freiherr von Hohenlandsberg,

kaiſerl. oberſter Feldhauptmann und Kriegsrath.

Schwendi ward um 1522 zu Schwendi bei Gutenzell an der Roth im k. würtembergiſchen Oberamte Wiblingen geboren, entſtammt einem altadeligen Geſchlechte, welches aus der Schweiz vertrieben, ſich in Schwaben niedergelaſſen und das nach ihm genannte Schloß Hohenlandsberg*) beſaß und hier eine Linie gründete.

Lazarus widmete ſich, wie Sebaſtian Schärtlin, in ſeiner Jugend erſt mit Eifer zu Baſel den Wiſſenſchaften und dann früh dem Waffendienſte, in welchem er ſich einen bleibenden Namen erwarb. Zuerſt erſcheint er, kaum über das Jünglingsalter getreten und durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung über das gewöhnliche Kriegshandwerk gehoben, bei Karl V. zu Regensburg im J. 1546. Bei Mameran iſt er unter die Commiſſarien für verſchiedene Geſchäfte in des Kaiſers oberdeutſchem Heere eingereiht. Sein Herr ſandte ihn am 17. Juni deſſelben Jahres mit einem Schreiben an mehrere Städte des proteſtantiſchen Bundes, beſonders nach Augsburg, Ulm und Straßburg, um ſich ihrer Geſinnungen zu verſichern und ſie vor den Gefahren, die ſie bedrohten, zu warnen. Am 24. kam er zum Rathe

*) Das alte Bergſchloß Hohenlandsberg in Wasgau, Colmar gegenüber, ſoll wegen ſeiner Lage, Größe und Feſtigkeit, die Lazarus durch neue Werke 1569 vermehrte, alle anderen Schlöſſer des Elſaſſes übertroffen haben.

von Straßburg, der nicht ſogleich durch Schwendi antwortete, weil er in ſo hochwichtigen Dingen auch mit den andern Reichsſtädten Zwieſprache nehmen müſſe.

Als Karl V. die Gegend von Wittenberg, das vom 23. Mai bis 6. Juni von Nikolaus von Madruz beſetzt war, verließ, ſchickte er Schwendi mit einiger Mannſchaft nach Gotha, um die dortigen Feſtungswerke zu ſchleifen und den gefangenen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in Freiheit zu ſetzen. Bald darauf räumte er Schloß und Stadt den Söhnen des gefangenen Kurfürſten wieder ein.

Am 14. Jänner 1548 erhielt er zu Augsburg vom Kaiſer den für einen edlen Krieger höchſt unangenehmen Auftrag, einen Kriegsoberſten in die Gewalt der Geſetze zu bringen, welchen durch das Kriegsrecht des Todes Loos traf. Der Oberſte Sebaſtian Vogelsperger hatte das kaiſerliche Heer, in dem er ehrenvoll gedient, aus Mißvergnügen verlaſſen, dann im Frühling des Jahres 1547 zehn Fähnlein in Sachſen geworbener Knechte dem K. Heinrich II. von Frankreich zugeführt, um deſſen Krönung (25. Juli zu Rheims) theils zu verherrlichen, theils gegen etwaige feindliche Unternehmungen von Seite Englands zu ſchirmen. Hierdurch wurde er dem Kaiſer verdächtig. Im Herbſte entließ er ſeine Truppe und begab ſich nach Weißenburg an der Lauter, wo er hausſäſſig war. Der Kaiſer befiehlt dd. Augsburg 14. Jänner 1548 unſerem Schwendi, ſeinen Truchſeß, den Oberſten Vogelsperger, ſammt etlichen verdächtigen Hauptleuten, nach Sleidan Jakob Mantell und Wolf Thomas genannt, daſelbſt oder wo er ſie betreten würde, in ſeinem Namen zu greifen. Schwendi bringt dieſe drei Männer nach Augsburg. Vogelsperger überſtand bei ſeinem ſtarken Körper und ſtandhaftem Geiſte die Folter, ohne irgend eine Schuld zu bekennen. Am 7. Februar auf den Marktplatz geführt, betheuerte er vor allem Volke voll unerſchrockenen Muthes ſeine Unſchuld und erzählte, daß er vordem dem Kaiſer gedient und von keiner anderen Urſache ſeines Todes wiſſe, als daß er im vorigen Jahre dem Könige von Frankreich zu ſeiner Salbung und Krönung deutſche Knechte zugeführt habe. Zwei Rechtsgelehrte, der Spanier Birbinsca, Karl's oberſter Haus- und Hofrichter oder Alcade, und der deutſche Generalauditeur Nikolaus Zinner, fällten das Todesurtheil, worauf er am ſelben Tage enthauptet wurde. Nun beſchuldigen Viele Schwendi, daß er Vogelsperger durch unredliche Handlung die Grube gegraben habe. Schärtlin ſagt in ſeiner Lebensbeſchreibung S. 172:

„Vogelsperger'n iſt groß Unrecht geſchehen." Auch nach dem neueſten Werke des gelehrten Profeſſors Barthold: „Deutſchland und die Hugenotten. Bremen 1848. Bd. 1. 46," ließ Schwendi als blutjunger Kundſchafter ſich brauchen, um unter dem Vorgeben kaiſerlicher Ungnade in's Haus ſeines Freundes zu Weißenburg, wo dieſer nach der Beurlaubung ſeiner Fähnlein lebte, ſich einzuſchleichen und den Oberſten in einen „ſpaniſchen" Hinterhalt zu locken. Schwendi wurde nach dem Ablaufe dieſer traurigen Handlung, die ihn in häßliches Gerücht brachte, von ſeinem Gebieter zu den Ständen nach Niederſachſen geſchickt und konnte deshalb ſich gegen dieſe ehrenrührige Anſchuldigung der Treuloſigkeit nicht ſo zeitig als er wollte vertheidigen und rechtfertigen. Er gab jedoch bald, dd. Augsburg 24. Juni, zu ſeiner Ehrenrettung eine Schrift heraus. Es heißt nämlich in Bernhard Friedrich Hummels neuer Bibliothek von ſeltenen Büchern, Nürnberg 1777. Bd. II., S. 62 hierüber im Auszuge: daß er Vogelsperger'n, den er vorher nie geſehen oder gekannt, nur auf kaiſerlichen Befehl und ſehr ungern aufgeſucht und gefangen genommen habe. Gegen deſſen Vorgeben auf der Richtſtätte, als hätte er (Schwendi) 200 Goldkronen von ihm empfangen, ihm aber zu ſeinen Bedürfniſſen hiervon nichts abreichen wollen, rechtfertigt er ſich durch Zeugen ſattſam, indem er denſelben mehrmals unterwegs, namentlich bei Kanſtadt und Göppingen, habe fragen laſſen, ob er Geld bedürfe, und ihm ſein Geld ganz oder zum Theil angeboten habe, ſo noch zu Augsburg, und die Antwort ſei ſtets geweſen: „er brauche kein Geld!" Darauf habe er (Schwendi) dieſes Geld dem Hofrichter zu Augsburg eingehändigt und erſuche nun alle Adelige und Unadelige, falſchem Leumund keinen Glauben beizumeſſen, oder ihn an ſeiner Ehre durch ungebührliches Schmähen anzutaſten, widrigenfalls er alle erlaubten Mittel zu ſeiner Ehrenrettung hervorſuchen würde.

Im Jahre 1551 war er als kaiſerlicher und des Reiches oberſter Kriegscommiſſarius im Lager des Kurfürſten Moritz von Sachſen vor der Stadt Magdeburg, in welche er nach am 7. November geſchloſſener Capitulation am 9. denſelben bei ſeinem Einzuge begleitete. In dem nämlichen Jahre wurde er auch an die Herzöge von Pommern mit kaiſerlichen Creditiven abgeordnet, des Inhalts, dem Kurfürſten gegen Magdeburg zu helfen und was im Jüterbogk'ſchen Abſchiede verwilliget wäre, zu vollziehen.

Er war auch in gleicher Eigenſchaft beim deutſchen Kriegsvolke im Lager vor Metz, wo der Kaiſer ihn als Hofrath zu des Reiches hochwichti-

gen Geschäften zuzog, ihn aus höchst eigener Bewegung zum Ritter schlug und ihm daselbst am 23. December 1552 wegen seiner Tapferkeit, seiner Kenntnisse und verschiedener Sendungen, besonders im Feldzuge von den Jahren 1546 und 1547 und seiner Dienste wegen bei der Belagerung von Magdeburg, den Ritterstand, den kaiserlichen Hofrathstitel und das Palatinat, d. i. das Jus creandi notarios, legitimandi, tutores et curatores dandi et confirmandi, adoptandi, emancipandi etc., verlieh. Der Kaiser gebrauchte ihn darauf als Obersten über ein Regiment deutscher Knechte gegen den König von Frankreich. Nach des Kaisers Abdankung im September 1556 diente er dessen Sohne, K. Philipp II., dem er in den Niederlanden die ersprießlichsten Dienste leistete. Er wurde mit seinem Volke nach Antwerpen geschickt, um dessen Bürger im Zaume zu halten.

Zu den ruhmvollen Siegen bei St. Quentin am 10. August 1557 und bei Grävelingen im Juli 1558, wo er unter Egmont als einer der Hauptführer, den fünften Heerhaufen befehligte, trug er durch Klugheit und Tapferkeit bei und vermehrte den wachsenden Ruhm seines Namens. Voll Vertrauens auf seine Thaten und die Freundschaft Wilhelms von Oranien, hoffte er in den Rath der Statthalterin, der Herzogin Margaretha von Parma, gewählt zu werden. Er konnte aber, wie er glaubte, durch ihren obersten Rath Anton Perrenot (den nachherigen Cardinal Granvella), vielleicht gerade wegen seiner Freundschaft mit jenen zwei Männern, oder weil er ein Deutscher, oder als Protestant bekannt war, dieser Würde nicht theilhaftig werden, was ihn sehr schmerzte.

Als schon im ersten Regierungsjahre des K. Maximilian II. in Ungarn die Kriegsflamme von Neuem aufloderte, bedurfte er eines erfahrenen und kräftigen Feldhauptmannes. Er berief daher Lazarus von Schwendi mit Einwilligung des K. Philipp, in dessen Pflicht er stand, aus dem Elsaß herbei, übergab ihm den Oberbefehl in Oberungarn, nach Einiger Angabe mit unbedingter, vom Kriegsrathe unabhängiger Vollmacht und ordnete ihm, um der Ungarn Ehrgeiz nicht zu kränken, den Judex Curiae Andreas Báthory von Ecsed bei. Am 1. Jänner 1565 reiste Schwendi von Wien nach Eperies ab, um Johann II. Sigmund Zápolya, der nach K. Ferdinand's I. Tode (24. Juli 1564) mit bedeutender Macht unter dem Oberbefehl Stephan Bathory's von Somlyo erobernd eingefallen war, nach Siebenbürgen zurückzutreiben. Am 5. Februar begann er das befestigte und wohlbesetzte Tokay, welches zudem noch seine Lage in der Spitze zwischen

der Theiß und dem Bodrog schirmte, bei ungewöhnlich strengem Winter mit 33 größeren Geschützen zu belagern und gewann dasselbe am 11. gegen freien Abzug. Leicht nahm am 15. Melchior Balassa Szerencs, das Schloß am rechten Ufer der Számos zündete Stephan Báthory, da auch der gefrorene Fluß den größeren Geschützen freieren Spielraum gewährte, selbst an und zog sich nach Großwardein zurück. Der Ort ward nun von Schwendi und Andreas Báthory unschwer genommen, wegen seiner wichtigen Lage wohl besetzt und mit vielen Kosten fortan wohl befestigt. Des Letzteren Bruder, Georg, besaß das feste Erdöd und that wenig oder nichts zu seiner Vertheidigung, theils im Vertrauen auf seinen Bruder Andreas im gegnerischen Lager, theils weil er baldigen Frieden hoffte. Jedoch überrascht, ergab er seine Veste mit des Bruders Zuthun an Schwendi, mußte 15,000 Thaler Geldes, Geschütz, reichlichen Vorrath an Wein und Lebensmitteln ꝛc. zurücklassen, dann auch Kövar sammt dessen Bezirk und Szilagy-Czeh räumen und wurde wieder in des Kaisers Gnade aufgenommen. Lautenberg ward daselbst zum Hauptmann eingesetzt. Vor Nagy-Banya zog Balassa und wurde dort ohne Widerstand aufgenommen. Schwendi nahm dasselbe und Felsö-Banya im folgenden Jahre wieder ein.

Die glücklichen Erfolge vermochten den Gegner, durch seine Abgeordneten Stephan Báthory und den Polen Stanislaus Nizoczky, den Geliebten weiland seiner Königin-Mutter, mit Schwendi im Lager zwischen Erdöd und Szathmar einen Vertrag zu schließen, durch den er den königlichen Titel mit dem eines Woiwoden vertauschen, nebst Siebenbürgen in Oberungarn noch Bihar und Großwardein behalten, Munkács, Marmaros und die Salzwerke zurückgeben und nach seinem unbeerbten Tode in den Rückfall Siebenbürgens an den Kaiser einwilligen wollte. Dieser Scheinfriede wurde mit dem beiderseitigen Vorbehalte der höheren Ratification den 13. März 1565 abgeschlossen. Andererseits wandte sich Zápolya II. in seiner Halbheit durch Kaspar Bekes an den Sultan. Einen lichten Blick in dieses Getriebe gewinnen wir aus zwei Originalschreiben (in der k. k. Ambraser-Sammlung) von demselben, welcher in der Unterschrift sich einen „erwählten König“ nennt. Beide, das eine in lateinischer, das andere in türkischer Sprache, sind an den Pascha von Ofen geschrieben.

Das eine dieser Schreiben, in Zápolya's kriechender Weise, lautet nach des gelehrten Orientalisten, Herrn Albert Krafft, Uebersetzung:

Mein Herr!

Dieſes iſt die unterthänige Anzeige an Euren, Schminke gleichen Fußſtaub: Am Donnerſtag, den 20. dieſes Monats Schaban, iſt ein edler, anmuthige Perlen ſpendender Brief von Seiten Euerer Excellenz an dieſen Diener (mich) gelangt. Was immer in ſeinem edlen Inhalt befohlen wurde, iſt uns vollkommen bekannt geworden. Schon früher als wir an Euren edlen Fußſtaub einen unterthänigen Brief geſandt haben, iſt ein hoher Befehl der Beſtättigung der Unabhängigkeit von der glücklichen Hohen Pforte ausgegangen. Da der Ruhm der Vornehmen, Suliman Tſchauſch, jenſeits in Temeswar wegen der Feinde ſich befand, ſo gelangte der Befehl an ihn und wir warteten einige Tage, wegen dieſer Verzögerung der Ueberbringung auf ihn. Wie dem nun ſei, da nach dem hohen Befehle in den Angelegenheiten des Reiches ſich eine Anzeige erheiſchende Sache ereignet hat, wurde am 14. des gedachten Monats eiligſt ein Mann an die Hohe Pforte abgeſendet: Es war nothwendig und wichtig, daß wir keine Zögerung durch Anwendung der gewöhnlichen Couriere veranlaßten. Auf jeden Fall, bis nicht meiner Antwort gemäß der hohe Befehl angelangt iſt, blieb nichts zu thun, als unterdeſſen die Friedensangelegenheit zu beachten. Dem edlen Geſetze zuwider hat der deutſche König, dem edlen kaiſerlichen Bündniſſe ſich widerſetzend, uns überfallen, einige unſerer Veſtungen genommen und unſer Land verwüſtet. Zwiſchen uns beiden ſind unzählige Schäden und Beſchädigungen vorgefallen; insbeſondere aber iſt auf ſeinem Marſche und Anrücken gegen uns nur noch ein Tagmarſch Entfernung geblieben und ſie habe durchaus keine Furcht heranzurücken. Da nun das islamitiſche Heer nicht kommt, ſo blieb dieſer Diener (ich) in dieſer Bedrängniß ſchwach und gebrochen und ſah von ſelbſt die Möglichkeit, mein Reich gänzlich aus den Händen zu verlieren. Da es nun endlich auch nicht paſſend ſchien, alles wegzuwerfen und davonzugehen, ſo haben wir auf freundſchaftlichem Wege unterhandelt mit dem Feinde. In der jetzigen Lage ſind wir daran Euere hohe Seite in Geduld zu beruhigen; doch ſind wir fertig und bereit. Tag und Nacht ſchauen wir beſtändig auf den Weg und ſpannen unſere Erwartung auf unſeren Boten. Uebrigens was iſt noch zu ſagen? Die Wiſſenſchaft wird zwiſchen Wiſſenden unnütz. Geſchrieben am 20. des gedachten Monats. Johannes Electus Rex. m. p.

Die Adreſſe:

An den Paſcha von Ofen.

Mit tiefem Blicke in die politiſchen Geſinnungen, mißtraute Schwendi den geheuchelten Abſichten des ſiebenbürgiſchen Fürſten und ſeines Oheims, des Königs von Polen, als ſie gegen Ende April Stephan Báthory und einen Polen an den Kaiſer ſchickten und ganz andere Bedingungen machten, welche der Aufrichtigkeit entbehrten und kein Zutrauen verdienten.

Der Kaiſer ließ ſie das Widerſprechende in ihren Anträgen fühlen und ließ Stephan Báthory als betrüglichen Unterhändler in Verhaft nehmen, wie auch den von Zápolya nachgeſchickten Secretair Alexander Kendy. Auch der Sultan forderte die eroberten Orte und das ungeſchmälerte Gebiet bis an das linke Ufer der Theiß, was der Kaiſer verwarf.

Nach der Unterwerfung des Szathmarer Comitats entſtanden zwiſchen Schwendi und Andreas Báthory, an welche Beide noch ein Schreiben d. d. 5. April gelangte, daß ſie die Huſaren und Franzen von Zay, wegen Bezahlung ihres Ausſtandes zu einer kleinen Geduld ermahnen ſollen, in Mißhelligkeiten, angeblich theils wegen getheilter Anſicht der weiteren Kriegsoperationen, theils wohl wegen des untergeordneten Dienſtes und der vorerwähnten Vorgänge bei der Eroberung von Erdöd, theils weil ſeine Schutzbefohlenen ſich über den Druck der deutſchen Söldner beklagten. Andreas ging Anfangs zu ſeinem jüngſten Bruder Nikolaus nach Ecſed jagen, dann auf andere Güter und überließ die Sorge des Krieges Schwendi, dem nun Franz von Zay beigegeben wurde.

Von Wichtigkeit, um Schwendi's Lage in's rechte Licht zu ſtellen, zumal die Vorgänge im Jahre 1567 Anſchuldigungen, beſonders von Feßler gegen ihn hervorriefen, iſt folgendes Schreiben in der k. k. Ambraſer-Sammlung, das er aus ſeinem Lager bei Szathmar am 7. April 1565 eigenhändig an den Kaiſer richtete. Er fragt in demſelben zuerſt, was mit dem gefangenen Chaus zu thun ſei, ob man ihn nach Wien ſchicken oder zurückbehalten ſoll? dann empfiehlt er den Herrn (wahrſcheinlich Kaspar) Magochy wegen ſeiner guten Dienſte und fährt dann fort: „wir ſeind täglich etwas gelts von Ewr. Maj. gewerttig, ſunſt wiſſen wir der ſachen khain Rath mehr, Vund wirt alle Kriegsordnung vnnd Regiment drüber fallen, Auch der Paw (von Szathmar) gehindert werden, wie ſich E. Maj. c. deſſ ſelbſt allergenedigſt berichten vund ſonderlich wol er Innern khünden, was für gefahr, nachtheil und verkhlainerung Ir darüber zu gewarten ſei. Vund thun mich hiemit Eur Kay. M. aller vunderthenigſt beuelhen.“ Dann als Nachſchrift unten ſeitwärts: „Allergenedigſter Kayſer die Türckhen

ſo ſich verſambiet noch zw zolmokh ſtellen ſich als wöllen ſy ſich vber die Teiſſa begeben." Deſſen Unterſchrift und Sigill mit dem Wappen, wie es in Paul Fürſten Wappenbuch. Nürnberg 1696. I., 115, abgebildet iſt. Dieſe Klage über Mangel an Geld und alles Das, was in der Kriegsführung davon abhängt, dauern in dieſem Kriege, wie in allen jener Zeit fort. Am 24. April ward den dortigen Kriegscommiſſarien die Weiſung gegeben, ſich um das Einkommen zum Schloſſe Tokay und anderen Orten in der Zips und den oberen Kreiſen Ungarns zu erkundigen; ferner am 9. Mai, daß ſie mit von Schwendi's Rathe zu Szathmar eine Brücke über den Fluß Szamos machen laſſen und einen gebührlichen Zoll daſelbſt aufrichten; dann am 18. deſſelben Monats kam unſerm Schwendi der Auftrag, bei den vermöglichen Herren in Ungarn Geld aufzubringen. Derſelbe erhält mehrere Troſtbriefe, ſo namentlich am 13. Juni; am 17. Auguſt wurden ihm 6000 Dukaten mit einer Vertröſtung einer mehreren Summe hinabgeſchickt.

Am 19. März 1566 erhielt er als oberſter Feldhauptmann in Oberungarn die Weiſung, die Mittel und Wege anzuzeigen, wie Seine Majeſtät, die ſelbſt auf dem Reichstage zu Augsburg waren, zu einer ſtattlichen Summe Geldes im Reiche kommen möchte. Traurig, wenn der Feldhauptmann in ſeinem Lager auch ſeine Sorge nach außen um Geld zu wenden hat, und wenn all die unzweckmäßigen Maaßregeln und Gebrechen, wie ſie jene Zeit mit ſich brachte, ihm allein aufgebürdet werden!

Schwendi litt in ſeinem Lager an der ungeſunden Theiß an einem heftigen Fieber, dem der beſorgte Kaiſer den tüchtigen Arzt Paul Weidner*) aus Wien ſchickte.

Am raſchen Vorrücken gegen Großwardein, zu welchem auch einige ungariſche Hauptleute ſelbſt riethen, hinderten ihn ſowohl der Szathmarer Vertrag, als auch der höhere Befehl, nur das Eroberte zu vertheidigen und Szathmar möglichſt zu befeſtigen. Nachdem er dieſen wichtigen Platz mit Geſchütz und allem Nothwendigen wohl verſehen und die Vertheidigung und Fortſetzung des Baues dem Kärnthner Erasmus Mager von Fuchsſtatt

*) P. Weidner war ein geborner Jude, ließ ſich 1558 zu Wien taufen, ward in den Jahren 1572 und 1579 Rector magnificus und ſtarb als Leibarzt Kaiſer Rudolphs II. im Jahre 1585.

übergeben hatte, rückte er schnell gegen Kaschau, um das Land vor etwaigem Ueberfalle zu wahren und erhielt vom Kaiser auf seine Bitte um Verstärkung, den Obersten Johann Werner von Raitenau mit fünf Fähnlein Knechten und fünf Geschützen, deren Zugpferde sämmtlich mit dem Buchstaben M (aximilian) gekennzeichnet waren, damit die guten Pferde nicht verkauft oder heimlich zu anderem Gebrauche abgenützt werden könnten.

Der Krieg begann von Neuem. Hassan Prodovich, Pascha von Temeswar, nahm Pankota für den Sultan, Johann Sigmund unter andern Plätzen auch Boros-Jenö und rückte im Vereine mit türkischen Rotten in die Szathmarer Gespannschaft. Nach vergeblichen Stürmen auf Schwendi's verschanztes Lager bei Szathmar, begann der Pascha am 1. Juni die Belagerung von Erdöd, das sich nach der tapfersten Gegenwehr und dem Heldentode der deutschen Hauptleute Laubenberger, Peller (oder Weller) und des Fähnrichs Philipp Huntstocker am 14. Juli ergeben mußte und zerstört wurde. Inzwischen ergab sich an Johann Sigmund auch Nagy-Banya oder Neustadt. Am 13. September verabredete Schwendi mit demselben Hassan einen Stillstand, lagerte sich vier Meilen weiter oben, bis Kis-Ar, wo er am 19. war, besetzte aber Nagy-Banya und Boros-Jenö (im Arader Comitate) im October in Eile wieder und ging über die Theiß ins Winterlager bei Kaschau. Der Mehrtheil der christlichen Schaaren ging im November für den Winter nach Hause und der Sultan wandte seine Macht gegen Malta. — In dieses Jahr fällt folgende aus einem Khevenhüllerschen Manuscripte entnommene Notiz: Als Herr Leonhard (IV.) von Harrach und Herr Wratislaw von Pernstein zerkriegt gewesen, hat Lazarus von Schwendi mit Don Francesco Lasso, der Kaiserin Oberstlhofmeister, Johann von Khevenhüller, der durch seine lange Gesandtschaft am Hofe zu Madrid bekannt ist, und mit Herrn Georg Proskowsky sie im Jahre 1565 auszugleichen geholfen. Wo diese Ausgleichung geschehen, ist nicht angedeutet, wahrscheinlich in Wien, da diese Herren am Hofe K. Maximilians II. lebten.

Schwendi verfaßte um diese Zeit in seinem Winterquartiere für den Kaiser eine inhaltreiche Denkschrift über diesen Krieg, die in der österreichischen militärischen Zeitschrift 1821, Heft VII., S. 82 — 99, einem biographischen Abrisse desselben beigefügt ist. In derselben ermuntert er voll Einsicht den Kaiser persönlich, gleich dem Sultan in dessen höchstem Alter, als oberster Feldhauptmann einen gewaltigen Kriegszug zu machen; denn

das gäbe bei männiglich großen Willen, Luſt und Beifall zum Kriege. Desgleichen wäre löblich und ruhmvoll, wenn mit Sr. Majeſtät beide Brüder, die Erzherzoge Ferdinand und Karl, zögen, um dem Feldzuge ein anderes Anſehen zu geben; beſonders meinte er, wäre der Adel und die Ritterſchaft bei Verluſt ihres Standes zur Reiterei anzuhalten.

Den Winter über rüſteten ſich beide Theile. Der Kaiſer ſuchte Hilfe in Ungarn auf dem Landtage (2. Februar) 1566 durch Erzherzog Karl, und in eigener Perſon auf dem Reichstage zu Augsburg. Am 4. März erließ Schwendi als oberſter Feldhauptmann und nicht der ihm beigegebene ungariſche Oberfeldhauptmann Franz Zay, was ſeine Nation ſchmerzte — an Ungarns Stände einen offenen Brief, in welchem er ſie zur Treue ermahnte, ſie des kaiſerlichen Schirmes verſicherte und im Namen des Kaiſers ihnen bei Strafe des Hochverraths verbot, mit dem Fürſten von Siebenbürgen zu verkehren und deſſen Landtag zu Torenburg zu beſchicken. Am 24. März eröffnete der K. Maximilian II. den Reichstag zu Augsburg, den er erſt am 28. Mai beſchloß, indeß der Sultan ſchon am 31. März ins Feld rückte.

In dieſem Jahre 1566 blieb Schwendi in ſeiner Stellung um Kaſchau, wohl um dieſe Flanke gegen den Feind zu decken, während der Kaiſer nach der Donau hin gegen Raab mit dem Heere des deutſchen Reichs und ſeiner Erblande leider zu ſpät gegen Ende Auguſt vorrückte und ſelbſt zu wenig Thatkraft wider Suleiman entwickelte, der vor Szigeth ſtand und am 4. September den Strapatzen erlag. Von Feßler, der ſelbſt aus der Gegend des Bodenſees herſtammte, wird er ſammt allen Deutſchen ſehr getadelt, daß er nicht kräftiger gehandelt habe. War ihm eine ſo wichtige Stellung angewieſen, ſo konnte und durfte er ſie nicht verlaſſen. Mochte ſich auch der Ungarn Nationalehre gekränkt fühlen, daß man einen Deutſchen mit dem Feldherrnſtabe in Oberungarn betraute, ſo iſt doch die Frage, ob ſie, die treffliche Führer zu leichten und raſchen Zügen hatten, in der Zeit des damaligen häufigen Parteiwechſels viele verläßliche Männer, wie Niklas von Zriny und Georg Thuri beſaßen, welche auf anderen Punkten das ausgedehnte, den feindlichen Einfällen und Verheerungen offene Vaterland mit unſterblichem Nachruhme beſchirmten und fielen. Zudem beſtand Schwendi's Kriegsvolk zum größeren Theile aus deutſchen Hauptleuten und Knechten. Wäre derſelbe von ſeiner höchſt wichtigen Stellung gewichen, ſo war dem Feinde von dieſer Seite her der

Weg gegen die obere Donau, auf deren Südſeite der Kaiſer ſich im Spätſommer lagerte, in deſſen Rücken geöffnet. Ein Oberfeldherr bedarf noch anderer als allezeit ſchlag- und ſturmfertiger Eigenſchaften, beſonders in jener Zeit, in welcher er den zum Theile heimathloſen, meuteriſchen Söldnern ſtatt Geld, oft nur Vertröſtungen geben konnte und der Mangel an wohlorganiſirter Verpflegung Gewaltgriffe nicht nur erlaubte, ſondern auch unabweisbar gebot. Gewiß ſtand Schwendi an Intelligenz, kriegeriſcher Ausbildung und Erfahrung, wie Wenige auf der Höhe ſeiner Zeit, wie deſſen Geiſteswerke bezeugen, die auch überall Milde und Menſchlichkeit athmen. Das Widerſprechende über Schwendi, je nach der Stimmung oder der Partei, erhellet aus Folgendem: Bizar (bei Schwandtner S. 670) lobt ihn nach Ausſage glaubwürdiger Männer, die mit ihm oft verkehrten, wegen ſeiner ausgezeichneten Kenntniſſe, beſonderer Klugheit und ſeines heldenmüthigen Geiſtes bei allen Vorfällen. Er habe Kriegszucht gehandhabt, für richtige Bezahlung des Soldes an Hauptleute und Knechte geſorgt, ſie von Raub und Plünderung abgehalten, ſei — wie Leonhard von Veis, Geſchenken und Beſtechungen ſtets unzugänglich geweſen; ferner habe er die Ueberbringung von Depeſchen und Kundſchaften nie Fuhrleuten und derlei Boten, ſondern ſtets den bewährteſten und erprobteſten Männern anvertraut, und bei ſtrenger Strafe verboten, aus dem Lager zu ſchreiben oder anderweitig zu berichten, was darin vorgehe. Wenn ein Zweikampf entſtand, befahl er, daß Keiner die fechtenden Gegner trenne, ſondern beide ſo lange im Kampfe laſſe, bis der eine gefallen. Den Anfänger des Streites ließ er aus dem Lager jagen. Feßler ſagt VII. 85 dagegen: Es empörte die Ungarn, daß Schwendi über liegende Gründe und Güter der Reichsfaſſen und der Kirche eigenmächtig verfügte, eigenmächtig und unbefugt Zölle einführte, Lieferungen, beſonders von Wein eintrieb, den er dann, Gewinn bringend, nach Polen verhandelt haben ſoll. (?!) Auf dieſe Anklagen haben wir dem Leſer zum Theil ſoeben geantwortet. In Bezug der Weinausfuhr wird unſer Schwendi am 27. Juli 1566 ermächtigt, dem Matthias Patocky die Ausfuhr etlicher Fäſſer Wein nach Polen zu geſtatten; ferner kenne ich einen aus Wien d. d. 24. November 1566 erlaſſenen Befehl an die Kammer in Ungarn, laut deſſen ſie bei dem Dreißigſtamte zu Arva und ſonſt die Ausfuhr von Getreide, Wein und Vieh ernſtlich einſtellen und verbieten ſoll, von Schwendi aber iſt keine Rede. Wohl aber wird d. d. 22. Februar 1568 ihm aufgetragen, mit der Kammer in der Zips

gute Correſpondenz zu halten, auch bei den ihm unterſtehenden Hauptleuten mit Ernſt darob zu ſein, daß ſie ſich in die Einkünfte in der Zips nicht einmiſchen, ſondern durch die Kammer daſelbſt handeln laſſen. Am 22. November 1567 erging eine Ermahnung um Beförderung des Berichtes an ihn, wie die durch Abgang etlicher Herren in Ungarn anheimgefallenen Güter zu Geld gemacht werden möchten, u. dergl. Uebergriffe und Ungerechtigkeiten mögen allerdings geſchehen ſein, aber nicht durch ihn ſelbſt, und vermochte er überall denſelben zu ſteuern?

Im Anfange d. J. 1567, in welchem unſerem Feldhauptmanne kein günſtiges Geſtirn leuchtete, galt es der Burg Szadvár in der Tornaer Geſpannſchaft, in der Sophie Pátoczy, deren Gemahl Georg Lebek, vor Kurzem aus der türkiſchen Gefangenſchaft durch ſiebenbürgiſche Vermittelung befreit, dieſe Partei ergriffen und deshalb ſeine Burg und Herrſchaft Szendrö an den Fiscus verloren hatte, ſich muthvoll behauptete. Schwendi ſchnitt ihr die Zufuhr ab, rückte am 6. Januar vor dieſelbe, welche mit zerſtörendem Geſchütze angegriffen, ſich ergab, und am 14. beſetzt wurde. Kaspar Rágoczy und Peter Petö gaben dieſer Heldenfrau, die ſich ſammt der Beſatzung mit allem beweglichen Eigenthume freien Abzug ausbedungen hatte, das Ehren- und Sicherheitsgeleite auf die Tornaerburg. Auf fernéres Glück bauend, zog er nach Feßler gegen Simon Forgács und Johann Reubers Rath, weil dieſe Befehdungen den Gang der eingeleiteten Friedensunterhandlungen ſtörten, gegen die mit Allem reichlich verſehene Felſenburg Munkács, die der in offener Feldſchlacht ſo muthige, aber zum Selbſtbefehlen der Ruhe und Einſicht entbehrende, Johann Lugoß, am 22. Februar übergab, wodurch dem Fürſten die wichtige Verbindung mit ſeinem Oheim, dem Könige Johann Sigismund von Polen, abgeſchnitten wurde. Den hier vorgefundenen reichen Raub ließ er nach Szathmar abführen, legte Beſatzung in die für unüberwindlich gehaltene Veſte und zog vor Huszt, das er im vorigen Feldzuge vergeblich belagert hatte. Nun forderte der Paſcha von Ofen die Aufhebung dieſer Belagerung, um die Friedensunterhandlungen nicht zu ſtören. Da dieſes nicht geſchah, rückte Haſſan Paſcha verheerend vor, nahm Puteck ꝛc. im Gömörer Comitate und führte aus dem Gebiete von Torna, Regecz, Kaſchau, Erlau und Szendrö 12,000 Menſchen in die Sclaverei. Schwendi mußte ſich nun von dem Huszter Schloſſe zurückziehen und ſein Lager hinter den Mauern zu Kaſchau aufſchlagen. Auch hatte Johann Sigismund's Haufen unter

Georg Bebecks Anführung Kóvar erſtürmt, den Marktflecken Nagy-Banya im erſten Anlaufe und auch die ſtarke Veſte daſelbſt nach der angeſtrengteſten Belagerung im Sturme genommen. So hatten K. Maximilian's Waffen bis 1. Juni 1567, für Szadvar und Munkács neunzehn Schlöſſer, Marktflecken, Burgen und Tauſende von Unterthanen, reichhaltige Gold- und Silberminen verloren und dieſe Unternehmungen Schwendi's einen empfindlichen Stoß erlitten. Indeß hatte der kaiſerliche Geſandte, Albert von Wyß, vom Sultan einen Stillſtand erhalten. Dieſer befahl ſowohl ſeinen Grenzpaſchan als Zápolya, von allen Feindſeligkeiten abzulaſſen. Nun gab auch Schwendi den Angriff von Huszt auf. Verantius und Chriſtoph von Teufenbach übernahmen die Sendung zur Hohen Pforte und erwirkten zu Adrianopel am 17. Februar 1568 einen achtjährigen Frieden oder Waffenſtillſtand, in welchem dem Kaiſer das durch Schwendi eroberte Gebiet in Oberungarn verblieb.

Die Söldner wurden nun allmählig entlaſſen, mit Hannſen von Rueber, Erasmus Mager u. dergl. geſchieht Abraitung und am 27. März werden Schwendi und Rueber angegangen, mit etlichen Reitern um Erſtreckung der Terminzahlung ihres Ausſtandes handeln zu wollen. Bis Ende Juni 1568 ſtand Schwendi höchſt wahrſcheinlich im Dienſte; denn am 23. wird er noch um Rath und Gutachten befragt, wie die Kriegsſchulden bezahlt und die berathſchlagte Regierung befördert werden möchte, und am 6. Juli werden ſchon Ruebern von Püchſendorf, wohl als neuem und proviſoriſchem Feldhauptmanne und der Kammer in der Zips, dem Präſidenten, den Eſanader Biſchof Gregor Abſtemius (Bornemisza) nach hohem Befehl d. d. 22. October 1567 von Schwendi eingeſetzt hatte, etliche Mittel angezeigt, wie eine gute Wirthſchaft in den dortigen Beſatzungen mit Austheilung des Proviants eingeführt werden ſoll. Am 27. September wird dem Reichspfennigmeiſter, Georg Ilſung, der in dieſem Kriege hauptſächlich die Geldgeſchäfte führte, aufgetragen, dem Lazarus von Schwendi 7515 fl. 20 Xr. in Nürnberg richtig zu machen.

Mit dieſem Kriege ſchloß Schwendi ſeine Laufbahn im Felde. Daß die eiſerne Noth einem Feldhauptmanne bei jenem ſo häufig geld- und verpflegloſen Zuſtande des Heeres vor dem Feinde Vieles gebot, was ſelbſt ein Ehrenmann, für den man von Schwendi aus ſeinem Geſammtleben halten muß, in trauriger Kriegspflicht verüben mußte, iſt der Natur der Dinge nach wohl außer Zweifel.

Von Seite seines Kaisers wurde er hochgeachtet und belohnt. So wurde auf allergnädigsten Befehl d. d. 16. Jänner 1567, ihm seine habende Leibbesoldung vom Anfange seines Dienstes mit monatlichen 400 Gulden gebessert. Maximilian II. erhob d. d. 29. October 1568 seinen Rath und Feldobersten Lazarus von Schwendi zu Landsperg, Triperg und Burckheim, sammt dessen ehelichen Nachkommen wegen seiner großen Verdienste aus höchst eigener Bewegniß in den Reichsfreiherrnstand, mit dem Titel Freiherr zu Landtsperg. Zugleich erlaubt der Kaiser ihm und seinen ehelichen Nachkommen allwegen, daß der Aelteste, oder, so sich der Aelteste deß nicht gebrauchen wollte, der nächste darnach, oder der aus ihnen, der sich dessen gebrauchen will, jetzo oder hinführo, wann über kurz oder lang ihnen das füget, in derselben ihrer Herrschaft Hohenlandsberg, in den Schlössern, Städten, Märkten und Flecken, so sie jetzt haben oder künftig überkommen, welchen Ort sie dazu vornehmen oder erwählen werden, eine Münzstatt aufbauen und errichten lasse, um darin durch ihre ehrbare und redliche Münzmeister nach der im Jahre 1559, zu Augsburg erlassenen Münzordnung allerlei silberne Münzen mit und neben anderen Kurfürsten, Fürsten, Städten und Ständen zu münzen und zu schlagen. Später schenkt ihm derselbe aus Gnaden 20,000 fl., oder versprach sie ihm vielmehr, indem Schwendi noch am 10. Juli und 19. October 1571 auf 10,000 Thaler ausständigen Gnadengehaltes an die Schuldenlast-Contribution in Schlesien verwiesen wurde. Am 16. December 1572 erhielt Georg Ilsung die Weisung, auf Mittel und Wege bedacht zu sein, daß der Lazarus Freiherr von Schwendi 4000 fl., die er bei Friedrich Gotsshaim aufgebracht, ohne Verzug bezahlt werden. Nach einer Urkunde vom 17. December 1571, bezog er als des Kaisers oberster Lieutenant ein Deputat, somit stand er noch in kaiserlichen, wenn auch nicht activen Diensten.

Er lebte nun größtentheils auf seinen Gütern in Schwaben und im Elsaß, ward wohl auch auf Reichstagen und häufig als erfahrener und gereifter Mann zn Rathe gezogen. Auch war er in Oesterreich und zwar im Frühlinge 1569 zu Baden, wo ihn der Freiherr, Johann von Khevenhüller, der als kaiserl. Gesandter zu Madrid am 8. Mai 1606 gestorben, auf seiner Reise von Wien nach Gratz, nach dessen eigener Angabe am 25. Mai besuchte. Seine Schrift d. d. Kerußheim (oder richtiger Kirusheim) 15. Mai 1574 heißt: „Bedencken an Kaiser Maximilian den Anderen von

Regierung deß Heyligen Römiſchen Reichs, vnnd Freyſtellung der Religion. Geſtellet auff Ihrer Kaiſerlichen Maj. Befehl, durch den Wolgebornen Herrn Lazerum von Schwendi, Freiherrn, vnd Ihrer Kaiſ. Majeſt. geheymen Rhat: Im Jahr 1574, Gedruckt im Jahr 1612" in 21 Blättern in 4. Dieſe Schrift,*) von edler Form für jene Zeit, iſt eine ſehr leſenswerthe Reliquie eines gemäßigten Proteſtanten. Er ſagt nach ſeiner Ueberzeugung mit männlicher Offenheit, woran der Kaiſer und die Dinge kranken; er ſagt Wahrheiten, die heute noch wohl zu beherzigen ſind. Er dachte ruhig und nüchtern, wie Wenige ſeiner Zeit. Seine Looſung war: Milderung der mißtrauiſchen und erbitterten Gemüther beider Theile im lieben Vaterlande, Duldung, Friede. Er ſpricht ahnungsvoll von Dingen, die ſich allmählig vorbereiteten und im nächſten Jahrhunderte ſo fürchterlich in Erfüllung gingen.

Im Jahre 1576 war Freiherr von Schwendi als einer der tüchtigſten Räthe des Kaiſers auf dem Reichstage zu Regensburg, und erſcheint daſelbſt als Präſident einer Commiſſion über Kriegsbau und Fortificationsweſen, worin er ſehr wohl erfahren war.

Wenn auch Freiherr von Schwendi hauptſächlich wegen ſeiner geſchwächten

---

*) Um dieſe Zeit erhielt Schwendi nachfolgenden, äußerſt intereſſanten Brief von K. Max II., ein merkwürdiges Denkmal der edlen Denk- und Geſinnungsweiſe dieſes gütigen Monarchen:

„Lieber von Schwendi!

Ich hab euer Schreiben wohl empfangen, und vernommen, nehme auch euer treuherzig, chriſtlich Mitleiden, ſo ihr mit meiner Schwachheit tragt, mit ſondern Danke an. Der ewige Gott, in deſſen Hand alle Dinge ſtehen, der mache es mit mir, nach ſeinem göttlichen Willen. Denn es leider auf dieſer Welt dermaßen zugeht, daß einer dabei wenig Luſt und Ruhe hat: aber Widerwärtigkeit, Untreu, Unerbarkeit iſt überall vollauf. Ja es wäre nicht ein Wunder, daß einer bei dieſen Weſen gar Blitzblau und toll würde: davon viel zu ſchreiben were.

So viel die unredliche That, ſo die Franzoſen mit dem Admiral (Coligny) und den Seinigen Tyranniſcher weiſſ erzeigt haben, (die Bartholomäus-Mordnacht) beriert, die kann ich gar nicht loben, und hab es mit herzlichem Leid vernommen, daß ſich mein Tochtermann zu einem ſolchen ſchändlichen Blutbad hat bereden laſſen. Doch weis ich ſo viel, daß mehr andere Leut, als er ſelber, regieren. Aber nichts deſto weniger läſſet ſich damit nichts beſchönigen, iſt auch damit nicht ausgericht. Wollte Gott, Er hätte mich um Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben. Denn er dieſes gewiſſlich nimmermehr

Gesundheit in den Ruhestand getreten war, so blieb er doch mit K. Rudolph II. und besonders dessen jüngerem Bruder, dem Erzherzoge Matthias, in fortwährender Verbindung. Dieser ersuchte Schwendi in mehreren aus Antwerpen, so schon am 19. Februar und 11. März 1578 und öfters in den folgenden Jahren an ihn erlassenen Schreiben um deutschen Rath und deutsche Hilfe, und wünscht ihn persönlich zu sehen und sich mit ihm zu unterreden. Dieser antwortete von seinen Gütern zu Kilchhof, Burkheim und Kurzheim, wo er lebte.

Der gemäßigte Schwendi räth auf gleichmäßigen Religionsfrieden und gegenseitige Duldung. Der jugendliche Erzherzog wollte den erfahrenen Mann, der selbst in den Niederlanden ruhmvoll gedient hatte, um sich haben. Dieser aber klagt d. d. 28. Februar 1580 über Uebelbefinden, besonders Lendenweh, und äußert sich ganz unverhohlen mit dem niederländischen Kriege, von dessen Anfang an übel zufrieden, weshalb er schon vor zwölf Jahren sich des königlichen Dienstes und der k. Pension entschlagen und stets Vertrauen und Milde angerathen habe. Nach S. 147 schreibt er aus dem Zellerbade d. d. 24. Juni 1581, daß er Sr. fürstlichen Durchlaucht nicht ins Erzstift Köln entgegenkommen könne, indem man großes

---

mit meinem Rath gethan hätte. Er hat Ihnen hierdurch einen Flecken angehängt, den er nicht leichtlich ablegen wird.

Gott verzeihe es denen, so daran schuldig, denn ich höchlicher besorge, daß sie ernstlich mit der Zeit erfahren werden, was sie Guts damit erwirkt haben. Und ist in der Wahrheit nicht anders, als wie ihr vernünftiglich schreibet, daß Religions-Sachen nicht mit dem Schwert wollen gerichtet und gehandelt werden. Kein Erbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird es anders sagen. Zudem hat Christus und seine Apostel viel ein anders gelehret. Denn ihr Schwert ist die Zung, Lehre, Gottes Wort und christlicher Wandel gewest. Zudeme, so sollten die tollen Leute nunmehr billig in so viel Jahren gesehen haben, daß es mit den Tyrannischen Köpfen und Brennen sich nicht will thun lassen. In Summa, mir gefällt es gar nicht, und werde es auch nimmermehr loben, es were denn Sache, daß Gott über mich verhengte, daß ich toll und unsinnig würde: dafür ich aber treulich bitten will.

Was aber das Niederländische Werk betrifft, das kann ich gleich so wenig loben; dem man schon zu viel gethan hat. Entgegen weis ich wohl, wie oft und was ich den König zu Hispanien geschrieben und gerathen habe. Aber in Summa, der spanische Rhat ist viel angenehmer gewesen, als mein treuherziger Rhat. Und müssen jetzt selbst bekennen, daß sie geirret haben und

Aufmerken auf ihn nehme und ihm alle Dinge zum Aergſten deuten möchte. Dann wünſcht er aus Kilchhofen am 26. Auguſt, daß er bald aus den Niederlanden heimkehre, zu welcher Zeit der Herzog an ſeine Abreiſe dachte, die auch zu Ende October erfolgte. Außer der erwähnten Denkſchrift und dem vorbeſprochenen Bedenken politiſchen Inhalts, kennen wir noch andere Werke, und zwar nicht nur in Proſa, ſondern auch in Verſen.

Die von Iſelin, Jöcher und Andern ihm zugetheilte Schrift: „De bello contra Turcas prudenter gerendo," die Hermann Conring zu Helmſtädt 1664 in 4. herausgegeben, und Jakob Geuder zu Herolzberg aus dem Italieniſchen ins Lateiniſche überſetzt hat, gehört dem venetianiſchen Patrizier Lazaro Soranzo (um 1600) an, und Schwendi's in demſelben Buche, S. 337—389, enthaltene Schrift iſt betitelt: a) Lazari Svendii L. Baronis Consiliarii et Archistrategi Caesarii (sic) quomodo Turcis sit resistendum consilium." Wohl das einzige lateiniſche Werk eines deutſchen Feldhauptmannes aus jener und der ſpäteren Zeit! — Er will auch den deutſchen und Johanniterorden in Ungarn gegen den Erbfeind verwendet wiſſen. Sie zeigten aber keine Luſt, ihrem urſprünglichen Berufe nachzukommen. b) Kriegs Discurs, von Beſtellung des gantzen Kriegsweſens, vnnd

---

dieſen Unrhat ſelbſt am meiſten geurſacht. Ich hätte es gern gut geſehen, daß dieſe edle Länder nicht ſo jämmerlich wären verderbt worden: unangeſehen daß man mir nicht folgen hat wollen, und ich billig ſcheu ſeyn ſollt zu rahten, ſo unterlaſſ ichs dennoch nicht, und thue treulich das meinige. Gott wolle, daß es wirke, und Nutz ſchaffe, und daß man einmahl aufhöre und genug an dem Vergangenen habe! Es wäre viel von dem und andern zu ſchreiben.

In Summa, Spanien und Frankreich machen es, wie ſie wollen, ſo werden ſie es gegen Gott, den gerechten Richter, müſſen verantworten. Ich will, ob Gott will, für meine Perſon erbar, chriſtlich, treulich und aufrichtig handeln. Und wenn ich das thue, ſo bekümmere ich mich um dieſe böſe und heilloſe Welt gar nichts. Ich habe gleichwohl verhofft, in das Königreich Böhmen zu kommen, ſo wollens mir aber die Doktores nicht rathen, daß ich mich bei dieſer ſtarken Kälte hinausbegeben ſolle Jedoch, da Gott Gnad giebt, und der Sommer herzuſtreichen wird, will ich auch nicht auſſen bleiben. Denn ſonſten das Weſen bei dieſem Regiment nicht beſtehen könnte. Und es erforderts der Cron und meine eigene Nothdurft. Denn ich wohl ſehe wie man hauſet und es zugehet. Damit ſeyd Gott befohlen, der wolle alle Sachen nach ſeinem göttlichen Willen, der Chriſtenheit und uns allen zum Beſten ſchicken.

Gegeben zu Wien, den 22. Februar anno 1574.

von den Kriegsämptern, weilandt deſſ Edlen Teutſchen Helden den Herrn Lazaruſſen von Schwendi, Freyherrn zu Hohen Landsperg, Herrn zu Kilchhoffen, Pfandherrn zu Purkheim, Triberg vnnd des H. Reichs Vogtey Kayſersperg ꝛc. Röm. Kaiſ. Majeſt. Raht vnd Feldoberſter in Obern Vngarn: Allen Hohes vnd Nidern ſtands, Fürſten, Graffen, Herrn Rittermäßigen, vnd Kriegsleuten, Teutſcher Nation, zu ſonderm Nutz, Dienſt, vnd Gefallen, an Tag geben. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn bei Andree Wechels ſel. Erben 1593" in 4. Auf der Rückſeite dieſes Titelblattes iſt im Holzſchnitte Schwendi's Portrait in voller Rüſtung. Dieſer Kriegsdiscurs iſt dem Herrn Karl (dem Jüngern) von Zierotin, Herrn von Rammiſt Roſſitz, Lumnitz ꝛc. gewidmet und beantwortet d. d. Wien 7. März 1593, vom gelehrten Hans Lewenklaw von Amelbeuner, der laut der Vorrede dieſen handſchriftlichen Schatz beſaß, und ihn zu veröffentlichen mehrmals angegangen wurde.

c) Zwo ſchöne Lehren, deren Erſte von dem Geſtrengen Edlen und Streitbaren Helden vnd Kriegsoberſten, Herrn Lazaro von Schwendi, Rittern ꝛc. Vnlängſt vor ſeinem End, an das teutſche Kriegsvolk: Die ander aber an Kayſer Maximilianum den Erſten, durch einen erfarnen trefflichen Mann ſeiner Kriegsräthe, geſtelt iſt ꝛc. Getruckt zu Frankfurt am Mayn 1595. in 8., hat 45 Seiten. — In der erſten ſpricht Schwendi manchmal in kräftigen und zürnenden Jamben, mit Bedauern vom Verfalle der einſt ſo kriegeriſchen deutſchen Nation, daß ſie, oder eigentlich ihre Kriegsknechte — durch Freſſen, Saufen, Rauben und Plündern, Ungehorſam ꝛc. ꝛc., Alles verderbe. Vom Adel ſagt er Seite 6:

„Ein Spiegel der Ehre vnd Tugendt,
Fand man an der deutſchen Jugend.
Der Adel mit ſeiner Ritterſchaft,
Derſelb der war des Adlers krafft,
Zu ſtreiten alle Zeit bereit,
Fürs Reich und die Gerechtigkeit.
Der mußte ſeyn vntadelbar,
Der in ſeiner Schar begriffen war.
Voll Ehre, auch ohne Laſter frey,
Die böſen ſtrafft man zur abſcheu.
Gottsforcht vnn Zucht hatt bey jn Platz,
Ordnung und Ghorſam war jr Gſatz.

Faſten und beten war im brauch,
Gſatz und Vernunfft regiert der Bauch.
Ach Gott wie hat ſichs vmbgekehrt,
Das zuvor nie mehr war erhört. ꝛc. ꝛc."

Schwendi, ſelbſt gelehrt und hochgeſchätzter Schriftſteller, war auch mit Gelehrten in brieflichem Verkehre und unterſtützte ſie, ſo z. B. Hugo Blotius, welchem er, wie auch der berühmte Busbecque durch ſeine Anempfehlung — zu ſeiner Anſtellung als kaiſerlicher Bibliothekar verhalf, welche dieſer am 15. Juni erhalten hatte. Selbſt portraitirt wurde Schwendi für Blotius Sammlung, der durch eine von ihm angelegte Portrait-Sammlung ſelbſt jene des Paul Jovius am Comerſee zu überbieten gedachte. Deſſen ganze Rüſtung, mit geätzten Streifen und Panzerſchuhen, beſitzt die k. k. Ambraſer-Sammlung im zweiten Saale Nr. 65, wie auch deſſen wohlgetroffenes Portrait in der kleinen Sammlung Nr. 816.

Schwendi, gewiß einer der hervorragendſten Männer ſeiner Zeit, ſtarb am 4. Auguſt 1583 auf ſeinem Gute Kilchhofen oder Kirchhofen. Da er, der aus gutem und wohlhabendem Geſchlechte war, früh zu hoher Stelle und ſomit auch in hohe Beſtallung und zu bedeutenden Geldgeſchenken kam, wie auch zu Pfandſchaften wahrſcheinlich für ſeine lang ausſtehenden Forderungen gelangte, war er — aus Allem zu ſchließen — ein reicher Edelmann, der auch durch ſeine Privattugenden alle Achtung genoß und ſeine Muße hauptſächlich den Wiſſenſchaften ſeines Berufes widmete.

Nirgends findet man bei Schwendi eine Spur von eigennütziger Berechnung und Geldſucht, wie bei Schärtlin und manchen anderen Hauptleuten und Kriegsmännern jener Zeit. Ihm war ſein Beruf Ehre und nicht — Gewerb und Handwerk.

Schwendi war zweimal vermählt und hinterließ nur einen Sohn, Johann Wilhelm. — Der Mannesſtamm der Familie Schwendi erloſch mit dem Tode des Freiherrn Franz, und kamen die Güter vermöge Verwandtſchaft an die Grafen von Oettingen-Spielberg.

(von Joſ. Bergmann, ſiehe deſſen Werk über Medaillen auf berühmte Männer Oeſterreichs II. Bd. Heft 2. 3.)

Jakob Hannibal Graf von Hohenembs,

kaiſerlicher, päpſtlicher und zuletzt ſpaniſcher Feldmarſchall.

Dieſer berühmte Feldherr gehört einer uralten ſchwäbiſchen Familie an, deren Name in der mittelalterlichen Kriegsgeſchichte Deutſchlands zu berühmt iſt, als daß man ihrer noch ausführlicher erwähnen ſollte. Mancher Hohenembſer ſtieg hinab von ſeiner Burg, die nicht ferne von Bregenz im Vorarlberg liegt, und führte ſeine Landsknechthaufen über die Alpen; mehr denn einer von ihnen ließ ſein Leben auf dem Schlachtfelde. Wolfgang Dietrich von Hohenembs, der Vater unſeres Feldherrn, wurde in Karls V. italieniſchen Feldzügen viel beſchäftigt und zur Belohnung ſeiner Dienſte in den Grafenſtand erhoben. Während ſeines Aufenthaltes in Mailand heirathete er Clara von Medicis, die Schweſter des nachmaligen Papſtes Pius IV. und jenes kühnen wie umſichtigen Feldherrn Jakobs von Medicis, der erſt als Caſtellan von Muſſo, dann als Marcheſe von Marignan an den meiſten Kriegen ſeiner bewegten kriegeriſchen Zeit in Italien, Flandern, Deutſchland Antheil nahm.

Durch dieſe Heirath kam der Hohenembſer in die engſte Familienbeziehung zu den meiſten vornehmen italieniſchen Häuſern. Der erſte Sproſſe dieſer Ehe war unſer Jakob Hannibal, der 1537 geboren wurde, aber ſchon im neunten Jahre ſeines Alters ſeinen würdigen Vater durch den Tod verlor. Bald nach dieſem traurigen Ereigniſſe trat er unter Aufſicht und Leitung ſeines berühmten Oheims, Jakob von Medicis, in das kaiſerliche Heer, ſo daß man ſagen konnte, er wurde wie Hannibal im Kriege erzogen. Unter deſſen Leitung erhielt er ſeine Bildung für den Krieg und begleitete ihn früh auf ſeinen Feldzügen, und zwar zuerſt in dem Schmalkaldiſchen Kriege. Unter dem Commando des Nicolaus von Vollmil zeichnete er ſich beſonders bei der Einnahme von Conſtanz aus, welches ſich aus Oeſterreichs Botmäßigkeit in den Schweizerbund begeben hatte. Bald darauf ward Jakob Hannibal Hauptmann, und als er ſpäter unter dem Commando des Grafen Johann von Arco für Philipp II. von Spanien in der Picardie wider Heinrich II. von Frankreich mit Auszeichnung focht, zum Obriſtlieutenant ernannt. Jakob Hannibal hemmte nun mit einem Regimente deutſcher Soldaten die

Fortschritte, welche Heinrich II. schon in den Niederlanden gemacht hatte. — Nach glücklicher Beendigung dieses Unternehmens ward er von seinem mütterlichen Oheim, Papst Pius IV., als Botschafter nach Spanien gesandt, wo ihn Philipp II. in die Zahl der Granden aufnahm; nachdem er dieser Gesandtschaft drei Jahre gewidmet, zog er **1564** unter Garzia von Toledo nach Afrika gegen die Mauren. Dort eroberte er das feste Schloß Pimon, aus welchem die Mauren zumeist die Küsten Spaniens beunruhigt hatten, und erwarb sich dadurch so sehr die Gunst Philipps II., daß dieser König ihm und seinen Erben einen Jahresgehalt von **3000** Dukaten verlieh.

Papst Pius IV. übertrug ihm nunmehr mit Bewilligung des Cardinal-Collegiums den Oberbefehl über die päpstlichen Truppen, mit welchen Jakob Hannibal die Küsten Italiens beschützte, als sie Soliman I. während seines Zuges wider Malta bedrohte. Er wurde daher auch von seines Oheims Nachfolger, Papst Pius V., in dem Oberbefehle bestätigt, und nicht ohne Erfolg, denn schon **1566** hatte er wieder die Küsten Apuliens gegen einen neuen Andrang der Türken zu vertheidigen. Nachdem er sich später in dem berühmten Seetreffen bei Lepanto unter Don Juan d'Austria (**1571**) noch ganz besonders ausgezeichnet hatte, kehrte er nach Deutschland zurück, um hier seinem Stamm- und Geburtsorte Hohenembs näher zu sein, und erhielt hier als ein verdienter und wohlerprobter Streiter für die Sache des Erzhauses die Vogtei über Feldkirch, Bregenz und Hohenek und die Oberhauptmannschaft der vier Herrschaften vor dem Arlberg. Nachdem ihm kurz zuvor Philipp II. für seine vielen Verdienste die Grafschaft Galerate im Mailändischen verliehen hatte, ertheilte ihm Kaiser Maximilian II. Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank.

Doch nicht lange genoß er in Ruhe dieser Aemter und Würden, denn schon **1574** sandte ihn Kaiser Maximilian II. mit **4000** Mann deutschen Fußvolkes dem Könige von Spanien in die Niederlande zu Hilfe. Auf diesem Zuge wurde er, als er mit einem kleinen Gefolge vorausreis'te und kaum über den Rhein gesetzt hatte, bei Elsaß-Zabern von einem überlegenen Heerhaufen von mehr als **6000** Mann, theils Franzosen, die aus der Schlacht auf der Mockerhaide entflohen waren, angegriffen und umringt, er focht mit großer Anstrengung, schlug sich auch glücklich durch, erhielt

aber zwei Wunden, die ſeinen ferneren Zug nach Brüſſel etwas verzögerten. —

Als er gleichwohl dort angekommen war und einem Kriegsrathe beigewohnt hatte, kam er auf ſeinem Ritte in ſein Lager neuerdings unter die Feinde und ward wieder in einem Arme und in der linken Seite, doch glücklicherweiſe nur leicht verwundet.

Jakob Hannibal blieb nun in den Niederlanden und führte unter drei Statthaltern die Unternehmungen, die ihm übertragen waren, mit Muth und Glück aus: er ſchützte die brabantiſchen Grenzen, ſchlug die Franzoſen aus Burgund (1575), eroberte das feſte Schloß Weerth mit Sturm (1579) und bewährte bei der Belagerung von Utrecht ſeine gewöhnliche Tapferkeit. In der Schlacht bei Warenfeld unweit Zütphen (1586) wurde er ſchwer verwundet; er ließ ſich noch ſchnell nach Hohenembs bringen, und ſtarb dort bald darauf in Folge ſeiner Wunden am 6. December 1587 im 49. Lebensjahre.

Jakob Hannibal war der Bruder des berühmten Cardinals Marcus Sittikus von Altembs, der in ſeiner Jugend auch die Waffen trug, und rühmlich gegen die Türken focht.

Jakob Hannibal war vermählt mit einer Borromeo und legte dadurch den Grund, daß ſeine Nachkommen in's Lombardiſche überſiedelten. Der letzte Hohenembſer aber, Johann Franz Wilhelm, kaiſerlicher Oberſter und Commandant von Grätz, ſtarb im Jahre 1759 zu Hohenembs. —

Alexander Farneſe, Herzog von Parma und Piacenza,

Statthalter und Generalcapitain der ſpaniſchen Niederlande, Ritter des goldenen Vließes.

Die Thaten und Unternehmungen dieſes berühmten Prinzen, der nicht etwa blos Held, ſondern militairiſches Genie im eigentlichſten Verſtande geweſen iſt, haben zwar nur entfernten Bezug auf die deutſchen Angelegenheiten, aber als Feldherr, der öfter auch deutſche Truppen führte, und als Enkel Karls V. gehört er uns näher an.

Ein Sohn der Margaretha von Oeſterreich, Karls V. natürlicher Tochter, und des Ottavio Farneſe, Herzogs von Parma und Piacenza, wurde er theils zu Rom, wo er 1544 geboren wurde, theils am ſpaniſchen Hofe erzogen. Sein lebhafter, feuriger Geiſt und ſeine entſchiedene Neigung für die ritterlichen Uebungen kündeten frühe ſeine ruhmvolle Beſtimmung an.

Während der Schlachten von St. Quintin und Dorlens in den Niederlanden befand er ſich als Knabe in den Heerlagern und wollte gerne ſchon an den Treffen theilnehmen; er weinte bitterlich, als man ihm dies wegen ſeiner Jugend nicht geſtattete; nur mit vieler Mühe ward er zurückgehalten.

Doch kaum zum Jüngling gereift, ergriff er mit Freuden die Waffen, um ſie nie wieder aus den Händen zu legen. Bald eröffnete ihm die große Seerüſtung gegen die Türken unter dem ruhmvollen Don Juan d'Auſtria die Bahn der Ehre, und er machte ſeine erſte Probe glänzend gleich damit, daß er in dem berühmten Seetreffen bei Lepanto (1571) ein feindliches Schiff wegnahm, und ſchon im folgenden Jahre ſchlug er in dem Treffen zu Lande bei Navarino die türkiſche Reiterei, welche 8000 Mann ſtark war, in die Flucht.

Don Juan d'Auſtria hatte eine ſo beſondere perſönliche Neigung zu Alexander gefaßt, daß er ihn mit ſich nach den Niederlanden nahm, um ihm dort mehr Gelegenheit zu geben, ſeine glänzenden Talente für den Krieg als auch für die Staatsgeſchäfte zu entfalten. Prinz Alexander Farneſe verdiente auch Don Juans Vorliebe, denn er zeigte eine Tapferkeit und Kampfbegierde, welche die Reihen und Glieder eines Heeres jedem Feinde undurchdringlich macht, und ſeine Vorſicht, die in ihm dem Geiſte des Wagens das Gleichgewicht hielt, und ein raſcher Ueberblick ſelbſt der verwickeltſten Verhältniſſe, kündigten immer mehr und mehr den Feldherrn in ihm an. Auch bei König Philipp II. ſtand er in ſolcher Gunſt und Vertrauen, daß ihm dieſer die Hand der portugieſiſchen Prinzeſſin Maria von Braganza verſchaffte, mit welcher Alexander 1566 zu Brüſſel feierlich vermählt wurde.

Durch Alba's heftige, ja grauſame Maßregeln wurden die Niederländer immer noch mehr in der Empörung beſtärkt; durch dies und den Geiſt der Zeiten waren die Angelegenheiten dort in eine ſo ſchlimme Lage gediehen, daß weder Margarethens noch des trefflichen humanen Don

Juan (der nun zum Statthalter ernannt worden war) Benehmen beſſer wirken konnten.

Don Juan, ein ſo geſchickter Lenker wichtiger Angelegenheiten er auch war, hatte dennoch in den Niederlanden kein Glück, theils weil die Empörung ſchon zu weit gediehen, theils auch weil ihm durch mannigfache Ränke am ſpaniſchen Hofe durch dieſen ſelbſt die Hände gebunden waren. Er verließ dieſe Statthalterſchaft bald wieder, und Alexander Farneſe, auf den jetzt Aller Augen gerichtet waren, folgte ihm 1578 in dieſer ſchweren und ſorgenbeladenen Würde.

Nun begann eine neue Epoche in den Niederlanden. Alexandern ſchien das Glück gewogener zu ſein.

Durch Vergleiche und geſchickt geführte Unterhandlungen brachte er Artois, Brabant, Hennegau und einen Theil von Flandern zurück, er ſchlug das Fußvolk der Empörer bei Antwerpen, eroberte Maſtricht nach einer langen Belagerung durch Sturm, und heftete ſeine Blicke ſo ſtarr auf die Unternehmungen der Empörer, die ihren Sitz in den Provinzen nordwärts des Rheins hatten, als auf ihre Unterſtützer im Auslande.

Dieſe Unterſtützer waren theils England jenſeits des Meeres, theils weſtlich die calviniſche Partei in Frankreich, theils öſtlich das proteſtantiſche Deutſchland.

Farneſe hielt bald die Franzoſen durch drohende Stellungen innerhalb ihrer Grenzen in Furcht, bald hinderte er eine Landung der Engländer oder erſchwerte ſie wenigſtens; bald begegnete er den Proteſtanten aus Deutſchland, die er unter ihrem Pfalzgrafen Caſimir durch geſchickte Märſche ſo vollends abſchnitt, daß ſie ſich zum Vergleiche mit ihm und zugleich zum Rückzuge nach Deutſchland entſchließen mußten. Er nahm Domnik ein, gewann Breda durch einen Ueberfall (1582) und vermochte die ihm ergebenen Provinzen, daß ſie fremdes Kriegsvolk annahmen, mit welchem er die Franzoſen unter dem Herzoge von Anjou aus Dünkirchen, Nieuport und Wynxbergen (1583) vertrieb.

Biron, Marſchall von Frankreich, drang nun mit einem ſtarken Heerhaufen über die Grenze, Alexander Farneſe zwang ihn am 17. Juni 1583 bei Steenbergen zur Schlacht und brachte ihm eine völlige Niederlage bei. Theils durch Gewalt, theils durch Verſtändniſſe unterwarf er ſich bis zum Jahre 1584 die Städte Brügge, Gent, Ypern, Mecheln u. a.

Während Alexander Farneſe ſolcherweiſe theils auch durch eine wohlberechnete und ehrenhafte Politik Erfolge errang, denen Alba, Requeſens und Don Juan vergeblich nachgeſtrebt hatten, fuhr er zugleich ruhig, aber mit der ganzen Ueberlegenheit ſeines genialen Geiſtes, in ſeinen militairiſchen Operationen gegen Antwerpen fort, deſſen Ueberwältigung der Unterwerfung der ſüdlichen Provinzen die Krone aufſetzen mußte. In einem Kriegsrathe ſchlug er vor und drang feſt darauf, das mächtige Antwerpen baldmöglichſt anzugreifen. Dieſe Feſtung wurde wegen ihrer ungeheuren Werke und beſonders wegen des Kouvenſteiniſchen Dammes beinahe für unüberwindlich gehalten, und alle ſeine Generale widerriethen das Unternehmen. Doch Farneſe hielt es für ausführbar und unternahm die Vorarbeiten eines Angriffes unbedenklich. Die Vorarbeiten dieſes im hohen Grade ſchwierigen Werkes nahmen Farneſe's ganze Kriegskunſt in Anſpruch. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, ſich zum Meiſter der Schelde zu machen, um den Bewohnern Antwerpens alle Hilfe und Zufuhr von Holland und Seeland her abzuſchneiden, worauf ſie allein noch angewieſen waren, je mehr Farneſe ſelbſt ganz Flandern und Brabant in ſeine Gewalt bekam.

Das Schickſal Antwerpens*) war für den verewigten Prinzen Wilhelm von Oranien ein Gegenſtand der äußerſten Beſorgniß geweſen, und kurze Zeit vor ſeinem Tode, bei Gelegenheit der Taufe ſeines jüngſten Sohnes Heinrich Friedrich, hatte er durch ſeinen Freund St. Aldegonde, (welcher damals Bürgermeiſter in Antwerpen war) der ſtädtiſchen Regierung den Rath ertheilt: „Man möchte doch ja den Blaauwgarendyk von da, wo ſich die Schelde in drei Arme theilt, bis gegen Bergen-op-Zoom hin durchſtechen; denn wenn dadurch eine Ueberſchwemmung bewirkt worden ſei, dann könne eine Entſatzflotte das Waſſer tief genug finden, um über den Kouvenſteiniſchen Deich bis vor das Thor Antwerpens zu bringen; holländiſche und ſeeländiſche Kriegsſchiffe aber müßten den Feind vom Deiche abhalten und ihn am Aufwerfen von Schanzen verhindern.“

St. Aldegonde trug gleich nach ſeiner Zurückkunft von Delft Ora-

*) Die nun folgende Schilderung der Belagerung Antwerpens iſt dem trefflichen Werke von Ed. Duller: „Geſchichte des Abfalls der Niederlande. 3 Thle. Cöln 1841“ auszugsweiſe entnommen.

D. H.

Viens Rath dem Rathe und den Bürgerhauptleuten vor, und ſowohl der Erſtere als die Letzteren gaben, von der Zweckmäßigkeit vollkommen überzeugt, ihre Zuſtimmung. Nun aber machte ſich bei der eigenthümlich zuſammengeſetzten Verfaſſung der Stadt, welche außer den Geſammtintereſſen auch den Partikularintereſſen vollkommen Spielraum ließ, ein ſolches letztere geltend, und zwar, wie ſich nicht anders erwarten ließ, zum Nachtheil der erſteren. Die Fleiſcherzunft widerſetzte ſich dem Durchſtechen des Blaauwgarendyks aus dem Grunde, weil ihr dadurch ein Weideland verloren ginge, worauf ſie jährlich 12,000 Ochſen mäſtete; — „unmöglich (ſo ließ ſich dieſe Zunft vernehmen) iſt es ja für den Prinzen von Parma, einen ſo gewaltigen Strom wie die Schelde, zu ſperren, und mithin iſt es ja auch unnöthig, eine ſolche außerordentliche Maßregel zu treffen.“

Vergeblich erſchöpfte ſich St. Aldegonde in Gegengründen; — „der Feind kann (ſo ſprach er) eine Brücke über den Strom ſchlagen, die ſich bei gewöhnlichem Wetter ſchließen läßt und denſelben ſperrt. Haben wir denn die Elemente in unſerer Gewalt, welche die Brücke möglicherweiſe zerſtören können? Wiſſen wir denn, ob Alexander Farneſe den Strom nicht durch Schiffe zu ſperren bedacht iſt, die, an Ankertauen feſtliegend, dem Steigen und Fallen der Fluth, den Winden und ſelbſt dem Eisgange zu trotzen vermöchten?“

Die Fleiſcherzunft drang durch und wußte ſelbſt die Bürgerhauptleute von dem früheren Beſchluſſe abwendig zu machen. So unterblieb dann das Durchſtechen des Deiches.

Am 3. Juli 1584 lagerte ſich nun Farneſe, welcher ſowohl das flandriſche als das brabantiſche Schelde-Ufer mit verſchiedenen Truppen-Abtheilungen beſetzt hatte, um Antwerpen alle Zufuhr abzuſchneiden, zu Kaalbeck, gegenüber von St. Bernhard auf dem flandriſchen Ufer, während Mondragon den Anführer der ſpaniſchen Truppen über den Strom auf das entgegengeſetzte brabantiſche zog.

Drei Meilen unterhalb Antwerpen lagen zwei wichtige Feſtungswerke, Fort Lillo auf der brabantiſchen Seite und Fort Lieſkenshoek auf der flandriſchen. Das letztere eroberte der Marquis von Roubaix am 10. Juli, während Mondrago das Fort Lillo angriff. Doch tapfer wurde dies ungefähr drei Wochen lang vertheidigt, ſo daß ſich Mondragon endlich genöthigt ſah, von Lillo abzuziehen, nachdem er 2000 Mann davor eingebüßt hatte. Dagegen beſetzte er nun außer Kouvenſtein und einigen anderen Plätzen

auch den wichtigen Blaauwgarendeich, nachdem man endlich in Antwerpen, jetzt allzuſpät, übereingekommen war, denſelben zu durchſtechen. Hatte Alexander Farneſe dadurch ſchon einen großen Vorſprung erreicht, ſo kam ihm jetzt der Beſitz Termondes, Vilvoordens und Gents, für ſeinen Kriegsplan gegen Antwerpen noch mehr zu ſtatten.

Alexander Farneſe überzeugte ſich, daß er Antwerpen nur dann mit Erfolg blockiren könne, wenn er die Schelde durch eine Schiffbrücke ſperre. Bei der großen Breite des Stromes und deſſen mächtigem Zuge, ſo wie bei der Einwirkung von Ebbe und Fluth ſchien dies kaum möglich zu ſein. Aber Farneſe ließ ſich durch keine Schwierigkeiten abſchrecken. Er berieth ſich mit ſeinen beiden geſchickten Kriegsbaumeiſtern Properz Barochio und Johann Baptiſt Plato über die Ausführung ſeines kühnen Planes, und beſtimmte nach vorangegangenen Unterſuchungen, die Stelle zwiſchen Kallo auf der flandriſchen und Ordam auf der brabantiſchen Seite, die Brücke zu ſchlagen.

Die Schelde iſt dort am wenigſten breit und macht eine Krümmung, ſo daß Schiffe, welche ſtromaufwärts kamen, nicht geradeswegs gegen die Brücke ankommen konnten.

Um nun die zu ſchlagende Brücke auf beiden Seiten gehörig zu decken, ließ Farneſe zwei Forts erbauen, auf der brabantiſchen Seite bei Ordam, das Fort St. Philipp, auf der flanderiſchen bei Kallo das Fort St. Maria. Hierauf ließ er von beiden Ufern aus mächtige Pfahlwerke („estacades“, „Staketſels“) in den Fluß hineinbauen. Die größten und ſtärkſten Maſtbäume wurden dazu verwendet. Es befanden ſich drei Reihen von Pfählen neben einander, welche durch Balken verbunden waren. Die Estacade von Kallo war **200**, die von Ordam **900** Fuß lang und ſo breit, daß die Truppen acht Mann hoch darüber ſchreiten konnten. Die Breite des offenen Stromes zwiſchen beiden Pfahlwerken betrug **2250** Fuß, und dieſer Raum ſollte nun durch eine Schiffbrücke vollends geſchloſſen, das Ganze durch **97** Kanonen vertheidigt werden. Um von Gent aus, in deſſen Beſitz ſich Farneſe geſetzt hatte, das nöthige Holz und Material zum Bau dieſes rieſenhaften Werkes zu erhalten, ließ er, da die Schifffahrt zwiſchen jener Stadt und ſeinem Lager durch eine feindliche Schanze geſperrt war, einen Kanal durch das Land von Waas graben, welcher ſich in einer Länge von **14,000** Fuß von dem Fluſſe Moer beim Dorfe Stecken bis nach Kallo hinzog, wo die Mündung durch ein Fort gedeckt wurde.

Durch dieſen Kanal verſchaffte Farneſe nicht blos damals ſich ſelbſt (für den Bedarf ſeines Brückenbaues, ſeines Heeres und Lagers), ſondern auch dem Lande von Waas für künftige Zeiten bis heute einen wichtigen Vortheil; ſein Kanal trug nämlich in der Folge weſentlich dazu bei, daß jener früherhin ziemlich dürre Landſtrich kultivirt, bevölkert und im hohen Grade wohlhabend wurde. Damals war jedoch die raſche Vollendung des Kanals, zu deſſen Förderung der fürſtliche Feldherr, ſeine Soldaten anciſernd, ſelbſt Hand anlegte, ein Schrecken für die freien Provinzen; da ſich Farneſe dadurch in unmittelbarer Communication mit den reichen Städten Flanderns befand, ſo beſorgte man mit Recht nunmehr die äußerſte Gefahr für Antwerpen.

Farneſe ließ ſich durch den Herbſt nicht abhalten, ſeinen Brückenbau fortzuſetzen, und als der Winter eintrat und die Schelde mit Eis ging, bemerkte er zu ſeiner nicht geringen Freude, wie ſein gewaltiges Pfahlwerk den Schollen Trotz bot. Als die Witterung wieder gelinder wurde, ließ Farneſe die Arbeiten wieder beginnen. Es galt nun nur noch, den freien Raum des Stromes zwiſchen den beiden Eſtacaden durch Schiffe auszufüllen, und ſo war dann die Communication zwiſchen beiden Scheldeufern für ihn vollends hergeſtellt. Zu dieſem Ende ließ Farneſe breite platte Fahrzeuge herbeibringen, welche man durch Ketten und Taue aneinander befeſtigte, und von denen jedes durch zwei Anker gehalten wurde. — So war nun die Brücke hergeſtellt, und zwar in der Weiſe, daß die beiden Enden derſelben dem Andrange der Wellen durch das kunſtreiche Pfahlwerk Widerſtand leiſten konnten, während die Mitte der Ebbe und Fluth nachgab.

Das ganze Werk, ein Meiſterſtück der Waſſerbaukunſt, war zugleich trefflich vertheidigt und mit Recht einer Feſtung vergleichbar. So befanden ſich auf jedem Schiffe (es waren deren 32) zwei Geſchütze nebſt 30 Soldaten und 4 Schiffsleuten, auf den beiden Brückenköpfen und der Brücke ſelbſt im Ganzen 92 Geſchütze, ringsum drohte eine Menge von Kriegsſchiffen jeder Flotte, welche einen Angriff zu Waſſer wagen würde, während auf beiden Ufern des Stromes und auch auf den Deichen, die aus den Fluthen hervorragten, Fort an Fort, Schanze an Schanze, Batterie an Batterie ſtand, die Schifffahrt auf dem Fahrwaſſer der Schelde beherrſchte und die Brücke vertheidigte. Zu dieſem letzteren Zwecke ſperrte

der Kriegsbaumeiſter Barochio den Strom unterhalb der Brücke noch durch eine ſchwimmende Verſchanzung, welche aus einer Menge mit einander verbundener kleiner Fahrzeuge beſtand, die an ſchlaffen Ankertauen hingen, und vorne mit mächtigen eiſengeſpitzten Pfählen verſehen waren. Am 28. Februar 1585 ſah Farneſe ſein Werk vollendet, und ſein ganzes Heer feierte dies Ereigniß mit Jubel.

In Antwerpen hatte man die Vollendung immer für unmöglich gehalten und glaubte ſie auch jetzt kaum. Man ſandte deshalb einen Kundſchafter aus, der ſich von der Wirklichkeit überzeugen ſollte. Dieſer wurde von den Spaniern ergriffen, auf Farneſe's Geheiß überall umhergeführt und mit dem Auftrage nach Antwerpen zurückgeſchickt:

„Gehe heim und melde Denen, die Dich hierher ſchickten, was Du ſaheſt. Sage ihnen überdies, daß Alexander Farneſe entweder über dieſe Brücke nach Antwerpen ziehen oder ſich unter ihren Trümmern begraben laſſen wird.“

Der Kundſchafter richtete dieſen Auftrag in Antwerpen aus und nun, da Farneſe denn wirklich die Zufuhr von Seeland aus unmöglich gemacht hatte, ergriff der Gedanke, wie unwahrſcheinlich jetzt die Rettung überhaupt ſei, jedes Herz in Antwerpen mit furchtbarer Gewalt.

Von dem Schickſale dieſer Stadt hing die Entſcheidung ab, ob Spanien wieder völlig in den unbeſchränkten Beſitz Flanderns und Brabants treten könne.

Antwerpens Bürgerſchaft fühlte die hohe Bedeutung, welche dieſe Frage an ihre Mauern knüpfte, und ſie war unter ſich darüber einverſtanden, daß man ſich dem Feinde durchaus nicht unterwerfen dürfe. — Die Möglichkeit, ſich gegen ihn zu behaupten, hing jedoch jetzt vorzugsweiſe nur davon ab, daß man die Brücke über die Schelde zerſtörte, welche Farneſe, zur Bewunderung von Freunden und Feinden, glücklich vollendet hatte. —

Jedermanns Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, aber vor Allem tritt jetzt der Italiener Friedrich Gianibelli in den Vordergrund, deſſen Eifer für die niederländiſche Sache beſonders bemerkenswerth iſt.

Zur Motivirung deſſelben wird uns der Umſtand angeführt, daß Gianibelli früherhin Spanien ſeine Dienſte angeboten hätte, aber in Spanien ſo lange hingehalten worden ſei, daß er dies Land endlich mit der

Bemerkung verlaſſen habe: „Spanien würde einſt den Namen des Mannes, welchen es von ſich geſtoßen, wohl noch mit Thränen hören.“

Gianibelli's Plan zur Rettung Antwerpens war darauf gerichtet, daß er Minenſchiffe und Brander ausrüſten wollte, um die Scheldebrücke zu zerſtören. Er verlangte deshalb, man ſolle ihm drei große Schiffe, die vor Antwerpen lagen, nämlich „den goldenen Löwen“, die „Poſt“ und den „Oranien“ nebſt 60 kleineren platten Fahrzeugen übergeben, von welchen er die erſteren zu Höllenmaſchinen, die letzteren als Brander gegen die Brücke herrichten wollte. Dies ſchien jedoch der Regierung Antwerpens zu koſtſpielig, und man bewilligte dem Ingenieur blos zwei größere Schiffe, die „Hoffnung“ und das „Glück“ von 80 und 70 Tonnen, ſo wie 32 flache Kähne.

Raſch begann nun Gianibelli ſein Werk. Er richtete die platten Fahrzeuge zu Brandern ein und conſtruirte auf den zwei größeren Schiffen die Höllenmaſchine in folgender Art.

Auf jedem erbaute er eine maſſive ſteinerne Kammer von 3 Fuß in der Breite und Höhe, und von 60 in der Länge, mit 7500 und 6000 Pfund Pulver gefüllt, von allen Seiten geſchloſſen und mit einem ſteinernen Dache bedeckt, unter welchem ſich Kugeln, Ketten, Nägel, Klammern u. dergl. befanden; durch einige Oeffnungen, in welche er Lunten legte, wurde der Zündſtoff in den geheimnißvollen Heerd der Zerſtörung geleitet, und ein Uhrwerk, welches ſo eingerichtet war, daß es zur vorherberechneten Zeit ablief, mußte dann ein Musketenſchloß abdrücken, wodurch die Exploſion hervorgebracht wurde.

Am 4. April 1585 ſollten die beiden Höllenmaſchinen gegen die Brücke Farneſe's operiren und das erreichen, was die Namen derſelben ausdrückten, — „Hoffnung und Glück“ für die Sache der Freiheit!

Inzwiſchen hatten die Staaten von Holland und Seeland die wachſende Gefahr Antwerpens mit größerer Beſorgniß erwogen und zu Middelburg, wo ſie verſammelt waren, beſchloſſen, mit ihrem Beiſtande nicht länger zu ſäumen. Der Graf von Hohenlohe und der Admiral Juſtin von Naſſau erhielten Befehl, Liefkenshoek anzugreifen. Gelang es ihnen, dieſes Fort einzunehmen, ſo war die Möglichkeit vorhanden, auch eine Operation zur Zerſtörung der Brücke zu beginnen, welche zwiſchen Liefkenshoek, Lillo, Ordam, Kallo und der neuen Bauernſchanze lag. Glücklich entledigten ſich jene beiden Feldherren der Bundesgenoſſen ihres Auf-

trages, ſie erſtürmten Liefkenshoek am 3. April und gewannen auch noch einige andere Schanzen. Wären nun die Bundesgenoſſen unmittelbar darnach bis an's äußerſte Ende des Dammes von Kallo vorgedrungen, (wie ihnen St. Aldegonde gerathen), und hätten ſie ſich dort verſchanzt, ſo wären ſie der Brücke Farneſe's ſo nahe geweſen, daß ſie dieſelbe mit dem groben Geſchütze hätten beſtreichen und dadurch einer Unternehmung von Antwerpen aus in die Hände arbeiten können. Doch leider thaten ſie dies nicht, ſondern trafen blos mit den Belagerten die Verabredung, daß in demſelben Augenblicke, wenn die Exploſion der Gianibelli'ſchen Maſchine vor ſich ginge, die ſeeländiſche Flotte auf der einen, die Antwerpner auf der andern Seite herbeieilen, das Werk der Zerſtörung vollenden und Proviantſchiffe nach der blockirten Stadt bringen ſollten. Zu dieſem Ende hatte man verabredet, daß einige Galeeren in kleiner Entfernung der Brandflotte von Antwerpen nachfolgen und ſo wie ſie die Exploſion bemerkten, der ſeeländiſchen Flotte, die vor Lillo vor Anker lag, durch Raketen Signale geben ſollten. In dieſem Augenblicke ſollte denn auch die Antwerpner Flotte gegen die Brücke ſteuern.

Am Abende des 4. April fuhr die Branderflotte von Antwerpen ab, während St. Aldegonde mit Gianibelli auf dem Damme bei der Bauernſchanze die Wirkung derſelben erwarteten. Die Feinde waren unterrichtet, daß man in Antwerpen eine Unternehmung zur Zerſtörung der Brücke vorbereitet habe, und demgemäß wurden alle ſpaniſchen Wachtpoſten verſtärkt. — Als nun dieſe die erſten brennenden Schiffe auf dem Strome dahertreiben ſahen, — ein majeſtätiſches Schauſpiel in der ſtillen Nacht — riefen ſie Alles zu den Waffen, und augenblicklich wurde die Brücke nebſt den Dämmen und Batterieen von Soldaten beſetzt, Alexander Farneſe ſelbſt eilte mit der Blüthe des Adels auf die Brücke. Schon ſind die Brander, welche Gianibelli den beiden Minenſchiffen voranſteuern ließ, um die Feinde über die Beſtimmung dieſer letzteren ſelbſt zu täuſchen, der Brücke bis auf 2000 Schritt nahe. Da zünden die Matroſen die Lunten der Höllenmaſchinen an und rudern hierauf eilig zurück; das Gleiche thun die Galeeren, welche die Signale geben ſollen. Die Brander, dem Zuge der Strömung preisgegeben, gerathen nun bald in Unordnung, einige auf Untiefen, andere wider die Pfähle der ſchwimmenden Batterie. Auch das eine Minenſchiff, „das Glück" treibt an's Ufer, erhält einen Leck und ſinkt auf den Grund.

Schon ſehen die Feinde, wie ein Brander nach dem andern erliſcht, und verſpotten die vergeblichen Anſtalten der Belagerten. Da treibt das zweite Minenſchiff, „die Hoffnung“, wider die ſchwimmende Batterie, zerſprengt ſie und nahet jetzt der Brücke gegen das Staketſel auf der flandriſchen Seite.

In dieſem Augenblicke bitten ein ſpaniſcher Fähnrich, Namens Vega, der Marquis von Guaſto und der Graf Ceſis den Feldherrn inſtändig, ſich der Gefahr zu entziehen und die Brücke zu verlaſſen. Lange weigert ſich Farneſe, endlich überträgt er dem Marquis von Rysburg (Burggrafen von Gent) und dem Herrn Robtes de Billy den Befehl und begiebt ſich nach der Marien-Schanze am flandriſchen Ufer. Kaum hatte er die Brücke verlaſſen und die Schanze erreicht, als das Minenſchiff an die Brücke ſtößt, und unter einem fürchterlichen Knalle in die Luft fliegt. Tageshelle weit umher; dann plötzlich wieder dichter Dampf, Grabesnacht! — Die Decke des Himmels ſcheint eingeſtürzt und die Grundveſte der Erde erſchüttert. In Lüften, Gluthen und Fluthen hauſ't der Tod. Ein Kampf der Elemente, der ſeines Gleichen nicht hat, durch Menſchenkunſt erregt! Die Exploſion hat den Strom aus ſeinem Bette getrieben und die Fluthen weithin geſchleudert über die Marienſchanze, über alle Felder in der Nähe. Im Fort Kallo ſtehen die Soldaten plötzlich bis an's Knie im Waſſer. Während die Erde bebt, während das Strombett gährt und die empörten Wogen weit ab vom gewohnten Wege emporſchlagen, iſt die Luft von Balken und Steinen, von Kugeln, Ketten und Klammern, von Menſchenkörpern erfüllt; eine Viertelmeile weit ſchleuderte die Exploſion den Inhalt der Höllenmaſchine, ihre Trümmer und ihre Opfer. Hier hängen Soldaten und Matroſen zwiſchen den Pfählen und Balken, dort ſtürzen ſie aus der Luft in den Strom; hier erſtickt ſie der Dampf, dort begräbt ſie Stein über Stein; ja ein Menſch tödtet den andern, ohne Wiſſen und Willen, durch die Wucht der an einander geſchmetterten Leiber. Glücklich die Todten! Unſelig die Verſtümmelten! Kaum noch Menſchen ähnlich, ſtöhnen und winſeln ſie, und wer kann ſie retten?

Farneſe ſelbſt iſt beim erſten Donner der Exploſion zu Boden geſtürzt, und ſchon hält man ihn für todt. Aber plötzlich rafft er ſich aus ſeiner Betäubung auf, zieht den Degen und eilt nach der Brücke zu. Wo iſt ſie? Das Werk ſeiner unermüdlichen Ausdauer, es iſt vernichtet, — verloren die Frucht ſo vieler Tage und Nächte; frei rauſcht der mächtige

Strom und noch zürnend durch das Thor, das ihm die furchtbare „Hoffnung" Antwerpens gebrochen. Wo iſt Rysburg, wo Billy? Vergeblich forſcht Farneſe nach ſeinen trefflichen Feldherren; ſie und wohl noch in die zwanzig tapfere Offiziere ſind dahin. Und wenn jetzt die Schelde herab die Antwerpner, die Schelde herauf deren Bundesgenoſſen, die Holländer und Seeländer, herbeieilen, — kann Farneſe wohl etwas Anderes erwarten? — wenn ſie ſich vereinigen und zwiſchen den Trümmern der belagerten Stadt zuſegeln, — dann war jede Mühe vergebens, verloren für immer iſt dann jede Siegeshoffnung, zerſtört vielleicht iſt dann durch die Befreiung dieſer einzigen Stadt Farneſe's ganzes Werk in Flandern und Brabant, dieſe einzige Minute hebt ſeine Klugheit, ſeine Energie, ſeine Milde auf, die Verſöhnung und Unterwerfung der ermuthigten Provinzen, jede Möglichkeit, die noch widerſtrebenden auch zu bezwingen. Entmannende Gedanken für Jeden in Farneſe's Lage, — nur für Farneſe ſelbſt nicht! Er denkt ſie blos einen Augenblick und dann denkt er der That, welche der Augenblick fordert.

Er läßt die Ordnung wiederherſtellen, er läßt Erkundigungen einziehen, ob ſich die Feinde bereits nähern. Unbegreiflicherweiſe thun ſie dies nicht; Farneſe ſelbſt kann es Anfangs kaum glauben. Raſch werden nun auf ſeinen Befehl die Verwundeten zur Verpflegung in Sicherheit gebracht, er tritt zu den übrigen Soldaten feſt und ſicher, ſo wie nur ein Geiſt von ſeiner Stärke es vermag, und mehr als ſeine Worte erfüllen ſein Blick, ſeine Mienen, ſein Beiſpiel alle ſeine Braven mit neuer Hoffnung, mit neuem Muthe. Während die Trommeln wirbeln und die Trompeten ſchmettern, legt Farneſe ſelbſt Hand an's Werk, damit die Trümmer entfernt werden, und die durch die Exploſion entſtandene Oeffnung ſchnell wieder geſchloſſen werden kann. Noch immer beſorgt er zwar, daß die Feinde heraneilen und ihr Glück benützen werden, und ſo geht denn im Anfang ſeine ganze Thätigkeit eigentlich blos von dem Zwecke aus, den Muth ſeiner Truppen zu heben und drohende Bewegungen der Feinde wo möglich eben durch die Kunde von ſeiner Thätigkeit und dem Geiſte ſeiner Truppen abzuhalten. Aber nachdem er ſich einmal überzeugt, daß die Feinde wirklich keine Gegenanſtalten machen, verdoppelt er den Eifer und binnen zwei Tagen iſt das bewunderungswürdige Werk wieder hergeſtellt, und ſomit ſcheint auf's Neue für Antwerpen die Hoffnung der Rettung verloren. —

Man kann es kaum für möglich halten, daß die Holländer und Seeländer einerſeits und die Antwerpner andererſeits den für ſie ſo günſtigen Erfolg der Exploſion nicht ungeſäumt benützten. Der Schlüſſel zu dieſem Räthſel liegt einzig und allein in der Aengſtlichkeit der Matroſen auf jenen Antwerpiſchen Späh̃ſchiffen, deren wir bereits erwähnten. Da dieſe, welche das verabredete Zeichen geben ſollten, aus Furcht vor der Exploſion ſelbſt und vor dem Feinde allzueilig zurückkehrten und die falſche Nachricht heimbrachten, daß die Minenſchiffe keine Wirkung gethan hätten und die Brücke noch unverſehrt ſei, ſo ſäumten auch die holländiſchen und ſeeländiſchen Schiffe vor Lillo, welche durch kein Signal benachrichtigt waren, den Angriff auf die Brücke zu unternehmen. Farneſe aber gewann dann Zeit zur ungeſtörten Herſtellung derſelben. Indeſſen mußte Gianibelli zu Antwerpen den Spott und Zorn des Volkes über ſich ergehen laſſen, welches, von dem Wahne befangen, daß ſeine Maſchine keine Wirkung gethan, den patriotiſch geſinnten Künſtler für einen bloßen Abenteurer hielt. Erſt am dritten Tage nach dem denkwürdigen Ereigniß kam ein Bote des Grafen Hohenlohe, welcher während der Nacht keck unter Farneſe's Brücke weggeſchwommen war, nach Antwerpen, und zerſtreute den unſeligen Irrthum, jedoch leider allzuſpät. Jetzt überhäufte man denſelben Mann, den man kaum noch verachtet, beleidigt, ja faſt mißhandelt hatte, plötzlich mit Beweiſen des allgemeinen Vertrauens; jetzt ſollte Gianibelli durch ſein Genie, als könne es Wunder wirken, auf einmal Alles wieder gut machen, was man aus Zaghaftigkeit verdorben hatte; jetzt ſetzte man denn auf die Höllenmaſchine, bei deren erſter Ausrüſtung man aus unverzeihlichen kleinlichen Rückſichten ſo ſehr geknickert hatte, die größten Hoffnungen zur Rettung Antwerpens.

Thörigter Wahn, als ob der eine glückliche Augenblick, den man verabſäumt, ſich nachträglich wieder herabſchmeicheln, herbeizwingen ließe! Es war der bei den ſich kreuzenden Partikularintereſſen kraß hervortretende Egoismus, welcher die Schuld trug und auch diesmal wieder gab die Confeſſionsverſchiedenheit Anlaß zu mehrfachen ärgerlichen Conflicten. — Wie ſehr ſich die Partikularintereſſen geltend machen durften, hatten unter Anderem die für Antwerpen in den Folgen ſehr nachtheiligen Vorfälle mit dem wackeren Admiral Wilhelm von Blois, genannt von Treslong, bewieſen. Dieſer tüchtige Mann, einſt einer der Trefflichſten unter den Meergeuſen und Freund des großen Oranien, war als Admiral mit einigen

Mitgliedern des Admiralitätscollegiums von Seeland in Mißhelligkeiten gerathen. Stolz auf seine Verdienste, wollte Treslong Beleidigungen nicht dulden und sprach:

„Stellt mich wohin Ihr wollt, und ich werde meine Pflicht erfüllen, sollte ich auch dafür mit meinen Leuten den Tod haben; aber dazu bin ich nicht gemacht, mich von Menschen meistern zu lassen, denen ich überlegen bin."

Diese Worte und die Erklärung: „er wolle fortan dem Lande nicht dienen, wenn man nicht den Rathsherrn Heins und den Fiskal Valerius (seine Gegner) absetze," kamen ihm theuer genug zu stehen. Moritz und der Staatsrath ergriffen Partei gegen ihn; man entsetzte ihn seiner Admiralswürde, welche Justin von Nassau erhielt, nahm ihn gefangen und hielt ihn (vom 27. Febr. 1585 an) zu Middelburg auf dem Gravenstein in Haft. Für jetzt, in einer so entscheidenden Krisis, war Treslong demnach außer Stand gesetzt, seine Talente und Erfahrungen der gemeinsamen Sache zu widmen. Solche Vorfälle sind sehr traurig; aber der Geschichtsschreiber darf sie nicht verschweigen, wenn er nicht blos den flachen Lobredner eines allerdings hochherzigen Volkes machen will. Irrthümer verringern den Werth eines solchen nicht. Ja, es ist lehrreich für dasselbe, sich derselben zu erinnern.

Bald konnte man sich in Antwerpen überzeugen, wie thörigt es sei, das Glück, wenn man es einmal außer Acht gelassen, wieder an demselben Ringe fesseln zu wollen, den es uns damals zugeworfen und den wir leichtsinnig fahren gelassen. Alle Hoffnungen waren, wie gesagt, auf Gianibelli gerichtet. Diese Aufregung legte sich zwar bald, die bedächtige Berechnung trat an deren Stelle, und man überließ dem Ingenieur endlich doch blos das Schiff „Oranien", damit er es zur Höllenmaschine einrichte, sowie mehrere kleinere Fahrzeuge zu Brandern. Als jedoch Gianibelli mit seinen Anstalten fertig war, wollte sich Niemand finden, den „Oranien" zu besteigen; durch diese Feigheit wurde man um Geld und Hoffnungen betrogen; denn das Minenschiff, welches Gianibelli ausgerüstet hatte, blieb unbenützt liegen. — Indessen hatte Alexander Farnese seine Wachsamkeit verdoppelt. Er ließ nicht blos jede Nacht hindurch mehrere leichte Fahrzeuge vor der Brücke (nach der Antwerpner Seite hin) kreuzen, um alle etwaigen Versuche der Belagerten, die Brücke durch Brander zu zerstören, zu vereiteln, sondern er ließ auch in Mitten seiner Brücke einige

Schiffe, welche zu derſelben dienten, ſo einrichten, daß ſie beim erſten Anſtoß feindlicher Brander nachgaben und dieſen den Durchzug freiließen, wodurch deren Wirkſamkeit fruchtlos wurde.

Inzwiſchen blieben jedoch die Bewohner Antwerpens mit ihren Bundesgenoſſen, welche ihnen ſo nahe waren und doch noch immer nicht helfen konnten, fortwährend im Einvernehmen. Beide dachten jetzt auf ein anderes Mittel zur Befreiung, und das Beiſpiel Leidens ſchien ihnen ein ſolches anzuweiſen, nämlich eine Ueberſchwemmung vermittelſt des Durchſtechens eines Deiches, ſo daß die holländiſche und ſeeländiſche Flotte auf einer neuen Waſſerbahn die Schelde umfahren und der blockirten Stadt zu Hilfe eilen könne. Es waren nun zwar bereits beide Ufer der Schelde überſchwemmt, aber am leichteſten ſchien der neue Befreiungsplan auf der brabantiſchen Seite ausführbar zu ſein, wo man jedoch den Kouvenſteiniſchen Damm noch durchſtechen mußte, welcher von den Spaniern beſetzt und durch eine Menge von Werken wohl vertheidigt war. Als Alexander Farneſe dieſen Plan erfuhr, übergab er dem Grafen Karl von Mansfeld die Aufſicht über die Brücke und eilte ſelbſt nach dem Kouvenſteiniſchen Damme, um denſelben unter ſeiner eigenen Aufſicht noch beſſer befeſtigen zu laſſen.

Zwei Angriffe geſchahen auf denſelben; der erſte in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai durch die Bundesgenoſſen unter dem Grafen Hohenlohe. Schon hatten dieſe den Damm glücklich erſtiegen, und warteten, um ihn behaupten zu können, blos auf die Ankunft der Antwerpner, wozu für dieſe ein Feuerzeichen verabredet worden war. Dieſes erfolgte jedoch zu früh, bevor noch die Flotte zum Auslaufen aus Antwerpen bereit war. — Da ſie nun ausblieb, ſo mußten die Bundesgenoſſen vor den Spaniern, welche ſich gar bald von der erſten Beſtürzung wieder erholten, weichen und den Kouvenſteiniſchen Damm nicht ohne großen Verluſt wieder verlaſſen. —

Dieſer unglückliche Erfolg ſchreckte jedoch weder die Antwerpner, noch ihre Bundesgenoſſen, die Holländer und Seeländer, von neuen Verſuchen ab. Die Erſteren unternahmen abermals einen Anſchlag vermittelſt Brander und Minenſchiffe gegen die Brücke, die Letzteren einen gegen den Kouvenſteiniſchen Damm, um denſelben zugleich zu durchſtechen und zu erobern; der Angriff ſollte die mit dem Damm-Durchſtich beauftragten Schanzgräber ſchützen, da man den Hauptangriff der Feinde abzulenken gedachte. Der

Anſchlag gegen die Brücke (am 20. Mai) hatte in Folge der von Farneſe getroffenen Vorſichtsmaßregeln nur eine geringe Wirkſamkeit. Furchtbar war jedoch der zweite Angriff auf den Kouvenſteiniſchen Damm (am 26. Mai).

Während ſich die Antwerpner Flotte, faſt hundert Schiffe ſtark, unter dem Admiral Jakob von St. Aldegonde dem Damme von der einen Seite bei Oſternoe näherte, griff die Seemacht der Holländer und Seeländer, unter Hohenlohe, Juſtin von Naſſau und Philipp der Zeete, Herrn von Hautain vom Fort Lillo her, denſelben von der anderen Seite an; es lag zugleich in der Abſicht der Bundesgenoſſen, die befreundete Stadt mit Lebensmitteln zu verſehen.

Ein furchtbarer Kampf entſtand von beiden Seiten, und mit der heldenmüthigſten Tapferkeit leiſteten die Spanier, welche den Damm behaupteten, den Feinden Widerſtand. Unermüdet arbeiteten die Schanzgräber, von den niederländiſchen Soldaten rings vertheidigt, an der Durchſtechung. Im Anfange ſchien das Glück den wackeren Niederländern günſtig zu ſein, und es gelang ihnen, einen großen Theil des Dammes zu beſetzen. Da aber die Durchſtechung deſſelben allzulange währte, lud man ein ſeeländiſches Proviantſchiff aus, ſchaffte die Ladung über den Damm und brachte ſie dort auf ein Antwerpner Schiff, welches Hohenlohe und St. Aldegonde nach der Stadt brachten. Mit ungemeinem Jubel wurde es dort empfangen, und ſchon überließen ſich die Bewohner der Hoffnung, daß die ganze Proviantflotte unverzüglich nachfolgen würde. Doch Alexander Farneſe war mittlerweile ſelbſt zum Damme herbeigeeilt und hatte wie immer durch das Beiſpiel ſeines perſönlichen Heldenmuthes die Seinigen begeiſtert. Mit ſtaunenswürdiger Beharrlichkeit ermattete er nicht inmitten aller Gefahren; einen Spieß in der Hand, ſprang er in's Waſſer, das ihm bis an die Bruſt reichte.

Mit den Leichen der gefallenen Feinde wurden die bereits vollbrachten Oeffnungen im Teiche wieder verſtopft. — Endlich verließ auch das Element die Niederländer und die Ebbe trat ein, ſo daß die holländiſchen Schiffe ſich zum Rückzuge anſchicken mußten. Nun ſah ſich endlich Farneſe durch die beiſpielloſe Unerſchrockenheit ſeiner Truppen wieder Meiſter des Dammes. Fünfmal waren die Feinde angefallen, fünfmal wieder zurückgeworfen worden!

Jener Kampf auf dem Kouvenſteiniſchen Damme, der kaum 15 Fuß

in der Breite maß, an den Abhängen deſſelben, ja halb im Waſſer, bleibt ſowohl von ſpaniſcher als von niederländiſcher Seite ein ewig denkwürdiges Muſter in der Kriegsgeſchichte. Es war ein raſtloſer Wechſel von Stürmen und Vertheidigen. Hier der Begriff kriegeriſcher Ehren, dort die heilige Idee des Vaterlandes. Hier ſah man Spanier den alten kriegeriſchen Ruhm ihrer Nation auf das Glänzendſte erneuern, wie ſich ein Mann auf die Schultern des andern ſchwang, Einer ungeduldiger als der Andere, Jeder ſeinen Kameraden um die Ehre beneidend, bei der Wiedereroberung der von den Niederländern genommenen Schanzen der Erſte zu ſein. — Dort ſah man die Niederländer, Mann an Mann zur lebendigen Mauer zuſammengedrängt, — keinen Einzelnen beſtürzt, wenn der Nebenmann fiel, die Lücke ausfüllend, die Waffe vor ſich geſtreckt, dem Geſchütze der Feinde trotzend, das immer neue Lücken in ihre Reihe brach. Erſt als die Ebbe eintrat, als die Schiffe eilig zur Abfahrt drängten, erſt da ergriff Verwirrung die niederländiſchen Helden. Welche Noth! — Mehr als ein Schiff konnte vom Rande des Dammes nicht abſtoßen, und ringsher um denſelben ſtanden jetzt die Niederländer unten; die erbitterten Feinde nahmen ſie auf's Korn und erlegten ſie wie Wild, das man bei der Treibjagd eingefangen.

Andere Niederländer ſprangen in's Waſſer, um den Schiffen nachzuſchwimmen, die bereits abgeſtoßen waren; denen ſprangen die Spanier nach, ergriffen ſie, durchbohrten ſie mitten im Waſſer oder ſchleiften ſie zurück an den Damm, um ſie auf feſtem Boden niederzuſtoßen. Viele wurden im Schwimmen durch die ſchweren Rüſtungen in den Grund hinabgezogen und erſtickten im Schlamme. Kurz, der Sieg der Spanier war nach einem Kampfe von ſieben Stunden vollkommen; die Niederländer hatten den Kouvenſteiniſchen Damm verlaſſen, und den Angriff auf denſelben mit 3000 Mann bezahlt.

Die Sieger erbeuteten 28 mit Geſchütz, Munition und Mundvorrath reich befrachtete Schiffe, worunter auch eins von der wunderbaren Arbeit, welches man in Antwerpen ſieben Monate lang ausgerüſtet und „Kriegsende" getauft hatte, eine Art von ſchwimmender Batterie. — So endigte die zweite Unternehmung auf den Kouvenſteiniſchen Damm, die letzte, woran man die gründlichſten Hoffnungen zur Befreiung Antwerpens geknüpft hatte.

Immer mehr nahm nun in dieſer Stadt der Mangel, nahm die

Uneinigkeit überhand. Das Volk murrte immer lauter, und ſchon begann man, ſowohl im Magiſtrat als auch unter den Zünften, von Unterhandlung zu ſprechen, wiewohl ſich St. Aldegonde einem ſolchen Vorſchlage auf's Eifrigſte widerſetzte. Endlich gab er der allgemeinen Forderung nach, doch nur in der Weiſe ſollte man, nach ſeinem Dafürhalten, mit Alexander Farneſe unterhandeln, daß die freie Ausübung des reformirten Cultus zu bedingen ſei. Unter dieſer Bedingung erging denn auch ein Schreiben an Alexander Farneſe, welches dieſer jedoch unbeantwortet ließ.

Indeſſen nahmen nun die Anſprüche des katholiſchen Theils der Bevölkerung zu; denn welchen Grund ſahen die Katholiken vor ſich, um ſich einer Verſöhnung mit Spanien durch Farneſe, welcher ja die bürgerlichen Freiheiten achtete, länger zu widerſetzen? Die Aufregung in der Bürgerſchaft wurde endlich ſo bedenklich, daß ſich St. Aldegonde mit dem Tode bedroht ſah, wenn er ſich noch länger weigerte, eine gütliche Abkunft mit Farneſe zu treffen. Da begab er ſich denn ſelbſt mit vielen Andern in das feindliche Lager und machte Farneſe den Vorſchlag zu einer allgemeinen Verſöhnung der vereinigten Provinzen mit Spanien unter angemeſſenen Bedingungen.

Doch eben daran nahm Farneſe, klug wie er war, großen Anſtand; er befürchtete dabei eine Hinterliſt; da Antwerpens insbeſondere nicht gedacht ſei, ſo möchte man von deſſen Seite unter dem Vorwande einer allgemeinen Friedensverhandlung wohl nur Zeit zu gewinnen ſuchen. Und ſo wies er denn die Vorſchläge einſtweilen ab.

Inzwiſchen ermunterten die Generalſtaaten, ſo wie die Staaten von Holland insbeſondere die Stadt Antwerpen fortwährend, muthig auszuharren, und verſprachen ihr Entſatz. Aber es ſchien auch blos beim Verſprechen zu bleiben. Ein feſter Platz nach dem andern in der Nähe der Stadt fiel in die Gewalt der Feinde, und am 19. Juli 1585 bemächtigten ſich dieſe endlich auch der Stadt Mecheln nach einer langen Belagerung. — Dies Ereigniß gab, bei der immer ſteigenden Noth in Antwerpen, den Ausſchlag. Bei dem Magiſtrat ging nämlich der Beſchluß durch, mit Alexander Farneſe abermals in Unterhandlung zu treten und dieſe jedenfalls abzuſchließen.

Somit begab ſich denn St. Aldegonde nebſt noch zwanzig Herren, theils vom Rathe, theils aus den Zünften und Schuterеyen, zu Farneſe in's Lager, um jenen Zweck zu erreichen. Noch am 12. Auguſt ließen

Prinz Moritz und der Staatsrath den Bewohnern Antwerpens anzeigen, daß ſie binnen 12 Tagen auf Entſatz rechnen dürften. Doch ſchon am 16. und 17. Auguſt ſchloß man mit Farneſe den Uebergabevertrag, demzufolge ſich Antwerpen dem König von Spanien wieder unterwarf, ihm auf's Neue Treue und Gehorſam gelobte, und von allen mit Anderen geſchloſſenen Bündniſſen zurücktrat.

Farneſe bewilligte der Stadt eine vollkommene Amneſtie für alles unter dem Erzherzog Matthias und dem Herzog von Anjou Vorgefallene, ſo wie die Erlaubniß, daß die Ausgewanderten frei und ungehindert nach Antwerpen zurückkehren dürften.

Die Stadt behielt ihre vorigen Privilegien und Freiheiten, und für die Begünſtigung der Gewerke wie des Handelsſtandes ward gebührend Sorge getragen. In religiöſer Beziehung wurde, wie ſich von ſelbſt verſtand, der römiſch-katholiſche Gottesdienſt fortan als herrſchender erklärt; demgemäß mußten alle zerſtörten Kirchen wieder aufgebaut, alle katholiſchen Geiſtlichen in den Beſitz ihrer Güter ebenſo reſtituirt werden, wie der König. Dagegen ſtand es den Proteſtanten frei, entweder zur katholiſchen Kirche überzutreten, um welchen Preis ſie in Antwerpen bleiben durften, oder binnen vier Jahren ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern, und eben ſo lange ſollte denn auch keine Glaubensunterſuchung ſtattfinden dürfen. Alles grobe Geſchütz, Munition, Waffen und Rüſtung, ſo wie Kriegsſchiffe ſollten Alexander Farneſe ausgeliefert werden, und dieſer eine Beſatzung von 2000 Mann zu Fuß und zwei Schwadronen Reiterei in die Stadt legen.

Für den Fall aber, daß ſich Holland und Seeland mit dem König gleichfalls ausſöhnten, ſollte Antwerpen dann von aller Beſatzung frei bleiben, und eben ſo auch durch keine Citadelle beläſtigt werden.

Die Stadt mußte an Alexander Farneſe 400,000 Gulden erlegen, und St. Aldegonde verpflichtete ſich für ſeine Perſon, ein Jahr lang nicht gegen den König die Waffen zu ergreifen. Am 20. Auguſt wurde dieſe Capitulation promulgirt.

Eine Woche ſpäter hielt Alexander Farneſe mit 20 Fähnlein wallonischer und deutſcher Soldaten und drei Schwadronen Reiterei ſeinen Triumpheinzug in Antwerpen, geſchmückt mit dem Orden des goldenen Vließes, welches ihm Philipp II. verliehen und kurze Zeit vorher der Graf von Mansfeld im Namen des Monarchen überreicht hatte. An dem Kai-

ſerthore begrüßte den Sieger eine holde Jungfrau, welche die Stadt Antwerpen vorſtellte; auf einem Triumphwagen war ſie zu ſchauen, von dem ſie niederſtieg, ſo wie ſich der Sieger zeigte; freundlich bewillkommnete ſie den Helden und überreichte ihm einen goldenen Schlüſſel. Auf der Marienbrücke erhob ſich eine Spitzſäule, welche die Genueſer hatten errichten laſſen, mit dem Bilde Farneſe's in römiſcher Tracht.

Vor dem portugieſiſchen Hauſe in der Hochſtättergaſſe befand ſich, auf Koſten der Portugieſen errichtet, ein koloſſaler Phönix, deſſen ausgeſpannte Fittiche die Straße faſt in deren ganzer Breite überwölbten. — Außerdem waren die öffentlichen Plätze durch Bildwerke feſtlich geſchmückt; ſo prangten vor dem Rathhauſe die ehernen Bilder der Planeten, inmitten des Marktes eine Statue des Bacchus.

In der hohen Gaſſe, durch welche Farneſe ſeinen Zug nach der Citadelle nahm, ſah er einen Elephanten, einen Wallfiſch und ein überaus künſtliches Schiff, und an zwei Obelisken vorüber kam er endlich zu einem prächtigen Triumphbogen, durch welchen ihn ſein Weg nach der Citadelle führte, wo er mit Ehrenſalven und lautem Jubel empfangen wurde. — Die Truppen aber, welche ſich noch außerhalb Antwerpens befanden, bekränzten die Brücke, dies Wunderwerk der Kriegsbaukunſt jener Zeit, feuerten — ſelbſt feſtlich geſchmückt, grüne Reiſer an den Hüten — Ehrenſalven ab, und ſangen in der Marienſchanze das Te Deum laudamus. — Am folgenden Tage gab der Feldherr ſeinen Braven ein Gaſtmahl auf der Brücke, und die vornehmſten Officiere trugen hierbei den Soldaten, als ihren Ehrengäſten, die Speiſen auf. —

Unterdeſſen brach in Deutſchland ein Krieg wider Köln aus, deſſen Kurfürſt und Erzbiſchof, Gebhard Truchſeß von Waldburg, zur evangeliſchen Lehre übergetreten war, und nun das Erzſtift als ein weltliches Erbland beſitzen wollte. Die Liebe zur ſchönen Gräfin Agnes von Mansfeld, mit welcher Gebhard ſich ſpäter vermählte, hatte ihn zu jenen Schritten bewogen, in denen er verſuchte, den reichsgeſetzlichen Beſtimmungen zuwider, das Erzbisthum als proteſtantiſcher Reichsfürſt zu behaupten.

Das Kapitel konnte ſich damit unmöglich einverſtanden erklären, wenn anders durch eine ſolche offenbare Uebertretung des Rechtszuſtandes nicht aller Anarchie Thür und Thor geöffnet werden ſollte.

Das Kapitel wählte nun den Herzog Ernſt von Baiern zum

Erzbiſchof und Kurfürſten von Köln, und da ſich Gebhard dem nicht fügen wollte, kam es zur Entſcheidung durch Waffengewalt. Gebhard wurde vertrieben; da aber mehrere feſte Plätze des Landes, die es mit Gebhard hielten, ſchwer zu bezwingen waren, ſo erhielt auf Anſuchen des Herzogs und Erzbiſchofs Ernſt von Baiern Alexander Farneſe den Auftrag, den katholiſchen Truppen zu Hilfe zu kommen. Er zog mit anſehnlicher Macht in das Erzſtift und gab der Sache des neuen Erzbiſchofs Ernſt bald eine entſcheidende und günſtige Wendung, indem er 1586 Neuß mit Sturm eroberte und den Reſt der aufſtändiſchen Proteſtanten und Anhänger Gebhards theils gefangen nahm, theils vertrieb. Farneſe eilte dann gleich wieder nach den Niederlanden, wo er 1587 Sluys in Flandern bezwang. —

Bald darauf erhielt er von Philipp II. den Auftrag, jene große Unternehmung zu unterſtützen, welche von Spanien aus zur See durch die bekannte große Flotte, „die unüberwindliche Armada“ genannt, gegen England gerichtet war.

Dieſe ungeheure, an Schiffen, Mannſchaft und Vorrath aller Art gleich reiche Flotte ſtand unter den Befehlen des Herzogs von Medina Sidonia; zu ihrer Expedition war Philipp II. von Papſt Sixtus V. mit einer Million Dukaten unterſtützt worden. Sie umfaßte nicht weniger als 90 große und 40 kleinere Kriegsſchiffe mit 2600 Geſchützen und mit einer Bemannung von 20,000 Soldaten und 10,000 Seeleuten.

Die Blüthe des ſpaniſchen Adels, voll Begier nach Ruhme im Kampfe gegen die engliſchen Ketzer, drängte ſich ungeduldig an Bord der Flotte. —

Alexander Farneſe ſollte nun den tüchtigſten Kern ſeiner kampferprobten Krieger ausleſen, dieſe Truppen in den Häfen von Dünkirchen und Nieuwpoort einſchiffen, und ſo ſeine Flotte mit der ſpaniſchen Armada vereinigen. Farneſe ſuchte ſich dieſes Auftrages mit großem Eifer zu entledigen, nach unſäglichen Anſtrengungen vollendete er ſeine Rüſtungen, aus Spanien, Italien, Deutſchland und Burgund hatte er außerdem Soldaten geworben, deren Zahl ſich im Ganzen auf 43,000 Mann belief, und zu ſeinen Fahnen eilten kampffreudig viele der edelſten Söhne Italiens und Spaniens.

Farneſe führte das auserleſene Heer bis an die Küſten von Flandern und ſchickte ſich an, zur Unterſtützung „der Armada“ nach England überzu-

ſchiffen, und wer kann zweifeln, daß die Erſcheinung dieſes Helden dort nicht ſehr reich an Erfolgen würde geweſen ſein? — In Dünkirchen angekommen, ſah er verzweiflungsvoll den Hafen durch die vereinigte niederländiſche Flotte geſperrt, und an den Küſten von Flandern und Seeland hin trotzten ihm urplötzlich viele andere Schiffe der Niederländer, welche ihn am Auslaufen hinderten. Während er auf mühſamen Wegen voll Mißmuth mit dem Admiral Medina Sidonia correſpondirte, was zu thun, und wie die Niederländer von den Küſten zu vertreiben — traf bald die Nachricht ein, daß — Wind und Wellen und ungewöhnlich heftige Stürme die „unüberwindliche Armada" vernichtet hätten. Da dadurch die ganze Unternehmung geſcheitert war, ſo blieb Farneſe nichts übrig, als ſeine Truppen auszuſchiffen und ſie in's Land zurückzuführen. Farneſe war vor Mißmuth faſt außer ſich, und in der That war es auch für einen Mann von ſeinem Rufe, von ſeinen Verdienſten, von ſeinem Geiſte — unerträglich, ſo mit Einem Male durch Wind und Wellen an der Ausführung ſeiner beſten Pläne gehindert worden zu ſein!

Seinen Mißmuth zu vermehren, waren Farneſe's Unternehmungen gegen die Inſel Tolen und die Feſtung Bergenopzoom nicht glücklich, und er mußte ſie aufgeben; während des Rückzuges erhielt er von Philipp II. Befehl, die katholiſche Ligue gegen die nach dem Tode Heinrichs III. ſich erhebenden Calviniſten zu unterſtützen und nach Frankreich zu marſchiren. — Alexander Farneſe erſchien dort 1590 mit einem Heere von 80,000 Streitern, entſetzte das von Heinrich (IV.) von Navarra bereits belagerte Paris und verſah es mit Lebensmitteln, nahm hierauf Lagny mit Sturm und rückte vor Corbeil, welches der Hauptſtadt die Zufuhr abſchnitt, eroberte es ebenfalls und zog nun friſches Kriegsvolk aus den Niederlanden an ſich. Aber die Thätigkeit ſeiner Waffen war in den Niederlanden weit nöthiger, als in Frankreich, wo er zudem von dem Mißtrauen Heinrichs VI. und des Herzogs von Mayenne in manchen wichtigen Operationen gehindert wurde.

Die Niederländer nahmen indeß unter Moritz von Naſſau mehrere Städte weg und ſtreiften bis an die Mauern von Brüſſel. Farneſe eilte dahin, aber man ließ ihm nicht Zeit, die Sache zu ordnen, er mußte 1591 neuerdings nach Frankreich eilen. Auf dem Zuge dahin ſchlug er eine in einen Hinterhalt poſtirte Kriegsſchaar, wobei der franzöſiſche Marſchall Lauerdin blieb, eroberte Caudebec, welches der Stadt Rouen die Zu-

fuhr abſchnitt, und entſetzte Rouen ſelbſt glücklich. Bei der Wegnahme von Caudebec ward er am Halſe verwundet.

Mehr konnte er leider nicht bewirken, da er nicht nur beſtändig Heinrichs von Navarra weit überlegene Macht vor ſich hatte, ſondern da Die, für die er eigentlich focht, Heinrich VI. und der Herzog du Maine, ſtets in ihrem albernen Mißtrauen mehr hinderten als förderten.

Mit zerrütteter Geſundheit kehrte Farneſe nach den Niederlanden zurück; nach einem vergeblichen Verſuche auf St. Quentin begab er ſich mit ſeinem ſchon geſchwächten Heere nach Arras, um ſeine Anſtalten zur Verſtärkung ſeiner Truppen und zu einem neuen Zuge nach Frankreich zu treffen, als ihn am 2. December 1592 zu Arras der Tod übereilte, nachdem er kurz zuvor von einem Ritte heimgekehrt, mehrere Papiere unterzeichnet hatte.

Er ſtarb im 48ſten Lebensjahre und wurde zu Parma begraben. — Aus dem eigenen, für ſeine Thatkraft zu beengten Staate faſt immer abweſend, hat ihn ſein erbliches Herzogthum nur wenige Wochen beſeſſen; dennoch hat er demſelben in der von ihm erbauten Citadelle von Parma ein bleibendes Denkmal hinterlaſſen.

Zu Rom ließ der Papſt und das Collegium der Kardinäle das Bildniß des Helden im Capitolium aufſtellen.

Sein Sohn Rainutius folgte ihm in der Regierung des Herzogthums Parma.

Perſönlich tapfer, vorſichtig in ſeinen Entwürfen, ſtandhaft in der Ausführung, beredt in den Unterhandlungen, angenehm und gefällig im Umgange, errang er durch dieſe Eigenſchaften ſo oft den großen Erfolg, welchen der große Haufe das Kriegsglück eines Feldherrn zu nennen pflegt. —

Ferdinand, Erzherzog von Oeſterreich,

Graf zu Tyrol, kaiſerl. General-Lieutenant.

Erzherzog Ferdinand, zweiter Sohn Kaiſer Ferdinands I., wurde am 14. Juni 1529 in Linz, grade zur Zeit geboren, als Soliman II. Wien belagerte. Bei einem Neffen Carls V. durfte man die Eigenſchaften des Helden und Heerführers nicht vermiſſen, um ſo mehr, als ihn auch die Natur mit außerordentlicher Leibesſtärke und gleicher Gewandtheit für die ritterlichen Uebungen ausgerüſtet. Ferdinand's Mutter war Anna, des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen Tochter, welche ſein Urgroßvater Maximilian I. bei der bekannten Zuſammenkunft der drei Monarchen in Wien, für den damals noch minderjährigen Ferdinand I. ſich hatte antrauen laſſen. Erzherzog Ferdinand erhielt eine Erziehung, die ihn nicht nur zu ritterlichen Uebungen geſchickt, ſondern auch mit den Wiſſenſchaften vertraut machte, unter welchen er der Geſchichte mit beſonderer Vorliebe ſich zuwandte. Dieſe ſorgfältige Erziehung und der Umſtand, daß er ſich ſchon als Knabe in die Kreiſe erfahrener Männer drängte und voll Eifer an ihren Geſprächen Theil nahm, verlieh ihm eine frühe Reife, und da, wie ſchon erwähnt, die körperliche Entwickelung bei ihm eben ſo frühzeitig und kräftig vor ſich ging, ſo ward er, der mit den Begebenheiten der Vorzeit ſchon ſo bekannt war, bald begierig, an den kriegeriſchen Ereigniſſen ſeiner eigenen Zeit Theil zu nehmen. Schon als Jüngling von 18 Jahren folgte er den glorreichen Heeren ſeines Oheims, Carls V., führte ihm im Schmalkaldiſchen Kriege Truppen aus Böhmen zu Hilfe und wohnte 1547 am 24. April der bekannten Schlacht bei Mühlberg bei, in welcher der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen gefangen wurde. Nach Beendigung dieſes Krieges genoß der Prinz einiger Ruhe, machte kleine Reiſen in den Erblanden und kam auch nach Augsburg. Hier ſah er während eines Spazierrittes die Tochter eines reichen Augsburgiſchen Patriciers, Philippine Welſer, verliebte ſich in ſie und da ſie zu tugendhaft und ehrbar war, um im Entfernteſten auch nur an eine andere Verbindung zu denken und ihre Angehörigen auch keine andere gebilligt hätten, ſo ließ ſich Erzherzog Ferdinand 1550 in Geheim mit ihr vermählen, da er die Erlaubniß hierzu von ſeinem ſonſt ſo gü-

tigen Vater, trotz mehrjähriger Verhandlungen hierüber, nicht erhielt. — Als der Kaiſer von dieſer geheimen Verbindung erfuhr, gerieth er in den höchſten Unwillen darüber, erkannte die Ehe nicht an, und ſtrafte die Verbundenen durch einen fortgeſetzten Kaltſinn. Erſt nach langen Jahren fand Philippine Gelegenheit, ſein Herz zu gewinnen. Sie reiſ'te verkleidet nach Prag und ſtellte ſich in die Reihe derer, welchen der Kaiſer öffentlich Audienz ertheilte. Als das Wort an ſie kam, die er nie zuvor geſehen hatte, warf ſie ſich ihm zu Füßen, und erzählte mit aller ihr eigenen Anmuth ihm ihren Kummer, ſchilderte ihm ihre ſonderbare Lebensſtellung. Innigbewegt von ihrer zarten Schönheit, ihrem holden Weſen und ihren bitteren Thränen, verſprach der Kaiſer als Herr mit ihrem harten Schwiegervater ein ernſtes Wort für ſie zu reden. Da gab ſich nun Philippine zu erkennen, und der gerührte Kaiſer nahm ſie zu Gnaden an, erkannte den 6. September 1561 ihre Ehe als giltig, eilf Jahre, nachdem ſie war geſchloſſen worden; nur mußten ſich Ferdinand und Philippine der einzigen Bedingung fügen, daß die aus dieſer Ehe entſproſſenen Kinder zur Erbfolge in Oeſterreich unberechtigt ſeien. Nie hat ſich im Hauſe Oeſterreich eine grauſamere Geſchichte als jene mit den beiden Agneſen ereignet, der von Caſtro*), der Gemahlin des Prinzen Peter von Portugal, deſſen Vater, Alphons IV., ſie durch Meuchelmörder grauſam tödten ließ; dann jene der bairiſchen Bernauer, die allgemein bekannt.

Schon lange vorher hatte der Erzherzog Ferdinand von dem Kaiſer, ſeinem Vater, die Statthalterſchaft über Böhmen erhalten, die damals wegen der außerordentlichen Gährung, die von religiöſen Eiferern unterhalten wurde, eben ſo viel Muth und Tact, als Einſicht und Gewandtheit in den Geſchäften erforderte. Er erwarb ſich hier das Vertrauen ſeines Vaters (der ſonſt damit nicht voreilig war) in ſo hohem Grade, daß Ferdinand I. ihm in einem Alter von 25 Jahren (1558) den Oberbefehl über das Kriegsheer in Ungarn auftrug; auch hatte der Kaiſer in ſeinem Sohne ſich nicht getäuſcht, der in Kurzem Karothna wegnahm, die türkiſchen Beſatzungen aus Babocſa, St. Martin und anderen Schlöſſern vertrieb,

*) Die Geſchichte der Ignez (Agnes) de Caſtro findet ſich ausführlicher geſchildert in meinem ſoeben erſchienenen neuen Werke: „Aus der alten Zeit.“ 4 Thle.

Der Herausgeber.

und mit dem Entſatze von Szigeth, das Ali-Baſcha belagerte, rühmlich den Feldzug ſchloß. Jahreszeit, Mangel an Lebensmitteln, noch mehr aber die angefangenen Unterhandlungen erlaubten ihm nicht, ſeine Siege weiter zu treiben. Nach dem Tode ſeines Vaters, Ferdinand I. (1564), trat der Erzherzog die Regierung über ſeinen Landestheil, über Tyrol und die Vorlande und in Schwaben an; aber ſchon zwei Jahre darauf, 1566, führte er ſeinem Bruder, dem neuen Kaiſer Maximilian II., einige Regimenter Reiterei zu, die er auf eigene Koſten ausrüſtete und unterhielt, als der gefürchtete Soliman I. abermals in Ungarn einfiel.

Im Jahre 1580, am 24. April, verlor der Erzherzog ſeine Gemahlin Philippine durch den Tod, nachdem er dreißig Jahre in einer ſehr glücklichen Ehe mit ihr gelebt hatte; zwei Jahre darauf vermählte er ſich mit Katharina, Prinzeſſin von Mantua.

Im Jahre 1595 übergab Kaiſer Rudolph II. ſeinem kriegserfahrenen Oheim, dem Erzherzog Ferdinand, das Obergeneralat über das Heer, welches Rudolph den Türken entgegen ſtellte; aber der Tod ereilte den Erzherzog eben als er ſich rüſtete, dem ehrenvollen Rufe zu folgen, um ſich neue Verdienſte um den Thron ſeines Hauſes und um das Vaterland zu erwerben. Er ſtarb am 24. Jänner 1595 zu Innsbruck, wo er auch begraben liegt.

Von dieſem geiſtvollen und thätigen Prinzen ſtammt eine ganz eigene und in ihrer Art einzig daſtehende Anſtalt her, zu der vermuthlich ſeine beſondere Vertrautheit mit der Geſchichte die erſte Veranlaſſung gegeben, und die ihn eben wieder um ſo mehr in der Geſchichte unvergeßlich macht, da ſie den Eifer, fremden Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, immer als einen Grundzug im Charakter erhabener Seelen ausgezeichnet hat. Dieſes ſchätzenswerthe Denkmal ehrwürdiger Vorzeit iſt auf folgende Art entſtanden: auf ſeinen Zügen und auch während der Ruhe zu Hauſe, ſammelte der Erzherzog die Kriegsrüſtungen und Bildniſſe der namhafteſten Krieger ſeiner und der nächſtvorhergegangenen Zeit und ließ dieſe Waffen- und Bilderſammlung, welche er theils ſich von den Familien erbat, oder theils anderwärts aufſuchen und kaufen ließ, in ſeinem Schloſſe Ambras in Tyrol, geordnet aufſtellen. Da dieſe Rüſtungen die nämlichen waren, welche die Krieger auf ihren Heereszügen wirklich getragen hatten, und da zugleich bei ihren Bildniſſen für die möglichſte Aehnlichkeit geſorgt wurde, ſo machte dies dieſe Sammlung beſonders intereſſant und anziehend. Um

ſie noch empfehlender zu machen, ließ er zu jeder mit dem Bildniſſe bekleideten Rüſtung auch eine Lebensbeſchreibung jenes Kriegers und Helden verfertigen, der ſie angehörte; daraus erwuchs eine Sammlung von 126 Lebensbeſchreibungen. Dieſe verfaßte des Erzherzogs Rath, Jakob Schreck von Notzing, in lateiniſcher Sprache, und gab ſie 1601 in Großfolio zu Innsbruck mit Kupfern heraus, welche die Rüſtungen und Bildniſſe vorſtellten. Johann Engelbert Noyſe von Campenhouiten verdeutſchte das Werk und gab es ein Jahr darauf, 1602, ebenfalls mit den nämlichen Kupfern verſehen und in demſelben Formate zu Innsbruck bei Daniel Baur heraus. Das Werk iſt in der gelehrten Welt unter dem Namen des großen Heldenbuches bekannt, weil deſſen eigentlicher Titel zu ausführlich und weitläufig iſt. Der Erzherzog und Stifter dieſer merkwürdigen Anſtalt erlebte deren Vollendung leider nicht, ſein Sohn Karl, Markgraf von Burgau, war beſorgt, ſie in gleichem Sinne zu beendigen.

Von ſeiner zweiten Gemahlin Katharina hinterließ der Erzherzog nur zwei Töchter und keine männlichen Erben; von der erſten Gemahlin Philippine hingegen überlebten ihn zwei Söhne, die zwar nicht für ebenbürtig und zur Nachfolge befähigt erkannt wurden, denen aber doch der Kaiſer geſtattete, ſich von Oeſterreich zu ſchreiben. Der älteſte, Andreas, gewöhnlich der Cardinal von Oeſterreich genannt, ward durch ſeinen Hang zum ſtillen Leben, in früheſter Jugend ſchon zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Im 17. Jahre ſeines Lebens ward Andreas ſchon zur Würde eines Cardinals erhoben und bald darauf apoſtoliſcher Legat in Deutſchland und übernahm während der Abweſenheit ſeines Vaters, des Erzherzogs Ferdinand, die Verwaltung der Vorlande und Tyrols. Für ſeine, leider aber vergeblichen Bemühungen, den abtrünnigen Kurfürſten Gebhard Truchſeß von Köln in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück zu führen, erhielt er vom Papſte die Bisthümer Koſtnitz und Brixen, wohnte als Cardinal-Diacon mehreren Papſtwahlen bei und ſetzte in dieſer Eigenſchaft Gregor XIV. und Innocenz IX. die päpſtliche Tiara auf das Haupt.

Auf Verlangen ſeines Vetters, Königs Philipp II. von Spanien, übernahm er eine Zeitlang die Statthalterſchaft der Niederlande (1598—99), gerade unter den ſchwierigſten Umſtänden, leiſtete aber hier alles Das, was man von dem klügſten und einſichtsvollſten Manne hoffen durfte. Er ſorgte für Geld, bezahlte die Truppen, ſtillte die Meuterei, täuſchte durch

Kriegsliſt die Franzoſen und hielt ſie durch Erbauung der Andreas-Schanze, zwiſchen der Waal und der Maas, vom weiteren Vordringen ab. Perſönliche Tapferkeit und Einſicht in das Kriegsweſen, bewies er bei der unter ſeiner Leitung ſtattgefundenen Einnahme von Rheinbergen, Orſoy, Emmerich und Rees. Nach der Rückkunft ſeines Vetters, des mit der ſpaniſchen Infantin vermählten Erzherzogs Albrecht, verließ Andreas die Niederlande und kehrte nach ſeinem Bisthume zurück. Auf einer Pilgerreiſe nach Rom ſtarb er in den Armen des ihn ſehr ſchätzenden Papſtes Klemens VIII., am 12. November 1600.

Der jüngere Sohn des Erzherzogs Ferdinand, der ſchon erwähnte Markgraf Karl von Burgau, zeigte ſich früh ſchon ſehr kriegeriſch geſinnt, Pferde und Waffen waren ſeine Lieblingsbeſchäftigungen, und ſchon im achtzehnten Jahre trieb ihn der glühende Eifer, um durch kriegeriſche Thaten ſich auszuzeichnen, nach den Niederlanden, wo er unter der Leitung des berühmten Herzogs Alexander Farneſe von Parma zuerſt ſeine Kriegskunde und ſeinen Muth bewies. Von ſeinem Vater nach Hauſe berufen, und von Philipp II. mit einem anſehnlichen Jahrgehalte belohnt, half er dem Vater die Regierungsgeſchäfte beſorgen. Beinahe vier Jahre blieb er ſeinem Vater zur Seite, bis Kaiſer Rudolph ihm das Generalat in Slavonien übertrug. Er ging nach ſeinem Beſtimmungsorte zu einer Zeit, in welcher der Paſcha von Bosnien Petrinia befeſtigt, die ſteiermärkiſchen Kriegsvölker zurück geſchlagen, und ganz Inner-Oeſterreich zu überſchwemmen gedroht hatte (1592). Deutſchland war beſorgt, ſeine Vormauer zu verlieren, und ſtrengte nun alle ſeine Kräfte an, die wichtige Feſtung Petrinia, von welcher die Sicherheit Slavoniens und Illyriens abhing, dem Feinde zu entreißen.

Der Verſuch gelang aber nicht, denn ein ſtrenger Winter brach frühzeitig ein, und die Lebensmittel, ſo wie die Kriegsbedürfniſſe waren nicht mehr hinlänglich vorhanden. Er kehrte daher über die Wintermonate zu ſeinem Vater nach Innsbruck zurück, begab ſich aber bald wieder als Befehlshaber der Reiterei zu der Armee nach Ungarn. Kaum in dem kaiſerlichen Lager vor Raab angelangt, erfuhr er, daß dieſe Feſtung durch Verrätherei an Sinan Paſcha übergegangen, worauf der Paſcha nach Komorn vorrückte. Alles lag nun an der Erhaltung dieſer Stadt und der Inſel Schütt, und Karl wagte es, die Inſel zu beſetzen, und gegen die Verſuche des Feindes ſich zu behaupten, worauf dann unverrichteter Sache der Pa-

schr von der Belagerung von Komorn abzog. In dem nächsten Feldzuge wohnte Karl der Belagerung von Gran bei (1594), stimmte für den Sturm, und nahm in eigener Person die Wasserstadt ein, überfiel den Feind in seinem Lager, und zwang die Besatzung, sich zu ergeben. Aber die Belagerung von Raab mißlang, nachdem bei dem Eintritte der Wintermonate die Belagerungs-Anstalten und die nöthigen Zufuhren, durch rauhe und stürmische Witterung erschwert wurden. Dieser mißlungene Versuch setzte ganz Oesterreich in Besorgnisse, denn schon glaubte man, den Feind vor den Mauern Wiens zu sehen, aber Karl übernahm die Vertheidigung der Stadt, kehrte zu der Armee zurück, und sicherte sie durch zeitige Besetzung einer Anhöhe vor aller Gefahr der Vernichtung (1596). Zehn Jahre hatte Karl fast ununterbrochen im Felde zugebracht, und hoffte dadurch die von seinem Vater ihm zugedachten Herrschaften als Belohnung zu erhalten. Aber ein Zusammenstoß widriger Verhältnisse hielt seine Erwartung durch 14 Jahre hin, bis er nach manchen besiegten Hindernissen die Markgrafschaft Burgau, die Landgrafschaft Nellenburg und die Grafschaft Hochberg als österreichisches Afterlehen erhielt. Die unangenehmen Verhältnisse mit dem kaiserlichen Hofe bewogen ihn endlich, seine übrigen Jahre zu Günzburg in Ruhe zu verleben, wo er sich mit der Jagd und mit der Fortsetzung der von seinem Vater begonnenen Waffen- und Rüstungs-Sammlung beschäftigte. Er starb im 58. Jahre seines Lebens zu Uiberlingen, den 30. October 1618.

Andreas Freiherr von Auersperg,

kaiserl. General und geheimer Kriegsrath.

Dieser ausgezeichnete Feldherr, welchen seine Zeitgenossen, seiner Bravour wegen, „den christlichen Achilles und den Schrecken der Türken“ nannten, wurde am 9. April 1557 geboren. Er war der zweite Sohn Wolfgang Engelberts von Auersperg, und dessen zweiter Gemahlin Anna von Lamberg. Früh verwaist, kam er zu sei-

nem Oheim, dem kaiſerl. Feldoberſten in Kroatien, Freiherrn Weikhardt von Auersperg, welcher ihm eine ſorgfältige Erziehung geben und zu deren Vollendung ihn mehrere Reiſen unternehmen ließ. Von dieſen zurückgekehrt, zog er 1578 in Gemeinſchaft ſeines Vetters, Chriſtoph von Auersperg, in's Feld gegen die Türken, wo er bald manche Proben ſeiner perſönlichen Tapferkeit ablegte. Mit nur 12 Reitern ſtieß er eines Tages an der kroatiſchen Grenze auf 500 Türken, und ſchlug ſie durch Liſt und Kühnheit in die Flucht. Nach mehrfachen Beweiſen ſeines Muthes und ſeiner Umſicht, übertrug ihm 1589 der Kaiſer Rudolph II. an der Stelle des Grafen Jobſt Joſeph von Thurn den Oberbefehl an der kroatiſchen und dalmatiniſchen Grenze, wo er beſtändig mit den Waffen in der Hand die raubgierigen türkiſchen Grenz-Paſchen von oft verſuchten Streifereien durch Kroatien und in das Herz von Inner-Oeſterreich, abhalten mußte. In dieſe Zeit fällt der Ausbruch der Mißverſtändniſſe zwiſchen Oeſterreich und der Pforte, wegen der Streifereien der Uskoken, welche ihrerſeits von Zengg aus die Einfälle der Türken aus Bosnien oft durch unzeitige Streifzüge erwiderten, und ſich auf denſelben an Wildheit von den Türken nicht übertreffen ließen. Um die Uskoken zu vertreiben, fiel Haſſan, Paſcha von Bosnien, 1592 mit einem ſtarken Heerhaufen in Kroatien ein, eroberte die Grenzfeſtung Bihacz, wo er die meiſten Einwohner niedermetzeln ließ, ſchlug eine Brücke über die Kulpa, welche er durch Erbauung des Bollwerkes Petrina behauptete, worauf er das Land zwiſchen der Kulpa und Save verheerte und den ihm entgegenrückenden Ban von Slavonien, Thomas Erdödy, aus dem Felde ſchlug. Nun ſetzte Haſſan 1593 ſeine Züge bis nach Ungarn fort, eroberte und plünderte die Stadt Trentſchin, und rückte mit einem Heere von 30,000 Mann vor Siſſek, um nach der Eroberung dieſer Feſtung längs der Kulpa, den Weg nach Zengg einzuſchlagen und die Uskoken zu vertilgen. Doch während Haſſan Siſſek belagerte, ſammelte Andreas von Auersperg ſchnell ein Heer in Kroatien, rückte mit dieſem, gemeinſchaftlich mit Erdödy, Eggenberg, Rebern und Paradeiſer gegen Siſſek, und als ihm die Türken entgegenzogen, kam es am 22. Juni an der Kulpa zu einer Schlacht, in welcher die Türken vollſtändig geſchlagen wurden und über 18,000 der Ihrigen theils auf dem Schlachtfelde umkamen, theils in der Kulpa ertranken. Haſſan ſelbſt war unter den Erſchlagenen, ebenſo Sinan-Beg, der Schweſterſohn Sultan Amurad III. Dieſer Sieg, welchen Auersperg

über eine ihm faſt vielfach überlegene türkiſche Armee erfocht, erregte in ganz Deutſchland und Italien eine ſo große Freude, daß Papſt Klemens VIII. dem tapfern Feldherrn durch ein eigenes ſchmeichelhaftes Handſchreiben dankte. Ueber das Leben und fernere Wirken dieſes ausgezeichneten Feldherrn finden ſich leider nirgends andere Notizen vor, als daß er um 1594 unvermählt ſtarb. Andreas war übrigens nicht der Einzige, welcher aus ſeinem edlen Geſchlechte ruhmvoll die Waffen für das Haus Oeſterreich führte. Unter Andreas Vorfahren ragt vor Allen am meiſten hervor, die Geſtalt des tapfern Herward oder Herbart, Freiherrn von Auersperg, Erblandmarſchalls und Landeshauptmannes von Krain und kaiſerl. Generals der kroatiſchen Grenzen. Geboren zu Wien, den 15. Juni 1528, wurde er nach vollendeten Studien an den Hof des Herzogs von Cleve geſandt, um ſich dort in den Kriegswiſſenſchaften zu vervollkommnen. Zurückgekehrt, betrat er in ſeinem 18. Jahre die militäriſche Laufbahn, unter dem rühmenswerthen Feldherrn Hans Lenkowitz und errang ſich bald einen geachteten Namen. Kaiſer Ferdinand I. ernannte ihn zum Hauptmann und Befehlshaber in Zengg, wo er im Jahre 1557 mit 340 Mann an 4200 Türken in die Flucht ſchlug. Hierauf wurde er Lokumtenens an der kroatiſchen Grenze, und nun erſt begann die glänzendſte Periode ſeiner militäriſchen Laufbahn. Während Zrinyi bei Sziget glänzte, erwarb ſich Herbart von Auersperg in Kroatien unvergänglichen Ruhm.

Nach manchen vorangegangenen kleinen Gefechten gegen die die Grenzen ſtets beunruhigenden Türken, die alle glücklich für Herbart endigten, vergalt er 1560 einen, während der Waffenruhe erfolgten Einfall der Türken nach Krain, mit einem in das türkiſche Gebiet, trieb 2000 Schafe weg, und tödtete den feindlichen Führer Deli-Mohamed, wodurch er für einige Zeit Ruhe ſtiftete. Im September 1566 fiel Herbart mit Jobſt von Thurn, in das von den Türken überſchwemmte Kroatien ein, verbrannte zwei Städte, rückte über die Unna bis vor Novigrad, ſchlug beim Fluſſe Somma den ihm entgegenkommenden Paſcha von Cheluna und nahm ihn und ſeine vier Sandſchake gefangen. Seine übermenſchliche Tapferkeit gegen einen dreifach überlegenen Feind, konnte jedoch nicht hindern, daß er den 22. September 1575 in einem Treffen bei Budaski in Krain, von einem Spieße durchſtochen, den Heldentod für's Vaterland ſtarb. Die Türken hieben ihm den Kopf ab und brachten ihn im Triumphe

nach Konstantinopel, den Leichnam lieferten sie Herbart's Witwe aus, wie später auch gegen eine Geldsumme den Kopf, welche beide in Tschernembel bestattet wurden.

Christoph Freiherr von Teuffenbach,

kaiserl. Feldmarschall, geheimer Kriegsrath.

Die Familie Teuffenbach war in Steyermark schon im dreizehnten Jahrhunderte bekannt, und ließ sich gegen die Mitte des sechszehnten unter Ferdinand I. in Oesterreich nieder. In diese Zeit fällt auch Christoph von Teuffenbach's Geburtsjahr, das man nicht genau angeben kann. Als Rittmeister in Lazarus Schwendi's Heere, eröffnete er 1565 seine Laufbahn damit, daß er den Ali-Beg, der ihn und seine nahen Reiter überfallen wollte, bei Lippa kräftig zurückschlug. Während des Krieges in Ungarn wurde er als Obrister zu den vereinigten kaiserlichen Truppen nach Sachsen beordert. Dort wagte es Johann Friedrich, der Sohn des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welcher 1547 wider Kaiser Karl V. die Schlacht bei Mühlberg und hierauf die Kurwürde verloren, und späterhin nur die Stadt Gotha mit einigen Ländereien umher zu seinem Antheil erhalten hatte, den Landfrieden zu brechen, indem er den geächteten Ritter von Grumbach schützte.

Wilhelm von Grumbach, ein ränkevoller und verwegener fränkischer Ritter, früherer Genosse des streitsüchtigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, hatte Ansprüche an den Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, erhoben, die dieser auf beleidigende Weise zurückwies. Aus Rache ließ Grumbach den Kirchenfürsten (den 15. April 1558) auf der Schloßbrücke ermorden, wurde dafür geächtet, und seine Güter mit Beschlag belegt, bis daß er seine Unschuld erweisen werde. Statt dessen begann er 1563 neue Fehde gegen Würzburg und erzwang vom Domcapitel einen Vertrag, wonach er Geld und Güter zurück erhielt, und der Antrag wegen des Bischofs von Zobel Ermordung niedergeschlagen wurde. Da der Kaiser dies gesetzwidrige Abkommen mit Recht aufhob und 1566 die Acht

gegen den Landfriedensbrecher Grumbach erneuerte, wendete sich derselbe an den Herzog Johann Friedrich II., den Mittleren, von Sachsen-Gotha, welcher den, seinem gleichnamigen Vater durch die Wittenberger Capitulation begegneten Verlust nicht verschmerzen konnte und daher den listigen Einflüsterungen des Aechters ein williges Ohr lieh. Dieser redete ihm ein, daß er mit Hilfe des mißvergnügten deutschen, zumal fränkischen Adels, große Umwälzungen zu Stande bringen, den verlornen Kurhut zurückgewinnen, ja sogar sich auf dem Kaiserthron sehen werde. Die Wahrsagungen und Gaukeleien eines angeblichen Geisterſehers, Hans Tausendschön, wurden zu Hilfe genommen, um den leichtgläubigen Fürsten zu bethören; endlich mußte eine Landstreicherin von Erfurt sich für König Heinrichs VIII. von England verstoßene Gemahlin Anna von Cleve ausgeben und das Lügenspiel unterstützen. Des Schutzes des Herzogs gewiß und auf Angriff gefaßt, begann Grumbach Gotha zu befestigen. Der Kaiser ließ den Herzog wiederholt warnen, den Geächteten und dessen Anhänger nicht bei sich zu hegen, sondern sie auszuliefern, und sprach zuletzt, da Johann Friedrich hartnäckig den Gehorsam verweigerte, am 12. Decbr. 1566 die Acht über ihn aus, mit deren Vollziehung er Johann Friedrichs eigenen Bruder, Johann Wilhelm und den Kurfürsten August von Sachsen beauftragte. Maximilian II. selbst schickte einige Feldoberste zu dieser Unternehmung, unter welchen, wie schon erwähnt, sich auch unser Teuffenbach befand. Nach einer langwierigen Belagerung, die weniger durch den Widerstand der Belagerten, als durch die absichtliche Zögerung der Angreifenden — welche noch immer hofften, Johann Friedrich werde sich anders besinnen — so hinaus gezogen wurde, fiel endlich Gotha den 13. April 1567 hauptsächlich durch Auflehnung der Besatzung und der Bürgerschaft. Grumbach und seine Anhänger wurden ergriffen und martervoll hingerichtet. Johann Friedrich mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; seine Länder gingen theils auf seinen Bruder, theils auf seine Kinder über; er selbst wurde in einem schwarz überzogenen Wagen und unter starker Bedeckung über Dresden, Prag und Wien — wo er mit einem Strohhute auf dem Kopfe in einem offenen Wagen einen schimpflichen Einzug halten mußte — nach Wiener-Neustadt in ewige Gefangenschaft geführt. Hier saß er bis den 18. November 1594; dann wurde er, wegen der türkischen Streifzüge, auf das Schloß zu Steyer gebracht, wo er nach fast 28jähriger Haft, den 9. Mai 1595 starb. Kaiser

Maximilian II., in seiner angebornen Milde, würde ihm unfehlbar die Freiheit geschenkt haben, wenn nicht das deutsche Reich und das Haus Sachsen, aus Furcht vor neuen Unruhen, dies hintertrieben hätten.

Auf den Rath und Befehl der versammelten Feldobersten, wurden von Executionstruppen die Festungswerke von Gotha geschleift und das Schloß Grimmenstein der Erde gleich gemacht.

Als Teuffenbach von dort zur Hauptarmee zurückkehrte, hielt der Kaiser eben einen ungarischen Reichstag zu Preßburg; da der Feldzug nicht günstig ausgefallen war, beschloß man, eine Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen nach Konstantinopel zu senden. Teuffenbach, der sich durch Anstrengung und Erfahrung nicht nur bereits zum Krieger und Feldherrn, sondern durch seinen mit Wissenschaften genährten Geist, zum gewandten und tüchtigen Geschäftsmanne gebildet hatte, und zu Unterhandlungen vorzüglich geeignet war, ward nun beauftragt, mit dem berühmten Bischof von Erlau, Anton Verrantius (nachmals Erzbischof von Gran) nach Konstantinopel zu reisen, um dort den Frieden zu vermitteln. Gelang es nun gleich den beiden Gesandten nicht, einen vollständigen Frieden zu bewirken, so war sie doch nicht vergebens, denn sie begleiteten den Sultan Selim II. nach Adrianopel, und schlossen hier 1568 einen achtjährigen Waffenstillstand, unter Bedingungen, kraft deren das kaiserliche Gebiet seine Erweiterungen behielt, und man doch Mittel und Zeit gewann, sich für künftige Fälle zu rüsten.

Teuffenbach setzte, zurückgekehrt, seine Kriegsdienste fort und wurde bald darauf zum commandirenden General in Ober-Ungarn ernannt, auf welchem Posten er sich, wie voraus zu erwarten war, durch Muth und Klugheit auszeichnete. Beides bewies er in noch höherem Grade, als 1593 die kleinen Neckereien und Streifzüge der Türken, welche bisher stattgefunden, zu offenem Kampfe, zu neuem Kriege emporlederten. Teuffenbach versammelte die Truppen zu Kaschau, eroberte binnen 20 Tagen Sabatska und griff Fülek mit Sturm an.

Der Pascha von Temeswar eilte, Fülek mit 18,000 Mann zu entsetzen, und traf am 11. November 1593 zwei Meilen vor der Festung ein. Teuffenbach zog ihm mit dem Kern seiner Truppen entgegen und griff ihn so nachdrücklich an, daß das türkische Centrum gleich nach dem ersten Angriff gesprengt, und die Türken nach allen Seiten flüchtig wurden. Bei 6000 Türken fielen unter den Schwertern von Teuffenbach's ihnen

nachſetzenden wackern Reitern, der Paſcha ſelbſt war unter den Getödteten. Nun griff Teuffenbach Fülek um ſo ernſtlicher an und eroberte die Stadt am 24. November durch Sturm, und ſetzte ſich durch Unterhandlung am 27. in Beſitz des inneren feſten Schloſſes. Als er hierauf weiter vordrang, räumten die erſchreckten Feinde viele Oerter und kleine Feſtungen von ſelbſt. Teuffenbach ſchickte ſich an, Hatman zu belagern, wohin der Paſcha von Ofen zwar einen Entſatz von 10,000 Mann ſchickte, der aber nach einem, obgleich hartnäckigen Widerſtande, ebenfalls geſchlagen wurde.

Unſer Feldherr nahm noch 1596 an dem Treffen bei Keresztes rühmlichen Antheil, wo er der Einzige war, der auf dem Schlachtfelde bis zuletzt ausharrte und dann noch auf dem verödeten Lager gemächlich ſchlief. Eine kurze Zeit führte er dann den Oberbefehl über das ganze Heer, ſtarb aber noch in demſelben Jahre.

Sein älteſter Sohn, Rudolph Freiherr von Teuffenbach, ſchwang ſich bis zur Feldmarſchalls-Würde empor, ward Ritter des goldenen Vließes und ſtiftete ſich ein Denkmal, das für ihn ſo bleibend, als für ſein Vaterland wohlthätig iſt. Er beſtimmte durch eine, den 24. Juli 1650 ausgefertigte Urkunde, den Ertrag ſeiner Herrſchaft Dürnholz in Mähren, zur Gründung einer ritterlichen Erziehungsanſtalt, welche ſich nun theils mit der k. k. Ingenieur-Akademie, theils mit der k. k. Thereſianiſchen Ritter-Akademie in Wien vereinigt befindet.

Johann von Pernstein,

kaiserl. Feldzeugmeister.

Wie groß und herrlich Wratislaw von Pernstein*), der Prachtliebende genannt, als Staatsmann die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts begann, so groß und herrlich vollendete sie als Kriegsheld, sein erstgeborner Sohn Johann, Erbe seiner verschuldeten Güter, zugleich aber seiner hohen Tugenden und seiner Prachtliebe. Voll Jugendgluth und Beharrlichkeit, voll emsigen Eifers, ein hohes Ziel der Vollendung zu erstreben, widmete er sich ausschließend dem Kriegsdienste, erwarb sich die Kenntnisse hierzu im hohen Grade, und zeichnete sich bei vielen Gelegenheiten so vortheilhaft aus, daß schon 1591 eine Abtheilung kaiserl. Truppen seinen Befehlen überlassen wurde, um zur Stillung der in den Niederlanden ausgebrochenen Empörungen mitzuwirken. Hier nahm er sich den ersten Kriegshelden jener Zeit, Alexander von Parma, zum Vorbilde seiner Thaten, suchte seine Freundschaft, lernte von ihm Vieles und fleißig, und bewies bei jeder Gelegenheit, wie sehr er sich den Geist seines großen Meisters anzueignen verstehe. Ausgezeichnet und durch seine Talente für die Zukunft Großes verheißend, kehrte er in die Heimath zurück, wo ihn 1595 die mährischen Stände einstimmig zum ersten Anführer der zum kaiserl. Heere als Hilfstruppen gesendeten 1500 Reiter und 2000 Mann Fußknechte ernannten. Mit einer ungarischen Abtheilung vereinigt, entriß er den Türken die Festung Kobern, und trug zu dem glänzenden Siege, welchen der oberste Befehlshaber der kaiserl. Schaaren bei Gran über die Christenfeinde erfocht, nicht wenig bei. Durch die Fortschritte ihrer Truppen geschmeichelt, schossen die mährischen Stände 4000 fl. zur Ausbesserung der Festung Kobern vor, und schickten mit herannahendem Frühjahre, 1596, Jakob Grafen von Thurn mit 1500

*) Ueber Wratislaw v. Pernstein, Großkanzler von Böhmen, geheimen Rath, Ritter des goldenen Vließes und Oberstallmeister dreier Kaiser, werde ich noch ausführlicher berichten in meinem, im Frühjahre erscheinenden neuen Werke: „Historische Fresken."

Der Herausgeber.

Mann zu Pferde und 2500 zu Fuß, zur Verſtärkung der Pernſtein'ſchen Abtheilung. Dieſen Truppen eröffnete Pernſtein ſo manche Bahn zu ſchönen Thaten, und beide jugendliche Helden wetteiferten edelmüthig durch perſönliche Tapferkeit die Siegespalme zu erringen. So viele und edle Thaten gewannen ihm immer mehr die Achtung und Liebe des Heeres, und der Kaiſer wußte ihm ſeine Zufriedenheit und Gewogenheit nicht beſſer zu bezeugen, als daß er ihn in einen Stand verſetzte, der ſeiner Neigung und Talenten am meiſten entſprach: er ernannte ihn nämlich zum Director aller kaiſerlichen Geſchütze und Kriegsmaſchinen (oberſter Feldzeugmeiſter).

Die Oeſterreicher erfochten bei Agram einen glänzenden Sieg über die Türken; — doch die unzeitige Raubgier eines großen Theils des Heeres, beſonders der Ungarn, der im erſten Siegesrauſche mit blindem Eifer über das eroberte Lager des Feindes herfiel und ſelbes plünderte, brachte ſie um die Früchte dieſes rühmlichen Siegestages. Mohamed gewahrte bald, daß ihn das öſterreichiſche Heer nicht in der Geſammtmaſſe verfolge, als er ſeine flüchtigen Krieger ſtehen machte. Gegen das jubelnde, bereits zerſtreute Chriſtenheer von Neuem vordrängend, erfüllte er es mit paniſchem Schrecken. Vergeblich bemühte ſich der Pernſteiner, dem Andrange Mohameds ſo lange zu wehren, bis die überraſchten Chriſten ſich wieder gereihet hätten, vergebens übernahm Karl Pettauer von Kinsky mit 400 mähriſchen Reitern die Beſchirmung des Lagers; die Macht der Türken war zu ſtark, als daß man ihr, ohnedies ganz in der Unordnung, hätte widerſtehen können. Viele aus den adeligen Geſchlechtern Böhmens und Mährens, fielen hier als Opfer der Verzweiflung. Mohamed kehrte, mit dieſem Siege zufrieden, nach Konſtantinopel zurück, und Pernſtein führte die mähriſchen Truppen in die Winterquartiere, in ihre Heimath.

Er beſaß zu dieſer Zeit in Mähren Pernſtein, Tobitſchau, Proßnitz, und Prerau. Erſteres verkaufte er (1596) an Paul Katharni von Kathar um 44,000 Thaler, und der Stadt Prerau überließ er um 52,000 Gulden die Unabhängigkeit; denn er bedurfte Geld, um den nächſten Feldzug eben ſo glänzend zu eröffnen — wie er den letzten rühmlich vollendet.

Den nächſten Frühling (1597) brach abermals Johann von Pernſtein mit den mähriſchen Truppen nach Ungarn auf, um ſich die Palme des Ruhmes zu erkämpfen. Der Erzherzog Maximilian übertrug ihm die Erſtürmung des Schloſſes und Fleckens Dotis. Hier gebrauchte er zuerſt die im kaiſerl. Heere noch unbekannte, von ihm erfundene Petarde, (eine Ma-

ſchine, die Thore zu ſprengen), welche dann allgemein die Pernſtein'ſche Maſchine genannt wurde, und ſchon im folgenden Jahre (1598) dem Adolph von Schwarzenberg bei der Beſtürmung von Raab, ein Geſchenk von 100,000 fl., nebſt der mähriſchen Stadt Huſtopetz, erwarb. Mittelſt dieſer Petarde ſprengte er die Thore, und eroberte nach einer harten Gegenwehr der Türken das Schloß (Dotis). Ungetheilter Ruhm krönte ſeinen Sieg und der Dank des chriſtlichen Heeres, das ſich aus der Eroberung von Dotis wichtige Vortheile verſprach. Doch nicht lange genoß er dieſer Ehre und Auszeichnung; denn als er die von den Türken beſetzte Feſtung Raab (die Schutzmauer Oeſterreichs) belagerte, wurde er eines Tages beim Recognosciren der Vorwerke, von einer Stückkugel in der Blüthe des Lebens getroffen, dem chriſtlichen Heere geraubt. Allgemein war die Beſtürzung und die Trauer im Lager, denn auf ihn baute man die feſteſten Pfeiler der Hoffnung. Man ſah ſich jetzt genöthigt, die Belagerung aufzugeben und ſich an das Hauptheer anzuſchließen.

Johanns Leichnam wurde ſeiner betrübten Witwe, Anna Maria Lara de Manriquez, der Tochter ſeines Oheims, Don Juan de Manriquez, welche er erſt nach erlangter päpſtlicher Erlaubniß ehelichen durfte, zu Brünn übergeben und in der Jeſuiten-Kirche zu Prag beigeſetzt. Doch nach neun Jahren, nach dem Abſterben ſeiner geliebten Mutter, Maria Lara de Manriquez, wurde er, zur Verherrlichung ihres Leichenbegängniſſes, von hier in die St. Veitskirche mit der glänzendſten Feierlichkeit übertragen. Das ganze Militär-Corps erwies dem geliebten Feldherrn die letzte Ehre, und über 200 Arme, ſämmtlich ſchwarz gekleidet, gingen mit brennenden Lichtern und dem Familienwappen Johanns vor der Bahre, welcher die Anverwandten und Adeligen in ſolcher Anzahl folgten, daß von ihnen der Dom überfüllt, dem Volke keinen Raum geſtattete.

(Boczek, die Pernſteine, in Wolny's Taſchenbuch für Mähren's Geſchichte.)

Hermann Chriſtopher von Roßwurm,

kaiſerlicher Feldmarſchall

Das Geſchlecht der Roßwurme, deſſen wunderlicher Name nicht durch ein ſogenanntes redendes Wappen erklärt wird, indem es einen knieenden, grauen Mönch im gelben Felde führt, gehört dem echt deutſchen, nördlichen Franken an, und hatte ſeit dem vierzehnten Jahrhundert ſeinen Sitz um Hildburghauſen und Coburg, wo ein ſchönes Rittergut, Hellungen, ihm noch im ſiebzehnten Jahrhundert zu eigen war. Am früheſten wird urkundlich eines Heinrich Ruzuwurm im Jahre 1336 erwähnt, deſſen Nachkommen ſich abwechſelnd Rußworm, Rußwurm, Roßworm, am gewöhnlichſten Roßwurm ſchrieben. Da die Herzoge der Erneſtiniſchen Linie, die lutheriſchen „Betfürſten", die Reformation in ihren thüringiſchen und fränkiſchen Landen früh befeſtigten, waren auch wohl ihre Vaſallen, die Roßwurme, Bekenner des Lutherthums, und wuchs Hermann Chriſtoph, deſſen merkwürdige Thaten und abenteuerliche Ereigniſſe wir aus der Vergeſſenheit erwecken wollen, in rein proteſtantiſcher Umgebung auf. Aber weder ſein Geburtsjahr, noch irgend etwas Sicheres über ſeine Jugendverhältniſſe, iſt zu ermitteln; wie denn überhaupt nur mit müſſigem Humor fortgeſetztes Wühlen in den Geſchichtsbüchern ſeiner Zeit, den abgeriſſenen Notizen einigen Zuſammenhang und dem Namen des kaiſerlichen Feldmarſchalls Perſönlichkeit und Individualität verſchaffen konnte. Alles, was wir über ihn bis zum Jahre 1595 wiſſen, knüpft ſich an eine gelegentliche kurze Aeußerung des unter ſeinen Zeitgenoſſen eigenthümlich berühmten franzöſiſchen Marſchalls François de Baſſompierre, welcher, mit einer bewunderungswürdigen Gedächtnißkraft ausgerüſtet, in den Mauern der Baſtille ſeine Memoiren verfaßte, und darin erwähnt, daß der Roßwurm während der Ligue Lieutenant der Leibwache ſeines Vaters, unter der Hauptmannſchaft Schwarzenbergs, geweſen ſei und darauf in den Wirren Frankreichs nach dem Tode Heinrichs III., in der Umgebung des alten lotharingiſchen Parteihauptes die unten näher zu ſchildernden Abenteuer erfuhr. Deshalb iſt es denn eine ergötzliche Mühe, nach dem gegebenen, ſo beſtimmten Verhältniſſe des jungen Kriegsgeſellen früheſtes Auftreten unter den Fahnen

jener beiden Männer, des alten Baſſompierre und Schwarzenbergs, mit hiſtoriſcher Genauigkeit zu verfolgen. —

Das Haus der Freiherren von Seinsheim, im katholiſchen Theile von Franken, zwiſchen Würzburg und Bamberg begütert, rühmte ſich früh der uralteſten Abkunft und nannte als Stammvater ſeines urſprünglichen Geſchlechtsnamens, einen Sohn jenes Erchanger's oder Erkinger's, Herzogs von Alemannen, welcher mit ſeinem Bruder Berthold auf Befehl des deutſchen Königs Konrad I. hingerichtet wurde. Ein altes adeliges Sprichwort in Franken bezeichnete die Grumbache als „die reichſten", die Seckendorfe als die „verbreiteteſten" — ſchon unter Adolph von Naſſau gab es ihrer eilf verſchiedene Linien, — die Seinsheimer als die „älteſten." Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts brachten die Seinsheime die ihrer Stammburg nahe gelegene Herrſchaft Schwarzenberg an ſich, veränderten ihren Namen und wurden als Freiherren von Schwarzenberg in die Zahl der Reichsbarone durch Kaiſer Sigismund aufgenommen. Anhänglichkeit an die Habsburger führte Erkinger mit Maximilian I., dem Erben von Burgund, in die Niederlande, und er ward Ahnherr des niederrheiniſchen Zweiges, welcher, tüchtig im Kriege und im Frieden, ſich erſt zur reichsgräflichen, 1599, und ſpäter, 1670, zu der noch heute behaupteten fürſtlichen Würde emporſchwang. Ihre Verbindung mit dem kaiſerlichen Hauſe erhielt die Familie in der römiſchen Kirche; Wilhelm, Freiherr zu Schwarzenberg, fiel als ſpaniſcher Oberſt in der ſiegreichen Schlacht bei St. Quentin 1557 und hinterließ einen einzigen, noch ſehr jungen Sohn, der uns als Roßwurms Waffenmeiſter, Feldherr und Freund, zunächſt angeht, der Vater jenes Adam von Schwarzenberg, der in der brandenburgiſchen Geſchichte eine früh angefeindete und in neuerer Zeit gerechtfertigte Rolle ſpielt. Adolph erwuchs, dem gezähmten und erſchlaffenden Adel Deutſchlands fern, auf dem Schauplatze der gewaltigſten Kämpfe um Fürſtenrecht und Volksherrſchaft, in jenem drangvollen Gewirre religiöſer und weltlich eigenwilliger Intereſſen, welches einerſeits der Aufſtand der Niederländer gegen Philipp, andererſeits die Kriege zwiſchen Hugenotten und den Söhnen der Katharina von Medicis, oder der katholiſchen Ligue, unter den Guiſen gegen die proteſtantiſche Erbfolge Heinrichs von Bearn bezeichnet. Der junge Edelmann ſchlug ſich zu der Partei, welche die Fahne des Glaubens ſeiner Väter trug, und die, einander ergänzend, auf zwei Kriegsbühnen focht, der ſpaniſchen gegen die Niederländer und der liguiſtiſchen gegen den

Navarrer. Hier war für das geſammte Europa die hohe Schule für Feldherrnwiſſenſchaft, und hier bildete ſich im Wettſtreit eines Alba, Parma, Moritz von Naſſau und Heinrich IV. eine Kriegskunſt, deren Schüler wie kaum ein Menſchenalter ſpäter, in den fernſten Gegenden der Chriſtenheit glänzen ſehen. Wie aber zunächſt der junge Adolph von Schwarzenberg, unter ihm Roßwurm, ſich hervorthat, können wir nicht verſtehen, ohne Herrn Chriſtoph von Beſtein kennen gelernt zu haben, an welchen ſich beider Männer Jugendſchickſal anreiht.

Die Freiherren von Beſtein oder Betzſtein — iſt ſonſt dem etwas ruhmredigen Marſchall François von Baſſompierre zu trauen — thaten ſich nicht wenig auf ihre Abkunft von den Reichsgrafen von Ravensberg und Ravenſtein zu gut, deren älterer Zweig, im Beſitz großer Herrſchaften in Weſtphalen, am Niederrhein, mit Eberhard ausſtarb, worauf Adolph von Naſſau den Grafen von Jülich, ſeinen Neffen, mit der Erbtochter vermählend, der jüngeren Linie, dem Freiherrn von Beſtein, am Mittelrhein, in Weſtrich begütert, die Lehnsfolge raubte. Die weſtricher Beſteine, vergeblich bei den Reichsgerichten klagend, wurden immer mehr ihrer politiſchen Verbindung mit dem deutſchen Reiche entrückt, ſchloſſen ſich bald an Burgund, bald an die Herzoge von Lothringen an, und erweiterten ihren Beſitz nach jener Seite durch kriegeriſche Verdienſte, ſo wie durch Heirath, wie denn Simon, mit der älteren Tochter des letzten Grafen von Orgevillier vermählt, den ſegenbringenden Löffel ererbte, welchen, wie Goethe ſo anmuthig in die „Erzählungen deutſcher Ausgewanderter“ eingewebt, ein ſchönes meluſinenartiges Weib ſcheidend ihrem ſterblichen Lieblinge verehrt hatte. Als Maximilian I. die Braut von Burgund davon getragen, dienten ihm in ſeinen Kriegen die Beſteine als Oberſten von Landsknechtregimentern und ſtiegen an Anſehen, ſo daß ſie bald alle Dynaſtieen am Rhein, in Lothringen, in den Niederlanden, die katholiſchen Mansfelde, die Rheingrafen, die Croy, die Arſchotte Vettern und Schwäger nannten. Franz von Beſtein focht für Karl V. in allen Schlachten, beſonders im ſchmalkaldiſchen und im Türkenkriege, verlor aber ſein Anſehen in Lothringen, als König Heinrich II. das Herzogthum 1552 beſetzte, und müßte ſeinen jüngſten Sohn, Chriſtoph, als Geißel zurücklaſſen. Streitgenoſſe des letzten, mißglückten Krieges Karls V., begleitete er dann den lebensmüden Herrn als Capitain der deutſchen Leibwache, bis an die Pforte des Kloſters St. Juſt, und ſtarb bald darauf in Flandern, fern von ſeinem Erbe in Loth-

ringen. Sein jüngſter Sohn Chriſtoph, welcher in höheren Jahren durch den Tod ſeines Vetters die Geſammtgüter des Hauſes Beſtein erbte, iſt nun der fürſtlich-unabhängige Kriegsherr, unter deſſen Auſpicien wir die beiden jungen Deutſchen ihre Lebensjahre zubringen ſehen. Am Hofe der Katharina von Medicis, als Page des ſpäter ſo unglückſeligen Karl IX. erzogen und früh in die Zerwürfniſſe des Königreichs eingeweiht, durfte Chriſtoph, der ſich noch immer als Deutſcher betrachtete, erſt 1564 den ungetreuen Boden verlaſſen, um unter ſeinem älteren Bruder in Ungarn zu dienen, wo Suleiman vor Szigeth lag. Auf dieſem Zuge ſchloß der 17jährige Jüngling enge Freundſchaft mit dem jungen Heinrich von Guiſe, deſſen Partei und Familienintereſſe Beſtein ſein ganzes ritterliches, bewegtes Leben widmete; jenem großen Guiſe, welcher, Haupt der katholiſchen Eiferer in Frankreich, und von maßloſem Ehrgeiz getrieben, die greuelvollen wirren Kriege verſchuldete. Noch nicht neunzehn Jahre alt, erhielt Beſtein von Karl IX. den Auftrag, nach dem Brauch und dem Vorrechte ſeines Standes, ein Regiment deutſcher Reiter zu werben; mit ihm war ſein Vetter, Graf Karl von Mansfeld, deſſen wichtigſte Lebensmomente gleichfalls in Roßwurms Geſchick verflochten ſind und welcher gegen den Willen ſeines Vaters, Peter Ernſt, der franzöſiſchen Krone ſein noch jungfräuliches Schwert widmete. In der Schlacht bei Jarnac und bei Moncontour, wo Deutſche tapfer für die Hugenotten unter Coligny und für die katholiſche Sache ſtritten, und Glieder derſelben Familie, wie der wackere Vollrath von Mansfeld und Karl einander gegenüber ſtanden, focht Chriſtoph an der Spitze ſeiner Reiter, und genas wunderbar von einer ſchweren Verletzung des linken Ellnbogens, ohne den Gebrauch des Armes einzubüßen. Von jetzt an verliert ſich Chriſtoph, deſſen deutſcher Name Beſtein nach einer, uns nicht erklärbaren, Ueberſetzung in Baſſompierre verwandelt wurde, nicht aus der fanatiſch und politiſch-leidenſchaftlich zerriſſenen Zeit; er begegnet mit ſeinen in Deutſchland geworbenen Reitern und Landsknechten, überall den proteſtantiſchen deutſchen Helfern, diente im Namen des Königs von Frankreich zwei Jahre mit Karl von Mansfeld dem Alba in den Niederlanden, half, treu ſeinem fürſtlichen Patrone, Heinrich von Guiſe, in der Pariſer Bluthochzeit, und trug die Hand eines reichen Fräuleins von Rabeval davon. Als Heinrich von Anjou während der Belagerung von La Rochelle die Erwählung zum König von Polen erfuhr, erkor er ſich auf der gefahrvollen Reiſe durch das proteſtantiſche

Deutſchland den deutſchen Oberſten zum Gefährten, der, befreundet mit vielen vornehmen Häuſern, die Todesangſt des Schuldbewußten minderte, als zu Heidelberg, auf Geheiß des Kurfürſten, entronnene hugenottiſche Edelleute den Anſtifter der Bartholomäusnacht bedienten. Nach Wien gekommen, wurde Beſtein von Karl IX., da die Feindſchaft zwiſchen dem Herzog von Alençon und dem Bearner von Neuem die Ruhe Frankreichs bedrohte, zur Werbung von tauſend Reitern zurückberufen, vertheidigte mit ihnen die Thronrechte Heinrichs III., hielt den Alençon in Furcht, half den Herzog von Zweibrücken zurückſcheuchen, trennte ſich aber von der Sache des Königs mit Aufgabe ſeiner einträglichen Beſtallung, als im Jahre 1585 Heinrich von Guiſe als Haupt der Ligue ſich aufwarf, um die Thronfolge des proteſtantiſchen Bourbon zu verhindern. Mit ſelbſtverliehener fürſtlicher Vollmacht warb Chriſtoph, wie Franz von Sickingen ein paar Menſchenalter früher, ſtattliche Haufen von Reitern, Schweizern und Landsknechten, widmete in kurzem Frieden ſein Anſehen als Condottiere dem Könige und eilte im Sommer des Jahres 1587 an den Rhein, als von dorther ein neuer Sturm aufzog.

Eigene beredte Geſandſchaften hatten im Frühjahr 1587 die norddeutſchen Stände ſo erfolgreich zur Unterſtützung der Glaubensbrüder in Frankreich aufgefordert, zumal den König von Dänemark, daß auch der ſtaatskluge Kurfürſt von Brandenburg, Johann Georg, ſeinem Adel den Beitritt erlaubte, um ein zahlreiches Heer unter der Führung des Herzogs von Bouillon und des Freiherrn Fabian von Dohna, Burggrafen in Preußen, dem durch die Ligue faſt überwältigten Heinrich von Navarra quer durch ein feindliches Land zu Hilfe zu ſchicken. Nächſt dem Burggrafen und dem Herrn von Bernsdorf, ſtand im hohen Anſehn Johann von Buch, ein Märker, der mit märkiſchen Adelsgenoſſen ſchon mehrmals für die Niederländer in's Feld gezogen, aber arm und in kläglichem Aufzuge heimgekehrt, das oben angedeutete Verbot veranlaßt hatte. Die Kundſchaftsreiſe Beſtein's nach deutſchen tüchtigen Soldaten, führt uns wieder auf den jungen Roßwurm, den wir über Schwarzenberg und Beſtein aus den Augen verloren haben: glücklich ſtieß ein raſch geworbenes Heer von 1500 Reitern zum Heer des unentſchloſſenen, zweideutigen Königs an der Loire; Beſtein ſelbſt aber blieb mit dem Herzoge von Guiſe und den wenigen Kriegsleuten, die er in der Eile zum Schutz der lothringiſchen Grenzen aufgebracht hatte. Zu dieſen Vertheidigern des katholiſchen Lothringens gegen eine ſo zahlreich

eingebrochene Macht von deutſchen Proteſtanten, geſellte ſich der Freiherr Adolph von Schwarzenberg, der vielleicht in den Niederlanden für dieſelbe Sache gekämpft hatte; mit ihm war der junge lutheriſche Abenteurer Roßwurm, den, der Himmel weiß, welche Verhältniſſe mit dem fränkiſchen Landsmanne zuſammengebracht und jetzt unter der Fahne des Lothringers, zunächſt um die Perſon des Herrn von Baſſompierre, vereinigt hatten. Für das Geld des geängſtigten Herzogs geworben, ſchloſſen ſie ſich dem deutſchen Reichsheere als Führer der Reiterleibwache, mit der Chriſtoph nach Brauch der Zeit vornehm ſelbſtſtändig ſich umgab, nahe an, Adolph von Schwarzenberg als Capitain und Roßwurm als deſſen Statthalter oder Lieutenant. Während Heinrich von Navarra, erfreut der nahen Hilfe, die Hoffnung der Hugenotten durch den Sieg bei Coutras (20. Oct. 1587), gegen den Herzog von Joyeuſe hob, nahm die ſo geräuſchvoll verkündigte Expedition der Deutſchen ein klägliches Ende. Der Burggraf von Dohna, ein ehrenwerther, tapferer Mann, hatte zwar die Mahnung Kaiſer Rudolphs II., die Werbungen zu unterlaſſen, in einer männlich freien und klaren Druckſchrift abgewieſen, welche die katholiſchen Fürſten Deutſchlands reichsgeſetzwidriger Unterſtützung der Ligue und der Spanier in den Niederlanden beſchuldigte, und zu der er ſich auf das uralte Recht eines deutſchen Edelmannes, dem Auslande ſein Schwert zu weihen, berief, zumal es nicht gegen Kaiſer und Reich ginge; er entwickelte aber als Oberfeldherr auf ſeiner Anabaſis keineswegs die nöthige Klugheit, Vorſicht und das imponirende Gewicht. Achttauſend Reiter, fünftauſend Landsknechte und ſechszehntauſend Schweizer, zu denen eine große Zahl fränkiſche Herren von des Bearners Partei ſtießen, näherten ſich im Auguſt 1587, langſam, mit einem ungeheuren Geſchleppe von Gepäck und Rüſtwagen, den Grenzen Lothringens, ungewiß, wie ſie der Sache Heinrichs am förderlichſten wären, welcher aus der Umgegend von la Rochelle aufgebrochen war. Statt durch einen Anfall auf Lothringen die Guiſen und das königliche Heer vom Bearner abzuziehen, ließen ſie ſich durch den, vom Herzog Karl von Lothringen beſtochenen Botſchafter Heinrichs von Navarra vermögen, in das Herz Frankreichs einzudringen, und zogen Anfangs September, das flache Land verwüſtend, über Saarbrücken, Blamont, gegen die Moſel, unter der Unzufriedenheit einiger Hugenottenhäuptlinge, welche den Krieg gern hier feſtgehalten hätten. Fabian von Dohna, der geheimen Stimmung Heinrichs wohl kundig, gab den Ausſchlag; er wußte, wie ſehr die ſteigende Gewalt der Guiſen von jenem

gefürchtet wurde, gegen die der deutſche Zug eigentlich gerichtet war, und hoffte, im Vertrauen auf Kundſchaft, daß ihm die Loirebrücke bei Charité oder auf Orleans zu, offen ſtände, in welcher Gegend das königliche Heer zum ſcheinbaren Ernſt ſich verſammelt hatte. So übel berathen, rückte man vorwärts, hatte aber ſchon auf der erſten Nachtraſt einen ſehr hartnäckigen Anſchlag abzuweiſen, welchen Adolph von Schwarzenberg mit ſeinen Geworbenen und mit lothringiſchen Reitern auf das Quartier des Herrn Johann von Buch wagte. An Nancy vorüber, den Flecken Harouce vertrennend, — die Familie Baſſompierre hatte ſich nach der Hauptſtadt geflüchtet — gelangten die Deutſchen nach Pont St. Vincent an der Moſel, wo Guiſe, Baſſompierre und Schwarzenberg, ihnen in einem Bogen zur Seite gefolgt, den Uebergang, wiewohl vergeblich, ſtreitig zu machen ſuchten. Unter wachſender Uneinigkeit der angeſehenſten Parteiführer, und kleinen Gefechten mit den unermüdlichen Guiſiſchen Schaaren, ſetzte der gewaltige Haufen unweit Chatillon über die Seine, dann über die Yonne, den geraden Weg auf die Loire verfolgend, um ſo auf der nächſten Straße ſich mit den Bearnern zu vereinigen. Unordnung und Unzufriedenheit herrſchten bereits in dem ſo bunt zuſammengeſetzten, an ſich ſchwerfälligen Heere und belebten die Hoffnung des unerſchrockenen Guiſe, die in's Innere Frankreichs gelockten Fremdlinge durch Ueberfall und Nachſtellungen zu überwältigen. Zu den Ufern der Loire gelangt, erkannten die murrenden, unbezahlten Söldner, in wie treuloſen Verhältniſſen ſie befangen ſeien; die Furthen und Brücke bei Charité waren von Truppen des Königs ſtark bewacht, der nicht wagen durfte, bei dem Verdacht der katholiſchen Partei, das deutſche Heer als befreundet zu begrüßen. Die Unzuverläſſigkeit der Franzoſen verwünſchend, wandte ſich jenes von der Straße zur Loire ab und zog zwiſchen Orleans und Montargis in die Landſchaft Beauce, um auf weiterem Umwege über Vendome, ſich mit dem Navarrer an der Nieder-Loire zu vereinigen. So geriethen, Hunderte von Meilen von der Heimath entfernt, die Getäuſchten in die gefährlichſte Bedrängniß zwiſchen drei feindlichen Heeren; denn das königliche Heer zog ihnen voran, um die Verbindungslinie mit dem Navarrer abzuſchneiden; und zur Seite über Sens, Montargis und Nemours, folgte ihnen mit verſtärkten Schaaren Heinrich von Guiſe mit ſeinem Bruder und ſeinen Vettern, froh, die Unberathenen in die Falle gelockt zu haben. Schon in der Nähe von Montargis, gegen das Ende des Octobers, kündigte die bedrohende Art des Krieges ſich an;

als die Haufen in mehreren Dörfern raſteten, überfiel der Herzog von Maine, mit Brandfackel und Schwert das Quartier Dohna's, ſtieß aber bald auf den haſtig aufgeſeſſenen Haufen des Burggrafen und ward, nach einem perſönlichen Kampfe in der von brennenden Häuſern erhellten Nacht, in welchem Beide Wunden davon trugen, diesmal noch mit Verluſt ſeines Leibgardefähnleins und von zwanzig Edelleuten zurückgedrängt, während Dohna nur die ehernen Pauken, die Abzeichen ſeiner Heeresfürſtlichkeit, Saumroſſe, zwei Kameele, welche ſich bei dem bunten Zuge befanden, und zwei Fähnlein, bezeichnet mit „Stern, Striegel, Kamm und Schwamm", unter denen das Lagergeſindel zuſammengehalten wurde, einbüßte und daher das herzogliche Panier nicht, wie Maine andern Tages forderte, gegen die Abzeichen des Hurenweibels und der Sudler austauſchen wollte. So ſchleppte ſich, unaufhörlich beunruhigt, der verdroſſene, uneinige Haufe über Malesherbes in die Beauce; die Schweizer, des Winterzuges ſo müde, daß ſie mit Heinrich III., der um Bonneval ſtand, unterhandelten, bereit, ihre deutſchen Kriegsgenoſſen mitten in Feindesland im Stiche zu laſſen. Aber als ſie um den St. Martinstag in ein fettes, mit Allem wohlverſehenes Land um Chartres gekommen waren, Dohna mit ſeinen Reitern das Quartier Anneau, einen weitläufigen Flecken, neben einem befeſtigten Schloſſe in Sümpfen liegend, gewählt hatten, vergaßen ſie der Mühſale, der Uneinigkeit und der ſorglichen Zukunft und rüſteten ſich, bei Wein und allen guten Dingen, auf gut Lutheriſch die Martinsnacht hinzubringen, zumal da die Siegeskunde von Coutras ihnen durch Franz von Bourbon, Herzog von Condé, der eben, als Oberfeldherr königlichen Geblüts lang erſehnt, in's Lager gekommen, beſtätigt war.

Gleich ſorglos humoriſtiſcher Freude in der Nähe der Gefahr überließ ſich jedoch nicht der Burggraf mit den Häuptern des Heeres; zwar waren ſie keines Anfalles gewärtig — gegen den zweideutigen Caſtellan glaubten ſie ſich, zumal er, mit Sturm bedroht, Friede zu halten gelobt hatte, geſchützt, indem ſie die Zugänge nach dem Flecken mit Rüſtwagen, Fäſſern und dergleichen verſperrt hatten, — aber die immer wahrſcheinlicher werdende Entfremdung der Schweizer, das Heer des Königs, welches ihnen die Verbindung mit dem Navarrer abſchnitt, machten die muthigſten Entſchlüſſe wankend, und im uneinigen Rathe war man ſtillſchweigend übereingekommen, auf demſelben Wege nach Deutſchland heimzukehren, falls nicht der Uebergang auf der Mittel-Loire und la Charité zu erzwingen ſei.

Doch Guiſe brannte vor Ehrbegier, ohne des Königs Hilfe das katholiſche Frankreich zu retten, und traf ſeine Anſtalten, den ſchmauſenden und zechenden deutſchen Gäſten die Martinsgans furchtbar zu verleiden. Der treuloſe Caſtellan ward mit Geld gewonnen, daß er das Volk Guiſen's in ſeine Burg aufnähme, welches in zahlreichen Haufen ſich in der Frühe des mondloſen Novembermorgens vorſichtig Anneau näherte, die Thore der Burg geöffnet fand und die Ausgänge des Fleckens nach dem Felde zu, umſtellte.

Schon erſcholl die Trompete der deutſchen Reiterwachen, die Kameraden, welche noch in Schlaf und Trunkenheit begraben waren, zur „Morgenſuppe“ und zu dem auf heute anberaumten Abzuge mahnend, als ziemlich furchtſam, wiewohl ſie einen Rückhalt an den im Schloſſe Aufgeſtellten hatten, die erſten Arkebuſirer gegen die improviſirten Schanzen der Deutſchen andrangen, aber von der Wache ſo mannhaft empfangen wurden, daß ſie wichen und nur durch Drohungen des Grafen von St. Paul (welchem Guiſe die Leitung auf den Flecken ſelbſt übertragen, während er mit Reiterei und Fußvolk die Zugänge beſetzt hielt), „man würde ſie nicht in's Schloß aufnehmen, ſondern mit Schüſſen zurückſcheuchen“, mit Verſtärkung vorwärts getrieben wurden.

Im ungleichen Kampfe unterlagen die Vertheidiger der Schloßſeite, worauf die Ermuthigten die Straßen des Fleckens gewannen, unterdeß von außen die Thore den Fliehenden verſperrt blieben. Vergeblich bemühten ſich die ſo furchtbar aufgeſchreckten, vereinzelten Reiter, ihre Pferde zu beſteigen, ſich zu ſammeln; von allen Seiten umringt von einem Feinde, der wie aus der Erde hervorſtieg, unter entſetzlichem Getümmel vertheidigten ſie ſich zu Fuß mit ihren Piſtolen und Schwertern und mußten unterliegen, da ſie mit Hakenbüchſen und langen Lanzen angegriffen wurden.

Der Burggraf von Dohna, ſo entſetzlich geſtraft wegen ſeiner Unvorſichtigkeit, entkam noch über die niedrige Mauer an einem Seile, und flüchtete mit Wenigen in's nahe Quartier der Schweizer; aber der größte Theil ſeiner Genoſſen, unter ihnen die Oberſten von Kloth und Werner, geriethen, da ſie die Thore verſperrt fanden, todt oder lebendig mit ſieben Fähnlein und dem ganzen Troß und Gepäck in die feindliche Gewalt.

Nach der übertriebenen Angabe der franzöſiſchen Schriftſteller wurden in den Häuſern oder auf den Straßen zwei Tauſend erſchlagen; zu Hilfe kommende Landsleute überwältigten Schwarzenberg, der hier aus dem Getümmel wieder mit Namen auftaucht. Zwei Tage überließen die Sieger

ſich der Freude in dem morderfüllten geplünderten Orte, und kehrten dann, mit Beute beladen, im ſtolzeſten Triumphe zu Guiſe nach Eſtampes zurück, mit erheuchelter Freude dagegen empfing König Heinrich III. die Siegeskunde, ohne dem Ueberbringer, nach Gebrauch, einen ſtattlichen Botenlohn zu ſpenden.

Umſonſt beſchwor der ſo ſchmählich ſeiner Kriegsehre und ſeiner beſten Mannſchaft beraubte Burggraf die Schweizer, die franzöſiſchen Banden und die übrigen Deutſchen, welche der Unfall nicht betroffen hatte, einen raſchen Angriff auf die Siegestrunkenen zu wagen, der ihnen wahrſcheinlich den Verluſt wieder erſetzt hätte; aber aus ihnen war aller kriegeriſcher Sinn entwichen; die Schweizer erneuerten ihre Unterhandlungen über ſicheren Abzug; die Deutſchen ſahen ſich nach dem nächſten Wege in die Heimath um und gewannen mühſelig auf winterlich ſchlechten Straßen, immer verfolgt von Guiſe und ſeinen Brüdern und Vettern, in wenigen Tagen Bourgogne.

Doch wäre ſo leicht keiner von den Entmuthigten aus dem Innern Frankreichs entkommen, hätte es der König gleich ernſtlich gemeint; geängſtigt über die Folgen eines Sieges, welcher die ſchon ſo gefährliche Volksgunſt des Guiſe bis zum Hohne der königlichen Gewalt ſteigern mußte, bot er willig die Hand, den Reſt der Feinde entkommen zu laſſen, zumal da der Zug im Intereſſe des rathloſen Herrſchers unternommen war, wie die bei deutſchen Gefangenen gefundenen Briefe und Beſtallungen erwieſen.

Unter den unſäglichſten Mühſeligkeiten, faſt nackt, hungrig, krank, hatte der täglich ſich vermindernde Haufe, nach dem Abzuge der Schweizer, bis in's Gebiet von Macon ſich geſchleppt, immer noch hoffend, ohne ſchimpflichen Vertrag in's Vaterland über Baſel heimzukommen, als die Vorſtellungen des abgeſchickten Herrn von Marival, welcher beredſam die Unmöglichkeit des Entrinnens ſchilderte, „da alle Ausgänge, zumal die Furthen über die Saone, verſperrt waren", die im Unglücke noch trotzigen Männer zur Annahme der Bedingungen brachte (20. Decbr.) nach einem Schwur, nie wider den König zu dienen, mit ihren Fahnen, jedoch zuſammengewickelt, ſicher heimzukehren. Die franzöſiſchen Herren, welche mit ihnen waren, entzogen ſich — ihre Truppen waren längſt verſchwunden — durch die Flucht in's Unwegſame jeder ehrantaſtenden oder ſie beſchränkenden Bedingung; Dohna führte darauf ſein Häuflein, auf 500 Mann vermindert, durch Savoyen und in die Schweiz nach Deutſchland hinein; ſchlimmer erging es dem Herrn von Buch, der auf dem Wege durch das

unwirthliche Bourgogne unaufhörlich durch die Truppen Guiſe's, des Verächters der königlichen Schutzverſicherung und die Nachſtellungen der Bauern verfolgt, — ſo grauenvoll war der Zuſtand der Seinen, daß in einem Dorfe achtzehn Kranke durch ein Mädchen wie Schafe abgeſchlachtet ſein ſollen, — endlich über Mömpelgard den deutſchen Boden erreichte, ein Beſitzthum des Herzogs Friedrichs von Würtemberg, das zur Rache für die Verwüſtung der Heimath, durch die Lothringer auf das Unmenſchlichſte heimgeſucht wurde. Herr von Buch, ſchimpflicher als je heimgekehrt, verlor darauf alles Anſehen unter ſeinen Landsleuten.

So war das Ende einer Unternehmung, welche wenigſtens inſofern einen Xenophon fand, als der Burggraf von Dohna, an den Hof des Königs von Polen ſich zurückziehend, ſeine Abenteuer und Leiden als Feldherr in einer jetzt wohl kaum aufzuſpürenden Flugſchrift ſchilderte.

Während Schwarzenbergs Antheil an der Bekämpfung der deutſchen Proteſtanten hervortritt, wird über ſeinen Leutenant Roßwurm nichts berichtet; vielleicht blieb der Letztere an der lothringiſchen Grenze zurück unter Baſſompierre, der bei Pont St. Vincent und auf der Verfolgung von Mömpelgard ſich geiſtig und körperlich ſo angeſtrengt hatte, daß er erſt nach ſechs Monaten von einem ſchweren Fieber genas.

Aber das Verderben der verrathenen deutſchen Haufen rettete Frankreich nicht, die gräuelvollen Ereigniſſe der nächſten Jahre lockten ungewarnte Abenteurer wieder über den Rhein und erzogen ſie durch die Gewöhnung an die entarteten kirchlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu einem wilden, leichtſinnigen, frech der Sitte ſpottenden Geſchlechte, welches aus der Schule jeglichen, jedoch immer mit dem Scheine einer gewiſſen Ritterlichkeit geübten Laſters, in die Heimath wiederkehrte. Das Jahr 1588 ſah den kläglichen letzten Valois zu Paris in den Barricaden, jedes Anſehens entkleidet, den Guiſe, dem der kirchlich ſtrenge Beſtein in allen Unternehmungen zur Seite ſtand, im Frieden zu Chartres als Dictator des katholiſchen Königreiches hervorgehen.

Heinrich, rathlos und unfähig der Berathung, berief die Stände nach Blois; furchtlos folgte der Guiſe mit ſeinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, der Einladung, und am Rüſttage auf Weihnachten 1588, gerade ein Jahr ſpäter, als ihm zu St. Cloud die pomphafteſte Denkſchrift geſetzt worden war, lag Guiſe mit dem Cardinal auf Befehl des furchtſamen Tyrannen ermordet im Schloſſe zu Blois. Beſtein entging

mit ſeiner kleinen bewaffneten Schaar dem auch ihm bereiteten Looſe. König Heinrich hatte ihn nach Blois berufen, um ihn mit Werbepatenten zu 4000 Landsknechten, welche gegen den Herzog von Savoyen fechten ſollten, nach Deutſchland zu ſchicken, befahl ihm aber, noch bis zum Weihnachtsfeſte zu bleiben, um den Heiligengeiſtorden zu empfangen. Als die Trabanten des Valois zur Bluthat ſich anſchickten, ſandte er den Herrn von Grillon, maître de camp der Leibwache, ſich des deutſchen Oberſten zu bemächtigen, damit er nicht in Deutſchland für die Ligue werbe, welche aus dem Blute Guiſe's wieder entſtehen mußte. Doch der Vorſichtige merkte Unheimliches, ſtahl ſich in der Frühe des 24. Decembers, ehe die Brücken aufgezogen wurden, aus Blois, und trug, rachedürſtend für den ermordeten Gebieter und Freund, die Kunde nach Chartres, ſo wie nach Paris, wo die ergrimmten katholiſchen Häupter der Gemeinde ihn bevollmächtigten, mit hunderttauſend Sonnenkronen, viertauſend Reiter, ſechstauſend Landsknechte und achthundert Schweizer aufzubringen.

Verlaſſen, verflucht vom Papſte und den wüthenden Anhängern der alten Kirche, hatte Heinrich III. ſich in die Arme Navarra's geworfen und zog mit demſelben auf Paris; ſchon ſtanden im Juli 1589 die Haufen Beſteins um Langeres und hatte der Herzog von Nemours den Oberbefehl übernommen, als der fanatiſche Mönch den Mord des gefeierten Glaubenshelden Guiſe in dem Blute des Königs rächte (2. Auguſt 1589) und für das unglückliche Reich der Vorabend jenes Bürgerkrieges anbrach, welcher nach acht Jahren das erſchöpfte, faſt ausgeblutete Volk, dem milden Scepter Heinrichs IV. unterwarf. Im Herbſte deſſelben Jahres war der rechtmäßige Thronerbe mit ſeiner geringen, aber getreuen Schaar, an die Küſte der Normandie, durch den Herzog von Mayenne, Guiſe's Bruder und Nachfolger an der Spitze der Ligue, mit 30,000 Mann, unter ihnen der thätige Beſtein mit ſeinen Reitern und den geworbenen Deutſchen gedrängt; ſchon frohlockte man in Paris, daß dem Ketzer nichts übrig bliebe, als aus dem Hafen von Dieppe ſich nach England zu retten, als der Held von Bearn im feſten Lager von Arques, unweit jenes Hafens, durch die ritterlichſte Gegenwehr die geſunkene Hoffnung der Hugenotten wieder hob.

Nach einem mehrtägigen Angriffe, als die Landsknechte Mayenne's durch verſtellten Uebergang zu ihren Landsleuten, ſich der Schanze am Siechhauſe von Arques, des Stützpunktes des navarriſchen Lagers bemächtigt hatten, ſchlug Heinrich mit ſeinem begeiſterten Adel, ſeinen Schweizern

und Deutſchen die überlegene Macht, welche bei der Uneinigkeit ihrer Führer untüchtig wurde, zurück, und wichen Beſtein's drei Reiterfähnlein, unter denen wir den Adolph von Schwarzenberg nicht mehr finden, da er vorher den Schauplatz des Kampfes gewechſelt hatte, und zu höherem Kriegsdienſte unter die Fahnen Karls von Mansfeld und des Herzogs von Parma nach den Niederlanden gegangen war. Seine Stelle als Hauptmann der Leibwache Beſteins vertrat der junge Roßwurm, der die ſchlichten Sitten, den Geradſinn und das zahme Rechtsgefühl des erzogenen Proteſtanten ſchon ſo weit verlernt, daß er im Zornmuth den Lieutenant Petoncourt, einen wackern Edelmann, erſchlug.

Baſſompierre ruhte nicht, für das Haus Guiſe und die katholiſche Partei thätig zu ſein, und focht tapfer mit in der Schlacht von Ivry, welche Heinrich IV. zuerſt das Uebergewicht über die Ligue errang (14. März 1590). Hier war es, wo Heinrich ſeinen weißen Federbuſch als das Panier der Ehre und des Ruhms bezeichnete, ungeſchreckt durch die Uebermacht des Feindes, zu dem als ſpaniſche Hilfe unter dem Grafen von Egmont, dreizehnhundert Lanzen und auserleſene deutſche Regimenter geſtoßen waren, während auf ſeiner Seite deutſche Reiter unter dem wackern Oberſt Dietrich von Schomberg fochten.

Als der Fremdling vor der Schlacht, gezwungen durch ſeine meuternden Soldaten, den König um Sold antrat und von ihm mit ehrantaſtenden Worten zurückgewieſen wurde, ritt Heinrich, den Werth des Mannes erkennend, am folgenden Morgen an den Gekränkten heran, bezeigte Leidweſen über den geſtrigen Ausbruch ſeines Unmuthes und bewirkte durch dieſe ſo edle als kluge Selbſtüberwindung, daß der von Beſchimpfung Gereinigte tauſend Leben für ihn hinzugeben verſprach und im ſchwankenden Gewühle der Schlacht neben dem Könige hinſank.

So wurde auch in dieſem Streite tüchtiges deutſches Blut vergoſſen; doch gab ſich Verdroſſenheit und Ungewißheit, ob ſie Recht thäten, gegen den proteſtantiſchen Herrſcher zu fechten, bei den Reitern der Ligue in wenig ehrenvoller Weiſe kund; ſie näherten ſich zwar auf dreißig Schritte den Schwadronen Heinrichs, ſchoſſen aber nur obenhin ihre Piſtolen los, caracolirten nach ihrem Brauch und kehrten, als gereuete es ſie, gegen den Glaubensgenoſſen zu kämpfen, in einer kurzen Wendung hinter das Heer zurück.

Aber Schonung ward ihnen für dieſe Halbheit, welche durch den

politiſch-kirchlichen Wechſel, die ſchwankenden [illegible]loſen Verhältniſſe nicht entſchuldigt werden kann, nicht zu Theil; als die Liguiſten durch die Anſtrengung des Königs und ſeines Adels in die Flucht geworfen waren, fanden die Franzoſen vor den Verfolgern Gnade, die Fremden, bis auf die Schweizer, wurden großentheils niedergemacht. Unter den Erſchlagenen war ein Baſtard von Braunſchweig und ein Graf von Oſtfriesland; Baſſompierre, zwiefach verwundet, rettete mit dem Herzoge von Mayenne ſich über Chartres nach Deutſchland und trat ſpäter, bei dem ſinkenden Muthe der Partei, mehr als gewandter Unterhändler denn mit den Waffen in Frankreich auf.

Eine Reihe abenteuerlicher und höchſt bedrohlicher Ereigniſſe unſeres jungen fränkiſchen Edelmannes, Roßwurm, die wir, bei der Unbedeutendheit ſeiner Stellung, hiſtoriſch noch nicht recht feſthalten können, knüpft ſich wohl an die nächſten Monate nach der Schlacht von Ivry, da wir ihnen ſonſt ihren chronologiſchen Platz nicht anweiſen können. Sie lehren, wie weit der Leichtſinnige in dem unſittlichen Treiben der Zeit fortgeſchritten war. Sein Feldherr hatte, als er nach Deutſchland entwich, ſeinem Hauptmanne die Bewachung des Schloſſes Le Blancmenil, deſſen Lage wir nirgend auszumitteln vermochten, anvertraut; in dem dortigen einſamen Aufenthalte war er in ein Liebesverhältniß zu einem Fräulein getreten, welches mit ihrer Mutter zu ihm ihre Zuflucht genommen. Unter dem Verſprechen, ſie zu heirathen, entführte er ſie, mißbrauchte ihre Schwäche, ſchickte ſie fort, nachdem er, wie der jüngere Baſſompierre berichtet, ſie auch wohl andern Kriegsgenoſſen zur Kurzweil überlaſſen hatte. Unterdeſſen erfuhr der nach Lothringen und Frankreich zurückgekehrte ſtrenge Katholik, der alte Baſſompierre, den unehrbaren Streich ſeines betrauten Burgwächters und machte zornig Anſtalten, ſich des Schänders zu bemächtigen.

Es iſt ein beachtenswerther Zug zur Charakteriſtik jener unſeligen Bürger- und Religionskriege, daß neben allgemein verbreiteter Frivolität und Ausſchweifung eine rückſichtslos ſtrafende Moral ſich geltend machte und darin allerdings ein tieferes Moment des Kampfes beurkundet. Hatte doch vor der Schlacht von Coutras Heinrich von Navarra im Angeſicht ſeines Gefolges auf die Mahnung eines eifrigen Geiſtlichen, ſeine Verſündigung an der Tochter eines Offiziers in Rochelle reuemüthig auf den Knieen bekannt und die verunehrte Familie zu entſchädigen gelobt, wie wir denn auch von Karl von Mansfeld wiſſen, daß er einen ſpaniſchen Hauptmann

wegen gleicher leichtfertiger That hinrichten ließ. Roßwurm wußte, daß der alte Liguiſtenhäuptling nicht zu ſcherzen verſtand, machte ſich daher, ehe er ereilt werden konnte, mit einem Dutzend Reitern in's Weite und lebte mittelalterlich unabhängig auf eigene Fauſt. Wie ihn ſein Stern in die Nähe von Amiens führte, ſchlug er ſeine Nachtherberge in einem Landhauſe des Maire unweit der Stadt auf, ganz nach der Weiſe, wie der Simpliciſſimus die Merodebrüder und Philander von Sittewald fünfzig Jahre ſpäter in ſeinem „Traumgeſichte" das Soldatenleben ſeiner Zeit ſchildert. Aber als die wilden Gäſte unbeſorgt kochten und brieten, ergriff eine Feuersbrunſt das Gehöfte und lockte zum Löſchen die Wachen der Stadt und einen Haufen Bürger heraus. Sie bemächtigten ſich der Eingelagerten als Brandſtifter, und Baſſompierre, benachrichtigt von dem Fange, übergab den Roßwurm dem Profoß, um ihm, ſeiner Jugend und kriegeriſchen Tüchtigkeit ungeachtet, den Kopf abſchlagen zu laſſen. Doch fand der Bedrohte einen Retter an Herrn Louis de l'Hopital-Vitry, dem er früher Dienſte erwieſen hatte und welcher, zur Vergeltung, als General-Wachtmeiſter der leichten Reiterei der Ligue, dem Freunde Gelegenheit zur Flucht verſchaffte.

Daß ein ſo tüchtiger und angeſehener Mann den Fremdling vom Galgen rettete, gilt uns als Beweis, daß Roßwurm kein gewöhnlicher liederlicher Kriegsgeſell war.

Einem ſchmählichen Tode entronnen, voll nachhaltigen Grimmes gegen Baſſompierre, flüchtete Roßwurm vom unſicheren Boden Frankreichs und begab ſich unter die katholiſchen Fahnen nach den Niederlanden, wo wir ihn zu Anfang d. J. 1595 als Oberſtlieutenant Schwarzenberg's finden und daraus ſchließen, daß er an der kriegeriſchen Thätigkeit dieſes ſeines alten Freundes Antheil gehabt habe. Bereits nach der Schlacht von Ivry, als Paris von dem Navarra belagert wurde, hatte Adolph von Schwarzenberg ein deutſches Reiterregiment für den Herzog von Parma geworben, welcher die bedrängte Hauptſtadt zu entſetzen auszog, hatte darauf das Vertrauen Karls von Mansfeld gewonnen, deſſen Feldzuge nach Frankreich zum Beiſtande der ſinkenden Ligue er beiwohnte, war aber auch einmal um Mörs 1593 durch die verwegenen Parteigänger des Grafen Moritz ſo ungewarnt überfallen worden, daß er nackt mit dem Verluſte ſeiner Leute und ſeiner geſammten Habe durch's Fenſter entfliehen mußte.

Für einen aufmerkſamen jungen Kriegsmann, welcher ſein Glück durch

das Schwert machen wollte, war auf dem niederländiſchen Schauplatze viel zu lernen. Zwar hatte die Großartigkeit des Krieges nach dem Tode des Herzogs von Parma aufgehört, aber es entwickelte ſich raſch das bewunderungswürdige Feldherrntalent des jungen Naſſau, und ohne bedeutende Schlachten und Belagerungen übten ſich beide Heere im kleinen Kriege, in unzähligen Praktiken, Anſchlägen, Ueberfällen und Liſten eine neue Strategie und Taktik, durch Nachahmung und Wetteifer ausbildend; Künſte, welche bald durch ehrbegierige Lehrlinge gegen den Erbfeind der Chriſtenheit mit Erfolg verſucht wurden.

In's ſpaniſch-niederländiſche, ſowie in's naſſauiſche Lager ſtrömten von allen Enden Europa's militäriſche Abenteurer und unter ihnen ward Roßwurm bald mit Männern bekannt, welche ſeinem Geſchick die großartige, zuletzt die tragiſche Wendung gaben; ſo außer Schwarzenberg und den Mansfeldern mit Georg Baſta, dem berühmten Neapolitaner, mit Johann Tſcherklas von Tilly, dem unübertroffenen Wallonenoberſten, mit dem Grafen Barbiano von Belgiojoſo, Alles früher oder ſpäter bedeutende Perſonen. —

So eignete ſich Roßwurm mit bildſamem Sinn das Neue, Fremde an; aber Zucht und Sittenſtrenge herrſchte nicht überall wie in der Umgebung Karls von Mansfeld. Meuterei, Aufſtände und trotzige Selbſthilfe waren im ſpaniſchen Heere, zumal unter dem ſchlechten Regimente des Erzherzogs Ernſt, an der Tagesordnung, und im bunten Wechſel des Soldatengeſchicks lernten die Jüngeren den Augenblick ſchätzen, wildes Behagen bei Wein, Weibern und Karten den gefährlichſten Umſtänden abgewinnen. —

Als die Fackel des Bürger- und Religionskrieges in Frankreich allmählig niederbrannte, nur noch des gemordeten Guiſe Bruder und Vettern den Friedensanträgen und dem Waffenglück Heinrich's widerſtanden, als der ſpaniſch-niederländiſche Kampf eine zwar kunſtgerechtere, aber ermüdendere Bahn verfolgte, ging an der Oſtgrenze der habsburgiſchen Monarchie ein gefährliches Feuer auf, welches die Schüler Guiſe's, Parma's, Naſſau's, zu einem, Chriſtenblut verſöhnenden, würdigeren Streite rief.

Die Türken, ſeit der Schlacht von Mohács das Geſpenſt, mit welchem Oeſterreich die gleichgiltigen Deutſchen aufſchreckte, hatten, obgleich faſt alle Kämpfe während der religiöſen Spaltung des Reichs erfolglos geweſen, an ihrer Furchtbarkeit verloren, indem man ſich gewöhnte, ſie, die

Herren eines großen Theils von Ungarn, als läſtige Nachbarn zu betrachten, und es von Seiten der blinden und doch ſo argwohnvollen Proteſtanten für einen Vortheil hielt, daß das Haus Habsburg und die katholiſchen Mächte nach jener Seite hin ihre Kräfte zerſplittern mußten. So war denn, einzelner Heldenthaten ungeachtet, Schmach und Nachtheil für Deutſchland immer gewachſen und in der erſchlafften Geſammtbevölkerung unſers Vaterlandes wenig Luſt vorhanden, es gegen den Erbfeind zu wagen, als der ſonſt ſo friedliebende, ſchon damals ſcheu in ſeiner Prager Reſidenz verſchloſſene Kaiſer Rudolph II. ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, einen Türkenkrieg mit dem Aufgebot aller Streitkräfte aufzunehmen, da ſelbſt ein jährlich der Pforte dargebrachtes, den Kaiſertitel verunehrendes „Geſchenk“ die Frechheit und Verachtung der Türken ſteigerte.

Den vorgeblichen Anlaß zu verheerenden Einfällen in das ungariſche Gebiet gab ſchon 1592 das räuberiſche Geſindel der Uskoken an der türkiſch-ungariſchen und venetianiſchen Grenze, die der Kaiſer nicht zu zähmen vermochte, und ſchon damals war der Krieg zwiſchen den Grenzſtatthaltern beider Reiche geführt worden, als der Veſſir Sinan der Albaneſe, der achtzigjährige Eroberer von Tunis, das kaiſerliche Botſchaftsgefolge in Ketten werfen ließ, mit einem mächtigen Heere Anfang September 1593 um Belgrad erſchien, um die Niederlage Haſan's, Paſcha's von Bosnien, zu rächen.

Der geängſtigte Kaiſer ließ die Türkenglocke im Reiche läuten, beſchwor die geſammte Chriſtenheit zum Beiſtande; aber das Ende der türkiſchen Feldzüge, der Tag Kaſim (30. November) kam, ehe das Heer aus den Erblanden mit den Türken zuſammentraf; Sinan ging in die Winterquartiere nach Belgrad, noch gereizter in ſeiner kriegeriſchen Stimmung durch die kleinen Vortheile, welche Ungarns und Oeſterreichs Helden Nadasdy, Palfy, Teuffenbach, in ſpäter Jahreszeit davon trugen.

Noch ehe im folgenden Jahre 1594 Sinan mit ſeinen aſiatiſchen Truppen im Felde erſchien, hatten ſchon die Erzherzöge Matthias und Maximilian, Letzterer uneingedenk ſeines böſen Feldherrnglückes bei Pitſchen, ſich an Gran und einigen türkiſchen Veſten verſucht; da zeigte ſich Sinan mit einem Heere, ſo groß, als ſeit Suleiman keines im Felde geſehen worden, und übergab Graf Hardeck die Feſtung Raab, wofür er ſchimpflich in Wien mit ſeinem Kopfe büßen mußte. Auch Papa fiel, und nur die ungariſche Jungfrau, Komorn, behauptete den Ruhm der Unüberwindlichkeit,

als die feindlichen Rüſtungen der Fürſten Siebenbürgens, der Moldau und der Wallachei, mit dem Kaiſer im Trutzbündniß, die Seiten Sinan's bedrohten. —

Zu einem Feldzuge, im Maßſtabe des geſteigerten Fanatismus, war bereits die heilige Fahne des Propheten aus Damaskus nach Konſtantinopel gebracht worden; da ließ der Tod des Sultan's Murad (16. Jänner 1595), Mohammeds II. Thronbeſteigung unter ſtaatsherkömmlichem Brudermord, Sinan's Abſetzung und neue Erhebung nach einem Aufruhr der Spahi, dem Hofe zu Prag Zeit, ein ſtärkeres Heer mit Hilfe der katholiſchen Mächte aufzubringen und einen bewährten Feldherrn aus fernem Kriegsſchauplatz zu berufen.

Die Furcht vor einer zweiten Belagerung Wiens, welche der neue Sultan und Sinan verkündeten, ängſtigte die zu Prag und Preßburg verſammelten Stände, und bei fühlbarem Mangel an erfahrenen einheimiſchen Kriegshäuptern, vermochten die ſpaniſchen und wälſchen Räthe den Kaiſer, ſich von ſeinem Oheim, Philipp II., den berühmten Karl von Mansfeld zum Befehlshaber ſeines Heeres zu erbitten, für welches er Verſtärkung vom Papſt, von Spanien, Polen, ſogar von Schweden und den Moskowitern erwartete. Philipp II., obgleich im offenen Kriege mit Frankreich und den Niederländern, entließ willfährig den Mansfeld ſeines Dienſtes.

Graf Karl, von der friedeburgiſchen oder niederländiſchen katholiſchen Linie, der Sohn des hochbelobten Grafen Peter Ernſt I., welcher noch im achtzigſten Jahre mit unerſchütterlicher Treue, erſt als Statthalter der Provinz Luxemburg und dann nach Erzherzog Ernſt's Tode die höchſte Würde in den ſpaniſchen Niederlanden bekleidete, der Halbbruder des proteſtantiſchen Helden und Paladins der unglücklichen Böhmenkönigin, geboren 1543, hatte von den Jünglingsjahren an ſich auf dem Kriegsſchauplatze herumgetummelt, war, müde des Regiments Alba's, wider ſeines Vaters Willen in franzöſiſche Dienſte getreten, hatte bei Jarnac und Moncontour als Waffengenoſſe und Freund des alten Baſſompierre ſich ausgezeichnet; blieb am Hofe Karls IX. und Heinrichs III., an ſeinen Sitten und an Fertigkeit der Sprache den gebildetſten Eingebornen gleich, ſie übertreffend an Kenntniſſen.

Auf des Vaters Bitten nach den Niederlanden heimgekehrt, hatte er als unabhängiger General in unzähligen Gefechten für die Krone Spanien geſtritten, ſo daß ſein Name viele Jahre durch alle Kriegszeitungen hindurch

gehe; jetzt zweiundfünfzig Jahre alt, ſtrenger gegen ſich und gegen Andere, bedeckt mit Wunden, von angegriffener Geſundheit in Folge der früheren Trunkliebe, des wüſten Soldatenlebens, beigebrachten Giftes und durch Liebestränke; hinkend auf einem Fuße, weil ihm als Jüngling, dem Bezauberten, ein lebendes Thier, gleich einer Eidechſe, aus dem Beine geſchnitten worden war. Was ihn aber neben ſeiner langjährigen Kriegserfahrung dem Kaiſer empfahl, war die unerbittliche Kriegszucht, ein weſentliches Erforderniß für das kaiſerliche, aus dem bunteſten Söldnergemiſch gebildete Heer; eine Strenge, die oft in Grauſamkeit ausartete, und wohl häufig aus ſeiner jähzornigen Natur und aus körperlichem Unbehagen floß, wie er denn in früheren Jahren manche raſche blutige That begangen, in Frankreich bei Tiſche nach einem Wortwechſel den Hauptmann Staup, einen tüchtigen Deutſchen, erſtochen und ſeine zweite Frau in den Niederlanden wegen Ehebruchs mit ihrem Buhlen ermordet hatte. Jetzt nun, als berühmter Heerführer, auch von ſeinem alten Vater gemahnt, nahm er um ſo williger den ehrenvollen Antrag des Kaiſers an, als er, des blutigen Krieges gegen Mitchriſten überdrüßig, ſein Gewiſſen durch Thaten gegen die Ungläubigen verſöhnen wollte.

Da Rudolph von den über Religionsbedrückungen auf dem Reichstage zu Regensburg klagenden Proteſtanten geringe Hilfe erwarten durfte, hatte er den Mansfeld auch bevollmächtigt, tüchtige Befehlshaber und Kriegsleute aus den Niederlanden mitzubringen, und ſo kam er denn, nach langſamer, durch Ueberſchwemmung verhinderter Reiſe, über Frankfurt zu Anfang des Märzmonats 1595 nach Prag, auf das Ehrenvollſte vom Kaiſer empfangen, zum Reichsfürſten erhoben und eigenhändig vom Erzherzoge Matthias mit einer ſchweren goldenen Kette geſchmückt.

Langſam folgten die von ihm am Niederrheine geworbenen auserleſenen Truppen, die insgemein mit dem Ehrennamen Wallonen bezeichnet, obgleich nur ein Theil in den welſch redenden Landſchaften heimiſch war, damals ihren früher kaum gehörten, ſpäter ſo gefürchteten Namen zuerſt in Deutſchland und Ungarn verbreiteten.

An der Spitze von 2000 Reitern befand ſich Adolph von Schwarzenberg, als deſſen Oberſtlieutenant, Hermann von Roßwurm, die lang entfremdete Heimath wieder ſah. Auch 2000 Wallonen zu Fuß, unter ſpäter namhaften Führern, folgten dem Rufe Mansfelds, ſo wie ein Stab von bewährten Männern, willig, die in den Niederlanden erlernten Künſte gegen

die Türken anzuwenden. Gegen Ende April 1595 ging der ſtattliche Zug aus Böhmen nach Wien, wo die hohen Würden des Heeres bekannt gemacht wurden. Matthias, der älteſte Herzog, ſollte dem Namen nach in Unter-Ungarn commandiren, der That nach aber der Fürſt von Mansfeld; ſo wie in Ober-Ungarn dem Erzherzog Maximilian Teuffenbach zur Seite ſtand.

Ein mächtiges Heer floß um Wien zuſammen, 13,000 Mann zu Roß und 51,000 zu Fuß, geführt von den edelſten deutſchen, ungariſchen, böhmiſchen und italieniſchen Herren; die Italiener unter Don Francesco Aldobrandini, Giovanni de Medici, Vincenz von Gonzaga und dem Herzog von Mantua; die Ungarn unter Nicolaus Palfy und Franz Nadasdy; unter namhaften Führern das Aufgebot der öſterreichiſchen Erblande; ſo auch eine gute Zahl aus den fränkiſchen, ſchwäbiſchen, baieriſchen und ſächſiſchen Kreiſen.

Ungeſäumt trat Mansfeld, dann auch ſein Bruder, der leichtſinnige, dem Spiele und böſen Händeln ergebene Baſtard, mit „einem Pferde und einem ritterlichen Kleide“ ſich anſchloß, mit Alles beugender Energie ſein hohes Amt an, zu welchem er, eine aus ſo viele Nationalitäten vermittelte Perſönlichkeit, — er trug aber die prächtige Tracht der Ungarn — ganz eigends geſchaffen war. Die zuchtloſen Haufen erbebten vor ſeiner Strenge; als beim Auszuge unbezahlte Regimenter durch ihre drei „Ambaſſaten“ wiederholt trotzig Geld forderten, mußten dieſe um ihr Leben würfeln, und der, welcher den beſten Wurf gethan, die Kameraden ohne Verzug aufknüpfen; die Meuterer verſtummten, als der entlaſſene Henker die Kunde in's Lager brachte.

Nach neuer Kriegskunſt, die er den Römern entlehnt hatte, ließ Mansfeld ſogleich bei Wieſelburg ein feſtes Lager abſtecken und mit Wällen und Gräben mehrere Meilen weit umgeben; ſein Beiſpiel, indem er ſelbſt zu Pferde Faſchinen herbeitrug, wirkte ſo mächtig auf das Heer, daß die vornehmſten Herren, wie der Markgraf Burgau, aus erzherzoglichen Blute, den Spaten rüſtig handhabten und ſelbſt 600 Weiber des Lagers, unter ihnen manche Edeldame, emſig arbeiteten. Freilich hatte der Feldherr eine, die ſich weigerte, mit gebundenen Händen bis zur Hälfte eingraben, und einen ungariſchen Reiter, der ſolcher Bauernarbeit ſich ſchämend, das Reisbündel fortgeworfen, auf der Stelle an den nächſten Baum hängen laſſen. So entſtand in wenigen Tagen ein einer feſten Stadt ähnliches Lager, für

80,000 Mann, in welchem Mansfeld die Ankunft der Hilfstruppen erwartete; in demſelben, ſo wie ringsum, waltete ſo geſetzliche Ordnung, daß die gemähten Garben unberührt auf dem Felde ſtanden und die Landleute und Krämer furchtlos ihre Waaren und Lebensmittel auf dem Lagermarkte gegen baar Geld ausboten. Um den Muth der neuen Kriegsleute zu erproben, ließ Mansfeld von verkleideten Türken Scheinangriffe auf Feldwachen und Schanzen machen, und ſchlug diejenigen in Eiſen, welche ſich zaghaft bewieſen.

So bereitete er, als das Heer zuſammengekommen, und er, zu Anfang Juni, in auf gleiche Weiſe befeſtigten Lagern weiter bis Komorn gerückt, über die Donau geſetzt war, in geheimnißvoller Stille ſeinen Anſchlag auf die Hauptveſte Gran vor, zu deren Erſtürmung er viele Hunderttauſend Reisbündel an dem Ufer der Donau zuſammengebracht hatte, und erſchien plötzlich, während die wachſamen Türken, durch Hin- und Hermärſche ſicher gemacht, für Raab ſorgten, mit allem nöthigen Belagerungsgeräth am 1. Juli vor Gran. Schon einen Monat ſtand das kaiſerliche Heer vor der ſtarken Veſte, und Mansfeld hatte alle Belagerungskünſte, Beſchießung, Stürme, auch die Petarde, eine den Türken noch unbekannte Erfindung des niederländiſchen Krieges, verſucht; ſeine Wallonen, die unterdeß herbeigekommen, nachdem ſie im Innern Deutſchlands auf dem Durchzuge gleich einem Feinde wegen ihrer Mord- und Plünderungsſucht gefürchtet waren (bewaffnete Bürger begleiteten ſie in gewiſſer Entfernung von Stadt zu Stadt, dann ſchiffte man ſie auf der Donau ein, und dennoch enthielten ſie ſich ſelbſt in der Nähe des kaiſerlichen Wiens nicht der ärgſten Gewaltthaten), hatten unter Schwarzenberg, Obernpruck und Roßwurm ſich bereits den Türken furchtbar gemacht, als Sinan Paſcha, mit der heiligen Fahne aus der Wallachei umgewandt, mit 20,000 Osmanen zum Entſatz der belagerten Veſte erſchien.

Ungeachtet der erſchöpfendſten Anſtrengungen Mansfeld's, der überall durch Beiſpiel, Rede und That die Seinen ermunterte, waren erſt wenige Außenwerke gefallen, dagegen auch das chriſtliche Lager durch ſiebenzehn aufgeworfene Schanzen vertheidigt, die der Fürſt allnächtlich ſelbſt beſuchte.

Am 4. Auguſt 1595 ſaß Mansfeld bei Tafel in ſeinem Zelte, als ihm das Andringen der Türken gemeldet wurde; augenblicklich ſprang er auf mit den Worten: „Wenn nicht hier, werde ich in dem Lager der Feinde ſpeiſen", ließ einen ungariſchen Reiter, welcher mit dem Rufe: „Chriſten

alle todt!“ durch's Lager jagte, mit Stiefel und Sporn an den nächſten Baum hängen und ſtellte unter frommer und ermuthigender Anrede die Seinen in Schlachtordnung. An Adolph von Schwarzenberg, welcher mit ſeinen auserleſenen Reitern ſeitwärts vom andringenden Türkenheere zwiſchen dem Strazſaberg und dem Georgenfelde lag, ſchickte er den wohlberedten Nikolaus Gatelmann, welcher als Geſchichtsſchreiber dem Feldzuge beiwohnte, jenen zum ungeſäumten Angriffe mahnend.

So wurden die Türken von zwei Seiten furchtbar bedrängt und unter dem Verluſt von 4000 Mann und angeſehenen Paſchas in wilde Flucht geworfen. Die aufgelöſ'ten Schaaren, ſo viel ihrer entrannen, flohen mit der großen Kanone von Waradin, dem Andenken der Siege Soliman's, auf der Straße von Ofen, und ließen ihr Lager, reich an orientaliſcher Herrlichkeit, im Stich, welches Roßwurm, Schwarzenberg's Oberſtlieutenant, über das Gebirge marſchirend, am Abend einnahm. Mansfeld behielt nur die erbeuteten Feldzeichen und die Kanonen für ſich, und nahm auf Bitten des Heeres des Beglerbeg Prachtzelt als Ehrengeſchenk.

Aber Trauer und der härteſte Verluſt für die Chriſten reihte ſich an dieſen Sieg, mit deſſen Kunde Mansfeld ſeinen Neffen nach Prag abgeſchickt hatte. Erhitzt von der Arbeit der Schlacht — er hatte dreimal die Pferde gewechſelt — heiſer durch unaufhörliches Commandiren, Zurufen und Anordnen erſchöpft, dachte der Feldherr ſich an Trauben und Melonen zu erquicken, trank dazu jählings und viel, und ward gleich darauf von einem heftigen Fieber und der Ruhr ergriffen. Nichts deſtoweniger ſetzte er die Belagerung der täglich mit 1500 Kanonenſchüſſen geängſtigten Stadt fort, mußte ſich aber auf Rath der Aerzte und das Zureden der Oberſten bei zunehmender Schwäche in einer Sänfte nach Komorn tragen laſſen; wenige Stunden vor ſeinem Tode, 14. Auguſt, erfreute ihn, der im ſinnverwirrenden Fieber nur immer nach Gran fragte, die Kunde, daß am 13. die Waſſerſtadt, vorzüglich durch den freudigen Muth der ſchwäbiſchen Knechte, unter dem Markgrafen von Burgau, erſtürmt ſei.

Der einbalſamirte Leichnam des Helden, den der Himmel den Sünden ſeines Vaterlandes nicht länger gönnte, ward nach Luxemburg zum greiſen Vater gebracht, und im dortigen Erbbegräbniß beigeſetzt; ihm folgte bald der Baſtardbruder, deſſen genialen Soldatengeiſt ein wüſtes Leben noch verhüllte.

Matthias, der Erzherzog, als Oberfeldherr auf die Nachricht von der

gefährlichen Krankheit Mansfeld's aus Wien in's Lager geeilt, umritt mit Verwunderung und Lob die Befestigung desselben, und fand zwar ungeheuchelte Klage bei den Bessern über den Verlust des Fürsten, besaß aber selbst nicht die Eigenschaften, die strenge Kriegszucht Mansfeld's zu behaupten, daher in wenigen Tagen der alte Trotz, Meutersinn und die mit Mühe gezähmte Raubsucht wieder erwachten.

Dessenungeachtet genoß die Christenheit noch die Frucht von Mansfeld's Feldherrngeschick. Stadt und Schloß Gran, seit 52 Jahren in der Gewalt der Türken, ergaben sich gegen freien Abzug mit Weib und Kindern, nach langem Capitulationsgezänk mit Niklas Paly am 2. Septbr., die deutschen Soldaten verstümmelten in roher Zerstörungslust die Alterthümer, selbst die Bilder, welche die Ungläubigen in so langem Besitze geschont hatten, und besudelten das saubere Schloß.

Nach Grans Falle folgte, gewonnen von den Italienern, Wissegrad und Waitzen, so wie mehrere Burgen an der kroatischen Grenze; da jedoch die böse Jahreszeit hereinbrach, die Italiener und die Reichsvölker nach Hause begehrten, die Wallonen, mit Mühe durch Schwarzenberg besänftigt, um Sold meuterten, entsagte der Erzherzog dem hochstrebenden Plane auf Ofen, entließ die mit Sorgen bezahlten Regimenter bis auf die Besatzungen und kehrte, im Bewußtsein eines ruhmvollen Feldzuges, mit seinen Obersten im November nach Wien zurück.

Aber die Ereignisse des nächsten Jahres demüthigten wiederum die stolzen Erwartungen der Christen und lehrten, wie viel ein Mann, wie Mansfeld, werth sei.

Nach des alten Sinan Tode entschloß sich der Padischah, selbst zu Felde zu ziehen, vermaß sich, die Stadt des „deutschen Königs" zu belagern, und wählte zu seinem Begleiter den Sultanslehrer Snadeddin, der jetzt gleichen Ruhm im Kriegsrath, wie früher im Divan erwarb. Erst mit dem Herbst erschien das osmanische Heer an der Donau, als bereits die Christen, nicht die schnelleren, obgleich dem Kriegsschauplatz benachbarter, einiger Erfolge sich rühmen konnten. Weil das immer heillosere Zerwürfniß der kirchlichen Parteien Deutschlands den Erzherzog Matthias festhielt, hatte Kaiser Rudolph, nachdem er zeitig für die Ergänzung des Heeres gesorgt und mächtige Beihilfe auf dem Reichstage und den Provinzialtagen in den Erbstaaten erlangt, die Führung desselben seinem jüngeren Bruder Maximilian übertragen, und durfte auch des Zuzugs Sigmunds,

des Fürſten von Siebenbürgen, gewärtig ſein, welcher auf einem Beſuche in Prag das Schutz- und Trutzbündniß eben erneuert. Mit dem Beiſtande der, auch diesmal zum Anſchluß an die Mehrheit der Reichsſtände gezwungenen Proteſtanten war das Heer, das im Juli an Ungarns Grenzen zuſammenfloß, auf 24,000 zu Roß und 47,000 zu Fuß berechnet, und erreichte zu Anfang Auguſt 1596 — Schwarzenberg, Generaloberſt, war ſchon im Juni in's Feld gerückt, und Roßwurm als Oberſt und Regimentsführer, war gleichzeitig mit ſeinen Neugeworbenen aufgewesen — das von den Türken verlaſſene Waitzen. Zwar war Ofen auch diesmal das Hauptziel chriſtlicher Waffen; aber das nähere Hatwan lockte zur Erſtlingsunternehmung und fiel, hart bedrängt und muthig vertheidigt, nicht durch kunſtmäßige Belagerung, ſondern durch einen Angriff aus dem Stegreif.

Als nämlich zwei gemeine Soldaten am 3. September, Reiſig zu ſuchen, ſich bis unter die zertrümmerten Mauern gewagt hatten und eine unbeſetzte Stelle bemerkten, riefen ſie andere Kameraden herbei; die Oberſten Trczka und Roßwurm ſtellten ſich an die Spitze des kühnen Anſchlags, erſtiegen zuerſt die Trümmer und eroberten nach einem vierſtündigen Würgen, in welchem die Wallonen mit den Deutſchen in den ausgeſuchteſten Martern und Grauſamkeiten, nicht gegen die Beſatzung allein, wetteiferten, den wichtigen, mit ſchöner Beute angefüllten Platz. Aber ihre Unmenſchlichkeit wurde bald darauf an ihren Kriegsgefährten gleich ſcheußlich vergolten; beflügelt durch Rachbegier, ſtürzte das ganze osmaniſche Heer am 21. Sept. auf Erlau, als kaum Wilhelm Trczka, Niary Paul und der Graf von Thura zur Uebernahme des Befehls ſich hineingeworfen, während Maximilian, unſchlüſſig, über Waitzen an die Donau zurückging. Am ſiebenten Tage der Beſchießung zogen ſich die Vertheidiger aus der brennenden Stadt in die Burg; da zwang die Meuterei der Wallonen den wackern Böhmen, welcher fußfällig die Seinen zur Standhaftigkeit mahnte, zur Uebergabe; die Befehlshaber wurden als Geißeln im türkiſchen Lager aufbewahrt; die ungetreue Beſatzung dagegen, ungeachtet ihr der Sultan „beim Pferde, das er ritt und beim Säbel, mit dem er umgürtet war", Sicherheit zugeſchworen, bei fünfthalbtauſend Mann, zur Strafe des in Hatwan Begangenen, geſchunden, entmannt oder ſonſt unter ſinnreichen Martern getödtet.

So fiel Erlau, ein ſtattlicher Biſchofsſitz, vom großen Suleiman vergeblich belagert, am 13. October. Auf die von Trczka geſendete Schreckensnachricht war Maximilian, ſo raſch es in ſpäter Jahreszeit und bei dem

ungeheuerem Heergeſchleppe geſchehen konnte, zum Entſatz aufgebrochen, hatte den Schwarzenberg vorausgeſchickt, der Vereinigung mit dem Heere des Fürſten von Siebenbürgen gewärtig; aber ſchon am 15. Oct. brachten des jüngeren Palfy leichte Reiter die Trauerkunde von Erlau in das langſam fortrückende Lager. Maximilian, von Schaam und Verdruß erfüllt, entſchloſſen, entweder Erlau wieder zu erobern oder den Sultan in offenem Felde aufzuſuchen, vereinigte am 18. October um Kaſchau ſich mit Sigmund, mit dem Heere Teuffenbach's und dem ungariſchen Aufgebote unter Palfy, ſo daß das chriſtliche Heer, nach mittlerer Angabe 65,000 Mann zu Fuß und zu Roß mit 95 Kanonen, ausmachte, und kam am 22. October nach Keresztes, wo Roßwurm, jetzt Generalwachtmeiſter, mit leichter Reiterei vorausgeſendet, eine ſichere Lagerſtätte erſpäht und nach moderner Kunſt abgeſteckt hatte. Hier nun, in der Nähe von Erlau, wo die Zagywa, ehe ſie in die Theiß mündet, ſich in Sümpfe verbreitet, ward drei verhängnißvolle Tage hindurch mit unerwartetem, faſt räthſelhaftem Erfolge geſtritten.

Den Schlachtreigen eröffnete am 23. October Roßwurm, welcher den Dſchaafer-Paſcha, den Verſchnittenen, als er, über die Furth des Fluſſes ſetzend, die Chriſtlichen zu überfallen gedachte, in einem heißen Treffen, verſtärkt durch Schwarzenberg mit der öſterreichiſchen Reiterei, durch Palfy und Siebenbürgen, zurückſchlug, ihn jenſeits des Sumpfes verfolgte und ihm 13 Kanonen abnahm. Erſchreckt durch den Verluſt, neigte der junge Sultan ſich zum Rückzuge, und nur der feurigen Beredſamkeit und den Vorwürfen des Chodſcha (Sultanlehrers) gelang es, den Padiſchah bei der heiligen Fahne zurückzuhalten und ihn zum Aufbruch aus Erlau gegen das chriſtliche Lager zu bewegen.

Hier hatte der erſte Sieg die Gemüther ſo freudig geſtimmt, daß der junge Fürſt von Siebenbürgen mit Mühe verhindert wurde, das vorrückende Hauptheer der Osmanen, 150,000 Mann ſtark, nicht jenſeits der Zagywa aufzuſuchen. Ehe noch am 24. October die Chriſten ſich in ihrem zweiten Lager, näher an Keresztes, befeſtigt, wurden ſie durch die Türken, welche daſſelbe zu umgehen dachten, zur zweiten Schlacht genöthigt. Maximilian, die ſorglichſten Anſtalten treffend, ſtellte das ganze Heer in Schlachtordnung; die beiden Feldmarſchälle, Schwarzenberg und der alte Teuffenbach, die Furthen beſetzend, trieben nicht ohne Verluſt die Gegner zurück, hielten aber auf Maximilians Gebot in der Verfolgung inne. Kaum eine Vi

meile entfernt, und durch den ſeichten, jedoch ſumpfigen Fluß getrennt, aus dem beide Heere tränkten, ſtanden in der Nacht vom 25. zum 26. Octbr. beide Lager in ihrer ganzen Ausdehnung einander gegenüber. Für der Chriſten Sicherheit ſorgte der Generalwachtmeiſter durch fleißige Runden; Schwarzenberg verkündete allen Hauptleuten den Plan der auf den folgenden Tag unausbleiblich anberaumten allgemeinen Schlacht.

In der Frühe des 26. Octobers, als die Ausrufer den großen heiligen Kampf ausgerufen, zogen, der Sultan bei der Fahne des Propheten in der Mitte, die Weſſire, die Beglerbege auf die Flügel vertheilt, der Chodſcha mit den Heeresrichtern dem kampfungewohnten Padiſchah zur Seite, die Osmanen gegen die Furth, unter wilder Schlachtmuſik, damit ſie die Feinde nicht zu überraſchen ſchienen, unter fanatiſcher Ermunterung der Befehlshaber. —

Der Erzherzog, den Himmel um Sieg anflehend und erhebende Worte an die Seinen richtend, vertraute das Lager zahlreichen Hütern, folgte im Mittelpunkte der Aufſtellung, während Schwarzenberg und Palfy die erſte Linie bildeten und Teuffenbach den Nachtrab befehligte. Als ein großer Theil der Türken dieſſeit des Sumpfes ſich befand, brach — es war ſchon Nachmittag — Schwarzenberg mit Ungarn und Deutſchen auf ſie ein und trieb, ohne Verluſt ſeinerſeits, die Herübergekommenen, ihnen ihr ſämmtliches Geſchütz abnehmend, in die Flucht, ſo daß rathloſe Verwirrung die jenſeit Vordringenden ergriff und der Sultan ſelbſt ſich in den Rücken ſeines Heeres begab, in das Zelt der Mute ferrica.

Ein glänzender Sieg war gewonnen, hätte Maximilian den Aufforderungen jugendlich erhitzter Oberſten, zumal Sigismunds, widerſtanden, bei ſinkender Sonne die Geſchlagenen nicht jenſeit des Sumpfes zu verfolgen. Ueberſtimmt durch ihre Mahnungen, gab der durch das Schlachtenglück beſonnen gemachte Oberfeldherr nach; die chriſtlichen Haufen ſtürmten ordnungslos, da auch Schwarzenberg's Anſehen an der Beutegier der Deutſchen ſcheiterte, auf das osmaniſche Lager, zerſtreuten ſich, nachdem ſie die Wache bis an den Rand des Walles gejagt, in den weiten Räumen, überließen ſich blinder Habſucht, beraubten die reichen Gezelte des Sultans und der Weſſire, während hier und da noch einzelne Rotten der Türken, Stallleute, Kameeltreiber, Köche, ſich zur Wehre ſetzten. Schon pflanzten die Deutſchen Hellebarden und Spieße vor einzelne Zelte, um ſie ihren Hauptleuten zu bewahren; ſchon war Niary Paul durch einen Sachſen, aus Hall,

ſeiner Ketten entledigt, und ſchon tanzten Ungarn und Deutſche in wilder Siegesfreude um die erbrochenen Schatzkiſten, unter wildem Gemetzel Wehrloſer; Maximilian, zurückgeblieben, eiferte vergeblich gegen die Zuchtloſen, als ſich plötzlich die Scene furchtbar änderte. Der Chodſcha rief mit Sprüchen aus dem Islam dem Padiſchah, welcher im Mantel des Propheten niedergekauert, hinter dem Lager Gebete murmelte, neuen Muth in die Seele; der Weſſir Cicala brach mit den Reitern aus dem Hinterhalt hervor und überfiel im Sturm die Siegesſichern, Beutebeladenen, welche vereinzelt, feſtgehalten in den Zeltgaſſen, über die Zeltſtricke ſtürzend, keinen Widerſtand zu leiſten vermochten. In einer halben Stunde waren 20,000 chriſtliche Reiter zerſprengt, in die Flucht gejagt, und derſelbe paniſche Schrecken, welcher den rechten Flügel der Türken, zumal die Aſiaten, mit dem Großweſſir in die muthloſeſte Flucht geſchlagen hatte, lag jetzt urplötzlich auf dem chriſtlichen Heere. Maximilian, ſich mit gezogenem Degen den Fliehenden entgegenwerfend, ward in der Fluth fortgeriſſen; gleich fruchtlos ſtemmte ſich Fürſt Bernhard von Anhalt mit oberſächſiſchen Reitern, Brandenburgern und Pommern dem Andrange entgegen; mit einbrechender Nacht bedeckten die Fliehenden, ihr Lager aufgebend, weit die Straßen in allen Richtungen, zumal auf Kaſchau. Teuffenbach allein blieb, da die Türken ihrerſeits, bei dem Weichen eines Flügels, ihres Sieges nicht ſicher, an das Verfolgen nicht dachten, im chriſtlichen Lager zur Nacht, und brach in der Frühe unverſehrt mit ſeinem Gepäcke nach Kaſchau auf, wo die Feldherren, entblößt und beſchämt, ohne Heer ſich zuſammenfanden.

Ueber Tokay und Waradin eilte Siegismund in die Heimath; Koſacken, Haiducken und Bauern plünderten das chriſtliche, Tartaren das verlaſſene türkiſche Lager.

So war der Ausgang der Schlacht bei Kereszter, oder Erlau, wie ſie die Türken nennen, und ſie dem Siege Suleiman's bei Mohácz an die Seite ſtellten, ſobald ſie, zur Beſinnung gekommen, die Größe ihres unverhofften Glückes erkannten. Die Zahl der erſchlagenen Chriſten läßt ſich nicht genau ermitteln, ſie ſchwankte zwiſchen 20 und 30,000, unter ihnen treffliche Männer, zwei Herzöge von Holſtein, viele edle Böhmen, Weſtphalen, Baiern, Franken, Schwaben und Sachſen.

Der Kriegsneuling Mohammed, ein ſo zweideutiger Sieger, wie unſer Friedrich bei Mollwitz, zog unter Jubel und religiöſem Gepränge über Belgrad nach Stambul; die aſiatiſchen Flüchtlinge dagegen, mit öffentlichen

Schande gebrandmarkt, wurden die furchtbarſten Rebellen des Reiches. Der Erzherzog, der bitter Getäuſchte, ohne Heer und Geräth, gab jede Unternehmung für den Winter auf und ging am Ende November nach Wien, wo er Schwarzenberg, den Markgrafen von Burgau, den Roßwurm, welchem als Generalwachtmeiſter in der Schlacht keine Gelegenheit, ſich hervorzuthun, geblieben war, ſchon antraf und ſich mit ihm ſogleich nach Prag zum Kaiſer aufmachte. Nikolaus Gabelmann, der beſtellte Geſchichtſchreiber des kaiſerlichen Krieges, konnte ſeinem gelehrten Herrn, welcher während des ſchon 5 Jahre dauernden Kampfes mit keinem Schritt ſeine Laboratorien, Sternwarten, Bildergallerieen, Marſtälle auf dem Hradſchin verlaſſen hatte, den erwünſchten Siegesbericht nicht abſtatten; von ſeiner Wißbegierde zu tief in ſo gefährliche Studien hineingetrieben, ward er ſeit der Schlacht von Keresztes vermißt und ſtarb in ſeinem Berufe als Hiſtoriograph.

Schwere Sorge umlagerte das Erzhaus nach dem Mißgeſchick des Feldzuges von 1596, in welchem nur Englands Königin folgerecht einen Gewinn der proteſtantiſchen Partei erkannte. Kaiſerliche Schreiben voll Jammergeſchrei und kläglicher Bitten, unwürdig des Reichsoberhaupts, gingen von Prag aus, um die, grade damals ſo gefährdeten, lutheriſchen Stände zu neuer Beihilfe zu bewegen. Aber langſam und unzureichend war die Hilfe, welche die ſtumpfen, für die Gefahr der Chriſtenheit gleichgiltigen Deutſchen zuſammenbrachten; zur Schande des männerſtolzen Vaterlandes mehrten ſich daher die Fremdlinge, „die Welſchen“, im deutſchen Kriegsrath und Lager. Selbſt viele abenteuernde Franzoſen, zu Soldaten gebildet in den grauenvollen Bürger- und Religionskriegen, die nach Heinrichs Uebertritt zur rechtgläubigen Kirche ihrem Ende ſich neigten, zogen mit Wallonen und Niederländern als bedenkliche Kampfgenoſſen nach Ungarn. Gleich ſpät langte der Serdar Mohammed Saturdſchi in der ſirmiſchen Ebene an, als Totis durch eine Petarde, — eine den Osmanen noch unbekannte Erfindung — erobert war, und Maximilian, wiederum Oberfeldherr, doch ohne den wackern Teuffenbach, den der Tod hinweggeriſſen, Papa erobert hatte. Den Roßwurm, Oberſten eines Regiments, finden wir überall an den gefährlichſten Poſten, ohne daß ſeine Perſönlichkeit beſtimmter heraustrat; vor Papa ward er beim Sturm am 17. Auguſt durch einen Schuß verwundet. Maximilian gab die Belagerung von Raab — ſeit Jahren ein Hauptziel kaiſerlicher Anſtrengung — auf, als der Serdar, nachdem er Totis weggenommen, Waitzen bedrohte, und zog ſich, nach

Waitzens Falle, furchtſam auf die Inſel Komorn zurück, nach dem Vorbilde Mansfelds und auf den Rath Georgs Bottar, des berühmteſten Strategen und Militairſchriftſtellers, den wir als Gegner Roßwurms bald kennen lernen werden, ſein Lager an den Ecken mit vier Kaſtellen verſehend. Drei Tage hindurch (Mitte November) beſtürmte der Serdar die kaiſerlichen Linien; blutig zurückgeſchlagen, zumal durch die Tapferkeit der Ungarn, der Generale Seifrid, Colonits, Palfy, ſo wie durch Schwarzenberg's deutſche Reiter, und durch eine Meuterei der Janitſcharen geängſtigt, leitete der Serdar trügliche Friedensunterhandlungen ein und vertheilte darauf ſeine europäiſchen Truppen in die Winterquartiere, weshalb auch Maximilian, froh, in dieſem Jahre, als die Welſchen ſeinen Kriegsrath bildeten, wenigſtens das Heer erhalten zu haben, nach Entlaſſung deſſelben auf Wien und Prag zurück ging.

Als noch die deutſchen Stände unter vergeblicher Vermittelung des Erzherzogs Matthias zu Regensburg tagten, gewann der Feldmarſchall Schwarzenberg durch Kühnheit und Kriegsliſt einen Vortheil, welcher den Kleinmuth der kaiſerlichen Hauptleute, den ſie ſeit zwei Jahren aus Ungarn heimgebracht, mächtig beflügelte; wir meinen die in der Militairgeſchichte jenes Jahrhunderts denkwürdige Eroberung der Hauptveſte Raab.

Deutſchland und die geſammte katholiſche Welt jubelte über die kühne That, und Schwarzenberg's, des zum Ritter Geſchlagenen, in den Grafenſtand Erhobenen und reich Beſchenkten, Name war in Aller Munde.

Roßwurm befand ſich weit von der ruhmvollen That, auf Werbung, wie gewöhnlich, an die Grenze von Deutſchland beordert.

Wiederum erſt im Herbſte waren die beiderſeitigen Heere auf dem Kriegsſchauplatze beiſammen; Erzherzog Maximilian befehligte in Siebenbürgen, wo man böſer Sinnesänderung gewärtig ſein mußte und der Serdar ſeit October Waradin belagerte; Matthias machte ſich gleichzeitig an die Umſchließung von Ofen, um durch die wichtigſte Eroberung das ſo glücklich begonnene Jahr zu ſchließen, zumal da die neuen Regimenter unter Roßwurm, Heinrich von Obernpruck, einem mannhaften Wallonen, Graf Karl von Sulz' und anderen tüchtigen Oberſten herübergekommen waren. Aber beide Unternehmungen, erfolglos, wurden, nach gleicher Dauer, an demſelben Tage aufgegeben. Bereits hatte das kaiſerliche Heer die Waſſerſtadt und den Gerhardsberg erobert, und die Standhaftigkeit des Befehlshabers von Ofen erſchüttert, Roßwurm ſeine Tüchtigkeit von Neuem bewährt, als

unaufhörliche Stürme den Erzherzog nöthigten, die Belagerung aufzugeben, und er am 3. November den Rückmarſch nach Gran antrat.

Der Serdar Saturdſchi büßte den vereitelten Feldzug mit dem Kopfe, wogegen den Erzherzog ſein kaiſerliches Blut und die Milde chriſtlicher Sitten ſchützte. Friedensunterhandlungen, welche der neue Großweſſir Ibrahim anknüpfte, lähmten den erſten Schwung des Feldzugs des Jahres 1599, und wieder erſt im ſpäten Herbſte ſtanden beide Lager zwiſchen Gran und Ofen einander gegenüber. Unterdeß ſtreifende Tartaren weit und breit das Land verwüſteten, hielt ſich Schwarzenberg, unbewegt durch die Bitten und Vorwürfe der ungariſchen Magnaten, in ſeinem, nach Mansfeld's Beiſpiel, wohlverſchanzten Lager, entſchloſſen, nichts ohne des Erzherzogs Befehl zu thun; und ſo kehrten, nach einem thatenloſen Feldzuge, die Einen nach Gran, die Andern nach Belgrad zurück.

Aber denkwürdigere Begebenheiten, zur Freude und zum Leid, zu Ehr und zu Schimpf der Chriſtenheit, brachte das Jubeljahr 1600, auf Geheiß Clemens VIII. feierlich begangen; altberühmte Helden erlagen theils natürlichem, theils durch unerhörten Verrath bereitetem Geſchicke, und neue Namen erſchollen, zu kurzem Glanze, auf dem Schauplatze eines ſeit acht Jahren geführten mörderiſchen Krieges. Nikolaus Palfy, der Schrecken der Osmanen, endete, aus dem Kriegsrath von Wien zurückgekehrt, ſein ſturmbewegtes Leben; aber einen bei weitem ſchmerzlicheren Verluſt erlitt das Kaiſerhaus durch den Tod Adolphs von Schwarzenberg, in Folge der Kriegsunluſt und Schlaffheit der Deutſchen, welche den Kaiſer genöthigt hatten, „geworbenen Fremdlingen“ die dem Feinde nahe gelegenen Veſten zu vertrauen. In Papa lagen zur Vertheidigung, unter Michael Marothi, mit einem Häuflein Deutſcher und Ungarn, 1200 Franzoſen und Wallonen, welche, unzufrieden über den Rückſtand des Jahresſoldes, zu meutern begannen und zur Schande des franzöſiſchen Namens, den heillosen Entſchluß faßten, gegen die Zahlung ihrer Forderung die chriſtliche Burg dem Erbfeinde zu überliefern. Mit Freuden ergriff der Großweſſir Ibrahim die gebotene Gelegenheit, ſchickte Geld im Voraus, mit großen Verheißungen, worauf die Franzoſen das Häuflein der ihrem Eide treuen Deutſchen und Ungarn auf der Burg überwältigten, den Commandanten in Feſſeln legten, und jeder Hoffnung auf den Rücktritt zur chriſtlichen Sache entſagend, die kaiſerliche Fahne den Türken überlieferten, dagegen mit einer Feſtigkeit, würdig einer beſſeren Sache, ſich anſchickten, die verrathene Veſte gegen die

kaiſerliche Heer zu behaupten. (Juni 1600.) Schwarzenberg, welcher auf die erſte Kunde von dem beiſpielloſen Handel herbeigeeilt war, hatte vergeblich den Verzweifelten ihren vollen Sold geboten, und begann am 7. Juli die Umlagerung der Veſte, welche die noch übrigen Franzoſen mit allen Künſten langer Kriegserfahrung vertheidigten. Als ſie am 16. Juli in der Morgenfrühe einen Ausfall auf die kaiſerlichen Batterieen wagten, um ſich, vom Hunger getrieben, zu den Türken durchzuſchlagen, eilte Schwarzenberg ohne Helm und Kuiraß in's Getümmel zu den Seinen und ward, indem er ſie mit feurigen Worten ermunterte, vor den gebrandmarkten Gegnern nicht zu weichen, mit einer Kugel durch den Kopf geſchoſſen, daß er leblos vom Pferde ſank. Sogleich übernahm Nadasdy den Oberbefehl und trieb die Empörer in die Stadt zurück; ihn löſ'te, auf Geheiß des Erzherzogs Matthias, Melchior von Redern, Maximilian's Diener in Leid und Freud, in Ruhm und Schimpf ſeit den Tagen von Pitſchen, der eben durch die Vertheidigung von Warasdin hohe Ehren gewonnen, ab; doch ſchon wenige Tage nach der kunſtgerechten Belagerung der Franzoſen, welche, entmenſcht, ſich anſchickten, die chriſtlichen Gefangenen, zumal den Oberſten Marochi, zu freſſen, ergriff den Schleſier eine gefährliche Krankheit, daß er das Feldlager verließ und bald darauf zu Deutſch-Brod ſtarb. Nadasdy, jetzt dem älteſten Oberbefehlshaber, war der traurige Ruhm beſchieden, Papa den Händen der Abtrünnigen zu entreißen, um ſie ſo grauenvoll zu beſtrafen, als ihr Verbrechen beiſpiellos erſchien.

Um dem Hungertode zu entrinnen, brachen die Renegaten am 10. Auguſt am frühen Morgen aus, wurden aber von Nadasdy's Huſaren und Thurn's Reitern in einzelnen Truppen vertheilt, theils niedergehauen, theils gefangen, ſo daß nur 600 erſchöpft nach Stuhlweißenburg entflohen. Zwanzig Jahre hindurch diente der Reſt den Türken mit der waghalſigſten Tapferkeit, zugleich mit einer Art von kannibaliſcher Wuth gegen die Chriſten, um die Grauſamkeit zu rächen, mit welcher — das menſchliche Gefühl erbebt davor, — ihre gefangenen Genoſſen von Deutſchen und Ungarn einem bis zur Pein des letzten Hauches verſparten Tode hingegeben wurden.

So hatte jener mörderiſche Krieg in wenigen Monaten dem Kaiſer ſeine bewährteſten Feldherren geraubt: Palfy, Schwarzenberg, Redern, nachdem Mansfeld und Teuffenbach einige Jahre früher ihm erlegen.

Wohl keiner im Heere beklagte aufrichtiger den Feldmarſchall Schwarzenberg, deſſen Leiche man in Wien prunkhaft beſtattete, und welcher ſeinem

einzigen Sohne Adam, erzeugt in der Ehe mit Margarethe Wolfin von Metternich in Gratz, geboren 26. Auguſt 1587, die reichsgräfliche Würde, nebſt einem vermehrten redenden Wappen, „einem Raben, welcher einem Türkenkopfe die Augen aushackt", hinterließ, als Roßwurm, der in ihm den älteſten Freund und den deutſchen Kriegslehrer verlor. Schwerer wurde die Lage des als Proteſtant geborenen Kriegsmannes, da immer zahlreicher die Welſchen kaiſerlichen Dienſt nahmen, und ſie, den Deutſchen an Anſehen überlegen, eine nationale Abneigung nicht verbargen.

Schon 1598 war Georg Baſta nach Ungarn gekommen, von Geſchlecht ein Epirote, aber bei Tarent geboren, welcher ſich unter Parma im niederländiſchen Kriege, dann in den Kämpfen der Liga ausgezeichnet und als militairiſcher Schriftſteller durch ſeinen „Maëstro di campo generale" und ſein „Governo della cavalleria leggiera" einen berühmten Namen erworben hatte. Bereits in Siebenbürgen, als Unterfeldherr Maximilians, von dem abtrünnigen Woiwoden Michael gefürchtet, that er ſich bald noch mehr hervor, und eben ſo verſteckt und racheſüchtig, als tapfer und erfahren, ſtrebte er zu den höchſten Ehrenſtellen, gleichviel durch welche Mittel, auf.

Weil der Italiener, bei der gefährlichen Lage Oberungarns, dem Aufſtande in der Moldau und Wallachei, der zweideutigen Geſinnung Sigmund Báthori's, Fürſten von Siebenbürgen, nicht abgerufen werden konnte, um den Oberbefehl in Niederungarn zu übernehmen, war Kaiſer Rudolph, rathlos in Prag ſitzend und der Fähigkeit der deutſchen Generale mißtrauend, genöthigt, wiederum im Auslande einen Feldherrn zu werben, und ſandte deßhalb einladende Botſchaft an Philipp Emanuel, Herzog von Mercoeur, von der jüngeren Linie des lothringiſchen Hauſes. Aus Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche und aus Rachegefühl um den gemordeten Vetter von Guiſe, hatte Mercoeur, das letzte Haupt der Ligue, am ſtandhafteſten den Navarrer bekämpft und in der Behauptung der Bretagne alle Verſöhnungsanträge des Königs abgewieſen, bis er, als ſeine Partei von Tage zu Tage ſchwächer wurde, im März 1598 ſich unterwarf und mit Niederlegung ſeines Gouvernements in der Bretagne nach Lothringen ging. Ausdauer und bewährtes Feldherrntalent empfahlen ihn dem Kaiſer, welcher um ſo eher hoffen durfte, ihn für ſeinen Dienſt zu gewinnen, als Heinrich IV. den letzten Anführer der Ligue außerhalb ſeines Landes beſchäftigt wünſchte und den muthigen Mann ſelbſt nach kriegeriſcher Thätigkeit verlangte.

Weil wir den Roßwurm wieder einige Zeit lang auf dem Kampfplatz

in Ungarn vermiſſen, er bald in einer höchſt betrauten Stellung um Mercoeur hervortritt, iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Rudolph des mit den katholiſchen Heerführern Frankreichs perſönlich bekannten Mannes bediente, um den Uebertritt des Lothringers zu vermitteln.

Freudig nahm der Herzog das ihm gebotene Ehrenamt an und rüſtete ſich, mit einem Gefolge alter Kriegsgenoſſen und neugeworbenen Regimentern nach Ungarn zu ziehen. Wie ſich chriſtlicher Seits die Heerfahrt verzögerte, ſo gelangte auch Ibrahim erſt ſpät an die Donau, beſchloß, Kaniſcha, die Vormauer der krainer, kärnthner und ſteyermärker Lande, dem Halbmonde zu gewinnen, und ſtand mit den franzöſiſchen Renegaten am Ende Auguſt 1601 vor jener im Sumpfe belegenen und vom Oberſten Georg Paradeiſer mühſelig und angſtvoll vertheidigten Veſte. Bereits hatte Ibrahim mit großem Aufwande von Kriegsmitteln die Belagerung begonnen, als am 10. October der Herzog von Mercoeur mit einem mäßigen Heere von 25,000 Mann zum Entſatz an der Mur erſchien. Erzherzog Matthias hatte ihn im Mai als ſeinen General-Lieutenant bekannt gemacht und die neuen Oberſten, welche ihn begleiteten, unter denen wir zuerſt den Johann von Tilly an der Spitze von 800 in Lothringen und den Niederlanden geworbenen ſchweren Reitern finden, begrüßt; viel edle deutſche Herren, unter denen wir den Roßwurm vermiſſen, zogen mit ihrem neuen Volke allmählig heran. Muthvoll und Gottvertrauend wies der Lothringer die Abmahnungen des Weſſirs, mit einem ſo geringen Heere den Entſatz der Veſte zu wagen, ab, vereinigte ſich mit dem Aufgebot von Niederungarn unter Nadasdy und mit dem Ban von Illyrien, und hielt ſiegreich in mehreren Gefechten, in denen ſich beſonders Tilly, Colonits und Herberſtein ruhmvoll auszeichneten, gegen die überlegene Macht der Türken aus. Aber empfindlicher Mangel an Lebensmitteln zwang ihn ſchon am 14. October auf den Rückzug zu denken, den er, verfolgt von dem ganzen Heere der Feinde, ungeſäumt antrat, wie durch ein Wunder, unter Sturm und Donnerwetter, fortſetzte und ohne Verluſt an Geſchütz, für deſſen Fortſchaffung der Feldzugmeiſter, Graf von Sulz, unermüdlich ſorgte, Raab erreichte. Noch nicht acht Tage nach ſeinem Abzuge wehrte ſich Paradeiſer mannhaft, dann nöthigte ihn am 22. October die Beſatzung, die Veſte gegen freien Abzug mit Hab und Gut zu übergeben, was auch ſo pünktlich türkiſcher Seits beobachtet wurde, daß ſie ſelbſt Hühnerſteige und anderes Geräth auf Kameelen nachführten. Der unglückliche Befehlshaber mußte den Verluſt

Karlſcha's, welches die Erblande des Hauſes Oeſterreich jetzt ſo nahe bedrohte, büßen; er verlor mit lang behaupteter Ehre durch ein Kriegsgericht das Leben zu Wien, wohin Mercoeur, als die geworbenen Regimenter aufgelöſ't oder in Winterbeſatzungen vertheilt waren, rathlos und niedergeſchlagen zurückkehrte, während Georg Baſta durch glückliche Thaten in Oberungarn und die willkürliche Ermordung des Woiwoden Michael an Feldherrnanſehen ſtieg.

Da nach dem Falle Kaniſcha's die Erbländer des Erzherzogs Ferdinand, der bereits durch fanatiſche Verfolgung ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen ſich als Hauptſtütze der katholiſchen Welt angekündigt hatte, zunächſt der Türkengefahr offen lagen, rüſteten zumal die italieniſchen Fürſten und der Papſt, dem gleichfalls der Krieg näher rückte, ſich zur Beihilfe, welche, zuerſt 10,000 Mann zu Fuß, unter bekannten Feldherren, Aldobrandini, Clemens VIII. Schweſterſohn, dem Herzoge von Mantua, dem Giovanni de Medici, zeitig von Ancona nach Dalmatien überſetzten, da man die Wiedereroberung Kaniſcha's und den Gewinn von Stuhlweißenburg als Hauptunternehmungen für das Jahr 1601 beſchloſſen hatte, da die Hoffnung auf Frieden oder Waffenſtillſtand, wie Ibrahim, mit Erhebung der Großmuth der Osmanen, „denen ſchon im vorigen Jahre der Weg auf Wien und Prag freigeſtanden", rühmte, ſich als trüglich erwies.

Aber aller dringenden Gründe zur Eile ungeachtet, und obgleich der Tod Ibrahims des Renegaten und die Wahl ſeines Nachfolgers, Haſſan des „Oebſtlers", den Aufbruch des türkiſchen Heeres verzögerten, zogen die Chriſten erſt im Herbſt zu Felde, in ein dreifaches Heer getheilt, von denen das eine unter Erzherzog Ferdinand mit den Italienern, dem Ban von Illyrien und einigen ungariſchen Geſpannſchaften gegen Kaniſcha, das zweite unter dem Herzoge von Mercoeur gegen Stuhlweißenburg, das dritte unter Georg Baſta gegen Siebenbürgen beſtimmt war.

Ferdinand, jetzt 23 Jahre alt, entſchloſſen, ſich die erſten Sporen durch mannhafte Thaten zu verdienen, legte vor ſeinem Auszuge aus Gratz ſein Teſtament nieder, in welchem er, falls er den Heldentod fände, ſeinem Bruder Maximilian die Fortſetzung der Reformation in den bereits verödeten Landen empfahl und ſeiner Väter, der Jeſuiten, beſonders rühmlich gedachte, vereinigte ſodann ſein ſtattlich geputztes Heer, gegen 28,000 Mann ſtark, am Zuſammenfluß der Mur und Drau, mit Geringſchätzung

ſeiner deutſchen, der türkiſchen Kriegsart kundigen Generale, zumal des Freiherrn von Herberſtein, alle hohen Stellen ausſchließlich den Welſchen vertrauend, die zur Bedingung gemacht, daß kein Proteſtant in dem „heiligen Kriege“ irgend einen Dienſt erhielte. Die Parteilichkeit des Erzherzogs, welche die Inländer beleidigen mußte, weiſſagte keinen guten Erfolg; ſchon im Anzuge war der wackere Herberſtein durch den Neid der Italiener verhindert worden, ein Geleite von Lebensmitteln, welche für Kaniſcha beſtimmt waren, wegzunehmen.

So kam man unter uneinigen Rathſchlägen und verdroſſener Ausführung am 10. September vor die in tiefen Sümpfen gelegene Veſte. — Drinnen befehligte Haſſan der „Opiumeſſer“, ein eben ſo ſtandhafter als verſchlagener Türke, welcher durch tauſend zum Theil luſtige Kunſtgriffe, die er durch ſeine Helfer, den „ſchwarzen Omer“ und Aehnliche ausführte, die übelberathenen Chriſten äffte und irrte, und durch fanatiſche Verheißungen das Vertrauen der Moslemim aufrecht erhielt.

So ſchritt die Belagerung in vielen Wochen wegen der unzugänglichen Sümpfe faſt keinen Fuß breit vor; verſuchte Stürme, in denen Herberſtein wie ein gemeiner Soldat mitfocht, waren vergeblich, und Krankheiten verminderten bei dem Ungeſtüm der herbſtlichen Witterung von Tag zu Tag zumal die Zahl der weichlichen Italiener. Als Ferdinand gegen das Ende Octobers keinen Segen ſeiner geweihten Waffen verſpürte, die Türken aller Anſchläge ſpotteten, die hochmüthigen Italiener bereits die Stimme der deutſchen Oberſten im Kriegsrath geſtatteten, ſah der fromme Erzherzog ſich genöthigt, durch Botſchafter bei ſeinem Oheim um Hilfe anzuhalten, und ein geborner Proteſtant oder zweideutiger Katholik war es, deſſen Tüchtigkeit Verluſt und Schimpf des Abzuges einigermaßen minderte. —

Mit ungleich größerer Ehre und mit Erfolg hatte unterdeſſen das zweite Heer gekämpft. Um die Türken von der Unternehmung gegen Stuhlweißenburg, die uralte Krön- und Grabſtätte der ungariſchen Könige, abzulenken, hatte der Herzog von Mercoeur, zwiſchen Komorn und Gran gelagert, den Roßwurm, welcher plötzlich, gewiß zum Neide der ausländiſchen Oberſten, zum Feldmarſchall aufgeſtiegen war, mit einer Heeresabtheilung auf Gran geſchickt, und dem Feinde für Ofen Beſorgniß erregt; dann war am 10. September die ganze Macht um Stuhlweißenburg vereinigt worden, während der Großweſſir, ungewiß, welcher Veſte er zur

Hilfe ziehen ſolle, von Semlin her ſich näherte. Weil der Stadt ohne Bezwingung der befeſtigten, hinter Sümpfen belegenen Vorſtädte nicht beizukommen, Mercoeur dagegen durch Ungarn erfahren, daß ein Zugang durch ſeichtere Stellen des Moraſtes auf die Vorſtadt von Szigeth möglich ſei, trug er ſeinem Feldmarſchall das gefährliche Unternehmen auf. — Roßwurm, durch zuverläſſige Kundſchafter von der Ausführbarkeit des Planes unterrichtet, wählte am Abend des 16. September 1601 die abgehärtetſten Soldaten aus den Deutſchen und Wallonen, und machte ſich muthig an das Wageſtück, Alle, auch der Feldherr, mit Reiſigbündeln verſehen. —

Nach unſäglicher neunſtündiger Arbeit, während welcher Roßwurm durch ſein Beiſpiel die Untergebenen zur Ausdauer aufforderte und ſelbſt bis zur Bruſt im Waſſer watete, erreichte er die mit geringer Beſatzung verſehene Vorſtadt; obgleich noch ein Theil der Mannſchaft, bei der Enge der Furt, zurückgeblieben, ſchritt er, um nicht durch das Tageslicht in ſeiner wagehalſigen Vereinzelung entdeckt zu werden, zum Angriff, und jagte, unter Anrufung des Namens Chriſti und erhobenem Geſchrei, die erſchrockenen Türken in die Thore der eigentlichen Stadt. Indem auf das verabredete Zeichen der Herzog von Mercoeur die anderen Vorſtädte, die Raizenſtadt und Gemößſtadt, ungeſäumt angriff und die Vertheidiger in gleicher Verwirrung mit Hinterlaſſung ihrer Kanonen flüchteten, konnte er am 17. November die Batterieen gegen die innere Stadt richten; nach dreitägiger Beſchießung ward der Sturm auf die zertrümmerten Mauern gewagt und Stuhlweißenburg, achtundfünfzig Jahre nach Suleimans Eroberung, unter wildem Gemetzel — da die verzweifelten Türken ſich in die feſten Gebäude warfen — mit vielen Reichthümern in die Gewalt der Chriſten zurückgebracht.

Der alte Königspalaſt, ſo wie die Kirche unſerer lieben Frauen, die Grabkirche der ungariſchen Könige, ſprengten die Türken ſelbſt in die Luft; der reichſten Beute jedoch bemächtigten ſich, den Deutſchen zuvorkommend, die Wallonen, welche ſelbſt die Königsgräber nicht verſchonten, die Leichen der arpadiſchen Herrſcher aus ihren Särgen zerrten. Kaum hatte der Herzog von Mercoeur die Veſte wieder in Stand geſetzt, mit Beſatzung verſehen, als der Großweſſir, vergeblich zum Entſatz herbeigeeilt, mit einem 30,000 Mann ſtarken Heere erſchien, am 20. Oct. unſern Stuhlweißenburg den Chriſten gegenüber ſich lagerte, ſie zur offenen Schlacht heraus-

fordernd. Da galt es denn unter den Augen des Erzherzogs Matthias, der von Wien, um den ruhmvollen Erfolg zu theilen, herbeigekommen, das Errungene tapfer zu vertheidigen. In den erſten Tagen des Angriffs der Türken auf das Lager war es wieder Roßwurm, welcher mit dem Grafen Heinrich Matthias von Thurn die trotzig heranſtürmenden Osmanen aufhielt, und mit der Beſchützung der Schanzen betraut, für Wachſamkeit und Tapferkeit gleichen Ruhm erlangte.

Der härteſte Stand war am 15. October, als das chriſtliche Lager, näher auf Stuhlweißenburg, in einem Paß zwiſchen zwei hohen Bergen durch das überlegene Heer der Feinde zugleich an der Zufuhr verhindert und mit fanatiſcher Wuth angegriffen wurde. Roßwurm und der Graf von Sulz drangen in den Herzog, eine Feldſchlacht zu wagen, der jedoch erſt, als der Erzherzog ſeine Zuſtimmung gegeben und geharniſcht erſchien, dem ſtürmiſchen Eifer folgte. An der Spitze des geſammten deutſchen Fußvolkes zog Roßwurm den fünfmal ſtärkeren Osmanen entgegen, während der Herzog mit der Reiterei nachrückte. Schon flohen einzelne Schaaren der Ungarn, als der Kapuziner Lorenz von Brindiſi, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, und der Herzog durch Wort und Beiſpiel die Weichenden wieder in's Getümmel trieb und nach dem blutigſten, auf allen Punkten entwickelten Gefechte, nachdem der Statthalter von Ofen und Mohamed Kiaza gefallen, die Türken in aufgelöſ'te Flucht ſchlug. Die Beſiegten ſelbſt geſtanden, daß die Deutſchen in keiner früheren Schlacht tapferer geſtritten hätten; der Weſſir, als er einige Tage darauf aufbrach, ließ durch kecke Reiter den deutſchen Vorpoſten zurufen:

„Diesmal zögen ſie ab, würden aber mit dem erſten Frühlinge zurückkehren, um entweder Stuhlweißenburg wieder zu gewinnen, oder den Kampf um Ofen mit den Deutſchen zu wagen.“

Mit Siegerfreude kehrte ſodann der Erzherzog nach Wien heim, feierte zu St. Stephan ein freudiges Te Deum und ſchmauſ'te ſtattlich mit dem Lothringer auf dem Gaſtmahle der Bürgerſchaft, die vor einigen Jahren, aus Furcht vor einer türkiſchen Belagerung, ihre Vorſtädte abgetragen hatte; für den Roßwurm aber gab es noch böſe Tage, die ihn das Behagen nach einem ſo ehrenvollen Feldzuge nicht unverkümmert genießen ließen. Denn auf das Hilfsgeſchrei des Erzherzogs Ferdinand, der in verzweifelter Lage um Kaniſcha aushielt, ward ſogleich nach dem Abzuge des Großweſſirs der Feldmarſchall mit dem ſchon ermatteten Volke, 6000 Mann zu

Fuß und 2000 Reitern, abgeſchickt, um das Heer der prahleriſchen Italiener zu retten. Sein Generallieutenant war ein Deutſcher, Graf Philipp von Solms, der ein Arquebuſir-Reiterregiment befehligte; und der wackere Johann Ernſt, Fürſt von Anhalt, und Heinrich Matthias von Thurn hatten dem Zuge ſich angeſchloſſen.

Auf böſen winterlichen Wegen — am Plattenſee und zu Veszprim mußte man das Gepäck zurücklaſſen — langte der Unermüdete am 12. November glücklich vor Kaniſcha an, deſſen Vertheidiger Haſſan durch die aufgeſteckten Köpfe der bei Stuhlweißenburg gefallenen Paſcha's keineswegs ſich ſchrecken ließ. Erfreut empfingen die Heerführer den bewährten Helfer, welcher ſein Lager unter freiem Himmel abgeſondert aufſchlug, aber bei der erſten Beſichtigung der Umſchanzungslinie erkannte, wie Weniges und wie Ungeſchicktes in ſo vielen Wochen von den Italienern zur Bezwingung der Veſte geleiſtet ſei. Nichtsdeſtoweniger zeigte Roßwurm den Muth, die Belagerung nachdrücklich fortzuſetzen. In dem erſten gehaltenen Kriegsrathe mußten die Fremden, unter den Vorwürfen des unerfahrenen Erzherzogs, voll Beſchämung ihre geringen und erfolgloſen Anſtrengungen geſtehen; Roßwurm, um ſeine Meinung befragt, erklärte ſich in einer wohlgeſetzten Rede, welche der Livius der Ungarn, Nicolaus Iſthuanfius, bei ſeiner Wahrhaftigkeit nur einem gebildeten und für beredſam anerkannten Manne in den Mund legen konnte, bereit, das Aeußerſte zu wagen; tadelte freimüthig die ſaumſeligen Anſtalten der Welſchen, denen jetzt der Grimm des Winters über den Hals gekommen ſei, und gelobte, wenn man mit Verwerfung alles bisher Angefangenen nach ſeiner vorgeſchlagenen Weiſe die Belagerung fortſetzen wolle, ſein und der Seinen Leib und Leben daran zu ſetzen, um der von ihm gehegten Erwartung zu entſprechen. Aber die Italiener hatten keine Luſt, länger die Beſchwerden einer Winterbelagerung, die keinen Erfolg verhieß, zu tragen; wie am 15. November die uneinige Feldherrnverſammlung, in welcher der Erzherzog ſein Feldherrntalent ſchmählich aufgab, auseinanderging, brach ein ſo furchtbares Unwetter mit Kälte, Sturm, Schnee und Regen ein, daß mehr als 1000 Reiter und vom Troß des Feldmarſchalls, welcher auf der Eile des Zugs Zelte und ſonſtige Lagerbequemlichkeiten zurückgelaſſen, elendiglich umkamen.

Zeuge des grauenvollen Elendes ſo vieler Tauſende, beſchloß man darauf einſtimmig den Abzug; weil aber die ſchelmiſchen Italiener Zug-

ſeile, Ketten und Stricke verſchleppt hatten, konnte das Geſchütz nicht fortgebracht werden, obgleich Herberſtein und Roßwurm ihre eigenen Pferde herzugeben bereit waren. So blieben denn, zur Schande des Chriſtennamens, mit den Gezelten und allem koſtbarem Lagergeräth, den Kutſchen, dem Silbergeſchirre, ja ſelbſt dem Throne des hoffärtigen Erzherzogs, von rothem Sammet, auch 47 metallene mit prunkenden Wappen verzierte Kanonen in den Laufgräben zurück; während der Omer Aga ausfiel, ſaß Haſſan über dem Throne von Szigeth, Beutel mit Gold und Silber in den Händen, um die eingebrachten Köpfe zu bezahlen.

Lächerlich verlangten und erhielten die Italiener, als eine vermeintliche Ehre, die minder gefährliche Vorhut, welche ſie raſcher vom Schauplatze des Verderbens entfernte; mit vollem Rechte dagegen betrachtete Roßwurm es als ruhmvolle Auszeichnung, daß ihm die Nachhut übertragen wurde. Nicht Unähnliches den Schreckniſſen des Kaiſerheeres im Jahre 1813 bot ſich den Blicken dar; Tauſende von Kranken, Ermatteten, Erfrierenden wurden an den Straßen dem unbarmherzigen Feinde überlaſſen, welcher die Gräben um Kaniſcha mit Chriſtenköpfen füllte; Brücken und die Eisdecken der Sümpfe brachen, jedes Gefühl der Menſchlichkeit war in der Bruſt der Ueberlebenden erſtarrt, zumal der Deutſchen.

So ſchleppte ſich der ordnungsloſe, ſtündlich verminderte Haufe unter wachſenden Schneewegen bis Pettau und Gratz, worauf der Reſt der Italiener über Krain und Fiume die Heimath ſuchte, Roßwurm und Nadasdy, nachdem ſie ihre Leute in die Winterquartiere verlegt, ſich nach Wien begaben.

Schweigend ſaß in ſeiner Burg der Erzherzog zur Tafel und beruhigte ſich in ſeinem gegen alle Anfechtung des Gewiſſens gepanzerten Innern über das von Gott verhängte Mißgeſchick, während ſeine durch die Reformation zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen in ihm die Hand Gottes mahnend erkannten.

Aber der Feldzug im Jahre 1601 hatte noch nicht genug Opfer gekoſtet, auch der ſiegreiche Feldherr durfte nicht ungeſtraft ſcheiden. — Der Herzog von Lothringen Mercoeur, deſſen Feldherrntüchtigkeit und Glück das Erzhaus über den Verluſt Mansfelds und Schwarzenbergs getröſtet, hatte vom Kaiſer, der ihn auf das Ehrenvollſte zu Prag empfing, und von Matthias Urlaub erhalten, um nach Lothringen zu gehen und mit neugeworbenen Regimentern im Frühjahre zu neuem Siege zurückzukehren.

Auf dem Heimwege ergriff ihn zu Nürnberg ein heftiges Fieber, welchem er am 19. Februar 1602, 43 Jahre alt, erlag. Ihn preiſet de Thou wegen ſeines hohen Sinnes, ſeiner männlichen Klugheit, Ausdauer und Geiſtesgegenwart in der Gefahr, bei ſcheinbarer Unentſchloſſenheit. Leichtſinnige Franzoſen beſchuldigten dagegen die Deutſchen, daß ſie den Feldherrn aus Neid vergiftet hätten; eine Anklage, die, ſo unerwieſen ſie iſt, immer unſern Unmuth erregt, hätte nicht der Forſcheifer Johann Georg Keyßlers unter den Raritäten auf der Nürnberger Stadtbibliothek den Blaſenſtein aufgeſpürt, welcher dem Leichname des Herzogs ausgeſchnitten wurde.

Kein Wunder, daß, wer einen Monolithen der Art nach einem Türkenkriege mit ſich führte, und ſich durch die Schmäuſe und Ehrentränke, die Faſtnacht zu Wien und Prag durchgeſchlagen, eines ſchnellen Todes ſtarb. —

Wiederum war der Hof zu Prag in unruhiger Verlegenheit, wem er die Führung des ungariſchen Heeres anvertrauen ſollte, zumal da der Großweſſir Haſſan, zufolge ſeiner Drohung beim Abzuge, zeitig auf dem Kampfplatze erwartet wurde.

Erzherzog Matthias, Oberfeldherr Ungarns durch ſeinen Rang, bedurfte, bei etwas zweifelhaftem Geſchick, um ſo mehr eines zuverläſſigen Stellvertreters, da die wirren Angelegenheiten des Reichs und des Erzhauſes ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Dagegen hatte der Roßwurm in einer Reihe von Feldzügen ſo glückliche Proben ſeines Eifers, ſeiner Wachſamkeit, Unternehmungsluſt und Tapferkeit, zumal ſeines unter Mansfeld ausgebildeten Feldherrntalentes gegeben, daß Rudolph die proteſtantiſche Herkunft überſah, und ihm, gewiß zum lauten Neide fremder und älterer Oberſten, dem Titel nach die zweite Stelle nach dem Erzherzoge anvertraute, die jedoch weſentlich ihn zum Oberfeldherrn des über 30,000 Mann aus den Erblanden geſtellten und zum Kriege in Niederungarn beſtimmten Heeres erhob.

Wie Haſſan verheißen hatte, rückte er ſchon im Auguſt 1602 von Ofen aus gegen Stuhlweißenburg, und kaum war dem Feldmarſchall Zeit gelaſſen, in Perſon eine ſtärkere Beſatzung nebſt allen Kriegsbedürfniſſen in die bedrohte Veſte zu werfen. Johann Markus Iſolani, zur mannhaften Vertheidigung des Ortes entſchloſſen, fand nicht gleiche Geſinnung bei ſeinen Untergebenen. Als daher die Türken, der Oertlichkeit wohl kundig,

durch daſſelbe Wageſtück, wie Roßwurm im vorigen Jahre, ſich der Waſſerſtadt bemächtigt hatten, leiteten, ohne Wiſſen des Befehlshabers, die Soldaten die Uebergabe ein, empfingen jedoch den verdienten Lohn ihres Verraths und ihrer Feigheit; denn als im Laufe der Unterhandlungen die Wachſamkeit erſchlaffte, erſtürmten die Janitſcharen mit den franzöſiſchen Renegaten von Papa die Mauern, metzelten Alles, was ſie trafen, nieder, führten den Reſt als Gefangene vor den Großweſſir, welcher auch den Iſolani, da die Unterhandlungen gegen ſeinen Willen angeknüpft waren, nebſt ſeinen Offizieren als Kriegsgefangene nach Belgrad ſchickte. So war ruhmlos die Frucht der Anſtrengung Mercoeurs am 29. Auguſt, am Tage von Mohács, verloren, und das Selbſtgefühl der Osmanen befriedigt; aber wie die Dinge im Weltlauf immer anders ausfallen, als man erwartet, ſollte auch ein Theil Deſſen, was das deutſche Heer ſich als Ziel eines ehrenvollen Feldzuges geſteckt, in Erfüllung gehen.

Als nämlich der Großweſſir, froh des Erfolges, bei Ofen über die Donau gegangen, nach Siebenbürgen auf dem Wege war, um dem Rebellen Moſes Szekely gegen Georg Baſta zu Hilfe zu eilen, brach Roßwurm mit dem Heere von Gran auf gegen Ofen, nahm unterwegs das verlaſſene Waitzen, ſchlug von der Inſel St. Andreas Brücken nach der Seite von Peſth, und begann die Belagerung der Stadt, welche durch eine Brücke mit Ofen verbunden iſt, am 29. September.

Die Wichtigkeit der Brücke zwiſchen den beiden feindlichen Orten ermeſſend, traf Roßwurm ſogleich Anſtalten, ſich ihrer zu bemächtigen oder ſie zu zerſtören. Schon um Raab und Gran war eine Donauflotte, beſtehend aus bewaffneten Galeeren und ſogenannten Tſchunken, zuſammengebracht, und zugleich durch die Kunſt Gilberts von Santillier, eines Lothringers, ein Brander gerüſtet; am 2. October beſtieg Roßwurm muthig die Tſchunken und griff die durch herbeieilende Türken vertheidigte Brücke vom Waſſer her an, während ſein wackerer Gefährte, der Graf von Sulz, ſich den Zugang zu derſelben vom Ufer her erfocht. Die Feinde, beſtürzt durch den doppelten Angriff, theilten ihre Kräfte, wurden aber entweder in den Strom geſprengt oder auf der Brücke ſelbſt erſchoſſen, worauf der von Wind und Strömung begünſtigte Brander des Lothringers die Verbindung zwiſchen beiden Städten glücklich ſprengte und zunächſt die Bezwingung Peſths erleichterte, da zugleich die Waſſer- oder Judenſtadt,

welche an der Brücke auf der Ofener Seite liegt, in die Gewalt der stürmenden Chriſten gekommen war.

Am 6. October lockte Roßwurm, mit der Flotte Peſth von der Waſſerſeite nachdrücklich angreifend, die türkiſche Beſatzung von der Landſeite ab; dieſen Moment benutzte der Graf von Sulz mit dem deutſchen Fußvolke, erſtieg die nicht ſtark vertheidigte Mauer, und indem er wildes Gemetzel über die Stadt verbreitete, konnte Roßwurm, da die Türken vom Ufer zur Rettung der Ihrigen herbeieilten, mit ſeiner Mannſchaft landen, und unter erbarmungsloſem Morden die Eroberung der Stadt, welche Suleiman 1541 gewonnen, vollenden.

Ein Haufen Türken, welcher mit Weibern und Kindern auf einen Thurm geflüchtet, ſich gegen freien Abzug ergeben, ward mit kluger Schonung durch den Feldmarſchall nach Ofen entlaſſen, um die Gemüther zur willigen Capitulation zu ſtimmen; von der herrlichen, während eines halbhundertjährigen Beſitzes von den Osmanen dort aufgehäuften Beute überbrachte das Heer dem Feldmarſchall zwölf ſchöne Fahnen in ſein Zelt zum Ehrengeſchenk.

Nach einem ſo glänzenden Erfolge wuchs die Zuverſicht des chriſtlichen Feldherrn, durch die Bezwingung Ofens, der Hauptſtadt des türkiſchen Ungarns, die höchſte Ehre in der chriſtlichen Welt zu erlangen und das kaiſerliche Haus, welches unabläſſig auf dieſe Unternehmung hingetrieben, als ſei aller ſonſtiger Vortheil unbedeutend, ſich zum höchſten Danke zu verpflichten. Aber die Bezwingung Ofens, welches noch 83 Jahre den chriſtlichen Waffen unter den größten Heerführern widerſtand, und erſt 1686, als die fanatiſche Energie der Osmanen in den Schlaf zu ſinken begann, als vernachläſſigter Steinhaufe in kaiſerliche Hände gerieth, war damals eine Aufgabe, welche das größte Aufgebot der Kräfte erforderte und ſich am wenigſten in vorgerückter Herbſtzeit in einem Handſtreiche löſen ließ. —

Ofen, nur einige Tagereiſen von Wien entfernt, deſſen jetzige Geſtalt nach den Verwüſtungen und veränderter Herſtellung zweier Jahrhunderte die Beſchaffenheit im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert kaum erkennen läßt, liegt, prachtvoll aus weiter Ferne zu ſehen, auf dem rechten Ufer des Stromes, und beſtand damals, da Alt-Ofen mit den Spuren römiſcher Bauwerke bereits ein Trümmerhaufe war, aus mehreren Städten, die einzeln nach alter Art befeſtigt, zuſammen ein ſtarkes Syſtem von

Fortificationen, freilich nicht nach dem Maßſtabe niederländiſcher Feſtungen, bildeten.

Die Oberſtadt oder die eigentliche Stadt breitete ſich über einen Hügel mit ziemlich abſchüſſigen Wänden aus; über ihr zur Linken nach Norden lag abgeſondert auf einem höheren Felſen die Burg. Den Raum zwiſchen beiden bis zum Fluſſe füllte die Juden- oder Waſſerſtadt aus, deren Verlängerung die kleine Vorſtadt bildete, an deren Thore die vielbeſuchten heißen Bäder ſich befanden. Die hintere Stadt erſtreckte ſich längs der öſtlichen Seite der Oberſtadt; mäßige Hügel, welche über ihr ſich in einiger Entfernung erhoben, begünſtigten die ſpäteren Belagerungen, zumal die letzte von 1686; der befeſtigte St. Gerhardsberg, im Norden über der unangreifbaren Burg, lehnte ſich an ein höheres Gebirge.

So hatte Ofen, geſchmückt mit ſchönen Kirchen, die zum Theil in Moſcheen verwandelt waren, einen bedeutenden Umfang; mehrere Inſeln trennten das Donaubett und machten, wie im Jahre 1602, einen Angriff auch auf der Waſſerſeite möglich.

Keck der Hoffnung ſich hingebend, daß ſeine aufgeführten Geſchützketten und ſeine Minen die Stadt in Kurzem zur Uebergabe zwingen würden, lud Roßwurm den Erzherzog Matthias ein, Zeuge des Erfolges der chriſtlichen Waffen zu ſein; aber auf die Kunde vom Falle Peſths und der Belagerung Ofens war auch Haſſan mit 30,000 Mann herbeigeeilt und lagerte ſich den 13. October bei Peſth auf den Feldern von Rakoſch, der alten Stätte ungariſcher Reichstage. Kühnen Muthes zog der Feldmarſchall mit der Reiterei den Türken über die Brücke entgegen, mußte aber nach Verluſt den Weg über den Strom zurückſuchen. So belagerten denn mit gleicher Heftigkeit die Türken Peſth, die Chriſten Ofen, unter blutigen Ausfällen und ritterlicher Vertheidigung beider Veſten, in der am 22. October Tilly bei einem vergeblichen Sturme eine Wunde in den Arm empfing. — Nach zwanzigtägiger Beſchießung Peſths ließ ſich der Großweſſir, deſſen Heer bei über alle Maßen großem Mangel an Lebensmitteln von Ofen aus über den Fluß verſorgt werden mußte, durch die Vorſtellungen des Beglerbeg von Ofen, „ſein längerer Aufenthalt würde die Feſtung aushungern", zum Abzuge nach Belgrad (den 2. Nov.) bewegen, nachdem es ihm vorher gelungen war, 2000 Janitſcharen mit dem nöthigen Kriegsgeräth in die Feſtung zu werfen.

Da begann denn chriſtlicherſeits die Belagerung mit erneuerter Hef-

tigkeit; aber auch die Türken, angefeuert von Habil, dem achtzigjährigen Richter von Ofen, wiederholten ihre mörderiſchen Ausfälle, eroberten eine nachläſſig bewachte Schanze des Schwarzenbergiſchen Regiments, vernagelten die Stücke, erſchlugen tauſend Deutſche, unter ihnen den Sohn des Fürſten Karl von Mansfeld.

Dieſer empfindliche Verluſt wird dem Feldmarſchall Roßwurm Schuld gegeben, welcher zur Zeit der Bedrängniß mit vielen Fremden, zumal franzöſiſchen vornehmen Herren, in leichtſinniger Geringſchätzung der Gefahr in ſeinem Zelte bei Karten und Würfeln ſaß, und, ſtatt in Perſon zur Stelle zu eilen, ſeine Lieutenants und Oberſten ſchickte, was den Feinden Zeit zur Ausführung ihres Anſchlages gönnte. Dagegen wurden die Türken von Weißenburg, Kaniſcha und Szigeth, welche den Ofenern Hilfe zu bringen ſich aufgemacht hatten, auf dem Wege ereilt und geſchlagen. — Bald jedoch nöthigten wiederum die winterlichen Regengüſſe, Sturm und Schnee und unerträgliche Kälte den Erzherzog Matthias, welcher das Commando in Perſon übernommen, an die Aufhebung der Belagerung zu denken; nachdem noch der ſchöne junge Rheingraf Otto einen Ausfall der Türken mannhaft zurückgeſchlagen und am 13. November von der Donauflotte aus die Stadt mit glühenden Kugeln geängſtigt war, vertheilte der Erzherzog die deutſchen und ungariſchen Regimenter in Peſth und in die an der Donau eroberten Caſtelle, ließ die Stücke auf Schiffe bringen und zog in guter Ordnung, unter Freudenſchüſſen der Türken, allerlei gegenſeitigen ritterlichen Erbietungen, Trompeten- und Paukenlärm, am 15. auf Gran ab.

Der Feldzeugmeiſter Graf von Sulz blieb in Peſth als Befehlshaber, und Wien empfing am 24. November den Erzherzog Matthias und ſeinen Feldmarſchall, gegen den, obgleich er Peſth ſo ruhmvoll erobert hatte, die Verleumdung und der Neid der Welſchen allmählig lauter wurden.

Lange zögerte der kaiſerliche Hof mit der Entſcheidung, wem er den Oberbefehl im Feldzuge des Jahres 1603 in Niederungarn vertrauen werde; Georg Baſta, welcher ſiegreich die Aufrührer in Siebenbürgen niedergekämpft, ſehnte ſich nach dem ehrenvolleren Schauplatze, nach dem Kriegslager um Ofen, wohin die Blicke der Chriſtenheit unausgeſetzt gerichtet waren, und den die vornehmſten Herren des Abendlandes alljährlich durch ihre Gegenwart verherrlichten.

Mit ihm, dem ränkevollen Italiener, hatte ſich ein Landsmann und Kriegsgefährte aus Frankreich und den Niederlanden, vereinigt, Graf Johann Jakob Barbecino von Belgiojoſo, ſtammend aus einem altberühmten lombardiſchen Condottieren-Geſchlecht, unternehmungseifrig, aber hinterliſtig, blutdürſtend und jeſuitiſch-unduldſam; vom Kaiſer zum Commandanten von Kaſchau ernannt, hätte er gern den Oberbefehl in Oberungarn bekleidet und deshalb den Baſta in Niederungarn beſchäftigt gewünſcht. — Viel Unglimpfliches mochte durch dieſe Welſchen am Hofe zu Prag gegen den proteſtantiſchen namenloſen Emporkömmling, der ihrem Ehrgeize allein im Wege ſtand, ausgeſagt worden ſein, und ſchon ging das Gerücht, daß Baſta die Führung des Hauptheeres erhalten würde, als Rudolf dennoch ſich entſchloß, den Roßwurm im vorjährigen Commando unter dem Erzherzoge Matthias zu beſtätigen.

Konſtantinopel war im Jahre 1603 erfüllt mit verderblichen Empörungen, der Großweſſir Haſſan, der „Oebſtler" geſtürzt, daher der ungariſche Krieg etwas in den Hintergrund trat, und der närriſche Haſſan (Deli), Bruder des ſchwarzen Schreibers, der Hauptrebell Kleinaſiens, mit einer räuberiſchen, abenteuerlichen Rotte an die Donau geſchickt wurde, um durch ruhmvolle Thaten gegen die Chriſten ſeinen früheren Abfall in Vergeſſenheit zu bringen, vielleicht auch, um ſich ſeiner und ſeiner Genoſſen zu entledigen.

Zu Eſſeck ſtieß er zum Heere des Seraskiers Lala Mohamed-Paſcha, und erſt ſpät im September erſchienen Beide um Ofen und Peſth. Faſt eben ſo ſpät verſammelte ſich das kaiſerliche Heer, der Angabe nach faſt 40,000 Mann ſtark, unter unſerm Feldmarſchall, von Sulz, Tilly, Herberſtein und anderen deutſchen und öſterreichiſchen Fürſten und Herren befehligt. —

Zu Ausgang des Auguſt 1603 hatte Roßwurm, um Gran die heranziehenden Regimenter vereinigend, ſchon einige Vortheile über ſtreifende Türkenhaufen erfochten; darauf war er gegen Ofen gerückt und hatte, nachdem er eine Brücke über den Strom geſchlagen, auf der Donauinſel oberhalb der Veſte ſich gelagert, um einen Vortheil über den Feind abzulauern, welcher ſich ungewöhnlich ruhig in ſeinem feſten Lager zwiſchen dem St. Gerhardsberge und der Stadt verhielt, als dem deutſchen Feldherrn ein Fremdling ſich näherte, welcher, eine langvergeſſene Verbindung anknüpfend, allmählig wie ein böſes Princip auf ihn wirkte und mittelbar,

wie eine Nemeſis für frühere Sünden, den beklagenswerthen Untergang des Mannes vorbereiten half.

Dieſe dämoniſche Gewalt war der junge Baſſompierre, oder Beſtin, den wir jetzt nach kurzem Vorbericht in die Geſchichte aufnehmen müſſen. Franz, der älteſte lebende Sohn des alten Baſſompierre, geboren auf dem Familienſchloſſe Harouel am 12. April 1579, hatte, trefflich begabt von der Natur, während den Vater die wirren Händel des Hauſes Guiſe ſeiner Familie fern hielten, eine ſolche Bildung genoſſen, daß er als Zwittergeſchöpf zwiſchen Deutſchen und Franzoſen, beider Eigenthümlichkeiten in ſich vereinigend, für ein merkwürdiges Leben unter beiden zeitig befähigt wurde. Gut vorbereitet auf Lothringiſchen Schulen unter deutſchen und franzöſiſchen Lehrmeiſtern, frühe ſchon mit den bedeutendſten Perſonen ſeiner Zeit bekannt, hatte er zu Freiburg im Breisgau und zu Pont à Mouſſon ſtudirt, in hofmänniſchen und ritterlichen Künſten auf fürſtlichen Hochzeiten ſchon als zarter Jüngling geglänzt, und war dann nach Baiern geſchickt worden, um in Ingolſtadt unter den Jeſuiten ſeine wiſſenſchaftliche Bildung ſtandesgemäß zu vollenden.

Das Anſehen ſeines Vaters eröffnete ihm ehrenvollen Zutritt zum Hofe des Herzogs, deſſen Brüder gleichfalls ſich auf der berühmten Hochſchule befanden.

In demſelben Jahre (1595) hatte Roßwurm, der geflohene Diener ſeines Vaters, mit dem Fürſten von Mansfeld den ungariſchen Kriegsſchauplatz betreten, und ſoll, der geſchworne Feind der Baſſompierre, ſogar geſucht haben, den Jüngling zu Ingolſtadt durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen; der aufmerkſame Vater aber habe ſeinen Sohn unter den Schutz des Herzogs geſtellt, der im Zorn über Roßwurm ihm den Oberbefehl ſeines Regiments entzog, was Jenen noch mehr gegen das Haus Baſſompierre erbitterte. Gleich darauf ſtarb der alte lothringiſche Condottiere zu Nancy im April 1596, nachdem es ihm noch gelungen, ein Friedensbündniß zwiſchen dem Herzoge von Lothringen und dem Könige von Frankreich zu vermitteln.

Nach adeliger Sitte unternahm der junge reiche Herr mit ſeinem Bruder im ſtattlichen Zuge eine Reiſe an die Höfe Süddeutſchlands und Italiens, fand überall, zu Florenz, Rom und Neapel, hohe Gönner, die Freunde ſeines Vaters, und vervollkommnete ſich in einer berühmten Reitſchule zu Neapel in zeitgemäßen Ritterkünſten, im Reiten, Fechten, Tan-

zen und anderen Leibesübungen, worin er an Zierlichkeit und Gewandtheit bald alle Mitſchüler übertraf.

Nach einem andächtigen Beſuche bei Unſerer lieben Frau zu Loretto gedachte er in den ungariſchen Krieg zu ziehen, bot aber leichtſinnig ſeine Dienſte dem Herzog von Ferrara an, welcher in böſen Händeln mit dem Papſte ſtand, als noch zum Glück des guten Katholiken der Erſte von ſeinem ketzeriſchen Unternehmen abließ.

So mit den großartigſten Verhältniſſen des Weltlaufes zeitig vertraut, bei Fürſten wegen ſeiner feinen Manieren, ſeiner liebenswürdigen Ausſchweifungen wohlgelitten, kehrte Baſſompierre nach Lothringen zurück, und war im Begriff, ſich dem Dienſte des Königs von Spanien zu widmen, als ihn Heinrich III., entzückt über den bewunderungswürdigen Tänzer, an ſeinen Hof feſſelte (1598), und ihn zu ſeinem Genoſſen fröhlicher Feſte, zum Vertrauten flüchtiger Liebesverhältniſſe erwählte. Die lockeren, vergnüglich unter dem heiterſten Scheine der Chevalerie verlebten Jahre, die vielverſchlungenen Intriguen des Hofes hat Baſſompierre, als ihn Richelieu unter Louis XIII. in der Baſtille zwölf Jahre ſchmachten ließ, in der Form eines Journals auf das Anziehendſte erzählt, mit einer Genauigkeit der Zeitangabe und Namen und einer Kraft des Gedächtniſſes, welche Zweifel an der Wahrheit erwecken würden, ſtimmten nicht ſeine Notizen ſchlagend mit verbürgten Nachrichten überein.

Neben ſeiner Geſchicklichkeit im maskirten Ballet und in Reiterquadrillen bildete er aber auch ſein Talent in Karten- und Würfelſpiel in's Große aus, gewann und verlor mit dem heiterſten Gleichmuth ungeheure Summen, und ward daneben der Held des ſo anmuthig lüderlichen Hofes in Liebeshändeln, deren Romantik ſeine deutſche Natur, bei aller Verflachung durch angelernten franzöſiſchen Leichtſinn, eigenthümlich bezeichnete.

Seinen erſten Feldzug that der junge Marquis unter den Augen des Königs und des Connetable, Herzogs von Lesdiguières, in Savoyen im Jahre 1600, ſtürzte ſich dann wieder in den kaum unterbrochenen Strudel des Hoflebens, als die Mahnungen ſeiner deutſchen Verwandten, die alle ſich Ehre in den Waffen erworben, ihn veranlaßten, das träge, thatenloſe Leben in Frankreich aufzugeben und nach Ungarn gegen die Türken zu ziehen, wohin der Ruf der Ehre und der Gefahr ſchon ſo viele franzöſiſche Edelleute gelockt. Er beurlaubte ſich daher vom Könige gleichzeitig, als der Prinz von Joinville, aus dem Hauſe Guiſe, vom Hofe verbannt, weil

er ſich mit der Maitreſſe Heinrichs, der Marquiſe von Verneuil, in ein gefährliches Verſtändniß eingelaſſen, als Freiwilliger nach Ungarn zu ziehen ſich anſchickte.

Beſcheiden ſchlug Baſſompierre das ihm durch ſeine deutſchen Verwandten verſchaffte Regiment des baieriſchen Kreiſes, 3000 Mann ſtark, aus, und machte ſich im Auguſt 1603 mit einem fürſtlichen Gefolge von Edelleuten und der reichſten Feldequipage auf den Weg, um gleichfalls als Freiwilliger dem kaiſerlichen Heere ſich anzuſchließen. Zu Ulm auf der Donau mit ſeinem Troß ſich einſchiffend, begrüßte er in Neuburg den Pfalzgrafen, ſeinen Gönner, und traf am 9. September 1603 zu Wien mit dem Prinzen von Joinville und ſeinem Vetter, dem Rheingrafen Otto, zuſammen, als er zu ſeinem Schrecken erfuhr, daß der Todfeind ſeines Geſchlechts, der Roßwurm, dieſes Jahr das kaiſerliche Heer in Niederungarn befehlige.

Es gehört zur Zeichnung der Perſönlichkeit unſeres Helden und zur Schilderung der treuloſen Verhältniſſe, unter denen er das chriſtliche Heer führte, zu erzählen, wie der durch Roßwurms Namen geängſtigte Marquis ermuthigt wurde, in die Nähe des Gefährlichen ſich zu begeben. — Selbſt ſein Vetter, der Rheingraf, rieth ihm davon ab und ſchlug ihm vor, in das Heer des Georg Baſta in Siebenbürgen zu treten. Zufällig traf aber Baſſompierre im Audienzſaale des Erzherzogs Ferdinand den Doctor Petz, einen der vertrauteſten Räthe Rudolphs, dem zumal die Angelegenheiten des Heeres oblagen.

Bei einem Schmauſe, welchen die Fremden dem gedachten kaiſerlichen Diener gaben, warnte der Doctor, erwärmt durch den Wein, den jungen Franzoſen vor des Roßwurms Bosheit, den er, der kaiſerliche Rath, haßte, bot ihm aber den Beiſtand ſeines Bruders, des Oberſten Johann Baptiſta Petz, ſowie anderer hoher Offiziere an, und machte ihn mit dem ſchon oft erwähnten Oberſt Collonits bekannt, welcher, gleichfalls ein Gegner des Feldmarſchalls, ihm Brüderſchaft ſchwor, ihm ſeinen und ſeines Bruders Ferdinand Schutz verſicherte; „Roßwurm ſei gehaßt im Heere und würde keine Nachſtellung wagen, wenn er den Fremdling ſo empfohlen wüßte.“

So wuchs denn dieſem das Herz, und Gaſtmähler und reichliche Tränke verſchafften ihm in wenigen Tagen ſo viel Gönner, daß er am 21. September von Wien aufbrach und mit ſeinem Feldgeräth die Donau

hinaufſchiffte. Unterwegs ſchloß er noch andere Schutzbündniſſe gegen den Feldmarſchall mit vornehmen italieniſchen Herren, begrüßte in Komorn den Herrn Johann Molant, den Befehlshaber der Veſte, einen Burgunder, und kam ſo unterrichtet von dem böſen Zerwürfniſſe des chriſtlichen Heeres auf die Inſel hinter Waitzen, wo Ferdinand Collonits ihn freundlich in ſeinem Poſten empfing, und ihn aufforderte, den General in Geſellſchaft des Prinzen von Joinville zu begrüßen. Roßwurm, durch Tilly, einen der höheren Offiziere, von der hämiſch ausgeſprochenen Beſorgniß des jungen Marquis unterrichtet, ließ dieſem mit Verdruß ſagen: „Er wolle ihm für ſeine Perſon nichts Böſes und möge er ihm immer ſich nähern, ungeachtet er keine engere Bekanntſchaft mit ihm wünſche.“

So getröſtet und in die Zelte der ungariſchen Vorhut aufgenommen, verſichert, daß die genannten hohen Gönner mehr Gewicht hätten als der General, näherte er ſich denn mit dem Prinzen dem Zelte des Schrecklichen, und machte, noch immer ängſtlich, ſeine Reverenz, worauf er ſich in das Lager der ungariſchen Oberſten begab.

Roßwurm, der, ungewiß, ob durch ſeine Verſchuldung oder durch den Neid der überflügelten Kriegsgefährten, eine bedenkliche, den chriſtlichen Waffen ſo nachtheilige Stellung im Heere einnahm, hatte, als der Serdar ſich bei Ofen lagerte und auf 1000 Kameelen Kriegs- und Lebensbedürfniſſe nach der Hauptveſte führen ließ, ſich auf der Seite an Peſth befeſtigt, die Möglichkeit des Ueberganges auf das andere Ufer des Stromes ſich durch Brücken nach den verſchiedenen Inſeln ſichernd, und war vor einem Angriffe des aſiatiſchen Rebellenhauptes auf der Hut, da auch die Türken ſich einen Weg durch Schiffbrücken auf die größere Inſel gebahnt hatten. Beide feindliche Heere ſtanden einander ſo nahe gegenüber, daß ein Haupttreffen nicht zu vermeiden war. In der Nacht, welche dem 29. September voranging, ward die Bewegung türkiſcherſeits lebhafter; Baſſompierre, der ſich keck und unabhängig der ungariſchen Vorhut angeſchloſſen, mußte mit ihnen das Heil im Rückzuge ſuchen, als die Vedetten mit den Worten: „hou domine, adsunt Turcae!“ zurückſprengten.

In der Morgenfrühe ſtand das chriſtliche Heer, durch den Feldmarſchall aufgeſtellt, auf der größeren Inſel in Schlachtordnung; er ſelbſt, ein Grabſcheit in der Hand, begann an einer Verſchanzung gegen die leichten Reiter der Türken zu arbeiten, und ließ dann die ungariſche Cavallerie den Feind angreifen, unter die ſich Baſſompierre mit ſeinen Edelleuten gemiſcht

hatte. Als dieſe, unterſtützt von deutſchen Regimentern, den weichenden Türken zu weit nachfolgten, befahl Roßwurm, Gefahr ahnend, den Rückzug, welcher in einer für den Franzoſen neuen Weiſe, in der Form der Fünf auf dem Würfel, oder en échéquier, ausgeführt wurde; ein nicht geringer Fortſchritt in der Taktik, den wir dem denkenden deutſchen Feldherrn vindiciren müſſen.

Gegen Mittag begann darauf ein blutiges allgemeines Treffen und dauerte bis in die Nacht; unſer ehrgeiziger Deutſch-Franzoſe ſtahl ſich in die erſte Reihe des Angriffes deutſcher Regimenter und half, nachdem man einmal geworfen war, auf dem linken Flügel die fanatiſch fechtenden Aſiaten unter ſchrecklichem Morden bis an das Ufer der Donau treiben, in deren Fluthen Unzählige ihr Grab fanden. Baſſompierre ſelbſt, in reichvergoldeter gravirter Rüſtung, geſchmückt mit bunten Federbüſchen und Schärpen, war dem Verderben nahe, indem ſein wildes ſpaniſches Roß, verwundet, die Kinnkette ſprengte, ihn in die Flucht der Türken riß; er war verloren, hätte nicht ſein Ecuyer die Zügel des wilden Thieres gefaßt und dem jungen Herrn Zeit gelaſſen, ſich auf die Erde zu werfen. Da gleichzeitig auch der Feldzeugmeiſter Sulz mit ſeinem leichten Geſchütz die Reihen durchbrochen hatte, und der rechte Flügel derſelben aufgelöſ't gegen den Strom gejagt war, vollendeten die Chriſten gegen Abend einen glänzenden Sieg; 7000 Moslemen, zumal trotzige Aſiaten, lagen erſchlagen; 35 Fahnen und die Roßſchweife des „ſchwarzen Schreibers“ fielen in die Hände der Ueberwinder.

Mitleidlos befahl der Feldmarſchall, die Gefangenen niederzuhauen, denen Gnade gegen ſein Gebot gewährt war; ein Schauſpiel, welches den jungen Marquis mit Grauen erfüllte, ſo wie einen Tag ſpäter die Pfählung zweier meineidiger Franzoſen von Papa, die das Loos aller ihrer gefangenen Landsleute theilten. Nach dem heißen Tage näherte ſich Baſſompierre mit dem Prinzen von Joinville ſchüchtern, aber im Bewußtſein ritterlicher That dem Roßwurm, welcher mit ſeinen Oberſten auf türkiſchen Leichnamen ſaß. Ohne Rückhalt und mit der würdigſten Anerkennung lobte der Feldmarſchall vor allen Herren die Tapferkeit des jungen Freiwilligen, wie er ihn erblickte, ſagte, „er könne nicht aus dem Hauſe, von welchem er ſtamme, entſproſſen ſein, wäre er nicht ritterlich,“ und fügte, verſöhnt, die Worte hinzu:

„Euer ſeliger Vater, Herr von Baſſompierre, iſt mein Lehrherr ge-

weſen, aber er wollte mich eines ſchmachvollen Todes ſterben laſſen. Ich will ſein letztes Unrecht vergeſſen, um meiner früheren Verpflichtung eingedenk zu ſein, und, wenn Ihr es wollt, Euer Freund und Diener bleiben!"

Der geſchmeichelte junge Herr ſtieg ehrerbietig vom Pferde und that beredte Erbietung ſeines Dienſtes, worauf der Roßwurm ſich zu den Prinzen und Generalen ſeines Gefolges wandte:

„Meine Herren, ich wüßte die Verſöhnung und Freundſchaft mit Herrn von Beſtin nicht in beſſerer Geſellſchaft, noch an einem beſſeren Orte und nach einem ſchöneren Tage zu ſchließen," und ſie Alle auf morgen zur Tafel einlud.

So waren ſie noch eine Weile auf den blutigen Leichen gelagert und machten die phyſiologiſche Bemerkung an fünfzig todten Türken, daß man ſie, außer dem religiöſen Körperabzeichen, noch an den ſchlechten Zähnen unterſcheiden könne, und gingen dann auch in's Hauptlager.

Am 30. September ſchmauſ'ten alle Oberſten im Zelte des Feldmarſchalls, und Baſſompierre befeſtigte, das Glas in der Hand, unter tauſend Betheuerungen die auf dem Schlachtfelde geſchloſſene Freundſchaft, welche Roßwurm, der für bös und unverſöhnlich verſchrieene Mann, auf das Treueſte bewahrte. Schade nur, daß der vertraute Umgang mit dem leichtſinnigen Marquis alle Erinnerungen zuchtloſer Jugendluſt in dem Oberfeldherrn des chriſtlichen Heeres weckte und Beide ſich ſchon am erſten Tage bis nach Mitternacht in das damals modiſche Kartenſpiel, die Prime, vertieften.

Aber leer an großen Ereigniſſen, ſchleppten ſich die nächſten Tage hin, und der Herbſt begann. Die Hauptmacht der Türken lag ruhig und unangreiflich nahe an Ofen, vertheidigte jedoch eine kleine Inſel, welche ihnen den Uebergang über den Strom erleichterte, durch aufgeworfene Schanzen, weshalb Roßwurm in der Nacht vom 10. auf den 11. Octbr. den läſtigen Poſten durch einen Schiffsangriff der Ungarn aufzuheben gedachte. Aber böſe Geſinnung und Spannung zwiſchen den verſchiedenen Nationen gab auch hier hinderlich ſich zu erkennen. Die Ungarn verlangten zur Unterſtützung fünfzig deutſche Spieße oder Hellebarden; als Roßwurm dieſelben nicht auf's Spiel ſetzen wollte, griffen die erbitterten Ungarn, ungeachtet die Türken, nachdem ihre Brücke zerſprengt war, an der Gegenwehr verzweifelten, nicht an.

[illegible] Feigen, entlud sich der Feldmar[illegible] ungarischen Obersten, zumal die Collonits [illegible] in ihrer Nationalehre, erboten sich diese im [illegible] am 12. October allein über den Strom zu gehen [illegible] auf der Ebene nach Ofen eine ganze Schanze zu er[illegible] [illegible]keit hätten sie sich des Angriffs auf die Insel [illegible] Verdruß über die Geringschätzung ihrer Nation. — [illegible]wurm den hochherzigen Entschluß, zumal ein Fort [illegible] und dem türkischen Lager von erheblichen Folgen war. [illegible] und einen Ingenieur, worauf 800 Ungarn in einer [illegible] arbeitend, ein im Verhältniß der kurzen Zeit tüchtiges [illegible] aufwarfen.

[illegible] Gefahr zu spät inne geworden, beschlossen die Türken, die [illegible] erobern, was Roßwurm nöthigte, die Truppen auf den größ[illegible] zu verstärken. Die Türken schickten darauf gleichzeitig ihre [illegible] Strom aufwärts, um den Entsatz des Forts abzuhalten, und [illegible] mit solcher Wuth auf dasselbe, daß nur ein geringer Rest der [illegible] Ungarn entkann, zumal da die zu ihrem Schutze aufgefahrenen [illegible] nichts ausrichteten, indem leider — es war ein Sonntag — die [illegible] und Büchsenmeister betrunken waren. Ungehindert konnten [illegible] Türken Ofen mit Lebensmitteln versorgen, zum großen Tadel [illegible] daß er nicht zeitig sich auf dem andern Ufer gelagert hatte; [illegible] entschuldigte sich dagegen, daß, wenn er, den Posten um Pesth [illegible] auf die Seite von Ofen gerückt wäre, die Feinde seine gegen[illegible] Lagerstelle erobert, Pesth bezwungen und von da aus mit größter [illegible] Ofen entsetzt haben würden.

So hielten beide Heere sich gegenseitig im Schach, das eine für Ofen, das andere für Pesth fürchtend, und blieben, die Christen wie die Türken in ihren durch den Fluß getrennten Lagern festgehalten. Während die gegenseitige Beschießung täglich fortgesetzt wurde, hatte Roßwurm überall zum Eifer antreibend, einen deutschen Büchsenmeister bemerkt, welcher müßig bei seinen Geschützen stand; im gerechten Amtszorn hatte er dem Pflichtungetreuen einige derbe Streiche mit seiner „Kartätsche" versetzt, worauf Jener, um den Schimpf zu rächen, in der Nacht zu den Türken überlief und des Feindes Geschütz mit solcher Sicherheit auf das [illegible] Kammerzelt des Generals richtete, daß, als Nachmittags Roßwurm mit

Baſſompierre und zwei Andern beim Spiele ſaß, zwei Kugeln durch daſſelbe und durch ſeine „Kapelle“ ſauſ'ten und ein Streitroß in ſeinem Stalle tödteten. Dieſe Gefahr, welche auch andere Theile des Lagers bedrohte, zu vermeiden, veränderte Roßwurm ſeine Stellung, und beſchloß, da er die böſen Reden erfuhr, welche ſeine Gegner zu Wien und Prag über ſeine Unthätigkeit verbreiteten, oberhalb Ofen bei St. Andreas überzuſetzen und dem Feinde unter die Augen zu ziehen. So ſtand er am 24. October ſchlagfertig den Türken gegenüber, die jedoch, außer in kleinen Scharmützeln, ihren Vortheil nicht zu verlaſſen wagten, und den Anforderungen des muthigen chriſtlichen Feldherrn beharrlich auswichen. Der größte Theil von ihnen zog darauf in der Stille nach Belgrad ab, daher Roßwurm, als er in der Nacht vom 7. November mit einigen hundert Pferden und dem unternehmungsluſtigen fremden Adel gerade auf die offene Unterſtadt von Ofen zog, in der Hoffnung, einen guten Fang dort zu thun; nur armes Geſindel fand, und nachdem er 30 Türken im Bade überraſcht, unter dem Kugelregen vom Schloſſe heimkehrte. — So hatte denn der Serdar, als mit den böſen Novembertagen die Urlaubzeit der Türken nahte, die Abſicht des Feldzuges, Ofen zu verſorgen, glücklich erreicht, und wandte ſich am 11. November gleichfalls nach Belgrad zurück. Roßwurm, von deſſen Abzuge unterrichtet, hatte, bei vorgerücktem Winter, gleichfalls keinen Grund, hier länger zu zögern; er verſah Peſth mit einem Befehlshaber und mit ſonſtigen Erforderniſſen, nicht ohne eigene Aufopferung, indem er, um die meuternde Garniſon zu bezahlen, bei Baſſompierre zweitauſend Dukaten zurückborgen mußte, welche dieſer ihm, mit ſechstauſend anderen, während des kurzen Feldzuges in der Prime abgenommen. Um aber doch einen Erfolg davon zu tragen, da das Behaupten des früher Erſtrittenen von ſeinen Gegnern, ungerecht, nicht als Gewinn ausgelegt wurde, beſchloß er, ſo ungeſtüm die Jahreszeit war, noch Hatvàn, welches wieder befeſtigt, den Türken die Verbindung zwiſchen Erlau uud Ofen ſicherte, zu erobern. Von Waitzen mit einem fliegenden Heere am 14. November aufgebrochen, ſchickte er den Feldzeugmeiſter Sulz, den Nadasdy mit dem italieniſchen Oberſten Germanico Straſſoldo auf Kundſchaft voraus; noch war Tilly als Generalwachtmeiſter beim Heere. Bei der erſten Beſichtigung der Veſte ward der Italiener, zum Bedauern ſeiner Gefährten, todt durch eine Kugel niedergeſtreckt; als aber Roßwurm mit dem Heere herangekommen, die

Belagerung begann, ergaben sich die Türken und zogen den 20. November mit Zurücklassung ihres Geschützes auf Szolnok ab.

Mit dieser Unternehmung schloß Roßwurm einen Feldzug, dessen wenig in die Augen fallender Erfolg bei den vorgefundenen Schwierigkeiten, seinen hämischen Anklägern um so größeren Spielraum gewährte, als der Oberfeldherr, seiner Rechtfertigung sich bewußt, wegen der Unzufriedenheit der Soldaten seinen Siegeslauf nicht auf Erlau fortsetzen konnte und sich in unbegreiflicher Sorglosigkeit dem Genusse der Winterquartiere hingab, sobald er Hatván einem seiner nicht näher bezeichneten Verwandten anvertraut, das Heer nach schwerer Befriedigung mit päpstlichem Gelde zu Gran am 24. November 1603 bezahlt, entlassen oder in die Vesten verlegt hatte.

Jugendlicher ausgelassener Genußsucht und einer der Person des christlichen Oberfeldherrn nicht geziemenden Galanterie widmete sich Roßwurm, wohl gleichsam um mit dem jungen Bassompierre, der sich wie ein verderblicher Dämon an seine Fersen gehängt, zu wetteifern, schon zu Komorn, wo er drei Tage in Liebschaft mit Anna Regina von Holm, der Schwägerin des Herrn Johann von Molart, weilte, einer Dame, welche den Hof von Madrid kurz vorher verlassen hatte und den Feldmarschall, den Ehescheuen, zum Gemahl zu gewinnen dachte. In Wien setzte Bassompierre mit den jungen ausländischen Cavalieren das vergnüglichste Leben mit voller Befriedigung fort und ging dann nach Prag, wo er seinen geschworenen Freund, den Feldmarschall, den 22. Jänner 1604 schon antraf. Um den Fremden mit dem Hofe bekannt zu machen, führte Roßwurm ihn am 23. Jänner in seiner Carosse auf den Hradschin und stellte ihn den kaiserlichen Räthen vor, welche äußerlich dem rückkehrenden Feldherrn die größte Hochachtung erwiesen. Zu Mittag tafelten sie bei einem alten böhmischen Herrn, den Bassompierre mit einem höchst wahrscheinlich verdorbenen Namen Perchestoris nennt und zum Burggrafen von Karlstein macht. Aller Nachsuchungen ungeachtet hat der Verfasser den wahren Namen jenes Edelmannes nicht ermitteln können; eine Aufschneiderei des jungen Marquis kann nicht dahinter stecken, indem er die Familienverhältnisse desselben genau angiebt und ähnliche Erdichtungen in seinen zwanzig Jahre später geschriebenen Denkwürdigkeiten nicht vorkommen; wahrscheinlich war Herr Perchestoris der weniger bekannte Burggraf aus dem Ri-

terſtande, da es damals deren zwei auf der Landesveſte Karlſtein gab, einen aus den „Herren“ und einen aus den „Rittern.“

Dem unſrigen werden zwei Söhne und vier Töchter beigelegt; von Jenen war der eine des Kaiſers Falkenmeiſter, der zweite, Wolf, warb um ein böhmiſches Reiterregiment und hoffte auf den Einfluß des Feldmarſchalls. Von den Töchtern hatte Roßwurm die Anna Sibylla zu galanter Kurzweil auserſehen; die älteſte war an den Grafen Milleſimo, die folgende an den Oberſt Karl Collonits vermählt; der dritten, Anna Eſther, einer achtzehnjährigen Schönen, Gemahl Brichind, war vor ſechs Monaten geſtorben. Schon beim erſten Tanze verſicherte Baſſompierre ſich der Gunſt der Letzteren, und es begann nun eine leichtſinnige Buhlſchaft der beiden Paare, ohne daß ſie ein noch wüſteres, anſtößigeres Treiben ausſchloß. Schon um jene Zeit war der beklagenswerthe Kaiſer Rudolph in die Phaſe der Geiſteskrankheit und Menſchenſcheu getreten; noch aber hatte der finſtere Geiſt, dem er nach der Brüder und Vettern „böſer vormundſchaftlicher Einigung“ zu Wien zur Beute wurde, ſeiner ſich noch nicht ganz bemächtigt. Er ſaß noch zu Rath über die Angelegenheit ſeiner weiten Herrſchaft, obwohl andere geheime Räthe in der Stelle des vielbetrauten Dieners, Wolf Rumpf, der im Jahre 1600 verwieſen worden, die Entſchlüſſe des Kaiſers in ihren Händen hielten. Das Hofleben ermangelte aber bei dem melancholiſchen Gemüthe des Herrn, der mit ſeinen ſchönen Concubinen, unter ſeine Curioſitäten und bekannten wiſſenſchaftlichen Liebhabereien zurückgezogen, ſeine Tage hinbrachte, jeder ritterlichen Heiterkeit, und die Männer, welche die Hauptſtadt im Winter zahlreich vereinigte, mußten daher auf ihre Zerſtreuung in eigener, oft anſtößiger Weiſe bedacht ſein.

Mehrere Morgen beſuchte Baſſompierre, um dem Kaiſer ſeine Aufwartung zu machen, die Antichambre, welche nur wenig große Herren betreten durften, und hatte bis dahin nur einmal das Glück, den alternden Regenten zu ſehen. Als er mit Adam Waldſtein dem Aelteren, dem Oberkämmerer, auf dem Hradſchin Ball ſchlug, ſah Rudolph durch ein vergittertes Fenſter dem chevalereſken Vergnügen eine lange Zeit zu, ließ den wohlempfohlenen Fremdling folgenden Tages zu ſich rufen, redete ſehr gnädig auf Spaniſch mit ihm, und verſicherte ihn ſeiner Gnade, falls er in ſeinen Dienſt treten wolle.

Da kurz darauf Baſſompierre's Vetter, der Rheingraf, den Baron

von Sinay getödtet hatte, erbat ſich unſer Marquis zu Gunſten des Angeklagten eine Audienz, erhielt gnädigen Beſcheid und durch den Grafen von Fürſtenberg die Verheißung des Kaiſers, ihn als Oberſt über 1000 Reiter in ſeinem Heere zu behalten, was derſelbe dankbar annahm, da Frankreich in tiefem Frieden lebte und obenein die Liebe zur ſchönen Eſther ihn feſſelte, die mit ihren Schweſtern während des Carnevals bei ihrem kranken Vater auf Karlſtein weilte. Deſſenungeachtet vergnügten ſich die Herren in fortwährenden Schmäuſen und Feſten, beſonders bei der Prime, die ſie, fünf bis ſechs Vornehme, zu ſo übermäßigen Sätzen ſpielten, daß es ſelten einen Abend ohne Gewinn oder Verluſt von zwei- bis dreitauſend Thalern gab. Zur Vermählung des Großſtallmeiſters des Kaiſers mit einer reichen Dame hatten die Geladenen beſchloſſen, eine Maskerade zu Pferde zu veranſtalten und im prächtigſten Aufzuge durch die Stadt zu reiten. Ihrer acht, Roßwurm und Baſſompierre voran, dann der ältere Waldſtein und Kinsky, die Herren von Harrach in Charmin, der junge Schömberg und Graf Wolf von Mansfeld zuletzt, näherten ſich in ihrer Vermummung wohlgemuth dem Rathhauſe der Altſtadt, als die Sergeanten der Stadtwache ihnen zuriefen, der Kaiſer habe einen Aufzug durch die Stadt verboten.

Die fröhliche Geſellſchaft ſtellte ſich, als verſtände ſie nicht Böhmiſch und ritt vorüber; als ſie aber zurückkehrten, verſperrten die Häſcher alle Ausgänge am Platze des Rathhauſes mit Ketten, ließen die Herren nur durch einen, verſchloſſen dann denſelben gleichfalls und packten dann die Zügel Mansfelds und Schömbergs, um ſie gefangen zu nehmen. Als ſie auch an die vier mittleren Maskirten Hand anlegten und dieſe den Anführern des Zuges zuſchrieen, auf ihrer Hut zu ſein, nahmen Roßwurm und Baſſompierre ihre Degen aus den Händen der Diener, um die verwegenen Stadtdiener zu züchtigen, zogen ſie aber nicht aus der Scheide. — Da dennoch ein Häſcher dem Baſſompierre in die Zügel fiel, gab ihm der Baſſompierre einen ſo heftigen Streich mit dem in der Scheide ſteckenden Schwerte, daß die Scheide durchdrang und den Mann heftig an der Hand verwundete.

Darauf nun fiel der große Haufe der Häſcher über die Beiden, welche ihre Klingen zogen, die Angreifer ſich vom Leibe hielten; aber bei jeder Wendung deckten Jene mit Schlägen des Schaftes ihrer Hel-

barden ſie arg zu, bis der Hauptmann der Wache, aus dem Rathhauſe herbeigekommen, ſeinen Regimentsſtab erhob und die Häſcher auf dieſes Zeichen ihre Waffen ſenkten. Roßwurm, die Gefahr erkennend, ließ eilig ſeinen Degen fallen und rief den Gefährten zu, ohne zu zögern, das Gleiche zu thun. Denn Jeder, der bei dem Zeichen des Hauptmannes nicht augenblicklich Frieden hielt, ward als Rebell des Kaiſers an ſeinem „Höchſten" beſtraft. Da galt es denn nur, unerkannt zu bleiben, weshalb Roßwurm dem Baſſompierre zurief, mit dem Hauptmann zu ſprechen; dieſer aber nannte den Namen des Feldmarſchalls ohne Umſtände, worauf Roßwurm, ohne auf die Entſchuldigungen der Häſcher zu achten, im Zorne die Maske abzog und die Diener der ſtädtiſchen Polizei bedrohte, ſie beim Kaiſer und beim Kanzler zu verklagen. Vergeblich bemühten ſich Jene, den heftigen Mann, der die empfangenen Schläge nicht vergeſſen konnte, zu beſänftigen; nachdem Roßwurm die Freiheit ſeiner glimpflicher davongekommenen Gefährten erhalten, beſuchte er nichtsdeſtoweniger, obgleich zerbläut, das hochzeitliche Haus.

Folgenden Tages brachte der entrüſtete Marſchall ſeine Klagen vor den Kanzler, Herrn von Sternberg, den Genoſſen ſeiner Spielpartieen, und dieſer war ungerecht genug, mehr als 150 Häſcher, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, einſperren zu laſſen. Täglich belagerten die Weiber derſelben die Thüre Baſſompierre's, um Fürſprache flehend, der den harten Mann endlich beſänftigte, daß er ſie nach vierzehn Tagen des Kerkers entließ, nachdem Zwei in der Kälte des Winters ihren Tod gefunden hatten.

So wechſelten unter den müßigen Hof- und Kriegsleuten wilde Feſtlichkeiten, Tanz und Spiel mancher Art, während der geiſtesmüde Herrſcher ſich in ſeine Gemächer verſchloß.

Es bedarf keiner umſtändlichen Erzählung, daß die Cavaliere ſich trefflich vergnügten; die Tage verfloſſen unter unaufhörlichen Feſten, Schmäuſen, Bällen, unter „meilleures occupations." Mit Schmerzen ſchieden die genußſüchtigen Paare; nur der Marquis weilte, nach kurzer Abreiſe auf Prag, verkleidet noch ſechs Tage und ſechs Nächte auf der ehrwürdigen Burg, und nahm dann, nachdem ſeine Beſtallung ausgefertigt war, Abſchied vom Kaiſer, um zur Zeit des Feldzuges mit ſeinem geworbenen Regimente zurückzukehren, und eilte nach Frankreich, wo indeſſen bald neue Hofverhältniſſe, neue Liebesangelegenheiten ihn feſſelten und er im Dienſte Heinrichs III. und Ludwigs XIII. ſeine glänzende Laufbahn antrat,

die gefälligen Böhmen vergeſſend, wie den Roßwurm, deſſen Feldherrnſtellung durch den vertrauten Umgang mit dem leichtſinnigen Marquis keineswegs befeſtigt war. Denn während der Feldmarſchall in der Hoffnung, mit dem Sommer an der Spitze des Heeres zu neuen Lorbeern auszuziehen, ſich den Freuden der Hauptſtadt überließ, hatten ſeine Gegner, die eiferſüchtige welſche Partei im Rathe des Kaiſers, ihn in dem Grade verleumdet, ihn der Fahrläſſigkeit bei der zweimaligen Belagerung Ofens und der eingelaſſenen Lebensmittel ſo gehäſſig beſchuldigt, daß Rudolph, vielleicht auch gegen den zweideutigen Katholiken eingenommen, aller früheren Verdienſte des Mannes vergaß, ihm plötzlich ſeine Gnade entzog und dem General Baſta die Führung in Niederungarn, dem Grafen Barbiano die in Oberungarn und Siebenbürgen übertrug.

Müſſig verzehrte ſich unterdeſſen die Kraft des nahe zwanzig Jahre an Schlachten und Gefahr gewöhnten Kriegers in der Hauptſtadt, und er ſann auf Rache gegen die Verdränger, welche durch den Erfolg keineswegs die erregte Erwartung rechtfertigten. Denn obgleich bei dem Thronwechſel in Stambul, inneren Empörungen und einem gefährlichen Kriege mit den Perſern der Osmanen Macht getheilt war, ging Waitzen und das von Roßwurm eroberte und behauptete Peſth verloren, und war ſogar Gran, Mansfelds Eroberung, wieder von den Türken belagert. Schlimmeres aber verſchuldete der blinde Verfolgungseifer der beiden Italiener gegen die proteſtantiſchen Ungarn; Belgiojoſo's Fanatismus und Habgier trieben 1604 die Siebenbürger und einen großen Theil der Ungarn zum offenen Abfall vom Kaiſer; ſie warfen ſich den Türken in die Arme. Stephan Bocskai nahm Kaſchau, und beſchämt fand der eine Italiener nach dem Ende des unglücklichſten Feldzugs ſich 1604 in Prag ein.

Im folgenden Jahre war Bocskai von den Türken als König von Ungarn und als Fürſt von Siebenbürgen anerkannt, und verlor Georg Baſta die ſtarken Veſten Gran, Wiſegrad, Veſzprim, Palota und Neuhäuſel, ſtreiften die Tataren bis nach Croatien und Steiermark, und ſchreckten durch Verwüſtung und Wegführung unglücklicher Chriſten den Erzherzog in ſeiner Hofburg zu Gratz.

So war, nachdem Roßwurm durch Neid den Waffen ferngehalten wurde, der heilloſe Krieg nach zwölf blutigen Jahren wieder auf ſeinen Anfang zurückgeführt, als die Bosheit der Gegner und gemißbrauchte Gewalt den ſchwachen Kaiſer in beklagenswerther Weiſe ſeines tüchtigſten deutſchen

Feldherrn, der eben in einen fremden Dienſt einzutreten im Begriff ſtand, beraubte.

Herzog Maximilian von Baiern nämlich, welcher früh erkannt hatte, daß religiöſe Spannung und das unheilbare Mißtrauen der Parteien unſeres Vaterlandes endlich dennoch zur Waffenentſcheidung greifen würde, bemühte ſich mit mehr als landesväterlicher Strenge, ſeinen Baiern kriegeriſchen Sinn und militairiſche Tüchtigkeit anzueignen, welche das Zeitalter Maximilians II. und Rudolphs gleichfalls mit Waffenunluſt und trägem Friedensbehagen beſchlichen hatte. Die Uebermacht der Türken leitete ihn nicht in ſeinen Maßregeln, er ſah an noch hellem Mittage die politiſchen Gewitterſtürme des Abends vorher. Schon vom Jahre **1600** hatte er mit genauer Inſtruction Landesmuſterungen angeordnet, die Bauern durch „Drillmeiſter" im Gebrauch der Piken und der Musketen üben laſſen und den Grund zu der trefflichen Kriegsverfaſſung gelegt, in welcher wir ſein Volk im dreißigjährigen Kriege erblicken. Um den ſchlummernden Soldatengeiſt zu wecken, hatte er fremde Werber in ſeinem Staate geduldet, junge Adelige und Bürger zu den ungariſchen Feldzügen aufgefordert, Zeughäuſer und Schießſtätten errichtet; aber keine Neuerung fordert mehr Anwendung landesfürſtlichen Ernſtes, als eine zweckmäßigere Bauerntracht einzuführen.

Maximilian glaubte nämlich zu bemerken, daß die enggeſpannten, an den Knieen gebundenen Hoſen der Landleute dem Kriegsmanne an der Waffenübung hinderlich ſeien, und befahl deshalb den Gebrauch der ſogenannten „Galeoten", Art des Wamſes und der Beinkleider; allerdings eine bequemere Tracht, deren Name wahrſcheinlich von der bei Schiff- und Galeerenruderern gewöhnlichen entlehnt war. Aber als gälte es den heiligſten, von den Vätern ererbten Rechten, als beträfe das Hoſenmandat die ſchätzbarſten Güter des Lebens, ſo widerſpenſtig lehnten ſich die Bauern, unerſchöpflich an Einwendungen, gegen „die unerträgliche Laſt" auf. Es wurde in der Hoſenangelegenheit die Einwilligung der geſammten Landſchaft erfordert, und dieſelbe ſchien faſt mehrere Jahre hindurch die wichtigſte Frage des Staates zu ſein.

Maximilian hielt als Landesvater in ſeinem Gewiſſen ſich verpflichtet, die neue Form durchzuführen, gab nach, daß die Bauern erſt, wenn ſie die alten Hoſen abgelegt hätten, ſich neue nach der Galeoten-Manier machen ließen; befahl den Obrigkeiten, alle in ihrem Gebiete angeſeſſenen Schnei-

der zu verpflichten, bei unnachläßlicher Strafe nur in der approbirten Form zu arbeiten. Endlich im Jahre 1605 hatte Maximilian, durch geduldiges Erörtern und despotiſche Geſetze, die Bauern „aus ihren alten Hoſen gebracht, in welchen ſie ſich weder recken, ſtrecken noch bewegen konnten“; das neue Princip errang vollends den Sieg, als man den Schneidern das Handwerk ſo lange ſperrte, bis ſie ohne Weigerung die vorſchriftsmäßige Art ſich angelernt, zumal auch kein lediger Bauersſohn auf den Tanzplatz Zutritt erhielt, der Hoſen und Wams nicht „geneſtelt“ oder mit durchgezogenen „Bäuſchen“ trüge.

Maximilian hatte das Hauptſtück ſeiner neuen Kriegsverfaſſung vollendet und mußte ſich, — es war nicht lange vor den berühmten Händeln mit der Reichsſtadt Donauwörth — nach einem berühmten Kriegshaupte für ſein Heer umſehen, da die Landeseinſaſſen, auch Alexander von Haslang, nicht zu einer ſo hohen Stelle befähigt ſchienen. Nicht unwichtig iſt es übrigens zur Charakteriſtik proteſtantiſcher und katholiſcher Stände jener Zeit, daß wenige Jahre früher der Kurfürſt Johann Georg von Brandenburg Kriegsleute, welche ſich in Berlins Straßen, freilich in übermäßig gebauſchten Hoſen, blicken ließen, öffentlich zu beſchimpfen befahl, und man geiſtlicher Seits gegen die ausländiſche Tracht, gegen den „Hoſenteufel“ ſo erbittert focht, daß man nicht ſelten auf der Kanzel gegen denſelben eiferte. Einen unleugbaren Vortheil ſich anzueignen, lag, als etwas weltlich Schnödes, durchaus außerhalb der Denkweiſe der damaligen Lutheriſchen, und darum erſchlaffte der Kriegsmuth der Niederdeutſchen, während man in Oberdeutſchland ſich auf Kampf mit Beſonnenheit gefaßt machte.

Maximilians Wahl fiel zuerſt auf den berühmteſten Feldherrn ſeiner Zeit, auf den Roßwurm, der verdroſſen und erbittert in Prag ſaß, noch immer hoffend, den Commandoſtab gegen die Türken wieder in die Hände zu bekommen. Als der zweite Feldzug angetreten wurde, ohne daß man ſeiner gedachte, nahm er die gebotene ehrenvolle Beſtallung eines Feldmarſchalls des Herzogs von Baiern an; doch das Geſchick wollte, daß ſtatt des Deutſchen ein Fremdling, Johann Tſcherklas von Tilly, in den ruhmvollſten Tagen der baieriſchen Waffen glänzte.

Roßwurm kannte ſeine Verleumder, die Welſchen, gar wohl, zumal den Grafen Belgiojoſo, und hätte gern ſeine Rache gekühlt, ehe er den Schauplatz verließ, um nach Baiern zu gehen. Bereits war es zwiſchen ihm und dem Oberſten Francesco Barbiano, einem Bruder des Feldmar-

ſchalls, zu böſen Reden gekommen, da ihm derſelbe als Werkzeug der Verläſterung ſeiner Feinde, auch des Baſta, verdächtig war. Der Oberſt hatte manchen Schimpf hingenommen, als ein tückiſcher Italiener, Furlani aus Mailand, die offenkundige Feindſchaft Beider benutzte, um für ſich Erkleckliches zu gewinnen. Francesco war nämlich aus Mailand wegen Entführung der Frau eines Rechtsgelehrten verbannt und eine Summe von zwölftauſend Kronen ſtand auf ſeinem Kopfe, welche auch einem Verbannten mit Befreiung von der Strafe zufallen ſollte, falls er den Verbrecher tödtete. Furlani, gleichfalls wegen eines Vergehens ausgetrieben, beſchloß, als Werkzeug eines Mächtigeren, den Francesco aus dem Wege zu räumen, um das ſchöne Geld zu gewinnen und ſeines Bannes ledig zu werden.

Als der Oberſt an einem Abende des Julimonats 1605 ſorglos auf der kleinen Seite von Prag in der welſchen Gaſſe der „Dame vor dem Fenſter ſpazirte", ging der Mailänder zu Roßwurm, der eben beim Feldmarſchall von Herberſtein zur Nacht gegeſſen und wahrſcheinlich tüchtig gezecht hatte, und meldete ihm, „Graf Barbiano laure ihm beim Heimgehen auf."

Augenblicklich ließ der erhitzte Mann vom Hauſe ſeine Waffen und Leute holen und ſchickte ſeinen Leibdiener mit dem Koch und dem Furlani voraus. Als die Drei den galanten Luſtwandler trafen, redete Jener ſie, ohne Arges zu vermuthen, an; aber Furlani antwortete mit einem Piſtolenſchuß, welcher ihn am Arme verwundete. Der Oberſt, furchtlos, gewann Zeit, ſeinen Degen zu zücken, und trieb die Drei mit größter Furie auf Roßwurm zurück, welcher, die Wahrheit meuchelmörderiſcher Nachſtellung nicht länger bezweifelnd, den bedrohten Dienern mit der Wehr ſtracks zu Hilfe eilte.

So entſpann ſich zwiſchen den Herren ein blutiger Zweikampf aus dem Stegreif, dergleichen damals, bei den unbeſtimmten Duellformalien, zu den alltäglichſten Dingen gehörte. Der Italiener war Manns genug, und ſetzte, verwundet, dem Roßwurm ſo tüchtig zu, daß er ihm drei gefährliche Stiche gab und ihn faſt zu Boden brachte, worauf Furlani, wir wiſſen nicht, ob auf Geheiß des Deutſchen, ſeine Gelegenheit abpaßte und den Grafen von hinten durch den Kopf auf der Stelle todtſchoß. — Obgleich nun der Handel ſo zufällig und mit dem Scheine eines ehrenmäßigen Duells, an Clodius's und Milo's Tragödie erinnernd, mit den Sitten der

Zeit im Einklange ſtand und der milde Kaiſer anfangs erzürnt war, daß man ſeinem Feldmarſchall ſo unglimpflich mitgeſpielt habe, ſo ſäumte doch nicht die welſche Partei, das Ohr Rudolphs zu belagern, und zumal flehte Graf Johann Jakob den ſelbſtſtändiger Auffaſſung unfähigen Herrſcher an, ſeinen Bruder zu rächen, „welcher gegen die unter Edelleuten gebräuchliche Sitte durch Roßwurms beſtellte Meuchelmörder gefallen ſei.“

So nahm die Sache plötzlich eine böſe Wendung. Roßwurm, welcher das Ereigniß nach ſeinem wahren Hergange ſchilderte, und zu deſſen Bekräftigung ſeine fünf Wunden zeigte, ward in das Gefängniß des altſtädtiſchen Rathhauſes geworfen, und Furlani, der ſich davon gemacht, in Brandeis aufgeſpürt, nach wüthender Gegenwehr erlegt, ſeine Leiche in Prag an den Galgen gehängt und dann vor der Stadt geviertheilt.

Weil der angeſehene, in der ganzen Chriſtenheit bekannte Feldherr einer Verurtheilung als Todtſchläger vielleicht entgehen konnte, waren Baſta und Belgiojoſo, ſeine geſchwornen Feinde, bemüht, Alles aufzubieten, um Roßwurm zu verderben; durch große Beſtechungen gewannen ſie den berüchtigten Philipp Lang*), Kammerdiener des Kaiſers Rudolph, für ſich; zudem war Lang ohnedies auch ein Feind des Feldmarſchalls und konnte dieſem in ſeiner auf den Kaiſer ſo einflußreichen Stellung um ſo gefährlicher werden.

Roßwurms Verhaftung erregte großes Aufſehen im ganzen Lande, und es fiel deſſen Bruder, dem Oberſten Roßwurm, nicht ſchwer, ſelbſt mehrere Kurfürſten und Fürſten zu vermögen, ſich für denſelben beim Kaiſer zu verwenden. Der Herzog von Baiern, ſobald er erfuhr, daß ſein beſtallter General in einen ſo böſen Handel verwickelt ſei, verwendete ſich auf das Nachdrücklichſte für ihn; aber ſelbſt eine eigene Geſandtſchaft, welche Maximilian an den kaiſerlichen Hof abordnete, konnte Roßwurm nicht aus den Händen ſeiner liſtigen Gegner retten; durch Lang's Intri-

---

*) Ueber Philipp Lang, Kammerdiener Kaiſer Rudolphs II., exiſtirt von dem achtungswerth bekannten und verdienſtvollen Dr. Friedrich Hurter, kaiſerl. öſterr. Reichshiſtoriographen, eine gediegene Schrift, die 1851 in Schaffhauſen erſchienen, ausführlich Lang's Leben, Unthaten und Proceß ſchildert.

D. H.

guen gelangten die Geſandten nicht einmal vor des Kaiſers Augen, und ſelbſt ihre Papiere wurden dem Monarchen durch Lang vorenthalten.

Die Criminalunterſuchung vor einem beſonders niedergeſetzten Gericht dauerte den ganzen Herbſt durch; weil Furlani, der Verderber, unterdeſſen ſein Leben eingebüßt, konnte ein Geſtändniß deſſelben den Betrogenen nicht ſchützen.

Roßwurms Feinde fügten der Klage über Meuchelmord noch die Anſchuldigung verrätheriſcher Veranſtaltungen während des letzten Feldzuges bei. Kein Freund durfte den Gefangenen beſuchen, er mit keinem Anwalt ſich berathen, kein Schreibgeräthe wurde ihm geſtattet, zur Beantwortung einer weitläufigen Anklageſchrift in lateiniſcher Sprache ihm nur ganz kurze Zeit, kaum ſo viel, um ſie überſetzen zu können, vergönnt. Lang, der inzwiſchen häufig mit des Feldmarſchalls Feinden ſich verabredete, nahm den Kaiſer noch weiter durch das Vorgeben ein, Roßwurm habe Anſchläge auf deſſen Leben gemacht, mit den Türken in Correſpondenz ſich eingelaſſen; Beweiſe hierfür waren jedoch nicht beizubringen. Es iſt nicht ohne Grund vermuthet worden, das Todesurtheil gegen denſelben ſei nicht ohne Langs perſönliches Betreiben erfolgt, aber auch daß der Feldmarſchall ſich hätte retten können, wenn er dem Kammerdiener Lang die Hälfte ſeines Vermögens, das nicht unbedeutend war, würde angeboten haben.

Als nun am 28. Nov. Mitternachts dem Feldmarſchall das Urtheil vorgeleſen wurde, daß er wegen des begangenen Mordes auf offener Straße enthauptet werden ſolle, betheuerte er tiefaufſeufzend, Angeſichts der Richter, des Beichtvaters, mehrerer Jeſuiten, zweier Minoriten, des Bürgermeiſters von Prag und zweier Rathsbeamten, er ſei an Barbiano di Belgiojoſo's Tode unſchuldig. Das wurde aber dem Kaiſer ſorgfältig verſchwiegen.

Am 29. Nov. 1605 beſtieg Roßwurm in Mönchskleidung, in Begleitung von zwei Jeſuiten, ohne Zagen das Gerüſt, welches im inneren Hofe des Rathhauſes errichtet war; wohl umgaben ihn auf ſeinem letzten Gange dieſelben Stadtwachen, denen er vor anderthalb Jahren wegen ehrlicher Pflichterfüllung ſo ſchweren Stand bereitet. An der Richtſtätte bat er Alle, die er je beleidigt, um Verzeihung, wie er Jedem, der wider ihn ſich vergangen, ſolche zuſichere. Den Scharfrichter erſuchte er, den Streich erſt dann zu führen, wenn er mit dreimaligem Rufe zu Jeſus und Maria ſein Gebet vollendet. Darauf nahm er aus der Hand des einen Geiſt-

lichen das Bild des Gekreuzigten, küßte die fünf Wunden, warf ſich ſodann auf ein an der Erde liegendes Kreuzesbild, über welchem er Arme und Füße ausſtreckte und bei einer Viertelſtunde ruhig betete. Langſam ſich aufrichtend, ſprach er die Namen Jeſus und Maria. Bevor er den letzteren zum dritten Male angerufen, fuhr das Schwert durch ſeinen Nacken, wonach er auf das Bild in gleicher Richtung ſank, wie er zuvor auf demſelben gelegen hatte.

So fiel Roßwurm's Haupt durch des Henkers Beil. Damit war aber Lang's und ſeiner Genoſſen Rache noch nicht geſättigt. Der Leichnam mußte zum Schimpf der ganzen Familie auf dem Altſtädter Rathhauſe der Schauluſt des Volkes mehrere Tage durch bloßgeſtellt bleiben, und wurde ſpäter in der Kirche „Unſerer lieben Frau zum Schnee" beſtattet. — Als Haßler, einer der Agenten Lang's, ihm den Bericht des vollzogenen Urtheils überbrachte, rief er frohlockend aus: „Auf dieſe Weiſe muß ich meine Feinde züchtigen! Schade er mir ferner!" — Einſt bei einem Mahle rühmte er ſich vor ſeinen Gäſten ungeſcheut: „Leicht hätte der Kaiſer Roßwurm das Leben geſchenkt; aber ich habe es nicht gewollt."

Kamen gleich verſtändige und unparteiiſche Zeitgenoſſen darin überein, daß Roßwurm, weil er nach ſeiner gewaltthätigen Sinnesart mehr als einen Menſchen mit eigener Hand entleibt, den Tod wohl verdient habe, ſo waren doch viele Adlige entrüſtet, daß ein ſo hochgeſtellter Mann, der zweimal des Kaiſers höchſten Heerbefehl bekleidet, unter dem Beile „des Nachrichters" ſchmählich habe enden müſſen.

Graf Franz Chriſtoph Khevenhiller, der Miniſter und Geſchichtsſchreiber Ferdinands II., ein in alle Geheimniſſe jener Zeit eingeweihter Schriftſteller, hält den „kühnen, tapferen Helden Roßwurm, welcher in Ungarn ſo anſehnliche Dienſte verrichtet und ritterlich wider die Türken Blut vergoſſen," für **unſchuldig**, und ſchreibt ſeinen tragiſchen Ausgang der Mißgunſt „Etlicher, die ihn um ſein Glück beneideten und denen er im Wege ſtand", zu.

Rudolph II. habe die Uebereilung hoch beklagt; „weil er aber eben damals ſich ganz inne gehalten und faſt Niemanden gehört habe", ſei Alles verdeckt und beſchönigt worden.

So viel iſt gewiß, daß die Hinrichtung des erſten kaiſerlichen Feldherrn wegen eines bürgerlichen Criminalvergehens, bei Rudolphs

ſonſtiger Milde, etwas ganz Unerhörtes war, und daß bald die Zeiten über den unglücklichen Herrſcher hereinbrachen, in denen er treuer und entſchloſſener Diener ganz entbehrte.

Barbiano Belgiojoſo und Lang durften Beide nicht lange ihres blutigen Triumphes ſich freuen; Barbiano, in Ungnade gefallen, weil er dem Erzhauſe durch ſeinen Verfolgungseifer in Siebenbürgen ſo böſe Dienſte geleiſtet, ging bald darauf wieder zu den Spaniern, erhielt eine Statthalterſchaft in den Niederlanden, und ſtarb kinderlos im Jahre 1626 zu Lüttich.

Philipp Lang, deſſen vielfache und unerhörte Miſſethaten, Beſtechlichkeit, Dieberei, Verleumdungen u. ſ. w. endlich an's Licht kamen, ward am 1. Juni 1608 in's Gefängniß geworfen und ſtarb darin bald darauf, und bevor noch ſein Proceß, der die ſchmachvollſten Thaten an's Licht förderte, beendet wurde.

Auch Georg Baſta ſtarb ſchon 1606, nach einer üppigen Mahlzeit vom Schlage gerührt, und blieb wegen ſeines Geizes und ſeiner Grauſamkeit bei den Ungarn in ungeſegnetem Andenken.

Des Feldmarſchalls Roßwurm Familie, gehoben durch den Namen eines Gliedes, trat im 17. Jahrhundert nicht in die Dunkelheit zurück; zwei ſeiner Verwandten, die er auf den ungariſchen Kriegsſchauplatz gerufen, Burkhardt und Hieronymus, zeichneten ſich ſpäter als kaiſerliche Generale aus, und Hans Georg war 1648 franzöſiſcher General und Commandant von Schorndorf.

(Zumeiſt auszugsweiſe nach F. W. Bartholds trefflicher Monographie über Roßwurm in Raumers Taſchenbuch f. 1838 u. F. Hurters Schrift über Ph. Lang.)

Adolph Graf von Schwarzenberg,

kaiſerl. Feldmarſchall, geheimer Kriegsrath und Commandant von Wien.

Schon der Großvater dieſes nicht blos um die Monarchie, ſondern um die ganze Chriſtenheit verdienten Helden, Wilhelm I. Freiherr von Schwarzenberg, hatte in dem frieſiſchen Kriege das kaiſerl. Heer befehligt und beruhigte unter Karl V., zur Zeit des Bauernaufſtandes, die aufſtändiſchen Bauern in Lothringen und Elſaß, und ſein Vater, Wilhelm II., ſtarb an den bei St. Quentin (1557) erhaltenen Wunden, als Adolph, der 1547 geboren, erſt zehn Jahre alt war.

Ueber das uralte Geſchlecht der Schwarzenberge, welche, aus Franken ſtammend, ſich Anfangs von Seinsheim nannten, ſo wie über die Jugend unſeres Helden, haben wir ſchon in der vorangehenden Biographie des Feldmarſchalls Roßwurm Mehreres mitgetheilt. Mit Roßwurm gemeinſchaftlich unter dem berühmten Baſſompierre dienend, machte Adolph Schwarzenberg ſeine erſten Kriegszüge und Waffenthaten mit und brachte es hier ſchon zu Würden und Anerkennung. Er machte ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten bemerkbar; da aber der zweideutige Friede mit den Türken, welcher um 1592 erfolgte, ihm momentan die fernere Gelegenheit, ſich in Waffen zu erproben, entzog, trat er indeß bei Kaiſer Rudolph II. in Hofdienſte. Dem Vertrauen, welches dieſer Monarch in ſeine früher erprobte Tapferkeit und Einſicht ſetzte, die den Erfolg ſeiner nachmaligen Unternehmungen vollkommen rechtfertigte, verdankte er den Feldherrnſtab, welchen er nach dem bald erfolgten Wiederausbruch des Krieges erhielt. Schwarzenberg begleitete den Erzherzog Maximilian zu der Einnahme von Waitzen und Hatvan und hierauf nach Erlau, ſowie zu dem Treffen bei Kereszter (1596), wo ſie das Feld behaupteten, den Sultan in die Flucht ſchlugen und 43 Kanonen eroberten. Leider gingen aber bald nachher durch fremde Fehler die erkämpften Vortheile verloren. Schwarzenberg und der Erzherzog waren daran nicht Schuld. Man hatte im Laufe dieſes Krieges einen äußerſt ſchweren Stand gegen die Türken, weil Raab in ihren Händen (wie ſchon in der Biographie des Feldmarſchalls Roßwurm erwähnt, hatte der Commandant, Graf Hardeg,

ſchimpflicher Weiſe dieſe wichtige Feſtung den Feinden übergeben, wofür Hardeg vor ein Kriegsgericht geſtellt und zu Wien am Hofe enthauptet wurde) war, wodurch es ihnen leicht wurde, bis nach Oeſterreich zu ſtreifen, wenn man nicht beſtändig wider ſie ſtreitfertig daſtand. Daher mußten an der Donau fortwährend Truppen und auf dem Strome bewaffnete Schiffe unterhalten werden; die benachbarten Feſtungen aber, die dem Erzhauſe Oeſterreich ſeinen kleinen Theil von Ungarn noch allein ſicherten, konnten nur Befehlshabern von großer Einſicht und geprüfter Tapferkeit und Treue anvertraut werden. So ward Adolph Schwarzenberg zum Commandanten von Komorn ernannt; er begnügte ſich aber nicht, blos dieſen Platz würdig zu behaupten, ſondern ſuchte weiter um ſich zu greifen und warf ſein Augenmerk namentlich auf Raab, deſſen ſpätere Wiedereroberung ihm bleibendes Verdienſt und unſterblichen Ruhm erwarb.

Schwarzenberg war Anfangs 1598 vom Kaiſer nach Prag berufen worden. Rudolph II. forderte denſelben auf, noch während des Winters eine bedeutende Unternehmung gegen die Türken zu verſuchen. Nachdem der Kaiſer mit dem Erzherzog Maximilian, mit Schwarzenberg und Niklas Palfy übereingekommen, daß der Wiedergewinn von Raab die entſchiedenſten Vortheile verſpreche, wurde ein überraſchender Angriff auf dieſe Stadt beſchloſſen. Der Feldmarſchall Schwarzenberg erhielt Befehl, baldigſt zu deſſen Ausführung zu ſchreiten, und ſich hierzu der in Ungarn bequartierten Truppen, aller Kriegsgeräthe u. ſ. w., nach eigenem Gutfinden, zu bedienen.

Schwarzenberg begab ſich von Prag nach Komorn, in welcher Feſtung er, wie ſchon erwähnt, den Oberbefehl führte. Er wurde viele Wochen, — Anfangs durch die äußerſte Strenge des Winters und den ſehr tiefen Schnee, ſpäter durch die, bei deſſen Schmelzen und dem anhaltenden Regenwetter, angeſchwollenen Gewäſſer und ganz verderbten Straßen, — abgehalten, ſeinen Plan auszuführen. Endlich, um die Mitte des März, begannen die Elemente ſich raſchen Truppenbewegungen günſtiger zu zeigen.

Schwarzenberg hatte zu Wien, unter ſtrenger Geheimhaltung, die zu ſeinem Vorhaben nöthigen Feldbrücken, Sturmleitern, Petarden, Geſchütze, Munition u. ſ. w. in Bereitſchaft ſetzen, und dann dieſelben auf der Donau nach Komorn ſchaffen laſſen. Die zu der Unternehmung beſtimmten Trup-

Adolph Graf von Schwarzenberg,

kaiſerl. Feldmarſchall, geheimer Kriegsrath und Commandant von Wien.

Schon der Großvater dieſes nicht blos um die Monarchie, ſondern um die ganze Chriſtenheit verdienten Helden, Wilhelm I. Freiherr von Schwarzenberg, hatte in dem frieſiſchen Kriege das kaiſerl. Heer befehligt und beruhigte unter Karl V., zur Zeit des Bauernaufſtandes, die aufſtändiſchen Bauern in Lothringen und Elſaß, und ſein Vater, Wilhelm II., ſtarb an den bei St. Quentin (1557) erhaltenen Wunden, als Adolph, der 1547 geboren, erſt zehn Jahre alt war.

Ueber das uralte Geſchlecht der Schwarzenberge, welche, aus Franken ſtammend, ſich Anfangs von Seinsheim nannten, ſo wie über die Jugend unſeres Helden, haben wir ſchon in der vorangehenden Biographie des Feldmarſchalls Roßwurm Mehreres mitgetheilt. Mit Roßwurm gemeinſchaftlich unter dem berühmten Baſſompierre dienend, machte Adolph Schwarzenberg ſeine erſten Kriegszüge und Waffenthaten mit und brachte es hier ſchon zu Würden und Anerkennung. Er machte ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten bemerkbar; da aber der zweideutige Friede mit den Türken, welcher um 1592 erfolgte, ihm momentan die fernere Gelegenheit, ſich in Waffen zu erproben, entzog, trat er indeß bei Kaiſer Rudolph II. in Hofdienſte. Dem Vertrauen, welches dieſer Monarch in ſeine früher erprobte Tapferkeit und Einſicht ſetzte, die den Erfolg ſeiner nachmaligen Unternehmungen vollkommen rechtfertigte, verdankte er den Feldherrnſtab, welchen er nach dem bald erfolgten Wiederausbruch des Krieges erhielt. Schwarzenberg begleitete den Erzherzog Maximilian zu der Einnahme von Waitzen und Hatván und hierauf nach Erlau, ſowie zu dem Treffen bei Kereszter (1596), wo ſie das Feld behaupteten, den Sultan in die Flucht ſchlugen und 43 Kanonen eroberten. Leider gingen aber bald nachher durch fremde Fehler die erkämpften Vortheile verloren. Schwarzenberg und der Erzherzog waren daran nicht Schuld. Man hatte im Laufe dieſes Krieges einen äußerſt ſchweren Stand gegen die Türken, weil Raab in ihren Händen (wie ſchon in der Biographie des Feldmarſchalls Roßwurm erwähnt, hatte der Commandant, Graf Hardeg,

beten, daß die Beſatzung ſo eben einen, von Ofen in Anzug begriffenen Geld- und Proviantransport erwarte. Schwarzenberg eilte, die Umſtände, welche ſein Vorhaben zu begünſtigen verſprachen, zu benützen. Er ließ das Gerücht verbreiten, daß er jenem Transporte entgegenrücken und denſelben aufheben wolle.*) — Am 25. März waren die geſammten Truppen zum Aufbruch bereit. Sie zählten:

Fünf Fahnen Franzoſen zu Fuß oder	900	Mann.
Fünf Fahnen Wallonen zu Fuß oder	900	=
Deutſche Knechte von Gran	300	=
Deutſche Knechte von Komorn	50	=
Sieben Compagnieen Wallonen zu Pferde	700	=
Unter General Graf Niklas Palfy Haiducken oder ungariſche Büchſenſchützen zu Fuß	1000	=
Huſaren	1000	=
In Allem:	4850	Mann.

Am 26. März, nach Einbruch der Nacht, ließ der Feldmarſchall Schwarzenberg eine Schiffbrücke über die Donau ſchlagen, und am Morgen des 27. März mehrere Reiterabtheilungen über dieſelbe vorausgehen. Dieſe ſollten die gegen Raab führenden Wege durchſuchen und beſetzen, alle auf denſelben angetroffenen, jener Stadt zuziehenden Wagen, Reiter und Wanderer anhalten und nach Komorn zurückſchicken, — dadurch den Marſch des Corps ſichern, und es hindern, daß dem Feinde hiervon irgend eine Kunde zukommen könne. — Vier Stunden nach dem Abgang dieſes Vortrabs, um ein Uhr Nachmittags, zog Schwarzenberg mit ſeinem Corps über die Brücke. So wie eine Schaar dieſelbe überſchritten hatte, ertheilte der Feldmarſchall ihrem Anführer den Befehl, in welcher Ordnung der Marſch fortgeſetzt werden ſolle. Mittelſt auf Wagen mitgeführter Schiffbrücken ging das Corps gegen Abend über den ſumpfigen Bach Chonczo, und um 9 Uhr Nachts über den, von den links gelegenen Waldhügeln herabfließenden Bakonyer oder Czeha-Bach, an deſſen linkem Ufer die Truppen die Nacht zubrachten.

Während dieſes Marſches kam dem Corps ein gewiſſer Matthäus Feinemeth entgegen, welcher bei der vorjährigen Belagerung Raabs in tür-

*) Siehe öſterreich. militär. Zeitſchrift für 1827.

die gefälligen Böhmen vergeſſend, wie den Roßwurm, deſſen Feldherrnſtellung durch den vertrauten Umgang mit dem leichtſinnigen Marquis keineswegs befeſtigt war. Denn während der Feldmarſchall in der Hoffnung, mit dem Sommer an der Spitze des Heeres zu neuen Lorbeern auszuziehen, ſich den Freuden der Hauptſtadt überließ, hatten ſeine Gegner, die eiferſüchtige welſche Partei im Rathe des Kaiſers, ihn in dem Grade verleumdet, ihn der Fahrläſſigkeit bei der zweimaligen Belagerung Ofens und der eingelaſſenen Lebensmittel ſo gehäſſig beſchuldigt, daß Rudolph, vielleicht auch gegen den zweideutigen Katholiken eingenommen, aller früheren Verdienſte des Mannes vergaß, ihm plötzlich ſeine Gnade entzog und dem General Baſta die Führung in Niederungarn, dem Grafen Barbiano die in Oberungarn und Siebenbürgen übertrug.

Müſſig verzehrte ſich unterdeſſen die Kraft des nahe zwanzig Jahre an Schlachten und Gefahr gewöhnten Kriegers in der Hauptſtadt, und er ſann auf Rache gegen die Verdränger, welche durch den Erfolg keineswegs die erregte Erwartung rechtfertigten. Denn obgleich bei dem Thronwechſel in Stambul, inneren Empörungen und einem gefährlichen Kriege mit den Perſern der Osmanen Macht getheilt war, ging Waitzen und das von Roßwurm eroberte und behauptete Peſth verloren, und war ſogar Gran, Mansfelds Eroberung, wieder von den Türken belagert. Schlimmeres aber verſchuldete der blinde Verfolgungseifer der beiden Italiener gegen die proteſtantiſchen Ungarn; Belgiojoſo's Fanatismus und Habgier trieben 1604 die Siebenbürger und einen großen Theil der Ungarn zum offenen Abfall vom Kaiſer; ſie warfen ſich den Türken in die Arme. Stephan Bocskai nahm Kaſchau, und beſchämt fand der eine Italiener nach dem Ende des unglücklichſten Feldzugs ſich 1604 in Prag ein.

Im folgenden Jahre war Bocskai von den Türken als König von Ungarn und als Fürſt von Siebenbürgen anerkannt, und verlor Georg Baſta die ſtarken Veſten Gran, Wiſegrad, Veſzprim, Palota und Neuhäuſel, ſtreiften die Tataren bis nach Croatien und Steiermark, und ſchreckten durch Verwüſtung und Wegführung unglücklicher Chriſten den Erzherzog in ſeiner Hofburg zu Gratz.

So war, nachdem Roßwurm durch Neid den Waffen ferngehalten wurde, der heilloſe Krieg nach zwölf blutigen Jahren wieder auf ſeinen Anfang zurückgeführt, als die Bosheit der Gegner und gemißbrauchte Gewalt den ſchwachen Kaiſer in beklagenswerther Weiſe ſeines tüchtigſten deutſchen

Feldherrn, der eben in einen fremden Dienſt einzutreten im Begriff ſtand, beraubte.

Herzog Maximilian von Baiern nämlich, welcher früh erkannt hatte, daß religiöſe Spannung und das unheilbare Mißtrauen der Parteien unſeres Vaterlandes endlich dennoch zur Waffenentſcheidung greifen würde, bemühte ſich mit mehr als landesväterlicher Strenge, ſeinen Baiern kriegeriſchen Sinn und militairiſche Tüchtigkeit anzueignen, welche das Zeitalter Maximilians II. und Rudolphs gleichfalls mit Waffenunluſt und trägem Friedensbehagen beſchlichen hatte. Die Uebermacht der Türken leitete ihn nicht in ſeinen Maßregeln, er ſah an noch hellem Mittage die politiſchen Gewitterſtürme des Abends vorher. Schon vom Jahre 1600 hatte er mit genauer Inſtruction Landesmuſterungen angeordnet, die Bauern durch „Drillmeiſter" im Gebrauch der Piken und der Musketen üben laſſen und den Grund zu der trefflichen Kriegsverfaſſung gelegt, in welcher wir ſein Volk im dreißigjährigen Kriege erblicken. Um den ſchlummernden Soldatengeiſt zu wecken, hatte er fremde Werber in ſeinem Staate geduldet, junge Adelige und Bürger zu den ungariſchen Feldzügen aufgefordert, Zeughäuſer und Schießſtätten errichtet; aber keine Neuerung fordert mehr Anwendung landesfürſtlichen Ernſtes, als eine zweckmäßigere Bauerntracht einzuführen.

Maximilian glaubte nämlich zu bemerken, daß die enggeſpannten, an den Knieen gebundenen Hoſen der Landleute dem Kriegsmanne an der Waffenübung hinderlich ſeien, und befahl deshalb den Gebrauch der ſogenannten „Galeoten", Art des Wamſes und der Beinkleider; allerdings eine bequemere Tracht, deren Name wahrſcheinlich von der bei Schiff- und Galeerenruderern gewöhnlichen entlehnt war. Aber als gälte es den heiligſten, von den Vätern ererbten Rechten, als beträfe das Hoſenmandat die ſchätzbarſten Güter des Lebens, ſo widerſpenſtig lehnten ſich die Bauern, unerſchöpflich an Einwendungen, gegen „die unerträgliche Laſt" auf. Es wurde in der Hoſenangelegenheit die Einwilligung der geſammten Landſchaft erfordert, und dieſelbe ſchien faſt mehrere Jahre hindurch die wichtigſte Frage des Staates zu ſein.

Maximilian hielt als Landesvater in ſeinem Gewiſſen ſich verpflichtet, die neue Form durchzuführen, gab nach, daß die Bauern erſt, wenn ſie die alten Hoſen abgelegt hätten, ſich neue nach der Galeoten-Manier machen ließen; befahl den Obrigkeiten, alle in ihrem Gebiete angeſeſſenen Schnei-

türkiſchen Haufen zerſtreuen, und dadurch die Beſatzung, — ſo wie die Wohnung des Baſſa oder die Burg, — im Rücken nehmen.

„Der General Graf Palfy ſoll, mit den drei übrigen walloniſchen Reiter-Compagnieen und allen Huſaren, die Gegend um die Feſtung beſetzen und bewachen.

„Jeder feigherzig weichende, ſo wie jeder in ein Haus, um zu plündern, eindringende Soldat ſoll von ſeinen nächſten Kameraden auf der Stelle niedergemacht werden. Dagegen wird, nach gelungener Eroberung des Platzes, die geſammte türkiſche Beute unter die Krieger regelmäßig vertheilt."

Um fünf Uhr Nachmittags brach das Corps von Gönyö auf, und erreichte eine Stunde vor Mitternacht die Stelle, wo bei dem vorjährigen Angriffe auf Raab der Erzherzog Maximilian gelagert hatte. Der Feldmarſchall ließ hier den General Palfy mit dem größten Theile der Reiterei halten. Er ſelbſt ſetzte mit dem ganzen Fußvolk und den zunächſt zu deſſen Unterſtützung beſtimmten vier walloniſchen Reiter-Compagnieen, den Marſch fort. Der letzte Theil des Weges war ſehr beſchwerlich, da die Truppen viermal durch Gewäſſer, welches denſelben bis an den Gürtel reichte, waten mußten.

Am 29. März, um 2 Uhr nach Mitternacht, kam Schwarzenberg in der Nähe der Stadt an. Die Petarden, und alles übrige zur Erleichterung des Sturmes mitgeführte Geräthe, wurden in Ordnung gerichtet. Auch ließ Schwarzenberg nunmehr dem General Palfy den Befehl überbringen, mit ſeiner Reiterei nachzurücken, und die Gegend um die Stadt zu beſetzen.

Die erſte Hälfte der Nacht über hatte der helle Mondſchein die Beſorgniß erregt, daß die türkiſchen Wachen den Anmarſch des Corps von Ferne wahrnehmen würden. Doch in der letzten Stunde erhob ſich aus der Donau ein ſtarker Nebel, verhüllte die Gegend und bildete ſich zu Wolken, welche den Mond verfinſterten, und dadurch die anrückenden Truppen verbargen. Auch begann jetzt ein heftiger Wind gerade von der Stadt her zu wehen, und hinderte durch ſeine Richtung und durch ſein eigenes ſtürmiſches Brauſen die türkiſchen Wachen, das unvermeidliche Geräuſch der ſich bewegenden Colonnen zu vernehmen.

Schwarzenberg ſendete nun fünf, der türkiſchen Sprache wohl kundige, als Spahis verkleidete Huſaren voraus, an das Stuhlweißenburger Thor.

Adolf Graf von Schwarzenberg.

Kaiserl. General.

Zeit im Einklange ſtand und der milde Kaiſer anfangs erzürnt war, daß man ſeinem Feldmarſchall ſo unglimpflich mitgeſpielt habe, ſo ſäumte doch nicht die welſche Partei, das Ohr Rudolphs zu belagern, und zumal flehte Graf Johann Jakob den ſelbſtſtändiger Auffaſſung unfähigen Herrſcher an, ſeinen Bruder zu rächen, „welcher gegen die unter Edelleuten gebräuchliche Sitte durch Roßwurms beſtellte Meuchelmörder gefallen ſei.“

So nahm die Sache plötzlich eine böſe Wendung. Roßwurm, welcher das Ereigniß nach ſeinem wahren Hergange ſchilderte, und zu deſſen Bekräftigung ſeine fünf Wunden zeigte, ward in das Gefängniß des altſtädtiſchen Rathhauſes geworfen, und Furlani, der ſich davon gemacht, in Brandeis aufgeſpürt, nach wüthender Gegenwehr erlegt, ſeine Leiche in Prag an den Galgen gehängt und dann vor der Stadt geviertheilt.

Weil der angeſehene, in der ganzen Chriſtenheit bekannte Feldherr einer Verurtheilung als Todtſchläger vielleicht entgehen konnte, waren Baſta und Belgiojoſo, ſeine geſchwornen Feinde, bemüht, Alles aufzubieten, um Roßwurm zu verderben; durch große Beſtechungen gewannen ſie den berüchtigten Philipp Lang*), Kammerdiener des Kaiſers Rudolph, für ſich; zudem war Lang ohnedies auch ein Feind des Feldmarſchalls und konnte dieſem in ſeiner auf den Kaiſer ſo einflußreichen Stellung um ſo gefährlicher werden.

Roßwurms Verhaftung erregte großes Aufſehen im ganzen Lande, und es fiel deſſen Bruder, dem Oberſten Roßwurm, nicht ſchwer, ſelbſt mehrere Kurfürſten und Fürſten zu vermögen, ſich für denſelben beim Kaiſer zu verwenden. Der Herzog von Baiern, ſobald er erfuhr, daß ſein beſtallter General in einen ſo böſen Handel verwickelt ſei, verwendete ſich auf das Nachdrücklichſte für ihn; aber ſelbſt eine eigene Geſandtſchaft, welche Maximilian an den kaiſerlichen Hof abordnete, konnte Roßwurm nicht aus den Händen ſeiner liſtigen Gegner retten; durch Lang's Intri-

*) Ueber Philipp Lang, Kammerdiener Kaiſer Rudolphs II., exiſtirt von dem achtungswerth bekannten und verdienſtvollen Dr. Friedrich Hurter, kaiſerl.-öſterr. Reichshiſtoriographen, eine gediegene Schrift, die 1851 in Schaffhauſen erſchienen, ausführlich Lang's Leben, Unthaten und Proceß ſchildert.

D. H.

Einige hundert Schritte hinter denſelben marſchirte Oberſtlieutenant Baron Vabecourt mit ſeiner Compagnie und den Petarden.

Als die Huſaren der Brücke nahten, wurden ſie von der ober dem Thore ſtehenden Schildwache angerufen. Ihrer erhaltenen Weiſung gemäß antworteten ſie: „ſie gehörten zur Bedeckung des von Ofen erwarteten Transportes, der ſogleich eintreffen werde. Die Zugbrücke ſei unverzüglich niederzulaſſen, damit die Wagen noch vor Tagesanbruch ſicher in die Stadt gebracht werden könnten, und nicht etwa von den Chriſten ausgekundſchaftet und angefallen würden.“

Während der Türke ſich vertrauensvoll mit den vermeinten Kameraden unterhielt, rückten dieſe auf der Brücke ſelbſt bis an das mehrerwähnte Gitter, und Oberſtlieutnant Vabecourt folgte dahin, um an daſſelbe die kleinere Petarde anhängen zu laſſen. Doch man bedurfte derſelben nicht; denn das Thor des Gitters fand ſich zwar wohl zugeklinkt, — aber weder verſchloſſen noch verriegelt. Es wurde daher ohne Mühe und Geräuſch geöffnet. — Die fünf Huſaren ritten dann, unter ſtetem Geſpräch mit der türkiſchen Wache, auf der Brücke weiter vor. Sie fanden die Zugbrücke wegen des Transportes bereits herabgelaſſen, und gelangten alſo ungehindert bis an das Hauptthor ſelbſt. — Jetzt endlich bemerkte der Türke die Täuſchung und gab Feuer. Die übrigen nahen Wachen griffen zu den Gewehren und feuerten ebenfalls. Aber ſchon hatte Oberſtlieutnant Vabecourt hinreichend Zeit gehabt, die Petarde durch den Korporal La Marche an das Thor befeſtigen zu laſſen. Die erſte Losbrennung derſelben verſagte, doch die zweite gelang. Die Exploſion zerſchmetterte das ſtark mit Eiſen beſchlagene Thor, deſſen einer Flügel über dreihundert Schritte weit, bis auf den Marktplatz geſchleudert wurde.

Es war eben 3 Uhr des Morgens, als der heftige Knall die Beſatzung aus dem Schlafe ſchreckte, und die Kaiſerlichen in der befohlenen Ordnung durch das Thor drangen. Jede Abtheilung eilte, die ihr angewieſenen Poſten einzunehmen. Vabecourt und Obernbruck rückten mit den vorderſten Fahnen der Franzoſen und Wallonen bis auf den Marktplatz, indeß die hinteren vier Compagnieen ſich links gegen die Burg wendeten. Der Oberſtlieutnant Peter Orſitz griff die zwei, zu beiden Seiten neben dem Stuhlweißenburger Thore gelegenen Baſtionen: Kaiſer und Valentin Toth an. Die Rittmeiſter Don Michael Lopez und Straſſoldo folgten mit ihren Reitercompagnieen zur Unterſtützung nach. — Endlich zog Schwarzenberg

lichen das Bild des Gekreuzigten, küßte die fünf Wunden, warf ſich ſodann auf ein an der Erde liegendes Kreuzesbild, über welchem er Arme und Füße ausſtreckte und bei einer Viertelſtunde ruhig betete. Langſam ſich aufrichtend, ſprach er die Namen Jeſus und Maria. Bevor er den letzteren zum dritten Male angerufen, fuhr das Schwert durch ſeinen Nacken, wonach er auf das Bild in gleicher Richtung ſank, wie er zuvor auf demſelben gelegen hatte.

So fiel Roßwurm's Haupt durch des Henkers Beil. Damit war aber Lang's und ſeiner Genoſſen Rache noch nicht geſättigt. Der Leichnam mußte zum Schimpf der ganzen Familie auf dem Altſtädter Rathhauſe der Schauluſt des Volkes mehrere Tage durch blosgeſtellt bleiben, und wurde ſpäter in der Kirche „Unſerer lieben Frau zum Schnee" beſtattet. — Als Haßler, einer der Agenten Lang's, ihm den Bericht des vollzogenen Urtheils überbrachte, rief er frohlockend aus: „Auf dieſe Weiſe muß ich meine Feinde züchtigen! Schade er mir ferner!" — Einſt bei einem Mahle rühmte er ſich vor ſeinen Gäſten ungeſcheut: „Leicht hätte der Kaiſer Roßwurm das Leben geſchenkt; aber ich habe es nicht gewollt."

Kamen gleich verſtändige und unparteiiſche Zeitgenoſſen darin überein, daß Roßwurm, weil er nach ſeiner gewaltthätigen Sinnesart mehr als einen Menſchen mit eigener Hand entleibt, den Tod wohl verdient habe, ſo waren doch viele Adlige entrüſtet, daß ein ſo hochgeſtellter Mann, der zweimal des Kaiſers höchſten Heerbefehl bekleidet, unter dem Beile „des Nachrichters" ſchmählich habe enden müſſen.

Graf Franz Chriſtoph Khevenhiller, der Miniſter und Geſchichtsſchreiber Ferdinands II., ein in alle Geheimniſſe jener Zeit eingeweihter Schriftſteller, hält den „kühnen, tapferen Helden Roßwurm, welcher in Ungarn ſo anſehnliche Dienſte verrichtet und ritterlich wider die Türken Blut vergoſſen," für **unſchuldig**, und ſchreibt ſeinen tragiſchen Ausgang der Mißgunſt „Etlicher, die ihn um ſein Glück beneideten und denen er im Wege ſtand", zu.

Rudolph II. habe die Uebereilung hoch beklagt; „weil er aber eben damals ſich ganz inne gehalten und faſt Niemanden gehört habe", ſei Alles verdeckt und beſchönigt worden.

So viel iſt gewiß, daß die Hinrichtung des erſten kaiſerlichen Feldherrn wegen eines bürgerlichen Criminalvergehens, bei Rudolphs

ſonſtiger Milde, etwas ganz Unerhörtes war, und daß bald die Zeiten über den unglücklichen Herrſcher hereinbrachen, in denen er treuer und entſchloſſener Diener ganz entbehrte.

Barbiano Belgiojoſo und Lang durften Beide nicht lange ihres blutigen Triumphes ſich freuen; Barbiano, in Ungnade gefallen, weil er dem Erzhauſe durch ſeinen Verfolgungseifer in Siebenbürgen ſo böſe Dienſte geleiſtet, ging bald darauf wieder zu den Spaniern, erhielt eine Statthalterſchaft in den Niederlanden, und ſtarb kinderlos im Jahre 1626 zu Lüttich.

Philipp Lang, deſſen vielfache und unerhörte Miſſethaten, Beſtechlichkeit, Dieberei, Verleumdungen u. ſ. w. endlich an's Licht kamen, ward am 1. Juni 1608 in's Gefängniß geworfen und ſtarb darin bald darauf, und bevor noch ſein Proceß, der die ſchmachvollſten Thaten an's Licht förderte, beendet wurde.

Auch Georg Baſta ſtarb ſchon 1606, nach einer üppigen Mahlzeit vom Schlage gerührt, und blieb wegen ſeines Geizes und ſeiner Grauſamkeit bei den Ungarn in ungeſegnetem Andenken.

Des Feldmarſchalls Roßwurm Familie, gehoben durch den Namen eines Gliedes, trat im 17. Jahrhundert nicht in die Dunkelheit zurück; zwei ſeiner Verwandten, die er auf den ungariſchen Kriegsſchauplatz gerufen, Burkhardt und Hieronymus, zeichneten ſich ſpäter als kaiſerliche Generale aus, und Hans Georg war 1648 franzöſiſcher General und Commandant von Schorndorf.

(Zumeiſt auszugsweiſe nach F. W. Bartholds treffl. Monographie über Roßwurm in Raumers Taſchenbuch f. 1838 u. F. Hurters Schrift über Ph. Lang.)

ſtürzten. Doch ſie ertranken zum Theil in den Fluthen, und die das jenſeitige Ufer gewannen, wurden von den Huſaren niedergemacht.

Bei Anfang des Kampfes hatte die türkiſche Beſatzung **1600** Streiter gezählt. Hiervon waren **1300** gefallen; darunter der Commandant, Aly-Baſſa, mit ſeinen meiſten Offizieren: dem Oſchiumbli-Aga, Beſchli-Aga, Alay-Beg, Janitſcharen-Aga u. a. m. Der Reſt, von ungefähr **300** Waffenfähigen, wurde nebſt vielen Weibern und Kindern gefangen. — Der Verluſt der Sieger belief ſich auf mehr denn **400** Todte und **600** Verwundete. — **400** Chriſten-Sclaven wurden befreit.

Man fand in der Feſtung **187** Geſchütze verſchiedenen Kalibers, viele Gewehre und Waffen von mancherlei Art, **500** Centner Pulver und **50** Centner Blei, **25,000** Kanonenkugeln; — eine Menge Pferde, darunter über **600** treffliche Reitpferde; — viele goldene und ſilberne Gefäße, reiche Kleider, koſtbare Pelze u. ſ. w.; — auch einen großen Vorrath von Lebensmitteln. — Die Geſchütze und Munition fielen dem Kaiſer zu. Dieſem wurden auch fünfzig auserleſene Pferde, einige andere den Erzherzogen Matthias und Maximilian verehrt. Die übrigen Pferde und alle ſonſtige Beute wurde unter die Truppen vertheilt.

So kam die wichtige Feſtung Raab wieder in des Kaiſers Macht, nachdem ſie drei Jahre und ſechs Monate in den Händen der Türken geweſen. Noch am Tage der Eroberung ſendete der Feldmarſchall Schwarzenberg den Oberſtlieutnant Baron Babecourt mit der erſten Siegesbotſchaft nach Wien an den Erzherzog Matthias, und dann an den Kaiſer nach Prag. In ſeinem ausführlichen Berichte vom **30.** März an den Kaiſer rühmt der Feldmarſchall die ausgezeichneten Dienſte des Generals Niklas Grafen Palfy, — der beiden Oberſtlieutenants Baron Babecourt und Obernbruck und der franzöſiſchen und walloniſchen Hauptleute und Soldaten zu Fuß, — des Oberſtlieutenants Peter Orſitz und ſeiner Haiducken, der Rittmeiſter Huyn, Straſſoldo, Don Michael Lopez, Werlin, Attilio Jan Paolo und des Hans Leonhard von Jell und ihrer walloniſchen Reiter.*)

---

*) Auf dieſes für die kaiſerlichen Waffen ſo ruhmvolle Ereigniß wurden mehrere Denkmünzen geprägt. Der Catalogus numorum Hungariae ac Transilvaniae Instituti nationalis Szechényani (Pestini 1807; 8. pag. 137 et seq.) beſchreibt

Am 30. März entsendete der Feldmarschall Freiherr von Schwarzenberg eine starke Abtheilung aus Raab nach dem Schlosse St. Martinsberg. Die Truppen fanden dasselbe von den Türken bereits verlassen. — Da der Kaiser den Feldmarschall zum Gouverneur oder Obersten von Raab ernannte, so bemühte sich Schwarzenberg dann, die Werke des Platzes schnell zur kräftigsten Vertheidigung herzustellen.

Der Verlust vor Raab hatte aber die Türken zu sehr überrascht und entmuthigt, als daß sie daran hätten denken können, diese Stadt durch einen baldigen Angriff wieder zu gewinnen.

Schwarzenberg blieb in diesem Zuge der Schrecken und die Geißel des Feindes.

Schwarzenberg wurde vom Kaiser Rudolph II., am 5. Juni 1599, auf dem Schlosse zu Prag in feierlicher Versammlung zum Ritter geschlagen, zum deutschen Reichsgrafen erhoben, wodurch das Haus Schwarzenberg späterhin auf der fränkischen Bank seinen Sitz nahm; in sein Wappenschild verlieh ihm der Kaiser den Raben, als Sinnbild der Stadt Raab und beschenkte ihn außerdem mit einer Summe von 100,000 Gulden, und ernannte ihn auch zum Commandanten der Stadt Wien.

Schwarzenberg's heldenmüthiger Gefährte, Graf Niklas Palfy, empfing schon am 18. Mai 1598 zu Raab von dem Erzherzog Matthias, im Namen des Kaisers, den Ritterschlag; edelmüthig lehnte er aber jede andere Belohnung ab. Babecourt und die Anderen erhielten theils vom Kaiser, theils von den österreichischen Ständen reiche Ehrengeschenke.

Das eingesprengte Thor sammt der Petarde ward in der Domkirche zu Raab als ein Gedenkstück aufbewahrt und die Eroberung jährlich am Ostertage durch ein Fest zu feiern beschlossen, bei welchem noch heut zu Tage durch zwei Domherren eine deutsche und eine ungarische Predigt gehalten wird, während welcher die Bildnisse Schwarzenberg's und Palfy's aufgestellt sind.

Der Kaiser Rudolph II. war über diese Eroberung so erfreut, daß er befahl, an allen Kreuzwegen und Höhen steinerne Säulen zum Gedächtnisse

---

dieselben ausführlich. — Die Jahrestage der Eroberung wurden von den Einwohnern Raabs durch ein religiöses Fest gefeiert, und das Andenken an die Helden, welche die Stadt von der türkischen Herrschaft befreiten, lebt fort in den dankbaren Gemüthern der späteren Generation.

[illegible] Denkfamen haben sich bis auf den [illegible] des sogenannten Bäckerhauses [illegible] am Ende des Dorfes Maria [illegible] am Kreuze ꝛc. Fast alle [illegible] und da schon schwer zu [illegible]

[illegible]

[illegible] bald in Wien, bald in Raab oder [illegible] seiner Truppen, stets mit neuen [illegible] weiter zu führen.

[illegible] noch einige seiner Waffenthaten [illegible] nach der Eroberung von Raab [illegible] seine Umsicht und Tha[illegible]

Am 27. Juni 1598*) nahm eine türkische Streifschaar von 400 [illegible] Komorn am rechten Ufer der Donau. Ein deutscher [illegible] der Gegend der damals von den Türken [illegible] in die Hände fiel, wurde von denselben schwer [illegible] Nun wurde aus Komorn eine starke Abtheilung von Wallonen [illegible] und Husaren über die Donau gesendet, welche jenes [illegible] und dasselbe nach einem Scharmützel, in welchem drei zehn Türken [illegible] nur ein Husar fielen, in die Flucht trieb.

Der Feldmarschall Schwarzenberg brach am 30. Juli von Komorn auf, um die in den nächsten Gegenden jenseits der Donau von den Türken b[illegible]

*) Siehe österr. milit. Zeitschr. 1829.

ſogten Veſten anzugreifen. Sein Corps beſtand aus vier Regimentern Wallonen und Franzoſen zu Fuß, 1400 Huſaren, 1000 Collonitſchiſchen Reitern, 700 Wallonen zu Pferde. Daſſelbe führte 16 Geſchütze mit ſich. Die Truppen gingen über die Donaubrücke nach dem rechten Ufer. Es wurden 600 Huſaren vorausgeſendet, um die Wege zu unterſuchen und die Defileen zu beſetzen. — Das Corps bezog in der Ebene unweit der Feſtung ein Lager.

Am frühen Morgen den 31. Juli wurde der Marſch fortgeſetzt. — Mehrere Soldaten verſchmachteten bei der großen Hitze wegen Mangel an Trinkwaſſer. Um 4 Uhr Nachmittags langten die Truppen vor Dotis an. Einige Abtheilungen breiteten ſich längs dem Stadtgraben aus und feuerten ſo lebhaft auf die Wälle, daß die Türken ſich nicht mehr auf denſelben zu zeigen wagten. Schwarzenberg ließ, ſobald das Lager geſchlagen war, von den Schanzknechten die Laufgräben beginnen. Um die Beſatzung, welche 280 Waffenfähige zählte, zu täuſchen, wurden an einer links in der Fläche gewählten Stelle 33 Schanzkörbe aufgeſtellt, und zum Scheine eine Batterie aufgeworfen. Die Türken richteten wirklich ſogleich ihr Geſchütz gegen dieſen falſchen Angriff. Doch nach Einbruch der Nacht ließ der Feldmarſchall die Schanzkörbe von der Schanzbatterie abführen, und nach einer rechter Hand vorwärts der warmen Bäder gelegenen Anhöhe bringen. Der Angriff wurde beſonders gegen die am Teiche auf der linken Flanke des Schloſſes zunächſt dem Hügel gelegene Eckbaſtei gerichtet, und während der Nacht die Hauptbatterie von 10 ſchweren Kanonen zu Stande gebracht.

Am 1. Auguſt bei Anbruch des Tages wurde das Feuer aus jener Batterie und aus vier ſeitwärts zur Beſtreichung der Bruſtwehr aufgeſtellten Falkaunen begonnen, und bis 6 Uhr Abends ununterbrochen fortgeſetzt. Da ſich nun bereits in der Eckbaſtei am Teiche eine breite Breſche zeigte, ſo ließ der Feldmarſchall dieſelbe unterſuchen, und ſie wurde ohne Leitern gangbar befunden. Die Oberſten warfen das Loos, welcher aus ihnen mit ſeinem Regimente den Sturm unternehmen müſſe, und dieſes beſtimmte den Oberſten von Mörsburg mit ſeinen 4 Fahnen Knechte, welche die Beſtürmung, abwechſelnd eine Fahne nach der andern, ausführen ſollten.

Mörsburg begann dieſelbe mit der erſten Fahne. Die Türken vertheidigten ſich mit der entſchloſſenſten Tapferkeit und trieben die Stürmr

derſelben zu errichten. Einige dieſer Denkſäulen haben ſich bis auf den heutigen Tag erhalten, namentlich unweit des ſogenannten Bäckerhauſes (Verſorgungshauſes) in der Währinger Gaſſe, am Ende des Dorfes Maria Enzersdorf, gegen Mödling, bei der Spinnerin am Kreuze ꝛc. Faſt alle enthalten die gleiche nachfolgende Inſchrift, die hier und da ſchon ſchwer zu entziffern iſt:

„Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank,
Daß Raab wieder kommen in Chriſtenhand.
O Chriſt, wenn du dies Kreuz ſiehſt an,
So ſag Gott Dank in dem Fürgang
Wegen der edlen Feſtung Raab
Die uns der Türk hat drungen ab
Im September 94 — wieder
Aber in 98
Im Martii wieder einnehmen lahn
Sey Lob, Ehre und Preyß im höchſten Thron.“

Schwarzenberg war nun vielbeſchäftigt, bald in Wien, bald in Raab oder Komorn, ſtets mit Verbeſſerung der Lage ſeiner Truppen, ſtets mit neuen Plänen, die Waffen ſeines Monarchen ſiegreich weiter zu führen.

Wir können nicht unterlaſſen, hier noch einige ſeiner Waffenthaten und Unternehmungen zu erwähnen, die kurz nach der Eroberung von Raab ſtattfanden, und Schwarzenbergs Feldherrntalent, ſeine Umſicht und Thätigkeit auf's Neue glänzend bewährten.

Am 27. Juni 1598 *) nahte eine türkiſche Streifſchaar von 400 Mann der Feſtung Komorn am rechten Ufer der Donau. Ein deutſcher Soldat der Beſatzung, der in der Gegend der damals von den Türken beſetzten Veſte Dotis dieſen in die Hände fiel, wurde von denſelben ſchwer verwundet. Nun wurde aus Komorn eine ſtarke Abtheilung von Wallonen, Frei-Haiducken und Huſaren über die Donau geſendet, welche jenes Streifcorps angriff und daſſelbe nach einem Scharmützel, in welchem dreizehn Türken, aber nur ein Huſar fielen, in die Flucht trieb.

Der Feldmarſchall Schwarzenberg brach am 30. Juli von Komorn auf, um die in den nächſten Gegenden jenſeits der Donau von den Türken be-

*) Siehe öſterr. milit. Zeitſchr. 1829.

ſetzten Veſten anzugreifen. Sein Corps beſtand aus vier Regimentern Wallonen und Franzoſen zu Fuß, 1400 Huſaren, 1000 Collonitſchiſchen Reitern, 700 Wallonen zu Pferde. Daſſelbe führte 16 Geſchütze mit ſich. Die Truppen gingen über die Donaubrücke nach dem rechten Ufer. Es wurden 600 Huſaren vorausgeſendet, um die Wege zu unterſuchen und die Defileen zu beſetzen. — Das Corps bezog in der Ebene unweit der Feſtung ein Lager.

Am frühen Morgen den 31. Juli wurde der Marſch fortgeſetzt. — Mehrere Soldaten verſchmachteten bei der großen Hitze wegen Mangel an Trinkwaſſer. Um 4 Uhr Nachmittags langten die Truppen vor Dotis an. Einige Abtheilungen breiteten ſich längs dem Stadtgraben aus und feuerten ſo lebhaft auf die Wälle, daß die Türken ſich nicht mehr auf denſelben zu zeigen wagten. Schwarzenberg ließ, ſobald das Lager geſchlagen war, von den Schanzknechten die Laufgräben beginnen. Um die Beſatzung, welche 230 Waffenfähige zählte, zu täuſchen, wurden an einer links in der Fläche gewählten Stelle 33 Schanzkörbe aufgeſtellt, und zum Scheine eine Batterie aufgeworfen. Die Türken richteten wirklich ſogleich ihr Geſchütz gegen dieſen falſchen Angriff. Doch nach Einbruch der Nacht ließ der Feldmarſchall die Schanzkörbe von der Schanzbatterie abführen, und nach einer rechter Hand vorwärts der warmen Bäder gelegenen Anhöhe bringen. Der Angriff wurde beſonders gegen die am Teiche auf der linken Flanke des Schloſſes zunächſt dem Hügel gelegene Eckbaſtei gerichtet, und während der Nacht die Hauptbatterie von 10 ſchweren Kanonen zu Stande gebracht.

Am 1. Auguſt bei Anbruch des Tages wurde das Feuer aus jener Batterie und aus vier ſeitwärts zur Beſtreichung der Bruſtwehr aufgeſtellten Falkaunen begonnen, und bis 6 Uhr Abends ununterbrochen fortgeſetzt. Da ſich nun bereits in der Eckbaſtei am Teiche eine breite Breſche zeigte, ſo ließ der Feldmarſchall dieſelbe unterſuchen, und ſie wurde ohne Leitern gangbar befunden. Die Oberſten warfen das Loos, welcher aus ihnen mit ſeinem Regimente den Sturm unternehmen müſſe, und dieſes beſtimmte den Oberſten von Mörsburg mit ſeinen 4 Fahnen Knechte, welche die Beſtürmung, abwechſelnd eine Fahne nach der andern, ausführen ſollten.

Mörsburg begann dieſelbe mit der erſten Fahne. Die Türken vertheidigten ſich mit der entſchloſſenſten Tapferkeit und trieben die Stürmr

durch das Werfen von Steinen und brennenden Stoffen zurück. Der Angriff wurde von den übrigen Fahnen wiederholt, sie mußten aber ebenfalls weichen. —

Der Kampf auf der Breſche, die Anläufe der Stürmer und die dazwiſchen eingetretenen kurzen Momente der Raſt hatten bereits eine Stunde gewährt. Da befahl der Feldmarſchall, als ſoeben wieder ein Anlauf abgeſchlagen worden, dem Feldzeugmeiſter Johann Freiherrn von Mollard, das ganze Geſchütz mit größter Lebhaftigkeit unter die die Breſche bedeckenden Türken abfeuern zu laſſen. Eine Menge derſelben wurde dadurch getödtet oder ſchwer verwundet.

Gleich darauf ſtürmte Mörsburg nochmals vor und drang dieſes Mal wirklich die Breſche hinauf, über den Wall in die Veſte. Die Türken ergriffen die Flucht. Aber Alle, die von den wüthenden Stürmern eingeholt worden, fielen unter ihren Schwertern. Der Begh, welcher im Platze den Befehl geführt, ſuchte ſich zu retten, indem er ſich mit einigen Leuten an Stricken über eine Baſtion hinabließ; er wurde aber von den Siegern bemerkt und erſchoſſen. Ueber 100 Türken warfen ſich in den Thurm und hielten ſich in demſelben die ganze Nacht hindurch. Am Morgen des 2. Auguſt wurde auch dieſer Thurm erſtürmt und deſſen Beſatzung niedergemacht. —

Der Oberſt von Mörsburg hatte bei Erſtürmung der Breſche 30 bis 40 Todte und weit mehr Verwundete verloren. Die ganze Beſatzung war bis auf drei Mann im Kampfe gefallen. Es wurden 36 Geſchütze in dem Platze gefunden. — Der Feldmarſchall befahl, den Graben und die Breſche zu reinigen und den Wall eiligſt zur Vertheidigung herzuſtellen. Er ließ eine ſchwache Beſatzung von 40 Haiducken und 25 deutſchen Knechten in dieſem kleinen Platze zurück.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Auguſt brach Schwarzenberg gegen das Schloß Geßtes auf. Dieſes lag auf einem hohen Berge, war von Wald umgeben und weit ſtärker als Dotis befeſtigt. Die vorausgerückten Huſaren fanden daſſelbe zwar noch von Türken beſetzt, die aber den Platz räumten, als ſie den Anmarſch der Hauptleute bemerkten. Sie hatten Feuer an das Pulver gelegt, von welchem jedoch nur ein kleiner Theil ſich entzündete, und ohne bedeutenden Schaden der Gebäude aufflog. Die Kaiſerlichen erbeuteten in Geßtes 7 große Kiſten mit Pulver, 7 metallene Kanonen, 28 Doppelhaken und 18 Wall-Musketen.

Am 4. Auguſt ſetzte der Feldmarſchall den Zug fort, und kam am 5. in der Nähe der zwei Meilen von Stuhlweißenburg gelegenen Veſte Eſokakö an. Am Morgen des 6. Auguſt wurde die Veſte berennt, und der Feldzeugmeiſter Mollard ſollte 6 Geſchütze gegen dieſelbe aufführen. — Schwarzenberg fand jedoch, als er ſelbſt den Platz beſichtigte, daß der Feind denſelben während dieſer Vorbereitungen ſchon geräumt hatte. Der Feldherr ließ eine Beſatzung von 100 Ungarn in dem Schloſſe und marſchirte am 7. Auguſt mit dem Corps nach Pallota.

Obwohl dieſe Veſte nur von 40 Türken beſetzt war, wagten dieſe es doch, den Angriff zu erwarten. Es wurden am 8. Auguſt Schanzkörbe aufgeſtellt, das Geſchütz vorgeführt und dann die Beſchießung angefangen. Gleich darauf begehrte die Beſatzung zu unterhandeln und übergab das Schloß mit Vertrag gegen freien Abzug. Der Feldmarſchall fand ſich zur Billigung dieſer Capitulation bewogen, weil die Veſte ſturmfrei war, folglich erſt hätte Breſche geſchoſſen werden müſſen. Dann wären aber mehrere Tage erforderlich geweſen, um den Platz wieder zur Vertheidigung herzuſtellen. — Man fand in Pallota 14 Kanonen, einige Doppelhaken und 20 Centner Pulver. Es wurde mit 100 Deutſchen vom Regimente des Grafen Sulz beſetzt.

Noch am 8. Auguſt ließ der Feldmarſchall eine Abtheilung Reiter und Fußvolk voraus gegen Veszprim ziehen. Sie ſollte dieſe Stadt berennen und ſo jede Verſtärkung der Beſatzung, alſo auch die Flucht derſelben hindern. Doch die Türken räumten in der Nacht die Veſte. Schwarzenberg fand bei ſeiner Ankunft am 9. Auguſt in derſelben zwar noch das einſt in der Türken Hände gefallene kaiſerliche Geſchütz, aber weder Munition noch Lebensmittel. Vierzehn mit Weibern und Kindern der Türken beladene Wagen wurden auf ihrer Flucht nach Stuhlweißenburg am folgenden Morgen von den Kaiſerlichen aufgefangen. — In dieſen Tagen waren auch die Schlöſſer Vitany, Tſchambok, Tihany, Vaſony u. a. m. von ihren türkiſchen Beſatzungen verlaſſen worden.

Der Feldmarſchall hatte im Sinne, den paniſchen Schrecken, von welchem die Türken, bei den letzten glücklichen Fortſchritten der kaiſerlichen Waffen, ergriffen worden, thätigſt zu benützen. Er wollte zunächſt Stuhlweißenburg angreifen, und hoffte mit Grund, dieſe feſte Stadt mit geringen Opfern zu erobern. Aber ſeine Truppen litten Mangel an Proviant. Die Transportmittel, welche das Land hätte herbeiſchaffen ſollen, blieben

aus; die vorhandenen Zugpferde waren bereits ganz abgemattet, und die Zufuhren von Lebensmitteln ſtockten. Die Truppen waren durch die von der außerordentlichen Hitze herbeigeführten Krankheiten, ſo wie durch die Zurücklaſſung der Beſatzungen in den eroberten Veſten geſchwächt worden. Die Reiterei war zu wenig zahlreich, um eine Belagerung zu decken, welche zu ſtören, die Türken wahrſcheinlich mit großer Macht herbeigeeilt wären. Auch fehlte dem Geſchütze und den Munitionswagen ein großer Theil ihrer Beſpannung. Die früheren oft wiederholten Geſuche des Feldmarſchalls hatten es nicht dahin bringen können, daß dieſen Mängeln abgeholfen worden wäre. Jetzt lähmten die nachtheiligen Folgen derſelben die Bewegungen, und ſo mußte denn der Angriff auf Stuhlweißenburg aufgeſchoben werden. Das Corps kehrte über Papa nach Raab zurück und bezog das Lager in der die kleine Schütt genannten Inſel.

Das Corps blieb den Reſt des Auguſt über ganz unthätig. Durch das Austreten der Donau wurden damals alle Auen überſchwemmt und die Verbindungen mit den benachbarten Gegenden unterbrochen. Als die Wäſſer wieder fielen, verbreiteten ſich durch die ſchädlichen Ausdünſtungen derſelben Fieber, ſo wie unter dem Landvolke, alſo auch unter den Truppen. Der Feldmarſchall ſelbſt und mehrere Oberſten und Offiziere wurden von der Seuche ergriffen. Doch war dieſelbe nicht ſehr bösartig und raffte nur wenige Opfer hinweg.

Zu eben dieſer Zeit wendete ſich die türkiſche Hauptmacht unter dem Serdar-Mehemed-Baſſa über die Theiß gegen Siebenbürgen. Die Nachricht von dieſer feindlichen Unternehmung bewog den Kaiſer, durch einen von Prag am 2. September erlaſſenen Befehl, die gegen Stuhlweißenburg vorgehabten Operationen gänzlich einzuſtellen.

Am 15. Juli ernannte der Kaiſer Rudolph II. den Feldmarſchall Schwarzenberg zu ſeinem oberſten Feldherrn im Königreiche Ungarn, wobei er nur allein dem kaiſerlichen Erzherzog Matthias ſubordinirt blieb; zugleich hatte Kaiſer Rudolph II. befohlen, „daß Ofen noch in dieſem Jahre angegriffen werde. Sobald der Erzherzog Matthias zu Gran eingetroffen ſein würde, ſollten die Vorbereitungen beendigt, der Angriffsplan entworfen, und dann ſo ſchnell als möglich zur Ausführung deſſelben geſchritten werden.“

Die in Gran verſammelten Anführer beriethen ſich noch in Abweſenheit des Erzherzogs über die Wahl des Weges, auf welchem das Heer nach

der ungarischen Hauptstadt vorrücken sollte, ohne daß die Türken gleich Anfangs dieses Vorhaben errathen könnten. Man hatte nämlich mit großer Sorgfalt das Gerücht verbreitet, daß der Angriff von Hatván und Erlau die nächste Bestimmung des kaiserlichen Heeres sei. Würde dieses nun die Donau bei Gran überschritten haben, und gerade vorwärts gerückt sein, so hätten die Türken die wahre Absicht wohl sogleich vermuthet. — Außerdem mußten auf diesem Wege rauhe Gebirge und öde Wälder zurückgelegt werden. Das Heer hätte dort an Wasser und, wegen der schwierigen Zufuhr, auch an Lebensmitteln Mangel gelitten, und sich zu weit von seinem Geschütz entfernt, das in Schiffen die Donau hinabgeführt werden sollte.

Endlich vereinigte sich der Kriegsrath zu dem Beschlusse, daß man sich nicht weit von der Donau entfernen dürfe, und daher auf der Waitzener Straße vorrücken müsse. Durch den Marsch längs dem linken Ufer der Donau wurde dann auch der Feind mehrere Tage länger im Zweifel erhalten, ob der Angriff nicht zuerst gegen Hatván gerichtet werden würde.

Damals traf aber ein Befehl des Erzherzogs Matthias in Gran ein, „daß das Heer ohne Aufschub den Marsch gegen Ofen antreten solle, wohin er selbst in einigen Tagen mit dem Hauptquartier nachfolgen würde."

Schwarzenberg ließ nun sogleich den Vortrab gegen Waitzen aufbrechen, um die Brücken über den Gran und die Eypel zu schlagen. Das Heer folgte am 24. September in vier Colonnen. Die erste bildete Niklas Palfy mit 5000 Ungarn zu Fuß und zu Pferd; die zweite Franz Nadasdy mit seinen 1000 Reitern, und der Pole Johann Stadnitzky mit 1000 Kosaken. In der dritten Colonne zogen die deutschen, französischen und wallonischen Reiter, welche an Zahl der vorhergehenden Colonne gleich geschätzt wurden. Die vierte Colonne bestand aus den gesammten Regimentern des deutschen Fußvolkes, die bei 25,000 Streiter zählten. Da folgte Schwarzenberg mit seinem Hauptquartier. Die Flottille, auf welche das Geschütz, die Munition und die Lebensmittel geladen waren, erhielt Befehl, sich genau nach der Vorrückung des Heeres zu richten und mit demselben in gleicher Höhe bleibend, die Donau hinabzufahren.

Unter den Obersten jener Regimenter befanden sich die durch ihre Kriegsthaten bereits rühmlichst bekannten Männer: Hermann von Roßwurm, Leo Gall, Heinrich von Obernbruck, Adolf von Althann, Johann von Brunner, Baptist Petz, Friedrich von Mörsburg und viele Andere.

Die Leitung des Geſchützweſens war dem Feldzeugmeiſter Ruprecht von Eggenberg übertragen.

Als das Heer am 27. September bei Waitzen angekommen war, wurden über die beiden Arme der Donau, welche dort die Inſel St. Andreä umfließen, Brücken geſchlagen. Zur Deckung dieſer Arbeit waren noch früher 1000 ungariſche Schützen nach der Inſel übergeſchifft worden, welche ſich bei der Andreas-Kirche, von welcher die Inſel den Namen führt, aufſtellten. Sie beſetzten dieſe Kirche ſelbſt, von welcher ſie, gleich als von einer Warte, das jenſeitige Ufer überblicken, die Bewegungen des Feindes, wenn dieſer ſich vielleicht nahen würde, beobachten und auch einem Angriffe deſſelben mit Vortheil widerſtehen konnten. Da ſich aber bis jetzt keine Feinde gezeigt hatten, ſo wurden die Brücken ohne andere Störung, als welche das damals eintretende heftige Regenwetter verurſachte, am 20. September vollendet.

Es war Kundſchaft eingetroffen, daß vor Peſth ein bedeutendes türkiſches Lager ſtehe. Um die Wahrheit dieſer Angabe zu erforſchen, wurde eine kaiſerliche Abtheilung längs dem linken Ufer des Stromes hinabgeſchickt. Dieſe traf bei Nacht vor Peſth ein und fand das Lager leer. — Wahrſcheinlich hatten die Türken daſſelbe nur aufgeſchlagen, um die kaiſerlichen Anführer zu täuſchen und in ihren Operationen irre zu machen. Die türkiſchen Zelte wurden von den Kaiſerlichen ungehindert abgebrochen und nach Waitzen mit zurückgebracht.

Bis zum 3. October war das ganze Geſchütz, welches aus 125 Stücken, darunter 23 Karthaunen und 35 Mauerbrechern beſtand, ſo wie 15 Wagen mit Feuerwerkzeug, bei Waitzen eingetroffen. Am 4. October führte nun Schwarzenberg mit Tagesanbruch das Heer über die Schiffbrücken nach dem rechten Ufer des Fluſſes, und rückte gegen Ofen hinab. Palfy machte mit ſeinen Ungarn den Vortrab. Haſſan-Baſſa, der Commandant des Platzes, rückte mit einer Reiterſchaar dem Heere entgegen, um deſſen Stärke, Bewegungen und Abſicht zu erforſchen. Nach einem unbedeutenden Scharmützel zwiſchen den beiderſeits vorgeſchickten Streifſchaaren zog ſich der Baſſa in die Stadt zurück. Zwei Tſchaiken, welche Haſſan zu gleichem Zwecke die Donau hinaufgeſendet, wurden ſowohl von einigen kaiſerlichen Schiffen, als von den auf beiden Ufern vorrückenden Schützen bis nahe an die Stadt verfolgt. Auch die Koſaken waren bis an die Thore gedrungen und hatten einiges Schlachtvieh erbeutet, ohne daß

Anfangs von den Wällen ein Schuß gegen sie abgefeuert worden wäre. — Schwarzenberg blieb mit dem Heere bei Altofen in Schlachtordnung aufgestellt, bis auch alles Gepäck, die Wagen und das Geschütz, dort eingetroffen waren. Dann bezog das Heer ein Lager zwischen Altofen und den Ruinen des alten Sicambria, in einer Linie längs der Donau, mit dem rechten Flügel gegen das Gebirge gedehnt. Die umliegenden Hügel wurden sogleich mit Wachen und Vorposten besetzt, und eben so wie andere wohlgelegene Punkte zu verschanzen angefangen.

Sobald sich stärkere Schaaren der Kaiserlichen den Werken nahten, wurde von den Wällen der oberen Stadt heftig, jedoch ohne Wirkung auf sie gefeuert. Schwarzenberg, Palfy und einige andere Befehlshaber recognoscirten die Umgegend, um den schicklichsten Platz zum Angriff auszusuchen. —

Das ungarische Fußvolk besetzte in der Nacht auf den 5. October die warmen Bäder und drang dann auch in die hintere Vorstadt (das Christinen-Städtchen) ein, welches die Türken, obwohl es mit Schanzen und Palisaden befestigt war, geräumt hatten. — Am 5. October wurden die Mauern der oberen Vorstadt (Neustift und Landstraße) beschossen, um in dieselben Breschen zum Sturme zu bahnen. Das Geschütz der Türken antwortete mit lebhaftem Feuer, und es wurden von beiden Seiten viele Soldaten getödtet oder verwundet.

Der Freiherr von Schwarzenberg erhielt genaue Nachricht über die Stärke der türkischen Besatzung. Sie zählte **6000** Waffentragende, darunter **1000** Janitscharen. Die Bassen von Ofen und Bosnien hatten damals beschlossen, sobald die Kaiserlichen die obere Vorstadt erobert haben würden, mit der ganzen Besatzung aus dem Schlosse hinauszubrechen, und das Belagerungsheer anzufallen. — Am 6. October drangen einige Freibeuter in die untere Vorstadt (Raizenstadt) ein, und brachten, als die Türken sie zum schleunigen Abzuge zwangen, doch mehrere Gefangene mit zurück.

Am 8. October fiel wieder eine starke Schaar, aus allen den verschiedenen Nationen des Belagerungsheeres gemischt, in die untere Vorstadt ein, eroberte eine Pulvermühle und mehrere Häuser, und schlug sich eine Stunde lang mit den Türken herum. — Gegen Abend ließ Schwarzenberg einige schwere Geschütze auf den in Westen der oberen Stadt gegenüberliegenden Hügeln aufführen.

Am 9. October langte der Erzherzog Matthias mit den Schwadronen und Compagnieen ſeiner Leibwache im Lager bei Alt-Ofen an. Schwarzenberg meldete ihm, daß der Feldzeugmeiſter Eggenberg bisher in Führung der Laufgräben und Anlegung der Batterieen eine ungemeine Langſamkeit bewieſen habe. Der Erzherzog beſah ſogleich ſelbſt ſowohl die Angriffsarbeiten als die Stadt, und beſtimmte die für die Aufſtellung des Geſchützes tauglichſten Plätze.

Noch am nämlichen Tage befahl er, die an die Donau ſtoßende Baſtion der oberen Vorſtadt und den nächſten Theil der Mauern aus drei Batterieen mit 25 Kanonen zu beſchießen. Der Erzherzog übertrug die Bedeckung der erſten Batterie und die auf jener Strecke zu machenden Erdarbeiten den Oberſten Gall, Obernbruck und Petz und deren Regimentern. Zur mittleren oder zweiten Batterie befehligte er die Oberſten Karl Sulz und Roßwurm; — zur dritten die Oberſten von Mörsburg und Beaupart mit ihren Regimentern.

Mit Anbruch des nächſten Morgens (am 10. October) begann das heftige Feuer und wurde ohne Unterbrechung bis Nachmittags fortgeſetzt. Um 3 Uhr ließ der Erzherzog durch Trompeten- und Paukenſchall das Zeichen zum Sturme geben. Von den obgenannten Regimentern brachen 6000 Mann in drei Colonnen zugleich aus den Laufgräben hervor und ſtürzten auf die ihren Batterieen gegenüber gelegenen Werke der bereits ſehr zuſammengeſchoſſenen Baſtion und der anſtoßenden Mauern los. Die Stürmer hatten aus der oberen Stadt das Feuer von zehn der größten Karthaunen, — von den Werken der Vorſtadt einen Kugelhagel aus Feldſchlangen, Doppelhaken und Handgewehren auszuhalten, und eine Menge großer Steine und Felsſtücke wurden von den angegriffenen Mauern auf ſie herabgeſchleudert oder gerollt. Die Wallonen waren am weiteſten vorgedrungen; aber als ihr Oberſt Beaupart, Hauptmann Rouſſel und viele Soldaten gefallen, wichen ſie zurück.

Die Oberſten Leo Gall und Petz hatten durch die Breſchen die Waſſerbaſtion ſelbſt erſtiegen. Doch der Tod des Hauptmanns Ginette und der vorderſten Soldaten brachte Unordnung in die Reihen; die Stürmer wurden von der Baſtion hinabgeworfen und jene Regimenter neigten ſich zur Flucht. Es gelang zwar den Oberſten, ſie zum Stehen zu bringen, und nach hergeſtellter Ordnung führten ſie dieſelben zum zweiten Male gegen das Bollwerk. Dieſes wurde jetzt wieder von den Deutſchen erſtiegen

und die kaiſerlichen Fahnen auf deſſen Bruſtwehr gepflanzt. Aber die Türken gewannen hier nochmals die Oberhand, ſtürzten die Fahnen ſammt deren Trägern über die Mauern hinab, und das Gefecht dauerte mit gleicher Heftigkeit unentſchieden fort.

Der Sturm hatte nun ſchon faſt zwei Stunden gewährt, und die Truppen begannen zu ermatten. In dieſem Momente ſendete Palfy 600 Ungarn dieſer Colonne zur Unterſtützung. Nach deren Eintreffen wetteiferten Deutſche und Ungarn in heldenmüthiger Anſtrengung, um die Türken von den angegriffenen Werken zu verdrängen. Dieſe geriethen bald in Unordnung und verließen endlich die Baſtion.

Jetzt drangen dann auch die übrigen kaiſerlichen Colonnen die Wälle hinauf und hinab in die obere Vorſtadt. Die Türken ergriffen die Flucht, ein Theil nach der oberen Stadt, ein anderer durch die untere oder Waſſerſtadt der Brücke zu, welche über die Donau nach Peſth führte. Die Sieger folgten den Letzteren nach in die Waſſerſtadt, und die Wallonen ſchnitten den Sinan, Baſſa von Meraaſch in Aſien, mit ungefähr 400 Mann, ſowohl von der oberen Stadt, als von der Brücke ab. Der Baſſa warf ſich in eine nahe Moſchee der Waſſerſtadt, und vertheidigte ſich lange mit verzweifelter Hartnäckigkeit gegen das Regiment Mörsburg, gegen Wallonen und Ungarn. Doch wurde das Gebäude endlich erſtürmt, und alle in demſelben gefundene Türken ſammt dem Baſſa getödtet. Die der Brücke zueilenden Flüchtlinge wurden von dem Regimente Petz und einigen Ungarn verfolgt, eingeholt, zum neuen Kampfe gezwungen und viele derſelben niedergemacht oder in die Donau geſprengt. Dieſer Theil der Feinde wäre ſicher gänzlich aufgerieben worden, wenn nicht die Janitſcharen aus der Waſſerbaſtion der oberen Stadt durch einen Ausfall denſelben zur Hilfe gekommen wären und jene kaiſerlichen Truppen zum Rückzuge auf die Hauptmacht genöthigt hätten. Mehr als 300 Türken ließen ſich über die Mauern der oberen Vorſtadt hinab und ſuchten das freie Feld zu gewinnen.

Da aber hier die Generale Palfy und Nadasdy mit der ganzen Reiterei aufgeſtellt waren, ſo wurden die meiſten jener Flüchtlinge niedergehauen oder gefangen. Von der Beſatzung der oberen Stadt und des Schloſſes fielen zwar noch mehrere ſtarke Abtheilungen aus, drangen in die von den Kaiſerlichen eroberten Gaſſen der oberen Vorſtadt ein, wurden aber immer, nach heftigen und für beide Theile ſehr blutigen Gefechten zurück-

geſchlagen. — Noch ſpät Abends rückten die Kaiſerlichen in der Waſſerſtadt wieder bis zur Schiffsbrücke vor, bemächtigten ſich derſelben und zerriſſen ſie, ſo daß die Schiffe einzeln vom Strome fortgeführt wurden. — So war dann jede Verbindung der oberen Stadt Ofen mit Peſth abgeſchnitten. —

Die Kaiſerlichen hatten an dieſem Tage über 300 Todte verloren, darunter den Oberſten Beaupart, den Oberſtlieutenant Landau vom Regimente Gall, mehrere Hauptleute und Offiziere. Unter der weit größeren Anzahl von Verwundeten befanden ſich der Oberſt Petz, der Oberſtlieutenant Flug vom Regimente Roßwurm, mehrere Fahnenträger und viele Offiziere. Von den Türken waren Sinan-Baſſa und 1500 Mann geblieben.

Gefangene wurden keine gemacht. Der ſchwer verwundete Baſſa Mehmet von Karamanien und der Beglerbeg von Aſien retteten ſich mit dem Reſte der an dieſem Tage in's Gefecht gekommenen Truppen der Beſatzung nach der oberen Stadt.

Es wurden von den Kaiſerlichen 40 Geſchütze erobert. Die übrige Beute war ſehr gering und beſtand nur in 100 Kameelen, einigen Maulthieren und wenigem unbedeutendem Gepäcke. Alle Sachen von Werth hatten die Feinde ſchon früher nach der oberen Stadt gerettet.

Am Abende des 11. October räumte die 300 Mann ſtarke türkiſche Beſatzung des hölzernen Blockhauſes auf dem St. Gerhardsberge (Blocksberge) dieſen Poſten, nachdem ſie das Gebäude in Brand geſteckt, und zog ſich in die obere Stadt.

Palfy beſetzte daſſelbe mit einer Schaar ungariſchen Fußvolks. Die von den Türken in den Boden vergrabenen Kanonen wurden gleich entdeckt und bis auf einige, die man auf jenem Poſten ließ, in das Lager abgeführt.

Am 12. October griff Palfy mit ſeinen ungariſchen Truppen zu Fuß und zu Pferd, die an dem rechten Donauufer unterhalb Ofen gelegene Veſte Potentiana (Penteln) an. Sie wurde erobert und die dieſelbe vertheidigenden 300 Türken zuſammengehauen. — In der Nacht wurden zwei Tſchaiken den Strom hinabgeſendet. Sie fanden einige türkiſche Fahrzeuge, welche die Trümmer der Peſther Brücke aufgefangen hatten und ſie brauchbar herzuſtellen ſuchten.

Dieſe Fahrzeuge wurden genommen, nachdem ihre Bemannung theils unter den Säbeln der Ungarn gefallen, theils in dem Fluſſe ertrunken war. Nur ſechs Türken wurden gefangen zurückgebracht.

Der Erzherzog ließ damals an den Laufgräben vor der oberen Stadt

arbeiten, vieles Geſchütz in die von der Waſſerſeite angelegten Batterieen, ſo wie auch in das Blockhaus auf dem Gerhardsberge führen, und dann am 13. die Beſchießung der oberen Stadt und des Schloſſes von drei Seiten beginnen. Die Türken erwiderten das Feuer mit Lebhaftigkeit. — Gleich darauf machten die Janitſcharen einen ſtarken Ausfall und wurden von einer Schaar Spahi unterſtützt. Sie griffen jenen Theil der Angriffswerke an, wo das Regiment Obernbruck aufgeſtellt war. Dieſes ſtand, ungeachtet der tapferen Gegenwehr, in Gefahr, von der türkiſchen Uebermacht geworfen zu werden. Doch kamen noch zur rechten Zeit die Unterſtützungen aus dem Hauptlager herbei und halfen die Türken zurückſchlagen.

Am 14. October wurde mit der Beſchießung innegehalten, und die Beſatzung aufgefordert, ſich zu ergeben. Der Baſſa weigerte ſich aber, auf irgend einen ſolchen Antrag einzugehen. — Indeſſen ſoll doch nach türkiſchen Berichten (im IV. B. von Hammers Geſch. S. 286) Michalidſchlü-Achmed, — vormals Befehlshaber in Gran und jetzt vermuthlich Untercommandant der Ofener Beſatzung, — den Gedanken an ferneren Widerſtand aufgegeben und den Entſchluß gefaßt haben, die Truppen nach Peſth überzuführen. Aber Kulakſif-Osman, Begh von Szolnok, ſoll ihn hiervon abgehalten und durch Aufführung einer größeren Anzahl Geſchützes die Vertheidigung der angegriffenen Werke verſtärkt haben.

Der Erzherzog ließ nun die Minenarbeit beginnen, um durch Sprengung der Mauern einen Weg zur Beſtürmung der Stadt zu bahnen. — Die Oberſten Gall und Roßwurm, welche mit ihren Regimentern die Waſſerſtadt beſetzt hielten, führten die Aufſicht über dieſe unterirdiſchen Arbeiten. 200 Bergleute wurden dazu verwendet, die auch emſig an der Untergrabung der Mauern arbeiteten, aber bei dem ununterbrochen fortwährenden Regenwetter nur geringe Fortſchritte machten.

Am 17. October wurde das Feuer gegen Schloß und Stadt fortgeſetzt. An der Südſeite der Stadt, gegen den Gerhardsberg hin, wurden jetzt der General Palfy mit ſeinen Ungarn, die Oberſten Graf Sulz und Petz mit ihren Regimentern, 400 Wallonen und 1000 Kolonitſchiſche Reiter aufgeſtellt.

An der Stuhlweißenburger Straße wurden drei Batterieen, zuſammen auf 22 Geſchütze, erbauet, um auch von dieſer Seite die Mauern der oberen Stadt und des Schloſſes in Breſche zu ſchießen. Musketiere und

durch das Werfen von Steinen und brennenden Stoffen zurück. Der Angriff wurde von den übrigen Fahnen wiederholt, sie mußten aber ebenfalls weichen. —

Der Kampf auf der Breſche, die Anläufe der Stürmer und die dazwiſchen eingetretenen kurzen Momente der Raſt hatten bereits eine Stunde gewährt. Da befahl der Feldmarſchall, als ſoeben wieder ein Anlauf abgeſchlagen worden, dem Feldzeugmeiſter Johann Freiherrn von Mollard, das ganze Geſchütz mit größter Lebhaftigkeit unter die die Breſche bedeckenden Türken abfeuern zu laſſen. Eine Menge derſelben wurde dadurch getödtet oder ſchwer verwundet.

Gleich darauf ſtürmte Mörsburg nochmals vor und drang dieſes Mal wirklich die Breſche hinauf, über den Wall in die Veſte. Die Türken ergriffen die Flucht. Aber Alle, die von den wüthenden Stürmern eingeholt worden, fielen unter ihren Schwertern. Der Begh, welcher im Platze den Befehl geführt, ſuchte ſich zu retten, indem er ſich mit einigen Leuten an Stricken über eine Baſtion hinabließ; er wurde aber von den Siegern bemerkt und erſchoſſen. Ueber **100** Türken warfen ſich in den Thurm und hielten ſich in demſelben die ganze Nacht hindurch. Am Morgen des **2.** Auguſt wurde auch dieſer Thurm erſtürmt und deſſen Beſatzung niedergemacht. —

Der Oberſt von Mörsburg hatte bei Erſtürmung der Breſche **30** bis **40** Todte und weit mehr Verwundete verloren. Die ganze Beſatzung war bis auf drei Mann im Kampfe gefallen. Es wurden **36** Geſchütze in dem Platze gefunden. — Der Feldmarſchall befahl, den Graben und die Breſche zu reinigen und den Wall eiligſt zur Vertheidigung herzuſtellen. Er ließ eine ſchwache Beſatzung von **40** Haiducken und **25** deutſchen Knechten in dieſem kleinen Platze zurück.

In der Nacht vom **2.** auf den **3.** Auguſt brach Schwarzenberg gegen das Schloß Geßtes auf. Dieſes lag auf einem hohen Berge, war von Wald umgeben und weit ſtärker als Dotis befeſtigt. Die vorausgerückten Huſaren fanden daſſelbe zwar noch von Türken beſetzt, die aber den Platz räumten, als ſie den Anmarſch der Hauptleute bemerkten. Sie hatten Feuer an das Pulver gelegt, von welchem jedoch nur ein kleiner Theil ſich entzündete, und ohne bedeutenden Schaden der Gebäude aufflog. Die Kaiſerlichen erbeuteten in Geßtes **7** große Kiſten mit Pulver, **7** metallene Kanonen, **28** Doppelhaken und **18** Wall-Musketen.

Am 4. Auguſt ſetzte der Feldmarſchall den Zug fort, und kam am 5. in der Nähe der zwei Meilen von Stuhlweißenburg gelegenen Veſte Cſokakö an. Am Morgen des 6. Auguſt wurde die Veſte berennt, und der Feldzeugmeiſter Mollard ſollte 6 Geſchütze gegen dieſelbe aufführen. — Schwarzenberg fand jedoch, als er ſelbſt den Platz beſichtigte, daß der Feind denſelben während dieſer Vorbereitungen ſchon geräumt hatte. Der Feldherr ließ eine Beſatzung von 100 Ungarn in dem Schloſſe und marſchirte am 7. Auguſt mit dem Corps nach Pallota.

Obwohl dieſe Veſte nur von 40 Türken beſetzt war, wagten dieſe es doch, den Angriff zu erwarten. Es wurden am 8. Auguſt Schanzkörbe aufgeſtellt, das Geſchütz vorgeführt und dann die Beſchießung angefangen. Gleich darauf begehrte die Beſatzung zu unterhandeln und übergab das Schloß mit Vertrag gegen freien Abzug. Der Feldmarſchall fand ſich zur Billigung dieſer Capitulation bewogen, weil die Veſte ſturmfrei war, folglich erſt hätte Breſche geſchoſſen werden müſſen. Dann wären aber mehrere Tage erforderlich geweſen, um den Platz wieder zur Vertheidigung herzuſtellen. — Man fand in Pallota 14 Kanonen, einige Doppelhaken und 20 Centner Pulver. Es wurde mit 100 Deutſchen vom Regimente des Grafen Sulz beſetzt.

Noch am 8. Auguſt ließ der Feldmarſchall eine Abtheilung Reiter und Fußvolk voraus gegen Veszprim ziehen. Sie ſollte dieſe Stadt berennen und ſo jede Verſtärkung der Beſatzung, alſo auch die Flucht derſelben hindern. Doch die Türken räumten in der Nacht die Veſte. Schwarzenberg fand bei ſeiner Ankunft am 9. Auguſt in derſelben zwar noch das einſt in der Türken Hände gefallene kaiſerliche Geſchütz, aber weder Munition noch Lebensmittel. Vierzehn mit Weibern und Kindern der Türken beladene Wagen wurden auf ihrer Flucht nach Stuhlweißenburg am folgenden Morgen von den Kaiſerlichen aufgefangen. — In dieſen Tagen waren auch die Schlöſſer Vitany, Tſchambok, Tihany, Vaſony u. a. m. von ihren türkiſchen Beſatzungen verlaſſen worden.

Der Feldmarſchall hatte im Sinne, den paniſchen Schrecken, von welchem die Türken, bei den letzten glücklichen Fortſchritten der kaiſerlichen Waffen, ergriffen worden, thätigſt zu benützen. Er wollte zunächſt Stuhlweißenburg angreifen, und hoffte mit Grund, dieſe feſte Stadt mit geringen Opfern zu erobern. Aber ſeine Truppen litten Mangel an Proviant. Die Transportmittel, welche das Land hätte herbeiſchaffen ſollen, blieben

aus; die vorhandenen Zugpferde waren bereits ganz abgemattet, und die Zufuhren von Lebensmitteln ſtockten. Die Truppen waren durch die von der außerordentlichen Hitze herbeigeführten Krankheiten, ſo wie durch die Zurücklaſſung der Beſatzungen in den eroberten Veſten geſchwächt worden. Die Reiterei war zu wenig zahlreich, um eine Belagerung zu decken, welche zu ſtören, die Türken wahrſcheinlich mit großer Macht herbeigeeilt wären. Auch fehlte dem Geſchütze und den Munitionswagen ein großer Theil ihrer Beſpannung. Die früheren oft wiederholten Geſuche des Feldmarſchalls hatten es nicht dahin bringen können, daß dieſen Mängeln abgeholfen worden wäre. Jetzt lähmten die nachtheiligen Folgen derſelben die Bewegungen, und ſo mußte denn der Angriff auf Stuhlweißenburg aufgeſchoben werden. Das Corps kehrte über Papa nach Raab zurück und bezog das Lager in der die kleine Schütt genannten Inſel.

Das Corps blieb den Reſt des Auguſt über ganz unthätig. Durch das Austreten der Donau wurden damals alle Auen überſchwemmt und die Verbindungen mit den benachbarten Gegenden unterbrochen. Als die Wäſſer wieder fielen, verbreiteten ſich durch die ſchädlichen Ausdünſtungen derſelben Fieber, ſo wie unter dem Landvolke, alſo auch unter den Truppen. Der Feldmarſchall ſelbſt und mehrere Oberſten und Offiziere wurden von der Seuche ergriffen. Doch war dieſelbe nicht ſehr bösartig und raffte nur wenige Opfer hinweg.

Zu eben dieſer Zeit wendete ſich die türkiſche Hauptmacht unter dem Serdar-Mehemed-Baſſa über die Theiß gegen Siebenbürgen. Die Nachricht von dieſer feindlichen Unternehmung bewog den Kaiſer, durch einen von Prag am 2. September erlaſſenen Befehl, die gegen Stuhlweißenburg vorgehabten Operationen gänzlich einzuſtellen.

Am 15. Juli ernannte der Kaiſer Rudolph II. den Feldmarſchall Schwarzenberg zu ſeinem oberſten Feldherrn im Königreiche Ungarn, wobei er nur allein dem kaiſerlichen Erzherzog Matthias ſubordinirt blieb; zugleich hatte Kaiſer Rudolph II. befohlen, „daß Ofen noch in dieſem Jahre angegriffen werde. Sobald der Erzherzog Matthias zu Gran eingetroffen ſein würde, ſollten die Vorbereitungen beendigt, der Angriffsplan entworfen und dann ſo ſchnell als möglich zur Ausführung deſſelben geſchritten werden.“

Die in Gran verſammelten Anführer beriethen ſich noch in Abweſenheit des Erzherzogs über die Wahl des Weges, auf welchem das Heer nach

en Hauptſtadt vorrücken ſollte, ohne daß die Türken gleich
s Vorhaben errathen könnten. Man hatte nämlich mit gro=
das Gerücht verbreitet, daß der Angriff von Hatván und
chſte Beſtimmung des kaiſerlichen Heeres ſei. Würde dieſes
u bei Gran überſchritten haben, und gerade vorwärts gerückt
n die Türken die wahre Abſicht wohl ſogleich vermuthet. —
ßten auf dieſem Wege rauhe Gebirge und öde Wälder zu=
den. Das Heer hätte dort an Waſſer und, wegen der ſchwie=
auch an Lebensmitteln Mangel gelitten, und ſich zu weit
Geſchütz entfernt, das in Schiffen die Donau hinabgeführt

vereinigte ſich der Kriegsrath zu dem Beſchluſſe, daß man
von der Donau entfernen dürfe, und daher auf der Waitzener
cken müſſe. Durch den Marſch längs dem linken Ufer der
dann auch der Feind mehrere Tage länger im Zweifel er=
: Angriff nicht zuerſt gegen Hatván gerichtet werden würde.
traf aber ein Befehl des Erzherzogs Matthias in Gran ein,
r ohne Aufſchub den Marſch gegen Ofen antreten ſolle, wo=
in einigen Tagen mit dem Hauptquartier nachfolgen würde."
enberg ließ nun ſogleich den Vortrab gegen Waitzen aufbrechen,
ken über den Gran und die Eypel zu ſchlagen. Das Heer
l. September in vier Colonnen. Die erſte bildete Niklas
00 Ungarn zu Fuß und zu Pferd; die zweite Franz Nadasdy
000 Reitern, und der Pole Johann Stadnitzky mit 1000
: der dritten Colonne zogen die deutſchen, franzöſiſchen und
Reiter, welche an Zahl der vorhergehenden Colonne gleich ge=
. Die vierte Colonne beſtand aus den geſammten Regimen=
chen Fußvolkes, die bei 25,000 Streiter zählten. Da folgte
z mit ſeinem Hauptquartier. Die Flottille, auf welche das
Munition und die Lebensmittel geladen waren, erhielt Be=
au nach der Vorrückung des Heeres zu richten und mit dem=
her Höhe bleibend, die Donau hinabzufahren.
en Oberſten jener Regimenter befanden ſich die durch ihre
bereits rühmlichſt bekannten Männer: Hermann von Roß=
Hall, Heinrich von Obernbruck, Adolf von Althann, Johann
. Baptiſt Petz, Friedrich von Mörsburg und viele Andere.

Die Leitung des Geſchützweſens war dem Feldzeugmeiſter Ruprecht von Eggenberg übertragen.

Als das Heer am 27. September bei Waitzen angekommen war, wurden über die beiden Arme der Donau, welche dort die Inſel St. Andreä umfließen, Brücken geſchlagen. Zur Deckung dieſer Arbeit waren noch früher 1000 ungariſche Schützen nach der Inſel übergeſchifft worden, welche ſich bei der Andreas-Kirche, von welcher die Inſel den Namen führt, aufſtellten. Sie beſetzten dieſe Kirche ſelbſt, von welcher ſie, gleich als von einer Warte, das jenſeitige Ufer überblicken, die Bewegungen des Feindes, wenn dieſer ſich vielleicht nahen würde, beobachten und auch einem Angriffe deſſelben mit Vortheil widerſtehen konnten. Da ſich aber bis jetzt keine Feinde gezeigt hatten, ſo wurden die Brücken ohne andere Störung, als welche das damals eintretende heftige Regenwetter verurſachte, am 29. September vollendet.

Es war Kundſchaft eingetroffen, daß vor Peſth ein bedeutendes türkiſches Lager ſtehe. Um die Wahrheit dieſer Angabe zu erforſchen, wurde eine kaiſerliche Abtheilung längs dem linken Ufer des Stromes hinabgeſchickt. Dieſe traf bei Nacht vor Peſth ein und fand das Lager leer. — Wahrſcheinlich hatten die Türken daſſelbe nur aufgeſchlagen, um die kaiſerlichen Anführer zu täuſchen und in ihren Operationen irre zu machen. Die türkiſchen Zelte wurden von den Kaiſerlichen ungehindert abgebrochen und nach Waitzen mit zurückgebracht.

Bis zum 3. October war das ganze Geſchütz, welches aus 125 Stücken, darunter 23 Karthaunen und 35 Mauerbrechern beſtand, ſo wie 15 Wagen mit Feuerwerkzeug, bei Waitzen eingetroffen. Am 4. October führte nun Schwarzenberg mit Tagesanbruch das Heer über die Schiffbrücken nach dem rechten Ufer des Fluſſes, und rückte gegen Ofen hinab. Palfy machte mit ſeinen Ungarn den Vortrab. Haſſan-Baſſa, der Commandant des Platzes, rückte mit einer Reiterſchaar dem Heere entgegen, um deſſen Stärke, Bewegungen und Abſicht zu erforſchen. Nach einem unbedeutenden Scharmützel zwiſchen den beiderſeits vorgeſchickten Streifſchaaren zog ſich der Baſſa in die Stadt zurück. Zwei Tſchaiken, welche Haſſan zu gleichem Zwecke die Donau hinaufgeſendet, wurden ſowohl von einigen kaiſerlichen Schiffen, als von den auf beiden Ufern vorrückenden Schützen bis nahe an die Stadt verfolgt. Auch die Koſaken waren bis an die Thore gedrungen und hatten einiges Schlachtvieh erbeutet, ohne daß

Anfangs von den Wällen ein Schuß gegen ſie abgefeuert worden wäre. — Schwarzenberg blieb mit dem Heere bei Altofen in Schlachtordnung aufgeſtellt, bis auch alles Gepäck, die Wagen und das Geſchütz, dort eingetroffen waren. Dann bezog das Heer ein Lager zwiſchen Altofen und den Ruinen des alten Sicambria, in einer Linie längs der Donau, mit dem rechten Flügel gegen das Gebirge gedehnt. Die umliegenden Hügel wurden ſogleich mit Wachen und Vorpoſten beſetzt, und eben ſo wie andere wohlgelegene Punkte zu verſchanzen angefangen.

Sobald ſich ſtärkere Schaaren der Kaiſerlichen den Werken nahten, wurde von den Wällen der oberen Stadt heftig, jedoch ohne Wirkung auf ſie gefeuert. Schwarzenberg, Palfy und einige andere Befehlshaber recognoscirten die Umgegend, um den ſchicklichſten Platz zum Angriff auszuſuchen. —

Das ungariſche Fußvolk beſetzte in der Nacht auf den 5. October die warmen Bäder und drang dann auch in die hintere Vorſtadt (das Chriſtinen-Städtchen) ein, welches die Türken, obwohl es mit Schanzen und Palliſaden befeſtigt war, geräumt hatten. — Am 5. October wurden die Mauern der oberen Vorſtadt (Neuſtift und Landſtraße) beſchoſſen, um in dieſelben Breſchen zum Sturme zu bahnen. Das Geſchütz der Türken antwortete mit lebhaftem Feuer, und es wurden von beiden Seiten viele Soldaten getödtet oder verwundet.

Der Freiherr von Schwarzenberg erhielt genaue Nachricht über die Stärke der türkiſchen Beſatzung. Sie zählte 6000 Waffentragende, darunter 1000 Janitſcharen. Die Baſſen von Ofen und Bosnien hatten damals beſchloſſen, ſobald die Kaiſerlichen die obere Vorſtadt erobert haben würden, mit der ganzen Beſatzung aus dem Schloſſe hinauszubrechen, und das Belagerungsheer anzufallen. — Am 6. October drangen einige Freibeuter in die untere Vorſtadt (Raizenſtadt) ein, und brachten, als die Türken ſie zum ſchleunigen Abzuge zwangen, doch mehrere Gefangene mit zurück.

Am 8. October fiel wieder eine ſtarke Schaar, aus allen den verſchiedenen Nationen des Belagerungsheeres gemiſcht, in die untere Vorſtadt ein, eroberte eine Pulvermühle und mehrere Häuſer, und ſchlug ſich eine Stunde lang mit den Türken herum. — Gegen Abend ließ Schwarzenberg einige ſchwere Geſchütze auf den in Weſten der oberen Stadt gegenüberliegenden Hügeln aufführen.

Am 9. October langte der Erzherzog Matthias mit den Schwadronen und Compagnieen ſeiner Leibwache im Lager bei Alt-Ofen an. Schwarzenberg meldete ihm, daß der Feldzeugmeiſter Eggenberg bisher in Führung der Laufgräben und Anlegung der Batterieen eine ungemeine Langſamkeit bewieſen habe. Der Erzherzog beſah ſogleich ſelbſt ſowohl die Angriffsarbeiten als die Stadt, und beſtimmte die für die Aufſtellung des Geſchützes tauglichſten Plätze.

Noch am nämlichen Tage befahl er, die an die Donau ſtoßende Baſtion der oberen Vorſtadt und den nächſten Theil der Mauern aus drei Batterieen mit 25 Kanonen zu beſchießen. Der Erzherzog übertrug die Bedeckung der erſten Batterie und die auf jener Strecke zu machenden Erdarbeiten den Oberſten Gall, Obernbruck und Petz und deren Regimentern. Zur mittleren oder zweiten Batterie befehligte er die Oberſten Karl Sulz und Roßwurm; — zur dritten die Oberſten von Mörsburg und Beaupart mit ihren Regimentern.

Mit Anbruch des nächſten Morgens (am 10. October) begann das heftige Feuer und wurde ohne Unterbrechung bis Nachmittags fortgeſetzt. Um 3 Uhr ließ der Erzherzog durch Trompeten- und Paukenſchall das Zeichen zum Sturme geben. Von den obgenannten Regimentern brachen 6000 Mann in drei Colonnen zugleich aus den Laufgräben hervor und ſtürzten auf die ihren Batterieen gegenüber gelegenen Werke der bereits ſehr zuſammengeſchoſſenen Baſtion und der anſtoßenden Mauern los. Die Stürmer hatten aus der oberen Stadt das Feuer von zehn der größten Karthaunen, — von den Werken der Vorſtadt einen Kugelhagel aus Feldſchlangen, Doppelhaken und Handgewehren auszuhalten, und eine Menge großer Steine und Felsſtücke wurden von den angegriffenen Mauern auf ſie herabgeſchleudert oder gerollt. Die Wallonen waren am weiteſten vorgedrungen; aber als ihr Oberſt Beaupart, Hauptmann Rouſſel und viele Soldaten gefallen, wichen ſie zurück.

Die Oberſten Leo Gall und Petz hatten durch die Breſchen die Waſſerbaſtion ſelbſt erſtiegen. Doch der Tod des Hauptmanns Ginette und der vorderſten Soldaten brachte Unordnung in die Reihen; die Stürmer wurden von der Baſtion hinabgeworfen und jene Regimenter neigten ſich zur Flucht. Es gelang zwar den Oberſten, ſie zum Stehen zu bringen, und nach hergeſtellter Ordnung führten ſie dieſelben zum zweiten Male gegen das Bollwerk. Dieſes wurde jetzt wieder von den Deutſchen erſtiegen

ie kaiſerlichen Fahnen auf deſſen Bruſtwehr gepflanzt. Aber die
n gewannen hier nochmals die Oberhand, ſtürzten die Fahnen ſammt
Trägern über die Mauern hinab, und das Gefecht dauerte mit glei-
)eftigkeit unentſchieden fort.

Der Sturm hatte nun ſchon faſt zwei Stunden gewährt, und die
en begannen zu ermatten. In dieſem Momente ſendete Palfy 600
n dieſer Colonne zur Unterſtützung. Nach deren Eintreffen wett-
n Deutſche und Ungarn in heldenmüthiger Anſtrengung, um die Tür-
n den angegriffenen Werken zu verdrängen. Dieſe geriethen bald in
ung und verließen endlich die Baſtion.

Jetzt drangen dann auch die übrigen kaiſerlichen Colonnen die Wälle
und hinab in die obere Vorſtadt. Die Türken ergriffen die Flucht,
eil nach der oberen Stadt, ein anderer durch die untere oder Waſſer-
er Brücke zu, welche über die Donau nach Peſth führte. Die Sie-
gten den Letzteren nach in die Waſſerſtadt, und die Wallonen ſchnit-
n Sinan, Baſſa von Meraaſch in Aſien, mit ungefähr 400 Mann,
von der oberen Stadt, als von der Brücke ab. Der Baſſa warf
eine nahe Moſchee der Waſſerſtadt, und vertheidigte ſich lange mit
ifelter Hartnäckigkeit gegen das Regiment Mörsburg, gegen Wallo-
d Ungarn. Doch wurde das Gebäude endlich erſtürmt, und alle in
den gefundene Türken ſammt dem Baſſa getödtet. Die der Brücke
den Flüchtlinge wurden von dem Regimente Petz und einigen Un-
erfolgt, eingeholt, zum neuen Kampfe gezwungen und viele derſelben
emacht oder in die Donau geſprengt. Dieſer Theil der Feinde wäre
gänzlich aufgerieben worden, wenn nicht die Janitſcharen aus der
baſtion der oberen Stadt durch einen Ausfall denſelben zur Hilfe
nen wären und jene kaiſerlichen Truppen zum Rückzuge auf die
macht genöthigt hätten. Mehr als 300 Türken ließen ſich über
auern der oberen Vorſtadt hinab und ſuchten das freie Feld zu ge-
l.

Da aber hier die Generale Palfy und Nadasdy mit der ganzen Rei-
ufgeſtellt waren, ſo wurden die meiſten jener Flüchtlinge niederge-
oder gefangen. Von der Beſatzung der oberen Stadt und des
ſes fielen zwar noch mehrere ſtarke Abtheilungen aus, drangen in die
n Kaiſerlichen eroberten Gaſſen der oberen Vorſtadt ein, wurden aber
nach heftigen und für beide Theile ſehr blutigen Gefechten zurück-

geſchlagen. — Noch ſpät Abends rückten die Kaiſerlichen in der Waſſerſtadt wieder bis zur Schiffsbrücke vor, bemächtigten ſich derſelben und zerriſſen ſie, ſo daß die Schiffe einzeln vom Strome fortgeführt wurden. — So war dann jede Verbindung der oberen Stadt Ofen mit Peſth abgeſchnitten. —

Die Kaiſerlichen hatten an dieſem Tage über **300** Todte verloren, darunter den Oberſten Beaupart, den Oberſtlieutenant Landau vom Regimente Gall, mehrere Hauptleute und Offiziere. Unter der weit größeren Anzahl von Verwundeten befanden ſich der Oberſt Petz, der Oberſtlieutenant Flug vom Regimente Roßwurm, mehrere Fahnenträger und viele Offiziere. Von den Türken waren Sinan-Baſſa und **1500** Mann geblieben.

Gefangene wurden keine gemacht. Der ſchwer verwundete Baſſa Mehmet von Karamanien und der Beglerbeg von Aſien retteten ſich mit dem Reſte der an dieſem Tage in's Gefecht gekommenen Truppen der Beſatzung nach der oberen Stadt.

Es wurden von den Kaiſerlichen **40** Geſchütze erobert. Die übrige Beute war ſehr gering und beſtand nur in **100** Kameelen, einigen Maulthieren und wenigem unbedeutendem Gepäcke. Alle Sachen von Werth hatten die Feinde ſchon früher nach der oberen Stadt gerettet.

Am Abende des **11.** October räumte die **300** Mann ſtarke türkiſche Beſatzung des hölzernen Blockhauſes auf dem St. Gerhardsberge (Blocksberge) dieſen Poſten, nachdem ſie das Gebäude in Brand geſteckt, und zog ſich in die obere Stadt.

Palfy beſetzte daſſelbe mit einer Schaar ungariſchen Fußvolks. Die von den Türken in den Boden vergrabenen Kanonen wurden gleich entdeckt und bis auf einige, die man auf jenem Poſten ließ, in das Lager abgeführt.

Am **12.** October griff Palfy mit ſeinen ungariſchen Truppen zu Fuß und zu Pferd, die an dem rechten Donauufer unterhalb Ofen gelegene Veſte Potentiana (Penteln) an. Sie wurde erobert und die dieſelbe vertheidigenden **300** Türken zuſammengehauen. — In der Nacht wurden zwei Tſchaiken den Strom hinabgeſendet. Sie fanden einige türkiſche Fahrzeuge, welche die Trümmer der Peſther Brücke aufgefangen hatten und ſie brauchbar herzuſtellen ſuchten.

Dieſe Fahrzeuge wurden genommen, nachdem ihre Bemannung theils unter den Säbeln der Ungarn gefallen, theils in dem Fluſſe ertrunken war. Nur ſechs Türken wurden gefangen zurückgebracht.

Der Erzherzog ließ damals an den Laufgräben vor der oberen Stadt

arbeiten, vieles Geſchütz in die von der Waſſerſeite angelegten Batterieen, ſo wie auch in das Blockhaus auf dem Gerhardsberge führen, und dann am 13. die Beſchießung der oberen Stadt und des Schloſſes von drei Seiten beginnen. Die Türken erwiderten das Feuer mit Lebhaftigkeit. — Gleich darauf machten die Janitſcharen einen ſtarken Ausfall und wurden von einer Schaar Spahi unterſtützt. Sie griffen jenen Theil der Angriffswerke an, wo das Regiment Obernbruck aufgeſtellt war. Dieſes ſtand, ungeachtet der tapferen Gegenwehr, in Gefahr, von der türkiſchen Uebermacht geworfen zu werden. Doch kamen noch zur rechten Zeit die Unterſtützungen aus dem Hauptlager herbei und halfen die Türken zurückſchlagen.

Am 14. October wurde mit der Beſchießung innegehalten, und die Beſatzung aufgefordert, ſich zu ergeben. Der Baſſa weigerte ſich aber, auf irgend einen ſolchen Antrag einzugehen. — Indeſſen ſoll doch nach türkiſchen Berichten (im IV. B. von Hammers Geſch. S. 286) Michalidſchlü-Achmed, — vormals Befehlshaber in Gran und jetzt vermuthlich Undercommandant der Ofener Beſatzung, — den Gedanken an ferneren Widerſtand aufgegeben und den Entſchluß gefaßt haben, die Truppen nach Peſth überzuführen. Aber Kulakſif-Osman, Begh von Szolnok, ſoll ihn hiervon abgehalten und durch Aufführung einer größeren Anzahl Geſchützes die Vertheidigung der angegriffenen Werke verſtärkt haben.

Der Erzherzog ließ nun die Minenarbeit beginnen, um durch Sprengung der Mauern einen Weg zur Beſtürmung der Stadt zu bahnen. — Die Oberſten Gall und Roßwurm, welche mit ihren Regimentern die Waſſerſtadt beſetzt hielten, führten die Aufſicht über dieſe unterirdiſchen Arbeiten. 200 Bergleute wurden dazu verwendet, die auch emſig an der Untergrabung der Mauern arbeiteten, aber bei dem ununterbrochen fortwährenden Regenwetter nur geringe Fortſchritte machten.

Am 17. October wurde das Feuer gegen Schloß und Stadt fortgeſetzt. An der Südſeite der Stadt, gegen den Gerhardsberg hin, wurden jetzt der General Palfy mit ſeinen Ungarn, die Oberſten Graf Sulz und Petz mit ihren Regimentern, 400 Wallonen und 1000 Kolonitſchiſche Reiter aufgeſtellt.

An der Stuhlweißenburger Straße wurden drei Batterieen, zuſammen auf 22 Geſchütze, erbauet, um auch von dieſer Seite die Mauern der oberen Stadt und des Schloſſes in Breſche zu ſchießen. Musketiere und

Büchſenſchützen wurden in der Nähe der Mauern in Laufgräben gelegt, die ſo wie das Blockhaus auf dem Gerhardsberge, den Türken den Aus- oder Eingang gänzlich ſperrten.

Es war die Nachricht eingelaufen, daß ein türkiſches Corps auf dieſer Straße zum Entſatz heranziehe. Doch erwies ſich jenes Gerücht als grundlos. Der eben damals mit der Belagerung von Großwardein beſchäftigte Serdar-Saturdſchi-Mohamed hatte keine Truppen übrig, um ſie gegen das Belagerungsheer des Erzherzogs zu verwenden. Der Baſſa Semender von Stuhlweißenburg war, nach den von Herrn von Hammer im IV. B. der Geſch. S. 286 benutzten türkiſchen Quellen, Ofen zu Hilfe geeilt, und fand in den hier vorgefallenen Gefechten den Tod. Da nun aber kein Angriff von Außen auf das Belagerungsheer geſchah, ſo mußte er ſchon vor dem Angriff in Ofen angelangt ſein, und daher war eben von der Stuhlweißenburger Seite kein Entſatzverſuch mehr zu erwarten. — Eine neue Batterie von 10 Kanonen beſchoß damals auch die Mauern nächſt dem Wienerthore.

Am Morgen des 19. October ließ der Erzherzog die Beſatzung zum zweiten Male auffordern, und bot ihr freien Abzug an. Dieſe hoffte aber mit Zuverſicht auf baldigen Entſatz und wies daher den Antrag zurück. — Es wurden nun die Mauern der oberen Stadt und des Schloſſes mit verdoppelter Heftigkeit beſchoſſen, und ſchon gegen Mittag waren an zwei Stellen Breſchen, jede einige Klafter breit, gelegt. Nun befahl der Erzherzog, die Colonnen zum Sturm in Bereitſchaft zu halten. 800 Kuiraſſiere und ein Theil der Arkebuſierer von der Hoffahne des Erzherzogs wurden zu deren Unterſtützung beſtimmt, und alle Colonnen ſtanden um drei Uhr Nachmittags bereits auf ihren Plätzen.

Während dieſe auf den Breſchen losgehen würden, ſollte die von der Waſſerſtadt aus angelegte Mine geſprengt und dann die Mauer auch auf dieſer Seite von einer Colonne geſtürmt werden. Der ununterbrochene Regen verhinderte jedoch die Ausführung dieſes Vorhabens, und die Truppen kehrten, nachdem ſie bis in die Nacht des Angriffsſignals gebarrt, in das Lager zurück. In der Nacht arbeiteten die Türken emſig an Verbauung der Breſchen.

Am 23. October früh erhielten die Truppen wieder Befehl, ſich zum Sturme zu bereiten. Dieſer mußte aber nochmals wegen heftiger Regengüſſe eingeſtellt werden.

So wurden denn alle dieſe kraftvollen Anſtrengungen durch die ungünſtigſte Jahreszeit vereitelt. Seit vielen Tagen hielten die von kalten Winden und heftigen Stürmen begleiteten Herbſtregen faſt ununterbrochen an. Die Laufgraben und die Minengänge wurden mit Waſſer angefüllt, das Pulver verderbt. Die Soldaten waren erſchöpft, mißmuthig und der ſo beſchwerlichen Erdarbeiten überdrüſſig. Die Pferde, welche ſtets unter freiem Himmel der böſen Witterung ausgeſetzt blieben, tief in Waſſer und Koth ſtanden und an Futter Mangel litten, waren abgemagert und ganz entkräftet. Seuchen hatten bereits viele Menſchen und Pferde hinweggerafft, und die Zahl der Kranken und Undienſtbaren wuchs mit jedem Tage. —

Die Feinde, welche dieſen traurigen Zuſtand der Belagerer wohl kannten, beunruhigten dieſelben durch häufige Ausfälle und Streifzüge. Da wollte der Erzherzog noch einen Verſuch wagen, durch eine kühne Unternehmung ſeinen Zweck zu erreichen. Am 24. October entwarf er eine Dispoſition, Peſth durch Ueberfall und gleichzeitig die obere Stadt Ofen durch Sturm zu nehmen. Es ſollten 1500 Mann zu Fuß und 200 Reiter ſich nach Einbruch der Nacht Peſth nahen. Nachdem dann ein Thor dieſer Stadt durch eine Petarde geſprengt worden wäre, ſollte jene Truppe raſch eindringen und die Beſatzung überwältigen.

Als aber die Colonnen ſchon aufgebrochen waren und Alles wirklich in Bereitſchaft ſtand, fand es ſich, daß die Colonnenführer nicht hinreichend genau mit der Oertlichkeit der Angriffspunkte bekannt waren, und daß die Beſatzung von dem Vorhaben Kunde erhalten hatte. Die Truppen wurden daher in größter Stille nach dem Lager zurückgezogen.

Am 25. October Nachmittags waren die Truppen nochmals zum allgemeinen Hauptſturme aufgeſtellt, und erwarteten hierzu nur noch das Auffliegen zweier Minen.

Da dieſe aber beide bei ihrer Entzündung die Mauern nicht beſchädigten, ſo wurde der Hauptſturm eingeſtellt. Dennoch lief, ungeachtet des ſchlechten Wetters, eine Colonne von der Seite der hinteren Vorſtadt gegen die Mauern der oberen Stadt an, nur allein um die Beſatzung auf die Wälle zu ziehen und ihre Faſſung auf die Probe zu ſetzen. Sobald die Türken hinter den Bruſtwehren erſchienen, wurde aus allen Batterieen lebhaft auf ſie gefeuert. Die Stürmer aber wurden von dem Feinde mit Hagelgeſchoß und geworfenem Brandzeug empfangen. Der Verluſt war

auf beiden Seiten nicht unbedeutend, und die Stürmer zogen ſich, nachdem der Zweck des Angriffs erreicht worden, in ihre Lager zurück. Unter den Todten befanden ſich die Hauptleute Rechberg der Aeltere und Kaspar Ernſt von Nürnberg, unter den Verwundeten der Oberſt von Mörsburg.

Die Türken ſelbſt nennen (nach Hammers Geſch. IV. B. S. 286) unter ihren während der Belagerung Getödteten, — welche die Zahl von 2000 überſtiegen, — die Baſſen von Stuhlweißenburg und Menraſch, unter den Verwundeten den Begh Mohammed von Semendria und den Beglerbegh von Bosnien, Terjaki Haſſan-Baſſa; die ungariſchen Berichte unter den Letzteren, wie ſchon erwähnt, den Baſſa Mehemed von Caramanien. —

Die errungenen Trophäen, — die vierzig in der Waſſerſtadt eroberten Geſchütze, — waren von dem Erzherzoge bereits gegen Gran zurückgeſchickt worden. —

Am 27. October trafen ſtarke feindliche Corps bei Peſth ein, welche die Beſtimmung hatten, den Entſatz von Ofen zu bewirken. Der Erzherzog konnte nun die Aufhebung der Belagerung und den Abzug nicht länger verſchieben. Er ließ die Geſchütze aus den Batterieen abführen und auf der Donau einſchiffen. Die eroberten Vorſtädte wurden zuſammengeriſſen und in Brand geſteckt.

Am 1. November rückten 7000 Bauern, die Bewohner von vierzehn auf der Ofen benachbarten Inſel Eſeppel gelegenen Dörfern, — welche die Erlaubniß erhalten, mit Weibern und Kindern in das königlich ungariſche Gebiet überzuſiedeln, in's kaiſerliche Lager ein. Sie hatten ihre Wohnungen und Alles, was ſie von ihrer Habe und Lebensmittelvorräthen nicht mit ſich fortbringen konnten, zerſtört, damit die Türken nichts davon benutzen konnten.

Am 2. November brach der Erzherzog mit dem Heere von Ofen auf. Eine Fahne Reiter, welche noch eine Weile vor der Feſtung zurückblieb, um dieſelbe zu beobachten, wurde, als ſie dann eben dem Heere nachfolgen wollte, von hundert Türken, die aus der Stadt herausfielen, angegriffen und geworfen. Doch kam bald Oberſt Kolonitſch mit einigen Schwadronen zur Unterſtützung herbei, und mehrere türkiſche Schaaren, welche nun aus der Feſtung eilten, um das Heer zu verfolgen, wurden zurückgeſchlagen. Der Rückmarſch wurde dann ohne fernere Störung gegen Gran fortgeſetzt.

Um 1600 ward Schwarzenberg zur Belagerung der damals nicht unwichtigen Feſtung Papa berufen, deren Beſatzung aus etwa 1000 Mann Franzoſen und Wallonen beſtand, welche wegen Soldesrückſtand in offene Meuterei ausgebrochen waren und ſich mit dem Feinde in Unterhandlung eingelaſſen hatten, um ihm den feſten Platz gegen eine Summe Geldes zu überliefern, wozu ſich der Paſcha von Weißenburg gleich geneigt zeigte.

Der Erzherzog Maximilian hatte gleich auf die Nachricht der Empörung der Truppen den rückſtändigen Sold durch Eilboten geſandt, und ließ ihnen Verzeihung anbieten, wenn ſie zu ihrer Pflicht zurückkehrten; allein die Empörer trieben des Erzherzogs Boten durch Schüſſe zurück und äußerten, ſie ließen es auf eine Belagerung ankommen. Vermuthlich rechneten ſie auf türkiſchen Succurs, da ſie auch alle ihre Waffenbrüder in Feſſeln ſchlugen, die mit ihrem ſtrafbaren Beginnen nicht einverſtanden waren. —

Schwarzenberg übernahm es nun, den feſten Platz zu bezwingen und die Aufrührer zu beſtrafen; die Belagerten wehrten ſich verzweifelt und machten einen wüthenden Ausfall, bei welchem der Eroberer von Raab, Held Schwarzenberg, zu früh ſein ruhmgekröntes Leben verlor, indem ein Schuß ihn tödtlich traf.

Sein Tod entflammte die kaiſerlichen Truppen nun um ſo mehr zur Wuth, und Papa war bald darauf bezwungen, wo die Verräther faſt alle umkamen. Schwarzenbergs Leiche kam nach Wien; dort ruht der große Held ohne Denkmal*), gleich ſo vielen ſeiner Ruhmesgenoſſen, in der Gruft des Auguſtiner Hofkloſters in ſehr ungleicher Geſellſchaft, neben den Freunden Dante's, den großen Hunden von der Leiter (canes grandes della Scala), die als Flüchtlinge in Wien gelebt, als der Markus-

*) Dem ausgezeichneten Helden iſt leider bisher noch kein ausführliches ſelbſtſtändiges biographiſches Denkmal geſetzt worden, obwohl man manchem unbedeutenden Männlein der Neuzeit ganze Bände gewidmet. Die erlauchte Familie, welcher Adolph Schwarzenberg angehört, und aus der ſeither noch ſo mancher wirkliche Held und große Staatsmann ruhmvoll hervorging, beſitzt in ihrem Archive gewiß ſchätzenswerthe Urkunden und Beiträge, die ausführlicher über des Helden Leben berichten, und durch deren Veröffentlichung ſie Mit- und Nachwelt zu Dank verpflichten würde.

D. H.

löwe ihre Herrſchaft gebrochen, neben dem hoffnungsvollen Peter Strozzi, neben Wallenſteins Witwe, neben den Puchheims, Baſta, Palfy's und Scherffenbergs.

Ritter Melchior von Redern zu Ruppersdorf,

Freiherr auf Friedland und Seidenberg, kaiſerlicher Hofkriegsraths-Präſident und Feldmarſchall.

Berühmt und durch große Beſitzungen mächtig war im ſechszehnten Jahrhundert das adlige Geſchlecht der Redern in Böhmen, eine Seitenlinie des Stammhauſes Ruppersdorf in Schleſien. Der berühmteſte deſſelben — der Dritte in der Ahnenreihe dieſes Seitenzweiges — wurde Melchior, welcher in der kaiſ. Burg zu Breslau im Jahre **1556** das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war Friedrich von Redern, Kaiſer Ferdinands I. Rath, Vizthum und Präſident des Kammer-Collegiums in Ober- und Nieder-Schleſien. Seine Mutter war Salome von Schönaich. — Melchior, der Jüngſte von Friedrichs ſieben Söhnen, überlebte die übrigen ſeiner ſechs Brüder und wurde Alleinherr der großen Familienbeſitzungen in Böhmen und der Oberlauſitz, Lehnsherr von **32** adligen Vaſallen. — Wahrſcheinlich begann auf der hohen Schule zu Prag die wiſſenſchaftliche Bildung des Jünglings, — auf denen zu Heidelberg und Padua wurde ſie vollendet. Vorzüglich zog ihn das Studium fremder Sprachen an, welchem er ſich mit gutem Erfolge widmete. Es ſcheint, ſein Vater habe ihn für die Geſchäfte der Staatsverwaltung und für wiſſenſchaftliches Wirken erziehen laſſen wollen. Doch dieſe Abſicht mag dem kräftigen, thatendurſtenden Gemüthe des Sohnes nicht zugeſagt haben, denn dieſer wählte frühzeitig den glänzenden Stand der Waffen und verſuchte, ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling, zuerſt die Kraft ſeines Armes in Ungarn gegen die Türken, deren Grenz-Paſchen ungeachtet des von Selim II. nach Selimans Tode (vor Szigeth **1566**) auf acht Jahre geſchloſſenen und von Amurath erneuerten Waffenſtillſtandes in Illyrien eingefallen waren und mehrere Feſtungen erobert hatten.

Aus Ungarn zog Redern mit Kriegern Kaiser Maximilians II. nach Polen, um deſſen Anſprüche auf den Thron jenes Landes, zu deſſen Könige ihn ein Theil der Stände nach dem Tode Sigismunds II. gewählt hatte, gegen den Gegenkönig Stephan Bathory, Fürſten von Siebenbürgen, vertheidigen zu helfen. Freunde und Feinde lernten hier ſeinen Namen mit Achtung nennen. Des Kaiſers Tod, der im Herbſte des Jahres 1576 auf dem Reichstage zu Regensburg erfolgte, endete dieſe Fehde, deren Ausgang durch Stephans kriegeriſchen Muth und Feldherrntalent ohnehin ſehr ungewiß gemacht wurde. Im Dienſte eben dieſes Stephans ſelbſt focht Redern, nachdem er eine kurze Zeit auf dem Kriegsſchauplatze in den Niederlanden verweilt hatte, gegen den Czar Iwan Waſiljewitſch, der mit ſeinen Ruſſen die Polen aus Liefland vertrieben und dieſes Land angeblich für den Herzog Magnus von Holſtein, im Grunde aber für ſich ſelbſt erobern wollte. Auf dieſem im Jahre 1581 unternommenen Zuge lernte man zuerſt den Gebrauch der glühenden Kugeln kennen, welche der Polenkönig erfunden hatte.

Kurze Zeit hierauf trat Redern in die Kriegsdienſte Kaiſer Rudolfs II., welchem er nun fortwährend ſein Schwert weihte. Die häufigen und wilden Räubereien der Uskoken — welche ſchon unter Ferdinand I. das türkiſche Gebiet verlaſſen und ſich unter des Kaiſers Schutz in Dalmatien niedergelaſſen hatten, wo ſie eine immer ſtreitluſtige, kampfbereite Grenztruppe gegen die Osmanen bildeten, — waren den Türken ein willkommener Vorwand zum offenen Bruch der 1591 abermals auf 8 Jahre erneuerten Waffenruhe, welche ohnehin von beiden Seiten nicht ſehr ſtrenge beobachtet wurde, da gegenſeitige Ueberfälle und Streifereien an den Grenzen ununterbrochen fortwährten. Eine zahlreiche türkiſche Armee fiel 1592 aus Bosnien in Croatien verheerend ein, und vertrieb die wenigen dort befindlichen kaiſerlichen Truppen.

Glücklich widerſtand das feſte Siſſek, welches ein Prieſter (ein Domherr von Agram) mit kluger Entſchloſſenheit vertheidigte, der türkiſchen Belagerung.

Dieſes zu bezwingen und die Demüthigung, welche ſein Stolz hier erlitt, zu rächen, erſchien im folgenden Jahre Haſſan, Baſſa von Bosnien, mit einer 30,000 Mann ſtarken Armee abermals in Croatien und vor Siſſek. Dieſes war ohne ſchnellen Entſatz verloren. Zur Rettung eilten die kaiſerlichen Feldoberſten, Rupprecht von Eggenberg, Befehlshaber

zu Agram, Andreas von Auersperg zu Carlſtadt, der Ban, Peter Erdödy und Melchior von Redern mit kroatiſchen, kärnthneriſchen, ungariſchen und den Uskoken-Schaaren und deutſchen und böhmiſchen Kriegsvölkern herbei.

Das kleine Häuflein zählte, als es gemuſtert wurde, 4500 Mann. Seine Schwäche vermochte die meiſten Anführer, vom Angriffe ab- und zum Rückzuge zu rathen. Nur Auersperg und Redern, denen der Gedanke, ruhmlos das Wagniß eines glänzenden Kampfes aufgeben zu müſſen, unerträglich war, ſtimmten für das Gegentheil. Begeiſtert vom Gefühle des eigenen inneren Werthes, ermuthigte ihr kräftiger Zuſpruch die Gefährten, den Feind nicht zu zählen, ſondern aufzuſuchen. Vom Anzuge der Chriſten unterrichtet, zog ihnen Haſſan am 22. Juni mit 20,000 Mann über die Kulpa entgegen, ſtellte einen Theil der Seinen in einen Hinterhalt und erwartete ſie in einer weit ausgedehnten Schlachtordnung bei Ottok, 10,000 Türken blieben im Lager von Siſſek. Die ungariſchen leichten Truppen ſollten den erſten Angriff thun. Allein ein paniſcher Schreck bemächtigte ſich ihrer beim Anblick der zahlreichen türkiſchen Schlachthaufen, und ſie wandten ſich zur ſchnellen Flucht.

Nun bewegte ſich die ganze Linie der kaiſerlichen Völker in feſter, muthiger Haltung vorwärts, und griff geſchloſſen und tapfer der Türken weite Stellung an.

Dieſer kühne Angriff und ein raſcher Andrang Rederns mit der ſchleſiſchen und böhmiſchen Reiterei, mit welcher er aus verborgenem Hinterhalte vorſprengte, durchbrach die Linie des Feindes, der bald in wilder, regelloſer Flucht zurückwich. Sie ward ihm bald zur Vernichtung verderblich, denn 18,000 Leichen deckten theils das Feld, theils ſchwammen ſie in der Kulpa, über welche der Rückzug durch Abbrennung und Vernichtung der Brücken unmöglich gemacht wurde. Die erbitterten Sieger machten keine Gefangenen.

Unter den vornehmſten Todten war der das Commando führende Baſſa von Bosnien, der ſich mit ſeinem Pferde in die Kulpa ſtürzte, um ſchwimmend hinüberzuſetzen, aber im Fluſſe ertrank, und Mehemed, Begh der Herzegowina, der Sohn des Großveziers, Achmet, und des Großherrn Schweſterſohn; 40 Beghs fielen nebſt ihm.

Nebſt 2000 Pferden, die man fing, war die Beute auf dem Schlachtfelde und im Lager, welches von den Türken auf die Kunde von

der Niederlage der Ihrigen auf das Eiligſte in unordentlicher Flucht verlaſſen wurde, ſehr groß. Der Chriſten Verluſt ſoll ſehr unbedeutend geweſen ſein. Ein gleichzeitiger Originalbericht ſpricht von beiläufig 60 Mann (?).

Entrüſtet über dieſen Unfall und den Tod eines ſeinem Blute verwandten Prinzen, erklärte nun Sultan Amurath dem Kaiſer förmlich Krieg. Sein neuer 70jähriger Vezier Sinan fiel mit ſtarker Macht in Ungarn ein. Siſſek, Veszprim und Palota gingen verloren. — Doch waren die Kaiſerlichen beinahe ſtets in einzelnen Kämpfen des kleinen Krieges gegen die im Lande herumſchwärmenden ſtarken Streifparteien der Türken Sieger. —

Einen der bedeutendſten Vortheile erfocht Redern, der am 19. Oct. mit 1300 Reitern ein weit überlegenes feindliches Corps, welches die Beſtimmung hatte, eine Menge Chriſtenſclaven, worunter 3000 Kinder, nach Conſtantinopel zu geleiten, überfiel, 6000 Türken niederhieb, die Uebrigen verſprengte und die Gefangenen befreite. — Daß Redern hierauf an dem großen Siege des Oberſten Grafen Hardek, Befehlshabers zu Raab, über den Baſſa von Ofen bei Stuhlweißenburg am 5. Nov. ſeinen rühmlichen Antheil gehabt habe, iſt außer Zweifel. Eben ſo wenig fehlte ſein tapferer Arm bei dem glücklichen Unternehmen Teufenbachs, welchen von Raab und Komorn kaiſerliche Völker verſtärkten, auf Fillek, und in der dort gewonnenen Schlacht.

Das folgende Jahr, wo Erzherzog Matthias, des Kaiſers Bruder, den Oberbefehl in Ungarn führte, war für dieſen weder rühmlich noch glücklich. Das ſchwache Heer, aus zu fremdartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, ſchlecht organiſirt und an Gelde Mangel leidend, konnte zu keinen großen Unternehmungen glücklich geführt werden. Selbſt Raab mußte Hardek nach langer, durch manchen glücklichen Ausfall merkwürdiger Vertheidigung am 23. Sept. dem Großvezier Sinan übergeben. Glücklicher widerſtand Komorn.

In den Jahren 1595 und 96 kämpften der kaiſerliche Feldherr Mannsfeld und der Siebenbürger Fürſt Sigismund Bathory glücklicher gegen die Erbfeinde der Chriſtenheit. Bei dem böhmiſchen Heere, das Peter Wok von Roſenberg anführte, ſtand Redern als General-Lieutenant, und Wenzel Berka als F. M. in den Schlachten bei Hatván und Keresztes, von denen die letztere, die blutigſte dieſes Krieges, da in ihr 10,000 Chriſten

fielen, das Schauſpiel einer Schlacht ohne Sieg bot — und fügte neue rühmliche Blätter zu ſeiner Heldenlorbeerkrone.

Im Herbſte des Jahres **1596** zog Amuraths Nachfolger **Mohamed III.** ſelbſt zu Felde; dieſer ſo wie der Feldzug des folgenden Jahres waren blutig, und aus denſelben Gründen, die oben angeführt wurden, für Oeſterreich unglücklich. Selbſtſüchtiges Vereinzeln der Kräfte und Verſagung eines kraftvollen Beiſtandes, — in rechter Zeit doppelt wirkſam — zur Abwehr gemeiner Noth verdarben Vieles.

Ein glücklicher Ueberfall des tapfern Adolph Freiherrn von Schwarzenberg, Befehlshabers von Komorn, lieferte das wichtige Raab am 28. März **1598** wieder in des Kaiſers Hände. Redern war Commandant in Raab. Ein ſprechender Beweis, wie wichtig der Mann und der Platz waren. Doch war er, da die Feſtung nicht bedroht war und man des erprobten Feldherrn That und Rath anderwärts mehr und beſſer benöthigte, wenig dort gegenwärtig. Der Erzherzog Matthias belagerte zu gleicher Zeit Ofen, als der Türken Hauptmacht vor Großwardein lag und es einzunehmen drohte. Doch hier leitete der Held Redern mit dem Magyaren Paul Niary die Vertheidigung ſo kräftig und klug, daß an ihr alle Anſtrengungen des Osmanen-Heeres ſcheiterten. Nichts half es den belagernden Feinden, daß durch ihr Geſchütz in Minen zerſprengte und zertrümmerte Wälle und Außenwerke in Schutt lagen; der ausharrende Muth der tapfern Beſatzung ſpottete der feindlichen Uebermacht und war die feſteſte Umwallung. Nur **2000** Mann ſtark, ſchlug ſie in **5** Wochen **12** raſende Stürme der Feinde zurück, **13,000** Türken mit dem Großvezier fanden hier, ein fruchtloſes Opfer der mißlungenen Belagerung, ihr Grab. Unmuthig und beſtürzt zog ihr Heer an demſelben Tage ab, als der Erzherzog Matthias die Belagerung von Ofen aufgeben mußte. Für ſo viele ausgezeichnete Thaten wurde Redern von dieſem Erzherzog mit der Würde des Directoriums in Oberungarn beehrt, und von Kaiſer Rudolph II. in einer glänzenden Verſammlung der Großen des Reiches in Prag zum Ritter geſchlagen. Auf ſeiner Herrſchaft Friedland wurde noch lange nachher das Großwardeiner Siegesfeſt jährlich gefeiert. Früher ſchon war er zum Feldmarſchall, Kriegsrath und zum Freiherrn ernannt.

Seine letzte That war die Bezwingung von Papa im J. **1600**. In dieſer ungariſchen Feſtung lagen beiläufig **1000** Mann Franzoſen und Wallonen als Beſatzung. Es fehlte, wie es oft in jenen Zeiten der Fall war,

an Gelde. Der rückſtändige Sold konnte dieſen Miethstruppen nicht ausbezahlt werden. Darüber empörten ſie ſich, warfen alle deutſchen Truppen, welche an der ſchändlichen Meuterei keinen Theil nehmen wollten, in Feſſeln und boten die Feſtung mit allen Einwohnern dem Baſſa von Weiſſenburg für eine bedeutende Geldſumme an. Dieſer zögerte, da er in dem Antrage eher eine Kriegsliſt, als einen ſo ſchwarzen Verrath verborgen glaubte. Umſonſt entſchloß ſich Erzherzog Maximilian, den Empörern den Sold zu überſchicken und ihnen Verzeihung anzubieten. Güte und Schonung waren unvermögend die Verſtockten zur Rückkehr zu der ſo ſchwer verletzten Pflicht zu bewegen. Sie empfingen die Abgeſandten des Erzherzogs mit Schüſſen. Man war genöthigt, die Feſtung förmlich zu belagern, um die Aufrührer von aller Verbindung mit den Türken abzuſchneiden. Der Befreier Raabs, Adolph von Schwarzenberg, leitete die Belagerung. Bei einem der Ausfälle endete ein tödtlicher Schuß Schwarzenbergs Heldenleben.

Redern übernahm an ſeiner Stelle den Befehl, und bekämpfte ſo wirkſam die Rebellen, daß ſie die Hoffnung, ſich zu behaupten aufgebend, den Entſchluß faßten, ſich aus der Feſtung zu ſchleichen und zum Feinde durchzuſchlagen. Doch dieſes gelang nur einer kleinen Anzahl. Redern ließ alle gefangene Gemeine niederhauen und die Offiziere nach gehaltenem Standrecht auf eine peinliche Weiſe hinrichten. So brachte ſeine Tapferkeit Papa wieder in des Kaiſers Gewalt. Leider kam dieſem die Eroberung durch den Verluſt zweier ſeiner erſten und tüchtigſten Kriegsoberſten theuer zu ſtehen, denn auch Redern wurde ihr Opfer. Zwar nicht im blutigen Kriegsſpiel, auf dem Bette der Ehre, ſondern auf dem Krankenbette, auf welches ihn eine Seuche bei Papa's Belagerung geworfen hatte. Nach Beendigung der Belagerung ging er nach Wien, und wollte, als ſeine Krankheit gefährlicher wurde, von da, um ſich herzuſtellen, auf ſeine Herrſchaften nach Böhmen reiſen; aber ohne Ziel und Zweck erreichen zu können, hauchte er am 26. September zu Deutſchbrod in den Armen ſeiner Gemahlin und ſeines einzigen Sohnes den Heldengeiſt aus. Seine ſterbliche Hülle wurde von hier nach Friedland abgeführt und dort mit großem Pompe auf das Feierlichſte beigeſetzt. Im Friedländer Schloß zeigt ein gleichzeitiges wohlerhaltenes, brav ausgeführtes Oelgemälde ſein Bild. Mehrere ſeiner Waffen- und Rüſtungsſtücke und eroberten Trophäen ſind ſehenswerthe Gegenſtände in der wohlerhaltenen Waffenkammer.

Nebſt dem Nachruhm eines treuen und tapfern Feldherrn verdiente

er auch den, zwar weniger glänzenden, aber gewiß nicht weniger ſchönen eines Wohlthäters und Vaters ſeiner Unterthanen. „Nec auro nec ferro,“ war der Wahlſpruch des treuen Vaſallen und Dieners ſeines Kaiſers. Er war ein eifriger Proteſtant, und ſetzte evangeliſche Prediger und Lehrer auf ſeine Herrſchaften ein. Seine Gemahlin Katharina, geborene Gräfin Schlick von Paſſaun und Weiskirchen, eine hochherzige Frau von männlichem Geiſte, ließ dem unvergeßlichen Gatten in der Familiengruft der Schutzſtadt Friedland ein Grabmal ſetzen, welches unter die prächtigſten der damaligen Zeit gehörte. Ein geſchickter Bildhauer aus Amſterdam, Gerhard Heinrich, arbeitete mit 19 Gehilfen 5 Jahre daran. Die Koſten betrugen die damals ſehr beträchtliche Summe von 5410 Gulden. Obſchon ſich vandaliſcher Muthwille der Soldateska des dreißigjährigen Krieges daran verſündigt und das ſchöne Ehrendenkmal mehrfach verſtümmelt hat, ſo verdient es dennoch den Beſuch jedes gebildeten Reiſenden, welcher dem Namen des hier ruhenden Helden den verdienten Tribut ernſter Betrachtung und Verehrung unwillkürlich zollen wird. Die Hauptheile des 30 Schuh hohen, 20 Schuh breiten Grabmals, welches Grabſteine früher entſchlummerter Edlen des Geſchlechtes der Redern umgeben, ſind aus rothem, grünem und weißem Marmor gehauen; auf einer Metalltafel in der Mitte des Fußgeſtelles iſt die von Redern eroberte Feſtung Papa abgebildet. Gefeſſelte Türken ſtehen zur Seite. Sinnbilder des Kriegs und Siegeszeichen ſchmücken die Hauptreliefs der Seitentheile. Des Feldmarſchalls Standbild in Lebensgröße, aus Metall geformt und vergoldet, füllt die Mittelniſche aus. In reicher Ritterkleidung, Ehrfurcht gebietender Stellung, hält ſeine Rechte den Commandoſtab, die Linke ruht auf einer Säule. An dieſer war früher das Familienwappen mit vielen Verzierungen angebracht, welche, ſo wie die Marmortafel mit einer ſinnigen Inſchrift im dreißigjährigen Kriege zertrümmert wurden.

Wappenſchilde und allegoriſche Vorſtellungen religiös-kriegeriſcher Tendenz ſind an der Höhe der Niſche, wo zwei ſchwebende Genien über dem entblößten Haupte des Ritters Helm und Lorbeerkrone halten. Auf vergoldeten rechts und links lehnenden Platten ſind die Siſſeker Schlacht und Großwardein vorgeſtellt. Die Grabſchrift lautet:

Anno 1600 den 20. Sept. iſt in Gott ſanft und ſelig verſchieden der wohlgeborene H. H. Melchior von Redern, Freiherr und Ritter, Herr auf Friedland, Reichenberg und Seidenberg und Römiſch. kaiſerl. Maj.

Rath und Hof-Kriegsrath-Präſident, Generalfeldmarſchall in Hungarn, Obriſter zu Raab, auch beider Fürſtlichen Durchlaucht Matthiae und Maximilian Rath. Seines Alters 45 Jahr 8 Monat und 14 Tage; der allmächtige Gott verleihe ihm eine ſanfte Ruhe, und fröhliche Auferſtehung zum ewigen Leben Amen.

Der Deckel des zinnernen Sarges, in welchem Rederns Leiche in einem zweiten hölzernen verwahrt lag, hatte als gedrängten Inhalt ſeiner Thaten folgende Aufſchrift:

„Hoc in Sarcophago conditus quiescit Vir Generosus et Heros vere illustris D. D. Melchior a Redern Baro et Eques auratus, Friedlandiae, Reichenbergae, Seidenbergae Dominus, sacr. caesar. Maj. consiliarius et Consilii bellici praeses, nec non generalis per Ungariam Campi Mareschallus et Taurini Praefectus ac Serenissimorum Austriae Archiducum Mathiae et Maximiliani Consiliarius: Qui dum Reipublicae christianae contra Turcas consilio et re operam navat, hoste a Sissecum memorabili proelio devicto, Waradino gravissima obsidione presso, Deo auxiliante ipso duce fortiter defenso, Papae perfidorum morbum incidens ac domum properans in itinere Brodiae teutonicae subsistens, diem ibi clausit extremum in vera Dei agnitione et invocatione. Vir heros immortali laude dignissimus obiit summo Conjugis moestiss., unici filioli ac omnium bonorum dolore et publica tristitia, mane circa horam 5 die Sept. XX. Anno M. D. C. cum vixisset annos XLV. menses 8 Dies 14. Hereditas Ejus in terra viventium“.

An dem obern Theile des Monuments ſieht man das Redern'ſche Wappen mit Trophäen umgeben. Ueber demſelben einen vom Tode erſtehenden Chriſtus. Ringsherum bibliſche Vorſtellungen. Joſua, Gedeon, David, Judas der Macabäer ꝛc.

Die Stifterin dieſes Grabmales hatte ſich und ihrem einzigen Sohne Chriſtoph zugleich dieſe Stätte auserſehen, um einſt an der Seite des theuern Gemahls und Vaters hier zu ruhen; darum ſtehen an den beiden Seiten der Hauptniſche ihre und des jungen Redern Statuen ebenfalls lebensgroß. In den angebrachten Grabſchriften dieſer Beiden iſt für Jahreszahl und Todestag Platz gelaſſen. Das Schickſal zog einen furchtbaren Strich durch dieſe fromm-gemüthliche Rechnung. Melchiors einziger Sohn Chriſtoph, kaiſ. Truchſeß und Kämmerer des E. H. Maximilian von Oeſterreich, focht als Oberſter im ſtändiſchen Heere in der für Böhmens edelſte Geſchlechter ſchrecklich verhängnißvollen Schlacht auf dem weißen Berge 1620. Geäch-

tet mußte er dem Erbe ſeiner Väter — das bald darauf an Albrecht von Waldſtein fiel, den Rücken kehren und mit ſeiner Mutter nach Polen fliehen, wo er, der letzte ſeines Stammes, dürftig und vergeſſen ein Daſein endete, deſſen Anſprüche auf Größe und Ruhm dem traurigen Wechſel menſchlichen Schickſals als Schuld verfallen waren. Zwar machte der geächtete Chriſtoph Redern unter ſchwediſchem Schutze im dreißigjährigen Kriege einige Verſuche, ſich Friedlands zu bemächtigen; allein er erreichte keinen andern Zweck, als daß er ein einziges Mal im Jahre 1640 nach neunzehnjähriger Abweſenheit den ſehr kurzen Triumph genoß, dort einzuziehen. Schnell mußte er wieder entfliehen, als ein kaiſerliches Regiment mit Sturmleitern anrückte.

Folgende Briefe, die auf dieſes Beſtreben Rederns, ſich wieder in den Beſitz ſeines ſo unfreiwillig aufgegebenen Eigenthums zu ſetzen, Bezug nehmen, ſind nicht unmerkwürdige Actenſtücke zur Geſchichte der Zeit, in welche die angedeuteten Ereigniſſe fallen.

Eigenhändiger Befehl des Herzogs Waldſtein an ſeinen Schloßhauptmann zu Friedland (David Hain von Löwenthal.)

„Ich vernimmb das der leichtfertige ſchelm Kriſtof von Redern vmb Friedland ſoll reiten vndt das Landvolk zu rebelliren perſvadiren und niembt mich gros wunder das ihr die vorſchung nicht alsbalden gethan habt auf das er möchte bei dem Kopf genommen werden. Derowegen iſt euch auch mein ernſtlicher Befehlich ihr ſollet in continenti in dem ganzen Friedlandiſchen vndt Reichenbergiſchen Gebit publiciren laſſen, daß, wer mitt ihm die wenigſte gemeinſchaft wird haben, ſoll leib gutt vndt ehr verfallen ſein, der mir ihn aber todter zu handen wird bringen ſoll fünf tauſendt Thaler in Continenti zu recompens bekommen. Ihr Matt (Majeſtät) ſchreiben itzunder auch an Kur Sachſen auf das wo er betreten wird ſoll gefänglich eingezogen werden. Da nun etliche aus den unterthanen ein Leichtfertigkeit zu begehen ſich unterſtehen wollten ſo avisirt deßwegen alsbalden meinen Vetter Herrn Maximilian von Waldſtein nach Prag er hatte ein Befehlich fünf Fändl Knecht neben drei compagnieen reiter dahin marchiren zu laſſen, vndt die widerwertige dem Verdienſt nach zu ſtrafen auch befehle ich das zu beſſerer des Schlos ſicherheit man etlich Muſchketire doch geringer anzahl alsbalden dahin nach Friedtlandt ſchicken ſoll.

A. H. z. F. Albrecht
Herzog zu Friedland.

Wien 9 Juny Anno 1625.

Zuſchrift des geächteten Chriſtoph von Redern an den ſchwediſchen Kommandanten des Schloſſes Friedland im Jahre 1639.

„Edler Mannhafter Monsieur Leuttenambt, oder wehr anitzo auf meinem Schloß Friedlandt commandiren thuet.

„Demſelbigen ſey mein unbekannter Gruß vndt Dienſte, ſampt aller glücklicher Prosperitet der ganzen Armada zu ihrem Göttlichen Vorhaben, daß ſolches einen glücklichen Eventum erreichen möge, Jederzeit bevohr etc.

„Vndt nachdem ich nicht ohne ſondere Herzens Freude vernommen, wie das der allgewaltige Gott, deme Lob, ehr vndt preiß geſaget ſey, Nunmehr ſeine elende betrübete bedrängte durch des Babſtes Tyraney verfolgte und verjagete Chriſten, durch das Mittel der hochlöblichen Chron Schwediſchen Armée eine gnäde Erlöſung blicken, vndt eine Restituirung des Vnſrigen lange mit dem Rücken angeſehenen woll angeerbten Erbe wiederfahren laſſen will, derſelbige allerhöchſte Gott wolle ſolche obgedachte anſehnliche Armeen durch die Conſoy ſeines himmliſchen Heeres leiten, regieren und führen, auf daß ſie durch den Arm des allerhöchſten große thaten thun, Ihren vndt vnſern Feinden die zungen und Mundt binden, Ihre Couragie zur zagheitt vndt ihren Verſtandt zur Thorheit ſamt allen ihren Anſchlägen zu nichte machen, auf daß ſie erkennen müſſen, daß ſolches Gott gethan habe, welcher ſie vor aller Welt mit ewigen Schand vndt Spott bekleiden wolle. Ich habe bei mir der notturft erachtet, ahn den Herrn dieſes Brieflein abgehen zu laſſen, denſelben ganz freundlichen hiermitt bittende, weil ſelbiger anitzo das Commando alda haben thuet, Meine getrewen Vnterthanen, principaliter aber die Jenigen, welche niemals ahn ihrem Gott und Schöpfer trewloß worden vndt das Mahlzeichen des Thieres an ſich genommen haben, Nachmalen die, welche kegen mir als ihre rechtmäßige von Gott vorgeſetzte Obrigkeit Ihre Schuldige Pflicht, Trewe, Gehorſamb vndt Vntterthänige Dienſte in kein Vergeſſen geſtellt, ſondern deſſen ingedenk geweßen In billigen Schutz vndt Protection nehmen, alßo, daß die armen vorhien gequälten vndt geplündertten Leute mit groſſen Kriegs-Pressuren nach Möglichkeit mochten vberhoben vndt verſchonett werden; da ich den ſolches umb dem Herrn zu meiner ehiſten glücklichen Ankunft (welche ſchon längſt hette ſollen von mir ins werk gerichtet werden, wenn mich nicht die allerhöchſten Verlegenheiten vnd Notdürftigkeiten hierinnen verhindert hätten) nicht allein in Freundſchaft werde zu verſchulden, ſondern auch mit Ihm, wegen gehabten Mühe durch einen Ehrlichen Recompens abzufinden wiſſen.

weiter und Schlifflichen iſt ahn den Herrn mein höchſt fleißiges Bitten mir die große Courtuosy zu erweißen vndt den leichtfertigen Ehrvergeſſenen Ahn Gott vndt ahn mir trewloſen Mameluken vndt Schelmm, Heinrich Chriſtel, Schloßhauptmann in die Eiſſen ſchlagen, vndt wie es einem ſolchen Schelmen gebührt, in feſte Verwahrung bis zu meiner Ankunft nehmen zu laſſen. Gleicherweiſe den Verräther Rodowitzen von Villersdorf mit ſtarken Arreſt zu belegen, den ich den Herrn verſichern thue, daß ſolche die rechte Spionen vndt Kundſchafter ſein, auch allzeit mit den Babiſten in Liebenthal vndt ander ortten correspondiren, daß ſie auch vor dieſem ſo leichtfertig vndt ehrrürig von der Schwediſchen Armee geredet haben, (welches ich allbereit erfahren) daß ich es nicht genug beſchreiben kann, Dieſem meinen Petito wolle der Herr freundlichen Statt vnd Raum geben, vnd ſolche Schälk vndt Vögell wol verwahren laſſen, Ich werde dann mit Jhnne nach Verdienſt vmbzugehen wiſſen. Recomendire alßo den Herrn als meinen vnbekannten Freund In Gottes Schutz vnd mich in ſeine Affection, verbleibe alßo des Herrn

Jederzeit williger Freundt
Chriſtoff Herr von Redern.

Dt. Hermßdorf
Im Pohlen gelegen
den 3ten Auguſti 1639.

Dieſer Brief und noch drei andere von Chriſtoph von Redern an den ſchwediſchen General Banner, an die Schultzen und Gemeinden der Herrſchaft Friedland und an einen gewiſſen Neander geſtellt, wurden in Großglogau aufgefangen und durch den kaiſ. Oberſten Albrecht von Schönkirchen, dem Generallieutenant Grafen Gallas zugeſendet.

(v. J. Ritter von Rittersberg.)

Niclas Graf Palffy von Erdöd,

Freiherr von Bibersburg, K. K. geheimer Rath und Kämmerer, Landeskämmerer von Ungarn, kaiſerl. Feldmarſchall, königl. Schloßhauptmann von Preßburg, Obergeſpan, Ritter vom goldnen Sporn ꝛc.

Das Geſchlecht der Palffy's, der edelſten eines unter jenen, welche ein günſtiges Geſchick dem Vaterlande erhalten hat, iſt auch eines von denen, welches eine lange, glänzende Reihe kräftiger Helden und großer Staatsmänner darbietet, deren Lebensgeſchichte mit der Geſchichte ihrer Zeit innig verflochten iſt.

Unter die glänzendſten Geſtalten dieſes edlen Geſchlechtes gehört unſer Held Niclas Palffy, welcher als Sohn Peter Palffy's von Zelina und der Sophia Freiin von Dewsffy zu Zerdichely im Dezember des Jahres 1552 geboren wurde.

Von ſeiner Jugend an wurde er an den Höfen Maximilians und Rudolfs erzogen, und machte in deren Gefolge zu der damaligen Zeit in ſeinem Vaterlande ganz ungewöhnliche Reiſen durch Deutſchland, die Niederlande, Frankreich, Spanien, Italien und Griechenland. Seine auf dieſen Reiſen erworbenen Sprachkenntniſſe und vielfältigen Erfahrungen, ſo wie ſeine beſondere Treue gegen das Kaiſerhaus und ſein echt ritterlicher Sinn, hatten ihm ſchon frühe die Liebe ſeines Monarchen und die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen erworben. Noch in der erſten Blüthe des männlichen Alters, den 23. Dezember 1580, ertheilte ihm Kaiſer Rudolf die durch den Tod des Grafen Niclas von Salm und Neuburg erledigte Obergeſpanswürde des Preßburger Comitats mit der Schloßhauptmannſchaft des königlichen Schloſſes daſelbſt. Im folgenden Jahre, 1581 den 24. April, erhob ihn der Kaiſer ſammt ſeinen Brüdern Thomas, Johann und Stefan, nachträglich in die ſchon von ſeinen Vorfahren genoſſene freiherrliche Würde und verlieh ihm noch im ſelben Jahre den 9. December das durch Emerich Eſobors Tod erledigte Reichsbaronat eines Erzkämmerers der Krone Ungarn. — 1582 den 25. Mai wurde er wirklicher geheimer Rath, 1584 den 20. September Obergeſpan des Comorner Comitats; zugleich beförderte ihn der Erzherzog Ernſt als kaiſerlicher Statthalter, am 22. October an

die Stelle des zu höheren Würden erhobenen alten Freiherrn und Oberſt-Munitionsmeiſters Andreas Khielman von Khielmansegg zu Höfftein, zum Commandanten der Feſtung Comorn, ſpäter, nämlich 1589 den 1. Juni, auch zum Commandanten der Feſtung Neuhäusl und General-Capitain des Kreiſes diesſeits der Donau, 1594 den 17. November zum Oberſten der bergſtädtiſchen Militairgrenzen, endlich zum Commandanten der Veſte Gran und General-Capitain der bergſtädtiſchen Grenzen den 3. December 1595. In demſelben Jahre 1595, den 8. December, ſchloß er, als hierzu beſonders vom Kaiſer bevollmächtigt, mit ſeinen Mitdeputirten Johann Kutaſſi, Biſchof von Raab und Reichskanzler, Stefan Szuchay, Biſchof von Waizen, Thomas Erdödy, Ban von Croatien, Simon Forgatſch, Erzmundſchenk, und Johann Joó von Kaszahäza, königlichem Perſonal- oder Stellvertreter in Gerichtsſachen, zu Prag den unter dem Namen des Siebenbürger Tractats bekannten Vertrag mit Sigmund Báthory; 1598 aber, am 27. März, ſetzte er ſeinen vielen Heldenthaten und Verdienſten um König und Vaterland die Krone auf, durch die ſo berühmt gewordene Eroberung der in der ganzen damaligen Chriſtenheit für äußerſt wichtig angeſehenen Feſtung Raab, welche er mit Adolf Schwarzenberg gemeinſchaftlich ausführte. Bald darauf, als er im Frühjahre 1600 vom Erzherzoge Matthias, welcher ihm die Oberleitung von Siebenbürgen anzuvertrauen im Begriff ſtand, nach Wien zur Berathung berufen worden war, kam er von dort kränkelnd auf ſein Bibersburger Schloß zurück und ſtarb daſelbſt ſchon am 5. Tage darauf, in voller Kraft des männlichen Alters, noch nicht volle 48 Jahre alt, beweint von einer liebenden Gattin und 7 Kindern, vom ganzen Vaterlande, deſſen heldenmüthiger Vertheidiger er war, eben ſo wie von ſeinem ihm mit perſönlicher Achtung zugethanen Kaiſer und König innig betrauert. Sein Leichnam wurde in die von ihm neuerrichtete Gruft im Dom zu Preßburg mit großer Feierlichkeit beigeſetzt, wo jetzt noch ſein geharniſchtes Ebenbild mit einer ruhmvollen Inſchrift zu ſehen iſt.

Seine kriegeriſche Laufbahn umſchwebt der unvergängliche Ruhm der vollkommenen Heroen; und was hätte nicht noch das Vaterland, was die ganze vor dem Türkenjoche zitternde Chriſtenheit, von dem thateifrigen, eben ſo frommen als patriotiſchen Helden Alles erwarten können, deſſen große Thaten zu den kühnſten Hoffnungen berechtigten, hätte nicht der unerklärbare Rathſchluß des Ewigen den ſtarken, kräftigen Mann in der Fülle ſeiner Kraft den Lebenden entriſſen? — Im Ganzen hatte er 26 ſiegreiche

Gefechte mit dem türkiſchen Erbfeinde beſtanden, unter welchen die Schlachten von Stuhlweiſſenburg, Filek, Neograd, Gran, Dregel, Keresztes, Palanka, Ofen und Belgrad ſeinen Namen der Unſterblichkeit überliefern. Sein Zeitgenoſſe und perſönlicher Freund, der Vice-Palatin Niclas Iſtvánffy — Ungarns Tacitus — welcher an den meiſten Ereigniſſen jener Zeit ſelbſt Antheil nahm, beſchreibt als glaubwürdiger Augenzeuge ſeine Thaten. Nur einige mögen hier ſtehen. — Bei Stuhlweiſſenburg eröffnete er mit einem heldenmüthigen Angriff auf die Janitſcharen die Schlacht. Dieſe vertheidigten ſich tapfer, und lange wüthete der Kampf unentſchieden. Palffy's Pferd wurde mehrmals verwundet und ſein Helm von Kolbenſchlägen ganz zerquetſcht, aber er hörte nicht eher auf, die Seinigen zum Kampfe anzueifern, als bis die Janitſcharen bis auf den letzten Mann vernichtet waren. — Bald darauf, bei Fileks Belagerung, erſchien er mit 7000 ſeiner bei Stuhlweiſſenburg erprobten Tapfern, und entflammte durch ſein eignes Beiſpiel den Muth der Belagerer; er beſichtigte ſogleich die Belagerungs-Arbeiten, und unerachtet wegen unausgeſetzten Feuers der Feinde jeder Schritt auf dem Wall mit Todesgefahr verbunden war, verweilte er doch öfters längere Zeit daſelbſt, unterwies die Büchſenmeiſter, richtete die Kanonen eigenhändig und feuerte ſie mit dem beſten Erfolge gegen den Feind ab. Als hierauf durch ſein tapferes Mitwirken die Veſte erobert war und der Oberfeldherr Teuffenbach ihn mit ſeiner Schaar dankend entließ, eroberte er noch auf dem Heimwege die Veſten Séchén, Dregel und Palanka, denn die Beſatzung war ſchon bei ſeinem erſten Anlauf voll Schreck entflohen. Nachdem er im nächſten Kriegsrath dem Erzherzoge Matthias einen Zug zur Eroberung von Neograd angerathen, und dieſer nicht nur ſeiner Meinung beigepflichtet, ſondern ihm auch das Obercommando anvertraut hatte, löſ'te er heldenmüthig ſein gegebenes Wort, eroberte die Veſte mit Sturm, kämpfte gleich wieder bei Grans Belagerung mit und machte einen eben ſo muthigen als glücklichen Angriff auf des Feindes Lager am Raabfluſſe, bei welchem äußerſt hartnäckigen Kampfe er am linken Fuße verwundet wurde. Auf Parkan wagte er einen ſo gewaltigen Sturm, daß die Wälle ohne einen Schuß ſeinerſeits erſtiegen und, trotz der verzweifeltſten Gegenwehr, beinahe die ganze Beſatzung niedergemacht wurde. Nachdem ſich Gran ergeben hatte, beſetzte er ſofort das von den Türken verlaſſene Watzen, und nahm bald darauf an dem hitzigen Treffen bei Keresztes rühmlichen Antheil, wo der Großſultan ſelbſt commandirte und trotz der Uebermacht

mit Zurücklaſſung ſeines Lagers in die Flucht geſchlagen wurde. Hierauf bezwang er durch nächtlichen Ueberfall mit Hilfe einer Petarde die Veſte Totis, vernichtete bis auf den letzten Mann die ganze Beſatzung und ließ bloß den Befehlshaber lebend gefangen nehmen; auch überwältigte er einen türkiſchen Transport von 150 mit Munition, Lebensmitteln und Gelde beladenen Donauſchiffen, machte mit einer kleinen Schaar Haiduken die aus 5000 Türken beſtehende Begleitung nieder und überließ den Seinigen die unermeßliche Beute. Als er hierauf mit Adolf Schwarzenberg vom Kaiſer Rudolf geheime unumſchränkte Vollmacht zur Ausführung eines Zuges nach eigenem Gutdünken erhielt, richteten die beiden an Alter, Talent und Muth ſich ganz ähnlichen, durch innige, auf gegenſeitige Achtung gegründete Freundſchaft längſt verbundenen Helden ihr Augenmerk auf nichts Geringeres, als auf die Wiedereroberung der als Vormauer Wiens vorzüglich bedeutenden Feſtung Raab, deren Verluſt die ganze Chriſtenheit tief betrauerte. Im gemeinſchaftlichen Einverſtändniß, unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes, wurden alle Anſtalten gemacht; zur Nachtzeit ging der Zug von Comorn aus und näherte ſich auf unbekannten Seitenwegen in der andern Nacht der Feſtung Raab; hier wurden die ſtrengſten Befehle ertheilt, Alles nochmals angeordnet, jedem ſein Platz angewieſen, hierauf mittelſt einer Petarde das Stuhlweiſſenburger Thor geſprengt, und hinein ſtürzten, der Verabredung gemäß, die dazu beſtimmten Schaaren. Die aus ſicherem Schlafe emportaumelnden Türken wehrten ſich mit der Wuth der Verzweiflung, und es entſpann ſich ein Kampf, deſſen Hartnäckigkeit unbeſchreiblich iſt; ſchon mußten die kühnen Stürmer bis zum Thore zurückweichen, als Palffy zur blutigen Entſcheidung heranſtürzte; ihm war die Reiterei als Nachhut vor dem Thore haltend anvertraut, aber die Reiter wollten den ungewohnten Kampf zu Fuße im gefahrvollen nächtlichen Dunkel nicht wagen, und zögerten, den Befehl abzuſitzen zu vollziehen. Da ſprang der Held Palffy zuerſt vom Roſſe, und eilte ſtürmend voran; dieß Beiſpiel wirkte. Freudig eilten die treuen Ungarn dem geliebten Führer nach in den gräßlichen Kampf, wo Verzweiflung im nächtlichen Dunkel Tod und Schrecken verbreitete, und als die erſten Strahlen der Sonne das blutige Werk der Nacht beleuchteten, da war ſchon die Rieſenarbeit gethan. Lebend waren nur 300 Türken gefangen worden, aber 188 Kanonen, unermeßliche Vorräthe und reiche Beute wurden den Siegern zu Theil. — Kaiſerlich wurden alle Theilnehmer der großen That belohnt, Palffy allein,

der wahrhaft große, anſpruchsloſe Held, lehnte jede Belohnung mit dem Bedeuten von ſich, daß er ſein Leben für's Vaterland gewagt und dafür nie auf Belohnung gerechnet habe! — Oeſterreichs Stände, welche ihn ſchon 1589 den 4. Mai zum Mitſtande aufgenommen hatten, ehrten das Andenken an ſeine Großthat durch Ueberreichung eines werthvollen goldenen Pokals, in deſſen Beſitze die Familie noch jetzt iſt. Zwar mußte des Helden Sohn, Stefan II., als er 1621 von Gabriel Bethlens Schaaren, ſeiner Treue gegen den angeſtammten König wegen, gefangen wurde und ſich mit ſchwerem Löſegelde loskaufen mußte, zur Zuſtandebringung der großen Summe dieſen Goldbecher, mit manchem andern Kleinod, an Bethlen überlaſſen, und dieſer machte damit ſeinem Bundesgenoſſen, dem türkiſchen Kaiſer, ein Geſchenk. Aber zur Zeit des Friedensſchluſſes verehrte der Türkenkaiſer dieſen merkwürdigen Pokal dem Kaiſer Ferdinand III., und dieſer gab ihn dem noch lebenden andern Sohne des Raaber Helden, dem Palatin Paul Palffy, als doppeltes Andenken zurück, worauf Letzterer aus frommer Verehrung gegen ſeinen ſchon längſt dahingeſchwundenen heldenmüthigen Vater, ſowohl dieſen Pokal als auch das Schwert, welches der Verklärte bei Raabs Eroberung trug, zum immerwährenden Fideicommiß ſeiner Familie beſtimmte.

Auch Böhmens Stände hatten den Helden ſchon früher, 1592, zum Mitſtand aufgenommen; und wie ſehr ſein Vaterland ihn ehrte, beweiſ't am beſten der 48ſte Landtags-Artikel vom Jahre 1599, wo die ſämmtlichen Landſtände — ein einziges Beiſpiel dieſer Art — den König unaufgefordert und freiwillig im Namen des Landes baten, er möchte die vielen großen Dienſte des Helden durch königliche Schenkungen verhältnißmäßig belohnen.

Als Merkmal der landesväterlichen Gnade erlangte er außer dem königlichen Conſens über die von ihm eingelöſ'te Bibersburger Herrſchaft 1599 den 14. Juli die Schenkung der Obergeſpanswürde und der königlichen Schloßhauptmannſchaft zu Preßburg, ſammt den damit verbundenen Gütern, für ſich, ſeine Söhne und Enkel erblich, welche ſpäter ſein Sohn Paul als Familien-Seniorat auf immerwährende Zeiten erwarb. Seine Gattin aber erhielt als Witwe über die durch ihn vom Grafen Julius von Salm hypothekariſch erworbene Herrſchaft Stampfen das Erbrecht, 1603 den 7. Juli.

Dieſe ſeine Gattin, welche er ſich 1583 antraute, war Maria Fugger, des Marcus Fugger von Augsburg, Freiherrn zu Kirchberg und Weiſſenhorn, und ſeiner Gattin Sibylle Gräfin von Eberſtein Tochter. — Von

dem mächtigen, später bis zum Fürstenstande emporstrebenden Geschlechte der Fugger mag hier nur die Bemerkung stehen, daß selbes schon 1535 von Ferdinand I. den ungarischen Adel erlangte und damals die bedeutende Pybersburger Herrschaft pfandweise besaß. Niclas Palffy's Witwe lebte bis 1646, wo sie am 29. Mai starb, und sammt ihren beiden Söhnen, Stefan II. und Johann II., an demselben Tage im Dom zu Preßburg begraben wurde, auf welches höchst seltene Ereigniß die bei Bel abgebildete und jetzt unter die numismatischen Seltenheiten gehörende Gedächtnißmünze geprägt wurde. —

Wie sehr übrigens der Held Niclas Palffy von seinen Zeitgenossen geehrt wurde, beweisen die zahlreichen Zuschriften beinahe der meisten großen Männer seiner Tage, in vielerlei Sprachen, welche noch heute vorhanden sind, und von welchen hier nur der Bullen Papst Clemens VIII., der ihm, als dem tapfern Vertheidiger der Christenheit, das größte Lob beilegte, und eines eigenhändigen Condolenz-Schreibens Kaiser Rudolfs gedacht werden mag, welches dieser auf die unerwartete Nachricht seines Dahinscheidens, an dessen Witwe von Prag aus, durch einen Hofherrn überbringen ließ. — Seine eigenen ebenfalls noch vorhandenen Briefe beurkunden ihn als einen frommen, zartfühlenden Mann, liebevollen Gatten und eifrigen Patrioten.

Seine Ehe war mit mehreren Kindern gesegnet. Ein Sohn Marcus, geboren 1584, starb zu Comorn schon 1586. Berühmt war sein anderer Sohn, Stefan II., Kronhüter, Obergespan und General der ungarischen leichten Reiterei, auch Commandant zu Neuhäusl, und General-Kriegshauptmann jenseits der Donau und der bergstädtischen Grenzen, als tapferer Kriegsheld mit dem Ehrennamen: „der Schrecken der Türken", welcher 1634 den 13. Februar, ebenso wie sein Bruder Johann II. 1636 den 28. Februar in den Grafenstand erhoben wurde. Johann war ebenfalls Kronhüter, Preßburger und Comorner Obergespan und Oberst der Reiterei zu Neuhäusl. Paul IV. gelangte bis zur Würde eines Palatins. Niclas III. war Dompropst zu Preßburg und starb schon 1619. Eine Tochter, Catharina II., war an den Reichspalatin Sigmund Forgáts von Ghymes, eine andere, Sophie, an Maximilian Grafen von Trautmannsdorf, Kaiser Rudolfs Obersthofmeister, Stifter des Münchner Bundes, des Prager und des westfälischen Friedens, und eine dritte, Magdalena II., zuerst an den tapfern Peter Balassa von Gyarmath, dann an Martin Moritz von Sövényháza, endlich an den Freiherrn Georg Prényi den Jüngern verehelicht. — Nur

durch den von Stefan II. mit Eva Suſanna Gräfin von Puchheim erzeugten Sohn Niclas IV. wurde die Familie fortgepflanzt.

(Hormayr, Taſchenbuch für Geſchichte. Jahrg. 1828.)

Peter Ernſt Fürſt von Mansfeld,

königl. ſpaniſcher Feldmarſchall, geheimer Kriegsrath, Statthalter und Generalcapitain von Luxemburg, Ritter des goldnen Vließes.

Dieſer ausgezeichnete Feldherr, welcher dem Erzhauſe über ſiebenzig Jahre treu in Waffen diente, ward am 12. Auguſt 1517 geboren. Seine Eltern waren Ernſt II. Graf von Mansfeld und Dorothea Gräfin von Solms. Seine Jugend brachte Peter Ernſt als Edelknabe am Hofe des römiſchen Königs und nachmaligen Kaiſers Ferdinand I. zu, nahm aber ſehr bald Kriegsdienſte, um 1535 Karl V. bei dem Zuge gegen Tunis nach Afrika zu begleiten, wo er ſich ſo ſehr bemerkbar machte, daß ihn Karl V. nach der Rückkehr an ſeinem Hofe behielt und ihm das Amt eines kaiſerlichen Vorſchneiders (écuyer tranchant) verlieh. Doch das Hofleben ſagte dem kriegeriſchen Geiſte des Jünglings nicht lange zu. Karl V. gab ihm daher 1543 eine Fahne Reiter, worauf er ſich als Rittmeiſter an der Spitze ſeiner Reiterſchaar bei der Belagerung von Landrecy (1543) ſo hervorthat, daß er im kommenden Jahre ſchon zum Obriſtlieutenant im Regimente des Freiherrn von Brederode ernannt wurde, und ſchnell die weiteren höheren Rangſtufen erſtieg, ſo daß er ſchon 1545 Statthalter und Oberbefehlshaber des Herzogthums Luxemburg, 1546 aber Ritter des goldenen Vließes wurde.

In demſelben Jahre eilte er mit 500 Reitern zum Belagerungsheere der Feſtung Apremont, zerſprengte einen Trupp von 1200 Franzoſen, welche ſich ihm entgegen warfen und die Feſtung war kurz darauf in ſeinen Händen. Er fand bald noch mehr Gelegenheit, ſich wider die Franzoſen hervorzuthun, und benützte ſie mit großem Glücke, das erſt 1552 unterbrochen wurde. König Heinrich II. von Frankreich ſetzte ſich 1552 in Loth-

ringen feſt, was Peter Ernſt veranlaßte, an den Ufern der Maas hinaufzuziehen und ſich mehrerer feſter Plätze zu bemächtigen. Hier traf ihn der widrige Zufall, daß, als er ſich in die Feſtung Ivoix geworfen und Heinrich II. vor dieſelbe zog, die Beſatzung ſich empörte und Peter Ernſt zwang, die Feſtung zu übergeben, wodurch er in Gefangenſchaft gerieth. In dieſer blieb er 5 Jahre in Vincennes, bis endlich 1557 die Provinz Luxemburg das theure Löſegeld für ihn zahlte. Er kehrte am 15. April in die Grafſchaft Mansfeld zurück, ward aber bald von dort abgerufen, um als kaiſerlicher Geſandter den Reichstagsverhandlungen zu Regensburg beizuwohnen. Bald verwandelte ſich der Staatsmann wieder in den Krieger, und wir ſehen ihn in der berühmten Schlacht von St. Quentin unter Herzog Philibert Emanuel von Savoyen an der Spitze eines Wallonen-Reiterregiments mit Auszeichnung fechten, ſo daß er aus dieſer Schlacht, welche mit der vollkommenen Niederlage der Franzoſen endigte, zwei Wunden davontrug. Die vornehmen Gefangenen, welche er in ſeine Hände bekam, zwang er, zu ihrer Befreiung das große Löſegeld zu erſetzen, welches einſt die Provinz Luxemburg für ihn an Frankreich zahlen mußte.

1558 vertrieb er die Franzoſen unter dem Herzog von Guiſe aus dem Luxemburgiſchen und drang in dem Frieden von Cambreſis (1559) darauf, daß ſie die andern Eroberungen, welche ſie in dieſer Provinz gemacht hatten, wieder aufgeben mußten.

Nach dem Frieden beſchränkte er ſich auf ſeine Statthalterſchaft in Luxemburg. Bei dem Ausbruche der innerlichen Unruhen in den Niederlanden hielt er, trotz aller angewandten Bemühungen, womit man ihn zur Gegenpartei zu ziehen ſuchte, feſt an ſeinem Monarchen, und war der Erſte, der ihm den Eid der Treue erneuete.

Als Alexander Farneſe das erſte Mal in den Niederlanden erſchien, erwarb ſich Peter Ernſt die beſondere Freundſchaft dieſes Helden, ſo daß er 1565 die ihm anvertraute Sendung übernahm, die für den Prinzen Farneſe beſtimmte Braut, Prinzeſſin Marie von Portugal, aus Liſſabon abzuholen. Dieſe friedliche Sendung wäre ihm bald gefährlich geworden, da bedeutende Seeſtürme ſie auf der Rückfahrt bedrohten.

Nach ſeiner Rückkehr übernahm er in den ſchon ſehr aufgeregten Niederlanden die wichtigen Befehlshaberſtellen zu Brüſſel und Antwerpen, welche er bis zur Ankunft des Herzogs von Alba verwaltete. Dieſer ſandte ihn in den franzöſiſchen bürgerlichen Kriegen Karl IX. mit 6000 Mann zu Hülfe,

mit denen er in der Schlacht von Moncontour (1569) ſo kräftig zum Siege mitwirkte, daß ihm Karl IX. in einem eigenhändigen Schreiben ſeinen Dank ausdrückte und ihn den Beſchirmer ſeiner Krone nannte. Bei Moncontour erhielt Peter Ernſt auch eine Schußwunde in den Arm, von welcher er aber bald genas.

König Philipp II. ſuchte ſeine Verdienſte und ſeine nie wankende Treue weiter noch zu belohnen, indem er ihn 1572 zum Feldmarſchall erhob und ihn zum Mitgliede des großen Staatsrathes der Niederlande ernannte.

1572 verſtärkte er mit 2000 Pferden, die er auf eigene Koſten ausrüſtete, den Don Sanchez d'Avila in Geldern, und trug dadurch weſentlich zu deſſen Siege über Ludwig von Naſſau bei.

Die beſondere Gnade, in welcher Peter Ernſt bei Philipp II. ſtand, zog ihm den Haß der Mißvergnügten nur um ſo mehr zu, indem ſie ihn früher ſchon als deſſen eifrigen Anhänger mieden; als daher dieſelben 1576 die Verſammlung des großen Staatsrathes zu Brüſſel überfielen, ward Mansfeld vom Volke aus Erbitterung länger als die Uebrigen gefangen gehalten, und erſt nach der Ankunft des neuen Statthalters Don Juan d'Auſtria in Freiheit geſetzt.

Während in dieſem Jahre die meiſten niederländiſchen Provinzen dem Genter Bündniſſe beitraten, blieb Peter Ernſt dem Könige treu und erhielt ihm zugleich Luxemburg. Die Luxemburger erkannten ſeine Verdienſte durch eine, wohl noch jetzt erhaltene, Inſchrift am Eingange ihres Rathhauſes an.

Von Don Juan d'Auſtria und nachmals von Alexander Farneſe ward Mansfeld vielfach verwendet und bei allen Unternehmungen zu Rathe gezogen. So führte er 1578 die Spanier zum Siege bei Gembloux, vollendete während der Krankheit des Herzogs v. Parma (1579) die Belagerung von Maſtricht, welches nach einer heldenmüthigen Vertheidigung mit Sturm erobert wurde.

Am meiſten kam ihm bei ſeinen Unternehmungen die Schnelligkeit zu ſtatten, mit der er wirkte. Als in Geldern der Aufſtand ſo ſtark wurde, daß der dortige königliche Befehlshaber ſchon zu unterliegen befürchtete, rettete ihn nur eine Verſtärkung, welche Peter Ernſt in Eilmärſchen dahin führte, und mit welcher er ſo unvermuthet erſchien, daß die erſchrockenen Aufwiegler ganz gelähmt waren. Er handelte nun immer im Einverſtändniſſe mit Farneſe, nahm 1581 Bouchain und Nivelles, 1582

aber Vielcarde weg, wohnte der Belagerung von Darnik bei, deckte 1583 den Bau der Werke vor Antwerpen und verwaltete nach dem Tode des großen Farneſe die Statthalterſchaft bis 1594, wo er die Statthalterwürde in die Hände des Erzherzogs Ernſt übergab, worauf ihn Kaiſer Rudolf II. in den Reichsfürſtenſtand für ſich und ſeine Nachkommen erhob und ihm Sitz und Stimme im Fürſtencollegium auf den Reichstagen verlieh.

Peter Ernſt, nun ehrenvoll ergraut, hielt ſich von jetzt an meiſtens in ſeinem Gouvernement von Luxemburg auf, bis ihn der Tod am 22. Mai 1604 im 87. Jahre abrief.

In den unruhigſten Zeiten hatte er ſein Gouvernement immer bei Treue und Gehorſam erhalten und durch 59 Jahre treu verwaltet, (wohl ein ſeltener Fall) überhaupt aber von 87 Lebensjahren ſiebzig dem Dienſte des öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſes gewidmet. Er iſt Vater zweier berühmter Männer: des durch das Treffen bei Gran um die öſterreichiſche Monarchie ſo verdienten Carl Fürſten von Mansfeld, und des in den böhmiſchen Unruhen und dem daraus erfolgten dreißigjährigen Kriege unſeren Heeren oft gefährlich gewordenen Parteigängers Peter Ernſt Grafen von Mansfeld. Der Letztere war in der Partei, welche er ergriffen hatte, nächſt König Guſtav Adolf und Bernhard von Weimar, der bedeutendſte Feldherr, betrieb aber in ſeiner Lage, wo er nichts als ſeinen Degen zu verlieren hatte, den Krieg als Handwerk, und focht ohne Rückſicht auf die gerechte Sache überall mit, wo man ihn und ſeine, keinem Boden angehörigen, Truppen beſolden wollte — hierin dem großen Vater ſehr unähnlich.

Für Luxemburg hatte Fürſt Peter Ernſt von Mansfeld ſo Manches gethan und es verdankt ihm viel nützliche Anſtalten. Von ihm kommt auch der prächtige Palaſt, den er 1563 vor den Thoren von Luxemburg bauen ließ, und den er mit einem weitläufigen Parke umgab. Am Eingange ſtanden zwei Bildſäulen, der Glaube und die Gerechtigkeit. 1586 hatte Peter Ernſt im Kloſter der Recollets für ſich eine Begräbnißcapelle erbauen laſſen, in welcher er auch in einem bleiernen Sarge wohl einbalſamirt beigeſetzt wurde. Die Capelle enthält auch die ehernen Bildſäulen Peter Ernſts und ſeiner beiden Gemahlinnen Margarethen von Brederode und Marien von Montmorency, in Lebensgröße.

Philipp Emanuel Herzog von Lothringen-Mercoeur,

Pair von Frankreich, Gouverneur von Bretagne, kaiſerl. Generalleutenant in Ungarn.

Die Großmutter dieſes Prinzen hatte, als Schweſter des berühmten Connetable von Bourbon, von ſeinen großen Beſitzungen mit Mühe noch das Fürſtenthum Mercoeur gerettet, welchem die Familie unſeres Helden ihren Titel und Namen beifügte.

Philipp Emanuel wurde am 9. September 1558 geboren, und war ein Sohn Nikolaus, Herzogs von Lothringen-Mercoeur, der ſich ebenfalls kriegeriſchen Ruhm erworben, aber weit noch von ſeinem Sohne übertroffen wurde. Philipp Emanuel trat in früheſter Jugend in franzöſiſche Kriegsdienſte. In die innerlichen Unruhen, welche ſein Vaterland zerwühlten, wurde er bald verwickelt, indem ihm Heinrich III. die Statthalterſchaft von Bretagne ertheilte, da er ſich als eifriger Anhänger der Guiſen erwies. In ſeinem Gouvernement Bretagne ſetzte er ſich durch die Aufnahme ſpaniſcher Truppen in beſonderes Anſehen, und trat öffentlich als eines der Häupter der katholiſchen Ligue auf. In ſeinem 21ſten Jahre hatte er ſich mit Maria, einer Tochter Sebaſtian's von Luxemburg, vermählt, welcher den Beinamen „des Unerſchrocknen" führte und in naher Verwandtſchaft mit Heinrich IV. ſtand. Als nach der Ermordung Heinrichs III. durch Clement die Ligue ſich auflöſ'te und deren Häupter ſich theils unterwarfen, theils in's Ausland flüchteten, war Philipp Emanuel einer der Letzten, der ſich unbezwungen Heinrich IV. unterwarf; zu einer baldigen Verſöhnung mit dieſem kriegeriſchen und tapfern Könige trug namentlich Philipps obenerwähnte Heirath bei.

Frankreich war jetzt beruhigt, und Philipp Emanuels Name war bereits ſo ehrenvoll durch Europa bekannt, daß Kaiſer Rudolph II. ihn 1600 an ſeinen Hof laden ließ und ihm den Oberbefehl über das kaiſerliche Heer in Ungarn wider die Türken auftrug. — Zu dieſem Entſchluſſe wurde Rudolf II. auch dadurch bewogen, daß er erſt kürzlich mehrere ſeiner erprobten Feldherren verloren hatte und vielleicht auch zwiſchen Ungarn und Deutſchen wählen wollte. Philipp Emanuel nahm dieſen ehrenvollen Ruf an,

und eilte, vom Erzherzog Matthias begleitet, nach Ungarn, um dort eine Reihe glücklicher Unternehmungen zu beginnen, durch welche die Macht der Türken ſehr geſchwächt wurde. — Die Türken hatten ſich damals gerade auf Croatien geworfen und belagerten unter Ibrahim Paſcha das feſte Kaniſcha. Nachdem Philipp Emanuel die ihm anvertrauten Truppen geſammelt und zu den ſeinen noch jene der Generale Zrini, Draskovicz und Herberſtein an ſich gezogen hatte, eilte er, Kaniſcha zu entſetzen. Auf die Nachricht von dieſem Anzuge gab Ibrahim Paſcha die Belagerung auf und rückte den Kaiſerlichen in ſo überlegener Anzahl entgegen, daß er ſich eines gewiſſen Sieges ſchmeicheln mochte; die Kaiſerlichen ſtanden unerſchütterlich, und es kam bald zu einem Treffen, welches, mit manchen Abwechslungen und Unterbrechungen fünf volle Tage lang fortgeſetzt, zu einem völligen Siege der Kaiſerlichen führte. Die Türken mußten mit großem Verluſt zurück weichen, aber leider konnte Philipp Emanuel dieſen Sieg nicht gehörig benutzen, da ſeine Truppen Mangel an Lebensmitteln litten und Croatien, das ringsum verwüſtet war, ihnen ſelbſt bei weiterem Vordringen nichts geboten hätte. Da Philipp auch noch erfuhr, daß der Feind mit neuen und großen Verſtärkungen nahe, nahm er einen meiſterhaften Rückzug, und bewies, daß ſich ein vollendeter Feldherr nie zu einem Treffen zwingen laſſe.

Im folgenden Jahre (1601) unternahm der Feldherr, indem er zum Schein Anſtalten traf, als ob es Ofen gelten ſollte, die Belagerung von Stuhlweiſſenburg. Erſt hatte man zwei kleinere Poſten, die dieſer Feſtung zur Vormauer dienten, den einen mit Gewalt, den andern durch Uebergabe genommen, dann aber die Feſtung ſelbſt zur Uebergabe aufgefordert. Als der Paſcha dieſe verweigerte, ſchritt man zum Sturme, durch welchen dieſer Platz, nachdem er achtundvierzig Jahre in den Händen der Türken war, am eilften Tage erobert wurde. Der Paſcha wurde gefangen und in's Lager geſchickt. So war denn die vormalige Krönungs- und Begräbnißſtadt der ungariſchen Könige endlich wieder in Beſitz des rechtmäßigen Herrſchers gekommen.

Aufgebracht über den erlittenen Verluſt, ſchickte der Sultan einen neuen Vezier mit einem 100,000 Mann ſtarken Hauptheere unter fürchterlichen Zurüſtungen zur Wiedereroberung Stuhlweiſſenburgs. Nun bezog Philipp Emanuel außer der Stadt, die er zugleich mit großer Vorſicht

beſetzt hielt, ein befeſtigtes Lager, welches ſo angelegt war, daß es mit der Beſatzung des Platzes in Verbindung ſtand und eine wechſelſeitige Unterſtützung leicht möglich machte. Die Türken ſuchten das Lager zu erſtürmen, wurden aber abgetrieben. Da ſie ihr Unternehmen nicht aufgeben wollten, kam es zu einem Treffen; durch drei Tage kämpfte man mit Hitze und Hartnäckigkeit, bis der Feind, an allen Punkten von den Kaiſerlichen zurückgeſchlagen, endlich mit großem Verluſte wich und viel ſchweres Geſchütz zurück ließ. Die Türken, welche ſehr bald auf neue Verſtärkung rechnen konnten, bezogen ein neues Lager. Philipp Emanuel aber, der auf ſein Kriegsglück vertraute, beſchloß, ungeachtet der geringen Anzahl ſeiner Truppen, ein zweites Treffen zu liefern. Der Herzog drang bis an ihr neues Lager vor, und griff ſie im freien Felde wohlgemuth an. Es begann nun eine Schlacht, die vom Morgen bis in den Abend währte, und die jeder Theil durch die ausharrendſte Anſtrengung zu ſeinem Vortheile wenden wollte. Die Türken erhielten wirklich mehrere Verſtärkungen, erneuerten ihre Anfälle mit immer friſchen Truppen, und ſo gelang es ihnen, die Ungarn und Deutſchen, welche den Kampf ohne Abwechslung aushalten mußten, zum Weichen zu bringen. Inzwiſchen hatte der erfahrene Feldherr, nachdem er vorher ſchon das Gerücht von einer ankommenden Hilfe hatte verbreiten laſſen, auf eine nicht weit entfernte Anhöhe von ſeiner Hauptmacht unter Johann von Brenner 4000 Mann Infanterie abſchwenken laſſen, die mit Gepäcke, fliegenden Fahnen und ihren in lebhafter Bewegung erhaltenen Schaaren ein herbeieilendes Heer ſo geſchickt vorbildeten, daß die Kaiſerlichen, mit neuer Hoffnung und neuem Muthe zum Kampfe belebt, die Schlacht während des bereits erfolgten Weichens mit großer Herzhaftigkeit erneueten. Die Türken, davon in Schrecken geſetzt, glaubten ſich übermannt, zündeten ihr Lager an und nahmen einen unordentlichen Rückzug nach Ofen.

So hatte Philipp Emanuel in zwei Feldzügen an der Drau und Donau den Ruhm noch weit vergrößert, den er ſich durch ſeine frühern Thaten an der Seine und Loire errungen hatte. Zugleich hatte er die Freude genoſſen, den kaiſerlichen Prinzen Erzherzog Matthias, der ihm zur Seite ſtand, mit Soldatenunerſchrockenheit fechten, und mit Feldherreinſicht ſich benehmen zu ſehen. Nach dieſen glänzend beendigten Feldzügen wollte Philipp Emanuel in häuslichen Angelegenheiten eine Reiſe nach Frankreich machen, erkrankte aber unterwegs zu Nürnberg und ſtarb hier am 19. Februar 1602 im vierundvierzigſten Lebensjahre. Er

hinterließ eine einzige Tochter, Franziska, die mit Cäſar Herzog von Vendome, natürlichem Sohne König Heinrichs IV., vermählt war.

Carl Fürſt von Mansfeld,

kaiſerl. Generallieutenant, königl. ſpaniſcher General und Admiral der niederländiſchen Meere.

Angeeifert durch das Beiſpiel und die Lehren ſeines großen Vaters, des in den niederländiſchen Kriegen ſo berühmt gewordenen Peter Ernſt Grafen, ſpäter Fürſten von Mansfeld, erbte er von ihm ſeinen Heldenmuth. Fürſt Carl von Mansfeld wurde 1543 ſeinem Vater von deſſen erſter Gemahlin Margarethen von Brederode geboren, und trat, nachdem er eine ſeinem Stande gemäße tüchtige und nach dem damaligen Zeitgeiſte kriegeriſche Erziehung erhalten hatte, frühzeitig unter den Augen ſeines Vaters in das Heer des öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſes. Seine Thätigkeit ward vielfach in den Niederlanden in Anſpruch genommen, und unter dem Oberbefehl ſeines erfahrenen Vaters gab er in mehreren Gefechten Proben von ausharrendem Muth und Tapferkeit. Als der Herzog von Alba ſpäter die ſpaniſchen Truppen in den Niederlanden commandirte, diente Carl von Mansfeld, der ſich bereits einen geachteten Namen erworben und bei Philipp II. in Gunſt geſetzt hatte, unter dieſem Herzoge, ſah ſich aber hier nicht ſo gewürdigt, wie er es verdiente. Seine lebhafte Gemüthsart wollte ſich nicht mit dem kalten Stolze derjenigen (Alba's und ſeiner Generale) vertragen, neben und unter denen er diente. So verließ er denn wider den Willen ſeines Vaters bald die öſterreichiſchen Dienſte und ging nach Frankreich, wo er, nicht blos für das Schlachtfeld, ſondern auch für das Cabinet gebildet, unter den Königen Karl IX. und Heinrich III. im Miniſterium in den verwickeltſten Angelegenheiten gebraucht und ſeine großen Fähigkeiten vielſeitig verwendet wurden. Dies ſchien jedoch nicht ſein Beruf für immer bleiben zu ſollen. Sein weiter ſehender weiſer Vater ſuchte ihn nach den Niederlanden zurückzuziehen, wozu ſich Carl endlich bereden ließ, da mittlerweile Alba abgetreten und Prinz Don Juan d'Auſtria die Führung des Heeres und

Leitung der Angelegenheiten übernommen hatte. Unter dieſem großen Heerfürſten bildete Carl ſich im Kriegsfache noch mehr aus, und als nach deſſen Tode Prinz Alexander Farneſe den Oberbefehl in den Niederlanden übernahm, wurde Carl von Mansfeld 1582 Oberſter, zeichnete ſich gleich darauf bei Gent und im folgenden Jahre bei Antwerpen, noch mehr aber dadurch aus, daß er das ſehr feſte Schloß Weſterloo bloß mit ſeinem Regimente allein wegnahm. Im Jahre 1586 befehligte er bereits eine eigene Heeresabtheilung, und zog vor Herzogenbuſch in dem Bommelerweerd, wo der Anführer der Holländer, Graf von Hohenlohe, die Dämme durchſtechen ließ und dadurch Mansfelds Lager unter Waſſer ſetzte. Die Ueberſchwemmung dauerte drei Tage, und es war keine Aenderung zu erwarten, als ſich den Holländern zu ergeben oder ſich dem Tode zu weihen. Da fiel unverſehens eine ſo plötzliche heftige Kälte ein, daß Hohenlohe die Gefahr befürchten mußte, daß ſeine Schiffe einfroren; er zog ſich daher ſchnell zurück und Mansfeld konnte nun ſeine Truppen, welche bereits drei volle Tage ohne alle Lebensmittel waren, über das Eis retten. Bald darauf ernannte ihn Philipp II. ſeiner vielen Verdienſte wegen zum General und Admiral der Niederländiſchen Meere. In dieſer Eigenſchaft begleitete Mansfeld den ſieggewohnten Alexander Farneſe auf allen Feldzügen, die dieſer Prinz zum Vortheile der katholiſchen Partei nach Frankreich unternahm. Mansfeld führte auch abgeſonderte Unternehmungen mehrfach glücklich aus. So trotzte er 1593 bei eben demſelben Herzogenbuſch einer abermaligen Waſſergefahr, doch bald darauf beſchloß er ſeine kriegeriſche Laufbahn in den Niederlanden, um eine neue, glänzendere in Ungarn zu beginnen. Kaiſer Rudolf II. ſah die Unzulänglichkeit ſeiner Kriegsmacht in Ungarn, die dort von dem Erzherzog Maximilian und dem Freiherrn von Teuffenbach befehligt wurde; er ſah ſich in Gefahr, an die Türken, die jetzt ſogar die Hauptfeſtung Raab inne hatten, ganz Ungarn zu verlieren, und beſchloß um ſpaniſche Hülfstruppen anzuſuchen und dann ein bedeutenderes Heer unter ſeinem Bruder, dem Erzherzog Matthias, nach Ungarn zu ſenden, wollte aber dieſem Prinzen, dem er mit Recht nur geringe kriegeriſche Talente zutraute, einem erfahrnen Feldherrn an die Seite geben. Er erbat ſich hierzu Carl von Mansfeld von dem ſpaniſchen Hofe, und dieſer ward ihm nebſt einigen Regimentern zugeſandt. Mansfeld kam im Mai 1595 zu Prag an und wurde hier vom Kaiſer zum Ritter geſchlagen und in der fürſtlichen Würde

beſtätigt, zu welcher, wie bereits erwähnt, ſein Vater früher ſchon erhoben war. Mansfeld ſetzte nun ſogleich das Heer in eine beſſere Verfaſſung, drang auf ſtrenge Mannszucht und verſchaffte dadurch, was bisher in den ungariſchen Kriegen nicht gewöhnlich war, ſowohl dem Landmanne Sicherheit, als den Truppen ergiebige Zufuhr an Lebensmitteln. Er nahm ſein Lager zwiſchen Ungariſch-Altenburg und Wieſelburg, wo er die aus Mähren und Schleſien kommenden Truppen erwartete. Schwarzenberg, Franz Nadasdy und Roßwurm nebſt vielen andern Edlen begleiteten ihn. Palffy führte die Ungarn. Er zog nun, als das Heer auf **18400** Mann angewachſen und vollſtändig gerüſtet war, geradenweges auf **Gran** los, wo er am **21.** Juni **1595** eintraf. Durch eine ausgeſandte kleinere Heeresabtheilung ward mittlerweile das befeſtigte **Barban** den Türken entriſſen. Mansfeld begann nun mit allem Ernſt **Gran** (das der Erzherzog Matthias ſchon im April und Mai trotz ſechsmaligen Stürmens nicht bezwungen hatte) zu belagern. Täglich flogen **16—1800** Kugeln in die Mauern der hartbedrängten Stadt; doch trotz alledem leiſteten die Türken beinahe einen vollen Monat Widerſtand, als plötzlich Muſtafa Paſcha, des Großweſſirs Sinan Sohn, zum Entſatze mit **16000** Mann, darunter **10000** Reiter, unter den Beglerbegs von Ofen, Temeswar und Haleb, jedoch nur zu ſeinem Verderben erſchien, denn **Mansfeld** erfocht über ihn am **25.** Juli einen vollſtändigen Sieg; **4000** Türken deckten die Wahlſtatt; **39** Kanonen, **20** Fahnen und **1500** Zelte fielen in die Hände der Sieger. Doch ungeachtet dieſes Sieges und der daraus erwachſenen Vortheile, trotz zweier Stürme, am **3.** und **15.** Auguſt, ergab ſich die Feſtung nicht. Erſt nachdem mühſam die Waſſerſtadt erobert und in der Feſtung ſo ſchreckliche Noth eingeriſſen war, wo namentlich großer Mangel an Trinkwaſſer herrſchte, ſo daß man für einen Trunk mehrere Dukaten gab, als [illegible] der Vertheidiger der Feſtung, Ali Bey, durch einen Schuß gefallen und der Bey von Koppon gefangen wurde und keine Hülfe mehr zu erwarten ſtand, unterhandelte der Beglerbeg von Anatolien wegen der Uebergabe und erhielt am **28.** Auguſt mit **2245** Köpfen, worunter ſich **823** Reiter befanden, freien Abzug. Den Kaiſerlichen hatte die Belagerung **3500** Mann gekoſtet. Mansfeld überlebte die Uebergabe, deren Ratification er ſchon krankliegend mühſam unterfertigte, nur einen einzigen Tag. Im letzten Treffen hatte er ſich nämlich ſehr erhitzt und um ſich abzukühlen, viel Obſt zu ſich genommen, wodurch er ſich ein heftiges Fieber zugezogen hatte, dem er

am 24. Auguſt 1595 zu Comorn, wohin man ihn ſchon einige Tage früher gebracht hatte, erliegen mußte. Das Heer, Fremde und Einheimiſche betrauerten tief den vielverſprechenden Feldherrn. Mansfeld war ein vollendeter Kriegsmann; aber auch in den mit den Geſchäften des Friedens zuſammenhängenden Theilen der Gelehrſamkeit kein Fremdling, vereinigte er in ſich dies doppelte Verdienſt, was ihm um ſo mehr zur Ehre und zum Lobe gereicht, je ſeltener ſich der Geſchmack an wiſſenſchaftlicher Cultur mit der Raſchheit verträgt, die einen Grundzug in ſeinem Charakter ausmachte, und ihn im Privatleben zu Handlungen hinriß, die das übrigens ſo ſchöne Gemälde der Thatenreihe dieſes edlen Mannes entſtellen, und welche eine billige Nachwelt zwar bedauert, aber weit entfernt iſt zu rechtfertigen, oder auch nur zu entſchuldigen. So führte ihn ſein maßloſer Jähzorn leider auch dahin, daß er darin den deutſchen Oberſten Heinrich Staub während des Tiſchgebetes erſtach. Leider war damit die Zahl der Opfer ſeines Jähzornes, zu denen auch ſeine dritte Gemahlin, eine Gräfin von Meurs, zu rechnen iſt, nicht zu Ende.

Georg Graf von Baſta,

kaiſerl. Generallieutenant und Oberbefehlshaber der kaiſ. Armee in Siebenbürgen.

Georg Baſta, Sohn des Demetrius Nicolaus Baſta, eines albaneſiſchen Edelmannes aus Epirus, der unter den Herzogen von Alba und Parma gedient hatte, wurde den 30. Jänner 1550 im Dorfe La Rocca bei Tarent im Neapolitaniſchen geboren. Der lebhafte Geiſt ſeines Geburtslandes hatte ſich mit dem kriegeriſchen Blute ſeiner Vorfahren in ihm glücklich vereinigt. Wir begegnen ihm bald unter den Waffen, denn zur Zeit als der Herzog von Parma (1579) die Statthalterſchaft in den Niederlanden antrat, führte Baſta bereits mit Auszeichnung ein Regiment Albaneſen, zu welchem Poſten er ſich von der unterſten Stufe eines Trommelſchlägers ſchon emporgeſchwungen hatte. Alexander Farneſe wußte Baſta's Talent und Tapferkeit zu ſchätzen und ernannte ihn bereits 1582 zum Generalcommiſſair ſämmtlicher Kavallerie. Dadurch wurde

ſein Rath und ſeine Anordnungen bei allen wichtigen Unternehmungen vielfach in Anſpruch genommen. Bei der Belagerung von Antwerpen (1584) war ſeine Aufgabe, den Feind zu beobachten, damit dieſer keine Lebensmittel oder Hülfe in die Stadt bringen könne, was Baſta auch vollkommen zu verhindern wußte. Beſonders thätig erwies er ſich auch bei der Eroberung von Bonn. 1589 zog er mit Alexander Farneſe nach Frankreich, wohnte der unglücklichen Schlacht von Ivry, 1590 der Entſetzung von Paris und Rouen, und den verſchiedenen Einfällen der Spanier in Frankreich bis zu dem Frieden von 1598 bei. Eine ſeiner gelungenſten Unternehmungen war, als er die von dem wachſamen und vorſichtigen Heinrich IV. belagerte Stadt Fere, trotz aller Vorſichtsmaßregeln, mit Lebensmitteln zu verſehen wußte.

Die meiſten und ausgezeichnetſten Dienſte leiſtete aber Baſta, als er vom Kaiſer berufen wurde, um als Generallieutenant den Oberbefehl über die kaiſ. Operationstruppen gegen Siebenbürgen zu übernehmen.

Siebenbürgen war noch immer der Hauptzankapfel zwiſchen Oeſterreich und der Pforte. Dieſe beiden großen Mächte ſuchten ſich den Beſitz Siebenbürgens dadurch zu ſichern, daß jede den Fürſten des Landes zu ihrem Vaſallen zu machen trachtete. Hingegen benützten die Fürſten die Eiferſucht dieſer beiden Großmächte und Nachbarn auf's Beſte zu ihrem eigenen Vortheil, und huldigten, je nachdem es ihr Vortheil erheiſchte, bald dem Kaiſer, bald dem Sultan. Sigmund Bathory, Fürſt von Siebenbürgen, hatte ſein ganzes Land endlich dem Kaiſer abgetreten, Rudolph II. ſchickte eilends Geſandte dahin, die das Land übernahmen und auch die Huldigungen des Landes ſo wie jene des Fürſten der Walachei Michael empfingen, der ſich durch einen Vertrag für immer an Oeſterreich und Ungarn anſchloß. Sigmund Bathory gereuete aber bald ſeine ſchnellausgeführte Abtretung, er nahm wieder Beſitz vom Lande, trat es 1599 aber neuerdings, nicht aber an den Kaiſer, ſondern an ſeinen Bruder, den Cardinal, Biſchof von Ermeland, Andreas Bathory ab. Dieſen unbefugten Beſitzer ſuchte nun Kaiſer Rudolph II., der durch ältere Verträge rechtmäßig Herr des Landes geworden, zu vertreiben und befahl auch dem Fürſten der Walachei, Michael, dieſen mit den Waffen anzugreifen. Michael, der wohl heimlich ſelbſt Abſichten auf das ſchöne Land hatte, drang als Verfechter der gerechten Sache des Kaiſers ſogleich feindlich in Siebenbürgen ein, und ſchlug den neuen Fürſten, Car-

dinal Andreas, bei Herrmannstadt, worauf dieser auf der Flucht von den Szeklern getödtet wurde. — Das kaiserliche Heer unter dem Oberbefehl Georg Basta's hatte damals Siebenbürgen noch nicht erreicht, sondern lagerte bei Kaschau. Fürst Michael hatte nicht gehofft, den Cardinal Fürst Andreas so schnell zu besiegen und Basta daher zu Hülfe gerufen; allein da er sich nun allein als Sieger sah und bloß mit seinen eigenen Truppen den Feind geschlagen und vertrieben hatte, so wollte er nun die Früchte des Sieges auch ganz allein genießen und den mittlerweile angekommenen kaiserlichen Feldherrn Basta keinesweges als Bevollmächtigten zur Besetzung des Landes anerkennen, sondern ließ sich vielmehr selbst als Landesfürsten huldigen. Da er sich gleichwohl noch für einen Vasallen des Kaisers bekannte, so nahm Basta noch Anstand, wider ihn feindlich zu verfahren, und Michael blieb auf einige Zeit Herr des Landes. Doch beherrschte er dies mit großer Tyrannei und verschenkte nicht nur die Güter, sondern gewaltsam auch die Frauen und Töchter der Adeligen des Landes, an seine Soldaten. Durch die vielen Grausamkeiten und Bedrückungen aufgereizt, riefen die Einwohner das kaiserliche Heer unter Basta zu Hülfe, der auch gleich dazu bereit war. Michael sah sich beim Herannahen Basta's sehr in die Enge getrieben, er übersandte daher den versammelten siebenbürgischen Ständen eine Entschuldigung seines bisherigen Betragens und erbot sich zu Allem, wenn sie ihm ferner anhängen würden. Doch diese, nicht minder roh als ihr Fürst, vertrieben seine Gesandten und peinigten den Einen durch mancherlei Martern zu Tode. Nun eilte Michael, sich mit seinen 22000 Mann Walachen zu behaupten; doch auf seinem Zuge nach Weissenburg kam ihm Basta an der Spitze des kaiserlichen Heeres und der aufgebotenen Siebenbürger, zusammen an 18000 Mann stark entgegen, schlug ihn am 18. December 1600 unweit Dès so vollkommen, daß Michael, der nun das Land für ihn verloren sah, eiligst floh. Dieses Ereigniß versetzte Siebenbürgen in solche Freude, daß die Stände Michaels Besiegung durch ein jährliches Fest zu feiern befahlen und auf dessen Versäumniß eine Geldstrafe setzten. Gleichwohl waren sie doch so wenig dankbar gegen Oesterreich, dessen Waffen sie von ihrem Tyrannen befreit hatten, daß sie den Fürsten Siegmund Bathory abermals zu ihrem Landesherrn wählten, der sich nun der Pforte unterwarf, um an ihr eine Stütze gegen Oesterreich zu haben. Indessen war Fürst Michael zu dem Kaiser Rudolph II. nach Prag geeilt, und hatte sich vermöge mancher Gönner,

die er noch am Hofe hatte, des Kaiſers Verzeihung und ſeine Gnade wieder erworben, ja der Kaiſer ſuchte ihn ſelbſt mit Baſta, der ihn doch erſt kürzlich geſchlagen hatte, wieder auszuſöhnen. Mit Geld und Vollmachten verſehen, eilte nun Michael vom Kaiſerhofe nach Siebenbürgen zurück, um nun im Einverſtändniſſe mit Baſta dort thatkräftig aufzutreten. Mit Baſta und dem kaiſerlichen Heere rückte er nun in Siebenbürgen ein, wo ihnen bald aber Siegmunds Feldherr, Moſes Székely, ein abenteuerlicher Szekler, mit einer zweimal ſtärkeren Macht entgegenzog, aber den 3. Auguſt 1601 von den Kaiſerlichen gänzlich geſchlagen wurde. Nach der Beſiegung des gemeinſamen Gegners betrug ſich Michael wieder ſo eigenmächtig und grauſam, wie früher, ſo daß zwiſchen ihm und Baſta bald die vollſte Feindſchaft ausbrach. Dieſer beſchloß Michaels Untergang, und ſchickte am 6. September 1601 einige entſchloſſene Wallonen ab; dieſe drangen unvermuthet in Michaels Zelt und ermordeten ihn. Baſta entſchuldigte dieſe nicht zu billigende That bei dem Kaiſer dadurch, daß er in aufgefangenen Briefen ein geheimes Verſtändniß Michaels mit den Türken entdeckt, daß er hierauf ihn gefangen zu nehmen beſchloſſen, daß aber Michaels heftige Gegenwehr ſeinen Tod veranlaßt habe.

Da ſich nach dieſer tragiſchen Begebenheit alle Walachen aus dem Lande entfernten, ſo wurde zwar Baſta's Heer dadurch vermindert; allein da nun auch der neue Walachiſche Fürſt Radul ſich für den Kaiſer erklärte und gegen Siegmund zu Felde zog, ſo hätte dieſer nur noch wenig Hoffnung gehabt, ſich länger zu halten, wenn ihn nicht der Sultan Muhamed III. jetzt nachdrücklicher unterſtützt hätte, während Baſta vergebens auf Verſtärkung aus Böhmen wartete. Baſta ſah ſich ſogar genöthigt, ſich an die Grenze zurückzuziehen, und durfte es zugleich nicht wagen, ohne ſtarke Bedeckung auszureiten, weil der Sultan einen Preis von 2000 Dukaten auf ſeinen Kopf geſetzt hatte. Trotz dieſer Zurückgezogenheit war Baſta ſehr thätig, fing manche Summen auf, die der Sultan an Siegmund ſandte, warb immer mehr Truppen damit, die ihn in den Stand ſetzten, energiſcher vorzudringen. Vergebens verſuchten Georg Barbel und Moſes Székely ihn daran zu hindern. Er entſetzte am 2. December 1601 das von Bathory belagerte Klauſenburg, zwang am 22. Februar 1602 Biſtriz zur Uebergabe, wo ſeine Soldaten ſchrecklich hauſ'ten, fing hier wieder einen großen Theil der Hilfsgelder auf, welche vom Sultan für Siegmund beſtimmt waren, und ſchlug am 29. Juni den Moſes Székely

zwiſchen den Mauern von Weiſſenburg und dem Fluſſe Maros ſo total, daß der entmuthigte Bathory, alle Hoffnung aufgebend, das Land je wieder ruhig zu beſitzen, neuerdings es dem Kaiſer abtrat, wofür ihm der Kaiſer einige Landgüter verlieh. Die Stände von Siebenbürgen unterwarfen ſich nun, bis auf Moſes Székely, den vormaligen Feldherrn Siegmunds, der nicht undeutlich merken ließ, daß er ſelbſt Abſichten auf die fürſtliche Würde habe. Er brachte auch bald wieder einen Heerhaufen zuſammen, der aber bald von Baſta's überlegenen und geſchulten Truppen geſchlagen und eingeſperrt wurde. Dies befeſtigte Baſta's Stellung um ſo mehr.

Statt aber nun dem neu eroberten Lande die Oeſterreichiſche Oberherrſchaft ſo leicht als möglich zu machen, hielt es irrig Baſta für beſſer, das Gegentheil zu thun. Er war der irrigen Meinung: das Schwert beſiege die Völker vollkommen, und geſtattete ſeinen ſchon etwas verwilderten Truppen, die da glaubten, daß das ganze Land nun ihnen gehöre, Ausſchweifungen und Erpreſſungen, welchen nur die Geldgier des Feldherrn ſelbſt an Größe gleichkam. —

Die Grauſamkeit, womit Baſta nun fortan waltete, überſteigt alle Begriffe; ſie war ſo ungeheuer, daß ſein Name noch jetzt, nach beinahe dritthalbhundert Jahren, als Fluch im Munde des Volkes fortlebt. Beſonders empfanden die Proteſtanten Baſta's Grimm. Baſta war Willens, im Frühlinge 1603 nach Oberungarn zu ziehen, um dort die Verſtärkungen an Geld und Truppen, die ihm der Kaiſer endlich zuſandte, an ſich zu ziehen. Um das Land während ſeiner Abweſenheit ruhig zu erhalten, ließ er die Stände zuvor dem Kaiſer nochmals feierlich huldigen. Er, der Alles gethan hatte, um die ſonſt ſo milde öſterreichiſche Herrſchaft dort verhaßt zu machen, er, der alle Pflichten der Menſchlichkeit vergaß, glaubte durch bloße Eide allein ein gedrücktes und verletztes Volk zu binden und treu zu erhalten. Sein Abzug war ein großer Fehler; denn kaum war er wenige Tage fort, ſo ließ ſich Moſes Székely mit türkiſchen Hilfstruppen im Lande ſehen, die Einwohner, beſonders die Szekler, des Moſes Landsleute, vergaßen ihre Huldigungseide, fielen ihm ſchaarenweiſe zu, und ſo ward er im April 1603 zum Fürſten ausgerufen. Der Sultan überſandte ihm, zum Zeichen, daß er ihn unter ſeiner Oberherrſchaft als dieſen erkenne, wie gewöhnlich, die Fahne, den Streitkolben und den Säbel. Nun eilte Baſta in Eilmärſchen zurück; allein da die kaiſerlichen Beſatzungen, die er zu Karanſebes, Weiſſenburg, Klauſenburg und in andern Orten zurückge-

laſſen hatte, eben wegen des Außenbleibens ihres Soldes einen Aufruhr erregten, und nachdem ſie ſich mit den Bürgern verſtanden und ihre Befehlshaber in Feſſel geſchlagen hatten, den Türken die Thore öffneten, mußte Baſta den Fortſchritten des herrſchſüchtigen Moſes unthätig zuſehen. Doch dieſer wurde ſchon den 22. Juli 1603 von Oeſterreichs wackerem Bundesgenoſſen, dem walachiſchen Fürſten Radul, bei Kronſtadt geſchlagen und durch einen Schuß getödtet, während die Türken von einem andern kaiſerlichen Heere unter Dampierre beſiegt wurden. Baſta nahm nun neuerdings vom Lande Beſitz, und als er Befehl bekam, gegen die Türken nach Ungarn zu rücken, ließ er den Grafen Belgiojoſo als Befehlshaber in Siebenbürgen zurück.

Trotzdem daß das ganze Land faſt von Baſta's Truppen überſchwemmt war, benutzten die noch immer erbitterten Einwohner Stefans Bocskai bald darauf erfolgten bekannten Aufſtand, empörten ſich ebenfalls, um ſich von Oeſterreich loszureißen und dieſem Neuling zu huldigen; die kaiſerlichen Truppen ſahen ſich nun aller Orten bedrängt und mußten Siebenbürgen räumen.

In Ungarn, wo Baſta jetzt den Oberbefehl führte, vertheidigte er 1604 Gran wider die Türken. Sie lagen einen ganzen Monat davor, und wurden nur durch ſeine täglichen Ausfälle zum Abzuge veranlaßt. Bocskai beſetzte Kaſchau, Zeben, Leutſchau und Eperies; doch ſobald Baſta ſich der Türken entledigt hatte, entriß er ihm Eperies wieder und ſchlug 8000 Mann ſeiner Truppen aus dem Felde. Da Bocskai's Anhang in Ungarn ſich gleichwohl noch immer vergrößerte, ſo warf ſich Baſta ihm 1605 neuerdings entgegen, zwang ſein Heer, dem er bei Edeleny einen Verluſt von 1500 Mann beibrachte, zum Rückzuge, eroberte Senderow und entſetzte Tokay; aber auch nach allen dieſen Vortheilen blieb er dem an Kräften täglich zunehmenden Gegner nicht länger gewachſen, da ihn der Kaiſer ſo wenig unterſtützte, daß er oft nicht minder Mühe hatte, ſeine unbezahlten Truppen vom Aufruhre, als den Feind vom Vordringen abzuhalten. Dieſe Verlegenheit nöthigte ihn, ſich bis Preßburg zurückzuziehen, wo ſeine Truppen in den Dörfern und ſelbſt in den Vorſtädten der Stadt ſo vielen Unfug anrichteten, daß ſie von den Ungarn mehr als die Feinde ſelbſt gefürchtet wurden.

Baſta widerrieth dem Kaiſer den 1606 mit den Türken geſchloſſenen Frieden von Sitvatorok, wurde aber nicht gehört, und ſeine Neider

ſagten ihm nach: er möchte gerne das Kriegsfeuer unterhalten, um ſich länger dabei zu wärmen. Hierdurch gekränkt, zog er ſich ganz vom öffentlichen Leben zurück und ſtarb um 1612. Er war einer der ſiegreichſten Feldherren, die jemals Oeſterreichs Völker geführt haben. Er erhob ſich durch Planmäßigkeit über ſeine Zeitgenoſſen, und er bedurfte dieſes Vorzuges, denn er hatte beſtändig mit weit überlegenen Feinden und oft unter den verzweifeltſten Umſtänden zu kämpfen. Baſta's Hauptfehler waren ſeine Geldgier, Rauhheit und Grauſamkeit, und ſeine zu wenige Strenge gegen ſeine zügelloſen Krieger. Als wiſſenſchaftlich gebildeter Mann bewies er ſich durch die Herausgabe zweier noch jetzt geſchätzter taktiſcher Werke, welche er am Abende ſeines bewegten Lebens verfaßte: die Il maëstro di campo Generale, (Venedig 1606), und Governo della cavalleria leggiera, (Venedig 1612) deutſch aber zu Frankfurt 1617 gedruckt wurden. In ſeinen Zügen wider die Türken pflegte er den weitläufigen Schlachtordnungen dieſer Orientalen gedrängte Gewalthaufen entgegenzuſtellen, die ſich erſt während des Kampfes entwickelten und ausbreiteten, und ſchlug meiſt mit geringem Verluſte der Seinigen, obwohl er faſt immer mit überlegenen Feinden zu kämpfen hatte. Nur verſtand er beſſer zu ſiegen, als den Sieg weiſe zu benutzen.

(Theilweiſe nach Reilly's Biographien.)

Thomas Graf Erdödy,

kaiſerl. General und Ban von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Kronſchatzmeiſter (Magister Tavernicarum) des Königreiches Ungarn, Ritter des goldenen Vließes, kaiſerl. geheimer Rath und Erbobergeſpan von Warasdin.

Väterliche und eigene Verdienſte beriefen dieſen ausgezeichneten Krieger und Staatsmann zu den höchſten Würden des Reiches. Schon ſein Großvater, Peter Erdödy I., war einer der erſten Magnaten geweſen, die ſich mit Wärme für Ferdinand I. erklärten; ſein Vater, Peter Erdödy II., der bei Mühlberg für Oeſterreich gefochten, hatte auch ſpäter in den ungariſchen Kriegen dem Erzhauſe wichtige Dienſte geleiſtet. Dieſe Anhänglichkeit und

Treue an die öſterreichiſche Monarchie und das Kaiſerhaus iſt ſeitdem ununterbrochen ein charakteriſtiſcher Zug dieſes ganzen edlen Geſchlechtes geblieben, und trat am ſchönſten in Thomas Erdödy's bewegtem Leben hervor.

Thomas Graf Erdödy, der im Jahre 1558 geboren wurde, empfing eine kriegeriſche Erziehung, und erhielt in noch ſehr jungen Jahren 1584 ſchon die bedeutende und wichtige Würde eines Ban von Croatien und Slavonien ꝛc. verliehen, welche ihm bald mannigfach Gelegenheit und Anlaß gab, ſeine vielſeitigen Talente zu entfalten, die altbewährte Treue ſeines Hauſes wieder auf's Schönſte zu bewähren und ſich durch Thatkraft und Umſicht bemerkbar zu machen.

Noch im nämlichen Jahre ſeiner Erhebung zur Würde eines Ban, hatte er ein glückliches Gefecht mit den in Krain eingefallenen Türken beſtanden; er ſchnitt ihnen den Weg ab, und nahm ihnen, mit geringem Verluſt ſeiner Seits, nicht nur den größten Theil des Raubes nebſt 10 Fahnen ab, ſondern befreite auch 16000 von den Türken zuſammengeſchleppte Landleute, welche die Barbaren an verſchiedenen Orten als Gefangene mitgenommen hatten. Im folgenden Jahre überfiel er Koſtaniza und ſteckte das Schloß in Brand. Größere Vortheile noch errang er 1586 gegen Ali Paſcha bei Ivenics, wo er mit der nur geringen Schaar von 800 Mann die feindliche Macht von 5000 Türken auseinander jagte, ihnen 24 Fahnen abnahm und mit eigener Hand den feindlichen Anführer vom Pferde ſtieß.

Gleiches Schickſal wie Koſtaniza, bereitete Erdödy 1587 dem feſten Kopana, das er überfiel, zerſtörte, in Brand ſteckte und nebſt der Familie des Paſcha 15000 Gefangene machte. Auch 1593 war ſeine Thätigkeit im Felde ſo reich an Erfolgen, wie die früheren Jahre. Als Andreas von Auersperg und Ruprecht von Eggenberg*) bekanntlich 1593 den

*) Ruprecht Freiherr von Eggenberg, kaiſerl. Kriegsoberſter und General- Feld- und Landzeugmeiſter, einer aus Schwaben ſtammenden Familie entſproſſen, welche ſich im fünfzehnten Jahrhunderte in der Steiermark niederließ, und deren Nachkommen, als einflußreiche Staatsmänner in den Fürſtenſtand erhoben, bis zum Jahre 1717 blühten. Ruprecht, der älteſte von drei Brüdern, erhielt durch K. Rudolph II. im Jahre 1598 das Baronat, und war urſprünglich Feldherr des windiſchen Landes, wo er den ununterbrochenen türkiſchen Grenzfehden mit Kraft entgegen trat. Als im Jahre 1593 die Türken mit Uebermacht in die kaiſerlichen Länder eindrangen und Siſſek zu erobern ſuchten, ſchloß ſich Eggenberg

Paſcha von Bosnien von Siſſek vertrieben und gänzlich ſchlugen, war Thomas Erdödy eine Haupttriebfeder, ſowohl bei den Anſtalten zu dieſem entſcheidenden Treffen, als während deſſelben.

In Verbindung mit Ruprecht von Eggenberg und dem Grafen Georg Zrinyi bemeiſterte Erdödy ſich 1595 der Feſtung Petrinia, auf welche er ſchon gleich nach dem Siege bei Siſſek ein achtſames Auge gehabt; er ließ das dortige Kaſtell ſchleifen, und als ſpäterhin die Türken mit Ueberzahl ſich doch wieder dieſes Platzes bemächtigten, zwang er ſie durch einen gut combinirten Angriff neuerdings zum Rückzug und zur gänzlichen Räumung des Platzes. Erdödy hatte ſich während ſeiner Verwaltung der Bans-würde den Türken in jeder Hinſicht ſo furchtbar gemacht, und ſie ſtets ſo entſchieden und unermüdlich bekämpft, wo er ſie nur traf, daß ſie nur ſehr ſelten Streifereien wagten, und Croatien unter Erdödy's Leitung ſich einer lange nicht mehr genoſſenen Ruhe erfreute.

Erdödy legte nun, als er das Land beruhigt ſah, ſein dreifaches Banat nieder, und übergab mit Zuſtimmung des Kaiſers dieſe ehrenvolle Stelle ſeinem Zögling und Siegesgefährten Johann Draskovicz, einem allſeits tüchtigen Manne, dem er mit voller Zuverſicht das ſchwere Amt abtreten konnte, um für ſich ſelbſt die Rolle des Kriegers mit der des Staatsmannes zu tauſchen.

---

dem tapfern Erdödy und Auersperg an, welche den Feind am 22. Juni auf's Haupt ſchlugen. Nun begann Eggenberg die Berennung von Petrinia, und wenn gleich ihm dieſe beim erſten Verſuch nicht gelang, ſo bezwang er dieſe Veſte doch zwei Jahre ſpäter im Vereine mit Erdödy, Zrinyi und Herberſtein. 1597 zog ihn Erzherzog Maximilian in ſein Heer nach Ungarn, und im September erhielt Eggenberg mit dem Feldzeugmeiſter Pernſtein die Weiſung, bei der Belagerung von Raab mitzuwirken.

Die Bemühungen waren vergebens; bei einem der Stürme blieb Pernſtein todt, und Eggenberg wurde nun Feld-, Land- und Hauszeugmeiſter. Sowohl die eingetretene ungünſtige Herbſtwitterung, der Mangel an Lebensmitteln, als auch das Anrücken einer türkiſchen Heeresmacht von 40,000 Mann nöthigten Eggenberg, die Belagerung aufzuheben und ſich mit Maximilian Anfangs October nach Gran, dann in das verſchanzte Lager oberhalb Waizen zu ziehen, wo ſie Widerſtand leiſteten und alle feindlichen Angriffe zurückſchlugen, bis im November der Stillſtand erfolgte. Eggenberg ging nach Wien und wurde 1598 mit dem Kommando dieſer Stadt betraut, doch ſtarb er ſchon im folgenden Jahre.

(Oeſterreichiſches Militairlexikon von Hirtenfeld, Bd. II.)

Nachdem Kaiſer Rudolph II. ſeinen Heldenmuth durch Verleihung der Würde eines geheimen Rathes und Erbobergeſpans von Warasdin belohnt hatte, ging Erdödy im kaiſerlichen Auftrage 1604 nach Ofen, um an den Friedensunterhandlungen Theil zu nehmen. Zwar zerſchlugen ſich dieſelben, dagegen brachte Erdödy den viel ſchwierigeren Vergleich mit den beiden ſiebenbürgiſchen Fürſten, Siegmund Bathory und Stephan Bocskay, mit vieler Gewandtheit zu Stande.

Als Kaiſer Matthias den Thron beſtiegen hatte, war Erdödy unter denen, die zur Würde eines Palatins von Ungarn vorgeſchlagen wurden; doch erhielt er, ſo viel Gutes er auch auf dieſem bedeutenden Poſten gewirkt haben würde, die Stimmenmehrheit in Folge der Gegenoperationen und Umtriebe der proteſtantiſchen Partei nicht, weil dieſe die etwas unduldſame, aber ſtreng katholiſche Geſinnung des Erdödy fürchteten. Nun übernahm er 1611 zum zweiten Male das Amt eines Ban von Croatien, welches er jedoch nach 4 Jahren auf's Neue niederlegte, um das Amt eines Kronſchatzmeiſters (magister Tavernicarum) des Königreiches Ungarn gleich rühmlich zu verwalten. Gleichzeitig verlieh ihm der Kaiſer in Anerkennung ſeiner vielſeitigen Verdienſte den Orden des goldenen Vließes. Thomas Erdödy ſtarb 1624, und hinterließ von ſeiner Gemahlin Anna Maria, Reichsfreiin von Weißenwolf, vier Söhne, unter welchen der Zweitgeborne, Sigismund, mit Auszeichnung gegen die Türken focht.

Johann Graf von Draskovicz,

Freiherr von Trakoſtyan, kaiſ. wirkl. geheim. Rath und Hofkriegsrath, Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien, Kronſchatzmeiſter und commandirender General im Königreiche Ungarn.

Das Geſchlecht der Grafen Draskovicz von Trakoſtyan (Drachenſtein) gehört zu den älteſten der Monarchie, welches ſeine Abſtammung aus dem längſt ausgeſtorbenen vornehmen dalmatiſchen Geſchlechte der Suabich, die als Grafen und freie Herren Tininio, Spalatro, Cettina, Cliſſa und Scludina beherrſchten, herleitet. Als eigentlicher Stammherr der Draskovicz wird Johannes (Iwanus de Suabich) bezeichnet, welcher mit Andreas II.,

König von Ungarn, nach Palästina zog, und vor Acre (1218) und bei der Erstürmung von Damaskus mit ausgezeichneter Tapferkeit focht. Die treuen und wichtigen Dienste, welche Johannes dem Könige von Ungarn in der Periode von 1225—1235 gegen dessen innere Feinde leistete, wurden von Andreas mit der Grafschaft Cettina und Hudina und dem Gebiete Viscucz jenseits der Drau belohnt. Dessen Enkel werden zuerst mit dem Beinamen Draskovichy (Draskovicz) angeführt. — Mehrere würdige Magnaten dieses Namens haben sich als Bane von Croatien, als Palatine von Ungarn, (Johann Draskovicz † 1648) als Staatsmänner und Kirchenfürsten (Cardinal Georg Draskovicz, Locumtenus regius † 1587) ausgezeichnet. Zu den hervorragendsten dieses edlen Geschlechtes zählt die Geschichte ferner Johann Draskovicz, dessen Geburtsjahr leider unbekannt, Sohn Kaspars II., welchem Kaiser Maximilian II. im Jahre 1569 die Herrschaft Trakostyan in Croatien erblich verliehen hatte. Johann lernte die Kriegskunst unter der Leitung des tapferen Banus von Croatien, Thomas von Erdödy, nahm schon als Jüngling an den Zügen wider die Türken Theil, und zeichnete sich im Jahre 1589 gegen Skanderbeg durch seine Tapferkeit bei Possega besonders aus. Als im Jahre 1591 Hassan Pascha, Statthalter von Bosnien, mit einem zahlreichen Heere von Slavonien in Croatien einfiel, schlug Draskovicz diese Schaaren bei Kopreiniza, und half am 22. Juni mit Auersperg, Erdödy und Eggenberg die von den Türken belagerte Festung Sissek entsetzen. In demselben Jahre (1593) wurde Draskovicz vom Kaiser Rudolph II. zum Kommandanten der Festung Kreuz ernannt, von wo dieser im Jahre 1596 nach des Ban's Thomas Erdödy Entsagung zur Würde eines Banus von Croatien und Slavonien berufen wurde. Auf diesem damals so wichtigen Posten, womit Rudolph II. seine Tapferkeit und Treue belohnte, oder vielmehr ihm für Beide einen weitern Wirkungskreis öffnete, beförderte er die Eroberung von Clissa und schlug am 19. und 20. September 1596 mit Herberstein und Lenkovich die Türken bei Petrinia, entsetzte dasselbe und ließ dieses so wie Sissek verstärken. War er schon als Reiteroberst zu Kreuz den Türken furchtbar und im Kampfe gegen sie besonders vom Glücke begünstigt, so erwarb er sich nun bei seinem jetzigen großen Wirkungskreise den Namen eines Beschirmers von Croatien. Er nahm an allen Unternehmungen gegen die Türken lebhaften Antheil. So gaben ihm die wiederholten Einfälle derselben Gelegenheit, sie bei Czemnik und Possega zu züchtigen.

Im Jahre 1600 vereinigte er ſeine tapfern Schaaren mit dem von dem Herzoge von Lothringen-Mercoeur angeführten kaiſerlichen Heere zur Befreiung Kaniſcha's, wo man fünf Tage gekämpft hatte, den blutigen Sieg zu erringen, deſſen Folgen durch Verrätherei und Mangel an anderen Anſtalten verloren gingen. Am nützlichſten wurde Draskovicz dem Erzhauſe durch die treue Standhaftigkeit, mit welcher er dem Kaiſer anhing, als Stephan Bocskay's furchtbarer Aufſtand 1604 begann. Bocskay's in ihrem Umſchwung ſo verachtete Unternehmung wuchs bald zu einer Höhe, die ſie bis in das ferne Croatien hinüber reichen machte. Verſchieden war der Eindruck, den Bocskay's und ſeines bereits über Oedenburg und Steinamanger ſiegreich vorgedrungenen Feldherrn Németh's Proklamationen hervorbrachten. Doch der Ban Draskovicz erhielt die Wankenden aufrecht und vermochte die verſammelten Reichsſtände nicht blos zum Widerſtand innerhalb der Grenzen des Landes, ſondern ſelbſt zum Angriffskrieg. Bocskay wandte Alles an, den verdienſtvollen Draskovicz, der durch einen Uebertritt zu ſeiner Partei Viele ihm nachzufolgen reizen würde, zum Uebertritte auf ſeine Seite zu bewegen; aber alle Ausſichten, die er ihm eröffnete, alle noch ſo großen Anerbietungen vermochten Draskovicz nicht von der Anhänglichkeit an ſeinem Monarchen abzuwenden, welcher damals mehr in ſolchen Männern, als in Armeen von getheilter Stärke und nicht weniger getheilten Grundſätzen die Sicherheit ſeines Thrones fand. Draskovicz eilte vielmehr, die Croaten mit den treugebliebenen Ungarn zu vereinigen, überſchritt mit ihnen unter perſönlicher Anführung die Drau, warf Németh's und Bocskay's Schaaren bis nach Szigeth zurück, und brachte die wichtigen Stützpunkte Körmend, Steinamanger und Güns (1605) in des Kaiſers Gewalt.

Nach abgeſchloſſenem Frieden und als jene durch dieſen Bürgerkrieg beunruhigten Gegenden ſich wieder der Ruhe erfreuten, legte Draskovicz am 23. Juni 1606 ſeine Banatwürde freiwillig nieder, und wünſchte ſein Leben fern von den Geſchäften und Kriegsbeſchwerlichkeiten zuzubringen, da auch ſein zur Dicke ſich hinneigender Körper dieſen nicht mehr gewachſen war. Allein der Kaiſer wollte einen ſo vielſeitig ausgezeichneten Mann nicht entbehren, und ernannte ihn zum Kronſchatzmeiſter, Hofkriegsrath, geheimen Rath und commandirenden General im Königreich Ungarn, jenſeits der Donau, in welchen Eigenſchaften er vielfach mit dem Kaiſer, namentlich aber mit dem Erzherzog Matthias, der bald darauf die Regierung übernahm,

in persönliche Berührung kam, und sich die besondere Gunst des Letztern erwarb. In der gewohnten eifrigen Ausübung seiner neuen und mannigfaltigen Pflichten, und eben als er neue Beweise der Gunst seines Monarchen empfangen sollte, entrückte der Tod im Jahre **1613** den thätigen Mann allem irdischem Treiben, und bestimmte ihm den Lohn, der durch Verdienst allein bemessen wird.

Obwohl stets dem bewegten Leben des Kriegers hingegeben, fand Johann Draskovicz doch einzelne Augenblicke der Muße, die er der Uebersetzung des zweiten Theiles von „Guevaras Fürsten Uhr" aus dem Spanischen in das Ungarische widmete. Schon **1528** hatte dieses Buches erster Theil an Andreas Prágay einen Uebersetzer gefunden. Allein die Fortsetzung unterblieb bis **1610**, wo Draskovicz selbe unter eigenem Namen heraus gab, und die Vortrefflichkeit der in diesem Buche enthaltenen Lehren anrühmend, dasselbe seiner Gemahlin Eva Istwánffy widmete. Kostbarer jedoch war das Vermächtniß, das der Scheidende dem Vaterlande in seinem Sohne Johann hinterließ, auf den mit des Vaters Namen auch sein Geist und seine Tugenden übergegangen waren, und der seinem Vaterlande in den verschiedensten Stellen und Würden, zuletzt in der eines Palatins von Ungarn, die ausgezeichnetsten Dienste leistete.

Carl Bonaventura Longueval Graf von Bucquoi,

Freiherr von Beaux, kaiserl. Feldmarschall, kaiserl. geheimer Rath und Hofkriegsrath, Ritter des goldenen Vließes, Ritter des Ordens von Calatrava.

Das adelige Geschlecht der Longueval ist seit dem 11ten Jahrhunderte in den Niederlanden berühmt und stammt aus Artois. Watier von Longueval, mit dem Beinamen der Drache, begleitete **1090** den Herzog von Nieder-Lothringen, Gottfried von Bouillon, auf seinem Zuge zur Eroberung von Jerusalem. In der Folge theilten sich die Longueval in die Herren von Beaux und in die von Bucquoi; und obwohl die Güter dieses Namens in der Folge auf einige Zeit aus ihrem Besitze kamen, so gelangten sie doch **1450** wieder dazu, und Maximilian von Longueval wurde der erste Graf von Bucquoi.

Dieſer Maximilian, welcher 1581 bei der Belagerung von Tournay blieb, war ſpaniſcher General und Commandirender bei dieſem kriegeriſchen Unternehmen. Er hinterließ einen 10jährigen Sohn, Karl Bonaventura, unſern Helden.

Karl Bonaventura von Bucquoi wurde am 9. Januar 1571 zu Arras geboren. Wie erwähnt, früh verwaiſ't, trat er in früheſter Jugend in ſpaniſche Kriegsdienſte, denn er fühlte in ſich den Beruf, ſeinem Vater auf der Bahn der Ehre zu folgen.

Seine in den erſten Stufen des Dienſtes bewieſene Tapferkeit und Einſicht riefen ihn bald zu bedeutenden Aufträgen. Im 25ſten Jahre ſchon Befehlshaber ſeiner Geburtsſtadt Arras, behauptete er dieſe 1596 gegen die Franzoſen, wirkte zwei Jahre darauf bei der Einnahme von Calais in Frankreich, ſo wie 1599 bei jener von Hulſt in Flandern mit. Als Oberſt wohnte er einem Einfalle in Weſtphalen bei, und blieb nach der Einnahme von Emmerich als Commandant dieſes Platzes zurück. Bei einem Ausfalle aus dieſer, öfters vom Grafen Ludwig von Naſſau und ſeinen holländiſchen Heerhaufen beunruhigten Stadt, gerieth Bucquoi, der eben bemüht war, einen ſeiner Rittmeiſter aus dem ihn bedrohenden Gedränge herauszuhauen, leider ſelbſt in holländiſche Gefangenſchaft. Zwei Monate darnach (1600) befreite er ſich aus dieſer durch Zahlung eines Löſegeldes von 20,000 Kronengulden, und eilte ſofort zum ſpaniſchen Heere, focht 1600 noch in der Schlacht von Nieuport mit, wo er verwundet wurde; 1601 finden wir ihn bei der Unternehmung auf Rheinberg. 1602 zum General der Artillerie ernannt, entwickelte er bei der berühmten Belagerung von Oſtende unter Spinola eine beſondere Thätigkeit, wirkte ferner unter Spinola's Oberbefehl beim Entſatze von Herzogenbuſch und bei der Eroberung von Oldenzyl und Lingen kräftig mit. Der General-Statthalter Erzherzog Albrecht von Oeſterreich ernannte Bucquoi 1606 zum Gouverneur von Hennegau, und König Philipp III. von Spanien ertheilte ihm den Orden des goldenen Vließes und nahm ihn unter ſeine Kriegsräthe auf.

Als in den letzten Jahren des Kaiſers Matthias die böhmiſchen Unruhen und bald darauf der 30jährige Krieg ausbrachen, trat Bucquoi 1618, doch mit Vorbehalt ſeiner früheren Anſtellung in den Niederlanden, auf den Wunſch dieſes Monarchen in deſſen Dienſte, denn Matthias bedurfte nur zu ſehr eines erfahrnen Feldherrn. Bucquoi führte dem Kaiſer einige

tauſend Mann Hilfstruppen zu, und erhielt nach ſeiner Ankunft in Oeſterreich den Oberbefehl über die ganze zur Stillung der böhmiſchen Unruhen aufgebotene Kriegsmacht. Zum Commandanten eines beſonderen 10,000 Mann ſtarken Corps wurde der Graf Dampierre ernannt.

Bucquoi ſah bald ein, daß er ſeine Stärke mehr in ſich ſelbſt und in den Truppen finden müſſe, die er ſelbſt mitgebracht, als in den andern, deren Oberbefehl er übernahm, deren Zuſtand, Disciplin ꝛc. nicht der Art waren, daß ſie zu günſtigen Erfolgen Hoffnung gaben. Im November 1618 in Böhmen eingedrungen, mußte er, eben ſo wie früher ſchon Dampierre, den Verſuch, Neuhaus zu erobern, aufgeben, und in einigen kleineren Gefechten der numeriſchen Uebermacht, welche die böhmiſchen Aufſtändiſchen überall entfalteten, weichen, und ſich nach dem, dem Kaiſer getreuen Budweis zurückziehen. Da nun der Winter einbrach, ſchickte Bucquoi, der ſich, wegen der allgemein herrſchenden böſen Stimmung des Volkes, nicht in Böhmen halten zu können glaubte, ſeine Armee nach Oeſterreich in die Winterquartiere. In Budweis ließ er eine ſtarke Beſatzung zurück, und Krumau, das die Böhmen verlaſſen hatten, wurde auf Bucquoi's Befehl ſtark befeſtigt. Dadurch behielt er feſten Fuß an der obern Moldau, und zugleich in Budweis einen bedeutenden Waffenplatz.

Unter vergeblichen Vermittlungsverſuchen ſtarb Kaiſer Matthias am 20. März 1619, und die Flamme des Aufruhrs loderte von allen Seiten gegen ſeinen Nachfolger auf. Inzwiſchen hatte ſich Bucquoi zu Budweis ruhig gehalten und ſich durch 500 Kuiraſſiere und 1000 Mann zu Fuß anſehnlich verſtärkt. Die böhmiſchen Heerführer aber waren ſo zuverſichtlich geworden, daß ſie ſich zu theilen wagten. Nachdem der böhmiſche Oberanführer Graf Thurn auch Mähren auf die Seite ſeiner Partei gebracht hatte, fiel er in Oeſterreich ein und zog bis vor Wien, die übrigen böhmiſchen Truppen, die um Budweis herum lagerten, befehligte der bekannte Abenteurer und Parteigänger Ernſt Graf von Mansfeld. Nun lockte Bucquoi den Grafen Mansfeld, dem er ſich überlegen hielt, bei Theyn in die Schlinge; noch ehe derſelbe ſeine Vereinigung mit Hohenlohe bewerkſtelligen konnte, griff er ihn am 9. Juni 1619 bei Zablaty an und ſchlug und zerſprengte ſeine Truppen ſo vollkommen, daß Mansfeld mit dem geringen Reſte ſeiner Reiterei in aller Eile ſich nach Pilſen retirirte; das Fußvolk aber, welches nicht ſo ſchnell folgen konnte, wurde größtentheils von Bucquoi's Kriegern gefangen genommen.

Die Böhmen verloren 7 Fahnen, 1100 Mann an Todten, 100 Faß Wein, 10,000 Gulden, 2 Geſchütze, viele Musketen und Piſtolen u. ſ. w., endlich ihre Kriegskanzlei, wodurch viele wichtige Briefe an Mansfeld und an proteſtantiſche Fürſten in die Gewalt der Sieger kamen.

Die Gefangenen, welchen man das Verſprechen gegeben hatte, ſich gegen Erlegung eines Monatsſoldes wieder frei machen zu können, traten ſpäter zum größten Theil in kaiſerlichen Dienſt. Dieſe Niederlage verurſachte unter den Böhmen die größte Beſtürzung, da ſie ſchon eine Bewegung Bucquoi's gegen Prag befürchteten, um ſo mehr, da Bucquoi zur Rettung des in ſeiner Burg von den Rebellen bedrängten Kaiſers ſchleunig 500 Kuiraſſiere vom Regimente Dampierre nach Wien entſendete und hier der Empörung dadurch die Spitze abgebrochen. Die Folge jenes Sieges und dieſer That war, daß Thurn die Blokade Wiens aufheben, und zum etwaigen Schutze Prags nach Böhmen zurückgehen mußte.

Bucquoi, der für jetzt keinen Gegner ſich gegenüber ſah, benutzte die günſtige Gelegenheit, um ſich verſchiedene Orte zu unterwerfen. Schnell nahm er Wodnian, Theyn, Lariſch, Fronberg, Wittingau, und würde auch Tabor genommen haben, wenn nicht der Graf Hohenlohe ihm zuvorgekommen wäre. Bucquoi, der ſein Heer bis auf 17000 Mann verſtärkte, drang immer weiter in Böhmen vor. Leider richteten ſeine Truppen dort auch viele und grauſame Verwüſtungen an, denn Bucquoi gehörte, wie viele ſeiner Zeit, zu jenen Generalen, welche der Raubgier und Wildheit ihrer Soldaten vollkommene Freiheit gewährten. Durch die Bemächtigung von Weitrach eröffnete er ſich einen freien Paß nach Oeſterreich.

Hierauf marſchirte Bucquoi wieder nördlich, nahm das Städchen Wechin in Böhmen ein und ließ daſſelbe nebſt 15 anderen abbrennen. Sofort rückte er im Auguſt vor Piſek, welches er, da der böhmiſche Commandant ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen erklärt hatte, anzünden ließ. Die ganze Beſatzung wurde niedergehauen, und alle Schätze, welche böhmiſche Edelleute hierher geflüchtet hatten, fielen in die Hände der Sieger.

Ein neuer Anſchlag Bucquoi's auf Tabor wurde abermals vereitelt, und er bezog nun ein Lager bei Mirowitz, dem gegenüber ein Corps Böhmen unter Mansfeld lagerte, wodurch verſchiedene Scharmützel veranlaßt wurden.

Inmittelſt war Ferdinand II. am 19. Auguſt 1619 zum Kaiſer des deutſchen Reiches von den Kurfürſten erwählt, jedoch von den Böhmen, ſo wie von den Schleſiern, Mähren und einem Theil von Oberöſterreichern

nicht anerkannt worden. Erstere hatten den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zum Könige von Böhmen, die andern den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen-Gabor*), zum Könige von Ungarn erwählt.

Als der Erzherzog Leopold, in Abwesenheit des Kaisers, der sich zu Frankfurt auf der Kaiserwahl befand, Statthalter in Wien, von diesen Vorgängen Kenntniß erhielt, bangte ihm für die Hauptstadt, und er schickte daher dem Grafen Bucquoi den Befehl, sich mit dem Heere nach Niederösterreich zu wenden.

Bucquoi beeilte sich, diesem Befehle nachzukommen, und verließ, unter Zurücklassung der nöthigen Besatzungen, Böhmen. Um seinen Marsch ungestört antreten zu können, hatte er große Verhaue anlegen lassen.

Ein Anschlag auf Znaym mißlang, und endlich traf er mit 12,000 Mann bei Wien ein, wo er sich mit Dampierre verband. — Mittlerweile war der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen-Gabor, ein ehrgeiziger und kluger Mann, mit seinem Heere in Anmarsch, mit welchem er den Böhmen zu Hilfe kommen wollte. Mit 18,000 Mann und 18 Geschützen war er in Ober-Ungarn eingedrungen, wo seine Armee bis auf 40,000 Mann anwuchs, da sich viele Ungarn an ihn anschlossen. Bethlen bemächtigte sich Anfangs September der Orte Fillek, Waitzen, Neuhäusl u. s. f., sammelte sodann wieder sein Heer bei Tyrnau und entsandte nun den Obersten Rhedey-Ferenz mit 8000 Mann zu Pferde und 4000 Mann zu Fuß gegen Mähren, um mit dem Grafen Thurn in Verbindung zu treten, indessen er selbst mit seinen übrigen abermals vermehrten Truppen gegen Preßburg marschirte. Bethlen-Gabor's Heer soll auf 60,000 Mann angewachsen sein und auch Türken und Tataren in sich gefaßt haben. Die Kunde von seinem Anmarsche und daß er sich mit Thurn gegen Wien vereinigen wollte, hatte in Wien die größte Bestürzung verbreitet. Der herbeigerufene Bucquoi konnte aber die ihm gewordene Aufgabe, Rhedey-Ferenzs Vereinigung mit Thurn zu hindern, nicht lösen, sondern mußte sich begnügen, seine Vereinigung mit dem in Mähren gestandenen Dampierre zu bewerkstelligen, um, vereint mit diesem, eine Stellung auf dem Bisamberge vor Wien zu nehmen und sich der

*) Dessen ausführliche Biographie befindet sich im zweiten Theile meines Werkchens: „Aus der alten Zeit." D. H.

Donaubrücken*) zu verſichern. Die hier vereinigte kaiſerliche Armee zählte etwas über 18,000 Mann.

Indeſſen hatte Graf Thurn auf den Befehl der böhmiſchen Stände Böhmen verlaſſen, den Grafen Mansfeld zur Beobachtung der noch daſelbſt befindlichen kaiſerlichen Beſatzungen zurückgelaſſen und ſich dann mit Rhedap-Ferenz vereinigt, ſo daß er über 26—28,000 Mann gebot. Mit dieſer Armee rückte er über Znaym gegen Wien, vertrieb die Kaiſerlichen vom Biſamberge und zog am 24. October gegen die Brücken der Donau. Bucquoi, der mit ſeiner weit geringern Anzahl Truppen es nicht wagen konnte, im freien Felde aufzutreten, verſchanzte ſich in einer feſten Stellung zur Vertheidigung der Brücken. Bucquoi ſchlug alle Stürme auf ſein Lager ab, und ließ ſich zu keiner Schlacht reizen, deren doch immer möglicher Verluſt gegenwärtig allzuviel entſchieden hätte. Am 26. October ſetzten die verbündeten Aufſtändiſchen ihre wiederholten Verſuche, den Uebergang über die Donau zu bewerkſtelligen, fort, aber dies Mal mit erneuetem Eifer; aber der hochangeſchwollene Strom und die kräftige Beſchießung von Seiten der Kaiſerlichen hinderten es auch dies Mal. Sie erneueten ihre Angriffe auf die Front der kaiſerlichen Verſchanzungen immer heftiger und heftiger, doch gelang es Bucquoi, wenn auch mit vieler Mühe, die an Zahl weit Ueberlegenen abzuweiſen.

In der Nacht aber fand er für gut, ſich auf das rechte Donauufer zurückzuziehen und die Brücken abzuwerfen, welche durch die Schüſſe der nahe ſtehenden Aufſtändiſchen bereits ſehr gelitten hatten. An dieſem Tage hatte ſich der Oberſt Graf Waldſtein (nachheriger Generaliſſimus und Herzog von Friedland), der bei dem Rückzuge über die Donau die Nachhut mit vieler Umſicht führte, beſonders ausgezeichnet. Die Kaiſerlichen hatten in dieſen verſchiedenen Gefechten bei 2000 Mann, die Aufſtändiſchen aber weit weniger verloren.

Bucquoi verlegte ſeine Truppen nach Wien und in die Umgegend, und hinderte, durch ſtrenge Bewachung des Stromufers und gut angebrachtes Geſchützfeuer, auch noch vom rechten Ufer aus die ferneren Verſuche der Feinde, die Donau zu paſſiren.

---

*) Dieſe Brücken waren damals nicht auf dem jetzigen Platze, ſondern viel höher, in der Gegend der Brigittenau angebracht, was man nicht vergeſſen darf, wenn man ſich die Lage der beiden Heere denkt.

Mittlerweile war Bethlen-Gabor bis Ober-Komorn vorgedrungen, berannte Preßburg und eroberte das in der Nähe von Wien gelegene Schloß Petronell. Ein Verſuch des Erzherzogs Leopold, Preßburg von Wien aus zu verſtärken, war mißlungen, und der Palatinus Forgacz mußte dieſe Stadt am 20. October an den Fürſten von Siebenbürgen übergeben, der ſofort einen Theil ſeiner Truppen bei Fiſchamend über die Donau ſetzen und auf Wien rücken ließ, wo der Kaiſer Ferdinand II., von der Kaiſerwahl zu Frankfurt kommend, wieder angelangt war. In Wien herrſchte die größte Beſtürzung und Verwirrung, denn durch Bethlen-Gabor's Vereinigung mit Thurn bedrohten nun über 80,000 Mann die Reſidenz, welche eng eingeſchloſſen wurde und wo man ſich auf die Bürger nicht verlaſſen konnte, welche Erzherzog Leopold ſchon nach dem erſten Abzuge Thurns aus mancherlei Gründen hatte entwaffnen laſſen.

Aber nun geſchah plötzlich das Unerwartete. — Thurn und Bethlen trennten ſich; jener zog nach Böhmen und nahm dort ſeine Winterquartiere, dieſer ging nach Ungarn zurück, und trat in Unterhandlungen mit dem Kaiſer.

Die Veranlaſſung hierzu waren Mißhelligkeiten zwiſchen beiden Anführern, Mangel an Lebensmitteln, Schonung gegen die vielen Tauſende in Wien gebliebenen Proteſtanten, welche durch eine methodiſche Belagerung zu Grunde gerichtet worden wären, anhaltendes Schnee- und Regenwetter, wodurch es die Belagerer vor der Stadt nicht mehr aushalten konnten, ferner die eingetroffene Nachricht von des ſiebenbürgiſchen Oberſten Georg Ragoczi Niederlage in Ungarn, der durch einen ungariſchen Edlen, den königlichen Judex Curiae, Georg Hommonay, welcher mit glücklichem Erfolge die Sache des Kaiſers geführt, geſchlagen worden war, endlich die Vereitlung von Bethlen-Gabors Plan, ſich den Thron der Böhmen zu erringen.

Der Krieg in Böhmen wurde von dem Kaiſer, der nun ein Abmahnungsſchreiben an die Böhmen ergehen ließ, noch bis zum Ende des Jahres fortgeführt, ohne aber beſonders wichtige Reſultate zu erzielen.

Von beſſerem und gewichtigerem Erfolg waren des Kaiſers Bemühungen bei der katholiſchen Ligue, um dieſe zu einem Feldzuge gegen den böhmiſchen Gegenkönig Friedrich von der Pfalz zu veranlaſſen.

Als der Kaiſer ferner dem Herzoge Maximilian von Baiern das Anerbieten machte, dem böhmiſchen Gegenkönige die Kurwürde zu ent-

ziehen und dieſe ihm zu ertheilen, verſtand ſich Maximilian dazu, (October 1619) das Commando der Ligue zur Rettung Oeſterreichs zu übernehmen.

Die Bedingungen, unter welchen der Herzog das Commando annahm, ſind zu einflußreich auf die folgenden Ereigniſſe, als daß wir ſie hier übergehen könnten:

„1) Vor Allem ſollen die Kriegsrüſtungen vollendet ſein. 2) Der Herzog iſt völlig unumſchränkt, und nicht einmal der Kaiſer darf ihn in Ausübung ſeines Amtes hindern. 3) Da ſich jetzt vorausſichtlich alle Gegner des Kaiſers gegen den Herzog bewaffnen werden, ſo darf der Kaiſer mit denſelben keinen Waffenſtillſtand, Frieden u. ſ. f. abſchließen. 4) Muß ſich der Kaiſer und ſein Haus mit Verpfändung ihrer Güter verbindlich machen, dem Herzog jeden Schaden und alle Unkoſten, welche ſeinen Beitrag zur Ligue überſteigen, zu erſetzen, und bis nach erfolgter Bezahlung die Güter pfandweiſe zu überlaſſen. 5) Sollte der Herzog an ſeinen Ländern etwas verlieren, ſo verpflichtet ſich der Kaiſer, es demſelben wieder erobern zu helfen, oder er giebt ihm von ſeinen öſterreichiſchen Staaten ſo viel, als er verloren hat. 6) Alle eroberten Theile des öſterreichiſchen Staates verbleiben ſo lange dem Herzog, bis die außerordentlichen Kriegskoſten bezahlt ſind. 7) Sollen die kaiſerlichen Generale von dem Herzog bekannt gemacht werden *)."

Aus dem erſten Artikel geht hervor, daß die Ligue nicht gleich, ſondern erſt in dieſem Jahre (1620) auftreten konnte. Der Herzog von Baiern berief nun die Mitglieder der Ligue nach Würzburg, und die raſchen Unterhandlungen lieferten folgendes Reſultat:

**) Man beſchloß, 25,000 Mann aufzuſtellen, und hierzu wurden außerordentliche Geldmittel bewilligt; die rheiniſchen Mitglieder zahlten des Monats 100,000 fl., im Verhältniß die Uebrigen; am meiſten der Herzog von Baiern, in deſſen Hände einſtimmig die Leitung des Ganzen gelegt ward.

Außer dem obigen Heere ſollten die Mitglieder der Ligue noch Landwehren in ihren Gebieten haben, um auch im Falle der Noth gleich Erſatz zu haben. Der Papſt zahlte Subſidien, und Spanien endlich wurde durch Khevenhillers diplomatiſche Gewandtheit zu einer Beiſteuer von 1 Million

*) Münchner Vertrag.

**) Nach Laroche, Geſchichte des 30jährigen Krieges I. Bd. erzählt.

D. H.

Gulden veranlaßt, und machte sich verbindlich, einen Angriff auf die Pfalz von den Niederlanden aus zu unternehmen.

Um das Werk zu krönen, wurde endlich noch der Beitritt des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georgs, zur Ligue erlangt, wozu Neid auf Friedrich von der Pfalz und Aussicht auf böhmische Güter die Veranlassung waren. Eine Conferenz zu Mühlhausen (März 1620) regelte diese Angelegenheit, und es wurde beschlossen, daß, indessen der Herzog von Süden nach Böhmen rücken würde, der Kurfürst von Norden in dieses Königreich einfallen sollte.

Indessen sich so die Liguisten verstärkten und ihr Heer zwischen Günzburg und Lauingen sammelten, hatten die uniirten Protestanten nicht versäumt, ihre Mitglieder zu neuer Thätigkeit anzuspornen. Zu Ulm wurde eine Versammlung gehalten, Werbungen wurden veranstaltet, und bereits standen hier 13,000 Mann unter dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach, welche der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach mit 8000 Mann verstärkte. Der König von England hatte sich entschlossen, 4000 Mann zu Gunsten seines Eidams nach Holland zu senden, wogegen eine gleiche Anzahl holländischer Soldaten zu den Uniirten stoßen sollte.

Allgemein erwartete man nun eine entscheidende Schlacht, aber der Herzog von Baiern wollte einen solchen Kampf nicht. Sein Plan war, den Krieg in Böhmen zu beendigen und dann den Feind im Mittelpunkt anzugreifen. Zur allgemeinen Ueberraschung kam es am 3. Juli 1620 zu folgendem Vertrag zwischen der Union und der Ligue: Es ist völliger Frieden zwischen beiden Bündnissen. Kein Theil verweigert dem andern den Durchzug seiner Truppen, wofern dieser auf rechtmäßige Weise geschieht. Es erstreckt sich indessen dieser Vertrag keineswegs auf Böhmen. Endlich sollen die Vergleichsversuche zwischen Katholiken und Protestanten auf bequemere Zeit verschoben werden. *)

Dem Herzog und dem Kaiser war mit diesem Vertrage gedient. Der Letztere wollte die Flamme in Böhmen gelöscht sehen, der Andere mochte nicht Baiern zum Schauplatze des Kriegs machen; auch sicherte er sich so den Rücken bei seinem Marsche nach Oesterreich.

Der böhmische König war nun von der Union verlassen, die, gemäß ihrem frühern Vertrage, sich zur Beschützung seiner Erbländer gegen Spinola anschickte.

*) Sattlers Geschichte von Würtemberg, Bd. IV. Beilagen.

Die baieriſche Armee zählte um dieſe Zeit 26,000 Mann Infanterie 5500 Mann Cavallerie, worunter 3400 Kuiraſſiere.

Die Abtheilungen waren:

Oberſt Haßlang	3000	Mann.
„ Graf von Sulz	3000	„
„ „ „ Warcoſſay	3000	„
„ v. Anhalt	3000	„
„ Bouville	3000	„
„ Mortaigne	2000	„
„ v. Heudelberg	2000	„
„ Paur	3000	„
„ v. Hemikhauſen	3000	„
„ Graubündner	600	„
Capitain Premiers	300	„
„ Pöhmer	300	„
„ Neumann	300	„
	26,000	Mann Infanterie.

Oberſt v. Benninghauſen	500	Mann.
„ Graf v. Wareyſitz	500	„
Oberſtlieutenant v. Erwid	500	„
Oberſt v. Herberſtorf	400	„
„ v. der Verſen	300	„
„ Niedelo	400	„
„ Pappenheim	200	„
„ Worwine	200	„
„ Gumorſpach	200	„
„ Graf von der Lippe	600	„
„ „ „ Wattenberg	500	„
„ v. Harſeles	500	„
„ Cratz	400	„
Capitain Wibard	100	„
Croaten	200	„
	5500	Mann Cavallerie.*)

Artillerie iſt unbekannt.

*) Khevenh. Ann. IX. Th. Fol. 889. Auch Wolf, 4ten Th. S. 408.

Bei dem Heere befehligte der Herzog und ſein Feldherr Tilly. Der Herzog Maximilian war damals nicht allein der anſehnlichſte unter den katholiſchen Reichsfürſten, ſondern auch der ſtaatsklugſte und fähigſte aller deutſchen Großen in der ganzen Epoche des 30jährigen Krieges. Ein ſcharfer Verſtand zeichnete ihn aus, und er verſtand es, die Jeſuiten für ſeine Landesintereſſen zu benutzen, indeſſen ſie glaubten, daß er von ihnen benutzt würde.

Johann Tzerklas von Tilly (nach einer Herrſchaft im walloniſchen Brabant ſo genannt), zuerſt für den geiſtlichen Stand beſtimmt, vertauſchte ſpäter das Schwert mit der Feder. Er trat anfänglich in ſpaniſche Dienſte, ſpäter in kaiſerliche, wo er mit Auszeichnung gegen die Türken focht. Der Waffenſtillſtand unterbrach ſeine kriegeriſche Laufbahn, doch hatte ſein Ruf des Herzogs von Baiern Aufmerkſamkeit erregt, welcher eine regulaire Landmiliz bildete und Tilly zum Generaloberſten, ſpäter zum Generallieutenant ernannte. — Bis jetzt iſt Tilly durchſchnittlich parteiiſch beurtheilt worden; namentlich wird er für einen Fanatiker gehalten, obgleich ſein Haß gegen die Proteſtanten ſehr erklärlich war. Uebrigens kämpfte Tilly auch rein für den Glauben, andere Nebenzwecke waren ihm fremd.

Am 7. Juli brach der Herzog mit dem größten Theile der baieriſchen Armee, welche ſich in der Gegend von Dillingen concentrirt hatte, auf, und marſchirte über Neuburg, Ingolſtadt nach Regensburg. Von hier rückte ſie über Straubingen, Vilshofen, Paſſau nach Schärding an den Inn, wo ſie am 17. Juli eintraf. Der beträchtlichſte Theil hatte den Herzog begleitet, der übrige Theil war ihm in verſchiedenen Richtungen nachgefolgt.

Nachdem die einzelnen Abtheilungen nach und nach am Inn eingetroffen waren, verließ der Herzog am 19. Juli Schärding und zog über Ried auf Haag, welches der erſte öſterreichiſche Ort im Lande ob der Enns war, welchen die Liguiſten berührten.

Nicht ohne ernſte Empfindungen betrat der Herzog von Baiern die Grenze Oeſterreichs. Er fühlte lebhaft, wieviel er dem Kaiſerhaus leiſte, und mit Freimüthigkeit ergoß er ſeine Herzensmeinung an den Kaiſer, welcher jetzt die beſten Verheißungen machte.

Von Haag marſchirte der Herzog über Wels nach Linz, wo eine Deputation der oberöſterreichiſchen Stände ihn durch Unterhandlungen aufzuhalten ſuchte. Der Herzog ermahnte ſie aber einfach zum Gehorſam gegen

den Kaiſer und forderte ſie auf, ihm alle Päſſe zu öffnen und alle befeſtigten Plätze abzutreten.

Die Stände baten ſich 8 Tage Bedenkzeit aus, der Herzog aber, welcher ſah, daß ſein ſchnelles und unerwartetes Auftreten ſchon Beſtürzung und Muthloſigkeit verbreitet hatte, gab ihnen nur 5, und entſandte alsbald einen Theil des liguiſtiſchen Heeres, unter Alexander von Haslang, nach Oberöſterreich. Dieſem folgte Tilly bald nach, und wenige Tage darauf der Herzog ſelbſt.

Der Weg, welchen die Liguiſten nahmen, ging über Neuſtadt und Hinter-Heid, den erſten böhmiſchen Ort, und von hier über Kaplitz, Strebnitz in's Oeſterreichiſche, über Weitra, Grubenſtein (Grapiſtein) nach Neu-Pölla, wo ſich der Graf von Bucquoi mit dem kaiſerlichen Heere den Liguiſten am 8. September anſchloß. Bucquoi war gleich am Anfange dieſes Jahres damit beſchäftigt geweſen, neue Truppen zu ſammeln, um wieder in Böhmen einfallen zu können. Hier bemühte ſich der neue König, ein ſchlagfertiges Heer aufzuſtellen, über welches er den Fürſten Chriſtian von Anhalt und den Grafen Georg von Hohenlohe ſetzte. Jener war der erſte und oberſte, dieſer dagegen der zweite Befehlshaber. Weil Beide Ausländer waren, ſo erregte dieſes der Böhmen Mißvergnügen. Thurn ſowohl als auch Mansfeld gaben ihren Unwillen laut kund, daß man ihnen die Anführung des Heeres nicht anvertraute, welche ſie doch früher hatten. Es verletzte dieſe beiden ehrgeizigen Männer ſehr, daß ſie jetzt unter den Befehlen Anderer ſtehen mußten.

Sie murrten öffentlich; aber man dachte nicht an die üblen Folgen, oder wollte nicht daran denken, welche aus einem Mißverſtändniß der Generale entſtehen mußten. Dazu kam noch, daß die Disciplin unter den böhmiſchen Truppen ſo ſchlecht war, daß ſich ſogar die Bauern tauſendweiſe zuſammen rotteten, um ſich vor deren Gräuelthaten zu ſchützen.

Dieſe Umſtände veranlaßten den Fürſten von Anhalt, den Kriegsſchauplatz nach Oeſterreich zu verlegen, und Hohenlohe und Mansfeld erhielten den Befehl, dahin abzurücken. Sie nahmen Roß (Retz) an der mähriſchen Grenze ein, nachdem ſie den Grafen Bucquoi bei Pilſen geſchlagen hatten.

Allein Bucquoi überfiel ſpäter das Corps des Grafen Mansfeld, der für ſeine Perſon jedoch nicht zugegen war, bei Langenlois, tödtete demſelben über 900 Mann und nahm ihm fünf Fahnen weg. Später beſtand er noch ein glänzendes Cavalleriegefecht bei Sitſendorf gegen die Böhmen,

wobei ihm freilich der Umstand zu Statten kam, daß das Fußvolk der Böhmen wegen lange ausgebliebenen Soldes die Mitwirkung versagte. In diesem Gefecht blieben der böhmische General Leonhard von Fels und Haugewitz, so wie 60 böhmische Reiter. — Um diese Zeit wurden auch die Hohenlohischen Besatzungen in Eggenburg und Laa überfallen und niedergemacht.

Dampierre verstärkte jetzt das kaiserliche Heer unter Bucquoi, welcher sich nun stark genug fühlte, in Böhmen einzufallen und geradezu nach Prag zu marschiren. Zu dem Ende befahl er, daß sich jeder Soldat auf 6 Tage verproviantiren und hinlänglich mit Pulver und Blei versehen solle.

Der Fürst von Anhalt sammelte jedoch in aller Eile 12,000 Mann bei Eggenburg, besetzte das hier für ihn vortheilhafte Terrain mit Umsicht und empfing die anrückenden Kaiserlichen so kräftig, daß sie auch gar keine Vortheile erringen konnten. Am andern Tage erneuete sich das Gefecht. Anhalt hatte seine Hauptmacht auf Anhöhen, gedeckt hinter Verhauen, aufgestellt und seine sämmtlichen Geschütze hier placirt. Mit einem kleinen Theile griff er die Kaiserlichen an, zog sich dann langsam fechtend zurück und lockte dann so seinen Gegner in ein fürchterliches Feuer, welches verheerend wüthete.

Bucquoi erlitt hier eine förmliche Niederlage und konnte an Verwirklichung seines Planes nicht mehr denken. Er ging daher mit seiner Armee nach Krems. Dampierre aber ging in Folge neuer Mißhelligkeiten mit Bucquoi nach Wien, Letzterer vereinigte sich aber später mit den Baiern, wie schon früher erwähnt.

Der Fürst von Anhalt benutzte jetzt die freie Zeit, seine Armee zu verstärken, die aus Böhmen, Mähren, Schlesiern, Ungarn und anderen Völkern bestehend, sich bei Menzdorf sammelte. Anhalt rückte bis gegen Krems, in der Absicht, das kaiserliche Lager zu stürmen. Er fand jedoch dasselbe in ganz guter Verfassung und zog sofort nach Langenlois, wo er, einige Streifereien, um Convois aufzuheben, abgerechnet, nichts Wichtiges unternahm. Der Grund hiervon war, daß sich das böhmische Heer in einem höchst bedauerlichen Zustande befand. Der Soldat hatte keinen ganzen Rock am Leibe, und sah mehr einem Räuber als einem Soldaten ähnlich. Man hatte ihm seit acht Monaten keinen Sold gereicht, weil das Geld, welches die Stände zur Unterhaltung der Armee richtig abgaben, bei den Befehlshabern stecken blieb. Die Offiziere waren mißvergnügt, und der größte

Theil ſuchte unter allerlei Vorwand nach Prag zu kommen. Es war keine Mannszucht, kein Muth, kein Eifer bei der Armee Friedrichs.

Wir haben bereits die Vereinigung des kaiſerlichen Heeres mit der Armee des Herzogs von Baiern, welche unweit Neu-Pölla Statt fand, mitgetheilt. Aus dem, was wir ſo eben erzählten, iſt zu erſehen, warum der Herzog nicht gleich tiefer in Böhmen eindrang. Er richtete ſeinen Zug nach Niederöſterreich hinab, um ſich deſto leichter mit Bucquoi verbinden und durch dieſen Marſch die Böhmen aus Oeſterreich weglocken zu können.

Die zu Neu-Pölla vereinigte Armee zählte 50,000 Mann; das Fußvolk beſtand meiſtens aus alten erfahrenen Soldaten. Die Armee lagerte ſich an der böhmiſchen Grenze unweit Waidhofen und drohte mit einem Einfalle. Aber Anhalt blieb ruhig in ſeinem Lager. Es war dieſes um dieſelbe Zeit, als der Kurfürſt von Sachſen in die Lauſitz einfiel, worüber wir unten ſprechen werden.

Die Meinung der Feldherren über die jetzt zu ergreifenden Maßregeln waren getheilt. Die Böhmen machten Miene, nach Mähren zu ziehen. Sie hatten, wie man ſpäter erfuhr, die Abſicht, den Verbündeten kein Treffen zu liefern, ſondern ſie vielmehr durch Hin- und Hermärſche in den verödeten und ausgeſaugten Ländern zu ermüden und aufzureiben. Bucquoi wollte den Böhmen nach Mähren folgen, weil dieſes Land noch mehr Unterhaltungsmittel bot, auch um im Stande zu ſein, den Kaiſer von hier aus nöthigenfalls unterſtützen zu können, welcher damals wieder von Bethlen-Gabor bedroht wurde. Der kluge Herzog von Baiern urtheilte jedoch nicht ſo; er hatte aus der Geſchichte die Lehre gezogen, daß man einem muthloſen Feinde keine Zeit der Erholung gönnen dürfe. Je mehr Bucquoi zögerte, deſto ſtandhafter drang der Herzog auf ein ſchnelles, entſcheidendes Benehmen. „Trefflich," ſprach er zu den kaiſerlichen Generalen, „iſt der Plan der Böhmen, uns durch Hin- und Herziehen aufzureiben, angelegt; denn wo wir hinblicken, iſt Alles verödet, die Zufuhr äußerſt mühevoll, der Herbſt im höchſten Grade unfreundlich und die Krankheit unter unſern Truppen eingeriſſen, ſo daß nur eine entſcheidende That uns vom Untergange retten kann. Gehen wir daher auf Prag los! Prag, welches ſo viele dem Kaiſer noch getreue katholiſche Einwohner zählt, iſt das Herz Böhmens; erobern wir dieſes, ſo haben wir Böhmen erobert. Hier werden uns gewiß die Feinde Stand halten, und ehrenvoller iſt es, auf dem Schlachtfelde zu ſterben, als durch Krankheit und Hungersnoth aufgerieben zu werden."

Endlich willigte Bucquoi, welcher den Kampf auf das nächſte Frühjahr verſchoben wiſſen wollte, ein, den Marſch nach Böhmen anzutreten. Der Herzog aber ſchrieb am 18. September dem Kaiſer die Urſachen, welche ihn zu ſeinen Maßregeln beſtimmten, wie folgt: Dieſes Vorhabens ſind hauptſächlich folgende Urſachen geweſen. Nämlich, daß nunmehr genugſam erſchienen und ſich zum andern Mal in der That befunden, daß der Feind keinen Stand halten, ſondern aller Orten, wo man ihm zu- und nachſetzt, aus dem Reich zu weichen, und alſo beide Armaden durch langes und ſtetiges Marſchiren abzumatten und die Zeit vergeblich durch das Hin- und Widerziehen zu verlieren ſucht. Für's Andere, dieweil man ſich ſolcher Geſtalt ſo weit von der Donau hinweg begeben, daß der Proviant weiter nicht zu erzeugen und hiernach zu bringen, daher die Armaden nothwendig Noth leiden und von ſich ſelbſt zurückgehen müßten, und das zwar um ſo viel mehr, weil von dieſem ſchon durch das Kriegsvolk Alles verwüſtet und in Brand geſteckt worden, daß nirgends nicht allein kein Proviant an Brot und Fleiſch zu finden, ſondern auch an Fourage und Quartieren, bevorab, da es bereits gegen den Herbſt geht und die kalten Nächte einfallen, großer Mangel ſich befindet. Drittens, wenn man dem nicht haltenden, ſondern von einem verderbten Orte zu dem anderen fliehenden Feind weiter nachhängen und ihn letztlich gar abandoniren müßte, ſolches nicht allein beiden Armaden wenig Reputation verurſachen, ſondern die Retirade vielleicht nicht ohne Gefahr beſchehen, die Soldateska aber, ſowohl des ſteten Hin- und Herſpringens als auch des Abgangs an Proviant halber unwillig und verdroſſen gemacht würde. Zum Vierten, wenn man dem Feind in ſeiner Flucht nicht nachſetzen, ſondern gegen Böhmen ziehen und ſolch Königreich mit völliger Gewalt und Ernſte angreifen ſollte, daß der Feind ſolches nicht unentſetzt laſſen, ſondern uns nothwendig nachziehen, und wir ihn alſo aus ſeinen Diſſegni und Vortheilen ziehen, folgends auch, wenn es die Gelegenheit geben und rathſam ſcheinen würde, ihm den Kopf bieten und mit unſerm Avantaggio auf ihn rücken und ſchlagen könnten. Fünftens, dieweil des Kurfürſten zu Sachſen L. die Parola gegeben worden, die Böhmen anzugreifen, und ſie, ſoviel man der Zeit Nachricht hat, mit ihrem Anzug darauf warten, ſo möchten ſie durch längeres Cunctiren und Umſchweifen etwa andere ungleiche Gedanken, wie hiervon auch beſchehen, faſſen, in E. K. Maj. und mich Mißtrauen ſtellen und in Dero vorhabende impressa hierdurch um ſo viel leichter gar ſuspendirt verbleiben. Zum Sechſten, daß

unter den Armaden, ſonderlich der meinigen, als welche nunmehr etliche Monate gleichſam in ſtetem, langwierigem Marſchiren, und daher ſehr ermattet, die Krankheiten zu graſſiren ſtark angefangen, dadurch an der Mannſchaft täglich manquiren, und je länger man ſolche anderwärts umführt, noch mehr bei ermangelndem Proviant abnehmen werde; derowegen man hernach, da man zu der Hauptimpreſſa greifen, in Böhmen rücken oder mit dem Feind ſchlagen ſollte, um ſo weniger etwas furchtbarliches ausrichten kann.*)

Am 11. September war die vereinigte Armee aufgebrochen, und hatte den Marſch nach Budweis angetreten, wo ſie am 15. eintraf. Hier waren unterdeſſen zwei ſpaniſche Regimenter, welche aus dem Mailändiſchen durch die Schweiz an die Donau gezogen waren — unter dem Oberſten Don Wilhelm Verdugo angelangt, und verbanden ſich mit dem kaiſerlich-liguiſtiſchen Heere, welches bereits auf 40,000 Mann geſchmolzen war.

Nun theilte ſich daſſelbe in zwei Corps. Das erſte unter dem Befehl des Herzogs von Baiern, wobei ſich Generallieutenant Tilly befand, beſtand aus deutſchen Truppen und marſchirte auf Wodnian. Das zweite, unter Bucquoi, aus Wallonen (Verdugos Regimenter), Spaniern, Italienern und Koſaken beſtehend, zog auf Prachatiz. Wodnian ging durch Capitulation über, Prachatiz wurde im Sturm genommen.

Beide Corps dirigirten ſich auf Piſek, wo ſie ſich am 18. September vereinigten und dieſe Stadt umſchloſſen. Eine Beſatzung von 540 Mann unter dem böhmiſchen Oberſten Hack vertheidigte dieſelbe mit Kraft; er erwartete einen Entſatz vom Fürſten von Anhalt, und wies jede Capitulation zurück. Nachdem die Belagerung einige Tage gewährt hatte, ließ der Herzog den Commandanten wiederholt zur Uebergabe auffordern und ihm die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung darſtellen. Hack verlangte noch drei Stunden Zeit, um die Punkte der Capitulation feſtſtellen zu können. Allein die Wallonen ſtürmten ohne Befehl die ihnen zur Plünderung verſprochene Stadt. Sie erſtiegen die zum Theil eingeſchoſſenen Mauern ohne

*) Geſchichte Maximilians I. und ſeiner Zeit, von W. Ph. Wolf, aus den archivariſchen Acten gezogen, VI. Band. — Dieſes vortreffliche Werk geht leider nur bis zum Jahre 1620, und es wäre ſehr wünſchenswerth, wenn das Münchner Archiv einem tüchtigen Arbeiter geöffnet würde, um das Werk von Wolf, von dem Breyer 2 Theile bearbeitet, fortſetzen zu können.

Widerſtand, ließen die Koſaken in die Stadt, hieben die ganze Beſatzung nieder, fielen die Einwohner mit barbariſcher Wuth an und mordeten Alles, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts. Die Stadt wurde in Aſche gelegt, Hack wurde gehenkt und der Primator der Stadt enthauptet. — Der Herzog von Baiern und Bucquoi hielten mit dem Degen in der Hand die wüthenden Soldaten von Morden ab, denn ſonſt wäre wohl Niemand mit dem Leben davon gekommen.

Obgleich die damalige Kriegsſitte bei Beſtürmung geſchloſſener Plätze nie anders verfuhr, ſo hatte man doch ſeit langer Zeit bei keiner eroberten Stadt eine ſolche Grauſamkeit gezeigt, wie hier. Das harte Schickſal derſelben war auch die Veranlaſſung, daß Strakonitz, Schüttenhofen, Klattau, ſo wie andere Orte der Umgegend freiwillig ihre Thore öffneten.

Seit dem Einmarſch der Verbündeten in Böhmen hatte ſich Thurn nach Maßgabe, als jene vorrückten, längs der Moldau zurückgezogen. Während der Vorgänge bei Piſek ſtand er unthätig bei Brzeznitz auf dem linken Ufer der Lomnitz.

Inmittelſt waren die Verbündeten aufgebrochen und marſchirten gegen Pilſen, wo Mansfeld commandirte. Auf dem Marſche hatten ſie durch üble Wege, ſchlechtes Obdach und böſe Witterung viel auszuſtehen, und es war der Anführer ganzes Anſehen nöthig, um den Muth der Soldaten aufrecht zu erhalten. Hier traf der ſpaniſche Oberſt Don Balthaſar Maradas mit Verſtärkung aus Italien ein. Er hatte den goldenen Steg (ein wahres böhmiſches Thermopylä, welchem nur ein Leonidas fehlte) paſſirt, Taus erobert und ſodann ſeine Verbindung mit Bucquoi bewerkſtelligt.

Während die Verbündeten Pilſen belagerten, ſtanden die Böhmen bei Rokitzan. Die geringe Entfernung zwiſchen beiden Heeren veranlaßte beſtändige Scharmützel, die jedoch zu keinem Reſultat führten, obſchon ſie viele Leute koſteten, zumal bei der Erbitterung der Wallonen und der von Bethlen-Gabor den Böhmen zu Hilfe geſandten Ungarn, welche ſich gegenſeitig kein Quartier gaben.

Indeſſen war der König Friedrich von Böhmen auch zur Armee abgegangen; er mochte denken, daß hier ſeine Gegenwart nöthig ſei. Er berief nun einen Kriegsrath, um über die zu nehmenden Maßregeln zu berathſchlagen. Thurn, Hohenlohe und Anhalt der jüngere waren der Meinung, die Kaiſerlichen mit der geſammten Macht anzugreifen und ihnen keine

Zeit zur Erholung zu laſſen. Allein der ältere Fürſt von Anhalt war anderer Anſicht und ſtellte dem König die große Gefahr vor, welcher er ſich ausſetzen würde, ſich einem kriegserfahrnen Gegner hier gegenüber zu ſtellen. Der böhmiſche König mußte die Wahrheit dieſes Einwurfs tief fühlen, denn er dachte nun an keine Schlacht mehr, ſondern ſuchte mit dem Herzog von Baiern Unterhandlungen einzuleiten. Maximilian aber erklärte, nicht früher auf etwas eingehen zu können, als bis Friedrich auf die Krone Böhmens Verzicht geleiſtet hätte. Der im böhmiſchen Lager befindliche engliſche Geſandte, welcher dem Könige einige tauſend engliſche Soldaten, ſchlechtes zuſammengerafftes Zeug, wie es der Verfaſſer des itineris quadrimestris nennt, zugeführt hatte, rieth nun auch, zu den Waffen zu greifen und eine Schlacht zu wagen. Aber es geſchah nichts.

Indeſſen hatte die Belagerung von Pilſen 11 Tage fruchtlos gewährt, und der Herzog brach am 22. October ſein Lager ab und marſchirte ungehindert nach Rakowitz, mit dem feſten Vorſatz, nun auf Prag loszugehen. Bucquoi folgte dem liguiſtiſchen Heere leider etwas zu langſam.

Auch die Böhmen verließen jetzt ihr Lager bei Rokitzan, blieben ihrem Gegner zur Seite und lagerten ſich Ende October nicht weit von Rokitzan. Beinahe täglich fielen jetzt mehr oder minder bedeutende, meiſtens aber blutige Gefechte vor, in deren einem die kaiſerlichen Generale Fugger und Aquaviva auf dem Platze blieben und Bucquoi ſtark verwundet wurde. Die Octobertage wurden immer kälter und nebliger, die Zufuhr für das verbündete Heer immer beſchwerlicher, auch wüthete Krankheit fortwährend unter den Truppen und raffte viele hinweg.

Der Herzog Maximilian erwartete eine beträchtliche Anzahl Wagen für ſein Heer, doch hatte er gerechte Beſorgniß, daß ſie von Mansfeld aufgehoben worden ſeien. Es blieb ihm alſo nichts Anderes übrig, als ſich zu ſchlagen, oder — zu verhungern. Er rückte daher, damaliger Sitte gemäß, aus dem Lager, um Anhalt eine Schlacht anzubieten. Dieſer aber nahm ſie nicht an, ſondern ging bis nach Unhoſcht zurück.

Um dieſe Zeit erhielt das verbündete Heer eine Verſtärkung von 8000 Bamberg'ſchen und Würzburg'ſchen Soldaten, und der Herzog ſehnte ſich jetzt, den Ereigniſſen eine andere Geſtalt zu geben. Zu dem Ende brach die Armee am 5. November auf und marſchirte nach Neuſtraſchitz, um die Gegner glauben zu machen, man hege keine Abſicht auf Prag.

Thurn jedoch traute nicht. Noch in der Nacht hob er sein Lager auf und marschirte eiligst nach Prag, wo er am 7./8. schon eintraf, wogegen die Verbündeten erst am Morgen des 8. November daselbst anlangten.

Das böhmische Heer hatte sich auf dem weißen Berge zu verschanzen angefangen, doch waren die Generale über die zu ergreifenden Maßregeln abermals nicht eins. Die Böhmen verlangten einen Angriff auf die Verbündeten, ehe sie sich gesammelt, formirt und ausgeruht hatten. Schon hatte Anhalt Lust, diesen Rath auszuführen, als ihn der bedachtsame Hohenlohe aufmerksam machte, eine Krone nicht zu leichtfertig auf das Spiel zu setzen, da überdies eine verschanzte Stellung auf dem weißen Berge nicht so leicht angegriffen werden würde.

Hohenlohe behielt Recht, und ein weiterer Antrag, die geschwächte Armee in die Stadt zu werfen, wurde gar nicht beachtet. Man hielt die gewählte Stellung, obgleich sich die Verschanzungen noch in einem traurigen Zustande befanden, für so gut, daß eine Menge Kriegsdiener und Soldaten in die Stadt zu den Ihrigen gingen, weil sie einen Angriff für unmöglich hielten. Er wäre auch wohl unterblieben, denn der Graf Bucquoi, welcher stets zauderte und damals überdies noch fieberkrank war, hielt es nicht für räthlich, die feindliche Stellung anzugreifen, welche er umgehen zu müssen glaubte. Der Herzog, Tilly und Verdugo dagegen bestanden auf unverzüglichem Angriff. Da trat der Pater Dominikus, ein Carmeliter aus Spanien, welcher den Herzog begleitete, unter die streitenden Feldherren, erinnerte sie an den Kampf zu Gottes Ehre — und was den erfahrenen Kriegern nicht gelungen war, das erzweckte jetzt ein begeisterter Priester. Die Schlacht sollte geschlagen werden. (8. Nov. **1620**.)*)

Das böhmische Heer, ohnehin unvollständig bewaffnet und dabei ungeübt, wegen nicht erhaltenen Soldes in übler Stimmung, hatte durch den fortwährenden Rückzug sehr gelitten und seine moralische Kraft war gebrochen. Der Standort, welchen Fürst Anhalt auf dem weißen Berge genommen hatte, war sehr gut. Den Rücken des Heeres deckte das befreundete Prag, welches im Falle der Noth ein Reduit sein konnte. Zur Rechten der Armee

*) Ueber die Ereigniſſe bis daher vergleiche man: „Baierischer Feldzug, welchergestalt der Herzog von Baiern im 1620. Jahr alle Flecken, Schlösser, Städte u. s. w. im Ländlein ob der Enns und in Böhmen eingenommen.“ Mſc. T. 60. der Karlsruher Hofbibliothek.

war der königliche Park, zur Linken ein ſteiler Abgrund. Nur von vorne, wo der Berg, wie überall, rauh und hügelig war, konnten die Böhmen angegriffen werden. Dieſe Seite ſollte durch Schlangen vertheidigt werden, doch wurde ſie bis zum Anfang der Schlacht nicht vollendet.

Stärke der Heere.

Die Böhmen zählten noch an Infanterie:

Hollach	2000	Mann.
Terniſch	2200	„
Cagliers	2400	„
Mähriſch	2000	„
Anhalt	1000	„
Weimar	600	„
Königs-Compagnie	200	„
Ober-Enns'ſche	600	„
	11,000	Mann.

An Cavallerie:

Anhalt	500	Mann.
Hollach	500	„
Anhalt der Jüngere	500	„
Königs- und Herzogs- von Weimar-Compagnie	250	„
Drei Compagnien Böhmen	250	„
Bubna	300	„
Graf von Solms	250	„
Schleſier	300	„
Oeſterreicher	350	„
Oberſt Stubenvoll	700	„
„ Boreſda	300	„
„ Kien	300	„
Mansfelder	400	„
Ungarn	5000	„
	10,000	Mann.

An Geſchützen zählten ſie nur 6 Stück.

Die Verbündeten zählten:

a) Kaiserliche Armee.

α) Infanterie:

Spinelli Neapolitani . . .	2500	Mann.	31	Fähnlein.
Verdugo und Bucquoi . .	3000	„	42	„
Fugger	1200	„	7	„
Creange und Corrati . . .	1200	„	4	„
Breuner	800	„	5	„
Herzog von Sachsen . . .	1200	„	10	„
Nassau	1000	„	10	„
Fürstenberg	1000	„	5	„
Tieffenbach	900	„	8	„
Fuchs	600	„	8	„
Collalto	1000	„	5	„
Teufel	1000	„	5	„
	15,400	Mann.	130	Fähnlein.

β) Cavallerie:

Maradas	400	Pferde	10	Compagnien.
Dampierre	250	„	5	„
Florenties	200	„	5	„
Mekau	300	„	5	„
Löbel	400	„	5	„
Waldstein	800	„	13	„
Gaucher	500	„	8	„
La Croy	300	„	5	„
Montecuculi	300	„	5	„
Isterle	300	„	5	„
Polaken	800	„	10	„
	4550	Pferde in 76	Compagnien.	

b) Liguistische Armee.

Die einzelnen Theile haben wir schon weiter oben genannt, es genüge daher die Angabe, daß sie 17,000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavallerie zählte.

Die gesammte verbündete Armee bestand demnach aus 33,000 Mann Infanterie und 7550 Mann Cavallerie, wozu noch 16—17 Geschütze zu rechnen sind.

Schlachtordnung. Böhmen: Sie standen in drei Treffen und hatten noch eine kleine Vorhut. Im ersten standen vom rechten Flügel gegen den linken: 4 Compagnien Mansfelder, 4 Fahnen Mähren, 4 Compagnien schlesische Cavallerie, 4 Fahnen Mähren, 8 Compagnien österreichische Reiter, 4 Fahnen Infanterie, 5 Compagnien Cavallerie, 4 Fahnen, 4 Compagnien königliche und böhmische Reiter, 9 Compagnien von Bubna und Solms, 6 Fahnen des Grafen Thurn. Zweites Treffen (auf 300 Schritte hinter dem ersten). Auf dem rechten Flügel: 5 Compagnien Mähren, 2 Fahnen Ober-Ennser, 4 Compagnien des jungen Anhalt, 3 Fahnen Ober-Ennser, 3 Compagnien Reiter von Anhalt, 3 Fahnen von Cagliers, 4 Compagnien Mährer-Reiter, 3 Fahnen von Cagliers, 4 Compagnien von Kirn, 3 Fahnen von Cagliers, 4 Fahnen Graf Thurn, 300 Ungarn, welche zur Deckung der rechten Flanke des ersten Treffens vorrückten. Die Reserve bestand aus Reiterei — Ungarn. — Als Vorhut standen mehrere Trupps extraordinaire Reiter. Das Geschütz endlich stand an beiden Enden der Flügel. 12,000 Ungarn sollten das böhmische Heer verstärken, sie standen aber noch an der mährischen Grenze, als die Schlacht geliefert wurde.

Bei dem Heere befehligten unter dem Fürsten Ch. von Anhalt: die Grafen von Hohenlohe, Thurn, von Solms, von Hollach und der jüngere Fürst von Anhalt.

Kaiserliche und Baiern. Das kaiserliche Heer unter Bucquoi bildete den rechten Flügel der vereinigten Armee, die Baiern unter Tilly und ihrem Herzog den linken Flügel. Die Aufstellung war folgende:

Vorhut. Auf dem rechten Flügel hielten die Waldstein'schen Reiter, dann folgten, je 2 zu 2, 8 Geschütze, an die sich 5 Compagnien Cratz'sche Reiter reiheten.

Im ersten Treffen auf dem rechten Flügel waren 2 Geschütze placirt, links neben ihnen drei Reiter-Compagnien hinter einander. Auf diese folgte das Infanterie-Regiment Teufel mit 3 Compagnien Reiter in 2 Linien zu seiner Linken. Dann das Regiment Verdugo, und links von demselben, das Centrum bildend, 7 Compagnien baierische Reiter mit 4 in erster Linie. An diese reihete sich das Infanterie-Regiment Breuner, hierauf 8 Compagnien Reiter, mit 2 in erster Linie, sodann das Infanterie-Regiment Bauer

mit 8 Compagnien Reiter (hintereinander) zu ſeiner Linken. Auf dem äußerſten linken Flügel waren 2 Geſchütze aufgefahren.

Im zweiten Treffen hielten auf dem rechten Flügel 8 Compagnien Reiter hintereinander; dann folgte das Regiment Fugger mit 5 Compagnien Reiter in drei Linien neben ſich, hierauf das Regiment Bucquoi mit 5 Compagnien in drei Linien neben ſich, endlich ein bairiſches Regiment zu Fuß mit 8 Reitercompagnien auf der äußerſten Linken.

Das dritte Treffen bildeten 2 bairiſche, ein Ganzes formirende Regimenter, welche auf jeder Flanke und im Rücken 8 Schwadronen hatten.

Als Reſerve ſtanden endlich auf dem rechten Flügel ungariſche Reiter in einem großen Haufen; links neben dieſen Croaten und Ungarn, dann italieniſche Reiter, und endlich auf dem linken Flügel Koſaken, im Ganzen etwa 5—6000 Mann.

Sämmtliche Infanterie-Regimenter bildeten Vierecke, an deren Ecken die Musketiere ſtanden; die Pikeniere befanden ſich in der Mitte.

Verlauf der Schlacht: Der ganze Morgen des 8. November war damit hingegangen, die Truppen zu ordnen und den Angriff zu berathen. Nach 12 Uhr rückten die Verbündeten auf die Meldung des von der Recognoscirung zurückkommenden Oberſtlieutenants La Matta zum Angriff vor.

Ein Geſchützfeuer eröffnete den Kampf, und dann rückten die Verbündeten mit dem Feldruf „Sancta Maria“ gegen den weißen Berg.

Die Böhmen empfingen ihre Gegner mit einer Geſchützſalve, und dann verſtrich eine volle halbe Stunde, in welcher nur gefeuert wurde. Hierauf rückten 9 Compagnien böhmiſche Reiter gegen die Kaiſerlichen des erſten Treffens, warfen ſie und veranlaßten hierdurch, daß auch die kaiſerliche Infanterie zurückzugehen begann. Es war dieſes der Moment, in welchem die ungariſche Reiterei vorrücken und wirken ſollte, aber ſie hielt 500 Schritte hinter dem zweiten Treffen, weil ſie nicht dem Feuer ausgeſetzt ſein wollte, und erſchien nicht.

Als Tilly die neben ihm ſtehende kaiſerliche Infanterie retiriren ſah, entſandte er die 7 Compagnien liguiſtiſcher Reiter, welche in der Mitte des erſten Treffens ſtanden, in die Front und rechte Flanke der Böhmen, die ohne Unterſtützung weichen mußten. Bei dieſer Gelegenheit wurde der älteſte Sohn des Fürſten Anhalt gefangen.

Die Unordnung der zurückkehrenden böhmiſchen Reiter theilte ſich dem

ganzen Heere mit, ein Theil der Infanterie des zweiten Treffens drückte sogar die Gewehre in die Luft ab und floh.

Inmittelst hatte auch das Regiment Verdugo die Offensive ergriffen, die Schanze vor dem Centrum erstürmt und die hier befindlichen Geschütze auf die fliehenden Böhmen dirigirt.

Nun beschlossen der Herzog von Baiern und Bucquoi, welche sich im hintern Treffen aufhielten, indessen Tilly in der ersten Linie befehligte, — ein allgemeines Vorrücken des verbündeten Heeres. Die Böhmen konnten auf keinem Punkte ferner Widerstand leisten, ihre Reserve — die Ungarn — welche man dem mächtig vordringenden Gegner entgegen werfen wollte, verweigerte den Gehorsam nicht allein, sondern kehrte um, und bald befand sich das ganze böhmische Heer auf der Flucht, nachdem die Schlacht keine Stunde gedauert hatte. Nur die Mähren standen noch bei dem sogenannten Stern, entschlossen, lieber zu sterben als zu fliehen. Thurn der jüngere und Schlick waren ihre Anführer. Von der ganzen kaiserlichen Macht gedrängt, wehrten sie sich wie Verzweifelnde, erlagen endlich der Uebermacht und wurden größtentheils auf der Stelle niedergehauen. — Die Ungarn warfen sich in das Thal bei Motol, eilten der Moldau zu und stürzten sich in den Fluß, um das jenseitige Ufer zu erreichen, worin aber der größte Theil seinen Tod fand.

Die Böhmen verloren 4000 Todte, 500 Gefangene, 100 Fahnen und sämmtliches Geschütz, welches das böhmische Journal zu 10 Stücken angiebt, obgleich nur 6 Stücke in der Schlachtlinie und in den Schanzen nach des Fürsten Anhalt eigenem Bericht standen. Die Verbündeten hatten 4000 Todte.

Als der Fürst Ch. von Anhalt die Unmöglichkeit einsah, noch irgend etwas von seinen Truppen zu sammeln, begab er sich in Begleitung von 16 Reitern nach Prag. Dort hatte sich der König Friedrich gerade aufgemacht, um mit 500 Reitern sein Heer auf dem weißen Berge zu unterstützen.

Vom Walle aus sah er jedoch die Flucht seiner Truppen, und traf sofort Anstalten, daß die Fliehenden in die Stadt aufgenommen wurden. Um Zeit zu gewinnen, riethen Thurn und Hohenlohe, eilends einen Abgesandten an den Herzog von Baiern zu senden, um einen Waffenstillstand von 24 Stunden zu beantragen. Dieses geschah; doch der Herzog bewilligte ihn nur auf 8 Stunden mit dem Anfügen, daß sich der König nach Ablauf

dieſer Friſt zu erklären habe, ob er allen Anſprüchen auf die böhmiſche Krone entſage.

Der König Friedrich aber faßte jetzt den Entſchluß, Prag zu verlaſſen, ließ die Reichskleinodien einpacken und begab ſich auf das Schloß in der Altſtadt. Die Feldherren vergaßen in der Beſtürzung, an eine Vertheidigung der Stadt zu denken, man unterließ, die Truppen, welche aus der Stadt gekommen waren, zu ſammeln.

Am andern Tage verließ der König die Stadt und flüchtete mit ſeiner Familie nach Breslau, was der ältere Anhalt angerathen hatte, da er den Böhmen mißtraute. Die Bürger dagegen, der junge Thurn und Schlemmersdorf, wollten die Stadt vertheidigen und riethen dem König ab.

Betrachten wir daher die obwaltenden Verhältniſſe etwas näher. Die böhmiſche Armee, obwohl geſchlagen, hatte Prag mit ſeiner nächſten Umgebung als Reduit. Es blieben vor dem Kloſter Strahof in den angefangenen Schanzen das Regiment des jungen Grafen Thurn und noch 17 Fahnen liegen, 2 Fahnen hatten endlich das Prager Schloß beſetzt. Die Truppen, welche ſich nach der Schlacht nach Prag begaben, konnten ſchnell wieder geordnet und vereint mit den Bürgern gegen den Feind geführt werden. Endlich ſtanden 8000 Ungarn an der Elbe bei Brandeis.

Es läßt ſich wohl annehmen, daß ſich der König jedenfalls ſo lange in Prag hätte halten können, bis die Ungarn, ſowie Mansfeld, der mit 12,400 Mann Pilſen und andere Städte beſetzt hielt, zum Entſatz herbeigeeilt wären. Aber die Muthloſigkeit des Königs, des Fürſten Anhalt, des alten Thurn gab einem Vertheidigungsgedanken keinen Raum.

Sogleich nach des Gegenkönigs Friedrich Flucht ſchickte die kleinſeitner Bürgerſchaft, welche großentheils dem Kaiſer immer angehangen hatte, Abgeordnete an Maximilian und Bucquoi, mit der Bitte, in die Stadt zu kommen und ſolche in ihren Schutz zu nehmen; denn ſchon hatten die Wallonen die Mauern, auf welchen ſie Niemand ſahen, zu erſteigen angefangen, und man fürchtete eine allgemeine Plünderung.

Es wurde nun das Strahofer Thor geöffnet, durch welches der Herzog Maximilian, von Bucquoi, Tilly und anderen Feldherren begleitet, und mit einem kleinen Gefolge von Truppen einzog, und um die Mittagszeit auf dem Hradſchin anlangte. Wilhelm von Lobkowitz und fünf andere böhmiſche Herren kamen ihm entgegen, wünſchten ihm Glück zu dem erfochtenen Siege, und baten unter häufigen Thränen um Vergebung ihrer

Empörung, um die Erhaltung ihrer Freiheiten und Religionsübung, und um Verſchonung mit einer Plünderung. Der Herzog antwortete ihnen: Er habe ſie einige Male durch Schreiben väterlich und nachbarlich ermahnt, ohne daß es geholfen; doch wolle er das Seinige thun. Hierauf langten von der Alt- und Neuſtadt Abgeordnete an und baten im Namen ihrer Mitbürger um dreitägige Friſt, binnen welcher ſie die Bedingungen, unter denen ſie ſich unterwerfen wollten, aufſetzen könnten. Ihnen wurde zur Antwort: daß man keine Friſt gewähre, ſondern ihnen befehle, ſich auf der Stelle zu unterwerfen.

Sie gehorchten, ſchwuren dem Kaiſer Gehorſam und Treue, und lieferten dem Herzoge ihre Waffen aus. Am anderen Tage hielten die Lutheraner, den Katholiken hierin noch zuvorkommend, in der deutſchen Kirche eine große Dankſagung, und ſangen das Tedeum, dem Kaiſer viel Glück und Sieg wünſchend; durch ſolche Eilfertigkeit im Wechſel der Geſinnung hofften ſie ihre Schuld zu mildern. Am dritten Tage erſchienen alle böhmiſchen Herren und Ritter, welche ſich in Prag befanden, vor dem Herzoge, bekannten öffentlich ihr Verbrechen, entſagten allen Bündniſſen mit Schleſien, Mähren, Ober- und Niederlauſitz, Oeſterreich ob der Enns und Ungarn, und lieferten die darauf bezüglichen ſechs Urkunden dem Herzoge aus, ſchwörend, daß ſie keinen Anderen als den Kaiſer Ferdinand für ihren König erkennen wollten. Auch baten ſie den Herzog, ſich bei dem Kaiſer für ſie zu verwenden und ihnen Gnade auszuwirken, was Maximilian ihnen jedoch nur ſo viel, als in ſeiner Macht ſtehe, zuſagte. Nachdem Letzterer die Stadt beruhigt und die Nachricht erhalten hatte, daß der Fürſt Karl von Liechtenſtein — welchem der Kaiſer das dem Markgrafen Georg von Jägerndorf wegen ſeiner Untreue entzogene Fürſtenthum verlieh — zum Statthalter Böhmens ernannt worden ſei, übergab er die Beſatzung von Prag, welche aus 6000 Mann zu Fuß, und 1500 zu Pferde beſtand, dem General Tilly, und kehrte dann nach Baiern zurück, eine Menge mit verſchiedenen Koſtbarkeiten beladener Wagen mit ſich fortführend.

Wie gern auch Maximilian der Stadt Prag jede Plünderung erſpart hätte, ſo war doch die durch lange und empfindliche Empörungen zu verdoppelter Gier und Rachſucht aufgeſtachelte Soldateska unmöglich von argen Räubereien zurück zu halten. Beſonders arg wurden die Häuſer der abtrünnigen und entflohenen Herren mitgenommen. Dem Wilhelm von Lobkowitz z. B. wurden 17 Truhen mit Gold und Silber, die man in der

Judenſtadt auskundſchaftete, ſeine Pferde ꝛc. weggenommen. Vom Lande wurde alles Vieh in ſolcher Menge in die Stadt getrieben, daß man ein Pferd um einen bis drei Gulden, ein Schaf um zwölf Kreuzer, eine Kuh um einen Gulden kaufen konnte.

Die ſpaniſchen und niederländiſchen Soldaten durchſuchten alle Bibliotheken der Bürger, und verbrannten die böhmiſchen Bücher, welche ſie, weil ſie deren Sprache nicht verſtanden, ohne Ausnahme für ketzeriſch hielten, zu vielen Tauſenden, und es wurde bei dieſer Gelegenheit die ganze eben aus der Preſſe kommende Chronik des Dalimil, zwei bis drei Exemplare ausgenommen, den Flammen geopfert.

Bucquoi, welcher in dem Gefechte bei Rakonitz, das der Schlacht von Prag vorausging, verwundet worden war, hatte ſich in Prag ſeine Wunde heilen laſſen, und brach dann noch im Dezember mit dem größten Theile der kaiſerlichen Armee auf, um das feſte Karlſtein einzunehmen. Karlſtein, obwohl ſehr gut befeſtigt und mit großen Kriegsvorräthen verſehen, ergab ſich ohne Widerſtand, gegen freien Abzug der meiſt aus Engländern und Schotten beſtehenden, zweitauſend Mann ſtarken Beſatzung. Es waren dies die wenigen Hilfstruppen, welche der König von England ſeinem Schwiegerſohne, dem Böhmenkönig Friedrich, zugeſandt hatte.

Nun ergaben ſich alle böhmiſchen Städte, bis auf die von Mansfeld beſetzten, Pilſen, Tabor, Elnbogen, von welchen aus derſelbe die Beſitzungen der dem Kaiſer anhänglichen böhmiſchen Herren brandſchatzte. Doch auch Mansfeld hielt ſich nicht mehr lange und wurde bedroht von allen Seiten, und durch günſtig geführte Unterhandlungen zum Abzug aus Böhmen veranlaßt.

Bucquoi rückte nun gegen Ende des Jahres 1620 mit ſeinem Armeecorps nach Mähren, über Deutſchbrod zog er nach Iglau, woſelbſt ihm bereits die Landſchaftsabgeordneten entgegen kamen, um ihren Gehorſam gegen den Kaiſer auszudrücken. Bucquoi wies ſie an, bei dem Kaiſer um Gnade nachzuſuchen und ihre guten Geſinnungen durch die Verproviantirung der Armee zu bethätigen.

Von Iglau zog Bucquoi nach Meſeritzſch, und dann über Brünn nach Olmütz, wo er in den erſten Tagen des Januar eintraf. Die wenigen mähriſchen Truppen, welche noch einzelne Orte beſetzt hielten, ergaben ſich nun auch, und ſomit konnte Bucquoi daran denken, die Ungarn anzugreifen, welche bei Weſely und Skalitz ſtanden. Sie warteten jedoch das kaiſerliche Corps nicht ab, ſondern zogen ſich aus Mähren völlig zurück.

Bucquoi, welcher nun nach Wien abging, um von ſeinen Fortſchritten dem Kaiſer perſönlich Bericht zu erſtatten, übergab das Commando dem General Verdugo*), welcher die Truppen in den größeren Städten

*) Wilhelm Graf Verdugo, Herr zu Böhmiſch-Maſchau und Nagrewic, kaiſerl. und königl. ſpaniſcher General, war ein Sohn des berühmten ſpaniſchen Admirals und Feldmarſchalls Franz Verdugo, und ein Enkel des nicht weniger verdienſtvollen Fürſten Peter Ernſt von Mansfeld, deſſen Biographie wir ſchon lieferten. Wilhelm Verdugo mußte Alles, was ihn umgab, auffordern, auf der Bahn der Ehre in die Fußſtapfen ſeiner ruhmvollen Ahnen zu treten. Auch zeichnete er ſich früh ſchon, unter den Augen des Vaters, in den niederländiſchen Kriegen aus. Nachdem er dort mehrere Feſtungen vertheidigt und die meiſten auch wider den Feind behauptet hatte, diente er in Italien unter Don Pedro von Toledo, wo er zur Eroberung von Vercelli (1617) Vieles beitrug. Als die Unruhen in Böhmen ausgebrochen waren, führte Verdugo 1620 wallenniſch-ſpaniſche Hilfsvölker nach Böhmen, mit denen er zum glücklichen Erfolge in der Schlacht am weißen Berge beſtens mitwirkte, nachdem er im Kriegsrathe bewieſen hatte, daß man die der Unternehmung günſtigen Umſtände nicht unbenützt laſſen müſſe. Um zu zeigen, wie lebhaft er von der Kampfbegierde des vereinigten Heeres überzeugt wäre, erbot er ſich, den erſten Angriff ſelbſt zu leiten. Bucquoi war nicht ſeiner Meinung: dennoch ehrt die Schlacht und ihr Ausgang Beide in gleichem Grade; jenen, weil er ſie wollte und der Erfolg ſeinen Rath wirklich als den beſten beſtätigte; dieſen, weil er trotz ſeiner entgegengeſetzten Meinung den Sieg doch mit nicht minderer Anſtrengung verfolgte. Im Treffen ſelbſt eroberte Verdugo mit eigener Hand eine Fahne, nahm drei feindliche Kanonen, die er ſogleich umkehren und wider ihre bisherigen Beſitzer ſpielen ließ, und nahm endlich den Prinzen Chriſtian von Anhalt den Jüngeren gefangen. Der Prinz bot ihm ein ſtarkes Löſegeld für ſeine Freilaſſung, aber er ſtellte ſein Schickſal dem Kaiſer anheim. Als der Prinz ſpäterhin ſeine Freiheit erhielt, machte er ſeinem Beſieger aus eigenem Antriebe ein Geſchenk von 1000 Dukaten. Auch das engliſche Ordenszeichen des fliehenden Gegenkönigs (the Garter, der Hoſenbandorden) war in Verdugo's Hände gerathen.

Nach dem Siege bei Prag eilte Verdugo mit Bucquoi, um Mähren vollends zum Gehorſam zu bringen, worauf er 1620 wider Bethlen-Gabor nach Ungarn zog, bald aber wieder umkehrte, um Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig auf ihren Streifzügen zu verfolgen. Den Letzteren ſchlug er bei Höchſt (1622) und Beide trieb er aus dem Elſaß und Lothringen. Als Statthalter über die ſequeſtrirte Unterpfalz ſtarb Verdugo am 15. Jänner 1629 zu Kreuznach an den Folgen einer Verwundung, die er zwei Jahre vorher in der Belagerung von Rheinfels erhalten hatte. Er beſaß außer den Kriegswiſſenſchaften auch andere gediegene Kenntniſſe, und die Zeitgenoſſen rühmten ihn nicht minder wegen ſeiner Einſichten, ſeines Verſtandes, als auch wegen ſeines ſittlichen Charakters.

an der ungarischen Grenze in Quartiere legte. Bucquoi legte zu Wien nicht weniger als 85 eroberte Fahnen seinem Monarchen zu Füßen, der den siegbewährten Feldherrn mit beträchtlichen Gütern in Böhmen beschenkte und mit neuen Würden belohnte.

Während des Winters machten die Ungarn noch verschiedene Angriffe auf die von den Kaiserlichen bezogenen Quartiere, und Bucquoi, welcher im Februar wieder bei der Armee angelangt war, concentrirte dieselben und nahm das feste Theben ein. Sein nächster Anschlag ging sofort auf Preßburg, doch es erschien hier Bethlen-Gabor mit 15000 Mann zum Entsatz, und Bucquoi mußte sein Vorhaben vorerst aufgeben. Bethlen-Gabor hoffte damals immer noch, der König Friedrich von Böhmen werde bald wieder mit 30,000 Mann auftreten, so daß er im Vereine mit demselben und mit 20,000 Tataren, welche ihm versprochen waren, Böhmen von Neuem und mit besserem Erfolg würde überziehen können.

Dieser aber, so wie jene erschienen nicht, und Bucquoi, durch 2000 Mann verstärkt, wodurch seine Armee auf 20,000 Mann gebracht wurde, schickte sich nun zur Belagerung Preßburg's an. Am 2. Mai hatte er bereits diese Stadt in seiner Gewalt, und am 7. ergab sich auch die Besatzung, welche sich in das Schloß zurückgezogen hatte.

Der Fall Preßburgs erzeugte bei den Ungarn eine tiefe Bestürzung, und rasch hintereinander ergaben sich ohne lange Gegenwehr: Tyrnau, Altenburg, die Insel Schütt, St. Georgen, Pösing und Modern.

Endlich schritt Bucquoi zur Belagerung von Neuhäusl. Er glaubte diesen wichtigen Ort wegen der Einverständnisse, die er daselbst unterhielt, leicht einnehmen zu können; doch sah er bald, daß er eine förmliche Belagerung unternehmen müsse, da die Ungarn die Besatzung bedeutend verstärkt hatten. Indessen litt die kaiserliche Armee großen Mangel an Lebensmitteln; sie trug aber eines Theiles durch ihre Verheerungen und Verwüstungen selbst Schuld daran, auch hatten die Ungarn alle Zugänge zu ihrem Lager stark besetzt, so daß sie ohne Zufuhr blieben. Es mußten daher große Fouragirungen vorgenommen werden, welche verschiedene Gefechte veranlaßten.

In einem derselben, welches am 10. Juli 1621 Statt fand, wurde die kaiserliche Reiterei von den Ungarn geworfen; Bucquoi, hiervon in Kenntniß gesetzt, beeilte sich, die Seinen mit einigen Compagnieen Reiter zu unterstützen.

Die Ungarn waren ihm aber trotzdem an Zahl weit überlegen, und so reichten seine Kräfte nicht aus, und nach einigen heftigen Scharmützeln zogen sich seine Truppen zurück. Bei dieser Gelegenheit wurde Bucquoi das Pferd unter dem Leibe erschossen, bevor er sich emporrichten konnte, wurde er von den nachsetzenden Ungarn eingeholt und zusammengehauen. Er hatte schon 14 Wunden erhalten, als sie ihn endlich mit einem Speerstoß vollends tödteten. Sein furchtbar entstellter Leichnam blieb am Schlachtfelde liegen, nachdem die Kaiserlichen gesammelt und verstärkt wieder vorgerückt waren, von diesen, welche ihn anfänglich nicht vermißt hatten, daselbst gefunden.

Der Tod des Oberfeldherrn, so wie der Mangel an Unterhalt veranlaßte sofort die kaiserlichen Obersten, die Belagerung von Neuhäusl aufzuheben und sich über Komorn nach Preßburg und endlich aus Ungarn völlig zurückzuziehen.

Bemerkenswerth ist, daß den letzten Feldzügen gegen die Ungarn, an Bucquoi's Seite, auch der nachmalige berühmte Philosoph René Descartes beiwohnte und wacker focht.

Bucquoi's Leichnam wurde auf Befehl des Kaisers nach Wien gebracht, und am 20. Juli mit großer kriegerischer Pracht in der Minoritenpfarrkirche beigesetzt.

Allein nicht lange währte dort seine Ruhe. Denn kaum zwei Jahre nach der Beisetzung seiner Hülle in der Wiener Minoritenkirche wurde sie auf Bucquoi's ihm vom Kaiser Ferdinand geschenkte Herrschaft Rosenberg in Böhmen gebracht. Wie selbes aus nachstehendem Schreiben des damaligen Hohenfurther-Stiftsabtes, dessen Original sich im Archive des Schlosses Gratzen befindet, zu ersehen ist:

„Dem edlen gestrengen Herrn Philippo von Strätten, wohlbestallten Regenten Ihrer Excellenz Frauen Gräfin von Buquoy über die Herrschaft Rosenberg, Gratzen, und Liebegitz: meinem freundlichen lieben Herrn Nachbarn.

Edler Herr! Des numehr in Gott ruhende H. H. Conde Buquoy in Rosenberg sein Ruhstatt zu nehmen, angebrachten Körpers Notification thue ich mich höchlichen bedanken. Will nicht allein morgen, geliebts Gott! neben dem Glockenläuten den Gottesdienst zu verrichten anstellen: sondern auf bemeldeten Dienstag, wo nicht unvermeidliche Verhindernuß einfallen, auch neben etlichen der meinen gedachten H. Conde Buquoy Körper zu der Ruhestatt begleiten, und was sich bey solchen Begegnussen gebührt, helfen ver-

chten. Die vier begehrte Wappen, ſo viel möglich, und ſo gut es ein Hybruder vermag, ſollen verfertigt werden. Das (vielleicht Bild) ſo der Herr überſchickt, hat er, ſo viel möglich geweſt, abkontrafirt zu erhalten. Ihn hiermit den Herrn in den Schutz des Allerhöchſten befehlen.

Hohenfurt, den 27. Auguſt 1623.

Des H. Nachbarn Dienbefliſſener williger
„Gangolf Scheidinger"
h. t. Abbas.

Im Gratzner Schloß-Archive befinden ſich auch von unſerm Feldherrn egende Denkmale aufbewahrt:

1) Jenes Hemd, in welchem Bucquoi getödtet wurde. Es iſt vielfach durchlöchert und mit Blut befleckt.
2) Bucquoi's ſilberner, vergoldeter und mit Steinen beſetzter Commandoſtab.
3) Drei rothe Decorationen des Ordens von Calatrava.
4) Ein paar Handſchuhe von Elendleder.
5) Der Orden des goldenen Vließes in Futteral.
6) Vier vergoldete Kammerherrnſchlüſſel.
7) Ein Gemälde, das ihn mit den Wunden darſtellt, die er im letzten Treffen erhielt.
8) Mehrere Actenſtücke und Briefe in deutſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher, italieniſcher, ſpaniſcher und holländiſcher Sprache, welche vortreffliche Materialien zu einer pragmatiſchen Lebensbeſchreibung enthalten, die noch benutzt zu werden verdienen.
9) Eine mit Gold geſtickte Eſtandarte, vorne mit dem Bilde des Heilandes am Kreuze und den Worten: Exurge Domine! et judica causam tuam; rückwärts mit dem Bilde Mariens und der Inſchrift: Monstra te esse matrem.

Bucquoi hinterließ einen einzigen Sohn, der als kaiſerlicher geimer Rath ſtarb; deſſen jüngſter Sohn, Longueval Langelin Graf von ucquoi, trat jung in Militairdienſte, und war 1691 Oberſt und Inhaber es Dragoner-Regimentes, welches, 1682 errichtet, den älteren Bruder s Prinzen Eugen, Ludwig Julius, im Treffen bei Petronell 1683 blieben, dann den berühmten Häusler (auch Heisler), und 1684 den eneral Magni, geblieben im Jahre 1690 in einem Scharmützel bei onſtadt, zu oberſten Chefs hatte.

Am Tage vor der Schlacht bei Salankement verſpätete ſich das Regiment auf dem Marſche, und wurde Angeſichts der kaiſerlichen Truppen vom Feinde zuſammengehauen, ſo zwar, daß nur der Adjutant mit 4 Dragonern entkam. Am Schlachttage ſelbſt ſuchte der Oberſt Langelin Bucquoi, gekränkt über den Unfall ſeines Regiments, den Tod, und blieb auch in der Schlacht; ſein Regiment wurde nicht wieder errichtet.

Heinrich Duval Graf Dampierre,

kaiſerl. Feldmarſchall und geheimer Kriegsrath.

Dampierre ward um 1560 im Bisthume Metz im Lothringenſchen geboren. Ueber ſeine Jugendjahre, ſowie über ſeine Abſtammung ſind leider nirgends nähere Daten aufzufinden. Unter Kaiſer Rudolph II. focht er gegen die Türken, und machte unter Baſta's Commando die Feldzüge in Siebenbürgen mit. Gemeinſchaftlich mit Ludwig Rákoczy war er eine Zeitlang Commandant der wichtigen Feſtung Lippa. 1603 ſchlug und zerſprengte er am eiſernen Thore die Trümmer des türkiſch-tatariſchen Heeres des getödteten Moſes Szekelyi, worauf Baſta Siebenbürgen abermals beſetzen konnte. Als bald darauf Gabriel Bethlen (Bethlen-Gabor) nach der Herrſchaft in Siebenbürgen ſtrebte, ſchlug ihn Dampierre 1604 ſo derb, daß Bethlen kümmerlich nur ſich durch Schwimmen über die Temes retten konnte. Gegen den mit Uebermacht heranrückenden Stefan Bocskay konnte ſich Dampierre mit ſeiner geringen Truppenzahl nicht halten, und mußte ſich zurückziehen; 1605 befand ſich Dampierre in Gran, während der Belagerung dieſer Feſtung durch den Großweſſir Mehemed, und erhielt an der Stelle des Grafen Gottfried von Oettingen, der vor dem Feinde geblieben war, das Commando dieſer Feſtung. Dampierre vertheidigte Gran hartnäckig, bis die eigene treuloſe, verrätheriſche Beſatzung ſich auflehnte, und ihn an Händen und Füßen geknebelt, ſammt der Feſtung den Türken überlieferte. Die Art ſeiner Befreiung aus türkiſcher Gefangenſchaft iſt unbekannt, doch findet man ihn bald darauf unter Kaiſer Matthias Regierung, in den venetianiſchen Kriegen, den Erzherzogen

der ſteiriſchen Linie dienend, und da er vorzügliche Dienſte leiſtete, ward er von Matthias ſelbſt in Kürze zum Kämmerer, Kriegsrath und Oberſten ernannt. Als in den letzten Regierungsjahren dieſes Kaiſers die bekannten böhmiſchen Unruhen ausbrachen, wurde er mit einem in der Eile zuſammengerafften ſchwachen Truppenkorps nach Böhmen geſandt, in welches Land er am 14. Auguſt 1618 verheerend eindrang, Biſtricz wegnahm. Von hier rückte Dampierre auf Neuhaus, welches von drei Fahnen der Böhmen unter dem Oberſten Brand vertheidigt wurde. Als Dampierre's Aufforderung zur Uebergabe unbeachtet blieb und er ungeachtet zweier Stürme den Ort nicht einnehmen konnte, ließ er die Vorſtädte abbrennen und die Kirche des St. Wenzel plündern. Die Bürgerſchaft ſchickte hierauf Abgeordnete an den Grafen Dampierre, ſich um ſo mehr über dieſe Grauſamkeit beklagend, als ſie dem Kaiſer treu zu bleiben entſchloſſen ſei und nur durch die Beſatzung verhindert werde, die Thore zu öffnen. Der böhmiſche Oberanführer Graf Thurn jedoch, benachrichtigt von der Noth der Seinen, hob die Belagerung von Budweis auf und rückte mit bedeutender Truppenzahl gegen Dampierre, der ſich hierdurch genöthigt ſah, bis Biſtricz zurückzugehen, wo er ſich verſchanzte. Hier blieb er, bis der kaiſerliche General und Oberbefehlshaber Graf Bucquoi mit beiläufig 6000 Mann Reſervetruppen eintraf. Nun rückte Dampierre zum zweiten Male vor Neuhaus. Unter dem Schutze eines Gewitters kam er bis an die Thore dieſes Städtchens, welche er mit Petarden ſprengte, von der Beſatzung aber abgewieſen wurde. Er gab ſomit ſein Vorhaben, ſich Neuhaus zu bemächtigen, gänzlich auf und marſchirte nach Pilgram, wohin von dem Grafen Thurn eine Beſatzung entſendet worden war. Dampierre überfiel dieſe auf dem Marſche, nahm ſie theils gefangen, machte theils ſie nieder und bemächtigte ſich hierauf der Stadt Pilgram.

Dampierre war nun weiter unter Sengen und Brennen bis Czaslau gerückt, wurde aber hier von Thurn, am 14. September, mit einer bedeutenden böhmiſchen Streitmacht angegriffen und geſchlagen. Nachdem er ſich aber von dieſer Schlappe erholt hatte, rückte Dampierre vor Lomnitz und bemächtigte ſich dieſes Städtchens, bei welcher Gelegenheit ihm ein großer Proviantvorrath zu Theil wurde.

Mit Bucquoi lebte Dampierre meiſt in geſpannten Verhältniſſen, und verließ endlich die Armee ganz, da er ſich Bucquoi's Befehlen, dem er untergeordnet ſein ſollte, nicht fügen wollte. Er ging nach Wien und

errichtete dort ein Corps auf eigene Hand, mit dem wir ihn bald wieder am Kriegsſchauplatze begegnen. Am 10. Juni 1619 beſiegte er, zugleich mit Albrecht von Waldſtein, den Grafen Ernſt von Mansfeld bei Tein und half dadurch das von Thurn belagerte Wien befreien, nachdem das von Dampierre errichtete Kuiraſſier-Regiment (jetzt Prinz Karl von Preußen) *) wenige Tage früher unter dem Oberſten St. Hilaire zu Waſſer von Krems nach Wien geeilt war, und durch unerwartete Beſetzung des Burgplatzes, wie allbekannt, den Kaiſer Ferdinand II. von den ihn heftig bedrängenden aufrühreriſchen proteſtantiſchen Ständen befreite. Einer von ihnen, Andreas Thonradtel, Herr von Ebergaſſing (und Beſitzer des in der Nähe Wiens gelegenen freundlichen Ortes Sparbach) vergaß ſich ſo weit, daß er den Kaiſer bei den Knöpfen ſeines Kleides erfaßte und mit unziemlichen Reden ihn zur Unterſchrift drängte.

Zum Andenken an dieſes wichtige Ereigniß ertheilte der Kaiſer Ferdinand II. 1619 dieſem Regimente für ſeine beſondere Treue und Tapferkeit nachſtehende Privilegien, welche von weiland Seiner Majeſtät dem Kaiſer Franz I. bei Gelegenheit der im Jahre 1819 ſtattgehabten Säkularfeier allergnädigſt beſtätigt wurden.

1) Das Regiment darf in Dienſtesfällen unter Trompetenſchall und mit fliegenden Eſtandarten durch die K. K. Hofburg und die Reichs-Haupt- und Reſidenzſtadt Wien marſchieren;

2) auf dem kaiſerlichen Burgplatze ſich aufſtellen und durch drei Tage allda für freie Werbung den Werbtiſch aufſchlagen;

3) von dem Regimente wird dann vor der dem Regiments-Comman-

*) Dieſes ausgezeichnete (böhmiſche) Kuiraſſierregiment, das 8. in der K. K. Armee, 1618 von Dampierre errichtet, hatte folgende Inhaber:

1618 Dampierre; 1631 St. Hilaire; 1648 Johann von Werth; 1652 Herberſtein; 1674 Bournonville; 1680 Prinz Carl von Lothringen; 1682 Oberſt Baron Coneburg und Dupigni; 1683 Oberſt Franz Baron Chauviray; 1685 F. M. L. Baron St. Croix; 1697 Oberſt Joſeph Prinz von Lothringen; 1705 Oberſt Ferdinand Graf Breuner; 1710 F. M. L. Thomas Emanuel Prinz von Savoyen; 1730 F. M. Eugen Prinz von Savoyen; 1735 F. M. Franz Graf von Hohenems; 1757 Oberſt Erzherzog Ferdinand; 1761 Oberſt Erzherzog Maximilian; 1780 G. d. C. Friedrich Fürſt von Hohenzollern-Hechingen; 1813 F. M. Großfürſt Conſtantin, Cesarewitſch von Rußland; 1831 G. d. C. und Hofkriegsrathspräſident Ignaz Graf Hardegg; 1848 F. M. L. Carl Graf Auersperg; 1848 Prinz Carl von Preußen.

danten in der K. K. Hofburg pro forma einzuräumenden Wohnung, wohin die Regiments-Estandarten zu bringen sind, die Wache bezogen und

4) dem jeweiligen Regiments-Commandanten ist bei solcher Gelegenheit gestattet, unangemeldet, in voller Rüstung vor Sr. Majestät dem Kaiser zu erscheinen.

5) Das Regiment hat die Versicherung, niemals reducirt oder aufgelöst zu werden, und endlich

6) die Auszeichnung, daß kein Mann des Regiments wegen Verbrechen, worauf Todesstrafe gesetzt ist, in demselben hingerichtet, sondern in solchen Fällen der Schuldige zur Vollziehung solcher Strafe jederzeit zu einem anderen Regimente abgegeben werde.

Die berühmtesten Inhaber dieses ausgezeichneten Regiments waren der treffliche Reitergeneral Johann von Werth, Carl von Lothringen und Prinz Eugen von Savoyen. — —

Dampierre rückte hierauf mit nur 8000 Mann nach Mähren, um diese Provinz von dem Anschlusse an den böhmischen Aufstand abzuschneiden, eroberte das feste Schloß Jassowitz, griff aber Nikolsburg vergeblich an, und blieb auch in einem Gefechte bei Wistrich gegen die Mähren im Nachtheile. Im Jahre 1620 erhielt er den Orden der Santa Milizia; im nämlichen Jahre drang er wiederum nach Böhmen vor, wo es ihm gelang, mit nicht mehr als 1600 Mann eine drei Mal stärkere Abtheilung des böhmischen Heeres aufzureiben, und wurde bald darauf mit 10,000 Mann frischer Truppen nach Ungarn gegen den heranmahenden Bethlen-Gabor gesendet. Denn noch war der, im Dec. 1619 unter französischer Vermittlung, zwischen Kaiser Ferdinand und dem Siebenbürger Fürsten und Gegenkönig in Ungarn, Bethlen-Gabor, bald nach der Umzingelung Wiens durch die Böhmen und Ungarn abgeschlossene Waffenstillstand nicht zu Ende, als wenige Tage früher, am 26. Sept. 1620, schon Bethlen-Gabor über Tyrnau in Preßburg einrückte und sogleich eine Schiffbrücke über die Donau schlagen ließ. — Um seinem, den ungarischen Ständen nach vollbrachter Königswahl von Ungarn auf dem Neusohler Reichstage gethanen Versprechen zu folgen, begab er sich auch persönlich zu Felde, setzte am 29. Sept. mit mehreren Tausend seiner Truppen über die fertige Brücke auf das jenseitige Ufer, und fiel stracks darauf nach Oesterreich. Von Deutsch-Altenburg, wo er still hielt, ließ er die eingeschlossenen Bürger von Hamburg zur Uebergabe auffordern. Sie

verlangten einen Tag zum Bedenken, verwendeten aber denſelben zur Befeſtigung ihrer Stadt. Aufgefordert zum zweiten Mal, baten ſie flehentlich um Verlängerung des Waffenſtillſtandes, währenddem ſie die Eingänge der Stadt mit ungeheuren Steinen inwendig verrammelten. Als Alles zur Vertheidigung vorbereitet war, gaben die Hamburger von den Zinnen der Stadtmauer die Antwort: „Sie hätten einen rechtmäßigen Herrn, dem ſie getreu zu verbleiben entſchloſſen, und bereit ſeien, ſich eher in den Ruinen der Mauer begraben zu laſſen, als die Gefahr mit Meineid abzuwenden.“ — Darauf befahl Bethlen die Stadtthore mit Kanonen zu beſchießen; weil aber damit wenig ausgerichtet wurde, beorderte er die entſchloſſenſten Soldaten zum Angriff der Mauern, welche zwar von den Bürgern tapfer vertheidigt, nichts deſtoweniger aber von einigen Ungarn erſtiegen wurden, die auf der Zinne derſelben zwei weithin ſchimmernde Fahnen, eine des Fürſten Bethlen, die andere des Grafen Emerich Thurzo, Unterbefehlshabers, aufpflanzten und von oben die übrigen Kriegskameraden zum Sturme entflammten. Der Angriff auf die Mauern geſchah mit kühnem Muth, aber mit geringer Zurüſtung; denn wegen Mangel an langen Sturmleitern erſtiegen gar Wenige die hohen Stadtmauern; aber auch dieſe wurden durch die erbitterten Bürger hinabgeſtoßen und die Uebrigen mit ununterbrochenem Kugelregen von der Stadt weggejagt. Und ſo gab Bethlen, der, unbekümmert um die verrammelten Thore, Feuer in die Stadt hätte ſchleudern ſollen, nach drei vergeblichen Stürmen die Belagerung von Hamburg am 1. Oct. 1620 Abends auf. Bei dem Dorfe Hundsheim wurden ungefähr 300 Mann der Bethleniſchen Truppen durch die Kaiſerlichen niedergemacht. Aber dieſen Schaden rächten jene bald wieder zu Schächat und Kaiſer-Ebersdorf, in welche namhafte Orte ſie mit 3000 Mann einfielen, und was ſie von kaiſerlichen Soldaten und Einwohnern antrafen, des Lebens beraubten. Dieſer Ueberfall verurſachte ein großes Jammern und Flüchten nach Wien, und viele Leute verkrochen ſich in die Wälder. — Da ſchickten die Evangeliſchen von Wien an Bethlen ein Schreiben, worin ſie baten, er möchte die Stadt und Gegend mit ſeinen Heereszügen verſchonen, weil die Einwohner an dem, was etwa vorgehe, nicht ſchuldig ſeien. Darauf zog Bethlen gegen Wieneriſch-Neuſtadt, dann nach Oedenburg, Lakenbach und Güns. In der letztern Stadt kamen zwei Abgeordnete von der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Wien zu ihm, um mit ihm über einen Frieden zu tractiren.

Mittlerweile zog, wie ſchon erwähnt, der kaiſerliche Obergeneral Graf Dampierre ein Armeecorps von 10,000 Mann zuſammen, und faßte den Anſchlag, die Schiffbrücke bei Preßburg zu zerreißen, ſohin auf dieſe Weiſe den unter perſönlicher Anführung des erwählten Gegenkönigs Bethlen, (Electus regni Hungariae) darüber ziehenden Völkern den Rückweg zu verlegen, ſie in die Enge zu treiben und jede Communication mit Preßburg abzuſchneiden. — Zu dem Ende wurden von Wien etliche Schiffe, mit Steinen beladen, worunter einige Feuerwerker mit 16 Tonnen Schießpulver zur Zerſprengung der Preßburger Schiffbrücke mit brennenden Lunten dergeſtalt zugerichtet waren, daß das Schießpulver gerade bei Erreichung der Brücke angezündet werden und mächtige Steine auf und an dieſelbe ſchleudern ſollte, auf dem Strom nach Preßburg abgeſchickt. Aber dieſer Anſchlag war zeitlich verrathen; daher die Bethleniſchen Soldaten und Schiffleute bei Theben auf ſelbe im Hinterhalt lauerten und ſie bei ihrer Ankunft zwiſchen dem Markte und der Thebner Au, zum Theil in den Grund bohrten, zum Theil anzündeten, zum Theil wegnahmen, die Artillerie-Mannſchaft aber und die Ruderknechte niederhieben.

Weil dieſer Anſchlag mißlang, faßte Dampierre den Entſchluß, mit ſeinem Kriegsvolk die Stadt und das Schloß Preßburg zu überrumpeln, da er benachrichtigt war, daß die Stadt und das Schloß, worin die heil. Reichskrone mit den übrigen Kleinodien noch in Verwahrung ſtand, mit geringer Beſatzung verſehen ſei. Zu dem Ende machte er mit einigen Vornehmen und Bürgern in Preßburg ein heimliches Verſtändniß. Zu der beabſichtigten Ueberrumpelung ließ er nun Petarden und anderes Feuerwerk zurichten, und eilte mit 40 Schiffen und 6000 Mann Infanterie, worunter ſich viele vornehme Ritter und Kriegsleute mitbegeben hatten, den 8. Oct. 1620 gegen Nacht vom untern Werd in Wien zu Waſſer fort. Auf der Hainburger Heerſtraße ſchickte er 2000 Mann Cavallerie unter dem Befehl des Grafen Collalto eben dahin. Es ereignete ſich aber bald Anfangs ein unglücklicher Fall, weil noch an dem nämlichen Abend drei Schiffe an der äußeren langen Wiener Brücke zu Grunde gingen, mit Artillerie und Munitionsvorrath, wie auch eins mit 100 Mann, und faſt alle Perſonen und Pferde ertranken, viele andere Schiffe aber aus Mangel der Schiffleute ſtrandeten.

Dampierre ſelbſt fuhr zwar mit ſeinen Kriegsleuten von Wien zu Waſſer ungeſtört fort, mußte aber hernach bei Hainburg der übrigen Schiffe

gewärtigen. Unterdeſſen war die beſtimmte Zeit des Angriffs verfloſſen, da nämlich um ein Uhr nach Mitternacht die Stadt auf der Landſeite mit Lärmen hätte angefallen werden ſollen. Als Dampierre's Kriegsvolk wieder vom Lande geſtoßen war, ſind unterhalb Hainburg, am Fuße des Braunsberges, welcher die Ruine der Burg Rattenſtein trägt, abermals zwei Schiffe mit 200 Musketieren an Klippen geſcheitert, und der gröſte Theil im Waſſer umgekommen. Deſſen ungeachtet ſetzte Dampierre ſeine Fahrt, bei Theben vorbei, fort, ſtieg den 9. Oct. Morgens früh bei Sonnenaufgang oberhalb Preßburg mit den Seinigen aus, eroberte bald die an der Donau liegenden Vorſtädte Zuckmantel, Weidritz, Donau-Neuſiedel, (Donau-Neuſtift,) die daſelbſt aufgeworfene Schanze und das darin befindliche Geſchütz, zerſprengte die Schiffbrücke, nahm den Bethleniſchen zwei Kanonen weg, die auf dem Königsberge, der damals nicht am Ufer der Donau, wie der jetzige, ſondern vor dem Fiſcherthor auf der nämlichen Stelle ſtand, wo ſich gegenwärtig das königliche Kornmagazin befindet, aufgepflanzt waren, drehte ſie gegen die Stadtmauer und das Fiſcherthor um, und ließ die Stadt zur Ergebung auffordern. Als die Beſatzung erklärte, ſich bis zum letzten Blutstropfen zu wehren, begrüßten ſich beide Theile um 7 Uhr früh mit grobem Geſchütz. Unter den Belagerten befanden ſich auch etliche Fähnlein conföderirter Oeſterreicher, Böhmen und Mährer, welche, von den entwichenen öſterreichiſchen Edelherren Erasmus von Landau, Andreas Thonradtel von Ebergaſſing und Zacharias Stärzer mit Wort und Beiſpiel zur tapfern Vertheidigung der Stadt ermuthigt, die anlaufenden Kaiſerlichen mehrmals zurücktrieben.

Als der Angriff mißlang, gab Dampierre die Beſtürmung der Stadt um 10 Uhr auf, und eilte mit einem Theil der Musketiere den Schloßberg hinauf, mit dem Vorſatz, die Petarde an das öſtliche Thor, ſo der Domkirche zugewendet iſt, anzuhängen. Auf dem ſteilen und ſchmalen Wege, der zum obberührten Schloßthor führt, und jetzt die Schloßberggaſſe formirt, wurden ſeine in Schlachtordnung aufmarſchirenden Truppen von der Schloßbeſatzung mit dichtem Kugelregen empfangen und zum Weichen gebracht. Aber es wurde der zweite Angriff wiederholt, und vor dem Thore ein mörderiſches Gefecht mit gegenſeitiger Erbitterung geliefert, weil einerſeits die Dampierre'ſchen Musketiere mit aller möglichen Anſtrengung ihrer Kräfte die Palliſaden herausriſſen und mit martialiſchem Geſchrei ſich zum Vordringen unter einander entflammten; andererſeits aber die bedrängte Be-

ſatzung den Vordringenden einen Hagel von Kugeln aus Musketen entgegenſchickte und unter denſelben eine ſolche Niederlage anrichtete, daß der ganze Weg mit Blutſtrömen beſpritzt und mit Leichnamen beſtreut war. — Schon hatte die erſte Reihe der alle Wunden und tödtliche Schläge verachtenden Angreifer ſich dem Thore genähert. Der unerſchrockene Dampierre, voll Hoffnung eines glücklichen Erfolges, gab ſchon das Zeichen zum Anhängen der Petarde mit bloßem Degen und trieb die Seinen zur Aufſprengung des Schloßthores an, als er in demſelben Augenblicke von den im Schloſſe kämpfenden mähriſchen oder ſchleſiſchen Soldaten erkannt, mit einem Hagel von Kugeln begrüßt und aus einer Muskete auf die linke Seite des Kopfes ſo gut getroffen wurde, daß die Kugel zum rechten Ohr wieder herausfuhr und er augenblicklich todt zu Boden fiel. Dies geſchah um 2 Uhr Nachmittags. Als die Kaiſerlichen den Fall ihres Oberanführers bemerkten, liefen ſie in der wildeſten Verwirrung mit ſolcher Eile, daß ſie nicht nur den Leichnam ihres Generals, ſondern auch die Petarden und Brandzeuge zurückließen. Dann machte die Beſatzung aus dem Schloſſe einen wüthenden Ausfall, verfolgte die Fliehenden mit Säbel und Flinten; des gefallenen Grafen Dampierre Kopf, Bruſt und Angeſicht wurde von den wider ihn erhitzten Hayducken mit Buzogany's und Piken zerſchlagen, dann der Kopf mit dem Säbel abgehauen und der Leib hinauf auf das Schloß geſchleppt.

Nach dieſem Mißlingen entfiel den Kaiſerlichen aller Muth, etwas Weiteres vorzunehmen, um ſo mehr, als Collalto, im Moment des Unglücks mit ſeiner Reiterei über Engerau ankommend, von den Ungarn, die einen lebhaften Ausfall machten, mit empfindlichem Verluſt in die Flucht geſchlagen und ſelbſt verwundet wurde. Als die Kaiſerlichen nebſtbei hörten, daß Bethlen-Gabor's General, Georg Rakoczy, mit dritthalb Tauſend Mann zum Entſatz im Anzug ſei, machten ſie ſich von Preßburg weg, ſetzten über die Donau; es ſtürzten aber viele von ihnen in's Waſſer, andere kamen wohlbehalten nach Hainburg. Etliche Compagnieen fielen unterwegs zwiſchen Hainburg und Bruck an der Leitha in einen Hinterhalt Stefans Petenházy und Stefans Töröck, und als ſie ſelbem offene Stirne boten, wurden ſie größtentheils (worunter auch welche vom öſterreichiſchen Adel und etliche Oberſte waren,) nach muthigem Widerſtande erlegt. —

Kaiſer Ferdinand II. ſchickte ohne Verzug zu den zerſtreuten entmuthigten Truppen gegen Hainburg den Grafen Johann Breuner als Oberbefehlshaber, der ſie wieder unter die Fahne verſammelte.

Als der Siebenbürger Fürſt Bethlen-Gabor benachrichtigt wurde, was ſich in Preßburg zugetragen, kam er aus dem Eiſenburger Comitat eilends nach Preßburg und ließ daſelbſt mehrere Magnaten einziehen. Er ehrte des gefallenen Helden Andenken. Auf ſeinen ausdrücklichen Befehl ward des Grafen Dampierre Kopf an den Körper wieder angeheftet, und im Beiſein des mit ihm von Güns hergekommenen franzöſiſchen Abgeſandten, Herzogs von Angoulême, von deſſen Nation Dampierre war, ſtattlich und anſehnlich im Franziskanerkloſter zu Preßburg zur Erde beſtattet, und allda in die Gruft des tapfern Kriegers Ladislaus Pethey einſtweilen beigeſetzt. Dem Leichenbegängniß, das mit aller militairiſchen Pracht vollzogen wurde, wohnte auch Fürſt Bethlen, ſeine ſämmtlichen Generale und der franzöſiſche Geſandte bei. Den Leichnam des Grafen Dampierre verehrte Bethlen dann zu Anfang des folgenden Jahres, 1621, dem franzöſiſchen Geſandten am Wiener Hofe, welcher ihn in Wien am 4. Jänn. bei den Auguſtinern prächtig begraben ließ. —

Hieronymus Caraffa Marcheſe von Montenegro,

des heil. römiſchen Reiches Fürſt, kaiſerl. und königl. ſpaniſcher Generallieutenant, kaiſerl. Geheime-Rath.

Aus einem berühmten neapolitaniſchen Geſchlechte entſproſſen, wurde Caraffa 1564 in Abruzzo geboren und mit 14 Jahren nach Rom gebracht, wo er unter den Augen ſeines Großoheims, des Cardinals Anton Caraffa, in dem damals ſo gelehrten Rom zu den Wiſſenſchaften erzogen und vielfältig ausgebildet wurde. Der Wunſch ſeiner Familie veranlaßte ihn, etwas frühzeitig ſich mit Hippolyta von Lannoy, einer Enkelin des berühmten Feldherrn und Vicekönigs von Neapel, Carl von Lannoy, Fürſten von Sulmona, zu vermählen. Anfangs für den Staatsdienſt beſtimmt und herangebildet, änderte ſich, wie es in ſo jungen Jahren im Leben oft der Fall iſt, urplötzlich Caraffa's Neigung, und er wandte dieſe ganz dem edlen Kriegerſtande zu. In ſeinem 23. Jahre trat er gegen den Willen ſeiner ſämmtlichen Anverwandten in ſpaniſche Kriegsdienſte, zog 1587 unter dem großen Alexander Farneſe in die Niederlande, wo er

bei vielen Gelegenheiten ſich auszeichnete. Später diente er unter den gegen Heinrich IV. von Frankreich geſandten ſpaniſchen Truppen. Er befand ſich bei dem wüthenden Sturme vor Lagny (1590), durch welchen dieſer Platz im Angeſichte der königlichen Armee genommen ward, und bei dem nach Rouen gebrachten Succurſe, wodurch ſich die Stadt erhielt und nicht eher überging, als bis Paris dem König die Thore geöffnet hatte. Für kurze Zeit zurückgerufen, kämpfte er in dem Treffen, worin die Holländer den Grafen von Naſſau verloren und erhielt zwei Schußwunden darin. Bald befehligte er in Friesland, führte ſodann ſeine Truppen durch Brabant nach Flandern, und holte ſich in einem Gefechte bei Nymwegen abermals eine Schußwunde. Hierauf an die franzöſiſche Gränze gerufen, fand er Gelegenheit, ſich in vielen, wenn auch kleineren Treffen hervorzuthun. Caraffa wohnte auch dem Ueberfalle von Amiens (1597) bei, womit einer der berühmteſten Krieger des ſpaniſchen Heeres ſeine Laufbahn krönte. Die Vertheidigung der eroberten Stadt, in welcher Porto-Carero fiel, war eine der ſchönſten, die jemals veranſtaltet worden ſind. Hernand Teilo von Porto-Carero, einer der ausgezeichnetſten ſpaniſchen Offiziere, hatte ſich vorgenommen, Amiens, das zumeiſt nur von Bürgern bewacht war, zu überfallen. Er rückte den 10. März 1597 des Nachts nahe an die Stadt, hob alle Reiſende auf, um nicht verrathen zu werden, und legte ſich in einen Hinterhalt. Hierauf ſteckte er dreißig Soldaten in Bauernkleider und ließ ſie Lebensmittel zur Stadt bringen, womit auch drei Wägen beladen wurden. Als dieſe 30 maskirten Soldaten in die Stadt gelaſſen wurden und der dritte Wagen unter dem Fallgitter am Thore war, verſchütteten ſie abſichtlich einen Sack mit Nüſſen, und hielten dadurch den Wagen und das Fallgitter auf. Währenddem bemächtigten ſich die dreißig Mann einiger Gewehre der Bürger, tödteten die Thorwache und ließen die Ihrigen ein, die hier ungeheure Vorräthe fanden. König Heinrich IV. war äußerſt beſtürzt über den Verluſt dieſes wichtigen Platzes und unternahm ſogleich deſſen Belagerung, die er auch ſelbſt leitete. Der große franzöſiſche Feldherr und Miniſter Sully verſah des Königs Lager mit allen Nothwendigkeiten, um die franzöſiſchen Truppen deſto thätiger und muntrer zu erhalten; auch wurden hier die erſten Feldſpitäler errichtet, um die Verwundeten und Kranken wiederherzuſtellen. Porto-Carero machte mehrere glückliche Ausfälle, welche die Franzoſen ſehr ſchwächten. Als ſie endlich einen Hauptſturm wagten, wurden ſie zurückgeworfen, aber Porto-

Carero verlor ſein Leben dabei. Die Spanier, ihres wackeren Oberhauptes ſo ſchnell beraubt, wählten den bereits ſehr geachteten Caraffa an deſſen Stelle. Caraffa ſetzte mit nicht minderem Eifer die Vertheidigung von Amiens fort. Er ſchlug an Einem Tage drei Stürme ab, und weil er durchaus nichts von einer Uebergabe hören wollte, obgleich in der Stadt eine große Theuerung herrſchte, ſo waren viele ſeiner eigenen Leute ſchon mißvergnügt, ja einer vergaß ſich ſo weit, nach Caraffa zu ſchießen, doch glücklicher Weiſe traf ihn die Kugel nicht. Bisher hatte Caraffa auf ſeinen Entſatz von dem Erzherzog Statthalter der Niederlande gewartet. Da dieſer aber durchaus nicht zu bewirken war, ſo forderte Heinrich IV., der die Lage kannte, nunmehr den Feldherrn auf, die Feſtung zu übergeben; aber Caraffa ſchwur, eher ſeinem Vorgänger im Tode zu folgen, als die Feſtung ohne des Erzherzogs Einwilligung zu öffnen. Erſt als ihm Heinrich IV. geſtattete, eine Anfrage an den Erzherzog zu ſenden und dieſer, von der Sachlage überzeugt, in die Uebergabe willigte, übergab Caraffa den 25. September 1597 den wichtigen Platz, der ſo lange und mit ſo viel Muth als Umſicht vertheidigt worden war. Er zog mit allen Ehren aus und wurde von dem ebenſo tapferen Heinrich IV. mit allen den Ehrenbezeigungen und der Achtung überhäuft, die einem ſolch wackeren Krieger gebühreten. Caraffa widmete dann noch einige Zeit ſeine Dienſte dazu, unter dem Statthalter Erzherzog Albrecht den Aufruhr in den Niederlanden möglichſt zu bekämpfen. Nachdem er auch der berühmten Belagerung von Oſtende beigewohnt hatte, ging er an den Hof nach Spanien. Von hier ward er nach Italien geſandt; auf der Reiſe dahin ward er von Banditen überfallen, aus deren Händen er ſich nur mit Mühe und ſtark verwundet losmachen konnte. Nach zwei Monaten endlich von ſeinen Wunden genaſen, ward er nach Mailand geſandt, und nach dem Frieden mit Savoyen kehrte er wieder nach Madrid zurück, wo ihn der König zur Belohnung für ſeine rühmlichen Leiſtungen zum Feldmarſchall erhob.

Nach ſo manchen Proben, die Caraffa ſowohl von ſeinem Heldenmuthe als von ſeinen militairiſchen Kenntniſſen abgelegt hatte, wollte ihn der König von Spanien den Befehl über ſeine geſammte in Sicilien ſtationirte Cavallerie übertragen. Auf dem Wege dahin überraſchte ihn in Genua der Befehl, umzukehren und nach Deutſchland zu gehen, wohin ſich der Kaiſer Ferdinand II. dieſen tüchtigen Feldherrn vom ſpaniſchen Hofe erbeten hatte. Hierauf focht Caraffa unter Bucquoi wider die

böhmischen Aufständischen, und führte auf Befehl des Kaisers ein kleines Heer gegen Bethlen-Gabor nach Ungarn, mit welchem er sich in der Gegend von Skalitz gegen **Bethlens** Uebermacht behauptete, während ihn schon Jedermann für **verloren** glaubte. Obwohl er kaum **10,000**, Bethlen-Gabor aber **40,000** Mann stark war, so verhinderte er doch dessen Vereinigung mit den Böhmen und machte dadurch des Grafen von Thurn Prophezeihung zu Schanden, welcher übermüthig behauptet hatte, daß beide Majestäten (der Fürst Bethlen, als König von Ungarn, und Pfalzgraf Friedrich, als König von Böhmen) ehestens mit einander in Prag speisen würden. Ferdinand II. erkannte auch diesen wichtigen, ihm von Caraffa geleisteten Dienst, und ernannte ihn dafür nach dem mit Bethlen **abgeschlossenen** Frieden zum Reichsfürsten und zu seinem Geheimen-**Rathe**, und als Caraffa von dem Kaiser, der eben auf der Jagd war, Abschied nahm und ihm die Hand küßte, zog dieser einen kostbaren Diamantring vom Finger, und gab ihn ihm mit dem Ersuchen, seiner **öfters** zu gedenken. Caraffa ging Anfangs nach Mailand, und dann wieder **nach Spanien**, wo er am Hofe mit großer Auszeichnung empfangen und von **König Philipp** IV. zum Vicekönig und Generalcapitain von Arragonien ernannt wurde. Doch bekleidete er diese Würde nicht lange, denn man fand seine Gegenwart in den Niederlanden, wohin ihn der Cardinal-Infant sehnlichst entbot, viel nöthiger. Der König sandte ihn daher **1630** durch die Lombardei dahin. Auf diese Weise war er schon zur See bis Genua gelangt, und wollte von hier zu Lande weiter, als er plötzlich erkrankte und zu Genua starb, ohne seine Bestimmung zu erreichen, in welcher er dem Erzhause hätte so nützlich werden können. Nicht nur durch Feldherrntalent, auch durch Biedersinn, Uneigennützigkeit, Großmuth und hohe Bildung war Caraffa ausgezeichnet. Er sprach fünf Sprachen, war ein besonderer Freund der Lektüre. Eine echte und wahre Religiosität durchdrang sein ganzes Wesen und prägte sich in allen seinen Handlungen aus. In allen Theilen seines Körpers erfreute er sich einer solchen Leichtigkeit und Beweglichkeit, daß er sich noch im 66. Jahre ohne Steigbügel auf das größte Pferd schwingen konnte. Er hinterließ keine Erben, aber viele und wahrhafte Freunde, und deren sogar, (was viel sagen will) am Hofe, die er sich durch seinen edlen und biedern Charakter erworben, und welche seinen Tod tief beklagten.

Rambold Graf von Collalto,

kaiſerlicher Feldmarſchall und Hofkriegsraths-Präſident.

Collalto, aus einem uralten angeſehenen lombardiſchen Geſchlechte ſtammend, Sohn des Grafen Anton Collalto (welcher dem Erzherzoge und nachmaligen Kaiſer Maximilian II. nach einander als Kämmerer, geheimer Hofkriegsrath, und endlich als Feldmarſchall diente, und 1569 von der Republik Venedig zu ihrem Generaliſſimus ernannt wurde), kam 1579 in Mantua zur Welt. Sein Leben iſt ein Schauplatz des ſeltſamſten Wechſels von Glück und Unglück. Nachdem er in Venedig ſeine Erziehung erhalten und dort, man weiß nicht warum, vertrieben worden war, begab er ſich nach Oeſterreich, um unter Eggenberg und Baſta die Kriegskunſt zu erlernen, machte ſich Beiden ſehr geneigt, und ſchwang ſich zu immer höheren Poſten. Er wurde 1618 Oberſt und Inhaber zweier Regimenter, geheimer Kriegsrath und Kämmerer, gerieth aber, wegen ſeiner Theilnahme an der Gefangennehmung des Cardinal Clefel, bei dem Kaiſer Matthias in Ungnade, nahm daher ſeine Entlaſſung, lebte in Friaul, und kehrte erſt unter Ferdinand II. nach Wien zurück. Er diente nun eine Zeitlang unter Bucquoi wider die Aufſtändiſchen in Böhmen, und wurde 1620 als kaiſ. Bevollmächtigter auf den ungariſchen Reichstag nach Neuſohl geſendet, wo er den Anmaßungen Bethlens kräftig entgegentrat. Im folgenden Jahre mußte er ſich vor den überlegenen Inſurgenten zurückziehen, nahm aber doch ſeinen Gegnern mehrere Schlöſſer ab. 1623 ſollte er ſein Regiment dem ſiegreichen Tilly nach Heſſen zuführen, fand jedoch alle Päſſe von den braunſchweigiſchen Landleuten durch Verhaue geſperrt, wendete ſich daher nach Franken, bemächtigte ſich aller Schiffe auf dem Main hinunter zum Hauptheere. Hier gab ihm Tilly noch 2 Regimenter zu dem ſeinigen und ſendete ihn ſogleich wieder gegen Bethlen nach Ungarn, wo Collalto dieſen Fürſten ſehr geſchickt zu bedrohen wußte, ohne ſich gleichwohl in entſcheidende Gefechte einzulaſſen. Schon 1624 mußte er neuerdings ganz Deutſchland durchziehen, um den Marquis von Spinola zu verſtärken, welcher in den Niederlanden Breda belagerte. 1625 zum Feldmarſchall ernannt, befehligte Collalto die Truppen im oberſächſiſchen Kreiſe, gerieth aber 1626 mit

dem Generaliſſimus, Albrecht von Waldſtein, in Zwiſt, verließ ohne deſſen Erlaubniß das Heer, wurde dafür zu Prag auf kaiſerlichen Befehl verhaftet, und erhielt nach ſeiner Freilaſſung die Weiſung, das Hoflager zu meiden. Zwar ſetzten ihn ſeine Freunde wieder in die Gnade des Kaiſers; dennoch legte Collalto die Feldmarſchallwürde nieder, ging nach Wien, und wurde hier 1627 zum Hofkriegsrathspräſidenten ernannt und in die Zahl der Ritter des goldenen Vließes aufgenommen. Hier gab er einen Beweis ſeiner Mäßigung und Freimüthigkeit, indem er 1629 dem Kaiſer die Ausgabe des folgeſchweren allgemeinen Edicts über die Reſtitution der Kirchengüter dringend, leider vergeblich, widerrieth. In demſelben Jahre zog er, begleitet von Aldringen, Gallas und dem Herzoge Georg von Braunſchweig, mit 20,000 Mann in die Lombardei, um in dem mantuaniſchen Erbfolgekriege gegen Karl Gonzaga für den Kaiſer zu fechten. Collalto nahm Oſtiano, erkrankte jedoch und errichtete daher (8. April 1630) zu Aleſſandria ſein Teſtament, in welchem er die in Mähren erkauften Herrſchaften Pirnitz und Deutſch-Rudoletz als ein Majorat für das geſammte Collalto'ſche, und nach deſſen Ausgang, für das Hohenzollern'ſche Geſchlecht beſtimmte. Nachdem Aldringen durch längere Zeit an Collalto's Stelle das Commando geführt hatte, erſchien Letzterer wieder im Felde, und eroberte den 18. Juli 1630 Mantua, obſchon die Venetianer daſſelbe zu entſetzen verſuchten, mit Sturm, wobei die ſiegenden Truppen übel hauſ'ten, Vieles zerſtörten, die zu jener Zeit berühmte herzogliche Galerie und Kunſtkammer plünderten. Der Herzog von Nevers ergab ſich nebſt ſeinem Sohne kriegsgefangen an den Feldmarſchall. Collalto wurde für dieſen Sieg von dem Kaiſer mit 400,000 fl. beſchenkt, gleichwohl aber wegen einer geſchloſſenen Waffenruhe in Anklageſtand verſetzt, reiſ'te daher nach Deutſchland, um in Regensburg, wo Kaiſer Ferdinand II. eben auf einem Kurfürſtentage anweſend war, ſich zu rechtfertigen; ſtarb aber am 19. November 1639 zu Chur in Graubündten. Sein Leichnam wurde auf Befehl des Kaiſers nach Wien gebracht, und feierlich in der Minoritenkirche beigeſetzt. Er hatte von Blanca Polyxena Gräfin von Thurn zwei Söhne, Claudius und Anton, die ſein Geſchlecht fortpflanzten.

(Oeſterreichiſches Militairlexikon I. Band.)

Ambroſius Marcheſe von Spinola,

Herzog von San Severino, Grand von Spanien, kaiſerl. und königl. ſpaniſcher Generallieutenant, Ritter des goldenen Vließes.

Die Spinola's zählte man ſeit Jahrhunderten zu den angeſehenſten und berühmteſten Familien in der Republik Genua, und aus dieſem edlen Geſchlechte ſtammte Ambroſius von Spinola, geboren um 1569 zu Genua, ein Feldherr von eben ſo großem Muthe, als ſchwer zu ermüdender Beharrlichkeit, deſſen ausgezeichnete Thaten jedoch mehr Spanien, als Deutſchland und Oeſterreich angehören.

Spinola's Bruder, Friedrich, war auf der ſpaniſchen Flotte als Befehlshaber an der niederländiſchen Küſte angeſtellt, und bewog unſern in den Waffen früh eingeübten Ambroſius, in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts 9000 Mann alter italieniſcher und ſpaniſcher Truppen nach den Niederlanden zu führen Nach Art der alten Condottieri, die für eigene Rechnung Compagnieen zuſammenbrachten und ſie im Dienſte eines der kleinen italieniſchen Staaten auftreten ließen, war Ambroſius Spinola bereit dazu, unter der Bedingung, daß er die Beſoldung ſeiner Schaar zu beſorgen habe und dann auf die ſpaniſchen Kaſſen anweiſen könne. Dieſer kleine Umſtand ſicherte ihm in einer Zeit, wo Kriegszucht immer zunächſt durch richtige Bezahlung der Truppen bedingt war, und die auf's Beſte berechneten Unternehmungen ſcheiterten, wenn es an Geld gebrach, den Erfolg, der ihn in kurzer Zeit ſo berühmt machte. Wenn im ganzen ſpaniſchen Heere Meuterei und Aufruhr wütheten, ſo waren ſeine 9000 Wallonen Muſter des Gehorſams und der Ordnung. Auch trug dies vornehmlich dazu bei, daß der Erzherzog Albrecht von Oeſterreich, den Philipp II. zum Statthalter der mehr als halb verlorenen Niederlande ernannte, und ihm den Beſitz derſelben mit ſeiner Tochter Iſabella zuſicherte, (1598 kurz vor ſeinem Tode), Spinola auftrug, die Feſtung Oſtende einzunehmen, welche er ſelbſt ſeit Jahren ſchon vergeblich belagerte.

Die Einnahme eines feſten Platzes, der, von der See offen, immer mit neuem Vorrath und mit friſchen Truppen verſehen wird, iſt in der Kriegsgeſchichte eine Begebenheit, die allein hinlänglich wäre, ihren Mann zu verewigen. Dies iſt der Fall mit Oſtende und mit deſſen berühmtem

Eroberer Spinola. Ueber drei Jahre hatte ſich dieſe Feſtung gehalten (1601—1604), und die Beſatzung, der am Ende nur der Boden fehlte, auf dem ſie fußen konnte, übergab die geweſene Stadt, jetzt ein Schutthaufen, an Spinola.

Spinola hatte bekanntlich ſein Wort verpfändet, Oſtende zu erobern, und er wäre lieber geſtorben, als daß er ſein Wort nicht gelöſet hätte. Aber die Belagerung, welche ſchon in's vierte Jahr gedauert, hatte auch unſägliche Anſtrengungen und Opfer gefordert, beide Theile, Belagerte wie Belagerer, hatten im Ganzen dabei 100,000 Menſchen verloren, die Letzteren insbeſondere 72,000 Mann!

Die Bedingungen, unter welchen der tapfere Commandant von Oſtende, Herr von Marquette, Oſtende an Spinola übergab, waren der Tapferkeit der Beſatzung ebenſo würdig, als Spinola durch Anerkennung derſelben ſich ſelbſt ehrte. Die Capitulation wurde am 2. September 1604 abgeſchloſſen, die Beſatzung erhielt freien Abzug mit allen kriegeriſchen Ehren; die beiderſeitigen Gefangenen wurden ausgewechſelt, für die Kranken Fuhrwerke zum Transport herbeigeſchafft. Die übrigen Bewohner Oſtende's erhielten gleichfalls die Erlaubniß zum freien Abzuge und überſiedelten nach Sluis.

Perſönlich ehrte Spinola noch den Herrn von Marquette und die vornehmſten Offiziere, indem er ſie zur Tafel zog und glänzend bewirthete. Nachdem nun die Beſatzung und faſt alle Bürger Oſtende verlaſſen hatten, hielten Erzherzog Albrecht und Iſabella, welche von Gent herbeigekommen waren, ihren Einzug über die rauchenden Trümmer. Ein ſchauderhafter Anblick — dies öde Labyrinth von zerſchoſſenen Wällen, von zerſtückelten Mauern, von Gräben voll Leichen!

Spinola empfing das Fürſtenpaar; Iſabella weinte, als ſie den großen Schutthaufen ſah, welcher einſt — Oſtende hieß. Um dieſen Schutthaufen zu gewinnen, waren Millionen Goldes hingegeben, waren 100,000 Menſchen hingeopfert worden!

Das fromme Fürſtenpaar unternahm eine Wallfahrt, um Gott für den Sieg zu danken, ließ dann die Feſtungswerke wiederherſtellen und lud männiglich zur Niederlaſſung in Oſtende ein, wozu ſie große Freiheiten und Vergünſtigungen jenen verſprachen und gewährten, welche ſich dort anbauen wollten.

Oſtende's tapfere Beſatzung, 3000 Mann ſtark, war mitten durch

die Feinde nach Sluis gezogen, wo ſie Prinz Moritz von Oranien, den Heldenmuth ehrend, mit entblößtem Haupte empfing und ihnen den Dank der Generalſtaaten ausdrückte, für die Dienſte, welche ſie mit ſo viel Ausdauer denſelben geleiſtet.

So hatte denn nun Spinola ſein Wort gelöſ't und ſeinen Namen unvergeßlich gemacht. Durch ganz Europa tönte ſein Ruhm, denn aller Orten hatte man unverwandten Blickes auf die merkwürdige Belagerung Oſtende's geſchaut.

Spinola hegte nach der Einnahme Oſtende's die kühnſten Pläne zur unausbleiblichen Unterwerfung der ſämmtlichen niederländiſchen Provinzen. Doch bevor er an die Ausführung dieſer Pläne denken konnte, legte er dieſelben dem Könige von Spanien Philipp III. vor, zu welchem Ende er ſich noch im Jahre 1604 nach Madrid begab. Philipp III. empfing den ritterlichen Helden des ſpaniſchen Intereſſes und des Katholicismus mit der höchſten Auszeichnung, erhob ihn zum Herzog von San Severino, ſo wie zum Range eines Granden von Spanien, und ertheilte ihm den Orden des goldenen Vließes und billigte vollkommen den vorgelegten Entwurf des neuen Feldzuges. Als Oberfeldherr der ſpaniſch erzherzoglichen Heere in den Niederlanden, mit Vollmachten, Geld und Wechſeln reichlich verſehen, kehrte Spinola, nach einem kurzen Aufenthalt am ſpaniſchen Hofe, wieder auf den Schauplatz ſeiner Thätigkeit zurück. Auf der Rückreiſe hatte Spinola in Paris eine Unterredung mit Heinrich IV., der ihn über den Plan zum nächſten Feldzuge ausfragte. Spinola ſagte ihm ohne Rückhalt Alles, was er nur zu wiſſen wünſchen konnte, allein Heinrich glaubte es ſo wenig, daß er, gerade das Gegentheil vermuthend, dieſes dem Prinzen Moritz von Oranien meldete. Bald ſahen aber Heinrich und Moritz, wie ſie ſich auf dieſe Weiſe Beide getäuſcht hatten.

„Andere betrügen ihre Feinde," rief Heinrich, „indem ſie Lügen ſagen! Spinola hintergeht ſie durch Wahrheit!"

Spinola's*) Plan beſtand darin: zwei große Armeen aufzuſtellen, von denen die Eine das Gebiet der Erzherzoge mit allem Nachdruck gegen die Angriffe Moritzens zu beſchützen im Stande ſei, während die Andere über die Ströme in den Kern der niederländiſchen Republik eindringen und die nordöſtlichen Landſchaften und Städte wieder erobern ſollte,

*) Erzählt nach Ed. Dullers Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Band III.

welche ſeit den Zeiten Parma's mit jener vereinigt waren. Zu dieſem Ende verſtärkte Spinola die ihm untergebene Heeresmacht durch friſche Werbungen in Italien, Luxemburg, England, Schottland und Irland. Aber auch die Republik hatte ihre Truppen bedeutend verſtärkt, und auf den Rath Heinrichs IV. von Frankreich beſchloſſen die Generalſtaaten, nicht abzuwarten, bis die feindliche Armee vollzählig ſei, ſondern einen raſchen Angriff gegen das feindliche Gebiet zu unternehmen. Antwerpen wurde dazu ausersehen, und Moritz erhielt Befehl, die Expedition zu übernehmen. Doch Spinola bekam noch frühzeitig genug davon die Nachricht, um ungeſäumt alle Anſtalten zur Vereitelung dieſes Unternehmens treffen zu können. Er verſtärkte die Beſatzung Antwerpens und ſchlug die Vorhut des republikaniſchen Heeres unter dem Grafen Ernſt Kaſimir von Naſſau. Moritz mußte ſich zurückziehen und beantragte nun bei den Generalſtaaten: am Rhein die Defenſive zu behaupten. Die Generalſtaaten waren einer entgegengeſetzten Meinung; ſie geboten Moritz die Beſchützung der in Flandern eroberten Landſtriche, und wenn möglich, auch einen Angriff auf das Gebiet von Gent.

Bald bewährte es ſich, daß Moritzens militairiſcher Scharfblick ganz richtig geſehen. Durch meiſterhafte Heeresbewegungen verhinderte Spinola das republikaniſche Heer in Flandern an jeder entſcheidenden Unternehmung, und als er ſeine Armee endlich vollzählig hatte, ließ er den Grafen Bucquoi mit einer Truppenabtheilung nach dem Rhein zu marſchiren, während er mit anderen Breda, Bergen-op-Zoom und Grave bedrohte, um vom Rhein die Aufmerkſamkeit des Feindes abzuziehen und deſſen Kräfte zu zerſplittern. Raſch ſandte nun Moritz ein Corps unter ſeinem Bruder Heinrich Friedrich und dem Grafen Ernſt Kaſimir nach Rheinberg. Aber eben ſo raſch folgte Spinola ſelbſt mit ſeiner Hauptmacht dem Grafen Bucquoi an den Rhein (nachdem er den Grafen Friedrich van den Berge mit einem ſtarken Corps in Flandern zurückgelaſſen hatte), und bald vereinigte er ſich (bei Ruhrort) mit Bucquoi. Er beſchloß, Rheinberg für jetzt nicht anzugreifen, ließ Bucquoi mit 6000 Mann bei Kaiſerswerth und zog mit 11,000 Mann in Eilmärſchen durch das Herzogthum Kleve und durch Weſtphalen nach Ober-Yſſel. Dort eroberte er (am 7. Auguſt 1605) Oldenzaal, und nach einer neuntägigen Belagerung (am 18. d. M.) Lingen.

Spinola's Kühnheit und Glück zwangen nun den Prinzen Moritz, ſeine Stellung in Flandern zu verlaſſen. Er übergab dem Herrn van den

Noot die Behauptung der dortigen Eroberungen, und zog in Eilmärschen nach Deventer, wo er seine Truppen verstärkte. Es war ein Glück für die Republik, daß Spinola die Vortheile im Gefolge seines Sieges nicht rasch benutzte, sondern sich in Lingen mit Ausbesserung der Festungswerke aufhielt. Dadurch gewann Moritz Zeit, die nächsten festen Plätze rasch zu verstärken. Hätte Spinola den panischen Schrecken, welchen die Eroberung Lingens im ganzen Lande hervorbrachte, schnell genug benutzt, so würde er, wie man glaubt, mit leichter Mühe Koeverden, die Bourtange, selbst Gröningen haben überwältigen können. Er zog hierauf in der Mitte September von Lingen an den Rhein zurück, nahm seine Stellung bei Ruhrort und sandte den Grafen Bucquoi zur Eroberung des Schlosses Wachtendonk ab, welches sich ihm am 28. October ergab. Bald darauf nahm Bucquoi auch das Schloß Krakau ein.

Moritz hatte indessen, so wie sein Gegner wieder an den Rhein gezogen war, gleichfalls seine bisherige Stellung bei Koeverden verlassen und war Jenem gefolgt. Er hielt mit seinem Heere bei Wesel, und da er glaubte, daß das feindliche durch die Entfernung der Mannschaft unter Bucquoi geschwächt sei, so beschloß er, dasselbe anzugreifen. Die feindliche Reiterei lag nebst einigen Abtheilungen des Fußvolks bei Mühlheim an der Ruhr, in ziemlich weiter Entfernung von der Hauptmacht. Deshalb wollte denn Moritz jenen Theil zuerst angreifen, überwältigen, und dann auf die Hauptmacht losrücken. Zum Glück für Spinola zögerte die Reiterei der Republik mit dem Angriff, weil sie noch das Fußvolk abwarten wollte; indessen erfuhr Spinola den Plan, zog rasch seine Truppen zusammen und stellte sie in Schlachtordnung. Als Heinrich Friedrich mit seiner Reiterei nach Mühlheim dahinsprengte, und statt der Freunde, welche er erwartete, die Feinde in Schlachtordnung fand, ergriff ein panischer Schrecken die Niederländer, und sie flohen, bis auf eine kleine Zahl tüchtiger Kriegsleute, welche bei Heinrich Friedrich ausharrten. Dieser zog mit ihnen dem Obersten Bax zu Hilfe, der inzwischen mit den Feinden zusammengetroffen war, und sich nach tapferm Kampf eben bereits zurückziehen wollte. Nun begann der Kampf auf's Neue, und schon schien sich das Glück für die Niederländer zu entscheiden, als auch die spanischen Truppen unerwarteten Succurs erhielten. Da brach zum zweiten Mal Schrecken den Muth der Niederländer. Sie flohen; doch abermals hielt Heinrich Friedrich ritterlich fortkämpfend festen Stand gegen die Ueberzahl. Schon faßte ihn ein spanischer

Hauptmann an der Feldbinde, um ihn gefangen zu nehmen. Da zielte der Oberſt Bax auf den Feind, ſchoß ihn nieder, und befreite ſo den jungen Helden. Während alles Dies vorging, befand ſich Moritz (nach dem Angriffsplan) auf dem entgegengeſetzten Ufer der Ruhr. Als er jetzt ſah, daß der Plan in Folge der erſten Verzögerung mißlungen war, ſuchte er wenigſtens die jenſeits der Ruhr befindlichen Truppen zu retten, und ließ deßhalb einige Regimenter Fußvolk über den Fluß ſetzen, welche ſogleich mit eingelegten Lanzen gegen die feindlichen Reiter heranrückten und ſie zurückdrängten. In dieſem Augenblicke bediente ſich Spinola einer Kriegsliſt, um den Muth ſeiner Gegner zum dritten Mal zu betäuben. Plötzlich hörten nämlich die Niederländer von verſchiedenen Seiten den Trommelwirbel, und wähnten nun, daß Spinola's ganze Heeresmacht heranzöge; da wichen ſie auf's Neue und Moritz ſah ſich nun genöthigt, ſeine frühere Stellung wieder einzunehmen. Dies hitzige Gefecht bei Mühlheim an der Ruhr fand am 9. October ſtatt. Noch in demſelben Monat unternahm Moritz einen Anſchlag, um ſich der Stadt Geldern zu bemächtigen, doch gleichfalls ohne Erfolg. Anderſeits mißlang dagegen auch ein Ueberfall der Spanier unter du Terrail auf Bergen-op Zoom (in der Nacht vom 21. auf den 22. November). Der Feldzug im Jahre 1605 war nun geſchloſſen. Spinola hatte in demſelben manchen Vortheil gewonnen, die Republik Verluſte erlitten. Beide Gegner, Spinola und Moritz, ließen ihre Truppen die Winterquartiere beziehen.

Zur See gewann die Republik im Juni deſſelben Jahres einen Sieg, welchen ſie jedoch durch Barbarei ſchändete. Seit dem Frieden Spaniens mit England hatte eine ſpaniſche Flotte vor der Seemacht Englands nichts mehr zu befürchten, und ſo hatte man denn in Spanien Spinola's Rath befolgt, die Hilfstruppen für Flandern fortan auch zur See durch den Kanal zu ſchicken, welcher Weg bei Weitem kürzer und weniger koſtſpielig war, als der bisherige durch Italien. So wurden denn 1200 ſpaniſche Veteranen unter dem Oberſten Don Pedro de Sarmiento eingeſchifft, um nach Flandern gebracht zu werden. Die Generalſtaaten erfuhren dies und beſchloſſen, ihrem Erbfeinde den Seeweg durch ein abſchreckendes Beiſpiel für immer zu verleiden. Sie ſchickten deßhalb den Lieutnant-Admiral von Seeland, Hautain, mit einer Flotte in den Kanal, wo er die feindlichen Schiffe auffangen und die gefangene Bemannung, auf ausdrücklichen Befehl, ohne Gnade ertränken laſſen ſollte. Hautain ließ einen Theil ſeiner Flotte längs

der flamändiſchen Küſte, den Reſt längs der engliſchen kreuzen, und traf den Feind auf der Höhe von Dover. Als er denſelben erkannte, griff er raſch an, und es gelang ihm, nach einem tapferen Kampfe der Spanier, die Hälfte der Schiffe zu erobern oder in den Grund zu bohren. Einige Schiffe flüchteten ſich gegen die engliſche Küſte zu und wurden von den Seeländern bis in die Schußweite des Schloſſes zu Dover verfolgt, deſſen Beſatzung auf die Seeländer feuerte, ein deutlicher Beweis, wie der Friede Englands mit Spanien bereits wirkte! Diejenigen von den ſpaniſchen Veteranen, welche glücklich die engliſchen Küſten erreichten, blieben dort bis zum December und erlagen zum Theil dem rauhen Klima, zum Theil wurden ſie heimlich nach Flandern übergeſchifft. An 200 von ihnen aber, welche in die Gefangenſchaft der Seeländer gefallen waren, wurde der barbariſche Befehl der Generalſtaaten nur allzupünktlich befolgt. Die Seeländer banden ſie, je zu zwei Rücken an Rücken zuſammen, und warfen kaltblütig die Wehrloſen in die See!

Als Spinola von ſeinem Feldzuge nach Brüſſel zurückgekehrt war, verabredete er dort mit dem Erzherzog den Kriegsplan für das nächſte Jahr, welcher wieder auf der Abſicht gründete: in den Kern der Republik einzudringen; zwei Heere ſollten — das Eine über die Yſſel, das Andere über die Waal — ſetzen. So wollte er zuerſt nach Friesland und zu gleicher Zeit über Utrecht nach Holland vorrücken. Die Republik beſchränkte ſich diesmal blos auf die Defenſive, zum Theil aus Sparſamkeit, zum Theil aus Vorſicht.

Spinola begab ſich nun, nachdem er mit dem Erzherzog zu Brüſſel den Plan des Feldzuges für 1606 beſprochen hatte, im Jänner d. J. wieder perſönlich an den ſpaniſchen Hof, um den Plan auch dort zur Genehmigung vorzulegen und zugleich die zur Ausführung nöthige finanzielle Unterſtützung auszuwirken. Gnädig und ehrenvoll empfing der König den kühnen und glücklichen Feldherrn. Aber eben ſeine Kühnheit und Glück hatten auch den Neid wider ihn erweckt. Philipp III. ſtand ſtets noch unter dem ausſchließlichen Einfluſſe des Herzogs von Lerma, welcher Letztere in dem feinen, liebenswürdigen, durch ſeine Tüchtigkeit, ſeine Aufopferung und ſeinen friſchen Ruhm imponirenden Italiener wohl ſchon einen künftigen Nebenbuhler erblicken mochte; denn wie weit war es wohl noch von der Theilnahme an der königlichen Gunſt bis zur völligen (vielleicht ausſchließlichen) Erwerbung derſelben? Uebrigens war die Freundlichkeit, mit welcher ſich Spinola von

Philipp III. empfangen ſah, auch Alles, was er damals von dieſem Monarchen zu erwarten hatte. Das Wichtigſte, was Spinola (außer der Genehmigung ſeines Planes) vom ſpaniſchen Hofe zu erlangen wünſchte, — Geld nämlich, konnte er durchaus nicht erhalten. Die Kaſſen waren leer (Lerma hatte dazu durch ſeinen üblen Staatshaushalt das Meiſte beigetragen), und was noch ſchlimmer war, die Krone hatte ihren ganzen Credit verloren (zum Theil eine Nachwirkung der früheren verderblichen Finanzſpeculationen). Kurz, Philipp III. konnte mit dem beſten Willen nichts zur Unterſtützung Spinola's thun, und Dieſer ſah ſich denn genöthigt, ſeine eigenen Mittel aufzuwenden, ſeinen eigenen Credit zu opfern. Er that es auch. Aber, genöthigt durch die langwierigen Unterhandlungen in Spanien, wobei man ihn mit Verſprechungen hingehalten hatte, ſo wie durch ein Zuſammentreffen mehrerer anderer ungünſtiger Umſtände, welche den Rüſtungen nach ſeiner Wiederkehr in Belgien (im Juni 1606) entgegenſtanden, konnte Spinola erſt ziemlich ſpät ſeine Armee vollſtändig in's Feld ſtellen. Sie belief ſich auf 12,000 Mann zu Fuß und 2000 Mann Reiterei; Bucquoi's Corps war 10,000 Mann zu Fuß und 1800 zu Roß ſtark.

Bevor der eigentliche Feldzug begann, waren einige kleine Unternehmungen vorgefallen. Dú Terrail hatte am Faſtnachtsdienſtag (1606) Breevort durch Ueberfall genommen, während ſich die Bewohner ſorglos dem luſtigen Treiben des Carnevals hingaben; doch ſchon am 22. März gewann es der junge Heinrich Friedrich wieder. Im Juni hatte eben jener verwegene Parteigänger auch einen Anſchlag zur Eroberung von Sluis unternommen, und faſt wäre es ihm geglückt, die Stadt durch nächtliche Ueberraſchung, während Alles im Schlafe lag, zu gewinnen, hätte nicht die Geiſtesgegenwart und Tapferkeit der erwachten Beſatzung, unter dem erprobten Kommandanten van den Noot, die Feinde wieder zurückgetrieben. — Die Truppen der Republik unternahmen einige unbedeutende Streifzüge.

Während Spinola rüſtete, hatte auch Moritz nicht gefeiert. Dieſer umſichtige und thätige Feldherr der Republik hatte insbeſondere die Sicherung der Ströme beſorgt. Am 4. Juli zog er ſeine ſämmtlichen Truppenabtheilungen bei Arnheim zuſammen, rückte dann nach Doesburg und Deventer und verſtärkte die Beſatzungen in dieſen beiden Städten, ſo wie in Zütphen. Hierauf ließ er ein Corps unter dem Oberſten dú Bois ausrücken, welches die feſten Plätze zwiſchen Gorkum und der Schenkenſchanze wider Bucquoi zu verſichern beſtimmt war. — Spinola dagegen hatte ſeine geſammte Hee-

resmacht am Rhein zuſammengezogen, von wo er am 10. Juli nach der Lippe marſchirte. So ſollte nämlich ſein Plan ausgeführt werden, daß er ſelbſt nach Friesland oder über die Yſſel durch die Veluwe nach Utrecht vorrücke, Bucquoi durch die Betuwe; an den Grenzen von Holland ſollten dann Beide einander finden, und vereinigt in das Centrum der Republik einbrechen. Spinola's Offenſiv-Plan war trefflich auserſonnen; nur hatte der kluge Feldherr einen Feind nicht vorausſehen können, den anhaltenden Regen, durch welchen alle Ströme ſo hoch anſchwollen, daß der Durchgang durch die Yſſel, um in die Veluwe zu bringen, unmöglich gemacht wurde, durch welchen ferner die Wege überhaupt zum Marſch untauglich wurden, und das ganze Terrain für die Geſundheit der Truppen verderblich ward. In Folge dieſer unüberwindlichen Hinderniſſe mußte der ganze Kriegsplan Spinola's eine theilweiſe Wendung zu Gunſten der Republik erleiden.

Ohne ſich durch irgend eine Schwierigkeit abſchrecken zu laſſen, drang Spinola bis Lochem in der Grafſchaft Zütphen vor, und eroberte jene kleine Stadt, deren Beſitz ihm nur durch ihre Lage von Wichtigkeit war, nach einem raſchen Angriff am 23. Juli. Bucquoi hatte indeſſen von Mook aus, wo er ſeine Stellung genommen, ſowohl Nymwegen als Grave bedroht, und eine Abtheilung von 4500 Mann unter Pompeo Giuſtiniani an die Waal geſchickt, um einen Einfall in die Betuwe zu unternehmen, welchen jedoch der niederländiſche Oberſt dû Bois glücklich abzuhalten wußte.

Dem beharrlich ausdauernden Spinola mißlang hierauf gleichfalls ein vortrefflich vorbereiteter Verſuch, über die Yſſel zu ſetzen und Zwolle wegzunehmen. Nun zog er ſich von der Yſſel zurück und beſchloß, die Stadt Grol zu belagern, während Bucquoi einen Angriff auf Nymwegen thun ſollte. Am 3. Auguſt begann Spinola die Belagerung Grols, und ſchon am 14. deſſelben Monats hatte ſich ihm dieſe Stadt übergeben. Hiermit aber waren auch ſeine Unternehmungen in jenen Gegenden geſchloſſen. Durch die fortdauernde Ungunſt der Witterung gezwungen, gab er den Gedanken auf, über die Waal und Yſſel in die Republik vorzubringen, und beſchloß, ſich nunmehr nach Rheinberg zu wenden, wohin er auch den Grafen Bucquoi berief. Zuerſt kam dieſer, bald nach ihm Spinola ſelbſt vor Rheinberg an, welches jedoch, noch bevor die Feinde es von allen Seiten hatten umſchließen können, durch Heinrich Friedrich eine Verſtärkung erhalten hatte.

Moritz stand indessen mit seiner Armee bei Doesburg, wo sein Bruder Heinrich Friedrich wieder zu ihm stieß. Die Besatzung Rheinbergs stand unter dem Commando des Obersten Uitenhove, und unternahm mehrere glückliche Ausfälle sowohl gegen das Corps Bucquoi's, welches auf der rechten Seite des Rheins, als auf das Spinola's, welches auf der linken lag; die Belagerer erlitten hierbei nicht unbedeutende Verluste. Moritz, welchem die Generalstaaten auf seine Anfrage unbedingt die Leitung der Operationen überlassen hatten, veranlaßte durch seine Rüstungen die Meinung, als wolle er zum Entsatze Rheinbergs herbeieilen. Eigentlich hatte er jedoch beschlossen, daß der Feind sich immer noch vor Rheinberg aufhalten solle, denn er befürchtete, daß, wenn er (Moritz) die Yssel verließe, Spinola sich dann abermals dorthin wenden und den Uebergang über die Ströme (den Hauptzweck) versuchen würde, eine Berechnung, welche den Ruhm seiner militairischen Einsicht eben so gut rechtfertigte, wie ein glänzender Sieg. Inzwischen setzte jedoch Spinola die Belagerung Rheinbergs mit erhöhter Anstrengung fort, und drang mit seinen Arbeiten bis an den Graben vor, während zu gleicher Zeit in der Stadt schon das Pulver zu mangeln anfing. Da nun der Commandant in dieser äußersten Lage auf keinen Entsatz rechnen konnte, so beschloß er, zu capituliren, und übergab dem Eroberer Ostende's Rheinberg am 2. October **1606** auf ehrenvolle Bedingungen. Die Generalstaaten waren über den Verlust einer so wichtigen Festung im höchsten Grade bestürzt.

Doch die Eroberung Rheinbergs bezeichnete den Wendepunkt von Spinola's Waffenruhm in jenem Kriege gegen die Republik. Die Kraft zu allen Unternehmungen war ihm gelähmt. Der Grund davon war, wie so oft in dem langjährigen Kriege Spaniens gegen die Niederlande, eine Meuterei der Soldaten, die nächste Veranlassung zu dieser letzteren — wieder ein drückender Geldmangel. Spinola hatte die Summen, welche er aus Spanien mitgebracht, zur Bestreitung des Feldzuges ausgegeben, und wartete vergeblich auf weitere, so wie Philipp III. seinerseits noch immer auf die Silberflotte aus Amerika. Einige Kaufleute, bei denen Spinola betheiligt war, hatten fallirt. Kurz, er konnte seine Truppen nicht mehr bezahlen, und als er nun nach Rheinsbergs Eroberung auch keine neue Expedition im Laufe des Jahres mehr unternehmen mochte, brach die Empörung der Soldaten los, von denen viele zu Moritz übertraten, andere aber wieder sich zu einer Militairrepublik unter einem Eletto vereinigten. Spinola

wandte im Anfang Strenge an, welche jedoch nichts fruchtete. Als die Zahl der Meuterer wuchs, ſuchte er ſie durch Milde und Verſprechungen zum Gehorſam zurückzubringen, wodurch er jedoch eben ſo wenig ausrichtete. Eine große Menge derſelben zog nach Breda, und bat Juſtin von Naſſau um Beiſtand, der ihnen auch Lebensmittel zukommen ließ und ſie im Fall eines Angriffes zu ſchützen verſprach. Spinola ſah nun ein, daß ihm unter ſolchen Umſtänden nichts zu handeln übrig blieb. So verlegte er denn ſeine treueſten Regimenter in die nächſten Städte und den Reſt in das Erzſtift Köln.

Dieſe unerwartete Schwächung des gefürchteten ſiegreichen Gegners erhob den Muth der Generalſtaaten auf's Neue, und zwar um ſo mehr, da ihre Heeresmacht ſich zu gleicher Zeit bedeutend verſtärkte. Sie beſchloſſen daher, raſch wieder die Offenſive zu ergreifen und ertheilten dem Prinzen Moritz für die Leitung des Krieges die ausgedehnteſte Machtvollkommenheit. Moritz ließ hierauf durch den Grafen Ernſt Kaſimir von Naſſau Lochem wieder belagern, welches ſich zu Ende October ergab. Er ſelbſt rückte vor Grol und umſchloß es. Doch theils die für eine Belagerung ungünſtige Witterung, theils Seuchen im niederländiſchen Heere, ſo wie endlich die Nachricht, daß Spinola ſeine Truppen zuſammenziehe, um Grol zu entſetzen, verhinderten den Erfolg, ungeachtet alles Eifers von Seiten Moritzens. Spinola hatte es übrigens dahin gebracht, daß ihm ungefähr 8200 Mann gen Grol folgten, und mit dieſer geringen Macht beſchloß er, die bei Weitem ſtärkere ſeines Gegners anzugreifen. Und in der That, — wer hätte dies für möglich gehalten? — zog Spinola mit ſeinen Treuen auf moraſtigen Wegen plötzlich in voller Schlachtordnung gegen Moritz heran. Vergeblich erwartete man von Dieſem, daß er ſich zur Schlacht entſchließen würde. Moritz bedachte (wie er ſagte) den mißlichen Zuſtand ſeines durch Krankheiten geſchwächten Heeres und hob die Belagerung von Grol auf. Beide Gegner ließen nun ihre Truppen die Winterquartiere beziehen.

Inzwiſchen hatte die niederländiſche Republik in demſelben Jahre auch wieder zur See Feindſeligkeiten gegen Spanien unternommen und den Herrn von Hautain mit einer Flotte von 24 Segeln ausgeſendet, um die weſtindiſche aufzufangen und die portugieſiſche, welche, nach Oſtindien beſtimmt, ſegelfertig lag, am Auslaufen zu verhindern. Das Letztere gelang, das Erſtere jedoch nicht, wenigſtens nicht vollſtändig, und Hautain ſah ſich

im Sommer durch Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr genöthigt, da die Proviantſchiffe aus Holland für ihn durch Gegenwinde aufgehalten worden waren. Im September deſſelben Jahres ging er jedoch abermals unter Segel, um die weſt- und oſtindiſche Flotte zu nehmen. Auch dies Mal hatte er wieder 24 Schiffe, doch 6 davon wurden zerſtreut, und die übrigen ergriffen in der Nähe des Kaps St. Vincent vor acht ſpaniſchen Gallionen die Flucht. Der Unteradmiral von Seeland, Reinier Klaaszoon, wurde auf ſeinem Schiffe von den ſpaniſchen Gallionen ſcharf gefaßt, und leiſtete den Feinden zwei Tage lang, tapfer kämpfend, den furchtbarſten Widerſtand, bis endlich die meiſten von ſeinen Leuten hingeſtreckt lagen und das Schiff auf allen Seiten zerſchoſſen war. Da ruft Reinier Klaaszoon den Reſt der Seinigen (60 Menſchen im Ganzen) zuſammen, und alle faſſen einmüthig den Entſchluß, dem Feinde nicht einmal das Wrack zu laſſen, ſondern frei und treu für's Vaterland zu ſterben. Fromm knieen ſie hin und rufen gen Himmel: „Herr, vergieb uns, was wir jetzt thun!“ dann werfen ſie Feuer in den Pulvervorrath und das Schiff fliegt mit der Mannſchaft in die Luft.

Noch im Laufe des Winters, ſowie im Frühling des neuen Jahres 1607 wurden die Feindſeligkeiten von beiden Seiten erneuert; doch keine von allen Unternehmungen war von belangreichem Erfolg. So hatte die Reiterei Grobbendonks eine Schanze auf dem Bommeler Waard geſchleift; ſo war Heinrich Friedrich ausgezogen, um das Kriegsvolk Spinola's im Limburgiſchen zu überfallen und eroberte bei dieſer Gelegenheit durch Ueberfall Erkelens, wo er den Grafen Heinrich van den Berge gefangen nahm. Deſſen Bruder Graf Friedrich unternahm einen vergeblichen Anſchlag auf Aardenburg. Schon mochte man nach ſolchen kleinen kriegeriſchen Unternehmungen eines neuen Feldzuges warten, als ſich plötzlich endlich wirklich eine Ausſicht des Friedens aufthat.

Die Aufforderung zum Frieden ging von Erzherzog Albrecht und Iſabellen aus. Es ehret die Herzen dieſes fürſtlichen Paares, daß ſich Beide durch keine Rückſicht auf ihre hohe Stellung zu der Vormeinung verführen ließen, als gezieme es ihnen nicht, dem trotzigen Freiſtaate zuerſt die Hand darzubieten, — daß ihnen der langjährige Wunſch Belgiens, daß ihnen deſſen Wohlfahrt als höchſte, als wichtigſte Rückſicht galt. Auch Spanien war zum Frieden geneigt, denn eine entſcheidende Seeſchlacht, in Gibraltars Nähe geführt, wo die ganze ſpaniſche Flotte

durch den holländiſchen Admiral Jakob Heemskerk vernichtet wurde, (1607), bewirkte eine Sinnesänderung am ſpaniſchen Hofe. Beide, Albrecht und Iſabella, handelten nun im Einverſtändniß mit Spanien, deſſen Anſprüche auf Belgien durch die Kinderloſigkeit beider Gatten begründet waren; auch der Kriegsheld Spinola hatte zum Frieden gerathen. Die Geſandten zu den zu eröffnenden Friedensunterhandlungen wurden nach dem Haag abgeſandt, unter ihnen ſpielte die einflußreichſte Rolle unſer Held Spinola. Zu Anfang des Jahres 1608 kam Spinola mit ſeinen Mit-Geſandten nach Holland. In jeder Stadt, durch welche ſie ihre Reiſe führte, wurden ſie von dem Magiſtrate ehrenvoll empfangen. Als ſie ſich dem Haag näherten, eilte Prinz Moritz zu Wagen ſeinem großen Gegner Spinola bis eine halbe Stunde vor der Stadt entgegen und empfing ihn herzlich wie einen alten Freund. Beide hatten ſich im Laufe der Jahre gegenſeitig achten gelernt, ihre Kriegsoperationen glichen einem meiſterhaft geführten Schachſpiel, bewundernswerth geleitet von zwei Meiſtern ihrer Kunſt.

Zahlloſes Volk war herbeigeſtrömt und ſah, wie die beiden Helden ſich Beweiſe ihrer wechſelſeitigen Hochachtung gaben. Spinola erhielt im Haag eine ausgeſucht ſchöne Wohnung und entfaltete darin einen Haushalt, deſſen großartige Pracht das Erſtaunen der Holländer erregte, welche an ein patriarchaliſch einfaches Leben gewöhnt waren. Sein Benehmen war gegen Jedermann ausnehmend liebenswürdig und er flößte allſeitig Zutrauen ein, was ſeine Wirkung auf den Gang der Verhandlungen nicht verfehlte, die am 6. Februar feierlich eröffnet und am 9. April geſchloſſen wurden, als deren Hauptreſultat ſich ein zwölfjähriger Waffenſtillſtand ergab.

Während dieſes Waffenſtillſtandes erweiterte ſich der Wirkungskreis Spinola's auch nach Deutſchland. Er vollzog im Namen des Erzherzogs Albrecht die gegen die Städte Aachen und Mühlheim (1614) vom Kaiſer ergangene Reichsacht; auch breitete er ſich mit ſeinen Truppen in den Herzogthümern Jülich und Cleve in Folge des Erbſtreites aus, nahm einen Ort nach dem andern, wie Düren, Orſoi, Berghen und Duisburg weg, und nöthigte Weſel zur Uebergabe, ehe die für dieſe Länder Partei nehmenden Generalſtaaten es hindern konnten; die Truppen derſelben beſetzten zwar auch mehrere Plätze, ohne daß jedoch beide Armeen aus ihren friedlichen Verhältniſſen gekommen wären.

Nach dem Ausbruch der böhmiſchen Unruhen erhielt er den Auftrag, die Reichsacht in der Pfalz, als dem Lande des Böhmenkönigs und Pfalzgrafen Friedrich, zu vollziehen. Spinola hatte ſich mit 20,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie in Marſch geſetzt. Als er bei Coblenz ankam, erließ er im Auftrage und Namen des kaiſerlichen Statthalters, des Erzherzogs Albrecht, eine Proklamation an ſämmtliche Reichs-, insbeſondere aber an die uniirten Stände, worin er erklärte, daß der König von Spanien und Erzherzog Albrecht ihm befohlen hätten, dem Kaiſer zu Hilfe zu ziehen und er daher erwarte, daß, da der Zug zu Niemandens Schaden geſchehe, man ſich dieſem Heere nicht entgegenſetzen würde.

Indeſſen hatten ſich die uniirten Fürſten auf einem Berge bei Oppenheim gelagert, und ihre Armee zählte 18,600 Mann Infanterie und 5680 Mann Cavallerie.*) Bei derſelben befanden ſich der Markgraf Joachim Ernſt von Brandenburg als Obergeneral, ferner: Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, Herzog Julius von Würtemberg, Markgraf Carl von Baden, Graf Friedrich von Solms, Graf Philipp Reinhard von Solms und Graf Johann von Naſſau.

Mitte Auguſt paſſirte Spinola im Angeſichte des ganzen uniirten Heeres mit Schnelligkeit den Rhein zwiſchen Coblenz und Neuwied, unweit Engers, und beabſichtigte auf Frankfurt a. M. zu marſchiren. Die uniirten Fürſten hatten kaum von Spinola's Abſicht Kenntniß erhalten, ſo entſandten ſie den Grafen Friedrich von Solms mit 2000 Mann Cavallerie und 2 Infanterie-Regimentern eilends nach Frankfurt, welchem Corps einige Tage ſpäter die ganze uniirte Armee folgte. Dieſelbe bezog hier ein Lager zu beiden Seiten des Mains.

Spinola nahm nun in der Gegend von Frankfurt Poſition, marſchirte jedoch plötzlich rechts ab und paſſirte den Main bei Mainz. Die Uniirten gingen ſofort (am 26. Auguſt) raſch nach Oppenheim zurück, welches ſie mit Recht bedroht glaubten, und bezogen hier wieder ihr früheres Lager. Spinola machte eine Stunde von Oppenheim Halt und nahm hier Poſition; aber ſchon am 30. in der Nacht ſchickte er 6000 Mann Infanterie, 4 bis 600 Mann Cavallerie mit 9 Geſchützen nach Kreuz-

*) Nach La Roche 30jährigem Kriege, Band I.

nach, welche Stadt ſich am 31. Auguſt ergab. Die Bürgerſchaft mußte einem Markgrafen von Baden, Eduardiſcher Linie, als Vertreter des Kaiſers huldigen, und Spinola legte in die Stadt drei Fahnen Fußvolk. Wenige Tage darauf fiel auch Alzey in Spinola's Gewalt, der ſich nun anſchickte, mit ſeiner ganzen Macht nach Worms zu marſchiren. Auf die Nachricht hiervon entſandten die Uniirten alsbald den Markgrafen von Anſpach mit 40 Compagnieen Cavallerie und drei Geſchützen aus dem Oppenheimer Lager nach Worms, und der Reſt der Armee, mit Ausnahme einiger hundert Mann, folgte bald nach. Spinola hatte ſeine Gegner trefflich getäuſcht; kaum wußte er ſie bei Worms, als er eiligſt mit 12,000 Mann vor Oppenheim rückte und den Reſt ſeines Heeres den Uniirten gegenüber ließ. Oppenheim, nur ſchwach beſetzt, ergab ſich an Spinola, huldigte dem Kaiſer und erhielt dagegen ſeine Religions- und politiſchen Freiheiten zugeſichert.

Bei Oppenheim ließ Spinola eine Schiffbrücke ſchlagen, ſetzte 4000 Mann auf das rechte Ufer über, welche bis an die Bergſtraße ſtreiften. Mittlerweile nahm er Simmern, Sobernheim, Bensheim, Bacharach, Kaub, Kirchberg, Trarbach, Beilſtein, Caſtellaun, Menzingen, Kime, Odernheim, Strombach, Odenbach, Stockenhauſen ein und ließ Guntersblum in Aſche legen, weil es den Durchzug verweigert hatte. Die Uniirten hatten wenig, ja faſt nichts gegen Spinola unternommen. Hielten ſie ſich zu ſchwach, oder hieß es: viel Köpfe viel Sinne, oder wirkte der Ruf von Spinola's Feldherrntalent lähmend auf ſie, kurz, Spinola war in geringer Zeit Herr der ganzen Pfalz und hatte ſelbſt ſich über den Main bis an die Donau einen Weg gebahnt. Seine Anſtalten hingen mit den glücklichen Fortſchritten der Kaiſerlichen in Böhmen enger zuſammen, als beim erſten Blicke ſcheinen mag. Da aber mittlerweile der Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und Holland verfloſſen war, und Spinola nach den Niederlanden gerufen wurde, ſo ließ er eine Abtheilung ſeiner Truppen unter Cordova in der Pfalz und ging wieder an die Schelde zurück.

Der Haß gegen den Proteſtantismus, die Verbindung mit dem öſterreichiſchen Hauſe, die Hoffnung, jetzt die Holländer unterdrücken zu können, beſtimmten Spanien, ſogleich wieder den Krieg zu beginnen, und ſo ſehen wir Spinola ſich von 1621 an mit ſeinem alten Gegner Moritz von Oranien auf's Neue meſſen.

Doch bei der Belagerung von Bergen op Zoom (1622) war

Spinola nicht glücklich, denn alle ſeine Stürme wurden abgeſchlagen und er mußte vor dem Entſatze noch ſich mit großem Verluſte zurückziehen. Seine Neider, deren nicht wenige waren, glaubten dieſen Unfall zur Verdunkelung ſeines alten kriegeriſchen Ruhmes eifrig benutzen zu können, erlaubten ſich öffentlich alle Schmähungen gegen ihn und arteten bald in ſolche Zügelloſigkeit aus, daß der König unter Strafandrohungen bekannt machen ließ, daß er die Ehre ſeines Feldherrn als die ſeinige betrachte und jedes zweideutige Wort ahnen werde. Der König ſetzte ein ſo großes Vertrauen in Spinola, daß, als er ihm die Einnahme der beſonders wichtigen und ſtarken Feſtung Breda auftrug, er ihm ſeinen Befehl in folgender zuverſichtlicher Kürze ſchrieb. „Marcheſe, erobert Breda. Ich der König.“ Wirklich griff Spinola 1624 Breda an und war dies Mal wieder von ſeinem alten Kriegsglücke begleitet. Alle Künſte und Mittel des Angriffs wurden hier von Spinola in Bewegung geſetzt, ſo daß Kenner der Kriegskunde aus fernen Landen herbei reiſ'ten, um Zeuge zu ſein, wie ſich Spinola weder durch die Härte des rauhen Winters, noch durch die Ausfälle und Anſtrengungen der Beſatzung, noch durch die gewagteſten Verſuche zum Entſatze, die Moritz, und nach deſſen dabei erfolgtem Tode Heinrich von Naſſau-Oranien unternahmen, aus ſeinen Linien bringen ließ, aus welchen er nach 17 Monaten die Feſtung zur Uebergabe zwang. Spinola war durch die ſumpfige Luft bereits ſchon bedenklich krank geworden, nachdem ihm kurz zuvor eine Kanonenkugel in ſeiner Abweſenheit ſein Schlafgemach zerſchmettert, und ihm eine andere beim Recognosciren den Zügel des Pferdes weggeſtreift hatte. Die Belagerung hatte 17 volle Monate gedauert und es waren unglaublich viele Schüſſe auf die Feſtung geſchehen, die immer mit Nachdruck erwiedert worden. Spinola's Umgebung hatte auf unbedingte Uebergabe gedrungen, er aber gewährte der tapfern Beſatzung die ehrenhafteſte und vortheilhafteſte; frei zog ſie nach der nächſten Feſtung ab, von Spinola's Heer ehrenvoll begrüßt, für Kranke und Verwundete trug Spinola edelmüthig Sorge.

Die Einnahme Breda's war Spinola's letzte große Waffenthat und brachte ſeinen kriegeriſchen Ruhm auf's Höchſte, erweckte ihm aber auch um ſo mehr Neider. Breda's Fall hatte Spinola am Hofe des Königs von Spanien ein ſo übertriebenes Zutrauen verſchafft, daß man dort zuletzt glaubte, er könne den Feind ohne Truppen und blos durch ſeinen Namen ſchlagen. Er wurde 1628 nach Spanien zurückberufen

wohin er seinen Weg durch Frankreich und die französische Armee nahm, welche damals die Hugenotten in Rochelle belagerte, eine Festung, welche gegen die Wunden, die ihr von ihren Feinden zu Lande geschlagen wurden, immer Heilmittel in den Zufuhren fand, die ihr zur See offen standen. Aus Achtung fragte der Cardinal Richelieu den General Spinola um seine Meinung über die Belagerungsanstalten, und der erfahrene Feldherr gab die naive Antwort: „Das beste Mittel sei, die Hand gegen die Soldaten aufzuthun, der Stadt aber den Hafen zu verschließen!" So hatte er ja einst Ostende erobert.

Kaum in Spanien angekommen, wurde Spinola 1628 wegen des Erbfolgestreites mit Mantua nach Italien gesandt, wo er, gegen einen überlegenen Feind zu wenig mit Streitkräften unterstützt, vor der Citadelle von Casale, die er schon auf's Aeußerste bedrängt hatte, abziehen mußte. Die vielen Neider und Feinde, die er unter den Räthen des Königs zu Madrid hatte, waren Haupturſache, daß man ihn mit so geringen Streitkräften nach Italien sandte und so manche seiner Operationen durch die verschiedensten klug bewerkstelligten Neckereien und Hindernisse störte oder verzögerte.

Der Gram darüber wirkte so sehr auf seine Gesundheit, daß er bald darauf erkrankte und unter beständigen Klagen über die Feinde seiner Ehre und seines Ruhmes, 1630 auf dem Schlosse zu Mailand starb, zu früh für Spaniens Waffen, die nach Spinola's Tode mit jedem Tage unglücklicher kämpften, nicht zu früh für seinen Ruhm, der eben jetzt auf der größten Höhe stand, und bei dem Auftreten Gustav Adolphs vielleicht wie der des Tilly etwas geschwunden wäre.

Spinola war der letzte große spanische Feldherr des Mittelalters, und Heinrich IV. von Frankreich, sowie Moritz von Oranien ließen ihm Gerechtigkeit hinsichtlich seiner Talente widerfahren.

Richtige Bezahlung seiner Truppen und Freigebigkeit gegen seine Feinde, wenn sie sich derselben zugänglich zeigten, waren für ihn oft Mittel zum Siege gewesen, die er auch seinen Zeitgenossen, welche in erster Hinsicht so oft fehlten, anempfahl.

Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim,

des heiligen römiſchen Reiches Erbmarſchall, kaiſ. Reichs-Hofrath und Kämmerer, kaiſerl. und churfürſtl. bairiſcher Feldmarſchall, Ritter des goldenen Vließes.

Aus einem uralten deutſchen adeligen Geſchlechte ſtammend, deſſen ſchon in Chroniken und Urkunden zur Zeit der Saliſchen Kaiſer erwähnt wird, und das die Sage zur Zeit der Carolinger ſchon blühen läßt, wurde der berühmte Feldherr der katholiſchen Ligue Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim-Treuchtlingen am 29. Mai 1594 zu Schloß Pappenheim geboren. Seine Mutter, Maria Salome, war die Tochter Heinrichs Freiherrn von Preyſing, Pflegers zu Reichenhall. Sein Vater Veit, Reichs-Erbmarſchall von Pappenheim, zugleich ein berühmter Aſtrolog, deutete ſeinen künftigen Kriegsruhm aus den zwei, kreuzweiſe über ſeiner Stirne ſichtbaren rothen Streifen, Schwertern ähnlich (zwei gekreuzte Schwerter bildeten das Pappenheimiſche Wappen), einem Muttermaale, das er mit auf die Welt brachte, das in einiger Zeit wieder verging, aber noch im Mannesalter immer wieder erſchien, ſo oft der Zorn ſeine überaus lebendigen Züge entflammte. Auch haben die Mutter und Amme ſtaunend bemerkt, daß er ein einziges Mal in ſeinem Leben, in ſeinem erſten Bade nach der Geburt geweint und dann niemals wieder.

Mit ſechs Jahren verlor Pappenheim ſeinen Vater (am 8. Juni 1600). Seine Mutter Maria Salome vermählte ſich ſchon das Jahr darauf wieder mit dem Alba des herrlichen Landes ob der Enns, mit Adam Grafen von Herberſtorff, kaiſerlichem Rath, Obriſten und bairiſchem Statthalter zu Linz. Sie überlebte ihren heldenmüthigen Sohn 18 Jahre. —

In ſeinem 14. Jahre wurde Gottfried Pappenheim auf die damals berühmte Hochſchule zu Altdorf geſendet. Seine Studien vollendete er in der Univerſität Tübingen und durchreiſ'te darauf die Niederlande, Frankreich, England, Spanien und Italien, ſah den Tod Heinrichs IV. und den ſchwachen Nachfolger der großen Eliſabeth. Im Anfang ſeiner zwanziger Jahre wurde er vom Kaiſer Matthias zum Reichs-Hofrathe ernannt, vertauſchte aber bald die Feder mit dem Degen. Die innere Gluth trieb Pappenheim dahin, wo Krieg die Looſung war.

Er diente zuerſt unter dem Grafen Adam von Herberſtorff (ſeinem Stiefvater) der katholiſchen Ligue in der Fehde wegen Jülich, als Befehlshaber über 200 Reiter.

An der Spitze der Ligue ſtand Maximilian, Herzog von Baiern, gewiß mit Heinrich IV. und Guſtav Adolph der größte Fürſt ſeiner Zeit, wiewohl ſeine Regierung für Baiern keine glückliche war, weil er, ſtatt über allen Parteien zu ſtehen, ſelber Parteimann war.

Mit ungemeiner Klugheit ſchloß Maximilian bekanntlich mit der Union am 8. Juli 1620 den Vergleich zu Ulm, und ſtand am 17. Juli bereits im Lande ob der Enns, durchdrang den Verhau der inſurgirten Bauern zu Haag, erzwang am 20. Auguſt die Huldigung, ließ Pappenheims Stiefvater, den Grafen Adam Herberſtorff, als ſeinen Statthalter in Linz, vereinte ſich mit Bucquoi, eilte trotz deſſen Widerſtrebens gerade vor Prag. Pappenheim machte den ganzen Zug als Oberſter über 1000 Reiter mit und focht in der Schlacht bei Prag am 8. November 1620 ruhmvoll mit.

Als in dieſer Schlacht die öſterreichiſchen Reiter, von denen des Grafen Schlick geworfen, im Begriffe waren, auf das eigene Fußvolk zu ſtürzen, hielt Pappenheim, dem tollen Schwarm ſich, ein raſender Ajax, entgegenwerfend, weiteres Unheil ab, drang mit der bairiſchen Reiterei unter den Oberſten Kratz und Gaucher in die Böhmen, unterlief, und nahm die zwei großen Stücke, die bisher den größten Schaden gethan, trieb die Ungarn gegen die Moldau hinab, den Rheingrafen und den Grafen Schlick in den Thiergarten, hier aber erhielt er in dem wilden Gedränge über zwanzig Hieb- und Stichwunden durch die feindlichen Reiter, ſein Pferd ward erſchoſſen, unter daſſelbe geſtürzt ging die Gewalt der eigenen und feindlichen Roſſe über ihn hinweg, daß man über hundert Narben an ſeinem Körper gezählt. Durch die kalte Novembernacht lag er als todt geachtet unter den Todten bis an den ſpäten Morgen. — Er ſelbſt erzählte darüber: „Er habe nicht gewußt, liege er in der Hölle oder im Himmel, da er zum erſten zu wenig Pein, zum letzten zu wenig Freude empfunden, — habe alſo gemeint, er ſei im Fegfeuer. Als es zum Plündern gekommen, habe ihn ein Wallone unter dem Pferd hervorgezogen, ſprechend: „Kerl, wer biſt Du? Du haſt gute Hoſen, Du mußt ſterben!“ Dem aber gab Pappenheim ſich zu erkennen und wurde ſohin zu dem geſchickten Wundarzte André nach Prag gebracht.

„Wie der nunmehrige Churfürſt Maximilian von Baiern Herrn André fragen laſſen, ob der Pappenheim zu heilen ſei? hat dieſer dem abgeſandten Leibmedikus geantwortet: „Mit Gottes Hilfe traue er ſich darüber, obwohl ſechs von den Wunden tödtlich ſeien. Wenn Pappenheim nur nicht ſo ungeduldig wäre.“ Darüber der Pappenheim aus dem Bette hervorgeſchrien: „Wie ſollt denn Einer bei dem vielen Heften und Nähen geduldig ſein?“

Auf dem Regensburger Reichstage 1623 ſchlug der Kaiſer Pappenheim perſönlich zum Ritter und ernannte ihn zu ſeinem Obriſten. Von 1623—1625 führte Pappenheim ein Geſchwader ſpaniſcher Reiterei im Mailändiſchen.

Als Selbſtlenker einer größern Unternehmung erſcheint Pappenheim zuerſt 1626 in Oberöſterreich, wo Herberſtorff die Gegenreformation mit unmenſchlicher Härte und Willkür vollzog und die Bauern daher einen bedeutenden Aufſtand erregt hatten, deſſen Geſchichte zeiget, wie ſich auch Streiter, ungeübt und ohne die Regeln der Kriegskunſt inne zu haben, eine Zeit lang behaupten können. Da Kaiſer Ferdinand II. neben dem katholiſchen Gottesdienſte durchaus keinen andern in ſeinen Staaten dulden wollte, ſo wurden auch im Lande ob der Enns oder Oberöſterreich die evangeliſchen Prieſter verwieſen, und die Laien mußten ſich entweder zur katholiſchen Religion bekennen oder ſich entſchließen, auszuwandern. Bei ihrer Auswanderung nahm man nun von ihnen ein ſtarkes Abfahrtsgeld, daher ſie ſich ebenſo ungern dazu, als zum Uebertritt in die katholiſche Kirche entſchloſſen. Weil aber bei Weitem der größte Theil der Einwohner Oberöſterreichs evangeliſch war, ſo erſtreckte ſich die Bedrückung faſt über das ganze Land und erregte allerſeits Unzufriedenheit, die noch durch den Umſtand vermehrt wurde, daß das Land damals (von 1619—1628) für 13 Millionen Gulden an Baiern verpfändet war, deſſen Churfürſt Maximilian dem Kaiſer dieſe Summe an Kriegskoſten für den nach Böhmen gemachten Feldzug aufgerechnet hatte. Der Bauer war dadurch mit um ſo größern Laſten beſchwert, da auch Maximilian ihm manche Steuern auferlegte, die er gerne gemildert hätte, wenn ihn die Bedrängniſſe der Zeit nicht gezwungen hätten, ſie dem Lande aufzubürden.

Schon 1625 erhob ſich ein Aufſtand unter den Bauern, ward aber von dem ſchon mehrfach erwähnten bairiſchen Statthalter zu Linz, Adam Grafen von Herberſtorff, gedämpft und durch die Hinrichtung von ſieben-

zehn ihrer Wortführer beſtraft. Herberſtorff war unbedachter Weiſe mehr grauſam als ſtreng, was ſchon ſeine Art zu ſtrafen zeigte. So kam er z. B. mit Truppen nach Böklamark, in die Gegend des Aufſtandes, ließ einige Gemeinden unter freiem Himmel verſammeln, und hob dann 38 ihrer Richter und Rathsmänner heraus. Dieſe verurtheilte er ohne alles Verhör zum Galgen, und erklärte endlich auf vieles Bitten, daß er aus Gnade der Hälfte das Leben ſchenken wolle; doch müßte durch das Loos beſtimmt werden, wer dazu gehören ſollte. Sofort ward ein ſchwarzer Mantel auf die Erde gebreitet, je zwei und zwei würfelten darauf und die verloren, wurden ſogleich von dem Scharfrichter gebunden. Ihrer waren neunzehn, zwei entließ er noch, die andern wurden theils an eine Linde des Feldes, theils an die Dächer dreier Kirchthürme gehangen. Dies und noch Manches gaben Anlaß zu neuen Unruhen, deren Umſichgreifen bald gefährlicher ward.

Den 17. Mai 1626 waren mehrere Bauern in einer Schenke verſammelt, ergoſſen ſich in Klagen über die Erpreſſungen der bairiſchen Truppen, und als ſie ſich eben unter einander verbunden hatten, die nächſte Anforderung mit Gewalt zurückzuweiſen, kamen bairiſche Soldaten, die Pferde verlangten, und da ſie ſich nicht abweiſen ließen, ſogleich tollkühn angefallen und mehrere tödtlich verwundet wurden. Des folgenden Tages traten der Bauern noch mehrere zuſammen, und durch ihren kleinen Erfolg von geſtern zuverſichtlicher gemacht, verhinderten ſie übermüthiger Weiſe einen öffentlichen Kirchgang, den die Katholiken zu Lambach abhalten wollten, und verbreiteten ſich dann in die benachbarten Gemeinden, um möglichſt Viele in ihre Partei zu ziehen. Bei Aſchau am Fadinger Hofe wählten ſie ſich den Hutmacher Stephan Fadinger, einen Mann kühnen und liſtigen Sinnes, zum oberſten Hauptmann, worauf ſie ſich bald bis auf 16,000 Mann ſtark zuſammenrotteten, die nun rangirt und unter den Befehlen von Unterhauptleuten in kleinere Haufen ſich abtheilten und: „Es muß ſein!“ auf ihre Fahnen ſchrieben. Bei Waitzenkirchen und Peuerbach erlitt Herberſtorff, der ihnen mit 7 bis 800 Mann nur entgegengezogen, eine fürchterliche Niederlage. Er ward ſo völlig aus dem Felde geſchlagen, daß er kaum mit 400 Mann der Seinigen nach Linz ſich retten konnte; der größte Theil ſeiner Feldſtücke war durch Verrätherei noch vor dem Kampfe ſchon in die Hände der Bauern gerathen. Peuerbach und Waitzenkirchen wurden von den ſiegenden Bauern abgebrannt

und Lambach, Steyer, Wels, Gmunden, Kremsmünſter, Böklabruck wurden von ihnen wie im Fluge erobert; das reiche Stift Kremsmünſter plünderten ſie und mißhandelten die Stiftsgeiſtlichen auf die roheſte Art.

Geheime Emiſſaire vom König Chriſtian von Dänemark, von Venedig, von Bethlen-Gabor, vom Grafen Mansfeld, in's Lager der rebelliſchen Bauern geſandt, thaten hinlänglich das Ihrige, dieſe in ihren tollkühnen Unternehmungen nur noch mehr zu beſtärken und ſie mit Verſprechungen von Unterſtützung zu neuem Muthe zu entflammen. Die Bauern ordneten ſich unter Fadingers kluger und kräftiger Leitung immer mehr und mehr. Sie beſtimmten die Zeit und den Ort des Sturmſchlages, die Lärmplätze, die Zufluchtsorte für die Wehrloſen, und die Boten und Wege, durch die Alles in beſtändiger Verbindung zu erhalten ſei; ja nöthigten auch jeden einzelnen Hausbeſitzer, einen Mann zu ſtellen oder ſelbſt mit ihnen in das Lager zu ziehen. Zwar thaten die Stände, welche ſich jeder Theilnahme an dem Aufſtande enthielten und eine muſterhafte Haltung behaupteten, alles Mögliche, um die Aufrührer zur Ruhe zu bewegen, aber vergebens. Selbſt das Anerbieten Herberſtorffs, ihnen Alles zu vergeben und zu vergeſſen, wenn ſie ſich nur beruhigten und aus einander gingen, wurde mit Hohn zurückgewieſen. Bald darauf brach Fadinger mit 18,000 Mann von Steyer gegen Enns auf und forderte die Uebergabe dieſer Stadt. Drei Schiffe, welche mit friſchen bairiſchen Truppen die Donau hinabfuhren, wurden von den Bauern theils erobert, theils verſenkt, und die ganze Mannſchaft getödtet. Endlich ſtimmte der milde Ton der zu Linz verſammelten kaiſerlichen Commiſſaire*) die Bauern ruhiger. Dieſe bezeigten einen beſſeren Willen, Unterhandlungen durch ihnen geſtattete Ausſchüſſe einzuleiten und zu betreiben, und Fadinger entließ bei herannahender Erntezeit ſogar den größten Theil ſeiner Truppen nach Hauſe, wogegen ihm die kaiſerlichen Commiſſaire und die Stände die gewünſchten Verſicherungen ertheilten. Aber während ſich nun auf der einen Seite Alles friedlich zu geſtalten ſchien, zeigten ſich auf dem linken Donauufer bedenkliche Bewegungen, indem die Bauern bei Ottersheim ein großes Lager bezogen, und von dort aus die Stellungen des Statthalters

*) Ignatius Abt zu Lilienfeld, Karl Fuchs von Fuchsberg, Wolf Niklas von Grünthal und Dr Martin Hafner.

gegenüber von Linz, beunruhigten. Fadinger gab ſich die Miene, dieſe Feindſeligkeiten mitten in der Waffenruhe zu mißbilligen, ließ aber gleichwohl die immer engere Einſchließung der Stadt Linz durch die Bauern geſchehen.

Um das durch Fadingers Banden ſtark geängſtigte Enns aus ſeiner Gefahr zu reißen, wurden zur Fortſetzung des Friedensgeſchäftes die kaiſerlichen Commiſſaire in die Stadt beordert. Aber Fadinger weigerte ſich, die Unterhandlungen nach Enns verlegen zu laſſen und hob ſogar jene Commiſſaire unterwegs auf und ſetzte drei von ihnen zu Steyer gefangen, während er den vierten, Dr. Martin Hafner, nach Wien ziehen ließ, um die kaiſerliche Reſolution einzuholen. Weil aber Fadingers nach Wien geſandter Ausſchuß von dem Kaiſer nicht vorgelaſſen wurde, ſondern bei dem Hofkanzler Werdenberg Audienz nehmen mußte, gerieth Fadinger in heftigen Zorn und warf den gefangenen kaiſerlichen Commiſſairen in beleidigenden Ausdrücken vor: an ihnen liege die Schuld, daß den Bauern nicht ſchon die freie Religionsübung ertheilt, und der Statthalter mit ſeinen bairiſchen Soldaten aus dem Lande fortgeſchafft worden ſei. Würden dieſe Punkte nicht ſofort bewilliget, ſo ſei er feſt entſchloſſen, das Schloß zu Linz zu beſchießen, zu ſengen und zu brennen, das bairiſche Kriegsvolk aus dem Lande zu ſchlagen, Prediger ſeines Glaubens einzuführen, und ſich nach einem andern Landesherrn umzuſehen. Seine Abſicht ging nur zunächſt dahin, Linz, Enns und Freiſtadt in ſeine Hand zu bekommen, um dann, als Herr über das ganze Land, willkürliche Bedingungen vorſchreiben zu können.

Auf ſeine bisherigen Erfolge pochend, ſchritt Fadinger jetzt zur Ausführung ſeiner weiteren hochfahrenden Entwürfe. Er ſchloß Linz noch enger ein, begann eine förmliche Belagerung und ſchnitt der Stadt die Zufuhr ab, hoffend, ſie durch Hunger am ſicherſten zu bezwingen. Den Ständen, welche ihn von ſeinem Vorhaben abzumahnen trachteten, ſchickte er eine Aufforderung, ihm den bairiſchen Statthalter Adam von Herberſtorff auszuliefern, die Beſatzung mit Sack, Pack und Seitengewehren abziehen zu laſſen, und die Stadt ihm und den Bauern zu übergeben. Die Stände wieſen dieſen Antrag mit Würde von ſich und fuhren in ihren Ermahnungen fort. Fadinger gab ihnen kein Gehör, ließ alle Schiffe, deren er habhaft werden konnte, wegnehmen, um jede Zufuhr von Lebensmitteln zu

Graf von Pappenheim

verhindern und ſendete ſeinen Hauptmann Wolf Sturm gegen Enns, welchen Platz derſelbe belagerte und mit Kanonen beſchoß.

Zugleich wurde Freiſtadt unter ſchweren Drohungen zur Uebergabe aufgefordert und nach heftiger Gegenwehr durch Verrath genommen. Am 27. Juni verlangte Fadinger von den Ständen und Bürgern zu Linz noch einmal die ſchleunige Auslieferung des Statthalters und drohte im Unterlaſſungsfalle mit einem Hauptſturme.

Unterdeſſen bereitete ſich Herberſtorff zur verzweiflungsvollen Vertheidigung der Stadt. Tiefen Haß nährte er gegen Fadinger, dem er ſeine Niederlage bei Peurbach und deſſen feindſelige Anſchläge auf ſeine Perſon nimmer verzeihen konnte. Sein ganzes Trachten ging dahin, den kühnen Rebellen zu tödten, indem er zugleich darauf rechnete, daß mit dem Falle des Anführers der ganze Aufſtand ſich zerſtreuen würde. Fadinger bot durch ſeine Vermeſſenheit dem Feinde ſelbſt die Gelegenheit, ihn zu verderben; er ritt den 28. Juni Abends um fünf Uhr, von ſeinen ſogenannten Leibſchützen umgeben, vor dem Landhauſe vorbei, und ſchien die dortige Baſtei in Augenſchein nehmen zu wollen. Plötzlich ſchoſſen die in jenem Gebäude aufgeſtellten Soldaten nach ihm, zerſchmetterten ihm den Schenkel und tödteten ſein Pferd. Seine Begleiter retteten den Verwundeten in die Vorſtadt. Die Soldaten eilten heraus und fanden nebſt den Piſtolen im Sattel auch Fadingers Schwert auf der Erde liegen, welches er wahrſcheinlich entblößt in der Hand hielt, als er vorbeiritt. Mit dieſer Beute kehrten ſie frohlockend zum Statthalter zurück, der ihnen hundert Thaler ſchenkte, ſehr erfreut, ſich an ſeinem Feinde gerächt zu ſehen.

Nun war gleichſam das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff für beide Parteien gegeben. Die über den Unfall ihres Hauptmanns ergrimmten Bauern ſtürzten ſich, blind gegen den ſie begrüßenden Kugelregen, auf die Soldaten und erſt die einbrechende Nacht ſetzte ihrem nutzloſen Raſen ein Ziel, nachdem ſie zweihundert Mann und einige Anführer verloren hatten. Um die Bauern noch mehr von der Stadt zu entfernen, ließ der Statthalter in der Nacht die Vorſtädte durch Pechkränze abbrennen, die jene bisher inne hatten. Leider hat der berühmte ſtändiſche Mathematiker Keppler bei dieſer Feuersbrunſt großen Schaden gelitten.

Obgleich ſchwer verwundet und von ſchrecklichen Schmerzen gepeinigt, ſetzte Fadinger die Belagerung beharrlich fort, gab aber doch zu, daß inzwiſchen neue Verhandlungen eingeleitet wurden, bei welchen Fadinger

noch an ſeinem Todestage in ſeinem Haupt-Quartiere Ebelsberg thätig war. Hier ſtarb er nach achttägiger Pein an ſeiner Wunde, den 5. Juli 1626 und wurde zu Efferding beerdigt.

Aber der unverſöhnliche Herberſtorff ließ zehn Monate ſpäter Fadingers Leichnam ausgraben und durch Henkershand in einem „wilden, unwohnſamlichen Ort oder Moos“ verſcharren, und auf dieſer Stelle „zu ewigem unehrlich und ſchändlichen Nachgedenken“ ſogar einen Galgen errichten.

Mit Fadingers Tode war der Aufſtand nicht beendigt, wenn auch ſeine Kraft zum Theil gebrochen. Die Bauern wählten (nach Khevenhillers Ausdrucke) einen Landmann aus dem Ritterſtande, Achaz Wiellinger Herrn auf Khatering und Hinderntobl, zu ihrem oberſten Anführer, der aber jedoch ſchon darum, weil er nicht ihres Gleichen war, weniger auf ſie einzuwirken wußte. Er ſetzte die Belagerung von Linz mit allem Eifer fort, konnte nicht hindern, daß friſche bairiſche Truppen und Lebensmittel in die Stadt gelangten, und vergeudete das Blut ſeiner Leute in vergeblichen Stürmen. Der Statthalter verſchanzte ſich nun immer feſter und ließ im Schloſſe zu Linz eine hohe Schanze, die „Trutz-Bauern“ genannt, erbauen. Als bei einem der letzten Stürme ein Theil der Stadtmauer war niedergeſchoſſen worden, zog die Beſatzung hinter derſelben ſchnell einen tiefen Graben, um die gefährliche Stelle wieder zu verwahren; die Bauern aber ſuchten eben da durchzudringen, und ließen immer tauſend Mann zugleich ſtürmen, denen, wenn ſie abgetrieben wurden, ſchnell andere tauſend folgten. Jeder Stürmende mußte nebſt ſeinen Waffen ein Bündel aus Reiſern, mit Steinen und Sand gefüllt, bei ſich tragen, und während des Anlaufens in den Graben werfen, um dieſen nach und nach auszufüllen. Sehr wahrſcheinlich wären ſie auch bei dieſen Anſtalten und ihrer Beharrlichkeit in die Stadt gedrungen, hätte die Beſatzung nicht ihre Anſtrengungen verdoppelt und der Statthalter Pechkugeln werfen laſſen, die, da die Stürmenden meiſtens nur in Leinwand gekleidet waren, eine ſchreckliche Wirkung thaten. Sie zogen ſich nun auf eine Viertelmeile zurück und beſchloſſen die Stadt auszuhungern, weswegen ſie die Donau nicht nur mit einer dreifachen Kette ſperrten, ſondern auch ihre Ufer mit Schanzen beſetzten, und die Umgebungen der Stadt mit nicht zu täuſchenden Schildwachen verwahrten.

Endlich rückte eine Abtheilung kaiſerlicher Truppen unter Oberſt Löbel nach Enns vor und ſchlug die Bauern. Gleiches geſchah ihnen bei

Kirſchbaum, durch den aus Böhmen heranrückenden Oberſten Johann Philipp von Breuner, der hierauf Freiſtadt beſetzte. Herberſtorff bekam um ſo mehr friſchen Muth und Hoffnung, griff die Bauern an und verjagte ſie aus der Umfahr bei Linz; Oberſt Löbel nahm nun Steyer, Wels und Lambach; Linz wurde völlig entſetzt. Ein Waffenſtillſtand wurde geſchloſſen, und bereits ſchien die gänzliche Beruhigung des Landes nahe zu ſein, als plötzlich der Herzog Adolf von Holſtein mit einem baierſchen Regimente von Paſſau nach Oberöſterreich kam, um zu den kaiſerlichen Truppen zu ſtoßen. Kaum waren ſeine Soldaten bei Weſenufer an's Land geſtiegen, ſo erlaubten ſie ſich allerlei Unfug gegen die Bauern. Dieſe, hierüber erbittert und des Herzogs Ankunft als einen Bruch des Waffenſtillſtandes betrachtend, verſammelten ſich in der Nacht, überfielen die ſchlafenden Baiern, ermordeten ihrer tauſend, und ſchlugen die Reiterei, welche Widerſtand verſuchte, in die Flucht; der Herzog rettete ſich im Hemde; die ganze Bagage, Munition, Waffen und Kanonen wurden eine Beute der Bauern. Dieſe Schlappe zu rächen, griff der baierſche Generalwachtmeiſter, Freiherr von Lindlo, die Bauern an, erfocht bei Geiersberg und Zuckerberg (jetzt Schulterzucker) Vortheile über ſie, ließ ſich aber in Verfolgung ſeines Sieges in den Pramwald locken, wo die Bauern von allen Seiten ihn wüthend anfielen, ihm viele Offiziere und 8000 Soldaten tödteten, und abermals alle Bagage, Munition, zwei Mörſer und vier Kanonen erbeuteten.

In Folge dieſer neuen Siege der Bauern brach auch im Hausruckviertel und zum Theile im oberen Mühlviertel die Empörung wieder aus; ſie galt jedoch überall nur dem verhaßten baierſchen Statthalter, den die Bauern einſtimmig als die Urſache des Aufſtandes bezeichneten, und zu deſſen Entfernung der Kaiſer ſelbſt leider vergebliche Schritte bei dem Kurfürſten von Baiern gethan. Mehrere Plätze wurden berannt, und das unglückliche Land von den Bauern und baierſchen Truppen gleich ſehr verwüſtet.

Um den Kampf durch einen Hauptſchlag zu beendigen, ſendete der Kurfürſt von Baiern endlich den tapferen und kriegserfahrenen General Graf Pappenheim mit 8000 Baiern nach Oberöſterreich. So war es denn Pappenheim vorbehalten, den Aufſtand zu bezwingen. Die Bauern, welche Pappenheims Sendung erfuhren, glaubten, er würde den Weg zu Waſſer vorziehen, und beſetzten jeden Paß an der Donau, ja ſperrten

den Strom an acht verſchiedenen Orten mit Ketten und Seilen. Pappenheim wußte ſeine Gegner trefflich zu täuſchen. Als er in Schärding anlangte, ließ er acht Fahnen Fußvolk und 100 Reiter auf Schiffe bringen; mit den übrigen Mannſchaften übernachtete er in Paſſau, und befahl, den nächſten Morgen auch dieſe einzuſchiffen. Beim Einbruche der Nacht verließ er Paſſau, zog die ſchon Eingeſchifften wieder an ſich, und eilte eben ſo ſchnell als geräuſchlos über Geiersbach in das Innere des Landes. Auf dieſem Eilzuge fing er mehrere Boten auf, ſtörte dadurch die Mittheilungen zwiſchen den Verbündeten, und da ſein Aufbruch zu Paſſau nicht am Morgen, wie allgemein geglaubt wurde, ſondern in der vorhergehenden Mitternacht erfolgt war, ſo geſchah es, daß er überall ſchon des Morgens anlangte, wo ihn ſeine Gegner erſt des Abends vermutheten. Auch kam er zu Lande, und nicht, wie man vermuthet hatte, zu Waſſer. So erſchien er den 4. November zu Linz, wo man ihn mit Sehnſucht erwartete, nud wo er ſich mit den kaiſerlichen Truppen vereinigte. Noch einmal bäumte ſich die Empörung der Bauern zu verzweiflungsvollem Widerſtande; ſie machten furchtbare Anſtrengungen, und ließen in Gmunden, Vöcklabruck und der ganzen dortigen Gegend ein ſcharfes Aufgebot ergehen, daß Alles, was die Waffen tragen könne, bei Gefahr von Mord und Brand, mit ihnen ziehen ſolle. Doch erlitten ſie ſchon bei Efferding durch Pappenheim eine bedeutende Niederlage. Pappenheim war nämlich am 8. Novbr. eine Stunde bis vor Efferding gerückt. Die Bauern ließen eine ſtarke Beſatzung in dieſer Stadt zurück und zogen ihm keck entgegen. Sie rückten immer weiter vor und forderten durch muthwillige Neckereien zu einem Treffen auf, zogen ſich aber bald darauf in einen Wald zurück, der die Stadt im Süden umgrenzte. Gegen Abend ließ Pappenheim den Wald mit ſeinem Geſchütz beſpielen, worauf ein großer Theil der Bauern herausbrach und in ſeinen rechten Flügel eindrang, während ein anderer, nicht geringerer Theil die Kaiſerlichen auf dem linken Flügel angriff und zu umgehen ſuchte.

Pappenheims Reiterei auf dem rechten Flügel konnte den Andrang ſo wenig aushalten, daß das Geſchütz ſchon faſt entblößt war und verloren zu werden in Gefahr ſtand. Da warfen ſich zwei Fahnen Fußvolk muthig den Bauern entgegen, und Pappenheim ſelbſt ſammelte die Uebrigen zu Roß und zu Fuß und drang, unterſtützt von dem Nachtrab unter dem Herzoge von Holſtein, wieder vor. Währenddem hatte der linke Flügel ver-

züglich durch die größere Standhaftigkeit ſeiner Reiterei bereits geſiegt; nachdem die Schlacht zwei Stunden gedauert, gelang es nun auch dem rechten, die Gegner zu werfen, und ſie wurden jetzt allgemein verfolgt. Sie ſuchten ſich im Walde zu verbergen; Vielen gelang es auch mit Hilfe der Nacht, Andere wurden wie Vögel von den Bäumen geſchoſſen. In Allem waren bei 3000 Bauern geblieben. Pappenheim ſelbſt hatte einen derben Kolbenſchlag auf die Rüſtung bekommen; aber dies hinderte ihn nicht, die ganze Nacht über auf dem Felde zu bleiben. Um Mitternacht brachten die Bürger von Efferding die Schlüſſel der Stadt, aus der die Beſatzung geflohen war und fünf ihrer Feldſtücke zurückgelaſſen hatte. Der Herzog von Holſtein erhielt den Auftrag, nun Efferding zu beſetzen, und Pappenheim eilte, Gmunden zu befreien, das hart bedrängt wurde. Hier hatte ſich das Heer der Bauern durch zuziehende Corps bis auf einige 20,000 Mann vermehrt. Am 11. Nvbr. griffen ſie, von einer ſeltenen Kühnheit beſeelt, nachdem ſie ſich zuvor durch Pſalmen-Singen und Anhören von Predigten ermuthigt hatten, Pappenheim an und rückten mit einer unglaublichen Entſchloſſenheit vor. Nach einem wüthenden, über ſechs Stunden andauernden Kampfe, in welchem die Kaiſerlichen ſchon einige Male ſehr zurückgeworfen, immer wieder aber vorgerückt waren, gaben die kaiſerlichen Reſervetruppen, welche aus ſpaniſchem Kriegsvolk beſtanden, als Pappenheims letztes Hilfsmittel, den Ausſchlag. Der Kampf wurde mit erneuter Heftigkeit begonnen, bis endlich nach einer kleinen Stunde die Bauern zu weichen begannen, und ſammt ihrem eigenen auch das bereits eroberte Geſchütz verloren. Sie wurden von Pappenheims Truppen verfolgt, aber nicht ohne große Vorſicht, denn mehr als ein Mal ſammelten ſie ſich wieder und mußten von Neuem geworfen werden. So viel Mühe hatte es gekoſtet, einen Haufen Mißvergnügter zu bezwingen, die die Waffen nie zu führen gelernt hatten, und von welchen kaum der Zwanzigſte ſeinen Namen ſchreiben konnte. Die Bauern hatten auch hier gegen 4000 Mann verloren; doch das ſchreckte ſie nicht, ſich noch zwei Mal, obwohl in kleineren Haufen, in's Feld zu wagen. Einen derſelben zerſtreute Pappenheim den 19. Nvbr. bei Böcklabruck. Die zerſprengten Bauern retteten ſich von dort in das Schloß Wolfseck, in welchem ſie ſich verſchanzten, aber am 30. Nvbr. von Pappenheim angegriffen, auf das Haupt geſchlagen und mehrere Tauſend getödtet wurden; Pappenheim eroberte hier ſieben Stücke grobes Geſchütz. —

Durch dieſe blutigen Niederlagen war endlich das Hauptheer der Bauern gänzlich zerſprengt; die meiſten derſelben flohen in ihre Wohnungen zurück. Nur in Peurbach und den umliegenden Schanzen hatte ſich noch einer ihrer Haufen feſtgeſetzt und wollte es auf's Aeußerſte ankommen laſſen. Als aber der Oberſt Löbel gegen ſie anrückte, ſie einſchloß und ihnen Pardon anbot, ſtreckten ſie das Gewehr und lieferten die Rädelsführer aus, welche gefeſſelt nach Linz geführt wurden. Die Bauern wurden ungekränkt nach Hauſe entlaſſen. Pappenheim vertheilte ſeine Truppen durch das ganze Land, um alles fernere Zuſammenrottiren zu verhindern. Der Oberhauptmann Achaz und ſein Oberſtwachtmeiſter Schlotter verſäumten die Gelegenheit zur Flucht, wurden aufgegriffen und gefangen nach Linz geführt. Achtzehn der Rädelsführer, unter ihnen Wiellinger, Schlotter, Wolf Wurm und ein lutheriſcher Prediger wurden am 26. März und 23. April durch das Schwert zu Linz hingerichtet. Den übrigen Bauern im Lande ob der Enns ertheilte der Kaiſer, weil ſie um Verzeihung gebeten, Pardon, doch mit der Bedingung, daß ſie ſich zur katholiſchen Religion bequemen ſollten.

So endete der berüchtigte oberöſterreichiſche Bauernkrieg, der eine der denkwürdigſten Zwiſchenhandlungen während des dreißigjährigen Krieges bildete, — Wunden, Elend und Verarmung hinter ſich laſſend, und deſſen Nachwehen alle Stände bitter empfanden. Das Land blieb auch nach dieſer Zeit noch im baierſchen Pfandbeſitz. —

Noch heißt das Wäldchen bei Pinsdorf in der Nähe der heiligen Eiche das Pappenheimhölzel, und in den Trauerliedern der Bauern ſpricht ſich der Schrecken vor Pappenheim nicht minder aus, als das Zutrauen auf ſein ritterliches Wort der Verzeihung, worum er auch bei ſeiner Rückkehr nach München unterm 21. Februar 1627 an den Kurfürſten Maximilian dringend geſchrieben, und dieſe für das bedrängte Land ihm ſehr angerathen hat.

Pappenheim war auch ſelber Geſchichtsſchreiber dieſes kurzen, aber wie alle Volks- und Religionskriege, höchſt merkwürdigen Krieges. Sein Adjutant Luys, ein Spanier, mußte alle Ereigniſſe aufzeichnen. — Pappenheim ſelber ſchrieb hierüber: „Lieber Hauptmann Joa (Sso maggior domo). In dem groſſen, ſchwarzen Druchen, welche einen gewelbten Ronden Deckel hatt, iſt das Büchlein, ſo der Signor Luys von den Bauernkrieg gemacht hat; wollet ſolches bey ein eigen, bei Tag

und Nacht, anhero zum Poſtmeiſter ſchiken, der wird mirs alsbalden hinach nacher Prag ſchiken. Die Böhmiſche Bauern rebelliret, hoff Ich, werdt employrt werden. Gott mit Uns! Leipzig, den 20. May 1628."

Wie drohend jener Bauernkrieg geweſen, zeigt ſich vorzüglich daraus, wie leicht derſelbe zwei Mal wieder empor gelodert; 1632 durch die Ermunterung Guſtav Adolphs, an den die Bauern den Thomas Ecklheer in's Nürnberger Lager abgeſendet, und welcher den Bauern des Hausruckviertels 6000 Schweden über Paſſau und Schärding zu Hilfe zu ſenden verſprochen hatte, zugleich auch den Siebenbürger Fürſten Rakoczy zu einem Einfall in Ungarn ermuntert hatte, und 1636 im Machlandviertel durch Martin Laimbauer.

In der Pfarrkirche zu Gmunden, in dem idylliſch-romantiſchen Salzkammergute im Traunkreiſe des Landes ob der Enns hing neben dem Hochaltar ein ſchmuckloſer Reiterdegen. Seinen gefürchteten Herrn und deſſen löwenkühnes Walten ſpricht ein bisher noch ungewürdigtes, daneben eingemauertes, 25 Zoll langes und 19 Zoll hohes Marmordenkmal im ſchwülſtigen Geſchmacke jener Zeit aus:

„Ad dei omnipotentis gloriam. Invictissimo martyri, divo Georgio, singulari suo patrono, gladium hunc iterum atque iterum victorem, quo exercitum sibi Bavaricum commissum, prope civitates *Schardingum* et *Efferdingam*, in festo dedicationis salvatoris nostri et *Gmundam*, in ipso festo sti. Leupoldis, Marchionis, defendendo hancce provinciam Austriae superior. contra insanos et induratos rusticos, fortiter pugnando vincendoque providiss. cum Triompho direxit, atque vicit illustrissimus atque excellentissimus dominus *Godefrid. Henricus* sac. rom. imperii Marescalcus Hereditarius *Baro* in *Pappenheim* etc. devotissime dedicavit die XV. Novembris a. 1626.

„Quod ad perpetuam memoriam serenissimi ac potentissimi Principiis D. *Maximiliani* etc. utriusque Bojariae ducis s. rom. imperii Elector. etc. sub precell. illustr. atqu. excellentiss. domini d. Adami comit. de *Herberstorff* etc. bellico regim. perquam nobil. et stren. dm. Bartholom. de Tannenzol, et Zilli constit. capitan. incidi curabat, cum et ipse saltus iste notus suis VI. Nov. Jul. an. D. 1627."

Nachdem Pappenheim nun ſeine Miſſion im Lande ob der Enns vollendet hatte, kehrte er nach Baiern zurück, um wider die auswärtigen Feinde des Kaiſers und der Ligue verwendet zu werden. Er wurde kurz

darauf zu den ſpaniſchen Truppen in Italien geſandt, die damals gegen die Franzoſen und Venezianer zu Felde lagen, und brachte einzelne Abtheilungen des feindlichen Heeres durch ſeine klug geleiteten Angriffe zum Weichen. Sein ausharrender Muth beförderte bald den Frieden in Italien, und er ging wieder nach Deutſchland. Hier ernannte ihn Ferdinand II. zum Feldmarſchall, und er unterſtützte nun mit ſeinen Reiterſchaaren bald Tilly, bald Waldſtein, bald führte er abgeſonderte Unternehmungen aus. Unter Waldſtein wohnte er 1629 ſchon der erſten Belagerung Magdeburgs bei, und während der zweiten (1630), die Pappenheim noch vor Tilly's Ankunft begann, überraſchte er in Ratzeburg den Herzog von Sachſen-Lauenburg, den er mit ſeiner ganzen Mannſchaft gefangen nahm. Hierdurch ſicherte er ſich die Elbe und verlegte den Schweden den Weg nach Magdeburg, vor welcher Stadt ſich nun ſpäter Tilly mit ihm vereinigte. Pappenheim glaubte, dieſen wichtigen Platz durch geheime Verſtändniſſe zu bekommen; doch dieſes mißlang, und da jetzt nichts mehr als die Gewalt übrig blieb, ſo machte er alle Anſtalten zu einer ernſtlichen Belagerung. Bei dem Hauptſturme, durch welchen Magdeburg fiel, war Pappenheim einer der Erſten, welcher mit ſeinen Truppen den Wall erſtieg und in die Stadt eindrang. Kaum das Zeichen zum allgemeinen Angriff abwartend, ſetzte der hitzige Pappenheim am 10. Mai 1631, 7 Uhr Morgens, an der Spitze einiger hundert von ihren Pferden abgeſtiegener Dragoner und Kuiraſſiere, ſowie einer kleinen Anzahl Fußknechte, zum Sturme an; der äußerſte Poſten von 15 Mann, der am Fuße des oberen Walles über dem Stadtgraben ſtand, wurde lautlos niedergeſtreckt. Pappenheim war am erſten auf dem oberen Walle angelangt und pflanzte ſogleich ſeine Fahne darauf; die Bruſtwehr ward überſtiegen, aber hier fanden ſie Widerſtand an den herbeieilenden Wachen. Faſt zu gleicher Zeit mit Pappenheim ſtürmte der Herzog von Holſtein die hohe Pforte und wurde Meiſter, weil die Bewachung dort ſchlecht beſtellt war. Ueber den Wall herunter rannten die Stürmenden nach dem inneren Theile des Thores, als der Commandant von Magdeburg, der ſchwediſche Oberſt Falkenberg, auf dem Kampfplatze erſchien. Aufgeſchreckt durch den Lärm, war er vom Rathhauſe fortgeeilt und hatte unterwegs alle verfügbare Mannſchaft aufgerafft. Indeſſen ertönten die Sturmglocken, das Praſſeln der Gewehre, das Dröhnen des groben Geſchützes trieb die ſchlafenden Bürger aus ihren Häuſern; Alles eilte dem Orte zu, von wo der

Lärm ſich hören ließ. Nun wurde von 8—10 Uhr wüthend gefochten. Wie Ebbe und Fluth wogte der Kampf unentſchieden durch die Gaſſen, an der inneren Mauer, am Fuße des Walls, und ſelbſt dieſen hinauf. Kaiſerliche Offiziere geſtanden nachher, wenn der Feind nur 500 Reiter gehabt hätte, würden ſie aus der Stadt zurückgeſchlagen worden ſein. Das ganze Gewicht des Kampfes lag auf Pappenheim und auf dem Herzoge Adolf. Kein Tilly, kein Mansfeld erſchien. Man ließ die Beiden ſchändlich ſtecken, und faſt mochte die Abſicht durchſcheinen, Pappenheim aufopfern zu wollen. Dieſer ſah tauſend ſeiner beſten Soldaten um ſich fallen. Mit unſäglicher Mühe brachte er endlich die Roſſe der Kuiraſſiere über den pikentiefen Graben und den Wall in die Stadt hinunter. Die Reiter ſaßen auf und machten durch die Wucht ihres Anfalls Raum. So ſehr Pappenheim den Gefahren Trotz bot, hatte er das Glück, unverletzt zu bleiben. Nicht ſo gut ging es den Magdeburger Anführern. Schon zu Anfange des Sturmes wurde Oberſt Falkenberg erſchoſſen. Die Verwirrung, welche ſein Tod hervorbrachte, ſtellten Arſterroth, die Oberſten Wudrich, Troſt, der Hauptmann Schmid und etliche andere tapfere Offiziere der Magdeburger Garniſon wieder her. Aber auch dieſe erlagen nach und nach, oder mußten ſchwer verwundet weggetragen werden.

Endlich, nach langem Zögern, brach Tilly um zehn Uhr, weil die Ungeduld ſeiner Leute keine längere Zögerung mehr geſtattete, durch eine kleine Oeffnung und mit wenigem Volk in die Stadt. Zugleich wurde eines der Thore geöffnet, durch welches mit den Kroaten auch das Geſchütz hereinwogte. Die Kanonen begannen nun die Straßen zu fegen. Jetzt war kein Widerſtand mehr möglich. Verzweifelt flüchteten die am Leben gebliebenen Bürger und Stadtſoldaten in ihre Wohnungen. Mit den Waffen in der Hand waren die Einwohner überwältigt worden, folglich galt nach Kriegsſitte keine Schonung. Faſt kein Mann erhielt Pardon; noch ſchlimmer ging es dem ſchwächeren Geſchlecht, das viehiſchen Lüſten fröhnen mußte. Den unbeſchreiblichen Jammer noch zu vermehren, war auch an verſchiedenen Orten Feuer ausgebrochen, was man, ſicher mit Unrecht, auf Tilly allein wälzt, denn die Veranlaſſung hierzu gab das heftige Schießen in der Stadt, und es iſt wohl ganz unnöthig darüber geſtritten worden, ob die Kaiſerlichen und Liguiſten, oder die Bürger die Stadt anzündeten. Daß Beide es gethan haben, iſt höchſt wahrſcheinlich. An einigen Orten löſchten die Soldaten ſogar ſelbſt, wie denn auch durch ihre

Mühe das Liebfrauenkloſter erhalten wurde. Allein bald machte ein heftiger Wind, welcher das Feuer allenthalben herumtrug, das weitere Löſchen unmöglich. Die Hitze wurde nach einigen Stunden ſo groß, daß die Soldaten die Stadt verlaſſen mußten und nur die Wälle beſetzten. Bis den andern Morgen, alſo in nicht einmal 24 Stunden, lag die ganze große Stadt in Aſche, ſo daß außer dem beſagten Kloſter, der Domkirche und etwa 150 abgelegenen Fiſcherhäuschen nichts mehr übrig war.

Tags darauf ſtrömten die Kaiſerlichen und Liguiſten abermals in die Stadt, um die verſchütteten Keller zu plündern, wo ihnen auch große Beute in die Hände fiel. In die Domkirche hatten ſich gegen 1000 Menſchen, größtentheils Weiber und Kinder, geflüchtet, und waren drei Tage ohne alle Nahrung geblieben. Am Abend des dritten Tages ſandte Tilly einige Tambours durch die verwüſteten Straßen und ließ allen noch Lebenden Pardon anbieten. Die Leichen der Getödteten wurden in die Elbe geworfen, und von ſämmtlichen Bürgern entkamen nur 400 dem Tode. Sie wurden in's feindliche Lager abgeführt und ſollten, obwohl gänzlich verarmt, durch ein hohes Löſegeld ihre Freiheit erkaufen. Als jedoch einige Tage ſpäter im Tilly'ſchen Lager bei Furmersleben Feuer ausbrach, entkamen ſie größtentheils in der allgemeinen Verwirrung. — Auch der Adminiſtrator von Magdeburg, Markgraf Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, wurde verwundet und gefangen, und trat ſpäter zur katholiſchen Religion über.

Am 24. Mai hielt Tilly ſeinen Einzug in die Stadt und befahl zugleich, daß dem Plündern Einhalt gethan werden ſollte. Am 25. ordnete Tilly in der dazu hergerichteten Domkirche ein feierliches Dankfeſt an, welchem alle höheren Offiziere beiwohnten. Nach Abſingung des Te Deum wurde das eroberte Geſchütz, 67 Stücke an der Zahl, drei Mal abgeſchoſſen.

Eine beſondere Folge der Eroberung Magdeburgs war die große Spannung, welche zwiſchen Tilly und Pappenheim nun eintrat, weil Pappenheim glaubte, der Oberfeldherr hätte ihn beſſer unterſtützen können. Dieſes geht aus Pappenheims Bericht hervor, den er unterm 15. Auguſt 1631 aus Tangermünde an den Kaiſer erließ. Er ſchreibt: „Schändlich habe man ihn in größter Gefahr ſtecken laſſen; Tilly ſei daran Schuld, daß Seiner kaiſerlichen Majeſtät und des ganzen Römiſchen Reiches Untergang oder Aufnahme in die zwei Stunden auf einer zweifelhaften

Spitze geſtanden, und daß er ſeiner Seits bei 1000 ausbündiger Soldaten eingebüßt habe."

Als Zeugen führt er die angeſehenſten Offiziere ſeines Heeres auf. Nur ſeinen Gefährten gebühre die Ehre des Tages. Zum Schluß ſagt Pappenheim: „daß er ſogleich eine Unterſuchung von Tilly verlangt, aber nichts erreicht habe; deshalb komme es dem Kaiſer zu, den Prozeß anzuordnen, und als gerechter Kriegsherr das Böſe zu beſtrafen, das Wohlverhalten zu begnadigen."

Obgleich der Bericht drei Monate nach dem Falle der Stadt verfaßt iſt, athmet er noch die volle Leidenſchaft beleidigten Rechtsgefühls.

War es nun blos jene Eiferſucht, die zwiſchen zwei ehrgeizigen Generalen ſo häufig vorkommt, was Tilly zu dieſer That verleitete? oder liegt der Grund tiefer? Zu leugnen iſt es nicht, daß Tilly, ſeit Pappenheim nach dem Regensburger Reichstage den baierſchen mit dem kaiſerlichen Dienſt vertauſcht hatte, ihm in mancher Hinſicht läſtig war. Als kaiſerlicher Feldmarſchall war Pappenheim nicht blos berechtigt, ſondern auch verpflichtet, die Liga und den ligiſtiſchen Oberfeldherrn unaufhörlich zum Kampfe gegen Schweden anzutreiben, wozu ſich die Liga dem Kaiſer verpflichtet hatte.

Pappenheim that dies, und als ein läſtiger Mahner ſtand er Tilly zur Seite, ihm ſein Zögern oft kräftig vorwerfend. Daher wohl der Wunſch des Letzteren, ſich den läſtigen Mahner vom Halſe zu ſchaffen oder ihm eine Grube zu graben.

Sei dem nun, wie ihm wolle, vergeſſen hat ihm Pappenheim das Magdeburger Unrecht nie; er fand Gelegenheit, vier Monate ſpäter auf den Gefilden Leipzigs mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Nach der Einnahme Magdeburgs war Pappenheim fortwährend beſtrebt, die Elbe zu ſichern. Unaufhaltſam thätig, ſuchte er den Feind aller Orten auf, bedrohte die Schweden, drängte dort ihre Bundesgenoſſen bis Heſſen zurück, oder ſchlug ſie, und nahm auf dieſen Zügen nicht nur Wolfenbüttel, Eimbeck und Merſeburg, ſondern entſetzte auch Stade, worauf er gegen Leipzig zog, das Tilly eben erobert hatte, und hier vereinigte Pappenheim ſich wieder mit Tilly's Heer.

Hier brachte es der feurige und ungeſtüme Pappenheim, unterſtützt von mehreren vornehmen kaiſerlichen und ligiſtiſchen Offizieren, dahin, Tilly zu bewegen, dem vereinten ſchwediſchen und ſächſiſchen Heere eine

Schlacht zu liefern. Es war die unglückliche Schlacht bei Breitenfeld. Der greiſe Oberfeldherr Tilly, der in ſeiner gedeckten Stellung bei Leipzig einen geeigneten Zeitpunkt zur Lieferung einer Schlacht ganz gut hätte abwarten können, ließ ſich, trotz ſeiner gegründeten Einwürfe, überſtimmen, und gab nach. Bald nach dem Kriegsrathe erließ daher Tilly Befehl, das Schlachtfeld, welches er ſich nun ausſah, zu beſetzen. Er hatte daſſelbe zwiſchen den Dörfern Seehauſen und Breitenfeld gewählt. Eine kleine Erhöhung, welche ſich rechts von Breitenfeld fortzieht und nur wenig über das daran ſtoßende Terrain emporragt, war es, wohin er ſich in Marſch ſetzte. Seine Armee, beſtehend aus 11,000 Reitern und 18 Regimentern zu Fuß, zuſammen 21,000 Mann Infanterie, bildete im Ganzen circa 32,000 Mann, welche im Centrum ſtanden. Sieben Regimenter unter Pappenheim machten den linken, ſechs unter Fürſtenberg den rechten Flügel, vor welchem noch fünf Regimenter Kroaten unter Iſolani aufgeſtellt waren. Das Centrum commandirte Tilly ſelbſt, unter ihm Schaumburg und Officutz. Die ganze Armee war in einer Linie aufgeſtellt, welche ſich von Breitenfeld bis Seehauſen, das hinter dem rechten Flügel lag, erſtreckte. Vor der Mitte der Fronte befanden ſich zwanzig Feldſtücke, und auf einer Anhöhe, welche auf dem rechten Flügel die Reiterei von dem Fußvolke trennte, ſechzehn Vierundzwanzigpfünder.

Eine ſtarke halbe Stunde von der kaiſerlichen Stellung, ziemlich parallel mit derſelben, floß in ſumpfigen Ufern der Loberbach, welchen die ſchwediſche Armee überſchreiten mußte, um an die Kaiſerlichen kommen zu können. Ungehindert bewerkſtelligten, aber nur unterhalb Zſchelkau, die Schweden den Uebergang, und ſtellten ſich nun, den rechten Flügel an das brennende Podelwitz gelehnt, in Schlachtordnung auf. Pappenheim verſuchte, die Feinde beim Defiliren anzugreifen, aber wegen ſeiner Kurzſichtigkeit gerieth er mit ſeinen 2000 Kuiraſſieren zu nahe an das feindliche Hauptheer, und forderte, um ſich ſchleunigſt zurückziehen zu können, eine Unterſtützung von noch 2000 Mann. Um nun dieſe 4000 Mann nicht preiszugeben, entſchloß ſich Tilly ſogleich zur Schlacht, ſchlug aber, von böſer Ahnung erfüllt, die Hände überm Kopfe zuſammen und rief: „Dieſer Menſch wird mich um Ehre und Reputation, und den Kaiſer um Land und Leute bringen.“ Die Loſung zur Schlacht gaben in der neunten Morgenſtunde des 7. (17) Septembers 1631 drei Kanonenſchüſſe, von den Kaiſerlichen auf die Schweden abgefeuert, und von dieſen erwidert. Vom König Guſtav

Adolph in der Schlacht zurückgedrängt, erneuerte Pappenheim mit dem linken Flügel ſieben Male den Kampf, holte ſich mehrere Wunden, und kehrte, da die Seinigen ſchon Alles verloren gaben, noch einmal mit ſechs Schwadronen auf das Schlachtfeld zurück, deſſen Anblick ihn aber überzeugte, daß nichts mehr zu retten ſei. 7000 Todte ließen die Kaiſerlichen auf der Wahlſtatt und 3500 Gefangene in den Händen der Feinde. Die Frucht jahrelanger Bemühungen und Siege des Kaiſers ging in dieſer Schlacht verloren. Tilly und Pappenheim wurden von da an unverſöhnliche Feinde. — Pappenheim nahm ſeinen Abſchied von Tilly und brach mit ſeiner Mannſchaft nach Weſtphalen auf, um dort den Krieg auf eigene Fauſt zu führen; er allein hielt jetzt die Ehre der kaiſerlichen Waffen noch aufrecht. Auf ſeine eigenen Mittel beſchränkt, von dem Kaiſer und von Baiern abgeſchnitten, von übermächtigen Feinden umringt, bot er dem General Baudiſſin, dem Landgrafen von Heſſen, dem Herzoge Georg von Lüneburg Trotz, und hielt nicht nur Stand, ſondern gewann Boden. Mehrere feſte Städte, beſonders Wolfenbüttel, befanden ſich in ſeiner Gewalt, und in Weſtphalen ſpielte er den Meiſter. Als Waldſtein erfuhr, daß Guſtav Adolf ſeine Truppen aus dem übrigen Deutſchland nach Nürnberg ziehe, gab er dem Feldmarſchall Pappenheim Befehl, ebenfalls zu ihm zu ſtoßen. Aber Pappenheim hatte die Süßigkeit, auf eigene Fauſt zu handeln, ein wenig zu viel gekoſtet; vielleicht ſcheuete er ſich auch vor einem Zuſammentreffen mit dem Kurfürſten von Baiern, der ſeit dem Zwiſt mit Tilly nicht gut auf ſeinen frühern General zu ſprechen war; kurz, Pappenheim lehnte den Befehl unter verſchiedenen Ausflüchten ab, wofür ihn (nach Khevenhillers Annales, Band XII. S. 212) Waldſtein ſeines Ungehorſams wegen im erſten Zorn vor ein Kriegsgericht ſtellen wollte.

Um dieſelbe Zeit belagerte Prinz Friedrich Heinrich, der Oranier, die Feſtung Maſtricht in den katholiſchen Niederlanden. Obgleich ein ſpaniſches Heer unter Don Gonſalvo di Cordova und dem Marques von Santa-Cruz den Holländern die Spitze bot, beſchwor doch die ſpaniſche Statthalterin in Brüſſel den deutſchen Feldmarſchall, deſſen Ruhm damals ſeine Höhe erreicht hatte, um ſchnelle Hilfe. Nicht ſowohl die angebotene hohe Summe, als das Abenteuerliche eines Ritterzuges aus dem Herzen Deutſchlands nach den Ufern der Maas, beſtimmte ihn einzuſchlagen. Er ſetzte ſeine Ehre zum Pfand, Maſtricht zu befreien,

brach Mitte Juli mit einem Heere von 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern aus der Umgegend von Hannover auf, indem er den Grafen von Gronsfeld als ſeinen Stellvertreter zur Deckung Niederſachſens mit hinreichender Mannſchaft zurückließ, durchzog in unglaublich ſchnellen Märſchen das zum Theil vom Feinde beſetzte und faſt zur Einöde verheerte Weſtphalen, ging bei Köln über den Rhein, und erſchien Anfangs Auguſt im Angeſicht des oraniſchen Feldherrn. Pappenheim rechnete darauf, daß die ſpaniſchen Feldherren zu ihm ſtoßen würden, um den Feind gemeinſchaftlich zu überwältigen. Er täuſchte ſich; er kannte das Uebermaß ſpaniſchen Hochmuths nicht genug. Rund um die Stadt herum hatten die Holländer ein verſchanztes Lager errichtet, gleichſam eine Veſte um eine Veſte. 24,000 Mann ſtanden unter dem Befehl des oraniſchen Prinzen. Nicht viel mehr als auf Kanonenſchußweite lagerten 16,000 Spanier unter Cordova und Santa-Cruz.

Wenn dieſe ſich mit Pappenheim vereinigten, ſo wären die niederländiſchen Linien unfehlbar durchbrochen worden, waren ja die Deutſchen nahe daran, ſie allein zu erſtürmen. Allein den Stolz dieſer caſtiliſchen Granden empörte der Gedanke, von einem Deutſchen Hilfe zu empfangen; ſie verweigerten jede Mitwirkung. Pappenheim ſah, daß er zum Opfer fremder Bosheit auserkoren ſei, aber ſein Wort war gegeben. Man ſollte nicht ſagen, daß er hundert Meilen wie ein Unſinniger dahin geeilt ſei, um mit Hohngelächter heimgeſchickt zu werden. Den 7. (17.) Auguſt früh Morgens mit Sonnenaufgang führte er ſeine Soldaten zum Sturme. Voran zogen hundert verlorne Kinder, den Säbel im Munde und Faſchinen in den Händen. Zwei Brigaden folgten ihnen; jeder Soldat trug ebenfalls Faſchinen auf dem Kopfe. Hinter denſelben kam das übrige Fußvolk, die Reiterei ſchloß den Zug. Sie hatte Befehl, keinen Mann von den vorausgegangenen Fußgängern zurückweichen zu laſſen. Das verſchanzte Lager des Oraniers ſollte genommen, Maſtricht entſetzt werden, oder Pappenheims Volk hier ein Grab finden. Mit unvergleichlicher Entſchloſſenheit ſtürzten die Vorderſten, obgleich von mörderiſchem Feuer aus grobem und kleinem Geſchütz empfangen, auf die feindlichen Gräben los, füllten ſie aus, erſtiegen auf Leitern die Schanzen, verdrängten die Holländer aus einem Quartier des Lagers nach dem andern, und begannen ſich dort einzuwühlen. Nun führte der Prinz ſelbſt ſeine beſten Truppen und eine Maſſe Geſchütz herbei. Nach der wüthendſten Gegenwehr wurden die Eingedrungenen wieder

hinausgeworfen. Die Holländer fanden die zurückeroberten Schanzen mit Leichnamen, bluttriefenden Leitern und Schaufeln angefüllt.

Pappenheim führte sein Kriegsvolk wieder in's Lager zurück und ließ die Soldaten dort ein Mahl einnehmen, um sie zu neuer Blutarbeit zu stärken. Nachmittags stürmte er von 1 Uhr bis 7 Uhr Abend unausgesetzt fort, ohne einen andern Erfolg, als den Ruhm glänzender Tapferkeit. „Alle Menschen mögliche Gewalt habe er angewandt," sagt die Quelle, welcher ich nacherzähle*), „doch Allens vergebens." 2000 seiner tapfersten Kriegsgesellen deckten Abends den Kampfplatz, ihm selbst schlug eine Falkonetkugel den Sattelknopf weg und streifte ihn am Bauche; der Oberstleutnant Lindlo, sein Liebling, wurde an seiner Seite erschossen. Dasselbe Schicksal hatten viele andere Offiziere. Während des ganzen Kampfes gafften die Spanier aus ihrem, kaum tausend Schritte entfernten Lager ruhig zu, ohne einen Schuß zu thun, ohne die Trommel zu rühren, nicht anders, als wären die Kaiserlichen blos gekommen, um ein Puppenspiel vor ihnen aufzuführen. — Die Folge war, daß vier Tage später die Besatzung von Mastricht sich ergeben mußte.

Pappenheim, der für die Infantin Isabella viel zu viel gethan, eilte tief verletzt nach Deutschland zurück und kam eben recht, um Wolfenbüttel zu retten, das durch den Herzog Georg von Lüneburg bedrängt wurde. Auch hatten während seiner Abwesenheit die schwedischen Generale tüchtig um sich gegriffen und Gelegenheit gefunden, dem König Gustav Adolph neue Hilfstruppen zuzuführen.

Mittlerweile hatte sich Leipzig am 22. October an Waldstein ergeben, und am folgenden Tage capitulirte auch das Schloß Pleissenburg. Schon zuvor hatte Waldstein nochmals gemessenen Befehl an Pappenheim erlassen, daß er mit all seinem Kriegsvolke zu ihm stoßen solle. „Im Falle er krank sei," hieß es in der Ordre, „habe Graf Merode, als der Nächste im Range und Alter, den Oberbefehl zu übernehmen und sogleich aufzubrechen." Eine zweite, an den Grafen Merode ausgefertigte Ordre besagte dasselbe. Ueberdies war ein Tagesbefehl an sämmtliche Offiziere des Pappenheimischen Heeres beigelegt, der jedem Ungehorsamen mit schmählicher Absetzung drohte. Pappenheim meldete sogleich,

*) Theatrum Europ. II. 670.

daß er auf dem Marſche ſei. Allein einjährige Angewöhnung, auf eigene Fauſt zu handeln, hatte ihn ſo begierig nach Selbſtſtändigkeit gemacht, daß er, wiewohl vergeblich, vom Kaiſer in einem Schreiben die Erlaubniß erbat, in Niederſachſen bleiben zu dürfen. Nachdem er den Herzog von Lüneburg geſchlagen und Hildesheim auf ſeinem Zuge erobert hatte, traf er am Ende October bei Merſeburg ein, wo er ſich mit Waldſtein vereinigte.

Pappenheim erhielt nun von Waldſtein zwei Regimenter Kroaten und zwei Regimenter zu Fuß, aber unter der Bedingung, daß er nach Halle ziehe und die Moritzburg, worin 200 Schweden lagen, berenne.

Guſtav Adolph, der die Abweſenheit Pappenheims von der Armee, und daß Waldſtein ſeine Armee cantonniren laſſe, erfahren, wählte nun den Weg nach Leipzig, in der Abſicht, Waldſtein plötzlich, ja wider alles Vermuthen, anzugreifen. Waldſtein, des Gegners Plan erkennend, ließ Pappenheim ſogleich durch Eilboten von Halle zurückberufen*), und zog ſich am 5. November in die weite Ebene zwiſchen dem Floßgraben und dem Städtchen Lützen zurück, wo er ſeine Armee mit dem rechten Flügel hinter Lützen, und mit dem linken gegen den Floßgraben, doch etwas zurückgebogen, aufſtellte, und zugleich den General Iſolani mit ſeinen Kroaten gegen die Ruppach vorſchob.

Hier, auf einem der ebenſten Punkte des nördlichen Deutſchlands, ſollten die beiden berühmteſten Feldherren ihrer Zeit um die Herrſchaft Deutſchlands und um den Sieg ringen, welcher ihnen bei Nürnberg zweifelhaft geblieben war.

Graf Iſolani verſuchte es, mit ſeinen Kroaten dem ſchwediſchen Vortrab den Uebergang über die Ruppach zu verwehren, ward aber geſchlagen und mußte ſich zurückziehen. Die Schweden drangen nun weiter gegen Lützen vor; es war aber ſchon Nacht, als ſie von den Hügeln in die Ebene hinabſtiegen. Die beiden Heere ſtanden einander ziemlich nahe. Pappen-

*) Waldſtein ſchrieb an Pappenheim: „Laßt Alles ſtehen und liegen und ziehet herbei mit allem Volk und Stücken', daß Ihr morgen frühe bei mir eintreffet, denn der Feind marſchiret her.“ Pappenheim trug die Ordre noch in der Lützener Schlacht bei ſich; nun liegt ſie, mit Pappenheims Blute getränkt, im öſterreichiſchen Reichsarchive zu Wien aufbewahrt.

heim, welcher sehnlichst von Halle erwartet wurde, sollte den linken Flügel der Kaiserlichen verstärken und zugleich den Befehl desselben übernehmen.

Ein dichter Nebel bedeckte Dienstags, am 6. November, die Ebene von Lützen. Obgleich so nahe, konnten die beiden Heere sich nicht sehen, bis das Gewölk sich gegen 11 Uhr Mittags zertheilte. Die Losung zur Schlacht ward gegeben (ihr Verlauf wird später in der Biographie Waldsteins ausführlicher erzählt), und nach einem mehrstündigen wüthenden Kampfe, in welchem bekanntlich König Gustav Adolph den Heldentod gestorben, mußten die Kaiserlichen sich zurückziehen, ja die Schlacht war für Waldstein schon fast verloren, als der tapfere Pappenheim von Halle her mit seinen Reiterregimentern angesprengt kam, und die schon fliehenden Kaiserlichen zum Stehen brachte. Der Befehl Waldsteins hatte ihn zu Halle erreicht, als eben sein Fußvolk mit Plünderung dieser Stadt beschäftigt war. Weil er keinen Augenblick verlieren durfte, gab er dem nächsten Offizier den Auftrag, die Infanterie zu sammeln und gleich nachzuführen, nahm in Eile die Reiterei mit sich und ritt in großer Hast nach Lützen.

„Wo commandirt der König?" war seine erste Frage, als er auf dem Schlachtfelde ankam. Er brach in den rechten Flügel der Schweden ein, voll Begierde, persönlich mit seinem Gegner zu fechten, der nicht mehr unter den Lebenden war. Pappenheim warf die Schweden mit solchem Ungestüm zurück, daß sie die Geschütze verlassen mußten und nur einige in der Eile vernageln konnten. Der glorreichste Moment im Leben Pappenheims sollte auch sein letzter sein. Zwei Kugeln aus dem Gewehre des Obersten Stählhandsker durchbohrten seine von hundert Narben früherer Wunden durchfurchte Brust; tödtlich verwundet brachte ihn sein Trompeter aus dem Getümmel. Er verlor dabei so viel Blut, daß er des andern Tages, den 7. November 1632, starb, nachdem er die Seinigen Gott und dem Kaiser empfohlen und oft gefragt hatte, ob denn des Kaisers Armee auch gesiegt habe. Kurz nach seinem Tode kam ein Eilbote, der den Orden des goldenen Vließes für ihn überbrachte.

Nach neunstündigem Kampfe war die Lützener Schlacht geendigt, von welcher Khevenhiller mit Recht sagt, sie werde ewig denkwürdig bleiben, theils wegen des fürchterlichen Getümmels, das den ganzen Tag währte und auf etliche Meilen rundum gehört wurde, theils wegen des unerhörten Widerstandes, indem eine Partei der andern, ob sie gleich gewichen, immer von Neuem auf's Heftigste zugesetzt, oder mit andern Worten,

indem kein Theil ganz zu ſiegen verſtand, keiner ganz beſiegt zu werden vermochte.

Beide Theile hatten ziemlich gleichen Verluſt erlitten, an Tapferkeit einander gegenſeitig überboten. Unter den Todten waren auf kaiſerlicher Seite von bemerkenswerthen Generalen außer Pappenheim noch Colloredo, Holk, Trzka, Harrach, Breuner, Marcheſe di Grana; viele Generale waren auch verwundet worden. Nächſt Pappenheim hatte Octavio Piccolomini die größte perſönliche Tapferkeit bewieſen; fünf Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet, aus ſechs Wunden blutete er.

Pappenheim war zwei Mal vermählt. Von ſeiner erſten Gemahlin, Anna Freiin von Collowrat (denn die Ehe mit ſeiner zweiten, Eliſabeth Gräfin von Oettingen, blieb kinderlos,) hatte er einen Sohn, Wolfgang Adam, der ſchon in ſeinem zwölften Jahre Oberſt wurde, aber am 30. Juni 1647 bei Prag von einer Stückkugel getroffen fiel, und bei ſeinem Vater ruht. Da dieſer keine Erben ſeines Namens hinterließ, ſo erloſch mit ihm die Treutlinger Linie des Pappenheimſchen Hauſes.

Trotz ſeiner anfänglichen Weigerungen, dem Befehle Waldſteins zu gehorchen, ſtand er mit dieſem doch bis zu ſeinem Ende auf einem freundlichen Fuße. Beweis dafür ſein letzter Wille, den Pappenheim wenige Tage vor der Lützener Schlacht abfaßte, und in welchem er Waldſtein zum Vormunde ſeines einzigen Sohnes und ſeiner Witwe einſetzte, im Fall ihm etwas Menſchliches begegnen ſollte. Waldſtein rechtfertigte dieſes Vertrauen auf eine ehrenvolle Weiſe. Er verſchaffte der Witwe einen kaiſerlichen Jahresgehalt von 4000 Gulden.

Nach Pappenheims Tode fand man ſeinen Körper von mehr als hundert Narben bedeckt; ſein Geſicht war durch frühere Wunden ganz zerfetzt, ſprechende Zeugen ſeiner außerordentlichen Kühnheit. Dieſe Eigenſchaft, verbunden mit unbegrenzter Freigebigkeit, machte ihn zum Abgott der Soldaten. Der Beſieger ſo vieler Städte, in deſſen Händen ungeheuere Brandſchatzungen zuſammenſtrömten, verwandte Alles auf ſein Volk und erübrigte nichts für ſich, und das zu einer Zeit, wo das Kriegshandwerk in eine gierige Glücksjägerei ausgeartet war. Zu Leuten, die ihn darüber tadelten, daß er ſein Geld wegwerfe, pflegte er zu ſagen: „Das Verdienſt ſteckt nicht in der vollen Börſe.“ Ruhm war das Ziel, das er erſtrebte,

aber dieſe edle Leidenſchaft trug eine ghibelliniſche Färbung, die ihren Werth erhöht. Pappenheim ſuchte den erſtrebten Ruhm nicht blos in dem Namen eines tapferen Haudegens, ſondern in dem Rufe eines Helden, der für Herſtellung des deutſchen Reichs ſein Blut verſchwendet. Sicherlich war ſeine Begeiſterung eben ſo gut kirchlicher, als politiſcher Natur, darum konnte er mit dem Kurfürſten von Baiern, unter deſſen Fahnen er Anfangs focht, nicht lange in gutem Vernehmen bleiben.

Pappenheim genoß das Glück, ſchon bei Lebzeiten große Anerkennung zu finden.

Guſtav Adolph ſchätzte ihn unter ſeinen Gegnern am Höchſten, und nannte ihn vorzugsweiſe den Soldaten. Tapfer bis zur Verwegenheit, unbekümmert um ſeine Perſon, war auch Pappenheim im vollſten Sinne des Wortes: „Soldat".

Auch das katholiſche Volk, das der glänzenden Erſcheinung des ſchwediſchen Fürſten ein Gleichgewicht derſelben Art entgegenſetzen wollte, ſah in ihm den ebenbürtigen Gegner des Königs. — Ueberhaupt iſt es merkwürdig, in welch enge Beziehung das Schickſal beide Männer geſetzt hat. In einem Jahre geboren, Vorfechter zweier Kirchen, von ihren Glaubensgenoſſen bewundert, ſtarben Beide bei gleicher Veranlaſſung an Einem Tage (innerhalb 14 Stunden). Mit Pappenheim, dem Urbilde des deutſchen Edelmanns, war die Blume des katholiſchen Heldenthums abgeknickt, wie mit Guſtav Adolphs Ableben die des lutheriſchen.

Pappenheims Leiche liegt in der Prämonſtratenſer-Chorherrenkirche auf dem Berge Sion zu Prag. Nur ein bild- und inſchriftloſer Gruftſtein deckt gegenwärtig ſeine Ueberreſte, und zwar in der Kapelle der heiligen Engel rechts beim Eingange. Die Inſchrift, welche hier vormals in Goldbuchſtaben auf einer blauen hölzernen Tafel angebracht war, hat im Jahre 1808 der fleißige Sammler, Chorherr Dlabacz, wieder an's Licht gezogen. Sie lautet:

„Hic jacet Godefridus Henricus S. R. I. haereditarius Marescalcus Comes in *Pappenheim*, qui dum vixit, invictus stetit. Anno vitae ultimo Wismariensem, Hessum, Lüneburgensem castris et milite exuit, Nassavium ad Trajectum terruit. Sueciae regem Gustavum fatigavit, eumque moriens stravit, fortior cadendo quam stando. Caetera ne quaeras hospes inter

cineres et mortuos, viventem famam interroga, qua gloriae suae superstes inter vivos aeviternat. Obiit in pugna prope Lutzen in Misnia A. D. 1632. die 6. Nov. aetatis 38, mensis 5, diebus 29. Cujus animam aeternum gaudere faciat.“ —

Johann Tſerclas Graf von Tilly,

kaiſerlicher und der liguiſtiſchen Heere Generallieutenant.

Drei Jahre nach der Abdankung, wenige Monate nach dem Tode Karls V., wenige Monate bevor Philipp II. nach dem Frieden zu Cateau-Cambreſis die Niederlande für immer verließ, wurde der Ueberwinder der Böhmen, der Dänen, der proteſtantiſchen Union, Chriſtians von Braunſchweig und des Mansfelds, ſelbſt noch als Greis der würdige Gegner des großen Guſtav Adolph, auf einem väterlichen Gütchen bei Lüttich (im Februar 1559) geboren. — Johann Tſerclas von Tilly war der jüngſte Sohn einer zahlreichen Familie. Der Vater ſtritt unter Alba in den Niederlanden, unter Schwendi und Teuffenbach, mit Hardegg und Erdödy in Ungarn, nicht ohne Ruhm. Er wurde Kriegsrath Rudolphs II. und führte mehr als ein Mal den Oberbefehl in wichtigen Plätzen. Eben als der jüngſte Sohn war Johann Tſerclas dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Eine Lütticher oder ſpaniſche Pfründe ſollte ihn verſorgen. Die Jeſuiten erzogen ihn. Sein ganzes Leben trug die Spuren. Aber ihren Rock ließ er ſich doch nicht aufreden. Seinen düſter glühenden Geiſt drängte es hinaus in das Weite. — Krieg ſah er allenthalben in der Welt, und ſelbſt im Innern der Familie keinen Frieden. — So trieb es ihn denn auch unwiderſtehlich in den Krieg. — Vierzehn Jahre zählte Tilly, als er unter Alba in die ſpaniſchen Reihen trat. Alba hieß ihn von der Pike auf dienen, und ſich ſo halten, daß man ihn bemerke. Am ſchwerſten erlernt ſich blinder Gehorſam, aber falſch iſt, daß der Geiſt darüber zu Grunde gehe. Der Mann von Kopf tritt aus dieſer nothwendigen Prüfung geläutert hervor, und wer auf dieſer Probe verunglückt, der hatte gar keinen Kopf zu verlieren. — Eben war nach der

Ueberrumpelung des Hafens von Briel durch die Waſſergeuſen, die Inſurrection wider Alba's ſechsjähriges planvolles und gleichförmiges Wüthen allgemein geworden, und Wilhelm von Oranien als Statthalter herbeigerufen. — So ſchlecht, unzuſammenhängend und mittellos war noch das Treiben der Geuſen, daß wenig Milde und ſcheinbare Nachgiebigkeit den ganzen Sturm hätte beſchwören können. Aber in dieſer Richtung konnte Alba ſich nicht bewegen. Er vermochte nur Etwas in unerbittlicher Strenge. Zuletzt merkte er deutlich, daß der Boden unter ſeinen Füßen wich, und wie wilde Fluth über ſeinem Haupte zuſammen ſchlug. Um den in ſo vielen Schlachten erworbenen Ruhm bangend, begehrte er ſeine Zurückberufung. — Der junge Tilly diente nun unter Requeſens, und that ſich hervor in dem glücklichen Nymweger Treffen auf der Mooker Haide. Er diente ſpäter unter dem heldenmüthigen Sohne und Urenkel Karls V., unter Don Juan d'Auſtria und Alexander Farneſe.

In dem durch Ungarns innere Gährung und Bocskay's Meuterei bedenklichen ſiebenbürgiſch-ungariſchen Kriege fehlte es Oeſterreich an einem tüchtigen Feldherrn. — Philipp Emanuel, Herzog von Lothringen-Mercoeur, Schweſterſohn des, wie Coriolan überraſchen und wie dieſer edelmüthigen und unglücklichen Connetable von Bourbon, der Letzte von der Guiſenpartei, der ſich Heinrich IV. unterwarf, ſuchte nach ſeiner Verſöhnung ſeinem Muthe auswärtige Beſchäftigung, und galt es nicht mehr, wie bei den Rittern der Tafelrunde, des Heilandes Grab zu retten, oder dort das eigene zu finden, ſo galt es doch ſchweren Kampf wider die Ungläubigen, ſo gut als ihn einſt Gottfried, Tankred, Boemund und Rinaldo gekämpft. Kaiſer Rudolph berief den Herzog an die Spitze der Armee in Ungarn, die an Caſtaldo, Schwendi, Nogarola, Auersperg, Mansfeld, Schwarzenberg und Teuffenbach nach einander ihre beſten Führer verloren hatte.

Tilly ging in dieſen Krieg als Oberſtlieutenant und des Herzogs von Mercoeur Generaladjutant, focht den Sieg bei Kaniſcha mit, von welchem das Schickſal des ganzen Inneröſterreichs abhing, war mit vor der alten Krönungs- und Begräbnißſtadt der ungariſchen Könige, Stuhlweiſſenburg, und auch als der Großvezier vergeblich zur Wiedereroberung herbeirückte, Geſchütz und Mannſchaft verlor, und nach angezündetem Lager davon floh. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn Kaiſer Rudolph zum Oberſten. Er warb ein neues Wallonenregiment binnen unglaublich kurzer

Zeit, und führte es zur Belagerung von Ofen (1602). Beim Sturm auf dieſe Stadt erhielt er eine Wunde; zugleich aber den heilſamſten Balſam in dem Zeugniſſe des Oberfeldherrn, daß ſein, wiewohl neugeworbenes Regiment an dieſem blutigen Tage ſeine Schuldigkeit am treueſten gethan habe. Der Erzherzog Matthias dankte unſerm Tilly einen guten Theil ſeiner militairiſchen Bildung, und gewann ihn beſonders lieb.

Der Wiener Frieden beſiegelte den innern, und den Frieden mit den Türken ein zwanzigjähriger Waffenſtillſtand, welcher ihnen doch noch Erlau, Gran und Raab als die nördlichſten Grenzfeſtungen ließ.

Als ſomit hier für Tilly die Bühne zu weiteren Thaten vor der Hand geſchloſſen ſchien, trat er in Dienſte des Herzogs von Baiern, Maximilian I., eines hochgeſinnten, kriegeriſchen, der katholiſchen Religion über Alles und ſeinem Kaiſerhauſe treu ergebenen Fürſten. Aber nicht blos die mittlerweile eingetretene Waffenruhe entfernte Tilly aus dem Dienſte Oeſterreichs, dem er doch mit großer Liebe zugethan geweſen, ſondern das Schickſal eines Freundes, dem er, ſo ungleich auch ihre Art und Weiſe, und ſo widerwärtig dem ſpartaniſchen Tilly ſein wildes Thun und Treiben geweſen, gleichwohl ſehr zugethan war, denn der edle Franke, Hermann Roßwurm, war ein Gott in der Schlacht. Prinz Mercoeur hatte ihn und Tilly in den blutigen Händeln der Ligue kennen gelernt, wo Roßwurm meiſt mit und unter Baſſompierre ſtritt. — Als Roßwurm, der Sieger von Ofen, (ſiehe deſſen Biographie auf S. 478) durch ſeiner welſchen Feinde Stärke das umlorbeerte Haupt durch Henkers Hand verlor — da wendete Tilly tief verletzt Oeſterreich den Rücken und ging zu dem geiſtes- und willensſtarken Maximilian von Baiern, dem echten Hort des droit divin! —

Maximilians Vater, Wilhelm der Fromme, legte 1598 die Regierung nieder, um ſich ganz den Werken der Andacht und Abtödtung zu weihen. Erſt nach 29 Jahren ſtarb er in dieſer Einſamkeit. Der 25jährige Maximilian war der Enkel einer öſterreichiſchen Prinzeſſin, und die Mutter Kaiſer Ferdinands II., Maria, war eine Schweſter Wilhelms des Frommen. Ferdinand vermählte ſich in der Folge mit Maximilians Schweſter, Marianne, und Maximilians zweite Gemahlin war Anne, Ferdinands Tochter. Auf der hohen Schule zu Ingolſtadt war Maximilian überdies Mitſchüler und Buſenfreund eben dieſes Erzherzogs und nachmaligen Kaiſers Ferdinand geweſen. Jene enge Freundſchaft und

Vereinigung währte bis an den Tod Beider, und war wechſelſeitig Oeſterreichs und Baierns Stütze in den größten Bedrängniſſen. Als die erſten Pfeiler und Verfechter der von allen Seiten angeſtrittenen Sache des katholiſchen Reichstheiles, konnte es nicht fehlen an Fehden auf Fehden, und da war es, wo Tilly ſeinen ſtarken Arm aufhob für Oeſterreich und Baiern, und für den Glauben ſeiner Väter.

Maximilian gebührt der Ruhm, nicht nur Glück gehabt, ſondern auch dieſes Glück umſichtlich vorbereitet zu haben. Erſt überzeugt, daß der, welcher nicht ſtets zum Kriege gerüſtet iſt, den Frieden wohl erbetteln und erkaufen, aber nicht erhalten könne, und daß die Zeit in und nach bürgerlichen oder Meinungskriegen, ungetheilte Anſtrengung der letzten Kraft zum gemeinſamen Ziele gebiete, wurde er der Gründer der unter Albrechts des Großmüthigen inneren Verbeſſerungen und unter Wilhelms Andachtsübungen faſt gänzlich verfallenen baierſchen Kriegsmacht. Alle Feldherren des katholiſchen Theiles, (mit einziger Ausnahme Waldſteins), Alle, die einigermaßen dem Banner, Bernhard von Weimar, Horn, Torſtenſon und Wrangel gegenüber ſtehen durften, gehörten Maximilian an und ſtammten aus ſeinen Reihen; der wilde Roland des großen Kriegsſpieles, der Pappenheim, und der Reiter ohne Gleichen Johann von Werth, der Odyſſeus Mercy, und Geelen und Gronsfeld, — aber der, vor dem die böhmiſchen und badiſchen Fahnen, die des Mansfeld und des Braunſchweig ſich ſenkten, und die däniſchen in der Hauptſchlacht bei Lutter — das war der alte Tilly! —

Tilly war ganz Krieger, nichts dagegen, nichts daneben. — Weder die Schwärmerei der Argula von Grumbach, noch die Vorliebe Mehrerer aus dem hohen Adel, noch die rohe Gewalt, welche hier und dort das Landvolk zu dieſem Endzweck gebrauchte, hatten vermocht, dem Lutherthum in Baiern dauernden Eingang zu verſchaffen. Albrecht V. hatte vorzüglich dagegen die Einigung zu Landsberg mit Eichſtädt, Paſſau, Salzburg, Freiſingen, Augsburg und Regensburg errichtet. Die Jeſuiten und ihre Vorderſten, Jajus, Caniſius, Salmeran und Cavilonnis waren zum gleichen Zwecke auf allen Wegen nicht minder thätig geweſen. Vollkommene Ruhe in Baiern, während faſt das ganze übrige Deutſchland in Unruhen wogte, war die Folge dieſer Glaubenseinheit.

Die berüchtigte Fenſterherabſtürzung zu Prag war das Signal, wie der Prozeſſionsſtreit zu Donauwörth gewiſſermaßen das Vorſpiel des unſeligen

30jährigen Krieges. Dieſe freie Reichsſtadt hatte ſchon früh zur neuen Lehre geſchworen, Anfangs über Unduldſamkeit der Katholiſchen höchlich geklagt, als aber die Mehrzahl evangeliſch war, ſelbſt gethan oder gehindert, was zuvor den Katholiken zu thun oder zu unterſagen nicht eingefallen war. Der Rath ließ ſich beigehen, dem dortigen Benediktinerkloſter zum heiligen Kreuz die Ausübung aller katholiſchen Gebräuche zu verbieten, und eine Prozeſſion, deren Auszug der Abt ſogar vorläufig angezeigt hatte, wurde mit wüthendem Geſchrei, mit Knitteln und Spießen gemißhandelt und auseinander geſprengt, mehrere Katholiken getödtet, viele verwundet. Ja, als ein kaiſerliches Mandat die Wiedereinſetzung der Katholiken in ihre alten Rechte befahl, und Maximilian bevollmächtigt wurde, dieſe Anordnung in Vollzug zu bringen, vergriffen ſich die Proteſtanten auch an den baierſchen Abgeordneten und zwangen ſie, nach Rain zu flüchten.

Die Stadt wurde darauf wegen ihres Ungehorſames und ihrer landesfriedensbrüchlichen Thätigkeiten in die Acht erklärt. Maximilian übernahm mit ſeinen und den Völkern mehrerer naher Reichsſtädte die Execution. Noch im December 1607 berennte ſie Tilly, unter ihm der Oberſt Haslang, ſie öffnete ihre Thore ohne Widerſtand, der nur ihre Schuld vergrößert haben und doch vergeblich geweſen ſein würde. —

Nach dem Tode Kaiſer Matthias ſchwebte die deutſche Linie des Hauſes Habsburg am Rande des grauenvollſten Abgrundes. In ganz Oeſterreich glimmte das Feuer unter der Aſche, im Lande ob der Enns brach es allzubald in die verwüſtende Flamme des großen Bauernkrieges aus. In Ungarn fiel Alles dem Jugurtha ſeiner Zeit, Bethlen Gabor, zu; Böhmen war im offenen Aufruhr, Ferdinand in Wien belagert, und in der eigenen Burg von rebelliſchen Unterthanen geängſtigt. Aus dieſer Schmach zog der Starke, durch wunderſamen Zufall gerettet, nach Frankfurt, die Kaiſerkrone zn empfangen.

Die böhmiſchen Rebellen wählten an Ferdinands Statt das Haupt der Union, Friedrich V., Churfürſten von der Pfalz, zum König, einen Fürſten nicht ohne Einſicht, noch ohne perſönliche Tapferkeit, aber ehrgeizig und ſchwach, ein Ball in den Händen ſeiner ſtolzen Gemahlin Eliſabeth, Tochter des brittiſchen Königs Jakob I., ſeines fanatiſchen Hofpredigers Scultetus und einiger exploſionsluſtiger Räthe, die in ihres Herrn Machtvergrößerung auch ſich ſelber ein weiteres Feld geöffnet ſahen. Im Vorgefühle ſeines Schickſals unterſchrieb er mit weinenden Augen das Wahldecret

auf das vermeſſene Wort ſeiner Gemahlin, „daß ſie lieber an ſeiner königlichen Tafel trockenes Brot eſſen, als an ſeinem churfürſtlichen Tiſche ſchwelgen wolle.“ — Ihr folgte er gegen alles ernſte Abrathen ſeines Schwiegervaters, des Dresdner Hofes und ſeines Stammvetters, Maximilian.

Der erfahrene Trautmannsdorf knüpfte durch einen eigenen Vertrag das Band zwiſchen Ferdinand und Maximilian, wäre es möglich geweſen, noch feſter zuſammen. Die erſte Folge deſſelben war der Conventtag zu Ulm. Frankreich, ſonſt ſo geſchäftig, die Trennung zwiſchen Haupt und Gliedern zu nähren, mittelte dieſes Mal, vor den Hugenotten bange, zwiſchen den verbündeten Katholiken und Proteſtanten, oder zwiſchen der Ligue und Union. Jene verſprach, nichts zu unternehmen gegen die eigenen Lande des Churfürſten von der Pfalz, dieſe hingegen, ihm keinen Beiſtand zur Behauptung Böhmens zu leiſten. So war dieſes durch jenen unerwarteten Frieden ſeinem Schickſale überlaſſen, und Ferdinand konnte nun die eigene, die Macht Baierns und der Ligue gegen die Conföderirten und ihren König Friedrich wenden.

War dieſe, theils durch Angouleme's Künſte, theils durch Tilly's nahes Heer und die, im Rücken der Union, aus den ſpaniſchen Niederlanden heraufrückende Armee Spinola's, bewirkte Wendung Friedrichen ſchon an und für ſich ungünſtig, ſo unterließ er ſelbſt nichts, ſeine Sache noch mehr zu verſchlimmern. Seine geheimen Allianzen mit Frankreich, Schweden und Dänemark, ja auch die mit Bethlen Gabor blieben ohne den gehörigen Nachdruck. Seinen reformirten Predigern erlaubte er, die Altäre und Bilder in den Kirchen niederzureißen und die Evangeliſchen allenthalben zu mißhandeln, die nun laut darüber klagten: „daß der römiſche Antichriſt ſo nur dem helvetiſchen Platz mache, und ſie dem Calvinismus in den Rachen fliegen würden.“ Die zunehmende Gefahr von Außen nöthigte ihn zu drückenden Auflagen im Innern. Hatte das Einverſtändniß mit Bethlen Gabor früh aufgehört, ihm eigentlich wichtig zu ſein, ſo dauerte doch das Aergerniß der Schwachen über dieſen mittelbaren Bund mit den Türken immer fort. Die böhmiſchen Krieger und Großen wurden vielfältig zurückgeſetzt, Mansfeld, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen, trennte ſich von der Hauptmacht bei Prag und ging nach Pilſen. Kindiſch vergnügt mit den äußern Zeichen und dem Schimmer ſeiner neuen Würde, ſchien Friedrich ganz zu vergeſſen, was eigentlich königlich ſei?

Tilly wußte dieſes Alles, und auch ſein Heer. Da ſie nun ihren

Feind kannten, waren ſie gewiß, ihn zu ſchlagen. Reißend, unwiderſtehlich zog Tilly von Ulm und Lauingen durch Baiern. Die Böhmen hatten auf eine kräftige Diverſion der mißvergnügten öſterreichiſchen Stände gerechnet, aber Tilly brachte den zuſammengerotteten Haufen der Bauern im Donner des groben Geſchützes zugleich die erſte Nachricht ſeiner Ankunft. Zwar mißlang der Verſuch einer Abtheilung ſeines Vortrabes auf das verſchanzte Lager der Aufrührer auf der Hagleiten bei Efferding, aber bald ſtäubte der ſchwere Druck der geſammten baierſchen Kriegsmacht die Letzten der Bauern wie Spreu auseinander, und die Stände bedachten ſich nun nicht mehr länger, Ferdinanden die bisher hartnäckig verweigerte Erbhuldigung zu leiſten.

Zu Neupölln bei Zwettel, im Lande unter der Enns, vereinigte ſich Tilly mit des Kaiſers Heer unter Bucquoi. Die Unbilden der Jahreszeit und Witterung waren fürchterlich — mit ihnen, und mit Seuchen, Mangel, und dem beſtändig herumſchweifenden, Tag und Nacht zu unaufhörlichen Plänkeleien auffordernden Feinde hatte Tilly's Heer zu kämpfen, es ſchmolz. Vergebens rieth Bucquoi Winterquartiere, wenigſtens für einige Zeit, vergeblich ſuchte Anhalt im verſchanzten Lager von Rackenitz und mehrere Führer der Böhmen, durch andere excentriſche Bewegungen Friedrich durch trügeriſche Unterhandlungen den Helden aufzuhalten. Tilly, wohlwiſſend, nur ein Verluſt ſei unerſetzlich, der der Zeit, dachte einzig daran, gleich zu ſchlagen und zwar vor Prag, der Hauptſtadt, dem Sitz und Nerv des Krieges, daß ein Wurf gleich das ganze Spiel entſcheide. Maximilian, dem die Seuche ſogar faſt alle ſeine Hofbedienten wegraffte, von der Beharrlichkeit ſeines Feldherrn erfüllt, ergoß über ſein ganzes Heer die eigene Heiterkeit und das entſcheidende Vorgefühl des Sieges.

Faſt zu gleicher Zeit war Maximilian in Böhmen, der Churfürſt von Sachſen in die Lauſitz gefallen. Unter den Böhmen war Beſtürzung, Uneinigkeit, Verwirrung. Sehr natürlich alſo, daß ſie ſich auf dem weißen Berge bei Prag bis an die Zähne verſchanzten.

Bucquoi, des grauſamſten Schickſalswechſels und der größten Bedrängniſſe ſeit einigen Jahren gewohnt, dadurch aber weniger geeignet zu einem kühnen Wagniß, gab einen noch gefährlicheren Rath: der Feinde Heer zu umgehen, zu beobachten, und indeß Prag ſelber zu beſtürmen. Unwillig verwarf Tilly die halbe Maßregel; die Stadt müſſe, eine noth-

wendige Beute des Siegers, von ſelber fallen, ohne Anſtrengung, ohne Blut.

Die Verſchanzungen waren noch bei weitem nicht vollendet, als die Kaiſerlich-Baier'ſche Armee (8. November 1620) den Angriff that. Die Kaiſerlichen ſtanden rechts, den linken Flügel bildeten die Baiern. Der Aufmarſch geſchah durch Defileen und insbeſondere über eine ſchmale, dem beherrſchenden feindlichen Feuer ausgeſetzte Brücke. Bucquoi ſchüttelte den Kopf. Mehrere kaiſerliche Oberſten, insbeſondere der nachhin ſo berühmte Waldſtein, ließen ſich die gefährliche Vorrückung mehrmals befehlen, und griffen Tilly wenige Wochen darauf in einer eigenen Flugſchrift an, welcher der arme Mann freilich nichts entgegen zu ſetzen hatte, als ſeinen herrlichen Sieg! Er ſagte ſich ſelber, was Eugen zu ſeinem Vetter, dem Herzog von Savoyen, als er im verſchanzten Lager vor Turin, Marſins und Orleans Uneinigkeit in den verwirrten Bewegungen entdeckte: „Allons, Vetter! die Leutchen ſind ja ſchon ſo gut als geſchlagen."

Prinz Chriſtian von Anhalt brachte im erſten Anbeginne des Treffens durch ein ungeſtümes Anprallen auf den rechten Flügel, die dortige kaiſerliche Reiterei und die Infanterieregimenter Breuner und Tiefenbach zum Weichen. Verdugo mit ſeinen Wallonen hielt jedoch dieſen Angriff unerſchüttert aus, und der Oberſt Gratz mit 500 Reitern war genug, das Treffen ſogleich wieder herzuſtellen. Der Prinz ſelbſt wurde verwundet vom Pferde geriſſen. Die Ungarn Bethlen Gabors, dieſen Unfall wahrnehmend, ergriffen die erſten die Flucht, ſtürzten ſich mit gräßlichem Geſchrei, im wilden, bunten Gemenge einander zuvoreilend, den Abhang hinab der Moldau zu, und ertranken großentheils. Der Schrecken flog ſogleich durch der Böhmen ganzes Heer. Ihr Fußvolk hielt nirgends Stand, eine Stunde reichte hin, die Niederlage zu vollenden. 4000 aus ihnen und kaum ſo viel hundert Kaiſerliche und Baiern deckten die Wahlſtatt. 100 Fahnen, aber nur 10 Kanonen, und doch Friedrichs ganze Artillerie ſchmückten Tilly's Triumph.

Friedrich, feſt überzeugt, daß an dieſem Tage noch nichts vorfallen werde, zechte ruhig, und hielt das Getöſe der Schlacht blos für eine auf die Verſchanzungen ſeiner Böhmen unterhaltene Kanonade. Endlich ſchreckte ihn der erſte Unglücksbote, Andreas von Habernfeld, vom ſicheren Mahle auf. Er ritt zum Strachowerthor, er ſah es bereits geſchloſſen, Rauchwolken, dumpfes Gebrüll, Dröhnen des zitternden Bodens. Er eilte auf den Wall,

der weiße Berg war bedeckt von ſeinem in ungeſtümer Unordnung hierhin, dorthin fliehenden, beſinnungslos unter ſich ſelbſt feuernden Heere. — Das Thor wieder zu öffnen den Fliehenden, war ſein erſter Befehl, und ſein erſtes Thun, ſelber zu fliehen auf das königliche Schloß. Er ließ ſeinen Vetter Maximilian um einen Waffenſtillſtand von 24 Stunden bitten, 8 wurden ihm verwilligt, wenn er ſogleich weichen und allen Anſprüchen auf Böhmen für immer entſagen wolle. Da lagen ihm Viele dringend an: „hier auszuharren, Prag könne ſich halten, auf eine hartnäckige Belagerung ſei Tilly nicht gefaßt, am wenigſten in dieſer Jahreszeit. Leicht könnten ſich die Flüchtigen in dem feſten Pilſen mit Mansfeld vereinigen; Bethlen Gabors Stillſtand laufe bald zu Ende, für Religion und Freiheit, und ſelbſt aus Furcht vor der Strafe des Hochverraths würden ſich die Böhmen zu dem Aeußerſten verſtehen, aber Alles ſei verloren, wenn er ſich ſelbſt verlaſſe."

Und doch that er gerade das! Die Reichskrone, ſeine geheimſten Papiere, ſeine Schätze ließ er betäubt zurück, in der Todesangſt, von den Böhmen angehalten und etwa gar dem Kaiſer ausgeliefert zu werden. Vergebens wollten ihn die Seinen in Glatz und Breslau noch ein Mal aufhalten; er floh nach Berlin, dann nach Holland. Böhmen, Mähren, Schleſien, und man darf ſagen auch Ungarn waren wieder beruhigt, oder doch bezwungen, an eben dem Sonntage, wo das Evangelium befahl: „dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers ſei." — Tilly's Ruhm, an dieſem Tage durch zwei gleich große Feldherrngaben: Geſchwindigkeit und Nachdruck gegründet, ſtand auf lange hinaus feſt.

Nun trotzte gleichwohl Mansfeld noch von Pilſen aus — dem Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf war eben ſo wenig zu trauen. Bethlen Gabor brach, wiewohl zu ſpät, den Stillſtand. Bucquoi mußte alſogleich gegen ihn nach Ungarn. Tilly, deſſen hart abgemattetes Heer der Erholung durchaus bedurfte, zeigte nun, wie er Liſt und Kühnheit im gleichen Grade beſitze. Mansfeld war eben abweſend, nach ſeiner Art anders woher die Kräfte zu ſuchen, ſeinen wichtigen Waffenplatz zu behaupten. Indeſſen gewann Tilly ſeine Befehlshaber in Pilſen durch eine Summe Geldes, ſeinem Heere einen äußerſt wichtigen Waffenplatz und neue Kräfte für den kommenden thatenreichen Feldzug.

Von dem an hielt Tilly Böhmen ruhig beſetzt, die Huldigung wurde unbedingt geleiſtet, und Ferdinand übte demnach noch größere Gewalt, als

vorher. Drei Monate vergingen, ohne daß über das Vergangene eine Unterſuchung geſchehen wäre, viele der flüchtigen Empörer kehrten hierauf unbedingt an ihren Heerd zurück; aber die gerechte Strafe blieb darum nicht aus.

Der Fanatismus der damaligen Proteſtanten, welcher jede abgedrungene Härte Tilly's ſo ſorgſam aufbewahrte, hat uns gleichwohl ohne Bedenken den edelmüthigen Zug vorenthalten, daß er die Häupter der Empörung, die entweder aus Vermeſſenheit, oder im Vertrauen auf des Kaiſers Langmuth nach Prag und überhaupt in ihre Heimath zurückgekehrt waren, in aller Stille zu wiederholten Malen warnen ließ, vor dem nahe bevorſtehenden Eintreffen der kaiſerlichen Strafbefehle zu fliehen.

Mansfeld ſchlug, aus Pilſen vertrieben, mit engliſchem und däniſchem Gelde in der Oberpfalz neue Werbeplätze auf. Durch jene dem zahlreichen herrnloſen Geſindel willkommenen, aber Freund und Feind gleich furchtbaren Künſte ſtand er bald wieder an der Spitze von mehr als 20,000 Mann. Tilly, kein Freund davon, ſeinen Feinden Zeit zu laſſen, ging ſpornſtreichs auf ihn los; aber da gab ihm Mansfeld die Unterhandlung wegen Pilſen auf gute Art heim, und hinterging ihn durch die Anſpinnung einer Uebereinkunft, welche er niemals einzugehen, noch weniger zu halten gedachte. Eifrig unterhandelnd brach er bei Nacht und Nebel in ſolcher Schnelligkeit nach dem Rheine auf, daß Tilly nichts Anderes übrig blieb, als der Spur ſeines Zuges, den aufſteigenden Rauch- und Feuerſäulen, dem Röcheln der Gemordeten und dem Jammer der Geplünderten zu folgen nach der Unterpfalz, wo ihm Spinola und Corduba aus den Niederlanden entgegen kamen. Aber weit entfernt, das Stammeigen ſeines Buſenfreundes, des Winterkönigs, zu decken, ergoß ſich Mansfeld vielmehr über das Elſaß, wo noch Vieles zu holen war.

Nicht beſſer, als vordem für Böhmen, hatte Friedrich für ſeine Pfalz geſorgt. Ein Platz nach dem andern fiel, die Wahl war nur: ob in die Hände Tilly's oder der Spanier? Friedrich kam aus Holland verkleidet zurück, dem Unternehmungsgeiſte Mansfelds Alles vertrauend. Aufgefordert durch dieſe Mahnung eines überaus Unglücklichen, raffte er ſich denn auch aus ſeinem Räuberleben wieder zur kriegeriſchen Thätigkeit empor, überſetzte den Rhein bei Germersheim, und machte Miene, die Baiern bei Wisloch anzugreifen. Tilly, weit entfernt, ſich angreifen zu laſſen, jagte ihn aus dem Dorfe Mingelsheim, wo ſein Vortrab ſich zu halten gedachte. Mansfeld

ſteckte den Ort in Brand, die liguiſtiſchen Völker wichen hierauf, und ſelbſt die herbeigeeilte Cavallerie konnte dieſes nicht ändern. Die Nacht trennte endlich die erbitterten Streiter wider ihren Willen.

Die von Ferdinanden über den Pfalzgrafen Friedrich verhängte Reichsacht ſchien ihm aus den Gliedern der unrühmlich getrennten Union neue Helfer zu erwecken. Der Herzog von Würtemberg rüſtete, und wie manchmal einen friedlichen Zuſeher das unkluge, aber unwiderſtehliche Verlangen befällt, ſich dem Unterliegenden zu Liebe in einen ungleichen Streit zu miſchen, bot der Markgraf Georg Friedrich von Baden alle ſeine Kräfte auf, ein wohlverſehenes, dem Mansfeld'ſchen an Zahl faſt gleiches Heer auf die Beine zu ſtellen. Daß er die Regierung zugleich ſeinem Sohne abtrat, zeigte unläugbar von einem bedenklichen Vorhaben, bei deſſen unglücklichem Ausgange wenigſtens das Land ſeinem Hauſe erhalten würde.

Tilly drang, wie natürlich, auf eine beſtimmte Erklärung über die Urſache und den Zweck dieſer Rüſtung. Der Markgraf gab ſein Fürſtenwort darauf, ſie beziele nur die Schützung der eigenen Lande vor Mansfelds Räuberhorden. Dennoch vereinigte er ſich unverſehens mit dieſem. Tilly, auch Würtembergs ungewiß, mußte eilig die Heerhaufen Cordubа's an ſich ziehen. Zur Baſis ſeiner Unternehmungen wider Beide ſuchte er einen nahen Waffenplatz; aber Heilbronn, das er dazu erkor, verſchloß ihm die Thore. Nicht nur mit einem überlegenen Feinde, ſondern auch mit der widrigſten Volksſtimmung hatte er zu kämpfen.

Was er Andern ſo ungern gewährte: Zeit, ſuchte er nun ſelbſt zu gewinnen. Wie er, vertraut mit dem Geiſte der böhmiſchen Heeresfürſten, die Prager Schlacht wider die Regeln der Vorſicht begonnen, ſo baute er nur auf die Kenntniß ſeiner beiden gleich ehrgeizigen, gleich beuteluſtigen, gleich unduldſamen Gegner, des Badenſchen Markgrafen und Mansfelds, die Vorausſetzung, ſie würden ihre Heere eben ſo bald wieder von einander trennen, ſo wenig ihr unbeugſamer Sinn Eins bleiben konnte, und er hatte ſich nicht getäuſcht. Durch beſtändige ſchlau und ſchnell ausgeführte Märſche auf ihren Flanken, durch ungewohntes Zaudern, wich er jedem entſcheidenden Schlage aus, eben ſo glücklich in der ſo viel ſchwereren Defenſive, als in dem faſt immer unfehlbaren Angriff. Nun hatte es Tilly nur mehr mit getheilter Macht zu thun, aber nun verlor er auch keinen Augenblick, den Markgrafen im Thale von Wimpfen am Neckar anzugreifen. Dieſer ſtand in einer Wagenburg, Tilly auf einer Anhöhe. Keiner wollte

seinen Vortheil verlassen, es entstand eine heftige Kanonade, aber da Georg Friedrich noch immer nicht in's Freie zu bringen war, schien dieser Tag unentscheidend vorüber gehen zu wollen. Schon hatte das Schießen seit zwei Stunden aufgehört, als Tilly auf einmal auf die Wagenburg selbst losdrang und sie ungestüm angriff. Der Markgraf leistete verzweifelten Widerstand, unter ihm der junge Held Bernhard von Weimar und Magnus von Würtemberg, der, nachdem er das dritte Pferd verlor, selbst auf dem Bette der Ehre starb. Der Sieg wankte, einige bairische Regimenter waren in Unordnung, die Spanier stellten das Gefecht wieder her und trieben des Markgrafen Reiterei in die Flucht. Ein neapolitanisches Regiment stürzte sich wüthend auf die neuen, halben Karthaunen, welche zahlreich und gut bedient, eine fürchterliche Verwüstung in den Reihen der Liguisten angerichtet hatten. Es kehrte das eroberte Geschütz augenblicklich gegen den Feind, mehrere badische Pulverkarren stäubten entzündet mit schrecklichem Gepraſſel in die Luft. Dies entschied. Unter den Letzten floh der Markgraf. 400 Bürger von Pforzheim, (sie nannten sich das weiße Regiment) unter dem Bürgermeister Deimling, und den Hauptleuten Mayer, Geiger, Schober, Wilderſinn und Gerwich schützten den Leib ihres geliebten Herrn, und deckten den Rückzug, gleich Söhnen des alten Sparta, gegen die ganze liguistische spanische Macht, den von Tilly angebotenen Pardon kaltblütig ausschlagend und so lange unerschrocken widerstehend, bis der letzte Mann gefallen war.

Ein Glücksritter ohne Land, Geld und Macht, selbst ohne Geburt, denn er war der Bastard eines der würdigsten österreichischen Diener, war der erste Vertheidiger des unglücklichen Friedrich gewesen, den sein nächster Verwandter, Maximilian, aus seinem grauen Erbe vertrieb, und den sein Schwiegervater im Stiche ließ. Der zweite war ein Fürst, der seine eigenen Unterthanen verließ, um für einen Fremden das ungewisse Kriegsglück zu versuchen. — Beiden — Mansfeld war der eine, der Markgraf von Baden der andere — hatte Tilly obgesiegt. Nun trat der Dritte auf, aber nicht glücklicher. Wie eine schlechte Sache oder Weise allezeit Nachahmer findet, so stellte auch Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, ein beträchtliches Heer in Niedersachsen auf, ohne Geld, ohne andern Ruf als den, den ihm sein jugendlicher Uebermuth, sein glühender Haß gegen die reiche katholische Geistlichkeit und seine bekannte Raubsucht erworben haben. „Gottes Freund, der Pfaffen Feind," war die

Aufſchrift ſeiner aus geſtohlenem Kirchenſilber geprägten Münzen. — „Alles für Gott und für Sie!“ die Deviſe ſeiner Fahnen. In Holland hatte ihn nämlich die Pfalzgräfin Eliſabeth ganz für ihre Sache begeiſtert. Ihr Handſchuh auf ſeinem Hute verkündete aller Welt auf die bedeutendſte Weiſe ſeine glühende Leidenſchaft für die Frau ſeines Freundes. Dieſer dritte Gegner konnte zwar Tilly nicht fürchterlicher ſein, als die beiden andern, aber er war es den unglücklichen Ländern, welche ſein Heer gleich einer Heuſchreckenwolke durchſtreifte.

Nachdem er die niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Stifter geplündert, dachte Chriſtian den oberrheiniſchen und fränkiſchen ein gleiches Schickſal zu, aber Tilly ereilte ihn bei dem mainziſchen Städtchen Höchſt, eben im Begriff, den Main zu paſſiren, griff ihn in dieſem gefährlichen Moment raſch an, und er erreichte das jenſeitige Ufer nur mit dem Verluſte ſeines halben Heeres und ſeiner ganzen Artillerie (2. Juli 1622). Mit Mansfeld vereinigt, warf er ſich nun nochmals über den Elſaß, um, was bei dem erſten Einfalle nur beraubt und ausgeſogen worden, dieſes Mal deſto ſicherer ganz zu verderben. Tilly ſchloß den ſiegreichen Feldzug durch die Eroberung von Heidelberg und Mannheim.

Pfalzgraf Friedrich, in der Hoffnung, beim Kaiſer doch noch Vergebung zu finden, bequemte ſich zu der Vorbedingung, alſogleich die Waffen von ſich zu legen und ſein Heil von Ferdinands Gnade zu erwarten. Er dankte den Herzog Chriſtian und Mansfeld förmlich ab, und machte ſie dadurch, nicht um ſeine Sache, denn dieſe hatte ſie nicht in Rüſtung gebracht, ſo konnte ſie denn auch ſeine Abdankung nicht entwaffnen, ſondern nur um einen Namen verlegen, unter dem ſie ihre Raubzüge fortſetzen ſollten. Erſt ſtürzten ſie ſich auf Lothringen, durch die Gräuel ihrer Völker ſelbſt das Innere Frankreichs erſchreckend; dann erboten ſie ſich, kaiſerliche Dienſte zu nehmen; aber Tilly, ſchon zu oft von ihnen belogen, wies ſie trocken ab. Nun gingen ſie nach Holland; aber auch die Generalſtaaten ſuchten der gefährlichen Gäſte im erſten Augenblicke wieder los zu werden, nachdem einmal Spinola durch ihren tapfern Arm gezwungen war, die Belagerung von Bergen-op-Zoom aufzuheben. Darauf zog Chriſtian nach Niederſachſen. Ulrich, ſein Bruder, verſchaffte ihm die Stelle eines Kriegsoberſten, er ſah ſich an der Spitze eines neuen Heeres. Auf der ungehofften Glücksſtufe ſchwindelnd, verſtieg er ſich zu dem kecken Entwurf, mit Mansfeld und Bethlen Gabor den Winterkönig wieder auf den Thron zu ſetzen. Venedig,

Holland, vor Allen Großbritannien, gaben Geld, die beiden Könige des Sundes und baltiſchen Meeres, Chriſtian IV. von Dänemark, als Herzog von Holſtein, ſelbſt Mitſtand des Kreiſes, und Guſtav Adolph von Schweden, Sieger über Polen und Moskau, auffſichtig wachend über Niederſachſens und der Nordküſten Unabhängigkeit, boten ihren Beiſtand an, und buhlten, jeder gleich eifrig, um eine Kreisoberſtenſtelle. Die Wahl zwiſchen beiden Bewerbern wurde, wie natürlich, da entſchieden, woher das Geld zur ganzen Unternehmung floß, und es gelang Chriſtian, ſeinen Mitbuhler in London zu überbieten.

Die ernſtlichen Abmahnungen des Kaiſers, der Kreis ſolle entwaffnen, waren fruchtlos. In Kürze hatte der däniſche König 60,000 Mann auf den Beinen, Mansfeld und der Adminiſtrator Chriſtian (welchen Tilly ehvor zu einem dreitägigen Gefechte bei Stadtloo im Münſterſchen mit einem Verluſt von 4000 Mann, 70 Fahnen und ſeiner ganzen Artillerie auf das Haupt geſchlagen) rückten dennoch wieder, wiewohl ſcheu und langſam, durch Weſtphalen heran, mit neugeworbenen, und mit brittiſchen und franzöſiſchen Hilfsvölkern. Tilly, der lange vergeblich gewarnt, zeigte nun wenig Luſt, die Vereinigung dieſer Beiden mit den Dänen abzuwarten; er rückte ſchnell an die Weſer. Waldſtein, der gleichfalls durch den Ruf ſeines Namens, durch königliche Freigebigkeit und kluge Benutzung des Zeitgeiſtes und Kriegsſyſtems dem Kaiſer aus Nichts eine Armee hervorgerufen, war damit längs der Elbe hinauf gezogen, dem Dänenkönige, während ihn Tilly von vorne in Schach hielt, in den Rücken zu kommen.

Der König, der die von Tilly in der Nähe Bremens angebotene Schlacht ſorgfältig vermied, nahm in dieſer Verlegenheit Mansfelden, den er bis dahin immer verläugnet, mit offenen Armen an. Der warf ſich ſogleich Waldſtein entgegen, den er nicht allein aufhielt, ſondern ſelbſt, nachdem er an der Deſſauer Brücke der Uebermacht deſſelben unterlag, durch ſeinen höchſt excentriſchen Rückzug durch Brandenburg nach Schleſien und Ungarn zu Bethlen-Gabor, ganz von den Dänen und vom Kriegsſchauplatze abwendete, und zur Deckung der Erblande nach ſich heranzog.

Mittlerweile war Tilly das Glück nicht das günſtigſte geweſen. Er hatte die Belagerung von Nienburg aufheben, ſich bis Stolzenau zurückziehen, und die kaiſerlich geſinnten Herzöge von Lüneburg dem Grimme des Königs preisgeben müſſen. Er beſetzte nun das Fürſtenthum Calen-

berg und, nachdem er den Herzog Friedrich von Sachſen geſchlagen, auch die feſte Hauptſtadt deſſelben.

Nach Waldſtein's Abzug glaubte ſich der König ſtark genug, unſerem Helden Beſorgniſſe für ſeine Flanken und Rücken zu erregen. Er detachirte ein Corps in's Münſter'ſche und Osnabrück'ſche. Herzog Chriſtian zeigte ſich, wiewohl nur mit 6000 Mann, in Tilly's Rücken auf ſeiner kürzeſten und darum wichtigſten Verbindungslinie mit Heſſen. Sich mit dem Adminiſtrator und mit dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel zu vereinigen, dann aber mit dieſer Mehrzahl Tilly anzugreifen, war offenbar des Königs Plan. Aber Tilly war wieder ſchneller als er. Mit Blitzeseile bemächtigte er ſich aller feſten Plätze an der Werra und Fulda, und des am Zuſammenfluſſe dieſer beiden Ströme, am Eingange der heſſiſchen Gebirge liegenden, von den Einwohnern hartnäckig vertheidigten Minden. — Durch einige vom Herzoge Georg von Lüneburg befehligte Völker des abgegangenen Waldſtein verſtärkt, belagerte er Nordheim und bedrohte Göttingen, um dadurch (da die Vereinigung mit dem Landgrafen von Heſſen nicht mehr zu fürchten war) den König wieder heranzuziehen. Wirklich rückte Chriſtian mit ſeiner ganzen Armee heran, um vorerſt dieſe ihm wichtigen Plätze entweder ganz zu befreien, oder doch den nöthigen Mund- und Kriegsvorrath und friſche Völker hineinzuwerfen, dann aber durch das Eichsfeld und Thüringen in's Herz der liguiſtiſchen Länder zu dringen. Da warf ſich ihm aber auch Tilly mit Macht in den Weg. Das däniſche Corps, welches Calenberg wieder zu gewinnen ſtrebte, wurde völlig geſchlagen und verſprengt. Vergeblich ſuchte der König durch einen ſchleunigen Rückzug durch das Braunſchweigiſche dem ſo oft angebotenen Kampfe nochmals auszuweichen. Tilly folgte ihm auf der Ferſe, in beſtändigen, immer lebhafteren Gefechten mit dem Nachtrab. Bei Lutter am Barrenberge, auf dem Marſche (27. Juli 1627), wurden die Dänen und ihre Verbündeten mit der gewohnten Raſchheit angegriffen. Sie widerſtanden tapfer. Drei Mal brachen die Kaiſerlichen und Liguiſten in ihre Reihen, und eben ſo oft wurden ſie wieder bis an ihre Kanonen zurückgeworfen, ſelbſt (ein bis dahin unerhörter Fall) vier alte Regimenter Tilly's wankten, und wichen einen Augenblick. Fluchend, und den Degen ihnen in die Seite ſetzend, trieb ihr alter Feldherr ſie wieder voran, und dem Dänenkönige, welcher in dieſem hartnäckigen Treffen eben ſo wenig etwas unverſucht ließ, den Muth der Seinigen durch Beiſpiel, Bitten und Drohungen zu beleben, blieb nichts

übrig, als die Flucht ſeines Heeres in Verzweiflung anzuſchauen. Mehrere tauſend Todte deckten das Schlachtfeld, 60 Fahnen, die ganze Artillerie, Bagage und Munition wurde den Siegern zur Beute, 30 Compagnieen, der Kern des Fußvolks, die ſich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, ſtreckten das Gewehr.

Raſch, wie er ihn errungen, benutzte Tilly auch ſeinen Sieg, verſicherte ſich der Weſer, beſetzte Braunſchweig, und verfolgte den König nach Bremen. Dieſer, ganz unbekannt mit der dem Feldherrn ſo nöthigen Gabe, geringere Zwecke dem dringenden, höchſten unterzuordnen, oder zu opfern, warf in alle etwas haltbaren Orte Beſatzungen und nahm einen ſchleunigen, aber geradlinigen Rückzug. Dadurch wurde eine Abtheilung ſeiner Truppen nach der andern neuerdings geſchlagen oder gefangen, und die in der Eile befeſtigten Plätze fielen, ſammt ihren neuen Garniſonen, in die Hand Tilly's, welcher über die Elbe in's Brandenburgiſche rückte, während der wieder zurückgekehrte Waldſtein ſich anſchickte, des Königs Stammland, Holſtein, auch von der andern Seite anzugreifen.

Dieſer, unſtreitig weniger Soldat als Tilly und ſeit der Prager Schlacht ſein perſönlicher Feind, ſah mit innerlichem Grimme den Ruhm ſeines ehemaligen Oberfeldherrn mit jedem Tage zunehmen, den ſeinigen aber (das glaubte er von Jedem, der über oder neben ihm ſtand) in eben dem Maße ſich verringern. Hatte er den däniſchen König nicht ſchlagen können, ſo wollte er doch den Ruhm haben, den Krieg wider ihn geendigt zu haben. Er wußte den redlichen, nur das Beſte des Dienſtes im Auge habenden, um der Eintracht willen gern nachgebenden Tilly, theils durch Ueberredungskünſte, theils durch Befehle aus Wien (die er durch beſtellte und wohlbezahlte Nachrichten von den bedenklichen Rüſtungen der Generalſtaaten erliſtet hatte) zu beſtimmen, daß er ihm den geſchlagenen König und die Eroberung Holſteins überließ und gegen den Rhein aufbrach, die Holländer zu beobachten, welche weder in jenem Augenblicke noch in der Folge einen Schritt thaten, der die Abſendung eines ſo ſtarken Heeres zur bloßen müßigen Beobachtung hätte rechtfertigen können.

Als auch ſeine Feldherren eben ſo unglücklich waren wie er ſelbſt, und insbeſondere der bei Wimpfen geſchlagene Markgraf von Baden, und Graf Thurn von Waldſtein und Schlick entſcheidende Niederlagen erlitten und

bis auf Stade, Krempe und Glückſtadt ganz Holſtein dem Könige ſeinem Erbherrn verloren war, ſuchte er ernſtlich ein Ende des Krieges.

Tilly und Waldſtein riethen dem Kaiſer beide, wiewohl aus ſehr verſchiedenen Abſichten, des Königs friedlichen Vorſchlägen die Hand zu bieten, und am 29. Mai 1629 wurde dieſer zwar nicht glückliche, aber doch unternehmende Feind durch den Tractat von Lübeck feierlich verſöhnt.

Zum zweiten Mal hatte Tilly die Macht der Feinde ſeines Glaubens und ſeines Kaiſers vernichtet, zum zweiten Mal Deutſchland den Frieden gegeben, als das Ferdinanden von der Ligue abgedrungene Reſtitutionsedict und der Eindruck, den es nothwendig hervorbringen mußte, alle Erwartungen der Freunde des Friedens mit einem Male zerſtörte, und ſchon am 24. Juni 1630 landete Guſtav Adolph, König von Schweden, auf der pommernſchen Küſte, auf der Inſel Rügen mit vielen verſuchten Kriegshelden und hoffnungsvollen Jünglingen, dem Rheingrafen Otto Ludwig, dem ſtaatsklugen Oxenſtjerna, Banner, Torſtenſon, Wrangel, Horn, Tott, Baudiſſin, Kiephauſen, Mutſchefahl, Thurn, Lilien ꝛc.

Seit Waldſteins Abdankung, die ſammt der Entlaſſung des beſten Theils ſeines Heeres die lauten Klagen der Churfürſten und beſonders Maximilians von Baiern dem Kaiſer auf dem Tage zu Regensburg abgedrungen hatten, waren die kaiſerlichen Heerhaufen in Pommern unter Torquato Conti, einem harten und geizigen Manne, aber trefflichen Kopfe, in jeder Beziehung ſehr herunter gekommen, bei ihrer zerſtreuten Aufſtellung Kriegsübungen und Kriegszucht ganz außer Gang gekommen. Das Volk, durch unaufhörliche Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten auf's Aeußerſte gebracht, harrte nur des erſten günſtigen Augenblicks, ſich an ſeinen Unterdrückern grauſam zu rächen. Das aufgeregte und ausgeſaugte Land ließ ſie durch bittern Mangel die natürliche Strafe ihres vorherigen Uebermuths empfinden.

Conti ſetzte ſich nach einem fruchtloſen Verſuche, Wolgaſt zu retten, mit drei abgetheilten Corps bei Garz, oberhalb Stettin an der Oder, die er dadurch ſperrte, bei Stolpe und bei Landsberg an der Wartha, an den beiden Enden von Hinterpommern, durch ſtarke und wohl mit einander verbundene Verſchanzungen gedeckt.

Seit Waldſteins Entlaſſung ward Tilly auch der Oberbefehl des kaiſerlichen Heeres, wie ſeit eilf Jahren der bairiſchen und liguiſtiſchen Kriegsmacht anvertraut. Aber jene ununterbrochene Reihe der durch ſel-

nen Heldenarm erhaltenen glücklichen Erfolge hatte auch damals, wie immer, einen unglücklichen Erfolg hervorgebracht. Sie hatte in den Köpfen der Dummen, Mittelmäßigen und Feigen jene aufgeblaſene Sicherheit nach ſich gezogen, jenen Unwillen, durch höhere Sorgen im Genuß der Früchte fremder Anſtrengungen geſtört zu werden, der jederzeit der untrügliche Vorbote naher, wohlverdienter Züchtigung iſt.

Die Armee war großentheils aus einander, die Vorräthe erſchöpft, das Einverſtändniß, ſelbſt des katholiſchen Reichstheiles, weſentlich geſtört. —

Dennoch gelang es Tilly, noch in dieſem Winter eine Armee in Bewegung zu ſetzen, um Torquato Conti's beharrliche Vertheidigung durch ein gutes Ende zu krönen. Zu Frankfurt an der Oder vereinigte er ſich mit dem Reſte der ſchaumburgiſchen Truppen und eilte, Demmin und Colberg zu entſetzen, als er noch im Brandenburgiſchen die Nachricht erhielt, Colberg ſei durch Hunger, Demmin aber durch ſchlechte Gegenwehr des kaiſerlichen Feldmarſchall-Lieutenants Herzogs von Savelli gefallen, welchem Guſtav Adolph, indem er mitleidig die Hand auf des Herzogs weder von Kenntniſſen noch von Muth überladenen Kopf legte, dabei das zweideutige Compliment machte: „Er würde ihn allezeit mit dem größten Vergnügen an der Spitze der Kaiſerlichen ſich gegenüber ſehen!“ —

Jene gewaltige Aenderung, des Königs treffliche Stellung bei Schwedt und daß die vorpommeriſchen Päſſe alle in Feindes Händen und wohl beſetzt waren, nöthigte Tilly, ſeinen Angriffsplan aufzugeben und unverfolgt eine rückgängige Bewegung nach der Elbe zu machen, um Magdeburg zu belagern. Dieſe an Volk und Geld reiche, dem Kaiſer äußerſt abgeneigte Stadt hatte nicht nur den wegen ſeiner Verbindung mit Dänemark geächteten Adminiſtrator, Herzog Chriſtian von Brandenburg, in ihre Mauern aufgenommen, ſondern auch den König von Schweden zuvorkommend zu ſich geladen. Da die Stimmung der Evangeliſchen rings um ſein Heer und auf ſeine Kommunikationen immer drohender wurde und die Fortſchritte des ſchwediſchen Königs täglich vermeſſenere Hoffnungen entzündeten, mußte es natürlich in Tilly's Plane ſein, an dieſer Stadt ein warnendes Beiſpiel zu geben, und ſie mit Gewalt dazu zu machen, wozu ſie ſich dem Könige ſelbſt angeboten hatte, zum Waffenplatz. Vielleicht konnte dadurch zugleich Guſtav aus ſeinem feſten Lager herausgelockt und zum Treffen gezwungen werden.

Guſtav Adolph verſetzte ihm jedoch mittlerweile einen empfindlichen Streich. Wirklich verließ er ſein Lager vor Schwedt, erſchien aber vor Frankfurt an der Oder, das zwar nur ſchlecht befeſtigt, aber von 8000 Mann vertheidigt war. Am dritten Tage wurde ein dreimaliger Sturm angelegt und die Stadt erſtiegen. Die Kaiſerlichen hatten zwei Mal Chamade geſchlagen, aber die Schweden, ihres Sieges gewiß, verwarfen jede Capitulation, um Alles von der Beſatzung, was ſich nicht unter Begünſtigung der Nacht auf Abwegen nach Schleſien rettete, niederzuhauen oder in die Oder zu ſprengen. Die Stadt wurde der Plünderung Preis gegeben. „Neu brandenburgiſch Quartier!“ war der Schweden Loſungswort unter dieſem Würgen. Es hatte nämlich in Neubrandenburg eine ſchwediſche Beſatzung von 400 Mann, welche Tilly's wiederholte Aufforderung abgeſchlagen, im Sturm über die Klinge ſpringen müſſen. So wollte alſo Guſtav Adolph „den alten Korporal“ (Tilly) durch eine zwanzigfach größere Unmenſchlichkeit, nicht allein an Tilly's Völkern, ſondern auch an der der proteſtantiſchen Sache treu ergebenen Stadt lehren, den Krieg menſchlich und nicht als Kroat zu führen. —

Tilly war auf die erſte Nachricht von dieſer Bewegung des Königs in Eilmärſchen zur Rettung Frankfurts aufgebrochen, deſſen Schickſal, wenn es den Andrang der ganzen ſchwediſchen Macht zu beſtehen haben würde, er ohnſchwer vorausſah. Aber ſchon auf dem Marſche erhielt er die Nachricht von jenem Blutbade, und daß ſich Guſtav bereits wieder zu Landsberg befinde, und ſo kehrte er denn auch wieder an die Belagerung Magdeburgs zurück. Je größer der Uebermuth der Belagerten geweſen war, deſto größer war auch ihr Schrecken, als ſie wahrnahmen, es ſei auf eine ernſtliche Belagerung abgeſehen, und noch immer ſuchten ſie ſich ſo gut als möglich mit dem angenehmen Irrwahn zu tröſten, des Kaiſers Feldherr ſei nur darum vor ihren Mauern erſchienen, um den Schwedenkönig irre zu leiten, und ihm ſeine eigentlichen Abſichten deſto ſicherer zu zu verbergen. An Willen zum hartnäckigen Widerſtande fehlte es nicht, aber an Kraft. Aus Mangel an Truppen mußten die Vorſtädte Neuſtadt und Subenburg niedergebrannt werden, die weitläufigen Außenwerke, an der Zahl gegen zwanzig, ließ Tilly eines nach dem andern durch den ſtürmiſchen Pappenheim hinwegnehmen. Bei dieſer fruchtloſen Vertheidigung fiel der größere Theil kriegserfahrner Truppen. Den unerſetzlichen Mangel doch einigermaßen zu erſetzen, waffnete man die Bürger, die aber,

Reiche und Arme unter ſich ſelbſt uneinig, bald ſtatt Eifers, Gleichgiltigkeit, Kleinmuth und Ueberdruß an den Tag legten. Vielleicht hätte ſchon dieſe Trennung der Gemüther zu einer Kapitulation geführt, wären nicht Religionsfanatism, Freiheitsliebe und Haß gegen Alles, was kaiſerlich hieß, in's Mittel getreten, hätten nicht der Adminiſtrator und der vom Schwedenkönig geſchickte kriegserfahrne Oberſtlieutenant Dietrich von Falkenberg durch Beiſpiel und Zuruf die Gemüther neuerdings in Flammen geſetzt. Am allgemeinſten, am mächtigſten aber wirkte die Hoffnung des nahen Entſatzes; denn Guſtav Adolph war ſchon von Potsdam aufgebrochen und ſein Vortrab ſtreifte über Zerbſt hinaus.

Das dachte aber in der willkommenen Selbſttäuſchung Niemand, daß der eben ſo ſchlaue als entſchloſſene Tilly ſeiner Seits den entſchiedenſten Antrieb finden mußte, ſich Magdeburgs zu bemeiſtern, es koſte auch, was es wolle. Bald nach der zweiten, lebhaft abgeſchlagenen Aufforderung, ſchickte Tilly eine dritte in ungleich gemäßigterem Tone. Zugleich verbreitete ſich ſtündlich ein tieferes Schweigen über ſeine Batterieen, man ſah von den Thürmen der Stadt das Geſchütz abführen, und Aller Augen waren nach der Gegend hingekehrt, von welcher her man jeden Augenblick hoffte, die Schwerter des ſchwediſchen Vortrabs blinken zu ſehen. Bei der Todtenſtille, die im kaiſerlichen Lager herrſchte, überließen ſich die ermatteten Bürger und Soldaten der lang entbehrten — letzten — Ruhe.

Tilly hatte in ſeiner äußerſten Lage den mannlichen Entſchluß gefaßt, zwar wegen der Nähe der Schweden ſein Lager aufzuheben, aber zuvor noch einen Hauptſturm anzulegen. Keine Breſche war noch geſchoſſen, zwar die Stadt hart mitgenommen, aber die Feſtungswerke nur wenig beſchädigt. Tilly ſelber ſchwankte, aber Pappenheims Heftigkeit reißt den um Mitternacht noch einmal verſammelten Kriegsrath mit fort, das lockende Beiſpiel der gleichen Einnahme Maſtrichts entſcheidet. Um 5 Uhr Morgens, am 10. Mai 1631, ſollte das grauenvolle Spiel beginnen, und wirklich es begann.

Zwei Kanonenſchüſſe gaben das Signal, aber erſt um 7 Uhr, weil Tilly, gegen alle ſeine Gewohnheit unſchlüſſig, entweder in einem dumpfen Grauen vor den Schrecken des eben dämmernden Tages, oder in der ernſten Erwägung, daß dieſe Armee des Kaiſers letzte ſei, jedem Extreme abgeneigt, ſeine Generale, deren Entſchluß jedoch unverändert blieb, noch einmal in ſeinem Gezelt verſammelte.

Pappenheim, der mit ſeinen Brigadiers, Baron Schönberg, Oberſt Wangler, Oberſtlieutenant Baron Grotta und dem Herzoge von Holſtein, alle Außenwerke ſammt der Zollſchanze und den Inſeln allein weggenommen und auch von der andern Seite der Elbe, von Schönebeck her, angegriffen hatte, erwartete dicht an der Stadt, in des Feindes Wall eingeſchritten, knirſchend vor Ungeduld, dieſes Signal. Kaum hatte es noch ausgedonnert, als er an der Neuſtädter Seite, wo ein abhängiger Wall und ein trockener, nur pikentiefer Graben die Attaque erleichterten, mit wildem Ungeſtüme einbrach, den bedeckten Weg und letzten Wall überſtieg, und Falkenberg zurückſchlug, der durch das unerwartete Feuern aufgeſchreckt, vom Rathhauſe herbeieilte, wo er eben beſchäftigt geweſen war, Tilly's letzten, abſichtlich lange aufgehaltenen Trompeter zurück zu befördern. Pappenheim hatte bei dieſer Ueberrumpelung ſelbſt nicht 5 Mann verloren. *)

Indem griffen auch die übrigen Sturmcolonnen an. Ein kleines, in den Wall geſchoſſenes, wenig beachtetes Loch öffnete einer derſelben den Weg in's Innere der Stadt. Falkenberg fiel; mit ſeinem Tode erhielt die verderblichſte Verwirrung die Oberhand; es gebrach ſogar an Pulver, das Feuer des Feindes zu beantworten. Die Beſatzung zweier unangegriffener Thore verließ dieſelben, um der höchſten Noth zu ſteuern. Darauf hatten zwei gleichfalls ſchon bereit gehaltene feindliche Colonnen gewartet, um ihre Eroberung ohne Widerſtand zu vollenden. Mit dem Tode des tapferen Hauptmanns Friedrich Schmidt fiel Magdeburgs letzte Hoffnung. Stromweiſe drangen die Kaiſerlichen in die Stadt und beſetzten Gaſſen und Plätze. Die mit brennenden Lunten aufgepflanzten Kanonen ſcheuchten den Bürger dahin zurück, wo ihn freilich Tilly allezeit lieber geſehen hätte, in's Innere ſeines Hauſes, an ſeinen Heerd. Alle Haupt- und Nebenthore wurden aufgeriſſen, und mit wildem Kriegslärm ſtürzte ſich die ganze Reiterei und die Kroaten ergrimmt und beuteluſtig hinein.

Des Feldherrn Zorn war auf ſeine Soldaten übergegangen. Die Kroaten Iſolani's, Pappenheims Wallonen, die liguiſtiſchen Völker hatten, der mühſamen Belagerung überdrüſſig, nach dem Sturme gelechzt. Aber ihre Wuth kannte vollends keine Grenzen, als aus allen Fenſtern Stein-

*) Aber während der drei Tage, als das Würgen dauerte, über 1000 Mann ſeiner beſten Soldaten.

trümmer, Kugeln, Dachziegel, Feuerbrände und ſiedendes Waſſer fielen, als Gaſſe für Gaſſe durch einzelne Stürme mit neuem Blutvergießen genommen werden mußte. Nun fand aber auch vor der Wüthenden taubem Grimme kein Alter, kein Geſchlecht, weder Schönheit noch Würde die mindeſte Schonung. Es war kein Widerſtand mehr, nur ein Würgen.

So bezwangen dann die während dieſer Verwirrung ausgebrochenen, durch einen gleichzeitig entſtandenen Sturmwind heulend empor ziſchenden Flammen die Raub- und Mordluſt. Die kochende Gluth nöthigte die Stürmer, ſich in ihr eigenes Lager zurück zu flüchten.

Am 13. Abends erſchien, nachdem man die Hauptſtraßen und Plätze von Schutt und Leichen gereinigt, Tilly ſelbſt in der Stadt. „Seit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung wäre keine ſolche Victoria mehr geſchehen" — ſchrieb er ſeinem Herrn. Am 14. hielt er zum feierlichen Dankfeſte ſeinen Einzug in die Stadt, begnadigte und ſpeiſ'te über 1000 Menſchen, welche drei Tage und zwei Nächte in beſtändiger Todesangſt im Dom zugebracht hatten. Die ganze Zahl derer, welche das Würgeſchwert oder die Flammen fraßen, die ſich in die Elbe ſtürzten, oder unter dem Schutt ihren Tod gefunden, gab man, wenn auch etwas übertrieben, auf 30,000 an. „Tilly ſeien auf Magdeburgs rauchenden Ruinen Thränen in den Augen geſtanden," ſagt uns der ehrliche Geſchichtsſchreiber Graf Khevenhiller. — Tilly's edle Offenheit gegen die Anhänger des Winterkönigs in Prag, wie gegen Waldſtein, ſeinen Feind, läßt uns nicht daran zweifeln. — Die heutzutage ſo beliebte Heuchelei, „die Weihe der Unkraft", war jenen ſtarken Seelen durchaus fremd.

Dieſe ſtrenge Züchtigung hob den Muth der katholiſchen Partei, machte gleich Meduſens furchtbarem Schlangenhaupte jenen der Proteſtanten erſtarren, die eben zu Leipzig in eine neue Conföderation wider ihren Kaiſer getreten waren. Unerklärbar, oder kaum zu rechtfertigen fand man das Zaudern Guſtav Adolphs, der ſich ſchon am 19. April mit ſeiner ganzen Reiterei und 10 Regimentern Fußvolk in Bewegung geſetzt, die Stadt zu erretten, aber um auf frembem Boden keinen bedenklichen Schritt zu thun, gleich darauf wieder ſtehen geblieben war, um den Churfürſten von Brandenburg zu zwingen, ihm Cüſtrin und Spandau einzuräumen. Nur theilweiſe verminderte dieſen höchſt nachtheiligen Eindruck die Schutzſchrift, welche der König zur Rechtfertigung ſeines Betragens eiligſt an's Licht treten ließ.

Die Schlüſſe des Leipziger Bundes wurden durch einen reichsoberhauptlichen Machtſpruch für nichtig erklärt, unbedingter Entwaffnung oder Magdeburgs Schickſal die Wahl gelaſſen, und der Vollzug dieſes Beſchluſſes den Zerſtörern deſſelben aufgetragen. Der Biſchof von Bremen überlieferte in Folge deſſen ſeine neu geworbenen Truppen an Tilly, und unterfertigte die Caſſation der Leipziger Schlüſſe. Ein unter dem Grafen von Fürſtenberg ſoeben aus Italien vom Mantuaniſchen Kriege zurückgekommenes Armeecorps verſchaffte jenem kaiſerlichen Mandat im Herzogthum Würtemberg und im geſammten ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſe das gehörige Anſehen; aber eben dieſe Strenge weckte in den proteſtantiſchen Ständen den letzten Funken thätigen Feuers für die Sache ihres Glaubens und ihrer Freiheit. An den bisher noch immer unſchlüſſigen Churfürſten von Brandenburg und Sachſen erhielt Guſtav Adolph ſehr wichtige Bundesgenoſſen.

Tilly ließ in Magdeburg eine ſtarke Beſatzung, Pappenheim blieb zur Wahrung des Paſſes über die Elbe zurück. Er ſelbſt wendete ſich nach Thüringen, den Landgrafen von Heſſen zu zwingen, dem Leipziger Bunde zu entſagen, und ſchwer würde dieſer die Weigerung, ſeine Truppen zu entlaſſen und kaiſerliche Völker in ſeine Feſtungen einzunehmen, gebüßt haben, wäre Tilly nicht durch des Königs Demonſtrationen eilig an die Elbe zurückberufen worden.

Guſtav Adolph hatte bei Werben, wo die Elbe und Havel durch ihren Zuſammenfluß ein Dreieck bilden, ein feſtes, Magdeburg ſelbſt bedrohendes Lager bezogen, in ſelbem ſeine Truppen im Großen geübt und die von ihm neu erfundenen Arten des Marſches, Feuerns und Vorpoſtendienſtes angewöhnen laſſen. Tilly näherte ſich in Eilmärſchen über Mansfeld und Aſchersleben, die Reiterei nach ſeiner Gewohnheit etwas weit vorgezogen. Eilig nützte dieſes Guſtav, fiel über die der Hauptmacht in allzugroßer Sicherheit vorausgeeilten Regimenter, Montecuculi, Holke und Bernſtein, und hing ihnen eine empfindliche Schlappe an. Aufgebracht näherte ſich Tilly des ſchwächern Königs Lager bis auf einen Kanonenſchuß, alle ſo oft mit Glück angewendeten Kniffe wieder verſuchend, ihn zum Schlagen zu zwingen; Mangel an den erſten Lebensbedürfniſſen zwangen endlich den grauen Helden, die ganze Altmark zu verlaſſen und gegen Magdeburg zurück zu gehen.

Sachſens Geſinnungen wurden immer bedenklicher, faſt waren ſie

nicht mehr zweideutig. Tilly nach ſeiner und nach der einzig wahren Weiſe wollte lieber einen erklärten Feind als zweideutigen Freund in ſeinem Rücken. Er fertigte daher von Wolmirſtädt den Reinhard von Metternich, den Adminiſtrator von Halberſtadt und den Generalfeldzeugmeiſter von Schönburg als Subdelegirte an den Churfürſten mit dem Anſinnen ab: Sachſen der kaiſerlichen Armee zu öffnen, die Landestruppen zu entwaffnen, oder mit dem kaiſerlichen Heere zu vereinigen, und mit demſelben gemeinſchaftlich die Schweden aus Deutſchland zu verjagen.

Dieſen Antrag alſo zu unterſtützen, wie es des Churfürſten bekannte Unſchlüſſigkeit und Unthätigkeit gebot, führte er ſeine Armee auf Sachſens Boden.

Aber dieſe Strenge brachte bei der viel verſprechenden Nähe des Schwedenkönigs einen faſt entgegengeſetzten Eindruck bei dem durch Magdeburgs Zerſtörung, durch die harte Behandlung ſeiner Glaubensgenoſſen und durch die täglich einlaufenden Nachrichten von den Verheerungen der Kaiſerlichen in Sachſen und in der Lauſitz außer ſich gebrachten Churfürſten hervor. „Er wundere ſich," antwortete er, „die Kaiſerlichen zu einer Zeit, wo ſie genug zu thun hätten, den ſchwediſchen König zu verfolgen, gegen ſeine Lande in Anmarſch zu ſehen, doch hoffe er wohl nicht, ſtatt der verſprochenen und wohlverdienten Belohnung mit Undank und mit dem Ruin ſeines Landes bezahlt zu werden." Den prächtig bewirtheten Abgeordneten gab er noch die froſtigen Spottreden: „Ich merke wohl, daß man das ſächſiſche, bisher aufgeſparte Confect nunmehr auf die Tafel bringen wolle; aber es ſind Nüſſe darunter, ſehen Sie zu, meine Herren, daß Sie ſich daran nicht die Zähne ausbeißen!" —

Schwer ſtrafte Tilly's harter Arm den Entſchluß des Churfürſten an dem unglücklichen Lande. Merſeburg, Halle, Freiburg, Naumburg, Jena und Zeitz wurden geplündert oder mußten ſich mit großen Summen von dieſer Mißhandlung loskaufen. Am 2. September brach er mit ſeinem Hauptquartier von Halle gegen Leipzig auf, und ſchlug ein Lager vor dieſer Stadt, indem er zu gleicher Zeit dem Churfürſten den vorigen Antrag in einem drohenderen Tone wiederholen ließ. In der Beſtürzung erklärte Leipzig ſich zur Uebergabe bereit, und verlangte zu ſeiner Rechtfertigung bei dem Churfürſten nur eine ſchriftliche Aufforderung; kaum aber war der erſte Schrecken vorüber, als Soldaten und Bürger ſich rüſtig zur Wehr ſtellten und zum Beweiſe einer entſchloſſenen Vertheidigung die ſchönen

Vorſtädte ſelbſt in Brand ſteckten. Tilly bereitete ſich nach einer heftigen Kanonade am 5. September zum Sturme. Ohne Hoffnung eines baldigen Entſatzes bequemte ſich der Commandant Hans von der Pforten zur Uebergabe. Im Hauſe eines Todtengräbers in der halliſchen Vorſtadt, dem einzigen, welches der Brand verſchont hatte, wurde die Capitulation unterzeichnet und der Angriff des herannahenden Königs von Schweden beſchloſſen. Leipzig zahlte eine Brandſchatzung von 200,000 Thalern, die Garniſon erhielt freien Abzug. Mittlerweile war Guſtav bei Wittenberg über die Elbe gegangen und hatte ſich zu Düben an der Mulde mit den ſächſiſchen Truppen vereinigt. Je kälter und zurückſtoßender er ſich gegen Johann Georgs Geſandte bewieſen hatte, welche ihn zu Hilfe riefen, deſto weniger konnte er ſeine Freude verbergen, als der angſtvolle Churfürſt ſich erbot: „Nicht nur Wittenberg, ſondern auch Torgau und ganz Sachſen ihm zu öffnen, ſeine ganze Familie und ſich ſelber als Geißeln zu überliefern, die Verräther, die es mit dem Kaiſer hielten, auszuantworten, und überhaupt den letzten Heller, den letzten Blutstropfen an die gemeine Sache zu ſetzen.“

Zu Torgau verſammelte der König im Beiſein der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg großen Kriegsrath. Johann Georg, voll Ungeduld, den Jammer ſeines Landes ſchnell geendet zu ſehen, ſtimmte mit leidenſchaftlicher Hitze für eine Schlacht, und ſetzte bei, er wolle ſonſt mit ſeinen Sachſen allein gegen Tilly fechten. Mit beſcheidenem Mißtrauen erwiederte Guſtav, daß man dabei nicht weniger als eine Krone und zwei Churhüte auf's Spiel ſetze, trat aber endlich ſelbſt der Meinung des Churfürſten bei, welche die Stimmenmehrheit im Kriegsrathe für ſich hatte. Nach bedächtiger Berathung gings nun zur raſchen Ausführung. Noch an dem nämlichen Tage kam das ſchwediſch-ſächſiſche Heer bis Breitenfeld, eine Meile von Leipzig. Wenige Stunden zuvor hatte Tilly ihre Vereinigung durch Pappenheim erfahren.

Die Stadt Leipzig im Rücken, auf und zwiſchen zwei Hügeln, zwiſchen Lindenfeld und Wahren, die Breitenfelder Ebene beſtreichend, ſein Geſchütz hinter ſich, wartete Tilly des Königs, feſt entſchloſſen, jedem Treffen auszuweichen, bis nicht die Armeecorps des Grafen Otto Heinrich Fugger und Altringers, welche ſchon bis Erfurt gekommen waren, ſich mit ihm gänzlich vereinigt haben würden. Sein königlicher Gegner hatte mit einbrechender Nacht die von dem Churfürſten von Sachſen und ſeinem

Feldmarſchall Arnheim entworfene Dispoſition erhalten und derſelben blos einige Bemerkungen mit Bleiſtift beigeſetzt. Die Nacht ſelbſt vor dem wichtigen Tage, um deſſen willen er Leben, Krone und Ruhe über das Meer auf fremden Boden herübergetragen, ſie dort dem launenhaften Glücke vertrauend, — vor dem Tage, der nothwendig die eine ganze Hälfte Deutſchlands retten oder verderben mußte, brachte er in ſeinem Wagen zu, mit Horn, Banner und Teufel alle Möglichkeiten erwägend. In einem kurzen Schlummer träumte ihn, nach einem heftigen Ringen habe er Tilly zu Boden geworfen, dieſer aber ihn in die linke Bruſt gebiſſen. Man wußte dieſes Traumgeſicht nachher ſehr ſpitzfindig auf die Niederlage der Sachſen zu deuten, die den linken Flügel bildeten.

Mit der erſten Morgendämmerung bewegten ſich die Schweden und Sachſen, um bei Podelwitz die Lober zu paſſiren. Tilly ſchickte ihnen Pappenheim mit 2000 Kuiraſſieren entgegen, zu recognosciren, den Uebergang zu erſchweren, aber mit dem ſtrengen Verbot, ſich auf irgend eine Weiſe ernſtlich zu engagiren.

Pappenheim, nach erfülltem ſechszehnten Jahre ſchon Reichshofrath, folgte lieber dem Rufe des heißkochenden Blutes, das ihm bei der Geburt zwei rothe kreuzweiſe Striemen gleich Schwertern auf die Stirne gezeichnet, aus denen der Aberglaube ſchon damals ſeinen Kriegsruhm weiſſagte.

Er war der Mann, der zum Unglück dieſes Tages weſentlich und um ſo mehr beigetragen hat, jemehr ſein Ungeſtüm Tilly's tiefer Bedächtigkeit entgegenſtand, welcher, ſeit er Guſtav Adolph ſich gegenüber ſah, ohne Selbſtvertrauen und oft noch im Moment des Vollzuges unſchlüſſig, nicht mehr der vorige Tilly zu ſein ſchien.

Eben aus Schuld ſeines kurzen Geſichts und ſeiner Hitze prallte Pappenheim mit jenen 2000 Kuiraſſieren ſo heftig auf die ſchwediſche Reiterei, daß bald athemlos ſein Adjutant zu Tilly zurückſprengte und meldete: „Pappenheim verlange noch 2000 Pferde, ſonſt könne er ſich mit den erſten nicht mehr zurückziehen.“ Tilly ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen mit dem Ausrufe: „Der Menſch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiſer um Land und Leut' bringen!“ —

Aber jene 2000 waren der Kern ſeiner ſchweren Reiterei. So ergriff er in der Beſtürzung gleichwohl die halbe Maßregel, noch 2000 Mann zu

ſchicken. Aber nun packte dieſe 4000 Mann die ganze feindliche Macht. Schon geriethen ſie in Unordnung und ſtürzten ſich in die Lober, durch den Brand von Podelwitz vergeblich verſuchend, die Feinde noch etwas aufzuhalten. Nun erſt ſie vor gänzlichem Untergange zu retten, entſchloß ſich Tilly, all ſein Heil auf dieſen Tag zu ſetzen, der unter einem ſo böſen Vorzeichen für ihn begonnen hatte.

Tilly, etwa 32,000 Mann ſtark (die Schweden und Sachſen waren ihm an Zahl nicht viel überlegen), zur Schlacht gezwungen, und darum außer Stande, ihr einen ſtrategiſchen Impuls zu geben, ſah ſich auf bloße tactiſche Anordnungen beſchränkt, die ſich bei den Kaiſerlichen größtentheils noch von den alten Ordonnanzen Georgs von Freundsberg und unter der Cavallerie von jenen Baſta's her datirten. Die Infanterie war in große Terzia's gelagert geweſen, die ein volles Viereck bildeten, die Cavallerie in eben ſo unbehilfliche, einander ſelbſt hinderliche Schwadronen. Da des Feindes Stellung eine ſo weite Linie beſtrich, ſcheint Tilly im Augenblicke der Schlacht an eine Ueberflügelung gedacht zu haben, da er eilig die ganze Armee in eine einzige geradlinige Front ohne Reſerven aufſtellte.

Nachdem die Feinde Pappenheim auf das Hauptthor zurückgeworfen und die Lober überſetzt, entfalteten die Schweden und Sachſen ihre Schlachtordnung. Tilly's Linie ſtellte der König Colonnen, ſeiner dünnen langen Reihe Klumpen entgegen; rechts ſtanden die Schweden, die Sachſen zur Linken. Das Fußvolk war in kleine Bataillons, mit Zwiſchenräumen für die Reſerve und Cavallerie geſondert, welche letztere planmäßig mit Fußvolk, und dieſes wieder in den rückwärtigen Gliedern mit Schützen untermiſcht war. Die Schweden, die die Nacht hindurch auf neu gepflügten Feldern geſchlafen, kontraſtirten mit ihren von der anklebenden Erde braunen düſtern Uniformen ſeltſam mit den buntgekleideten und befiederten Sachſen.

Tilly's Völker trugen weiße Bänder auf Helmen und Hüten, und eben ſolche Binden auf dem rechten Arm. Ihr unüberwundener Feldherr ritt auf ſeinem kleinen Schimmel, im ſpaniſchen Wamms von hellgrünem Atlas, mit Ermeln und hoch aufgeſtutztem Hut, von dem eine rothe Straußfeder bis auf den Rücken niederwallte, mit ſchweigendem Ernſte die Reihen hinunter. — Guſtav im ledernen Kollet und blauen Tuchrock, (eine in Polen erhaltene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harniſch zu tragen), ſprach ein Wort der ſtolzeſten Zuverſicht des Sieges zu ſeinen

Feldobersten, die, wie der Donner des groben Geschützes anging, mit verhängten Zügeln zu ihren Haufen hinsprengten. „Jesus, Maria!“ war die Losung der Kaiserlichen, — der Schweden: „Gott mit uns!“

Von zweistündigem Kanonenfeuer trieb der Wind Staub und Pulverdampf den Schweden zu, darum schwenkte der König gegen Norden — es entstand eine Lücke, — rasch durchbrechend warf sich der Herzog von Holstein hinein, wurde aber, weil er zu schwach war, zwischen zwei Feuer genommen und fast vernichtet. Tilly's Hauptcorps an eben der Stelle hätte den Sieg entschieden. Nun nach diesem zweiten Unfall, um 12 Uhr Mittags, auf das Zeichen dreier Kanonenschüsse verließ Tilly seine Hügel, gegen das schwedische Centrum vordringend; aber von der Heftigkeit des Geschützes ablenkend, drang er mit aller Gewalt auf die Sachsen, brachte sie in Verwirrung und schlug sie endlich völlig in die Flucht. Der Churfürst floh mit und kam erst in Eilenburg wieder etwas zu Athem. Schon sollten Kouriere als Siegesboten nach Wien und München abgefertigt werden. Die Sachsen wären auf dieser Flucht durch Isolani's Kroaten völlig aufgerieben worden, hätte nicht der König die Obersten Hall und Hegborn mit zwei Divisionen Cavallerie und einer Infanterie-Brigade zu Hilfe geschickt. Letztere begrüßte, hinter die Reiterei gestellt, als diese rechts und links sich öffnete, die nachsprengenden Croaten mit einem heftigen Kartätschen- und Musquetenfeuer.

Nicht so freundlich wie bisher Tilly, hatte Pappenheim das Glück gelächelt. Sieben Mal ergoß er sich mit der ganzen Reiterei auf den vom König und unter ihm von Banner commandirten rechten Flügel der Schweden und wurde sieben Mal zurückgeschlagen. Noch war das Treffen nichts weniger als entschieden.

Da befahl Tilly dem Grafen von Fürstenberg, mit seiner italienischen Cavallerie, und dem Obersten Kronenberg, mit einem deutschen Regimente das Centrum unter Horn anzugreifen; er selbst zeigte sich nach der Flucht der Sachsen auf Horns Flanke. Schnell schickte Gustav drei Regimenter, und er und Horn entwickelten in diesem Infanteriegefechte alles Uebergewicht des Genies über den Schlendrian und der damals noch neuen Erfindungen der masquirten Batterieen und des Pelotonfeuers.

Allmählig ermattete der Kampf auf den Flügeln, der König mit seinem Hauptcorps, Tilly mit den Wallonen waren noch unbesiegt. Da schwenkte Gustav Adolph, der nach Pappenheims Niederlage keinen Feind mehr gegen-

über hatte, gegen die Hügel, auf denen das Geſchütz der Kaiſerlichen, un[illegible] von denen ſie ſchon zu weit entfernt waren, eroberte es und beſchoß ſie ſelbſt damit in Flanken und Rücken. Jetzt trennte ſich das nie überwundene Heer. Nur vier Regimenter, die noch keinem Feinde gewichen, wollten dieſes auch jetzt noch nicht. Mit geſchloſſenen Gliedern, unter einem ſchrecklichen Blutbad, Pardon weder gebend noch nehmend, ſchlugen ſie ſich mitten durch die Sieger. Fürchterlich vor ſich hinſtarrend, die Augen voll Thränen, ſah Tilly das Niedermetzeln ſeiner alten Siegesgefährten, die ihn in ihre Mitte genommen hatten. Er ſchien feſt entſchloſſen, Ruhm und Leben auf Einer Stätte zu laſſen. Von drei Kugeln verwundet, weigerte er ſich noch hartnäckig, einem rieſenartigen ſchwediſchen Rittmeiſter, der lange Fritz genannt, ſeinen Degen zu geben. Der verſetzte ihm mit dem Kolben ſeines Karabiners einen ſchweren Stoß in den Hals und hätte ihn getödtet, wäre er nicht in eben dem Augenblicke durch einen Piſtolenſchuß des Herzogs Rudolph von Sachſen-Lauenburg gefallen.

Seine Wallonen riſſen ihren „alten Vater“ mit Gewalt vom Schlachtfelde weg. — Als ſie ein kleines Gehölz erreicht, machten ſie neuerdings Fronte gegen die Schweden, bis die Nacht dem Streite gebieteriſch ein Ende machte. Kaum 800 Mann brachte Tilly nach Halle, Pappenheim etwas über 2000. Tilly's Verluſt beſtand aus 7000 Todten, 5000 Gefangenen oder Verwundeten, der ganzen Artillerie, dem Lager und gegen 100 Fahnen.

Nicht volle 1000 Mann hatten die Schweden, die Sachſen über 2000 eingebüßt.

Dieſer Tag brachte in das europäiſche Bundesſyſtem, in die Denkart und Handlungsweiſe der Freunde und Feinde Guſtavs, in ſeinen Plan und Schritt eine völlige Aenderung. Der Kaiſer und die Genoſſen der Ligue mußten gerechte Sorge für ihre Erbländer tragen, welche, unvertheidigt und offen, den Sieger mächtig zu ſich einluden. Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten keinen fremden Eroberer in ſeinem Schooße geduldet, ſah ſich von dem Wirbel ſeines Zuges unwiderſtehlich fortgeriſſen. — Er ſchöpfte nun aus Deutſchland die dem Kaiſer verweigerten Kräfte, Deutſchland ſich unterwürfig zu machen. Seinen Freunden erſchien er ſeit dieſem Tage größer, als in ihren Berechnungen und ſelbſt in ihren Wünſchen gelegen hatte. Wie die Siegesbotſchaft lange bezweifelt worden, ſo iſt es für irgend eine unerwartete Nachricht im proteſtantiſchen Deutſchland noch bis

auf dieſe Stunde ein Sprichwort geblieben: „S'iſt richtig mit Leipzig!“ — Guſtavs Feinde erholten ſich erſt nach vollen drei Jahren wieder durch die Nördlinger Schlacht.

In Halberſtadt ſammelte Tilly die Trümmer der Armee, um Leipzig zu entſetzen, aber nur Wenige hatten Luſt, ſeinem untergehenden Geſtirne zu folgen. Durch die Vereinigung mit der Fuggerſchen und Altringiſchen Diviſion und durch das Corps, welches ihm der Herzog Carl von Lothringen, der ſich bei Ferdinand den Churhut verdienen wollte, in der Gegend von Aſchaffenburg zuführte, war Tilly's Heer an der Zahl, aber freilich nicht an Muth und Kriegsgeübtheit, wieder ſo ſtark wie vor der Schlacht. Zu ſpät gekommen, um Würzburg zu retten, wollte der Herzog die Schweden wenigſtens von dem weiteren Vordringen abhalten, aber ſeine größtentheils neu geworbenen Truppen ſtanden nirgends Guſtavs ſiegreichen Heeren, wohl aber thaten ſie es an Raubſucht und Grauſamkeit den Wallonen und Kroaten gleich, als ſie nach Anſpach kamen, das Land für die Anhänglichkeit des verſtorbenen Markgrafen Joachim Ernſt, an dem unglücklichen Friedrich von der Pfalz zu züchtigen. Ein gleiches Loos bedrohte die Reichsſtadt Nürnberg, die Tilly nach ſeinem Rückzuge von Leipzig die Aufnahme verweigert hatte; aber ſie leiſtete unter des Grafen Solms Commando mit ihren Bürgern tapfern Widerſtand, und Tilly zog mit ſeinem Heere in zwei Colonnen wieder ab, wovon die eine ihren Weg durch die Oberpfalz nach Böhmen, die andere durch Anſpach nach Schwaben nahm. —

Als Tilly in der Gegend von Nördlingen ſtand, erhielt er von dem Churfürſten von Baiern Befehl, wieder nach Franken aufzubrechen und Bamberg von den Schweden zu befreien. Der Biſchof hatte ſich bei Guſtavs Vordringen mit demſelben unter gewiſſen Bedingungen verglichen, aber ſolchen zuwider nach des Königs Abzug in verſchiedenen Ortſchaften ſeines Bisthums Tilly'ſche Beſatzungen eingenommen. Für dieſe Treuloſigkeit ſollte ihn nun der Feldmarſchall Horn ſtrafen. Bamberg ergab ſich auf Bedingungen, ſetzte ſich aber nach der Hand gegen die Schweden zur Wehre und wurde geplündert. Tilly, der über Amberg und Forchheim heranzog, eroberte die weitläufige, ſchlecht verwahrte Stadt im erſten Anlauf und warf die Schweden bis Schweinfurt zurück, als Guſtav, von dieſen Vorfällen unterrichtet, ſeine Abſichten auf Heidelberg und Philipps-

burg für dermalen aufzugeben beſchloß, um dem Grafen Tilly mit ganzer Macht entgegen zu gehen.

Tilly hielt es nicht für rathſam, den König zu erwarten; er zog in Eilmärſchen aus Franken über die Donau, und ſpielte dadurch den Krieg an Baierns Grenzen. Donauwörth, die erſte Feſtung, öffnete, ohngeachtet des Anfangs bezeigten Trotzes ihres Commandanten, Maximilians, Herzogs von Sachſen-Lauenburg, die Thore, und die Schweden gewannen feſten Fuß auf dem jenſeitigen Donauufer. Nur der Lechſtrom war noch zu überſetzen, dann konnte Guſtav ungehindert in das Herz von Baiern, in das Land ſeines nach dem Kaiſer mächtigſten und unverſöhnlichſten Feindes Maximilian dringen. Was war aber wohl dieſer Waldſtrom für ein unüberſteigliches Hinderniß für die Schweden, die den Krieg über die Oſtſee nach Deutſchland, und über die Oder, Elbe, den Main und zwanzig andere Flüſſe bis an den Rhein getragen hatten? — Indeſſen hatten häufige Regengüſſe und der in den Alpen Tyrols und des Allgaus geſchmolzene Schnee dieſen Fluß zum reißenden Strome vergrößert. Ein gewiſſes Grab zeigten ſeine Wogen dem blinden Waghals, noch ein gewiſſeres Tilly's fürchterliche Artillerie in ſeinem jenſeits, bei dem Städtchen Rain bezogenen wohlverſchanzten, von drei Wäſſern umgebenen Lager. Der Churfürſt ſelbſt ſchloß ſich mit allen Truppen, die er in der Eile hatte zuſammenraffen können, an Tilly an, die ganze Länge des Stromes hinab waren Poſten vertheilt, alle Brücken abgeworfen, und Augsburgs ſchwediſch geſinnte Bürger entwaffnet. — Wo alle Wege zum Fortſchreiten durch künſtliche und natürliche Hinderniſſe verſperrt ſchienen, entdeckte Guſtavs Scharfſinn noch eine Bahn.

Tilly beging hier einen Fehler als Ingenieur, den zweiten als Taktiker. Jenen, daß er ſeine Kräfte an einem Orte verſammelt hatte, wo der Lech einen nach ſeinem linken Ufer zu ausſpringenden Bogen machte, deſſen Sehne durch die kaiſerlichen und bairiſchen Batterieen gebildet ward. Nun legte Guſtav an dem Schenkel dieſes Bogens, auf dominirendem Boden, drei ſtarke, aus 72 Feldſtücken ein fürchterliches Kreuzfeuer unterhaltende Batterieen an. Dieſes Feuer und ein dicker Rauch, von den Schweden durch angezündetes Reißholz erregt, barg den Baiern, daß die Schweden durch den angeſchwollenen Fluß ſetzten, ſchon diesſeits eilig eine Schanze aufwarfen und eine Bockbrücke herſtellten, da die hohen Ufer und die Gewalt des Stromes keine aus Pontons verſtatteten. — Der zweite Fehler war,

daß er ſich nicht im erſten Momente der Unordnung auf die erſtarrten Schweden warf und ſie wieder in den Fluß hineinſprengte, ſondern dieſen Angriff erſt, als ſie herüber ſchon einige Colonnen formirt hatten, zu ſpät, wiewohl mit der größten Tapferkeit that. Als dieſes Gefecht eben am hartnäckigſten und mörderiſchſten war, zerſchmetterte eine Falkonetkugel Tilly, der an dieſem ſchrecklichen Tage den Tod ſuchte, der ihn bei Leipzig geflohen, den Schenkel, und mit ſeinem Falle hatte auch der Widerſtand ein Ende. Von einem Anfall von Kleinmuth ergriffen, brach Maximilian noch in derſelben Nacht das Lager ab und verließ eine Stellung, bei deren Beſichtigung Guſtav ausrief: „Wäre ich der Baier geweſen, nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart und Kinn weggenommen, — nimmermehr würde ich einen Poſten, wie dieſen da, verlaſſen haben.“

Wenige Tage nachher (20. April 1632) ſtarb Tilly unter unſäglichen Schmerzen an der empfangenen Wunde zu Ingolſtadt.

Vorzüglich durch ihn that dieſer wichtige Waffenplatz einen bisher nicht erfahrenen Widerſtand. Mehrere Stürme der Schweden wurden zurückgeſchlagen, der jüngere Markgraf von Baden-Durlach erſchoſſen, Guſtav ſelbſt das Pferd unter dem Leibe todt zu Boden, und er, jedoch ohne Schaden, in den Staub geſtreckt. Jeden, der ſich ihm näherte, rief der mit unzähligen Schmerzen bedeckte Greis zum muthigen Widerſtande auf, und gab unermüdet Rathſchläge, das treuloſe Glück wieder zu beſſern.

Den Blick auf das Crucifix gekehrt, waren ſeine letzten Worte: „Auf dich, Herr, hab' ich vertrauet, darum werde ich in Ewigkeit nicht zu Schanden werden,“ und „Regensburg, Regensburg!“ deſſen Erhaltung ihm ganz vorzüglich am Herzen lag, und von ihm dem Churfürſten wenige Tage vorher ſchriftlich auf das Allerdringendſte an's Herz gelegt ward.

Von Perſon war Tilly klein, hager und voll Muskelkraft, langer Naſe, breiter, über den Augenbraunen hervorſtehender, faſt immer gerunzelter Stirne, die Augen blau, tiefliegend, voll innern Feuers, ſtarkem Knebelbart, ſpitzigem Kinn, die Haare kurz, röthlich, aber frühzeitig weiß. Der Ausdruck dieſes Geſichtes war Ernſt, Schwärmerei, Verſchloſſenheit, Strenge, völlig ähnlich ſeinen Lehrmeiſtern, jenen ſpaniſchen Helden, welche unter Carl V. und Philipp II. die Niederlande, Deutſchland und Italien erſchüttert haben.

Seine Tracht war die eines ſpaniſchen Hauptmanns: in den letzten Jahren meiſt ein hellgrünes Atlaswamms, mit weit aufgeſchlitzten Aermeln, lederne Beinkleider, hohe Stiefel, weiße Schärpe, ſtarker Stoßdegen, daneben ein Dolch, zwei Piſtolen im Gurt, ein kleines hoch aufgeſtutztes Hütlein, daran eine rothe bis auf den Rücken niederwallende Straußfeder. Sie erinnerte auf den erſten Blick an Alba und Mondragone. Der über des Helden altmodiſches Aeußere witzelnde Franzoſe Grammont fragte ihn einſt, wie man wohl dieſe Tracht nenne: C'est à ma mode! erwiderte der greiſe Heeresfürſt. —

Tilly's Sprache und Bewegung trug das Gepräge ſeines gravitätiſchen Ernſtes. Er ritt meiſt ſehr raſch auf ſeinem kleinen Schimmel, aber ſehr gebückt. Ernſt, Verſchloſſenheit, Strenge nicht ohne religiöſe Schwärmerei war der Eindruck, den er machte.

In Tilly ſind zwei Dinge zu unterſcheiden: der Feldherr und der Menſch.

Der Feldherr war, wie ihn ſeine Zeit forderte: es iſt nichts an ihm zu tadeln, als daß er über die Jahre, welche Sieg bringen, hinaus ſtritt. —

Auf's Genaueſte kannte und ſchätzte er jedes Mal ſeine Gegner, rechnete und handelte darnach. So ſehen wir ihn ſchnell gegen den Winterkönig und ſeine unter ſich ſelbſt uneinigen Generale; langſam gegen Mansfeld und des Markgrafen von Baden und ſpäterhin gegen des Dänenkönigs und ſeiner Anhänger vereinigte, ihm überlegene Macht; mit Zuverſicht gegen Chriſtian von Braunſchweig, zuletzt aber mit Zweifelmuth gegen Guſtav Adolph. Dieſes aber, weil er klar ſah, was für ein Mann auf ihn losdrückte, und weil jene Jugend ſein Alter erſchüttert hatte.

Wie wenig er ſeinen Feind mißkannt oder verachtet habe, zeigt ſeine eines ſolchen Mannes würdige Aeußerung auf dem Kurfürſtentage zu Regensburg (1630), als der abſprechende Herzog von Friedland ſich noch immer anbot, „Guſtav mit Ruthen über die Oſtſee heimzujagen," und Ferdinands Höflinge und Pater Lamormain mitleidig von dem „Schneekönig" ſprachen, „den wohl der nordiſche Froſt noch zuſammenhalte, der aber bald ſchmelzen würde, wie er ſich dem Süden nähere."

Dieſen unzeitigen Späßen ganz fremd, ſprach Tilly: „Der König von Schweden iſt ein Feind von eben ſo großer Klugheit als Tapferkeit, in der Blüthe ſeiner Jahre, kräftig, abgehärtet. Er hat, was das

Furchtbarſte iſt, im Kriege gelernt zu ſiegen, und aus Siegen den Krieg zu führen. Die Stände ſeines Reichs fügen ſich jedes Mal zuvorkommend ſeinem gewaltigen Willen, ſeine Hilfsmittel ſind nicht gering, ſeine Anſtalten ſehr zweckmäßig. Durch ſeine perſönliche Ueberlegenheit und ſein Glück hat er ſeine aus Schweden, Liefländern, Deutſchen, Schotten und Engländern zuſammengeſetzte Armee zu einer einzigen Nation gemacht, die er durch blinden Gehorſam, ſo leicht wie ein Roß mit dem Zügel regiert. Das iſt ein Spieler, gegen welchen nur nicht verloren zu haben ſchon ein großer Gewinnſt."

Nach 36 glücklichen Schlachten und Gefechten wurde er bei Leipzig geſchlagen, wo nicht Er angreifen wollte, ſondern Pappenheim, dem er das nimmermehr vergeſſen konnte.*) Von dem Tage an flohen ihn die alte heitere Feſtigkeit und das Glück. Ferdinands und Maximilians ausdrückliches Verbot, nichts Entſcheidendes mehr zu unternehmen, raubte ihm ſelbſt den letzten ſüßen Troſt der Rache. Immerhin mag er in der Schlachtordnung gefehlt haben, da er den Feind ſich ungehindert rangiren ließ, ſein Geſchütz hinter ſich auf die Hügel ſtellte, und ſich alsdann von dieſen Hügeln zu weit entfernte, da er einem dichten Klumpen dünne Reihen entgegenſtellte, ein weites Netz ausſpannte, ohne zu bedenken, daß es zerriſſen werden mußte. Das war aber das Eigentliche noch nicht, und man kann Tilly auch nicht zur Laſt legen, daß er ein blinder Anhänger des Schlendrians, von der Neuheit der Maßregeln des Königs ganz aus der Faſſung gebracht worden ſei. Die Leipziger Schlacht war verloren, noch ehe ſie anfing. Alle Entwickelung blos taktiſcher Talente hätte hier nichts mehr gefruchtet, da Guſtav durch ſeine Lage völlig Meiſter ſeiner ſtrategiſchen Anordnung im Großen, Tilly aber im Moment der Schlacht ſchon darauf beſchränkt war, ſich nach den Bewegungen ſeines Feindes zu richten; — da ferner der Letztere blos General, hingegen Guſtav

— — — König war in ſeinem Heer.
Ein König aber, einer der es iſt,
Ward nie beſiegt noch als durch ſeines Gleichen!**)

*) Er ſprach manchmal zu ſeinen Vertrauten von dieſer Schlacht, immer tief erſchüttert und voll der gereizteſten Empfindlichkeit gegen den Ajax Pappenheim, aber nie eine Sylbe von dem Kolbenſchlage, den ihm der lange Fritz verſetzt hatte. —

**) Schillers Wallenſtein II. Akt VII. Auftritt.

Wie ſoll auch ein bloßer Feldherr widerſtehen, einen Krieg gewinnen wider einen König, jung und ehrgeizig, der zugleich das Schwert führt und die Palme, nach Erforderniß dieſe oder jenes ſchnell vorhaltend, wider den unumſchränkten Meiſter der Kriegsmacht, der Finanzen, der auswärtigen Verhältniſſe, welche große Drei die ſtrengſte Einheit ausmachen müſſen. Der Feldherr, auch der glücklichſte, iſt nur ein Stück der Kraft des Staates; der Miniſter, auch der weiſeſte, iſt ein anderes; im König waren ſie beide vereinigt, Kopf und Hand.

Nicht vergeſſen darf man auch, daß Tilly jene Jahre, wo man die anvertraute Unternehmung wie irgend ein ſchmeichelndes Vorurtheil begeiſtert ergreift, wie den Gegenſtand der heißeſten Begierde, mit Kraft jetzt, und jetzt mit Liſt, und dazwiſchen mit Geſchwindigkeit verfolgt, und wie er ſich nur etwas anneigt, ſich ſeiner mit Ungeſtüm bemächtigt, daß er dieſe Jahre als Subaltern hinbrachte, im 61. Jahre ſeinen erſten Sieg erfocht, und als er bei Leipzig unterlag, ſchon das 72. zählte.

Eben dieſer lange und beſchwerliche Dienſt hatte ihn aber auf der andern Seite das Heer, ſeine Zuſammenſetzung, ſeinen Geiſt, die anzuwendenden phyſiſchen und moraliſchen Hebel genau durchſchauen gelehrt. Auf's Höchſte hielt er über militairiſche Ehre. Welchen Geiſt, und bei vieler Freiheit, welche Zucht er in ſeine Soldaten zu bringen gewußt, zeigten genügſam der Marſch von Ulm zur Prager Schlacht, das Treffen von Wimpfen und ſeiner Wallonen That bei Leipzig.

Der alte berühmte Marſchall von Grammont, der Oheim jenes früher erwähnten frivolen Gecken, ſagte von Tilly: „Je n'ai jamais vu un capitaine plus sensé, ni plus sage, ni plus absolu dans son armée.“

Was Tilly forderte, leiſtete er auch ſelbſt: blinden Gehorſam. Er hätte den bei Lutter bereits gebrochenen däniſchen Krieg auch durch einen rühmlichen Frieden endigen können; da hieß ihn des Kaiſers Befehl die Holländer beobachten: er zog ab ohne Empfindlichkeit, ohne eine Gegenvorſtellung, und überließ Waldſtein den bereits gereinigten Schauplatz, den gewonnenen Nutzen und die leichte Ehre.

Nie wankte ſeine Treue, — den Vortheil ſeines Herrn ſeinen eigenen Abſichten opfern konnte er nicht; denn er hatte keine.

Nicht ſeine Habe, nicht ſein Ruhm, (die Angſt eitler Geiſter, die den Begleiter mit dem Wegweiſer verwechſeln, und vergeſſen, daß kein Ruhm dauert ohne große Thaten, und keine großen Thaten bleiben ohne

ihren Ruhm) „Regensburg, Regensburg!“ war seine letzte Sorge. — Den Soldaten sah er Manches durch die Finger, aber gegen Feige, Räuber und Meuterer war er unerbittlich. Selbst ein abgeschlagener Sturm, ein unordentliches Weichen in der Schlacht aus panischem Schrecken, führte nicht selten zum Decimiren. — Als die Truppen von Linz nach Böhmen gehen sollten, verurtheilte Tilly sechs Wallonen ob verübten Straßenraubes zum Strang. Schon standen sie auf dem Richtplatz. Ihre jugendliche Schönheit und die erprobte Kühnheit erregten das Mitleid aller Zuschauer. Anfangs leises, dann lautes, zuletzt wildes Murren. Profoß und Scharfrichter wurden verjagt, die Verbrecher befreit, in die Mitte genommen und durch Verwechslung der Kleider unkenntlich gemacht: das Alles vor Tilly's Fenstern!! — Tilly eilte mit bloßem Degen hinunter, Oberst Haslang hinter ihm. Aber ein Wald entgegengestellter Piken hinderte sie durchzudringen. — Tilly, voll Wuth, eilt zu einem andern deutschen Regiment, umringt mit diesem seine sonst so geliebten Wallonen, läßt Geschütz wider sie aufführen, bringt selbst in die Reihen, reißt eigenhändig den zehnten Mann von ihnen heraus. In einer Viertelstunde waren die zehn gehängt, unbeschadet daß vier Edelleute darunter waren. — Solche rasche Justiz erzwang bessere Mannszucht.

Tilly war — dem widerspricht Niemand — muthig und ausharrend, mäßig und von strenger Sitte, bescheiden, uneigennützig.

Vor Leipzig rühmte er sich mit Wahrheit, wenn schon im Scherze: „Niemals Wein getrunken, nie ein Weib berührt, und nie eine Schlacht verloren zu haben;“ in jenem ein Pescennius Niger, im zweiten ein Julian und Balduin, in diesem dem polnischen Boleslav ähnlich, der in 47 Treffen Sieger, in seinem letzten mit den Russen unterlag.

Er hatte durch mehrerer Brüder Tod ein ansehnliches Vermögen geerbt, der Kaiser hatte ihm Rang und Güter geschenkt, er hatte so viel reiche Städte erobert, immer gelebt wie Agesilaus und Curius, und doch hinterließ er nicht viel. Den größten Theil der Baarschaft, 60,000 Thaler, erbten die vier Wallonenregimenter, die bei Leipzig so treu bei ihm ausgeharrt hatten. Der Kaiser hatte ihn in den Fürstenstand erhoben, und wollte ihm das Fürstenthum Calenberg verleihen. Nicht allein verbat es Tilly, sondern bezahlte noch dem kaiser-

lichen Secretair Geron 500 Thaler, damit er nur das Diplom nicht ausfertige.*)

---

*) Wie ganz anders waren Waldſtein und Andere! — Die Herrſchaft Volkersdorf, nun Tillysburg im Lande ob der Enns, war ein Geſchenk Ferdinands. Im Archiv des Stiftes St. Florian wird eine meſſingene Platte mit der Inſchrift aufbewahrt: In honorem sanctissimae trinitatis ac Deiparae virginis Mariae Reverendissimus Dominus Leopoldus Praepositus ad s. Florianum, primum lapidem Tillyburgo subjecit, die tertio Martii anno salutis MDCXXXIII. Regnante imperatore Divo Ferdinando secundo. — Auf der Kehrſeite befindet ſich das Tilly'ſche Wappen mit der Inſchrift: Wernerus Comes de Tilly, (der Erbe des Generals) Francisca Barbara Princess a Lichtenstein.

Annis plus centum Volkersdorff nomine dicta
Arx: utinam seculis tot Tillyana forem!

Dieſes gleichzeitige Monument widerlegt Hoheneck's Behauptung, daß General Tilly Volkersdorf abgebrochen, und Tillysburg erbaut habe. Bis 1731 blieben die Herrſchaften Tillysburg, Stein und Weiſſenberg ein Eigenthum der Tilly'ſchen Familie, aber in dieſem Jahre verkaufte Maria Anna Catharina, — „ainig regierende Frau des gräflichen Hauſes von Tilly und Breitenegg," — verwittwete Gräfin von Montfort, dem Freiherrn Johann Anton von Weichs alle dieſe Güter, von welchen das Stift St. Florian im Jahre 1764 die beiden erſteren käuflich an ſich brachte. Weiſſenberg kam an Kremsmünſter. Im Schloſſe findet man auf 16 Tableaus Tilly's Schlachten und Eroberungen mit Erklärungen abgebildet. Die Malerei ſcheint gleichzeitig, hat aber durch Staub und Sonne und beſonders durch öftere feindliche Einquartierungen ſehr gelitten. Auf mehreren davon erſcheint Tilly im Vordergrunde zu Pferde; ſein Portrait iſt auch ſonſt noch öfters unter den Bildniſſen ſeiner Verwandten vorhanden.

Dieſe Tableaus aus dem Leben unſeres Helden, eine wahre Peikle, ſind folgende:

I. und II. Die Prager Schlacht (8. November 1620.) Tilly läßt den Anfangs etwas in Unordnung gerathenen Truppen, deren Oberſter Breuner gefangen wurde, den Oberſten Cratz zu Hilfe eilen. Das Gefecht wird wieder hergeſtellt, Flucht der Böhmen. Thurns Regiment hält am längſten Stand.

III. Treffen bei Höchſt zwiſchen Tilly und dem Herzoge Chriſtian von Braunſchweig (1622.)

IV. Eroberung von Havelberg. Tilly hat die Stadt, König Chriſtian von Dänemark den verſchanzten Dom. Wüthender Streit um die Trümmer der Stadt. Tilly ſchlägt den Entſatz unter dem Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg.

V. Erſtürmung Mindens an der Werra (11. Juni 1626). Die Vorſtadt Bluem in hellen Flammen, der Pulverthurm fliegt in die Luft, von der 2500 Mann ſtarken Garniſon können kaum 20 Mann gerettet werden.

Unter den kaiſerlichen Feldherren des dreißigjährigen Krieges wurde von den Neueren keiner ſo häufig der Grauſamkeit beſchuldigt, wie er. — Seine Erziehung war ſchroff, ſeine Schule eiſern geweſen. Die Jeſuiten unterrichteten ihn, da bekam er Einſeitigkeit der Geſinnungen, die zur Größe eben ſo unentbehrlich als ihr die Einſeitigkeit der Urtheile ſchädlich iſt. Er kannte nur Ein Recht, Ein Heil; dagegen, daneben nichts. So trat er in den niederländiſchen Krieg unter Alba und Farneſe, die mit ungleichen Waffen fochten, denn ſie hatten mit ihren Spaniern in einem fernen, abgeneigten Lande die allmächtige Begeiſterung gegen ſich. Wer aber Geringeren oft unterliegt, der wird entweder muthlos oder grauſam, und ſetzt, wo er nur kann, dem Enthuſiasmus den Schrecken entgegen, damit die Furcht ſo viel abtödte, als der Eifer aufweckte, und der Kampf wieder gleich werde.

Tilly, eine Sache von Jugend auf verfechtend, ihr nach der Art treuer heißer Seelen um ſo feſter anhängend, je öfter ſie unterlegen war, ſah in ſeinen deutſchen Gegnern nur, was er in ſeinen niederländiſchen geſehen hatte: Abtrünnige. Gegen ſolche dünkte ihm mehr erlaubt, ja mehr nothwendig, als gegen auswärtige Feinde.

Freilich! wäre Magdeburg **1631** eben ſo leicht als **1806** zu nehmen geweſen, Tilly würde ſicher ſchonender gehandelt haben. Aber warum

---

VI. und VII. Zweitägige Schlacht bei Stadtloo, zwiſchen Tilly und Herzog Chriſtian von Braunſchweig. (5. und 6. Auguſt 1623.)

VIII. Einnahme Hannovers (18. Auguſt 1626), nachdem drei Stürme vergeblich geſchehen.

IX. Belagerung und Einnahme Heidelbergs.

X. Belagerung und Einnahme der Stadt und Feſtung Mannheim (19. October 1622.) Der Commandant, ein engliſcher Oberſter, capitulirt.

XI. Belagerung und Einnahme der Stadt Göttingen (11. Auguſt 1626).

XII. Treffen bei Wimpfen zwiſchen dem Markgrafen von Baden-Durlach und Tilly (7. Mai 1622.).

XIII. Einnahme von Stade (7. Mai 1628.).

XIV. Erſtürmung Magdeburgs (20. Mai 1631.).

XV. Eroberung Leipzigs (6. September 1631), aber die Schlacht fehlt.

XVI. Berennung Bambergs und Vertreibung der Schweden unter Feldmarſchall Horn (9. Februar 1632.). Tilly's ſchlauer Marſch durch einen Wald, Ueberrumpelung und Niederlage der ſchwediſchen Avantgarde unter dem Oberſten Bilau. Der Tilly'ſche Oberſt Fahrenbach erſteigt die feindlichen Retranchements.

immer Magdeburg und nur Magdeburg, als wäre dies der einzige Platz, der der Erſtürmung, der eines warnenden Beiſpiels fürchterliche Folgen erfuhr? Warum nie von Barcellona, Xativa, von Oczakow und Praga, von der Vendée, von Arezzo, Calabrien, Lübeck, Saragoſſa? — Warum rechnet man nur einer Partei an, was doch beide gethan haben, und was, auf's Billigſte genommen, ſich höchſtens aufhebt? — Warum vergißt man in den Büchern, was das Volk noch nicht vergeſſen hat: das Schwedenlied und das Schwedenfeſt?

Jene, welche Tilly's edle Regung gegen die Empörer zu Prag ſo ſorgfältig bergen, verſchweigen oder verſpotten auch, was der treue Khevenhiller, wie ſchon erwähnt, ſagt: Tilly hätten über den Anblick des Schuttes von Magdeburg Thränen in den Augen geſtanden — Thränen, die gewiß uneigennütziger waren, als die viel beſungenen Friedrichs des Großen über dem Aſchenhaufen von Küſtrin.

(Nach J. v. Hormayrs Oeſterr. Plutarch, B. 13, und deſſen Hiſt. Taſchenbuche, Jahrgang 1839.)

Albrecht Wenzel Euſebius Graf von Waldſtein,

Herzog von Friedland, Mecklenburg, Sagan und Glogau, Fürſt zu Wenden, Graf zu Schwerin, Herr der Lande Roſtock und Stargard, kaiſerlicher und königlich ſpaniſcher Generaliſſimus, General des Baltiſchen Meeres, Ritter des goldenen Vließes und K.K. Kämmerer.

Das Geſchlecht der Waldſteine reicht in das dreizehnte Jahrhundert Böhmens zurück. Der Familienname wurde eben ſo germaniſirt, wie jener der Sternberge u. A. Aus dem Waldſtein ward im böhmiſchen Munde Walſtein, aus dieſem auswärts allmählig Wallenſtein, unter welchem Namen der berühmte Friedländer meiſt jetzt noch aufgeführt iſt. Der Herausgeber aber zieht es vor, den Herzog von Friedland mit ſeinem eigentlichen und hiſtoriſch richtigen Namen Waldſtein hier anzuführen. Das uralte böhmiſche Geſchlecht der Waldſteine, Erben des Namens und Reichthums der alten Herren von Wartenberg, gab ſchon 1278 ſeinem Könige Ottokar 24 mannhafte Ritter, welche in der Schlacht bei Laa

wider Rudolph von Habsburg mitfochten. Sein Stammſchloß liegt zwiſchen hohen Felſen, im tiefen Gehölze, zwiſchen Turnau und Groß-Skall, im Bunzlauer Kreiſe. Zur Zeit der huſſitiſchen Unruhen ſpielte ein Hinko von Waldſtein eine ſehr bedeutende Rolle, und focht in der berühmten Schlacht bei Auſſig mit.

Albrecht Wenzel Euſebius von Waldſtein war der dritte Sohn Wilhelms von Waldſtein, Herrn zu Hermanitz, und Margaretha's, einer gebornen Smiriczky von Smircz. Albrecht erblickte das Licht der Welt den 15. December 1583 auf dem väterlichen Gute Hermanitz als Siebenmonatkind. In ſeiner zarteſten Jugend gab ſich ſchon ſein herriſcher und hochfahrender Sinn zu erkennen. Als ihn die Mutter einſt in ſeinem ſiebenten Jahre körperlich beſtrafte, bedauerte er laut, daß er kein Fürſt ſei, um ſolcher Strafe überhoben zu ſein. Später, als er ſich von dem einzigen Bedienten, den er hatte, auf vornehme Weiſe bedienen ließ, verwies ihm dieſes ſein Verwandter, Herr Adam von Waldſtein, mit den Worten: „Ei, Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürſt wäret," worauf der ſtolze Knabe antwortete: „Nun, ich hoffe es auch wohl noch zu werden." Seine Eltern verlor Albrecht ſchon frühe, denn die Mutter ſtarb ſchon 1593, und der Vater folgte ihr den 24. Februar 1595 nach.

Nach des Vaters Tode nahm ſein mütterlicher Oheim und, wie es ſcheint, auch Taufpathe, Herr Albrecht Slawata von Chlum und Koſchumberg (Vatersbruder des vom Prager Fenſterſturze 1618 bekannten Grafen Wilhelm Slawata,) ihn zu ſich auf die Burg Koſchumberg im Chrudimer Kreiſe. Auf dem Schloſſe Koſchumberg beſuchte Albrecht die Schule der Brüdergemeine, da ſein Vater und ſein Oheim ſich zum evangeliſchen Glauben bekannten. In ſeinem ſechzehnten Jahre finden wir unſern Albrecht in dem Convictorium der Jeſuiten zu Olmütz. Sein zweiter mütterlicher Oheim, Freiherr Johann Kawka von Riczan, Herr auf Brunow in Mähren, ein Freund und Gönner der Jeſuiten, hatte ihn dorthin mitgenommen, um ihn in dieſem adeligen Convicte unter der Leitung der Jeſuiten Latein ſtudiren zu laſſen. Wie ſchnelle Fortſchritte er auch im Verſtändniſſe dieſer Sprache machte, ſo nahm doch ſeine Luſt an Studien immer mehr ab, und er ſchien ein müſſiges, vielleicht mehr ſeinen Träumen zugewendetes Leben führen zu wollen. Indeſſen hatte der Jeſuitenpater, Veit Pachta, Albrechts Geiſtesfähigkeiten erkannt

ſchloß ſich mit väterlicher Innigkeit an den Jüngling, und erwarb ſich für immer deſſen Liebe und Vertrauen. Auf Pachta's Veranlaſſung geſchah es auch, daß Waldſtein zu Olmütz zur katholiſchen Kirche übertrat. Alle die Anecdoten, welche man ſich von Waldſteins Studienzeit zu Goldberg und Altdorf erzählt, widerlegen ſich nun von ſelbſt; nie hat der Friedländer, weder auf der Fürſtenſchule, noch auf der Univerſität zu Altdorf ſtudirt; auch jene Knabenſtreiche, die er dort ausgeführt haben ſoll, die Geſchichte mit dem Cantor Fechner, das Hundeloch im Altdorfer Carcer und dergleichen, ſind Sagen, welche wahrſcheinlich auf Namensverwechſelung beruhen, da es in jener Zeit viele der jungen Waldſteine gab. Eben ſo unwahr iſt die Erzählung von ſeinem angeblichen Pagendienſte am Hofe zu Insbruck und Ambras, wo er einſt am hohen Fenſter eingeſchlafen und herabgeſtürzt ſein ſoll, ohne Schaden zu erleiden.

Nachdem Waldſtein ſeine Studien im Convict zu Olmütz vollendet hatte, veranſtaltete ſein Gönner, Pater Pachta, daß er in Geſellſchaft des jungen und reichen Edelmanns, Adam Leo Licek von Rieſenburg, Herrn auf Pernſtein in Mähren, eine Reiſe durch Europa unternahm*). Hier ſah er zuerſt beinahe ganz Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien; die Kriegsverfaſſung dieſer Länder war es, was ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten anzog. Zuletzt und am längſten verweilte er in Padua, wo ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft, insbeſondere zur Mathematik und, im Geiſte der Zeit, zur Aſtrologie erwachte. Die hohe Schule dieſer alten Stadt ſtand damals in beſonderem Rufe. Der vertriebene Neapolitaner Andreas Argoli lehrte unter großem Zulaufe der vornehmſten und hoffnungsvollſten Jünglinge die geiſtliche und weltliche Politik, Sternkunde und Sterndeuterei. Sein emſigſter Schüler wurde Waldſtein.

Nach Böhmen zurückgekehrt, verweilte Waldſtein nur kurze Zeit im Hauſe ſeines Vetters, des Herrn Adam von Waldſtein, damals kaiſerlichen Oberſtallmeiſters, zuletzt Oberſtburggrafen in Böhmen. Es drängte ihn nach Kriegsruhm und Abenteuern, und er nahm Kriegsdienſte in dem Heere Kaiſer Rudolphs in Ungarn und Siebenbürgen. Seine erſte Waffenthat verrichtete er unter dem oberſten Commando des

*) Als Hofmeiſter begleitete die beiden jungen Edelleute ein Freund des berühmten Keppler, Peter Verdungus, aus Franken gebürtig, Mathematiker und Aſtrolog.

tapferen und kriegswiſſenſchaftlich gebildeten Generals aus der farneſiſchen Schule, Georg Baſta, und wurde nach mehrjährigem Dienſte, in welchem er ſich während der Belagerung von Gran beſonders auszeichnete (22jährig), zum Hauptmann über eine Compagnie Fußvolk ernannt.

Nach geſchloſſenem Frieden 1606 kehrte Waldſtein zu ſeinen Verwandten nach Böhmen zurück. Von ſeinem Vater hatte er nur ein geringes Erbe erhalten. Um ſeine Umſtände zu verbeſſern, bewarb er ſich, auf den Rath des Erzbiſchofs von Prag, um die Hand einer ſchon ältlichen, aber reichen Witwe, Lucretia Nikeſſin von Landeck, Herrin von Wiſetin, Luckow, Rymnitz und Milotitz. Der Erzbiſchof übernahm ſelbſt das Geſchäft des Brautwerbers, und die Vermählung ging bald vor ſich. Doch ſchon 1614, nach kurzer Ehe, ward Waldſtein Witwer, und es fielen ihm aus dem Nachlaſſe ſeiner Gemahlin anſehnliche und ausgedehnte Güter in Mähren, nebſt bedeutenden Summen in baarem Gelde zu, welche in Kurzem noch durch 14 Güter vermehrt wurden, welche ihm aus der Erbſchaft ſeines Oheims zufielen. Das Andenken ſeiner erſten Gemahlin ehrte er ſpäter noch dadurch, daß er im Jahre 1623 ihren Leichnam aus dem Dorfe Stipa in Mähren nach Gitſchin bringen und in der fürſtlichen Gruft beiſetzen ließ.

An dem Bruderzwiſte zwiſchen Kaiſer Rudolph und dem Erzherzoge Matthias nahm Waldſtein keinen Antheil, dennoch gewann er die Neigung des Letzteren. Noch mehr beeiferte ſich Waldſtein, die Gunſt des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark (nachmaligen Kaiſers Ferdinand II.) zu gewinnen, ſobald dieſem Prinzen der Weg zum Kaiſerthum gebahnt war. Erzherzog Ferdinand führte als Herzog von Steiermark im Jahre 1617 Krieg mit der Republik Venedig; Waldſtein warb auf eigene Koſten 200 Dragoner (2 Compagnieen) und führte ſie dem Grafen Dampierre zu, den Ferdinand zum Befehlshaber ſeiner Truppen beſtellt hatte. Hier fand er Gelegenheit, ſich auszuzeichnen; die Feſtung Gradiska war ſeit einigen Monaten von den Venetianern eingeſchloſſen und litt ſolchen Mangel an Lebensbedürfniſſen, daß ihre Uebergabe unvermeidlich war, wenn nicht ſchnelle Hilfe erſchien. Waldſtein übernahm den Auftrag, einen Zug von Proviantwagen in die Stadt zu werfen, was er auch glücklich bewerkſtelligte. Schon damals machte ihn ſeine Freigebigkeit zum Lieblinge der Soldaten; die kleine Schaar der 200 Dragoner

wuchs während des Krieges zu einem ganzen Regiment, das ſich durch Kleidung und Pracht der Waffen vor allen übrigen auszeichnete.

Nach Beendigung des Krieges entwarf er, auf Ferdinands Befehl, das Reglement für die ſchwarzen Reiter (Waldſteiniſches Reiterrecht). Nach Wien zurückgekehrt, vermählte er ſich zum zweiten Male mit Iſabella Katharina Gräfin von Harrach, einer Tochter des kaiſerlichen Geheimen Rathes und Kämmerers Karl von Harrach, deren ältere Schweſter Katharina ſich in Folge mit Albrechts Vetter, Maximilian von Waldſtein, die jüngſte, Maximiliane, mit ſeinem Freunde, dem Grafen Adam Terzky, verband. Sein Schwiegervater, der ſein ganzes Leben in den Dienſten und um die Perſon der Kaiſer Rudolph und Matthias, der Erzherzoge Ernſt, Maximilian und Ferdinands ſelbſt, zugebracht, war durch ſeine Einfachheit und harmloſe Freundlichkeit, durch ſeine vorſichtige Entfernung von allen Parteien, eine Perle des Hofes Ferdinand feierte dieſe Heirath dadurch, daß auf ſeine Empfehlung Waldſtein vom Kaiſer Matthias in den Grafenſtand erhoben wurde.

Wenige Monate darauf praſſelte das Feuer der Empörung und des Bürgerkrieges, das in Böhmen und Mähren lange unter der Aſche geglimmt hatte, in hellen Flammen auf, — Ungarn war bewegt, die Türken rüſteten, eifriger noch der Fürſt von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, die Proteſtanten in Oeſterreich verſagten die Huldigung. Die gemeinen Gelder und manches alten Geſchlechtes lang geſparte Schätze wurden willig aufgeboten, Völker anzuwerben für die Freiheit der Länder und des Glaubens.

Alſo hatten auch die Stände des Markgrafthums Mähren zu ungewiſſen, aber eben darum verdächtigen Zwecken, ein überzähliges Regiment Fußvolk anwerben laſſen, und den Grafen von Waldſtein erkoren ſie zum Oberſten darüber. Der Kaiſer äußerte das Verlangen, dieſes Regiment möchte die Truppen unter Bucquoi verſtärken, die zur Unterwerfung Böhmens beſtimmt waren. Die mähriſche Landſchaft weigerte ſich deſſen hartnäckig, unter dem Regimente ſelbſt wurden alle Künſte der Verführung angewendet, und wirklich ſchlug es ein Theil deſſelben förmlich ab, ſich anderwärts, als zur Vertheidigung Mährens gebrauchen zu laſſen. Hierauf ſammelte Waldſtein die ihm getreu Gebliebenen unter ſeiner Leibfahne, bemächtigte ſich der militairiſchen Dispoſitions-Caſſe der Stände, welche 96,000 Reichsthaler enthielt, und kam über

Znaim und Stockerau glücklich nach Wien. Zwar zogen die Rebellen ſeine Güter ein, er aber lachte dieſer ohnmächtigen Maßregel, und wirklich entſchädigte ihn Ferdinand alſogleich nach der Prager Schlacht reichlich aus den confiscirten Beſitzungen böhmiſcher und mähriſcher Empörer.

Zu dieſer Mannſchaft warb Waldſtein, abermals auf eigene Koſten, ein Regiment Wallonen, mit dem er im October 1619 zum kaiſerlichen Heere des Grafen Bucquoi ſtieß. Dieſer, Spinola's würdiger Zögling, hatte, von ſeinem wohlbefeſtigten Waffenplatze Budweis aus, die Rebellen und die Hauptſtadt Prag ſelbſt mehrmals in nicht geringe Verlegenheit geſetzt, als er auf einmal vom Erzherzoge Leopold auf das Dringendſte berufen wurde, Wien ſelbſt zu Hilfe zu kommen. Es hatte nämlich Bethlen-Gabor, welcher Ferdinanden Freundſchaft geheuchelt und Hilfe wider die Böhmen und die Pforte zugeſichert, die Maske abgenommen, war in Oberungarn eingefallen, hatte ſchon Preßburg in Beſitz, und ließ ſeinen Vortrab (am 2. November 1619) bei Fiſchament die Donau überſetzen, als kaum den Tag vorher Ferdinand von ſeiner Krönung aus Frankfurt und von dem Abſchluſſe der einzigen Allianz mit dem baierſchen Maximilian in München, wieder in ſeiner Burg zu Wien eingetroffen war. Zugleich folgte der Graf Matthias Thurn Bucquoi'n mit dem Rebellenheere auf dem Fuße nach und bot Bethlen ſeine Linke. Allein der Kaiſerlichen tapfere Gegenwehr, Mangel an Lebensmitteln, welche man vorſichtig aus dem ganzen umliegenden flachen Lande in die feſte Reſidenz zuſammengehäuft hatte, endlich der Eilbote von der Niederlage Rakoczy's durch den Judex Curiä Hommanay, zwangen die in der Stärke von 80,000 Mann vereinigten Feinde, ſich wieder zurückzuziehen. Bucquoi verfolgte die nach Mähren rückkehrenden Böhmen, Waldſtein mit größerem Glücke die Haufen Gabors.

Im folgenden Jahre geſchah bei dem vereinigten kaiſerlich-baierſchen Heere keine bedeutende Waffenthat, welche Waldſtein nicht mitgefochten, und in der er ſich nicht unter den Erſten ausgezeichnet hätte. Der Herzog Maximilian, (in der Folgezeit ſein unverſöhnlichſter Feind) und Tilly, bis zur Leipziger Schlacht ſein überwiegender Nebenbuhler, rühmten auf's Höchſte die Tapferkeit des Oberſten Waldſtein in der Schlacht am weißen Berge vor Prag (am 8. November 1620), die der Herrſchaft des Pfalzgrafen in Böhmen mit einem Male ein ſo ſchnelles Ende machte, daß er das Mahl, an dem er mit ſeinen Freunden ſchwelgte, während vor den

Thoren gefochten wurde, daß er den Schatz, die Reichskrone und seine geheime Kanzlei im Stiche lassen mußte, deren unglückseliger Inhalt so viele traurige und blutige Folgen nach sich gezogen hat.

Waldstein stand in dieser Schlacht, in der der Sieg kaum eine Stunde lang unentschieden war, auf dem rechten Flügel, zwischen den Schwadronen Dampierre's und Löbels, und stellte mit Verdugo's Wallonen das Gefecht sogleich wieder her, als die Regimenter Breuner, Tieffenbach und Götze durch das ungestüme Anprallen der Anhaltischen Reiterei einen Augenblick in Unordnung gekommen waren. Schon damals entspann sich zwischen ihm und Tilly die späterhin so folgenreiche Abneigung. Tilly hatte nämlich, gegen den Rath des verwundeten Bucquoi und der kaiserlichen Obersten, das Heer auf Kanonenschußweite unter den Augen des Feindes in Schlachtordnung gestellt, und die Truppen zu diesem Ende durch ein von den feindlichen Höhen dominirtes Dorf und über eine schmale Brücke passiren lassen, so daß der Feind, wenn er die gehörige Entschlossenheit besessen und seine Reiterei nahe genug gehabt hätte, die kaiserlich ligistischen Völker ohnschwer in Unordnung hätte bringen können. Tilly kannte seinen Feind; dennoch wurde er um dieses vermeintlichen Fehlers willen von Waldstein und andern kaiserlichen Obersten in einer anonymen Schrift heftig angegriffen. Er antwortete in einer förmlichen Gegenschrift, nämlich und kurz, und ließ selbe in deutscher und lateinischer Sprache dem gesammten Heere austheilen.

Nun blieb Waldstein mit seinem Regimente in Mähren und Ungarn zur Beobachtung Bethlen-Gabors, der ganz Ungarn von der polnischen und siebenbürgischen Grenze bis zur March und Raab blitzesschnell durchzog und immer da erschien, wo man ihn am wenigsten erwartete. Zum Generalmajor befördert, schlug er 6000 Ungarn und Mähren zurück, und übernahm das Commando, als der tapfere Bucquoi (am 10. Juli 1621) fast auf dieselbe Weise vor Neuhäusel das Leben verlor wie Dampierre (am 9. October 1620) bei dem verunglückten Ueberfalle von Preßburg.

Waldstein lebte nun einige Zeit in Ruhe, während Tilly von Siegen zu Siegen eilte, den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach (am 8. Mai 1622) bei Wimpfen, den Herzog Christian von Braunschweig (am 10. Juni 1622) bei Höchst am Main, und (am 6. August 1623

Graf von Waldstein,

Herzog von Friedland

bei Stadtloo geſchlagen, und alle Länder des geächteten Pfalzgrafen und böhmiſchen Winterkönigs Friedrich erobert hatte.

Dem Kaiſer traten neue Feinde auf: — Churſachſen, der geſammte niederſächſiſche Kreis, des Lutherthums Wiege, und Chriſtian IV., der Dänen ritterlicher König, — die Ligue verdoppelte ihre Vorſtellungen am kaiſerlichen Hofe um ſchleunigen Beiſtand. Bisher hatte Ferdinand II. mit ſeinen eigenen Unterthanen und in ſeinen Erbſtaaten genug zu ſchaffen gehabt, und es war ihm daher unmöglich geweſen, die Sache der Katholiſchen auch auswärts mit einem Kriegsheere zu unterſtützen, deſſen Ergänzung und Unterhalt den erſchöpften Staatsreſſourcen nur um ſo viel ſchwerer gefallen ſein würde, je weiter der Siegeslauf daſſelbe von Oeſtreichs Grenzen entfernt hätte. Nun aber waren die Erblande beruhigt, doch konnten ſie es nur in ſo lange bleiben, als die Macht auswärtiger Feinde fortan von ihnen abgehalten wurde, — wirklich drohten die Vereinigten Niederlande, der Schwiegervater des Winterkönigs, König Jakob von Großbritannien, und ſogar der allerchriſtlichſte König, die Sache der unterliegenden Proteſtanten zu der ihrigen zu machen. Von der andern Seite hatte die vorherrſchende Macht Baierns bei der Ligue bei dem Kaiſer manchmal nicht ohne guten Grund ſtille Beſorgniſſe erweckt. Was die Ligue und ihre Truppen auch immer in Deutſchland verübten, kam auf Ferdinands Rechnung; doch gleichwohl bequemte ſie ſich nur ſelten dazu, ſeine Abſichten in gehörigem Maße zu unterſtützen und das Wachsthum ſeiner Hausmacht in dem Grade zu befördern, als es ſein Miniſterium zu ſeiner Sicherheit und zum Unterpfande für künftige Unglücksfälle für nöthig hielt. Ferdinand erntete alſo allen Haß, den die fremde Macht der Ligue auf ſich zog, aber nicht die Früchte der von ihr erkämpften Vortheile.

Entſchieden gebot es demnach das reichsoberhauptliche Anſehen ſowohl, als das öſterreichiſche Hausintereſſe, eine eigene, unabhängige Macht auf dem Kriegsſchauplatze zu haben, — aber eben ſo entſchieden waren auch die Schwierigkeiten, ein ſolches Heer mit der erforderlichen Schnelligkeit aufzubringen. Der Unterthan war erſchöpft, die herrlichen Länder großen Theils verwüſtet, die landesfürſtlichen Kaſſen leer, die Steuern und Gefälle verpfändet, die Geſinnungen höchſt zweideutig. Schon verzweifelte man in Wien an der Ausführung, und — ein einziger Mann brachte ſie binnen ſechzehn Wochen zu Stande, ohne daß Ein Gutsbeſitzer ſeinen Pflug ver-

ließ, ohne daß des Unterhaltes ungeheuere Laſten auf die Erbſtaaten gedrückt hatten.

Waldſtein trat nämlich vor den Thron und erbot ſich, unter dieſen unerwarteten Bedingungen in wenig Monaten ein Heer von 50,000 bis 60,000 Mann zum Dienſte Oeſterreichs bereit zu halten. Ferdinand, erſtaunt, aber nicht ungläubig, beruft ſeinen Rath. Einige, auf der breiten Heerſtraße der Gewohnheit, pflichtmäßiger Angſt und zeitgewinnender Zweifel ergraut, lachten des Wahnſinnigen, — Andere, den Außerordentlichen mehr fürchtend als des Kaiſers Feinde, thaten Alles, ihm den ſteilen Weg zur Größe, Gunſt und Macht zu verhauen, — Andere bekannten, es lohne doch auf jeden Fall des Verſuches, und was der Braunſchweiger und Mansfelder gekonnt, werde auch für einen wackern kaiſerlichen Kriegsmann nicht unmöglich ſein. Zum Mindeſten wolle man ihm vergönnen, mit 12,000 Mann einen Verſuch zu machen. Waldſtein, erboſ't über dieſen Anſchlag, der aus einer Perrücke, aber aus keinem Kopfe kam, erwiderte: „Das könne und werde er nicht; 12,000 Mann könnten ſich nirgends Reſpect und feſtes Standquartier verſchaffen, aber daß es 50,000 thun würden, wolle er verbürgen. Der Krieg müſſe den Krieg ernähren.“

Hanns Ulrich Fürſt von Eggenberg, des Kaiſers Liebling und vom friaulſchen Kriege her Waldſteins Buſenfreund, entſchied. Waldſtein erhielt offenen Brief und Vollmacht; einige Kreiſe Böhmens wurden ihm zu Muſter- und Sammelplätzen angewieſen und die Erlaubniß ertheilt, alle Oberſten und Offiziere ſelbſt einzuſetzen. In kurzer Zeit hatte er über 25,000 Mann zuſammen; unverzüglich zog er mit ihnen durch die Oberpfalz nach Franken und Schwaben, ſtellte dort neue Werbungen an, und ſehr bald war das Wort gelöſ't, welches er dem Kaiſer gegeben hatte. Nichts, als Ferdinands Name, war dieſem Unternehmen vorausgegangen, Waldſteins und ſeiner Freunde Geld, ſein Ruhm, die Hoffnung auf ungewöhnliches Emporkommen und reichliche Beute zwangen Alles, was ehr- und habſüchtig, was für flottes Leben, ewige Veränderung und ſchnelle Befriedigung der Lüſte durch Gewalt ſtimmte, in die Bahn dieſes neuaufgehenden Geſtirnes. Wies der Mann Verdienſte oder Wunden auf, ſo fragte Waldſtein weder, was er glaube, noch wer ſeine Großeltern waren? Seine Reiter haben ein Mährlein darauf gedichtet, daß in Waldſteins Heere „Jeder ſeines Glückes eigener Schmied ſei.“ — Regierende Fürſten errichteten Regimenter zu ſeinem Dienſte, und mehr als ein

Mal ſah man unter Waldſtein Brüder gegen Brüder, und (obſchon in einem Religionskriege, in dem er die Sache der Katholiſchen verfocht) Proteſtanten gegen Proteſtanten fechten.

Wie er mit der Armee, die er dem Kaiſer gegeben, nach Niederſachſen aufbrach, erhob ihn dieſer zum Herzog von Friedland (1624), nachdem er ihm ein Jahr früher ſchon den Fürſtentitel verliehen hatte. Zugleich erhielt er in den Schreiben, die der Hof an ihn erließ, die Titulatur „Oheim", für welche Auszeichnung Ferdinand II. ihm einen beſondern Gnadenbrief ausſtellte. Im Volke hieß er von da an ſtets „der Friedländer."

Seine Befehle lauteten dahin, ſeine Truppen mit dem ligiſtiſchen Heere unter Tilly zu vereinigen, und alsdann dem König von Dänemark eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Waldſteins Eiferſucht auf Tilly's Ruhm erlaubte ihm aber die Befolgung dieſes Auftrages nicht. „Er habe nicht jene Mittel der Subſiſtenz, welche Tilly zu Gebote ſtänden, er müſſe ſein Heer ſelbſt ernähren, und alſo Länder ſuchen, die von der Wuth des Krieges weniger gelitten hätten," war ſeine ganze Antwort. Er beſetzte das Halberſtädtiſche und Magdeburgiſche, und warf an der Elbe bei Deſſau einen wohlverſchanzten Brückenkopf auf. Altringer, einſt Lakai, dann Privatſecretair, nun Generalmajor und Oberkriegscommiſſair des Herzogs von Friedland, führte den Oberbefehl darin. Der däniſche König ſtand daher zwiſchen Tilly und Waldſtein in einer höchſt bedenklichen Lage. Der berüchtigte Graf Peter Ernſt von Mansfeld und der Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſollten ihm nun, es koſte was es wolle, eine Diverſion machen, und vor Allem Waldſtein anderwärts beſchäftigen. Der Abenteurer Mansfeld wagte dies wirklich, ſuchte ſich einen Uebergang über die Elbe zu erzwingen, und belagerte Altringern in der Deſſauer Brückenſchanze.

Waldſtein kam nun wirklich mit ſeiner ganzen Macht herbei, und ſchlug (am 25. April 1626) Mansfelden mit Verluſt von 3000 Todten, 2000 Gefangenen, worunter ſeine vornehmſten Offiziere, mehrerer Kanonen und gegen 40 Fahnen, in eine unordentliche Flucht. Nun zog ſich Mansfeld ſchrägwärts in's Brandenburgiſche zurück und ließ die Seinen zu Athem kommen. Bald zog er däniſche Truppen aus Holſtein und ſchottiſches Volk über Hamburg an ſich, in Allem gegen 9000 Mann. Stärker als zuvor, brach er plötzlich, und in aller Stille, über Schleſien nach Ungarn auf, um, mit dem ganz neuerdings friedbrüchigen Bethlen-Gabor vereinigt

den von den Kaiſerlichen und Ligiſten an der Ems, Weſer und Elbe geführten Krieg in das Herz der Erbſtaaten zu tragen. Waldſtein, der Mansfelds Zug erſt wahrnahm, als dieſer ſchon mehrere Märſche voraus hatte, eilte ihm nach; aber ſelbſt die beharrliche Weigerung Breslau's hielt den Mansfelder nicht lange genug auf; er entkam nach Oberungarn. Der Herzog von Friedland, das Geſchick verfluchend, das ihm nicht vergönnte, Tilly den Siegeslorbeer über den König von Dänemark zu entreißen, oder doch, nach Löwenart, mit ihm zu theilen, war eine Zeit lang unſchlüſſig, wohin er ſeine ganze Macht wenden ſollte. Durch vieles Bitten erhielt endlich ſein Freund, der Staatsminiſter und Oberhofmeiſter Graf Maximilian von Trautmannsdorf, daß Waldſtein ſeine Macht theilte, mit 30,000 Mann über Mähren gegen Wien und Preßburg eilte, ſieben Regimenter aber dem geſchmolzenen Heere Tilly's zurückließ. Wirklich erhielt dieſer (am 27. Auguſt 1626) bei Lutter am Barrenberge einen Sieg über Chriſtian, der der Bedeutenheit dieſes Feindes für immer ein Ende machte.

Bethlen-Gabor, als er gewahrte, daß Mansfeld ihm zugleich ein feindliches Heer und einen Feldherrn, dergleichen er noch nicht vor ſich gehabt, auf den Hals gezogen, die vorgeſpiegelten Bündniſſe mit Frankreich, England und Holland nur ſchöne Täuſchungen, in den nächſt angrenzenden Erbſtaaten der Wunſch nach Ruhe der entſchiedenſte ſei, zog ſich auf ſeine Weiſe durch einen ſchnellen Waffenſtillſtand aus der Schlinge. Mansfelden gab er den zärtlichen Rath, bei jenen Alliirten und zuvörderſt bei Venedig und Savoyen Geld zu erhalten, ohne welches Nichts ausgerichtet werden könnte. Der Graf, über dieſes Betragen erzürnt, aber die Unmöglichkeit erkennend, hier noch Wichtiges für den gemeinſamen Zweck zu wirken, verkaufte gleichwohl Geſchütz und Heergeräthe, und eilte mit wenigen Getreuen durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig. Ohnweit der Hauptſtadt Dalmatiens, Zara, ſtarb er aufrechtſtehend und freudigen Muthes in den Armen ſeiner Freunde. Wenige Wochen vor und nach ihm ſtarben ſeine beiden Waffengenoſſen, Herzog Chriſtian von Braunſchweig und Herzog Johann Ernſt von Weimar. Zugleich hatte Waldſtein Novigrad entſetzt, welches der von Bethlen herbeigerufene Baſſa von Ofen ängſtigte; er ging ſodann auf das feſte Waizen los und nahm es.

Waldſtein kehrte nun nach Niederſachſen zurück und ergoß ſich wie ein reißender Strom über Brandenburg, über des geſchlagenen Dänenkönigs

deutſche Lande, Holſtein und Schleswig, und über das mit ihm verbündete Mecklenburg, — erſchien als furchtbarer Dictator vor Berlin und zwang den Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, Maximilian von Baiern als Kurfürſten anzuerkennen. Feſt entſchloſſen, ſich ſelbſt das ſchönſte Blatt aus der Beſiegung Dänemarks zuzueignen, bewog er Tilly, theils durch Ueberredungskünſte, theils durch kaiſerliche Befehle, die er am Hofe zu bewirken wußte, zur Beobachtung der Holländer aufzubrechen, die doch, weder früher noch ſpäter, jemals einen ernſtlichen Schritt thaten, Dänemark, oder ſpäterhin Schweden und Frankreich zu unterſtützen. Der Herzog von Friedland eroberte demnach alle deutſchen Lande Dänemarks, verjagte ſeine Bundesgenoſſen, die beiden geächteten Herzöge von Mecklenburg, Adolph Friedrich und Johann Albrecht; nur das einzige Glückſtadt hielt ſich noch. Das eroberte Mecklenburg erhielt Waldſtein zum Unterpfande für die geleiſteten großen Geldvorſchüſſe. Seine früher ſchon bekannt gemachte Erhebung zum Herzoge von Friedland wurde dadurch vervollſtändigt, daß er (am 8. Januar 1628) in den Reichsfürſtenſtand erhoben und das ſchleſiſche Herzogthum Sagan ihm zu Lehen verliehen wurde. Zugleich ernannte ihn der Kaiſer zu ſeinem Generaliſſimus zu Lande und zur See.

Begierig, dieſen Titel auch durch die That ſein zu machen, ließ Waldſtein ſogleich auf eigene Koſten acht Linienſchiffe bauen; aber bevor noch dieſer Bau geendigt war, rückte er ſchon vor Stralſund, die ſechſte hanſeatiſche Bundesſtadt, forderte ſie auf, kaiſerliche Beſatzung einzunehmen, und als die Bürgerſchaft es ſtandhaft verweigerte, begann die förmliche Belagerung. Je wichtiger dieſe Eroberung für die kaiſerlichen Waffen, — da wohl nichts beſſer, als ein trefflich befeſtigter Seeplatz am Baltiſchen Meere gegen jede ſchwediſche Landung bürgte, vielmehr die ſo leichte Ueberfahrt nach den ſchwediſchen und däniſchen Küſten für Offenſivmaßregeln einen gewaltigen Vorſprung gab), deſto entſchiedener forderte es das ſonſt divergirende Intereſſe Chriſtians und Guſtav Adolphs, Stralſund mit aller Anſtrengung zu ſchützen. Vergeblich verſchwendet der Herzog glänzende Verheißungen und ſchlau gewählte Bedingniſſe einer Uebereinkunft, die Bürgerſchaft iſt taub dagegen; — vergebens betritt er den lichtſcheuen Pfad der Beſtechung, ſein Anſchlag kommt an den Tag und iſt den Stralſundern ein neuer Beweis ſeiner Ohnmacht; — vergebens ſchont er nicht Ströme Blutes ſeiner leicht erſetzten Krieger, die in täglich wiederholten und alle Male

abgeſchlagenen Stürmen dahin floſſen; die Stadt zeigt ſich würdig eines ſolchen Feindes und iſt von dem Geiſte durchdrungen, der an den Thermopylen, bei Marathon und Salamis das Unmögliche gethan. Die übrigen Hanſeſtädte wagten es nun ſogar, dem Gefürchteten die verſprochenen Schiffe zu verweigern; die herbeigeführten polniſchen Schiffe werden von den Dänen in den Grund gebohrt, und ungehindert läuft erſt eine däniſche, dann auch eine ſchwediſche Escadre in den Hafen ein. Der Herzog, zum erſten Male, trotz ſeiner wüthenden Kraftäußerungen, in die ehernen Banden des Schickſals geſchlagen, benutzte ein wiederholtes kaiſerliches Reſcript: „Die Stadt bei ihren Freiheiten und gutem Herkommen ungekränkt zu belaſſen, und dem die Belagerung commandirenden Feldmarſchall Johann Georg von Arnheim den Abzug zu befehlen.“

Vor Glückſtadt hatte Waldſtein daſſelbe Schickſal; eben ſo mußten ſeine Truppen von Magdeburg abziehen. Raſend hierüber, führte er ſein Heer zum zweiten Male vor Stralſund und ſchwur prahleriſch: „Die Stadt müßte ſein werden, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel befeſtigt.“ Der Erfolg war darum auch dies Mal nicht glücklicher. Dem Tractat von Kopenhagen gemäß wurden eiligſt friſche ſchwediſche Truppen nach Stralſund geworfen, die Dänen landeten in Pommern, ihre Garniſon in Glückſtadt hielt ein anſehnliches friedländiſches Corps durch unaufhörliche Ausfälle in Athem. Der Herzog zog zum zweiten Male von Stralſund ab; er eroberte Roſtock und ſchlug die gelandeten Dänen bei Wolgaſt dermaßen, daß ihnen kaum ein Rückzug nach ihren Schiffen übrig blieb.

Das folgende Jahr 1629 bezeichnete zuerſt der am 12. Mai zu Lübeck zwiſchen dem Kaiſer und der Ligue, dann dem Könige von Dänemark abgeſchloſſene Friede. Waldſtein ſelbſt, welcher Dänemark als Herzog von Mecklenburg, und ſomit als Nachbar, mit ganz anderen Augen zu betrachten anfing, als er vorher als kaiſerlicher Feldherr gethan, beförderte das Friedenswerk am eifrigſten, ſobald es entſchieden war, daß der däniſche König die Herzöge von Mecklenburg, die er allein in dieſen Krieg verwickelt hatte, im Stiche ließ. Um aber dieſes Friedens ungeachtet ſtetshin der Unentbehrliche, Allmächtige zu bleiben, legte Waldſtein den nächſten Keim zum neuen Kriege mit Schweden, indem er die ſchwediſchen Geſandten vom Lübecker Congreſſe ſchimpflich wegwies und der eifrigſte Beförderer des Auxiliarkrieges in Polen wurde, wohin er den Kai-

ſer bewog, ſeinen Vertrauten Arnheim mit 12,000 Mann wider Guſtav Adolph zur Hilfe Königs Sigismund zu ſenden.

Dieſe argliſtige Vorbereitung einer künftigen, zur Erhaltung des bisher Errungenen und zu neuer Größe mit Rieſenſchritten hinaufführenden Laufbahn gründete ſich großentheils auf des Herzogs von Friedland eigenes Bewußtſein jener ſchrecklichen Gewaltthaten, Erpreſſungen und Unterdrückungen, welche durch ſeine Schaaren verübt wurden. In katholiſchen Landen wurde ſie durch die Nothwendigkeit beſchönigt, das Heer auch gut zu unterhalten, das für den Glauben und die katholiſchen Stände focht. — In proteſtantiſchen Landen war dieſes ſchreiende Benehmen nach Waldſteins Aeußerung vollends nichts anders, als Kriegsmanier. Während eines ſiebenjährigen Commando's hatte der Herzog ſelbſt 600 Millionen Thaler an Brandſchatzungen aus dem nördlichen Deutſchland geſammelt. Die Requiſitionen und die Nachahmungen ſeines Beiſpiels von den hierin allemal gelehrigen Subalternen, ſind hierunter noch keineswegs begriffen. Daher fiel auch aller Unterſchied zwiſchen Freund und Feind hinweg; der Eifer der Katholiken verwandelte ſich nothwendig in Haß, und das Klaggeſchrei über den Herzog war am kaiſerlichen Throne allgemein. Waldſtein, deſſen Armee von Monat zu Monat um ſo größeren Zulauf aus Freundes und Feindes Lande hatte, je reichlicher die Verpflegung, je größer (den einzigen Punkt der Subordination ausgenommen), die Freiheit des Soldaten im Quartier, im Lager und auf dem Marſche war, ſpottete dieſer Beſchwerden, weil er ſeinen Kaiſer ſelbſt nicht mehr fürchtete. Die größte Laſt fiel allemal auf das Land Deſſen, der die letzte oder dringendſte Klage geführt. Je entſchiedener der Unwille des ganzen Reichs gegen die Thathandlungen war, welche Waldſtein im Namen kaiſerlicher Majeſtät verübte, deſto nothwendiger, hatte er berechnet, müßte dem Kaiſer der Einzige bleiben, der im Stande wäre, den allgemeinen Haß und übeln Willen unſchädlich zu machen; allein dieſe Rechnung zeigte ſich — gegen alle Erwartung — durch den Erfolg getäuſcht.

Auf dem Kurfürſtentage zu Regensburg (1630) arbeitete der Kurfürſt von Baiern, ſo viele deutſche Fürſten beider Religionen, Frankreich, und durch heimliche Emiſſarien auch der Schwedenkönig Guſtav Adolph, jeder in ſehr verſchiedenen Rückſichten, daran, den Kaiſer ſeines furchtbaren Feldherrn, und des größten und beſten Theiles ſeiner Armee zu berauben: Guſtav Adolph, weil er nächſtens Rettung und Rache ſeinen Glaubensge-

noſſen über die See hinüber nach Deutſchland zu tragen gedachte, wo er auch wirklich wenige Monate nach dieſem Kurfürſtentage (am 24. Juni 1630) auf der Inſel Rügen landete; Frankreich, um, mit Schweden vereinigt, in jenen Planen deſto geringere Hinderniſſe zu finden, welche Richelieu wider beide Linien des Hauſes Oeſterreich längſt entworfen hatte; die deutſchen Fürſten, aus wirklichem Unvermögen, Waldſteins Erpreſſungen länger zu ertragen; Baiern, weil der ſtolze Kurfürſt Maximilian es nimmermehr verſchmerzen konnte, durch Waldſtein im Rathe und Felde entbehrlich geworden zu ſein. Wirklich hatte er ſich, um ſeiner ſchwer gereizten perſönlichen Empfindlichkeit Genüge zu leiſten, auf franzöſiſche Seite geſchlagen und den Wunſch dieſer Krone eifrigſt unterſtützt, dem Herzoge Carl von Nevers, des ſpaniſchen und öſterreichiſchen Widerſtandes ungeachtet, das Herzogthum Mantua zu verſchaffen.

Um dieſen ſchwierigen Zweck zu erreichen, ſchwieg man zuerſt von Waldſtein ganz ſtill, und beſtand nur darauf, ein Theil des kaiſerlichen Heeres ſollte nun, nach wiederhergeſtelltem Frieden, zur Erleichterung der Provinzen abgedankt werden. Ferdinand II., deſſen allzuredliches Herz von der Schilderung des allgemeinen Elends tief bewegt war, entließ wirklich 18,000 Mann ſeiner trefflichen Reiterei. Nun erſt begann das Geſchrei über Waldſteins tyranniſche Willkür mit einer Heftigkeit und Einſtimmigkeit, die man ſeit der Reformation an den Reichsſtänden ſelten gewohnt war. Ferdinand wurde dadurch nur noch mehr von der Wichtigkeit des Dieners überzeugt, deſſen man ihn berauben wollte. Waldſtein kam ſelbſt nach Regensburg, entlarvte die wahren Abſichten des Kurfürſten von Baiern; aber die ungeheuere Pracht, mit der er erſchien, eine Pracht, welche jene ſeines eigenen Kaiſers, der Kur- und angeſehenſten Fürſten Deutſchlands und der Botſchafter der erſten Kronen Europa's verdunkelte, gab jenen Klagen doppeltes, anſchauliches Gewicht.

Richelieu umſpann nun Ferdinanden mit den hinterliſtigſten Intriguen; des Kaiſers Lieblingswunſch ſollte ihn dem ſehnlichſt gewünſchten Zwecke näher bringen. Dieſer war die Wahl ſeines Sohnes Ferdinand zum römiſchen König. Pater Joſeph, ein Kapuziner, eben ſo argliſtig als redlich und flach im Geſicht, war von Richelieu dem franzöſiſchen Miniſter Brulard zur Seite gegeben, um ſich deſto unverdächtiger dem frommen Kaiſer nähern zu können. Wirklich verließ der Pater Ferdinanden während ſeines Aufenthaltes ſo ſelten als möglich, und [illegible]te endlich die

eigene beſſere Ueberzeugung deſſelben durch die unaufhörliche Vorſtellung: ſo wie Ferdinand durch freundſchaftliche Nachgiebigkeit in der mantuaniſchen Sache die Krone Frankreichs verſöhnt, und von ihr das ſo wichtige Verſprechen erhalten habe, ſeinen Feinden weder mittel- noch unmittelbar Beiſtand zu leiſten, ſo werde er auch die durch Waldſtein von ihm ſo ſehr entfernten Gemüther der Kurfürſten, durch die Entfernung eben dieſes Waldſtein ganz ſicher wieder gewinnen, und ihre Stimmen zur römiſchen Königswahl des Prinzen Ferdinand ohnfehlbar erhalten. Waldſtein ſei dem Kaiſer zu ſehr mit Dank verpflichtet, um durch dieſe nothwendig bringende, ohnehin nur augenblickliche Entfernung des Dienſtes überdrüſſig zu werden, der für ihn eine unverſiegbare Quelle von Ruhm und Nutzen geweſen ſei. Habe ſich nur einmal dieſer Sturm gelegt, ſo werde ſich Waldſtein zeitig genug wiederfinden, um ſeine Oberbefehlshaberſtelle zum zweiten Male anzutreten.

Wirklich gab der Kaiſer nach, und Waldſteins Abſetzung wurde beſchloſſen, während ein ſiegreicher König im Begriffe ſtand, wider Oeſterreich loszubrechen. Eben jener Pater Joſeph arbeitete, nachdem der Wunſch ſeines Meiſters erfüllt war, am eifrigſten daran, die römiſche Königswahl zu hintertreiben, die dann auch wirklich nicht zu Stande kam. Jenem Vertrage zuwider, hatte Richelieu zugleich Guſtav Adolphen unaufhörlich zum Kriege angefeuert und ihm die Allianz Frankreichs aufgedrungen. Alsbald berief er den Pater Joſeph zurück, und ließ ihn zur Strafe, weil er angeblich ſeine Vollmachten überſchritten, nach ſeinem Kloſter zurückkehren.

Der Streit wegen Mantua war nachgegeben, die koſtbaren Opfer zur Beſänftigung Baierns durch die pfälziſchen Lande umſonſt, — vielmehr der Zorn fremder Mächte dadurch aufgereizt, die römiſche Königswahl vereitelt, der beſte Theil des Heeres und der Mann, der allein mehr galt als ein ganzes Heer, entlaſſen, und zum deſto gefährlicheren heimlichen Feinde gemacht. Mit ſo wenig Nutzen, mit noch weniger Ruhm verließ Ferdinand Regensburg. Unmuthig ſagte er zum Fürſten von Eggenberg: „Ein ſchlechter Kapuziner hat Uns durch ſeinen Roſenkranz entwaffnet, und nicht weniger als ſechs Kurhüte in ſeine enge Kapuze geſchoben.“

Das ſchwierige Geſchäft, den Herzog von Friedland zur freiwilligen Niederlegung ſeines Generalats zu bewegen (ſo wollte Ferdinand die Sache behandelt wiſſen) und ihn der ununterbrochenen kaiſerlichen Gnade zu

verſichern, erhielten ſeine beſten Freunde, der Hofkanzler Freiherr von Werdenberg und der Hofkriegsrath von Queſtenberg.

Waldſtein, welcher zeitig genug Kunde davon erhielt, daß die katholiſchen Reichsſtände ſowohl als die proteſtantiſchen angelegentlichſt in den Kaiſer drangen, ihn vom Oberbefehl abzurufen, empfing ſie zu Memmingen, wo er eben ſein Hauptquartier hatte, mit ſtolzer Kälte, und begann damit, daß er von ihrem Auftrage längſt unterrichtet ſei und ſich des Kaiſers Anordnungen willig füge. „Er ſehe wohl," fuhr er fort, „der Kaiſer ſei verrathen, und des Baiern-Herzogs hochfahrender Geiſt beherrſche ihn unumſchränkt. Er bedauere das, aber er verzeihe es, obſchon es ihn ſchmerze, nach ſo geringem Widerſtande ſogleich aufgeopfert worden zu ſein." Zugleich übergab er ihnen eine weitläufige Vertheidigungsſchrift ſeines ganzen bisherigen Benehmens.

So leicht hatten ſich die Abgeordneten ihr Geſchäft nicht geträumt, — allein ihr Verdienſt war eben nicht das größte dabei. So ſehr ſich Waldſtein, ſeit er Herzog von Mecklenburg geworden war, verändert, und in Entwürfe einer ſelbſtſtändigen Macht verloren hatte, ſo ungewiß machte die bevorſtehende ſchwediſche Landung den Beſitz jenes Grundſteines ſeiner künftigen Größe, — all' ſein ererbter und erworbener Reichthum war in den öſterreichiſchen Erbſtaaten, und ſomit in des Kaiſers Hand, ſein Anſchlag noch nicht reif, die Mittel noch nicht bereit. Battiſta Seni (auch Zeno), ſein Aſtrolog, mit dem er in düſtrer Nacht die Geſtirne bei ihren geheimſten Einwirkungen in die Gegenwart und Zukunft ausgeſpürt haben wollte, hatte ihm triumphirend geweiſſagt, ſeine Laufbahn ſei noch bei Weitem nicht geendet, und die Zukunft öffne ihm ein noch glänzenderes Feld; aber auch ohne alle überirdiſchen Verheißungen konnte ſelbſt ein gewöhnlicher Geiſt vorausſehen, daß ein Feind, dergleichen der Schwedenkönig war, dem Herzoge nur gar zu bald unwillkürliche Genugthuung verſchaffen werde. Dieſe Gründe mögen es geweſen ſein, die Waldſtein zu dem ſo unerwarteten Gehorſam beſtimmten.

Sein Privatleben begann zu Prag mit einer Pracht, welche die empfindlichſte Verſpottung ſeiner vermeinten Erniedrigung war. Hundert Häuſer mußten weggeriſſen werden, um vor den ſechs Thoren ſeines Palaſtes geräumige Plätze zu bilden. Seine Vorzimmer füllten eigene Garden und eine eben ſo zahlreiche als prächtige und übermüthige Dienerſchaft, ſechzig Pagen und zwanzig Kammerherren vom Adel harrten unterwürfig

des gebieteriſchen Winkes ſeiner finſtern Augenbrauen. Manche hatten den kaiſerlichen Kammerherrnſchlüſſel zurückgegeben, um in dieſelben Dienſte bei Waldſtein zu treten. Zwölf Patrouillen hielten bei Tag und Nacht jeden Lärm entfernt, die Gaſſen wurden mit Ketten geſperrt, um das Geraſſel der Wagen abzuhalten. Seine weitläufigen Beſitzungen beſuchte er von Zeit zu Zeit mit einem Gefolge von 200 Wagen.

Der Herzog, welcher in dem Feldlager meiſt einfach und prunklos gelebt, wollte jetzt, wo ſeine Feinde und Neider ihn zu erniedrigen dachten, durch die königliche Pracht eines glänzenden Hoflagers zeigen, wie wenig ihn das Vorgefallene kränke. Der Hofſtaat des Herzogs beſtand im Jahre 1631 aus einem Oberhofmeiſter (Graf Paul zu Lichtenſtein), aus einem Obriſt-Kämmerer (Graf Harrach), einem Obriſt-Stallmeiſter (Graf Hardegg), dem Vice-Stallmeiſter (von Breuern) und dem geheimen Rathe Oels nebſt vierundzwanzig Kammerherren, die alle wahrhaft glänzend bezahlt und ausgeſtattet waren. Sechzig Edelknaben, für deren Ausbildung zum Staats- und Kriegsdienſte geſorgt wurde, hatten abwechſelnd den Dienſt bei der Tafel. Der herzoglichen Silberkammer ſtand ein Obriſt-Silberkämmerer (Ladislaus Litzek) vor, unter deſſen Befehl eine große Anzahl Truchſeſſen, Silberdiener, Silberwäſcher und Tafeldecker geſtellt waren. Schon 1633 zählte der geſammte Hofſtaat, welcher ſich bei dem Herzoge befand, 899 Perſonen und 1072 Pferde.

Die Herzogin führte jetzt ebenfalls einen glänzenden Hofſtaat, welcher aus einem Oberhofmeiſter, mehreren Kammerherren und Edelknaben, einer Oberhofmeiſterin mit fünf Edelfräulein ꝛc. beſtand. Ihre Garderobe und Wohnzimmer ließ der Herzog auf's Prachtvollſte ausſtatten. — Der Herzog ſelbſt hingegen hielt ſich, nach dem Berichte des gleichzeitigen Dr. Schupp, nicht prächtig in der Kleidung. Die mehrſten ſeiner Kleider waren aſchenfarbene, leberfarbene, nägelbraune, das Zeug dazu Raſch, Boy, ſpaniſches Tuch, Barribon; er trug Wämſer von Leinwand, ein Lederkoller mit Aermeln von Canevas, rothe Beinkleider, einen Mantel von Scharlach und weiße gewichſ'te corduaniſche Stiefeln, welche er ſich wegen des Podagra's mit Pelz füttern ließ.

Indeſſen war Guſtav Adolph wirklich gelandet und hatte Stettin erobert, Pommern und Brandenburg überſchwemmt und Tilly, — den Ueberwinder der Böhmen, der oberennſiſchen Rebellen, Mansfelds, des Markgrafen von Baden, des Herzogs von Braunſchweig und des Königs von

Dänemark — (1631 am 14. September) auf dem breiten Felde bei Leipzig geſchlagen. So groß zuvor die Sicherheit, deſto beſinnungsloſer nun der Schrecken, zumal ſich Guſtav nach erfochtenem Siege ſogleich gegen Franken und Baiern ergoſſen, und ſeinem neuen Bundesverwandten, dem Kurfürſten Johann Georg von Sachſen, die leichte Eroberung des von Truppen entblößten Schleſien und Böhmen aufgetragen hatte. Wirklich erfolgte die Räumung der von dem kaiſerlichen General Tieffenbach beſetzten Lauſitz; der größere Theil Schleſiens wurde beſetzt und Prag ſelbſt bedroht.

Unmittelbar nach der Leipziger Schlacht hatte Waldſtein durch den alten Unruhſtifter, Grafen Matthias von Thurn, die Freundſchaft Guſtav Adolphs, und mit ihr die Befriedigung ſeines glühenden Durſtes nach Rache geſucht. Sein Vertrauter, Seſchin (oder Raſchin von Rieſenburg), bat den König auf das Inſtändigſte, nur ein Corps von 15,000 Mann nach Böhmen zu ſenden. Waldſtein werde gleich im erſten Augenblick eben ſo viele dazu ſtoßen laſſen; damit ſollten Böhmen und deſſen Nebenreiche erobert, der Kaiſer in Wien belagert, und ihm durch Bethlen-Gabors neu angefriſchten Unternehmungsgeiſt eben ſo gewiß auch Ungarn entriſſen werden. Dagegen ſolle Guſtav Adolph ihm den Titel eines Herzogs von Mecklenburg auf Lebenszeit geben, und ſeine Beſitzungen in Böhmen und Mähren zu einem ſouverainen Fürſtenthum erheben laſſen. Zu jener Mannſchaft ſollten nur noch einige ſächſiſche Regimenter ſtoßen, damit es ſich der Kurfürſt ja bei keiner Wendung des Glücks beikommen laſſe, mit dem Kaiſer einen beſonderen Frieden zu ſchließen. Auch ſollte Waldſtein alles Das verbleiben, was er außer Böhmen noch Weiteres erobern würde.

Guſtav Adolph (theils an der Aufrichtigkeit dieſer Anerbietungen, theils an der Möglichkeit zweifelnd, daß Waldſtein ſeine ausſchweifenden Verheißungen werde halten können), beſchränkte ſich auf allgemeine Zuſicherungen ſchwediſchen Beiſtandes wider alle ſeine Feinde, und bediente ſich in ſeiner äußerſt verbindlichen Antwort des Ausdruckes, daß er, — in ſo fern es von ihm abhinge, gern eine Königskrone auf dieſes Haupt ſetzen würde, welches ihrer ſo ſehr würdig ſei.

Der für Guſtav glückliche Ausſchlag jener Schlacht entglühte Waldſteins kühne Hoffnungen um ſo heftiger, — aber ſelbſt ſeine zweite Nachfrage bei Guſtav hatte nur die Folge, daß er mit ſeinen Anträgen ganz an den Kurfürſten von Sachſen verwieſen wurde. Von dieſem Augenblicke an haßte Waldſtein Guſtaven ſo ſehr, daß er ihm Rache ſchwur. Man

hat Waldſtein vorgeworfen, daß er die Sachſen in das von allen Vertheidigungsmitteln entblößte Prag geladen habe; allein es iſt nie genau erwieſen worden.

Befehlshaber Prags war der Maltheſer-Commenthur Marradas. In dieſer äußerſten Verlegenheit wendete er ſich, dem Befehle des Hofes gemäß, an den Herzog von Friedland. Hätte dieſer zu der wenigen Mannſchaft nur Ein Wort der Ermunterung geſprochen, Prag wäre nicht verloren gegangen; allein der Herzog verließ es mit ſeinem ganzen Hofſtaate und rieth Marradas ernſtlich, daſſelbe zu thun. Wenige Meilen von Prag, auf dem Schloſſe Kaunitz, beſprach er ſich mit Arnheim, ſeiner Kreatur, nun Anführer des ſächſiſchen Heeres. Dieſer, ein eben ſo großer Schwedenfeind, rieth Waldſtein, vielmehr wieder den Oberbefehl der kaiſerlichen Armee zu ſuchen, der ihm jede Art der Rache zu Gebote ſtellen würde. — Waldſtein, augenblicklich entſchloſſen, harrte zu Znaim, wohin er ſich begeben, ungeduldig, aber mit deſto ſüßerer Befriedigung, der inſtändigen Bitte ſeines Herrn, die ihm Fürſt Eggenberg vortrug, und die er ſich endlich auch, nach langem verſtellten Weigern und bittern Vorwürfen gefallen ließ, die ihn dem Scheine nach berechtigten, die ausſchweifendſten Bedingungen zu verlangen.

Schlau willigte er Anfangs nur darein, ein Heer auf die Beine zu bringen, mit dem Commando ſelbſt möchte man ihn ein für alle Mal verſchonen. Als er nun im März 1632 ſchon gegen 50,000 Mann geſammelt und dem ungläubigen Guſtav den Ausruf: „Das kann nur Oeſterreich und Waldſtein!“ abgezwungen, als Jedermann überzeugt war, dieſe ſeine Schöpfung ſei, ohne ihren Schöpfer, nur ein ungeheuerer Rumpf ohne Haupt, ein Leichnam ohne Leben, — da erſt gab er ſeine Bedingung kund: „Mit ungemeſſener Vollmacht, ein König in ſeinem Heere, ſolle er ſeinem königlichen Gegner gegenüber ſtehen, der Kaiſer ſelbſt nichts bei dieſer Armee zu ſchaffen haben, nie bei derſelben erſcheinen, weder ſelbſt, noch für ſeinen Sohn, den König von Ungarn, das oberſte Commando derſelben in Anſpruch nehmen, bei einem bemüſſigten Rückzuge ſollten ihm alle Erbſtaaten offen ſtehen. Bei der künftigen Friedenshandlung ſolle ihm eine Entſchädigung für Mecklenburg ausgemittelt, und ihm überdies zu ſeiner Belohnung ein kaiſerliches Erbland gegeben werden. Ueber alles im Reiche Eroberte oder Confiscirte ſtehe ihm die freie Dispoſition allein zu.“

Nachdem der Hof dieſe unglaublichen Bedingungen genehmigt hatte, machte es Waldſtein zu ſeinem erſten Geſchäfte, die Sachſen aus Böhmen zu vertreiben, welches auch bis Ende Mai 1632 geſchah. Aber die Unterhandlungen mit Arnheim (die durch das Vorgeben beſchönigt wurden, Löſung des verderblichen Bundes zwiſchen Schweden und Sachſen ſei ihr einziger Gegenſtand), unzeitige Schonung gegen die Beſatzung von Prag und gegen Arnheim ſelbſt, den er bei Leitmeritz mit leichter Mühe gänzlich hätte abſchneiden und einſchließen können, und der dieſem Schickſal nur durch lebhaftere Fortſetzung der Unterhandlungen entging waren immer noch höchſt verdächtig.

Mittlerweile hatte der König den Lechübergang erzwungen; Tilly war dabei tödtlich, Altringer ſchwer verwundet, das geſammte baierſche Heer zerſtreut, und in München (wo Guſtav den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich einen ſüßen Moment dunkler Vergeltung an ſeinem Vetter Maximilian, dem Beſitzer der ihm entriſſenen Lande, erleben machte) anſehnliche Schätze und Kriegsvorräthe erbeutet worden. Vor Ingolſtadt wendete das Glück dem Könige zum erſten Male den Rücken. Der baierſche Kurfürſt flehte dringend um Beiſtand; aber ungeachtet von den geſchlagenen Sachſen, denen es ohnehin mit dem Kriege nie recht Ernſt war, durchaus nichts zu beſorgen ſtand, ließ ſich Waldſtein auch von ſeinem Kaiſer lange vergeblich bitten, ſeinem alten Feinde zu Hilfe zu eilen. Endlich bewegte er ſich; aber nicht an der Donau, ſondern in der Oberpfalz, vereinigte er ſich mit den baierſchen Truppen, und ſtatt nach Baiern, führte er das Heer gegen Nürnberg, Guſtav treueſte Anhängerin. Der König kam dem Herzoge von Friedland in Eilmärſchen vor, ſicherte die Stadt, und beide Theile verſchanzten ſich einander gegenüber.

Waldſtein, obgleich dem König zur Hälfte überlegen, vermied es dennoch, zu ſchlagen. „Das Glück habe ſich einmal von den kaiſerlichen Fahnen gewendet, und es ſei ſchon zu Viel verloren, um das Letzte auf das ungewiſſe Spiel eines einzigen Treffens zu wagen.“ — Der König, minder bedenklich, verließ, ſobald ſeine 20,000 Mann durch mehrere ſächſiſche Regimenter und die Corps Bannérs, Wilhelms und Bernhards von Weimar, des Landgrafen von Heſſen und Pfalzgrafen von Birkenfeld auf 70,000 Mann angewachſen waren, am fünfundzwanzigſten Tage ſein Lager, beſchoß die Waldſteiniſchen Linien aus drei am Rednitzufer aufgeworfenen Batterieen, entfaltete ſeine ganze Macht in voller Schlachtordnung, und

hoffte, hier mit ſeinem Gegner einen Gang zu thun, der mit jenem von Leipzig um den Rang buhlen ſollte. Unbeweglich blieb Waldſtein hinter ſeinen unüberwindlichen Verſchanzungen.

Getäuſcht in ſeiner Erwartung, der Herzog von Friedland werde die ihm geſtellte Herausforderung nicht ausſchlagen, ordnete Guſtav, von der wachſenden Hungersnoth gedrungen, drei Tage darauf (am 24. Aug. 1632) einen allgemeinen Sturm auf Waldſteins weitläufiges Lager, das durch eine zahlreiche Artillerie geſchützt war, die von den unwegſamen Anhöhen zwiſchen der Rednitz und Biber (Altenberg und die alte Feſte genannt) Tod und Verderben auf die unerſchrocken heranſtürmenden Schaaren ſpie. Nach einem zehnſtündigen, jedes Mal mit friſchen Truppen erneuerten Gefechte zogen ſich endlich die Schweden mit einem Verluſte von 2000 Todten und gegen 3000 Verwundeten wieder zurück, und bald darauf nach Nordſchwaben, Waldſtein vier Tage ſpäter nach Meißen. — Umſonſt verſuchte Maximilian ihn zu bereden, die Schweden mit aller Macht zu verfolgen; er wich vielmehr dem König im Bambergiſchen noch einmal, weit rechts hin durch das Koburgiſche gegen Altenburg aus, und gab zu wiederholten Malen vor: „Zuvörderſt müſſe der wichtigſte und dringendſte Zweck, ein Separatfrieden mit Sachſen, erreicht werden.“

Wirklich fürchtete auch Guſtav daſſelbe von dem Kurfürſten, deſſen kleinliches und unbeſtändiges Gemüth ohnehin vor jeder großen Anſtrengung ſchauderte, und den nur die äußerſte Verlegenheit dazu gebracht hatte, eine Partei und zwar jene Guſtav Adolphs zu ergreifen, der den Krieg wider den Kaiſer vielmehr wie ein Exerzir-Manöver hatte führen, und bei der Beſetzung Böhmens die Schlöſſer und das Eigenthum des Kaiſers auf das Sorgfältigſte hatte bewachen laſſen. Schon machte Waldſtein Miene, vor Dresden zu rücken, als die Ankunft des Königs bei Erfurt ihn vielmehr nöthigte, auf nachdrückliche Vertheidigung gegen deſſen nunmehrige Ueberlegenheit zu denken. Schnell zog er ſeinen beſten General, den Grafen zu Pappenheim, an ſich. Sein nie ruhendes feuriges Ungeſtüm hatte denſelben mittlerweile in Weſtphalen, im Lüneburgiſchen, in Paderborn und Hildesheim, ja ſogar bis zu dem belagerten Maſtricht getrieben, an deſſen Entſatz ihn nur die eigene Eiferſucht der Spanier hinderte; an allen übrigen Orten hatte er die Schweden, die Heſſen und den Herzog Georg von Lüneburg geſchlagen.

In Erfurt ſchied Guſtav Adolph von ſeiner Gemahlin ſo bange

und gepreßt, als wüßte er, daß ſie ihn in zwölf Tagen zu Weißenfels — im Sarge wieder ſehen ſollte. Eben ſo ſprach er, als die jubelnde Menge ſich vor ihm auf die Kniee warf und wetteiferte, nur die Spitze ſeines Mantels und die Scheide ſeines Degens zu berühren, zu ſeinen Begleitern: „Das Volk macht mich zum Gott. Ich fürchte, der Himmel werde, dies unbeſonnene Gaukelſpiel zu rächen, meine ſterbliche Schwachheit nur allzufrüh offenbaren.“

Dagegen hatte Waldſtein mit ſeinem Seni in den Geſtirnen geleſen, den November regiere ein dem Schwedenkönige feindſeliger Planet; überdieß ſtand Guſtav ihm ſo nahe, daß er, ohne zu ſchlagen, nicht mehr entweichen konnte. Nun war es an der Zeit, ſein früheres Machtwort, bei der großen Muſterung zu Neumark geſprochen, durch die That zu bewähren: „Er wolle es weiſen, wer von ihnen Beiden, Guſtav oder Er, Herr der Welt ſein ſolle.“ — Aber nicht mehr Zeit war es zu jener Entſchuldigung von Nürnberg: „Schlachten ſind ſchon genug geliefert, ich brauche keine mehr, meinen Ruhm zu gründen, ſo laſſet uns denn einmal einer andern Weiſe folgen.“ — Somit pflanzte ſich Waldſtein vor die engen Päſſe, durch welche ſich zwiſchen Koburg und Weißenfels die Saale windet, um den König in dem Augenblicke ſeines Marſches durch dies gefährliche Defilé mit aller Macht anzugreifen; — aber Guſtav wandte ſich ſtatt deſſen nach Naumburg, und ſtellte ſich, ſein Heer, ohne weiter etwas zu unternehmen, in die Winterquartiere führen zu wollen. Der Herzog von Friedland, dadurch um ſo leichter irre geleitet, je dringender dieſes Bedürfniß für den erſchöpften Soldaten in der That war, entließ Pappenheim, um dem von den Holländern bedrängten wichtigen Waffenplatze Köln zu Hilfe zu eilen. Schon war dieſer in Halle, als auf einmal Graf Rudolph Colloredo den Herzog von Friedland durch ängſtlich wiederholte Lärmſchüſſe vom Schloſſe zu Weißenfels von dem Anmarſch der Schweden unterrichtete.

Waldſteins Entſchluß war augenblicklich gefaßt; ſeine Eilboten flogen, Pappenheim zurückzurufen; die Infanterie wurde hinter ſchnell aufgeworfene breite Graben in fünf große Brigaden aufgeſtellt. In den Zwiſchenräumen ragten mehrere geſchloſſene Batterieen hervor. Die Reiterei, deren Schwäche zu verbergen, alle Troßjungen und Knechte zu Pferde ſitzen mußten, deckte die Flügel. Die Fronte war gegen die Landſtraße gekehrt, der rechte Flügel nordwärts von Lützen aufgeſtellt, der linke lehnte ſich an den Floßgraben, der die Elſter mit der Saale verbindet. Die Kro-

ten unter Iſolani formirten die Vorpoſtenkette an der Rippach. — Als die ſchwediſche Armee in der Nacht der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber anlangte, wurde Lützen auf Waldſteins Befehl in Brand geſteckt.

Ein dichter Nebel verzögert den eigentlichen Angriff bis gegen 10 Uhr. Der König vor der Fronte, alle ſeine Tauſende in Reih' und Glied auf den Knieen, ſprechen den Morgenſegen — Gott mit uns! iſt die Loſung. — Das Fußvolk ſchultert, die Reiterei ſchwingt ſich auf ihre Roſſe, und unter dem Schmettern und Wirbeln der Feldmuſik ſprengt dieſe die Polen und Kroaten an, jenes rückt im Sturmmarſch gegen die Gräben vor, überſteigt ſie, dem Tode zum Trotz, der ihnen aus dem rauchenden Rachen der Musketen und Feuerſchlünde entgegengrinſ't; zwei feindliche Brigaden weichen, die dritte wankt, als der Herzog ſelbſt, gewaltig und ſchnell, aus dem Pulverdampfe — wie zur Löſung der eben jetzt größten Verwicklung ein Gott aus den Wolken — mit Donnerworten und dem zürnenden Blitz ſeiner Augen den Siegeslauf hemmt, die Wankenden hält und die Fliehenden zwingt, den Fleck ihrer Schande durch Sieg oder Tod wieder zu tilgen. Kein Schuß mehr — Bart an Bart, mit Schwert oder Pike treibt Waldſteins Fußvolk das ſchwediſche über die Gräben zurück. — Des Herzogs Geſchütz, von der Windmühlenhöhe hinter Lützen herabbrüllend, bringt Guſtavs linken Flügel gleichfalls in Unordnung.

Der auf dem rechten ſiegende König hört kaum Beides, als er mit dem Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg und Wenigen, hinter ihm die Stenbockiſchen Kuiraſſiere, pfeilſchnell dem Orte der Gefahr zueilt, — aber durch ſein kurzes Geſicht und ſeine edle Hitze zu nahe an die feindliche Linie geräth. Ein kaiſerlicher Gefreiter, der dem Vorüberſprengenden überall ehrfurchtsvoll Platz machen ſieht, ruft ſeinem Nebenmanne zu: „Auf den dort ziele, das iſt etwas Vornehmes“ — und Guſtavs linker Arm iſt zerſchmettert; — ein verwirrtes Geſchrei: „Der König blutet! der König iſt erſchoſſen!“ — Guſtav, der Ohnmacht nahe, ruft mit letzter Kraft: „Es iſt Nichts, nur mir nach, Kinder!“ bittet aber den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem ſie, den Truppen dieſen Anblick zu erſparen, auf einem weiten Umwege den rechten Flügel umgehen, ſchwenkt eine Schwadron Piccolomini-Kuiraſſiere heran, und der König erhält von dem Anführer, Oberſtleutnant Falkenberg, den zweiten, tödtlichen Schuß durch den Kopf. „Ich habe genug, Bruder — rettet Euch!“ war

ſein letzter Ausruf. Den Ort ſeines Falles bezeichnet noch jetzt das unter dem Namen des Schwedenſteines bekannte Felſenſtück. Rettung für ihn war unmöglich, daher verließen ihn ſeine Begleiter. Seine goldene Kette und ſein lederнes Collet wurden als das köſtlichſte Siegeskleinod nach Wien gebracht.

Nach einem mörderiſchen Gefecht kam die theure Leiche wieder in die Gewalt der Schweden, und auf beiden Flügeln neigte ſich das Treffen ganz wieder zu ihrem Vortheile, als Pappenheim mit acht Regimentern Kuiraſſiere und Dragoner herbei kam. Die Contreordre hatte ihn eben bei der Plünderung von Halle getroffen; da ſein Fußvolk nicht ſo ſchnell zu ſammeln war, eilte er an der Spitze ſeiner Reiterei ſpornſtreichs nach Lützen. „Wo iſt der König?“ war ſeine erſte und letzte Frage. Als Einige, mit Guſtavs Schickſal unbekannt, erwiderten: „Auf dem rechten Flügel,“ ſo ſtürzte er ſich wüthend auf denſelben. Die Schweden verlieren wieder alle ſchon gewonnenen Vortheile; das berühmte gelbe und blaue Regiment werden in eben der Ordnung auf eben der Stelle niedergehauen, die ſie ſo unerſchrocken vertheidigt hatten. So einſt bei Piſtoja die Rotten Catilina's*), und für eine beſſere Sache die heilige Schaar der Thebaner bei Chäronea. Da ſtürzt Pappenheim, zwei Musketenkugeln in der Bruſt; nur gewaltſam konnte man ihn aus dem Gewühl entfernen. Indem drang der Ruf zu ihm, der, den er geſucht, liege todt auf dem Schlachtfelde. „Wohl,“ ſprach er mit dem letzten Feuer, „ſo ſagt dem Herzoge von Friedland, daß ich wenig Augenblicke mehr zu leben habe, aber freudig ſterbe, weil dieſer unverſöhnliche Feind der katholiſchen Kirche doch noch vor mir den Tod gefunden hat.“

Pappenheims Unfall brachte neue Beſtürzung unter die ſiegenden kaiſerlichen Schaaren; nur die Infanterie-Regimenter Holk, Teuffenbach, Colloredo, Götze und die Piccolominiſchen Kuiraſſiere hielten Stand, und nur die eintretende völlige Dunkelheit der Nacht trennte die Streitenden. Das Geſchütz beider Theile blieb die Nacht über auf dem Wahlplatze ſtehen; kaum eine Stunde nach geendigtem Treffen erſchien Pappenheims Fußvolk auf dem Wahlplatze, allein zu ſpät. Es nahm ſofort ſeinen Weg nach Leipzig, wohin ſich auch wirklich Waldſtein

*) Salluſt: — Quem quisque vivus pugnando locum occupaverat, eum emissa anima corpore tegebat, ferociam animi, quam vivus habuerat, in vultu retinens.

gezogen hatte, indeß Herzog Bernhard die Schweden gleich zwiſchen Lützen und Weißenfels ausruhen ließ, und am andern Morgen ſich der verlaſſenen Artillerie beider Heere bemächtigte. Waldſtein nahm nun ſeinen Zug wieder nach Böhmen, und hielt zu Prag ein ſtrenges Kriegsgericht über Diejenigen, ſo in dieſer Schlacht ihre Schuldigkeit nicht gethan.

Das Gericht wurde im Liechtenſteinſchen Palaſte abgehalten. Von den der Flucht Ueberwieſenen, die ein eigenes Commando gehabt, wurden elf zur Hinrichtung mit dem Schwerte, andere zum Strange, noch andere zur Ehrenloserklärung, von den Gemeinen aber vier zur Enthauptung, einer zum Galgen verurtheilt.

Am 14. Februar 1633 wurde das Urtheil vor dem Rathhauſe der Altſtadt-Prag vollzogen. Enthauptet wurden:

1) J. N. von Hagen, des deutſchen Ordens Ritter und Commandeur auf Sauwenbein, k. Obriſtleutnant eines Regiments zu Pferde.

2) Freiherr von Hofkirchen, k. Obriſtleutnant in dem Regimente des Oberſten Sparr.

3) Graf von Sandendron, Capitain-Leutnant.

4) J. H. Fabian, Leutnant.

5) Andreas Tortel, Leutnant.

6) A. von Waldenburg, Leutnant.

7) Jakob Jutſche, Cornet in dem Regimente des Oberſten Langhauſen.

8) J. von Kaſchering, Cornet.

9) u. 10) Die beiden Hauptleute über die Geſchütze, J. Burg und Math. Kleeblatt.

11) Warnſtein, Rittmeiſter.

Sieben andere Offiziere wurden für ehrlos erklärt; ſodann unter einem anderen Galgen vier gemeine Reiter enthauptet und ein Offizier und ein Reiter aufgehängt. Vierzig Offiziere hatten ſich nicht vor das Kriegsgericht geſtellt; ihre Namen wurden an den Galgen geſchlagen. — Seit dieſer Zeit wurde Waldſtein, obwohl er auch an zehn Regimenter, welche ſich wacker gehalten hatten, die Summe von 85,210 Gulden zur Belohnung austheilen ließ, im Heere nicht allein gefürchtet, ſondern auch gehaßt. —

Die Erwartungen ſeines Hofes, der Spanier, des ganzen katholiſchen Reichstheiles waren nun auf das gerichtet, was er nach dem Tode eines ſo furchtbaren Gegners beginnen würde; — allein es war nicht zum erſten

Male, daß der Herzog von Friedland dieſe Erwartungen täuſchte. Obſchon das ſchwediſche Heer nun, um den Abfall manches Bundesgenoſſen zu vermeiden, ſich theilte, und unter Herzog Bernhard in Sachſen, unter Horn in Franken und Nordſchwaben ſtand, unter Thurn in Schleſien, hiermit ohnſchwer einzeln geſchlagen werden konnte, ließ Waldſtein gleichwohl all' die neuen Intriguen ruhig vollenden, die unter dem Schutze der beiden Corps auf dem Convente zu Heilbronn durch den Kanzler Oxenſtierna waren angeſponnen worden. „Dem Kaiſer ſei nicht zu trauen; einen dauerhaften Frieden zu geben, ſtehe nur allein in Waldſteins Willen und Macht. Er ſei bereit, denſelben mit Schweden, Sachſen und Brandenburg ſogleich abzuſchließen. Sachſen und Brandenburg ſollten anſehnliche Entſchädigungen durch geiſtliche Stifter erhalten, das pfälziſche Haus wieder eingeſetzt, die Krone Schwedens (das war Oxenſtierna das Unerträglichſte) kein Land, ſondern nur die Erſtattung der Kriegskoſten erhalten, und bis dahin im Beſitze der eroberten Feſtungen bleiben. Gewiſſensfreiheit und die alten Privilegien den Böhmen, Vertreibung der Jeſuiten, dem herrenloſen Kriegsvolk eine der ganzen Chriſtenheit frommende Beſchäftigung gegen die Türken zu!" Seinem eigenen Haupte dachte er die böhmiſche Krone zu.

Ueber alle dieſe Anſchläge gab er (wie leicht begreiflich) ſehr wenig Schriftliches, ſondern ſeine Vertrauten: Arnheim, Illo, Wilhelm Kinsky und Terzky handelten in ſeinem Namen nach einer allgemeinen, an ſich unverdächtigen Vollmacht; — aber eben darum fand er nirgends viel Vertrauen, und ſein Stolz entfernte Oxenſtierna vollends von ihm, der durch die Niederträchtigkeit deutſcher Fürſten zum unerträglichſten Uebermuthe verwöhnt worden war. Die Unterhandlungen mit Schweden und Sachſen waren auf dem Punkte des Bruches. Waldſtein, hierüber ergrimmt, ſtellte ſich, als wollte er auf das bei Halle ſtehende Corps d'Armée losgehen. Auf einmal wendete er ſich, und jeden Tag neun bis zehn Meilen zurücklegend, überfiel er die Schweden in Schleſien an der Steinauer Brücke (am 18. October 1633). Ihr Befehlshaber Dubald und Graf Matthias Thurn (der berühmte Anſtifter des erſten Aufſtandes zu Prag, wo Slawata und Martinitz aus dem Fenſter geworfen wurden) wurden mit mehr als 6000 Mann gefangen, 60 Fahnen, bei 20 Kanonen genommen, und Schleſien mit all ſeinen Feſtungen wieder den kaiſerlichen Adlern unterworfen. Dieſer einzige Sieg Waldſteins während ſeines zweiten

Generalates sollte offenbar nur die Ungeduld des hintergangenen kaiserlichen Hofes mindern, andrerseits die Schweden warnen, seinen Unwillen ja nicht wieder zu reizen. Als man in Wien der Ankunft der beiden gefangenen Generale stündlich entgegen sah, und an Thurn ein Beispiel der Gerechtigkeit zu geben dachte, entließ ihn Waldstein, frei und reich beschenkt, mit geheimen Aufträgen zum schwedischen Kanzler. Wenige Tage später ließ er auch Dubald von Schlackenschwert entwischen. Den bittern Vorwürfen des Hofes hatte er nur den gesuchten Spott entgegen zu setzen: „Der Kaiser soll mir vielmehr danken. Was wollte er mit Thurn? Der Kerl ist ein heller Narr, und wird uns an der Spitze schwedischer Truppen weit bessere Dienste durch seine Ungeschicklichkeit leisten, als im Kerker."

Die Schweden wurden nachgiebiger, und Waldstein, (der zugleich in seinen Sternen lauter günstige Vorbedeutungen sah,) betrug sich von nun an, als verachte er des Kaisers Unzufriedenheit gänzlich, oder als wolle er den förmlichen Bruch zwischen Herrn und Diener gewaltsam beflügeln.

Dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, dem Hofkriegsrathe Hermann von Questenberg und dem Reichshofrathe Justus Gebhard, die Ferdinand zu ihm in's Lager abgeordnet, verweigerte er jede Mittheilung über seine Unterhandlungen mit Schweden und Sachsen. Nachdrücklich warnte er den Kaiser, in diesem Augenblicke ja keinen Waffenstillstand einzugehen, und schloß selbst eigenmächtig zwei hinter einander. Nach langem Andringen hatten die Spanier endlich beschlossen, ein ansehnliches Corps unter dem Herzoge von Feria aus Mailand durch Veltlin und Tyrol nach Schwaben zu schicken. Der Herzog von Friedland, diese fremde, ihm nicht unterthänige Macht fürchtend, sendete eilends den Obersten Deodati nach Mailand, um ihren Anmarsch zu hintertreiben, „der den Frieden, den er bereits in Händen habe, wieder stören könnte."

Mittlerweile brachen die Schweden in Baiern ein, und Oesterreich selbst bedrohend, belagerte der Herzog von Weimar Regensburg. Vergeblich flehte Ferdinand durch sieben auf einander gefolgte Couriere, Waldstein möchte dem Kurfürsten Maximilian zu Hilfe eilen. Nur 5000 Mann waren es, die sich dieser dringend erbat. Waldstein versicherte dem Kaiser, Gallas und Suys hätten schon Befehl, den Baiern zu Hilfe zu eilen; statt dessen schickte er ihnen geheime Weisungen zu, nicht das Geringste zu unternehmen. Zuletzt schien es, als wollte sich Waldstein doch entschließen, mit etwa 10,000 Mann, meist Reiterei, von Pilsen aufzubrechen,

und meldete dem Kurfürſten (27. November) ſeine ſchleunige Ankunft, bald darauf zog er mit einigen Tauſend Reitern ſüdweſtlich über die Grenze bis zum Städtchen Fürth in der Oberpfalz, in der Nähe des Feindes, der das Städtchen Cham beſetzt hielt. Hier verweilte er drei Tage und ließ ſeine leichte Reiterei bis unter die Mauern von Cham ſtreifen. Von Fürth aus meldete er dann dem Kurfürſten, daß dieſer Orten gegen den Feind nichts zu richten ſei, vielmehr die Reiterei aus Mangel an Fourage und Proviant zu Grunde gehen müſſe, und daß weil Arnheim (Arnim) und Bannér gegen Schleſien, Knipbauſen gegen Culmbach und Eger vorrückten, er nothwendig wieder nach Böhmen gehen müſſe. Dabei vertröſtete er den Kurfürſten auf die Hilfe des Generals Altringer, ſobald dieſer der Feſtung Breiſach Beiſtand und Proviant gebracht haben werde. Umſonſt wurde Waldſtein vom General Wahl gebeten, wenigſtens noch einige Tage bei Fürth ſtehen zu bleiben; kaum erfuhr er Bernhard von Weimar's Annäherung, ſo kehrte er nach Pilſen zurück, wo er von ſeinen verſammelten Generalen und Offizieren ein Gutachten ausfertigen ließ: daß in dieſer Jahreszeit nichts gegen Regensburg zu unternehmen und man genöthigt ſei, Winterquartiere in Böhmen zu nehmen. Der Kaiſer ſuchte ihn nun durch Queſtenberg zu bewegen, ſeine Winterquartiere mindeſt in einem anderen Lande, wo möglich an der Donau aufzuſchlagen, dabei bemerkend: „es möchten ſeine“ — des Kaiſers — „hohe Autorität verkleinert, auch bei fremden Potentaten allerhand Scrupel erweckt werden, daß er gleichſam einen Mitkönig (Corregem) an der Hand und in ſeinen eigenen Landen keine freie Dispoſition mehr habe.“ Waldſtein lehnte dieſen Antrag ab und brachte dem Kaiſer ſeine Gründe vor. Dieſer gab nach. Der Plan eines Winterfeldzuges wurde beſeitigt, die Winterquartiere in Böhmen genehmigt, und der Kaiſer ließ die Armee reichlich mit Mundvorräthen aus Ungarn und Oeſterreich verſehen, ſo wie er auch dem Herzog von Friedland hunderttauſend Gulden anwies.

So war die Einigkeit zwiſchen dem Kaiſer und Waldſtein äußerlich und zum Schein wiederhergeſtellt.

Die Eintracht, die zwiſchen dem Kaiſer und Waldſtein hergeſtellt ſchien, nachdem Jener der Armee die von Waldſtein begehrten Winterquartiere in Böhmen bewilligt hatte, war trügeriſch. Früher oder ſpäter mußte ein gewaltſamer Ausbruch das geſpannte Verhältniß löſen oder zerhauen. Die Stellung Waldſtein's zum kaiſerlichen Hofe war von ſonder-

barer Art. Waldſtein betrachtete ſich noch immer als ſelbſtſtändigen, unabhängigen Reichsfürſten. Er war aber zugleich des Kaiſers Unterthan; als ſolcher hatte er ſich in den Zeiten der Noth (zu Znaim) mit Vollmachten ausrüſten laſſen, wie ſie vor und nach ihm kein kaiſerlicher Unterthan gehabt. Auf dieſer ſchwindlichen Höhe hätte er ſich nur dann halten können, wenn ſeine Schritte der ſtrengſten Rechtlichkeit entſprochen und die glänzenden Erwartungen gerechtfertigt hätten, zu denen er, eben durch die außerordentliche Vollmacht, die er begehrt und erlangt, den Kaiſer, ja die ganze Welt berechtigt hatte. Keine dieſer beiden Bedingungen ſeiner Exiſtenz erfüllte Waldſtein. Die kriegeriſchen Ereigniſſe, ſeit er das Commando der kaiſerlichen Armee wieder übernommen, waren nicht ausgezeichnet glänzend, und ſeine diplomatiſchen Verhandlungen mit Schweden, Frankreich und Sachſen entſprachen ſtrenger Rechtlichkeit auch auf keine Weiſe. Es bleibt unentſchieden, was ſein erſter Gedanke war, als er ſich mit Schweden und Frankreich einließ; es bleibt eben ſo ewig unentſchieden, was ſeine geheimſten Pläne geweſen, als er ſich in das labyrinthiſche Gewebe unredlicher Politik ſtürzte; aber dieſe heimlichen, finſtern Verhandlungen umſtrickten ihn zuletzt dergeſtalt, daß er ein Hochverräther werden mußte, und als ſolcher mit Recht fiel. Ueber ſeine Verhandlungen mit Frankreich haben die Mémoires du Marquis de Feuquières. (Amsterdam. 1741. 4 Vols.) ſo manches Licht verſchafft. Ueber ſeine Verhandlungen mit Sachſen theilte Herr Helbig in zwei kürzlich zu Dresden erſchienenen Schriften *) merkwürdige Actenſtücke aus dem Dresdner Archive mit, welche darthun, daß Waldſtein bereits ſeit December 1633 ſeinen Verrath vorbereitet habe. Waldſteins Einverſtändniß mit den Schweden war bisher traditionell; es beruhte auf Gerüchten, willkürlichen Deutungen und auf dem bekannten Berichte des Jaroslaw Seſyna Raſchin von Roſenburg. Nach dieſem war Waldſtein ſchon zu Guſtav Adolphs Zeit mit den Schweden in Verbindungen getreten, und hatte dieſe Verbindungen wieder angeknüpft, als er 1633 mit dem kaiſerlichen Hofe in Mißhelligkeiten gekommen war. Herr Dr. Dudik theilt nun in ſeinem

*) 1) Helbig, K. G. Der Kaiſer Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—1634. Dresden, 1852.
2) Helbig, K. G. Waldſtein und Arnim (Arnheim) 1632—1634. Dresden, 1851. Beide nach handſchriftlichen Quellen des königlich Sächſiſchen Hauptſtaats-Archivs dargeſtellt.

eben erſchienenen trefflichen Werke: Forſchungen in Schweden*), aus dem ſchwediſchen Reichsarchive, Briefe mit von Axel Oxenſtierna an Bernhard von Weimar, Horn, von Wilhelm Kinsky an den Reichskanzler, Chriſtian den Markgrafen von Brandenburg, von Illo an Albrecht von Sachſen-Lauenburg — Briefe, welche eben die Zeit vom September 1633 bis Februar 1634 in ſich ſchließen, und von denen bisher nur drei bekannt waren. Nach dieſen Aktenſtücken erhält nun die bekannte Ausſage Geſyna's von Waldſteins Schuld die tüchtigſte Grundlage. Aus dem Briefe Oxenſtierna's an Bernhard von Weimar vom 2. September 1633 geht hervor, daß Arnim von Pilſen zu Oxenſtierna kam und demſelben Anträge machte, welche den Abfall Waldſteins in Ausſicht ſtellten. Arnim eröffnete dem Schwediſchen Kanzler, daß der Kaiſer nur mit Sachſen und Brandenburg, nicht mit Frankreich und Schweden Frieden ſchließen wolle. Waldſtein habe ſeine frühere Abſetzung nicht vergeſſen, er wäre nicht im beſten Vertrauen zu Wien, es verdrieße ihn, daß der Herzog von Feria ihm das Gegengewicht halten ſolle, „er ſei entſchloſſen, ſich mit den Schweden zu vereinigen, wenn er wüßte, daß ſie ihn unterſtützten.“ Waldſtein habe alle verdächtigen Offiziere abgeſchafft und wolle noch ferner die Armee von den Männern reinigen, denen er nicht trauen könne; um die Sache durchzuſetzen, ſei ein monatlicher Waffenſtillſtand nothwendig. Waldſtein wolle 6 Regimenter dem Arnim anvertrauen, er ſelbſt wolle ſich nach Böhmen zurückziehen und dann in Oeſterreich und Steiermark einrücken; Bernhard von Weimar und Holk ſollten den Herzog von Baiern angreifen, ihn ruiniren, Horn ſollte ſich dem Feria entgegenſtellen, der König von Frankreich müſſe dahin gebracht werden, gegen Spanien wieder den Krieg in Italien zu beginnen. — Dieſe kühnen Conjecturen hatte man im Lager zu Pilſen entworfen zu einer Zeit, wo man in Wien noch nicht daran dachte, den Feldherrn zu beſchränken, wo die Differenzen durch Trautmannsdorf ausgeglichen waren. Es iſt nicht anzunehmen, daß Arnim ohne Wiſſen

*) Dr. B. Dudik, Forſchungen in Schweden für Mährens Geſchichte. Im Auftrage des hohen mähriſchen Landesausſchuſſes 1851 unternommen und veröffentlicht. Brünn, 1852.

Leider erlaubt es der dieſer Biographie und dem Werke ſelbſt beſtimmte Umfang nicht, alle dieſe Aktenſtücke und Verhandlungen ausführlicher mitzutheilen.

Der Herausgeber.

und Auftrag Waldſteins ſolche Eröffnungen machen konnte. Oxenſtierna ging ganz auf den Plan Arnim's ein; er glaubte an Waldſtein's Verrath. Der alte Diplomat war hier lange nicht ſo vorſichtig, als Bernhard von Weimar, der die Verhältniſſe viel praktiſcher auffaßte. Auch Bernhard war überzeugt, daß es zwiſchen dem Feldherrn und dem Kaiſer zum Bruch kommen müſſe: „Waldſtein's Sache ſei zu einem Scherze zu grob.“ Er meinte aber durch ein negatives Verhalten den größten Nutzen ziehen zu können; „ſie müßten ſo handeln, als wenn ihnen die Sache nichts anginge.“ Es war ihm Alles zu unbeſtimmt, zu unſicher. Auch als Arnim, der Waldſtein vorwärts drängte und wegen ſeiner Unſchlüſſigkeit dispuſſirt war, die Verhandlung fallen ließ und Albrecht von Sachſen-Lauenburg die Miſſion nach Pilſen übernahm, zögerte Bernhard noch immer. Waldſtein verlangte ihm zu viel; die Schweden ſollten in's Paſſauer Waldviertel, in's Land ob der Enns, nach Eger, Pilſen rücken. Dieſe Theilung behagte ihm nicht; er wollte mehrere Feſtungen und vor Allem ſtach ihm die ſtattliche kaiſerliche Artillerie zu Pilſen in die Augen. Erſt als die Abſetzung Waldſtein's öffentlich kundgemacht war, als Waldſtein von Pilſen aufbrach, als Arnim in Böhmen einrückte, als die Chancen ſo ganz und gar günſtig ſtanden, erſt dann entſchloß ſich Bernhard, „die Herren in Eger aus ihrer Noth zu retten“ und ſie mit der vollen Armee aufzunehmen. Von dieſen Punkten aus kann man das ganze Gewebe enthüllen, Terzky und Illo ihre Stellen anweiſen, alle Fäden überſehen, wie ſie von Pilſen und Dresden aus geſponnen wurden, vom September 1633 an bis zum 20. Februar 1634, an welchem Tage der Bruch entſchieden war und wo Illo in vermeſſentlichem Vertrauen ausruft: „daß mit Gottes Hilfe die meineidigen Schelme, wie er Piccolomini und Gallas nennt, verloren ſeien.“ Man hatte in Wien die vollkommene Kenntniß von dieſen Vorgängen erhalten, wenn auch ſpät; deſto mehr mußte man ſich zu energiſchem Handeln aufraffen.

Am 12. Jänner 1634 hielt Waldſtein zu Pilſen den berühmten Kriegsrath, wo er den verſammelten Generalen und Oberſten alle ſeine Beſchwerden über des Kaiſers vermeintlichen Undank mit den ſchreiendſten Farben ſchilderte, und erklärte, wegen Vernachläſſigung des Heeres und wegen der Umtriebe ſeiner Feinde, das Commando niederlegen zu wollen. Viele Oberſten, die ihre Privatintereſſen durch dieſen Schritt des Herzogs gefährdet glaubten, erſchraken darüber und ließen den Herzog durch

ſeine Vertrauten, den Feldmarſchall Illo und den General Grafen Terzky, bitten, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Der Herzog gab ſofort nach, und noch denſelben Abend bei einem Bankett, das Illo und Terzky gaben, legten ſie den Oberſten, die den Generaliſſimus von ihrer guten Meinung überzeugen müßten, folgenden Revers zur Unterſchrift vor: „daß der Herzog wegen vielfältig empfangenen Kränkungen, zugezogenen hochſchwenglichen Injurien und wider ihn angeſtellten gefährlichen Machinationen ſowohl, als verweigerter unentbehrlicher Unterhaltung der Armee gänzlich entſchloſſen geweſen, ſich zurückzuziehen und ſie zu verlaſſen, doch aber auf der Regimentscommandanten durch den Illo und anderer vier Oberſten geſchehenes Bitten und Erſuchen habe er dieſe Gründe ſo weit zurückgeſetzt, daß er ſich entſchloſſen, noch eine Zeit lang bei der Armee zu verbleiben, und ohne ihres, der Commandanten, ausdrückliches Vorwiſſen und Willen von ihnen und derſelben ſich nicht wegzubegeben; daß ſie ſich aber ſämmtlich und ein Jeder inſonderheit am kräftigſten ſtatt eines körperlichen Eides verpflichten und verbinden müßten, bei ihm ehrbar und getreu zu halten, keinerlei Weiſe ſich von ihm zu trennen oder trennen zu laſſen, ſondern Alles, was zu ſeiner und der Armee Erhaltung gereicht, äußerſter Möglichkeit nach zu befördern und beinebens und für denſelben alles das Ihrige bis den letzten Blutstropfen ungeſparter aufzuſetzen; wie ſie dann, wenn einer oder der andere ihres Mittels dieſem zuwider handeln und ſich abſondern wollte, ſämmtlich und Jeder inſonderheit den oder dieſelben wie treuloſe, amtsvergeſſene Leute zu verfolgen, und an deren Hab' und Gütern, Leib und Leben ſich zu rächen ſchuldig und verbunden ſein ſollen und wollen."

Dieſer Revers wurde nun, wie erwähnt, bei dem von Illo veranſtalteten Bankett zur Unterzeichnung vorgelegt. Dabei ging es nun ſehr ſtürmiſch zu; es war eine volle Mette, wie es in gleichzeitigen Berichten heißt. Die meiſten Oberſten, unter denen Viele trunken waren, unterzeichneten; auch Piccolomini, der nicht verdächtig werden wollte. Einige jedoch trugen Bedenken, daß ſie dem Kaiſer zu nahe träten, und da auch am folgenden Morgen manche Oberſten ſich beunruhigt zeigten, ſo berief der Herzog den folgenden Tag noch ein Mal alle Offiziere und beſchwichtigte ſie in ſo weit, daß auch die Bedenklichen unterzeichneten. Daß es der Herzog mit der Erklärung ſeines Rücktritts nicht ernſtlich meinte, darüber kann, abgeſehen von dem ſo ſchnell erfolgten Zugeſtändniß an die Offiziere, kein Zweifel ſein, wenn man bedenkt, daß er wenige Tage vorher den Ober-

ſten Schlieff mit Anerbietungen nach Dresden abgefertigt hatte, welche ganz andere Abſichten verriethen. Was konnte aber dieſer Revers bei der [illegible]deſten Auslegung anderes andeuten, als eine Verſicherung, beim Feld[illegible]rrn zu bleiben, wenn er abgeſetzt würde, d. h. ſich in dieſem Falle mit ihm dem Kaiſer zu widerſetzen?

Unterdeß war der Kaiſer fortwährend gedrängt worden, gegen den Herzog aufzutreten. Die Nachrichten, welche der Kaiſer durch Piccolomini vom Pilſener Vertrag erhielt, veranlaßten ihn endlich zu einem entſcheidenden Schritte gegen Waldſtein. Nach vielfältiger Berathung, in welcher Fürſt Eggenberg, Graf Trautmannsdorf, der Biſchof von Wien, der kaiſerliche Beichtvater Lamormain, der ſpaniſche Botſchafter Onnate, der Hofkriegsrathpräſident Graf Schlick, der Marcheſe di Grana und des Kaiſers erſtgeborner Sohn hinzugezogen worden, unterzeichnete Kaiſer Ferdinand II. am 24. Januar 1634 ein Patent, durch welches er dem bisherigen Generaliſſimus Waldſtein die Oberbefehlshaberwürde entzog und ſelbe dem Generallieutenant Grafen Gallas übergab, welchem nun allein zu gehorchen die geſammten Offiziere angewieſen wurden.

Allen Jenen, die am Pilſener Bündniß Theil genommen, wurde Verzeihung zugeſagt, mit Ausnahme Waldſtein's, Illo's und Terzky's. Von einer Achtserklärung aber, welche das Leben des Herzogs jedem Mörder preisgegeben hätte, war in dieſem Patente mit keiner Sylbe die Rede; es war ein einfaches Abſetzungsdekret des kaiſerlichen Feldherrn. —

Man fürchtete aber Waldſtein's Einfluß auf die Armee, und wagte nicht, das Patent kund zu geben, bevor man ſich nicht der Treue des Heeres verſichert. Gallas hielt alſo das Patent noch eine Zeit geheim, und der Kaiſer blieb mit Waldſtein noch beinahe 3 Wochen lang in ſcheinbar unbefangener Correſpondenz. Als Waldſtein aber die Offiziere zu einer neuen Zuſammenkunft nach Pilſen berief, ſchien es Gallas an der Zeit, offen aufzutreten. Er hatte ſich mit den Generalen Piccolomini, Altringer und Maradas verſtändigt, und erließ nun an die Armee den Befehl, weder von Waldſtein, noch Illo, oder Terzky künftig Befehle anzunehmen, ſondern nur ihm, oder Piccolomini, oder Altringer Folge zu leiſten; ſpätere Befehle wieſen auch die Truppen an Maradas. Hierauf begann große Thätigkeit am kaiſerlichen Hofe. Es

erging Befehl an die Oberſten Breuner, Beck, Wangler, die Regimentscommandanten Mohrwald, Tieffenbach, die Obriſtlieutenants Rambhaupt, Streithorſt, Buime, Puchheim, nach Prag zu marſchiren. Auch einzelne Generale ergingen auch kaiſerliche Schreiben*), Maradas und Suys wurden ihrer Treue wegen belobt und Letzterer von dem an die Armee erlaſſenen Befehl verſtändigt. Schauenburg im Elſaß wurde angewieſen, die Armee treu zu erhalten. Dem böhmiſchen Statthalter zeigte der Kaiſer die Urſachen an, warum mit Waldſtein die Veränderung vorgenommen werden mußte, und was in Folge deſſen weiter vorgenommen werden ſolle. Gleichen Inhalts gingen Schreiben an die Erzherzogin Claudia, an Kurmainz, Köln, Lothringen. Colloredo erhielt den Auftrag, ſich der Fürſtenthümer Sagan und Großglogau zu bemächtigen. Aber der Kaiſer beſorgte auch einen feindlichen Angriff in Oeſterreich, denn er trug dem Landeshauptmann in Linz, Grafen Kufſtein, auf, (19. Februar) das Linzer Schloß durch kaiſerliche Truppen zu verwahren. Dies Alles geſchah in zwei Tagen. — Zwei Tage ſpäter erging ein kaiſerliches Schreiben an Savelli und Brigido, welches ſie von der entdeckten Waldſtein'ſchen Conſpiration und deſſen Abſetzung verſtändigte. Die kaiſerlichen Schreiben waren von entſcheidender Wirkung; die Regimenter eilten nach Prag, die Oberſten unterwarfen ſich den Befehlen jener Generale, die der Kaiſer bezeichnet, und einzelne Oberſten trachteten ſich durch eigene Schreiben wegen ihrer Theilnahme an den Pilſener Auftritten zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen. Die Generale, welche es mit dem Kaiſer hielten, waren nicht weniger thätig, als der Kaiſer. Gallas, Piccolomini, der Hofkriegsrathspräſident Schlick, Suys ꝛc. ſtanden in lebhaftem Briefwechſel unter einander und erſtatteten häufig Bericht an den Kaiſer. Ihr Hauptzweck war, ſich der Treue der Truppen zu verſichern, denn ſie hielten die Anhänglichkeit derſelben an Waldſtein für viel größer, als ſie wirklich war. Als immer mehr und mehr Regimenter ſich in und um Prag ſammelten, war ihr Augenmerk Waldſtein ſelbſt. Der Kurfürſt von Baiern wurde aufgefordert, ſeine Truppen bei Vilshofen zu vereinigen, um die Donau zu ſichern, und die Generale ſelbſt rüſteten ſich, gegen Waldſtein aufzubrechen.

*) Dies und Folgendes ſiehe: Kubitſcheks Auszüge im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.

Auf der andern Seite verkannte auch Waldſtein nicht die herannahende Gefahr. An denſelben Tagen, den 18. und 19. Februar, waren auch er und die Seinigen ſehr thätig. Am 19. Februar verſammelte er daher von Neuem die Offiziere um ſich in Pilſen, und führte ihnen zu Gemüthe, daß er nur auf ihre Bitte das Commando behalten, doch müſſe er hören, daß man glaube, er wolle gegen den Kaiſer und die katholiſche Religion auftreten. Dies ſei nicht wahr, er wolle nur einen Frieden vermitteln, den die ihm feindſelige Partei am Hofe nicht wünſche. Sie ſollten von den Verhandlungen unterrichtet werden, dagegen rechne er auf ihre Treue und wünſche ihre alsbaldige Erklärung. Darauf wurde auf Illo's und Terzky's Drängen den 20. Februar eine Erklärung der Offiziere unterzeichnet, welche zwar auf die beruhigenden Aeußerungen des Herzogs Rückſicht nahm, aber doch dem früher ausgeſtellten Reverſe ähnlich war.

Wie wenig Ernſt es Waldſtein mit dieſer beruhigenden Erklärung war, geht hervor, daß noch in dieſen Tagen in ſeinem Namen Briefe von Kinsky an Feuquières abgingen, um Beſchleunigung erſuchend, ferner, daß er allen ſeinen Oberſten Befehl ertheilte, mit ihren Truppen nach Prag zu ziehen. Er ſelbſt wollte am 22. nach Prag aufbrechen, denn Prag war das Hauptaugenmerk beider Parteien. Das Ausbleiben des Altringer und Gallas erſchien Waldſtein verdächtig, noch mehr, daß Piccolomini ſchon den 15. Februar unter dem Vorwande, den Gallas abzuholen, von Pilſen fort ging und nicht wiederkehrte. — Am 21. Februar erfuhr Waldſtein durch den Feldzeugmeiſter Sparr, daß Prag für ihn verloren ſei und daß die Oberſten und die Truppen, in Folge kaiſerlicher Aufforderung, von Gallas und Piccolomini den Befehl erhalten, dem Generaliſſimus und ſeinen Anhängern nicht mehr zu gehorchen. Waldſtein verdoppelte nun ſeine Thätigkeit. Noch einmal berief er die anweſenden Oberſten, ließ ſie eine Vertheidigung aufſetzen gegen die Beſchuldigungen der Untreue und gab ſelber eine Erklärung ab, wobei er die Hoffnung ausſprach, daß ſie das, was ſie ihm verſprochen, halten würden. Auch ſendete er die Oberſten Mohr von Wald, und auf einem anderen Wege den Oberſten Graf Breuner an den Kaiſer mit der Erklärung ab, daß er das Commando niederlegen und ſich mit zehn oder zwanzig Perſonen nach Danzig oder Hamburg zurückziehen wolle; er wünſche nur ſeine Herzogthümer zu behalten. Doch dies geſchah nur, um Zeit zu gewinnen, denn gleichzeitig gingen neue Briefe durch Kinsky an Feuquières ab. Wald-

ſtein erließ auch einen neuen Befehl an die Truppen, daß ſie nur ihm und Illo oder Terzky gehorchen ſollten. Er hoffte dadurch den Abfall derſelben etwas zu hindern. Die Nachrichten aber, die ihm von allen Seiten zuſtrömten, daß der größte Theil der Armee ſich von ihm abgewendet, beſtimmte ihn, von Pilſen nach Eger aufzubrechen, um ſich den Schweden mehr zu nähern. Am 22. Februar brach er von Pilſen nach Eger auf. Es begleiteten ihn fünf Compagnieen vom altſächſiſchen und fünf Compagnieen von Terzky's Reiterregimentern, nebſt zweihundert Mann Fußvolk vom Regimente des Oberſten Julius Heinrich.

Der Feldzeugmeiſter Sparr, der in Pilſen als Befehlshaber zurück blieb, gab ihm hundert Pferde vom Artillerietrain, um die Bagage nach Eger zu befördern, und wollte ihm auch den Artilleriepark nachſenden, was jedoch nicht geſchehen konnte, weil die Stückknechte, als ſie den Inhalt des kaiſerlichen Patents erfahren hatten, mit den andern Pferden davon geritten waren. Noch hoffte Waldſtein, wenigſtens die außerhalb Böhmens ſtehenden kaiſerlichen Truppen, denen, wie er vermuthete, das kaiſerliche Patent vielleicht noch nicht zugekommen, an ſich ziehen zu können. Deshalb ſchrieb Illo an den Oberſten Uhlfeld in das Reich: „Daß Waldſtein von Pilſen nach Eger abgegangen, wo er den Ueberreſt der Armee verſammeln wollte; falls Uhlfeld ſich nicht getraue, durch Böhmen ſicher nach Eger zu kommen, habe man ſich allbereit ſo weit mit Herzog Bernhard von Weimar verglichen, daß, wenn Uhlfeld die Donau hinauf paſſiren wollte, ihm ſolcher Paß geſtattet werden würde."

Als Waldſtein von Pilſen aufbrach, folterte ihn die Gicht dermaßen, daß er in Mies (23. Februar) Station machen mußte, und die 10 Meilen bis nach Eger nur mit Unterbrechung machen konnte. In ſeiner Begleitung waren Illo, Terzky, Kinsky und deren Frauen. In Eger hoffte er mit Hilfe des dortigen Commandanten, Oberſtlieutenant Gordon, auf den er viel Vertrauen ſetzte, ſich bis zur Vereinigung mit den Schweden und Sachſen halten zu können. Gordon, ein proteſtantiſcher Schottländer, war erſt vor Kurzem von Waldſtein ſelbſt zum Commandanten von Eger befördert worden. Noch vor Mies traf der Oberſt Walter Buttler, ein katholiſcher Irländer, mit 8 Compagnieen Dragonern (etwa 8—900 Mann) auf Waldſtein's Zug. Kurz vorher hatte dieſer in Kladrau vom Herzoge den Befehl erhalten, ſeine Leute ſchnell zuſammenzuziehen und nach Prag zu marſchiren. Walter Buttler, ein

katholiſcher Irländer, der als Gemeiner in kaiſerliche Dienſte getreten, unter Waldſtein zum Oberſten eines meiſt aus Irländern beſtehenden Dragonerregimentes geſtiegen war, ein düſterer, verſchloſſener Mann voll fanatiſchen Dienſteifers, hatte ſchon bei früheren Gelegenheiten Verdacht gegen die Treue des Generaliſſimus geſchöpft, und dieſer Argwohn war ihm zur Gewißheit geworden, als Waldſtein ihn, der die Päſſe gegen die Oberpfalz zu ſchützen hatte, ganz unerwartet und bei Lebensſtrafe hatte auffordern laſſen, mit ſeinem Regimente nach Prag zu ziehen. — Dennoch glaubte er gehorchen zu müſſen, weil er noch nichts von der Abſetzung des Herzogs wußte; er war aber entſchloſſen, wenn es in Prag zum Kampfe käme, für den Kaiſer zu ſterben. Wie erwähnt, begegnete Buttler auf dem Wege dahin dem Zuge des Herzogs, welcher ihm nun befahl, ſich mit ſeinen Dragonern dem Zuge anzuſchließen und mit nach Eger zu ziehen. Waldſtein ließ ihn an ſeinen Wagen rufen und führte gegen ſeine Gewohnheit ein ſehr vertrauliches Geſpräch mit ihm, indem er ihm einen Theil ſeiner Pläne mittheilte, ihn auf die freundlichſte Weiſe zu gewinnen verſuchte und ihm verſprach, ihm zwei Regimenter ſchenken zu wollen. — Buttler merkte nun um ſo mehr, wie es mit dem Herzoge ſtand. Da reifte in ihm der Entſchluß, Waldſtein's Anſchläge zu vereiteln, und es gelang ihm auch, eine Nachricht darüber dem Piccolomini (durch ſeinen Feldprediger Patricius Taaffe) zukommen zu laſſen. — Auf dem weiteren Wege kam der Nachtrab von Waldſtein's Zuge zu einigen unbedeutenden Gefechten mit kleinen Abtheilungen der langſam nachrückenden Kaiſerlichen, wobei ein Theil der Waldſtein'ſchen geworfen wurde und ſich nach Illo's Schloſſe Liſtina rettete.

So kam der Herzog den 24. Februar 1634 Abends gegen 5 Uhr unwohl und verſtimmt mit den übrigen Truppen (die größtentheils vor der Feſtung bleiben mußten) nach Eger. Buttlern wurde in Eger ſelbſt ſein Quartier angewieſen, ſeine Reiter blieben aber mit den andern Soldaten auf freiem Felde. In Buttler, den der Herzog nach Eger mitzugehen genöthigt hatte, war ihm ſein böſer Genius zur Seite. Buttler ſchrieb gleich nach ſeiner Ankunft an Gallas und erklärte ihm: wenn Arnim oder die Schweden bis auf zwei Meilen von Eger ſich nähern ſollten, ſo würde er den Verbrecher (Waldſtein) gefangen nehmen oder tödten. —

Nachdem ſich der Herzog im Hauſe des Bürgermeiſters Pachhäbel

am Markte zu Eger einquartiert hatte, ſandte er Boten an den Herzog Franz Albert von Sachſen, an Arnim und an den Markgrafen Chriſtian von Brandenburg in Pläſſenburg bei Culmbach. Bei dem Markgrafen brachte, wie er nach Dresden berichtete, des Herzogs Kanzler, Eberhard von Ely, die Bitte an, ſofort ſeinen Oberſten Müffel nach Eger zu ſenden, „Waldſtein wolle trotz der Mißgünſtigen am Hofe mit Arnim und Bernhard Frieden machen und auch mit dem Reichskanzler und dem franzöſiſchen Geſandten Feuquières abſchließen.“

Die weiteren Berichte über die folgenden Ereigniſſe weichen in Einzelheiten von einander ab. So viel aber iſt gewiß, daß die Freunde des Herzogs ganz offen von ihren verrätheriſchen Plänen ſprachen und dem Gordon, ſeinem Oberſtwachtmeiſter Leslie, auch einem proteſtantiſchen Schotten und dem Buttler die Zumuthung machten, ſich vom Kaiſer loszuſagen. Sie erhielten keine befriedigende Antwort und ließen die Sache einſtweilen fallen; ſie mochten wohl denken, dieſelben bald mürbe machen zu können. In der erſten Nacht, die Buttler zu Eger zubrachte (24. Febr.) lud er den Oberſtlieutenant Gordon und den Oberſtwachtmeiſter Leslie, beide Offiziere des Infanterieregimentes Terzky, welches damals die Beſatzung von Eger bildete, zu ſich in's Quartier. Nachdem ſie nun nach Militairgebrauch etwas mehr getrunken, und Buttler, ſei es des Weines wegen, ſei es aus Vorſatz, mit mehr Freiheit ſprach, trachtete er ſie zu erforſchen, und redete ſo zu ihnen*): „Meine Brüder! Ich komme unvermuthet her, ich ließ mir von dieſer unerwarteten Expedition nichts träumen. Ich möchte gerne wiſſen, was ihr davon denkt. Denn mir erſcheint es wunderbar, daß unſer Generaliſſimus, der ſonſt nur mit fünfzig oder mehr tauſenden ſich dem Feinde zu nähern gewohnt war, jetzt ſich ihm mit fünf- bis ſechstauſend nähert.“ Als ſie antworteten, dieſe Neuigkeit ſehe ſehr ſtark einer Verrätherei gleich, ſagte Buttler: „Dieſe Meinung hege ich ſchon lange, wir müſſen alſo uns berathen, wie wir unſere Ehre und die Treue, mit der wir Seiner kaiſerlichen Majeſtät verpflichtet ſind, makellos bewahren. Wir ſind Ausländer, und haben kein anderes Erbgut, als Treue und Ehre, die allen Gütern vorzuziehen ſind.“

*) Nach dem lateiniſchen Bericht des Feldpaters Patricius Taaffe, welchen derſelbe 1653 meiſtens nach Buttlers eigenen Ausſagen niederſchrieb, und der ſich im k. k. Hofkriegs-Archive befindet.

„Nachdem er nun Mehreres vorgebracht, um ihre Gemüther zu dem Beſchluß zu ſtimmen, den er ſchon gefaßt, den er aber ihnen noch nicht eröffnete, (denn da ſie damals von anderer Religion und auch des Grafen Terzky Offiziere waren, traute er ihnen nicht), rieth der Oberſtlieutenant Gordon zur Flucht, die leicht ſei, da er die Schlüſſel der Stadt habe. Buttler erwiderte, es ſei ſchmählich, zu fliehen und die kaiſerlichen Soldaten und Fahnen, die ihnen der Kaiſer vertraut, zurück zu laſſen, damit ſie gegen den Kaiſer geführt würden. Uebrigens werde ihre Flucht dem Kaiſer wenig nützen, denn er wiſſe ſehr gut, daß in ſeinem Regiment Wenige ſeien, deren drei nicht ſo viel Dienſte leiſten würden, als ſie drei ohne Soldaten; es ſei alſo auf ein anderes, ihnen mehr glorreiches und des Kaiſers Dienſte erſprießlicheres Mittel zu denken. Endlich brach der Oberſtwachtmeiſter Leslie mit viel Muth und Geiſtesfreiheit in folgende, von Buttler eben ſo ſehnſüchtig erwartete als hervorgerufene Worte aus: „Tödten wir die Verräther!“ Hierauf ſagte der erheiterte Buttler: „Steht mir bei, Brüder, verpflichtet Euch nur, das Geheimniß zu bewahren und unbemerkt einige meiner treuen Offiziere und Soldaten in die Stadt zu laſſen, die gefährliche Ausführung nehme ich auf mich, denn die Unterſtützung des Allerhöchſten hat Denen niemals gefehlt, die Schweres für Gott, Gerechtigkeit und Treue unternahmen. In verzweifelter Lage hilft Gott auf unerwartete Weiſe.“ Oberſtlieutenant Gordon wollte dieſem Beſchluſſe eine Weile nicht beitreten, ſei es aus Leichtſinn, ſei es wegen Größe der Gefahr, endlich, durch Buttler ermuthigt, ſtimmte er bei.“

Am Morgen des 25. Februar ließen Gordon und Leslie mehrere Offiziere des Buttler'ſchen Regimentes, namentlich Deveroux, Geraldin, de Burzo, Macdonald und noch einige Offiziere, etwa 100 Gemeine, ſämmtlich von Buttler's Regiment, und faſt eben ſo viel deutſche Soldaten, unbemerkt in die Stadt. Gordon lud Kinsky, Illo, Terzky und den Rittmeiſter Neumann zum Mittagsmahl. Da ſollten ſie ermordet werden. Die Geladenen aber begehrten ſtatt deſſen einen Abendſchmaus; dies geſtand Gordon zu, und die That wurde alſo bis auf die Nacht verſchoben.

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, die Schweden ſeien im Anzug; am nächſten Tage würden ſie eintreffen. — Illo erzählte dieſes ſelbſt frohlockend. Dies war ein neuer Grund für Buttler, Waldſtein und ſeine Vertrauten zu tödten. Die Nacht brach herein.

Als die Geladenen zum Gaſtmahle erſchienen, ſchloß ſich de Burg mit 100 Mann der Patrouille an; er ſagte, es geſchehe auf Befehl des Generaliſſimus, wegen der Nähe des Feindes; es geſchah aber, um jede allenfallſige Bewegung gleich zu unterdrücken. Zwanzig Mann beſetzten das Thor in Gordons Wohnung; ſie hatten den Befehl, Niemand ohne Buttlers Befehl herein oder hinaus zu laſſen. Als die Dienerſchaft zum Nachtmahl ging, wurde auch ihre Thüre beſetzt; ein neugieriger Diener, der aus dem Gemach wollte, wurde niedergeſtoßen. Die Herren ſaßen noch beim Trunk, da traten Buttler'ſche Dragoner von zwei Seiten in den Saal. Geraldin, der ſie befehligte, rief: „Wer iſt gut kaiſerlich?“ Gordon und Leslie ſprangen auf, zogen ihre Degen, nahmen Jeder einen Leuchter vom Tiſch und riefen: „Es lebe das Haus Oeſtreich!“ Kinsky und Illo wurden niedergeſtoßen, als ſie nach ihren Degen eilten, Terzky erhaſchte glücklich ſein Schwert, ſtellte ſich in eine Ecke und vertheidigte ſich mannhaft. Sein Wams von Elentshaut ſchützte ihn gegen mehrere Hiebe, ſo daß ihn die Dragoner für einen Gefeieten hielten; endlich fiel er durchbohrt zu Boden. Neumann war aus dem Saale entwiſcht; weil er aber das Loſungswort nicht wußte, ſtieß ihn die Wache auf der Treppe nieder. Geraldin ging alſobald mit 12 Dragonern in das Schloß. Er wurde eingelaſſen, weil er vorgab, dem Herzoge eine Meldung zu bringen. Während er dem Gemache des Herzogs zueilte, drang weibliches Wehegeſchrei aus dem andern Flügel des Schloſſes in Waldſteins Schlafzimmer. Es war der Jammerruf der Gräfinnen Kinsky und Terzky, die ſoeben den Mord ihrer Männer erfahren hatten. Waldſtein war aufgeſtanden, an's Fenſter getreten, und hatte die Wache angerufen, was der Lärm ſei. Da ſprengte Geraldins Fußtritt die Thüre des Schlafgemachs; er rief: „Biſt Du der Schelm, der den Kaiſer um Land und Krone bringen will?“ Schweigend breitete Waldſtein die Arme aus; Geraldins Partiſane durchſtieß die tapfere Bruſt. Lautlos ſank Waldſtein zu Boden.

So fiel er — *nicht ohne ſchwere Schuld, aber vor der Verantwortung, die auch der Verbrecher zu fordern befugt iſt* — meuchleriſch gemordet auf *eigenmächtige* Veranſtaltung eines Oberſten, der in der Leidenſchaft unbefriedigten Ehrgeizes, durch rohe Gewaltthat die gnädige Aufmerkſamkeit ſeines Kriegsherrn zu verdienen hoffte.

Was Buttler am nächſten Morgen that, ergiebt ſich wieder am beſten aus dem Berichte Taaffe's. Es heißt darin: „Am nächſten Morgen ließ

er die Rathsherren berufen, theilte ihnen die That und die Urſachen derſelben mit, und ließ ſie dem Kaiſer den Eid der Treue ſchwören.

„Ferner begab er ſich, von Wenigen begleitet, zu den Regimentern, die außer der Stadt campirten und an deren Treue er ſtark zweifelte. Er forderte von ihnen einen ähnlichen Eid, den ſie auch leiſteten, ohne daß nur ein Einziger widerſtrebt hätte.

„Nachdem er ferner aus der Durchſicht einiger bei Friedland vorgefundener Briefe die Gewißheit erhalten, daß der Herzog von Sachſen, Franz Albert (wie es ſein Schreiben an Friedland verhieß) bald in eigener Perſon erſcheinen werde und ihm Truppen folgen würden, um die verſchloſſenen Päſſe zu öffnen, damit ſich die verbündeten Regimenter mit Friedland vereinigen und ſo die Hauptabſicht ausführen könnten, ſandte er verſchiedene Reiter- und Dragonergeſchwader auf die Wege aus, die nach der Pfalz führen, mit dem Befehl, den beſagten Herzog, wo ſie ihn immer treffen würden, in des Kaiſers Namen nach Eger zu führen, was auch ſo geſchehen iſt.“

Dem Grafen Gallas berichtete Buttler ganz kurz Waldſtein's Ermordung, und erließ, mit Gordon vereint, eine Proclamation an die Armee. In dieſer heißt es, daß Waldſtein mit den beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg unterhandelt, und nicht nur die Armee, ſondern auch des Kaiſers Erbkönigreiche und Lande in die äußerſte Gefahr und Ruin habe ſtürzen und tractiren wollen. Weshalb ſie, als des Kaiſers Getreue, die nachdrücklichſten Mittel an die Hand genommen, des Kaiſers Soldatesca, Erbkönigreiche und Länder zu conſerviren, und geben ſomit zu wiſſen, daß durch ſonderliche Verhängniß und Schickung Gottes des Allmächtigen und Beiſtand der militairiſchen Execution, geſtrigen Tages alle und jedwede, dahier geweſene Ihrer kaiſerlichen Majeſtät Praktikanten und Rebellanten gänzlich zu nichte gemacht, und vom Leben zum Tod gebracht worden. Schließlich werden Alle aufgefordert, auf die befeſtigten Orte ein beſonderes wachſames Auge zu haben, keiner andern, als von ihrer kaiſerlichen Majeſtät expreſſemente herkommenden Ordre zu pariren; in Summa des gemeinen Weſens Conſervation ſich dermaßen angelegen ſein zu laſſen, wie es des Kaiſers Dienſt und ihre Pflichtſchuldigkeit erfordert.

Die Truppen blieben ruhig. An einem einzigen Orte, in Schleſien, empörten ſich einige Regimenter, wurden aber ſchnell zur Ordnung gebracht.

Man hat bis jetzt geglaubt, der Kaiſer habe die Ermordung veranlaßt,

indem er den Befehl gegeben, Waldſtein lebendig oder todt einzubringen, und ihn dadurch in die Acht oder vogelfrei erklärt habe. Dieſe Anſicht und Behauptung gründet ſich vorzugsweiſe auf den „ausführlichen und gründlichen Bericht der vorgeweſenen Friedländiſchen und ſeiner Adhärenten abſcheulichen Prodition. Auf ſonderbaren der römiſchen kaiſerlichen Majeſtät Allergnädigſten Befehl," in welchem ein ſolcher Befehl angedeutet ſcheint. Dieſe Vertheidigungsſchrift hat folgerecht und verzeihlich ſelbſt die gleichzeitigen kaiſerlich geſinnten Schriftſteller Khevenhiller und Gualdo Priorato irre geführt. Da aber weder im erſten noch im zweiten Patent gegen Waldſtein die fragliche Formel enthalten war, hat man den Widerſpruch zwiſchen dem Schweigen der beiden Patente und dem obenerwähnten ausführlichen und gründlichen Bericht dadurch auszugleichen geſucht, daß man annahm, es ſei vom Kaiſer ein geheimer Specialbefehl mit der Formel „lebendig oder todt" an die Feldherren erlaſſen worden. Dieſer Meinung haben bis jetzt faſt alle Schriftſteller gehuldigt.

Dieſe Meinung iſt aber grundfalſch. Der Kaiſer hat nie einen Befehl erlaſſen des Inhalts, daß Waldſtein, lebend oder todt, eingeliefert werden ſolle. Der Kaiſer hat an der Ermordung Waldſtein's, weder direct noch indirect, auch nur den allerentfernteſten Antheil. In keinem Archive irgend eines Staates, Landes oder eines Privaten iſt je ein ſolcher Befehl gefunden, ja nicht einmal eine Hinweiſung auf einen ſolchen Befehl iſt je entdeckt worden.

Ein ſolcher Befehl, wenn er je gegeben worden wäre, hätte wenigſtens den vertrauteſten Feldherren und Räthen des Kaiſers bekannt ſein müſſen, namentlich Gallas, Aldringen, Piccolomini, Maradas, Marcheſe di Caretto und dem Hofkriegsrath Pucher; aber von allen Dieſen läßt ſich aus ihren auf uns gekommenen Berichten beweiſen, daß ihnen kein ſolcher geheimer Befehl bekannt war.

Die Bemühungen und Anſtalten aller Feldherren gingen nur dahin, Waldſtein aus Böhmen zu treiben (was geradezu einem geheimen kaiſerlichen Befehl, ihn lebendig oder todt einzubringen, widerſpricht und deſſen Nichtexiſtenz beweiſet), und erſt nachdem ſie glaubten, daß er ſich in Eger feſtgeſetzt habe, ihn daſelbſt einzuſchließen und ſeine Vereinigung mit den Feinden zu verhindern.

Gewiß hatte der Kaiſer einen ſo blutigen Ausgang auch nie gewünſcht; aber der Drang der Verhältniſſe und um ſeine treueſten Diener nun nicht

von ſich zu ſtoßen, ließ ihm nichts übrig, nachmals durch eine Sententia post mortem (Urtheil nach dem Tode) die That auf ſich zu nehmen, und die mit der Blutthat ihm bewieſene Hingebung zu belohnen. Er empfing Buttler in feierlicher Audienz, verlieh ihm eine goldene Gnadenkette und den Kammerherrnſchlüſſel, erhob ihn zum General und Grafen und ſchenkte ihm verſchiedene der confiscirten Herrſchaften Waldſteins. Gordon, Leslie, Geraldin, Deverour, Gallas, Piccolomini, Aldringen wurden nicht minder reichlich mit Titeln und Würden beehrt und meiſt mit Herrſchaften aus Waldſtein's Nachlaß belohnt.

Waldſtein hinterließ keine männliche Nachkommenſchaft, ſondern nur eine Tochter, Marie Eliſabeth, welche nachmals mit dem Grafen Rudolph Kaunitz ſich vermählte.

Der leidtragenden Witwe Waldſtein's wurde von dem großen Beſitzthum ihres Gemahls nur die kleine Herrſchaft Neuſchloß gelaſſen.

Waldſtein's Leichnam ward in einem ſehr elenden Sarge anfangs in Mies bei den Franziskanern beigeſetzt, ſpäter (1636) aber mit kaiſerlicher Erlaubniß auf vieles Bitten ſeiner Witwe übergeben, welche ihn nach der Waldsitzer Karthauſe bei Gitſchin bringen und daſelbſt beiſetzen ließ. Der ſchwediſche General Bannér beging, als er i. J. 1639 nach Gitſchin kam, den rohen Frevel, den Kopf und die rechte Hand des gefürchteten Feldherrn aus dem Sarge herauszunehmen und nach Schweden zu ſchicken. Die traurigen Ueberreſte blieben über hundert Jahre lang unbeachtet in jener Kapelle der Karthäuſer, bis Graf Vincenz von Waldſtein ſich von dem Kaiſer Joſeph II. die Erlaubniß erbat, die Gebeine ſeines ruhmwürdigen Vorfahren aus dem aufgehobenen Kloſter Waldsitz nach Münchengraz führen zu dürfen, wo ſie nach einem feierlichen Todtenamte in der St. Annen-Kapelle am 3. März 1785 beigeſetzt wurden.

(Nach Actenſtücken, und den Werken eines Hormayr, Mailáth, Meynert, Förſter, Helbig, Tudik und Roepel bearbeitet vom Herausgeber.)

Heinrich Graf von Holk,

kaiſerl. Feldmarſchall.

Heinrich von Holk, nicht Holke, wie man oft ſchrieb, war um 1590 als däniſcher Lehensmann aus einem nun erloſchenen ſchleswigſchen Adelsgeſchlechte auf der Inſel Alſen geboren, diente Anfangs ſeinem Könige Chriſtian IV. von Dänemark im Kriege, und trotzdem, daß er ſich in den Kriegen gegen Oeſterreich in mehreren Gefechten durch Muth und Tapferkeit bemerkbar machte, währte es doch lange, bis er Oberſt wurde. In dieſer Eigenſchaft führte er 1627 ſechs Compagnieen ſchleswigſcher Landmiliz gegen die Kaiſerlichen; ſeine Truppen wurden aber von dem kaiſerlichen General Grafen Heinrich von Schlick geſchlagen und zerſtreut. In demſelben Jahre traf er bei Bernſtein in der Neumark wieder auf die Kaiſerlichen und wurde gefangen, kam aber bald wieder in Freiheit und erhielt von ſeinem Könige den Auftrag, ſich mit einer Abtheilung Schottiſcher Truppen, welche als Hilfsvölker nach Dänemark geſandt waren, nach Stralſund zu werfen. Hier befehligte er die Beſatzung, als Waldſtein 1628 dieſen Platz belagerte. Durch ſeine muthvolle Vertheidigung Stralſunds zog er nicht blos die Aufmerkſamkeit des kaiſerl. Generaliſſimus auf ſich, ſondern erwarb ſich auch deſſen Achtung. Als daher 1629 Dänemark zu Lübeck mit dem Kaiſer Frieden ſchloß, zog ihn Waldſtein aus dem däniſchen in den kaiſerlichen Dienſt und beauftragte ihn, ein Regiment von 3000 Mann anzuwerben, wozu er ihm die Gegend um Lübeck und Pinneburg anwies. Bei einem Aufenthalte in Böhmen in jener Zeit gerieth Holk mit einen Waffengefährten, dem Oberſten Bechmann, beim Würfelſpiel in Streit und Zweikampf, bei welchem Bechmann getödtet wurde und Holk das linke Auge verlor. Schwer verwundet wurde Letzterer auf das benachbarte Schloß Prachetitz gebracht und von der Beſitzerin deſſelben, der verwitweten Gräfin Urſula von Heſſenſtein, menſchenfreundlich gepflegt. 1631 führte Holk ſein Regiment unter Tilly in die alte Mark und ſpäter in die Gegend von Magdeburg, wo ihn der Schwedenkönig Guſtav Adolph durch den Rheingrafen Otto Ludwig überfallen ließ. Holk wehrte ſich herzhaft und nur durch die

Uebermacht des Feindes wurde ſein Regiment aufgerieben. Als Waldſtein nach der Schlacht von Breitenfeld zum zweiten Male den Oberbefehl übernahm, wurde Holk zum General erhoben und mit 6000 Mann nach Böhmen geſendet, um die dort von den Sachſen beſetzten Städte Ellnbogen, welches er am 25. Juni 1632 durch Capitulation nahm, Eger und Kaden zu befreien. Von da brach er, nachdem er ſein Armeecorps auf 12,000 Mann verſtärkt hatte, wie ein Blitz in das ſächſiſche Erzgebirge ein, um nach Waldſteins Auftrag den Abfall des Churfürſten von Sachſen von der kaiſerlichen Partei zu beſtrafen. Holk erhielt Befehl, auf's Strengſte zu verfahren, und bei ſeiner rauhen Gemüthsart bedurfte es des Befehles nicht erſt. Unnennbarer Jammer kam mit ſeinem Einrücken in das Voigtland und das Erzgebirge. Im Juli ſchon war Holk an der böhmiſch-ſächſiſchen Grenze, um die Päſſe zu recognosciren, hin- und hergezogen. Von Seiten des Churfürſten von Sachſen war zur Vertheidigung dieſes Landestheiles auch ſehr wenig geſchehen, ja der ſächſiſche Oberſt Pflugk, welcher in Lengenfeld lag und der Einzige war, der an Vertheidigung dieſes Landestheiles dachte und ſelbe organiſiren wollte, wurde eiligſt nach Dresden abgerufen. So brach nun Holk über die ſich der thörigtſten Ruhe und Sicherheit hingebenden Bewohner der ſächſiſchen Grenzorte plötzlich herein. Am 14. Auguſt öffnete ſich Holk, wie eine alte ſächſiſche Chronik erzählt, „den Rittersgrüner Paß, der ſehr eng, bergigt, theils moraſtig und wild iſt. Vier Stunden lang mußten Holk's Truppen über rauhen Wald paſſiren und durch die Rittersgrün, die wegen der Felſen und unebenen Straßen von Krümmen und Steinen ſo ſchwer zu fahren, daß ſie an Stücken und Munitionswagen viel zerbrachen und in Crandorf einen ganzen Tag haben ſchmieden und bauen müſſen. Woher nicht Unmögliches geweſen, mit 3000 Mann die ganze Armee aufzuhalten."

Als Holk an den ſächſiſchen Grenzſtein kam, ſoll er geäußert haben: „So bin ich nun in's Churfürſten Land, er mag zuſehen, wie er mich wieder hinaus bringt." Sein Vortrab war unter dem Oberſten Iſaak von Brandenſtein bald vor Annaberg angelangt und zog dann über Marienberg nach Oederan, wo die Truppen ſchrecklich hauſ'ten. Als Holk nun ſelbſt in Annaberg anlangte, bewog ihn ein edler Zug von Dankbarkeit, dieſer Stadt zu ſchonen. In Annaberg befand ſich nämlich Sidonia, die hinterlaſſene Tochter jener Gräfin von Heſſenſtein, bei welcher Holk nach

ſeinem erwähnten unglücklichen Zweikampfe ſo liebevolle Pflege gefunden hatte und legte jetzt Fürbitte für die geängſtigte Stadt ein, welche dadurch den Kriegsgräueln entging. Ein ähnlicher Zug ritterlichen Hochſinnes ließ ihn auch das erzgebirgiſche Dorf Mittweida, den Sammelplatz einer ſächſiſchen Freiſchaar, aus dem Grunde verſchonen, weil ſich daſelbſt die Tochter ſeines einſtigen Freundes, des von ihm im Duell getödteten Oberſten Bechmann, aufhielt. Nicht ſo großmüthig verfuhr er gegen die Stadt Zwickau, wohin er nach der Einnahme von Chemnitz und Freiberg zog. Zwar geſtand er jener Stadt, die ſich Anfangs vertheidigen wollte, leidliche Bedingungen zu. Als aber ſpäter Waldſtein perſönlich nach Zwickau kam, trug Holk ſelbſt dazu bei, daß ſein früherer Accord gebrochen wurde, indem er, obgleich Proteſtant von Geburt, erklärte: Ketzern brauche man nicht Wort zu halten, und einen Zwickauer Rathsherrn, welcher ihn an ſein Verſprechen erinnerte, unter Hinweiſung auf Waldſteins Ankunft mit dem froſtigen Scherze abfertigte: „Wenn der Herr Chriſtus kommt, müſſen die Apoſtel ſchweigen und ihn machen laſſen.“ Von Zwickau zog er nach Plauen im ſächſiſchen Voigtlande, wo er ſich mit der Hauptarmee unter Waldſtein vereinigte und mit dieſer ſich gegen Leipzig wendete. Am 21. October rückte er vor dieſe Stadt, drang ungeachtet des lebhaften Feuerns der Beſatzung mit dem Geſchütze in die Vorſtädte, pflanzte es auf die Gebäude derſelben und beſchoß damit die Stadt ſelbſt auf das Wirkſamſte. Als dieſe ſich ergab, das dortige Schloß, die Pleißenburg, aber ſich zu vertheidigen fortfuhr, umgab er es mit Batterieen, welche Muſter für jeden Belagerer einer Feſtung waren und die Pleißenburg bald zur Uebergabe zwangen. Bei Lützen war es vorzüglich Holk, der den noch unentſchloſſenen Waldſtein zur Schlacht beſtimmte, die, mag man über ihren Ausgang ſagen was man will, doch die Sache des Kaiſers in eine günſtigere Lage verſetzte, als ſie vor derſelben geweſen war. Bei Lützen führte Holk den rechten Flügel der Kaiſerlichen, machte den Feinden jede Hand breit Erde ſtreitig, nahm ihnen durch einen kühnen Reiterangriff mehrere von ihnen bereits eroberte Geſchütze wieder ab, drängte ſie bis an den Graben vor die Front zurück und mußte erſt ſpäter dem ungeſtümen allgemeinen Angriffe Bernhards von Weimar weichen. Obgleich bei Lützen verwundet, folgte Holk dem Hauptheere nach Böhmen und Schleſien und wurde hierauf im Frühjahre 1633 von Waldſtein mit einem Korps durch Böhmen nach Meißen und wieder in das

ſächſiſche Erzgebirge geſendet, verwüſtete hier Alles mit Feuer und Schwert, eroberte und plünderte Zwickau, Schneeberg, Marienberg, Hof, Plauen, Oelsnitz, Reichenbach, hauſ'te furchtbar in den altenburgiſchen Landen, rückte dann am 7. Auguſt in drei Colonnen auf Leipzig, welches nach der Lützener Schlacht den Kaiſerlichen wieder verloren gegangen war, und aus welchem ſich nun ein beträchtlicher Theil der Einwohner flüchtete.

Am 8. traf Holks Vortrab vor Leipzig ein, welcher aber keinen Einlaß erhielt, da ſich die Stadt, welche in Ermangelung von Soldaten 400 Handwerker bewaffnet hatte, auf einen ernſten Widerſtand gefaßt gemacht hatte. Als Holk endlich ſelbſt hier eintraf, ließ er auf die Weigerung, ſich zu ergeben, einige Batterieen aufwerfen, die Stadt heftig, ja mit glühenden Kugeln beſchießen und dann nochmals zur Uebergabe auffordern. Der Rath bat nur um ein paar Tage Stillſtand, der aber nicht gegönnt, ſondern mit Beſchießung der Art fortgefahren wurde, daß — wie die Chronik ſagt — der Feuerkugelregen faſt keine Minute ausſetzte. Als nun nach etlichen Tagen tapferer Gegenwehr in der nicht einmal mit Soldaten verſehenen Stadt überall Brand aufging, wollten die Kaiſerlichen mit dem Thorſprengen einen Verſuch machen, wurden aber, der Unordnung in der Stadt ungeachtet, zurückgeſchlagen. Endlich aber ward das Geſchrei der Weiber und Kinder zu groß, welche den Rath um Alles baten, die Stadt zu übergeben. Man ſchickte einen Trompeter hinaus, um nur einige Stunden Waffenſtillſtand zu erringen. Holk aber ließ antworten: Zeit könne er nicht mehr geſtatten, er habe ſie vorher zweimal gewarnt. Nun ging eine Deputation vom Rathe und von der Univerſität zu Holk, welcher endlich auf vieles Bitten eine Capitulation bewilligte, nach welcher die Stadt binnen 24 Stunden 80,000 Thaler Brandſchatzung erlegen mußte, und da dieſes in der kurzen Friſt nicht ſo leicht möglich geworden war, mußte die Stadt noch viel durch Raub und Plünderung erdulden.

Am 12. Auguſt Nachmittags 4 Uhr rückte Holk nebſt den höheren Offizieren und einem Regiment von 8 Compagnieen zu Fuß und einigen Schwadronen in Leipzig ein. Inmittelſt hatte Holk auch das Schloß Pleißenburg wieder zur Uebergabe auffordern laſſen, welches ſich aber dies Mal ſo ſtandhaft hielt, daß er am 15. unverrichteter Dinge abziehen mußte. Der Rückzug von Holks Korps ging zum Theil über Zwönitz, Grünhain, Schwarzenberg und Rittersgrün nach Böhmen. Auf dem Marſche dahin löſ'te ſich dieſe Abtheilung ſeines Corps, aufgerieben durch

Krankheiten, zum größten Theile auf. Eine andere Abtheilung unter Holks eigener Führung marschirte über Zwickau.

Beinahe hätte Holks enge Verbindung mit Waldstein ihn in dessen tragisches Geschick verflochten; denn während der geheimen Unterhandlungen, welche Waldstein damals mit Schweden uud Sachsen pflog, machte der sächsische General Arnim bereits den Vorschlag: der schwedische Kriegskanzler möge einige schwedische Regimenter zu Holk stoßen lassen, wogegen sich eben so viele waldsteinische mit den sächsischen Truppen in Schlesien vereinigen sollten. Dahin kam es jedoch nicht, und Holk war vom Schicksal bestimmt, auf profanere Weise zu enden. Sein Heer wurde nämlich beim Rückzuge nach Zwickau, von der in dieser Stadt wüthenden Pest ergriffen und furchtbar decimirt. Holk eilte deshab schnell in das Voigtland, verbrannte Aue, weil ein dortiger Einwohner einen Marodeur seines Heeres erschlagen hatte und rückte nach Adorf. Immer noch wüthete die Pest in seinem Heere; sie ergriff zuletzt ihn selbst und er starb, der tapfere, aber grausame Holk, im Dorfe Droschenreuth bei Adorf am 28. August 1633 eines jämmerlichen Todes.*) Auf seinem Sterbelager sehnte er sich nach geistlichem Troste und verlangte in Ermangelung eines katholischen Geistlichen einen Prediger, der aber auch nicht aufzutreiben war, weil fast die gesammte Geistlichkeit aus Furcht vor den Soldaten in die Auerbach'schen Wälder geflohen war. Erst nachdem er mehrere Reitercommando's ausgesendet, und einen Preis von 600 Thalern auf die Herbeischaffung eines Predigers gesetzt hatte, wurde ein solcher im Walde gefunden, traf aber den Feldherrn schon nicht mehr am Leben. Holks Leiche wurde im folgenden Jahre in sein dänisches Vaterland abgeführt.

Während seines Einfalles in Sachsen sollen 12,000 Wagen voll Beute und 15,000 Stück Vieh durch den Rittersgrüner Paß nach Böhmen geschafft worden sein, und das Vieh war in Sachsen so selten, daß die Böhmen spottweise sagten, wenn im Meißner Lande noch eine Kuh wäre, so wollten sie ihre Hörner vergolden lassen.

---

*) Auf Holks Tod erschien von einem gleichzeitigen Dichter folgendes lateinische Epigramm:

Quis neget hic meritis pretium par reddere Divos!
Qui tua pestis erat, Misnia, peste perit.

Holks Dienſte waren ſo hochgeſchätzt, daß ihn der König von Dänemark zurückrief und im Weigerungsfalle mit Einziehung ſeiner Güter drohte. Da aber Waldſtein ihn nicht entbehren wollte, ſo ließ er ihn unter vier ſehr beträchtlichen Herrſchaften eine zur Schadloshaltung wählen. Kaiſer Ferdinand II. erhob ihn in den Grafenſtand, ernannte ihn zum Feldmarſchall, und verlieh ihm ebenfalls Güter in Böhmen. Holk war ein unübertroffener Meiſter im kleinen Krieg; die Kühnheit und Umſicht, mit welcher er, mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften und oft in harter Nähe großer feindlicher Streitkräfte, feindliche Landſchaften in Furcht erhielt, in ausgeſaugten Gegenden Unterhalt für ſein Heer fand, machte ihn damals zu einem wichtigen Werkzeuge in der Hand des Friedländers. Nur Schade, daß Holk ſich dabei meiſt auf erbarmungsloſe Strenge und Grauſamkeit ſtützte, und oft ſelbſt gegen Unbewehrte wüthete. Seine Anhänglichkeit an Waldſtein war ſehr groß, und es mochte wohl für ihn ein günſtiges Geſchick darin liegen, daß der Tod ihn früher abberufen, bevor er durch Waldſteins Gunſt und Freundſchaft ſich zur Theilnahme an Plänen, Entwürfen und Thaten hätte dahinreißen laſſen, die zweifelsohne auch ihm verderblich geworden und den Ruf ſeiner Treue verdunkelt hätten.

Johann Graf von Aldringen,

Freiherr zu Koſchin und Groß-Lipna, kaiſerl. Feldmarſchall.

Johann Graf von Aldringen (insgemein der Altringer genannt), einer der berühmteſten öſterreichiſchen Heerführer im 30jährigen Kriege, ward den 22. Juli 1591 zu Diedenhofen (Thionville in den Niederlanden) geboren und war der Sohn ſehr armer Leute von niedriger Herkunft. Aber in der erſten Erziehung dennoch von ſeinen wackern Aeltern mit einigen Kenntniſſen ausgerüſtet, bildete er ſeinen natürlich ſcharfen Verſtand durch eine Reiſe, die er im Gefolge zweier Edelleute machte, welche nach Paris gingen, um dort die hohe Schule zu beſuchen, ſo weit aus, daß ſie ihn zu manchen Schreibgeſchäften verwendeten, und ihn auf ihren weiteren Studienreiſen auch nach Italien mitnahmen. Durch beharr-

lichen Fleiß hatte Aldringen ſich ſo viele Kenntniſſe erworben, daß er dort die Bekanntſchaft des Grafen Johann Madruzzi, Oberſten eines Mailändiſchen Regimentes, machte, welcher ihn als Privatſecretair in ſeine Dienſte nahm, und ihn in dieſer Eigenſchaft ſpäter an ſeinen Bruder, den Cardinal und Biſchof von Trient, Grafen Carl Madruzzi, abtrat. Durch Neider und Mißgünſtige, welche ihn bei dem Cardinal verläumdeten, verlor er bald dieſe angenehme Stelle und ſo wanderte er tief gekränkt, ohne beſtimmten Plan nach Innsbruck. Auf dem Wege dahin wandelte ihn der ſeltſame Entſchluß an, den Stand desjenigen zu ergreifen, der ihm dort zuerſt begegnen würde. Dies war ein kaiſerlicher Werbeoffizier, und Aldringen trat ſofort als gemeiner Soldat in Kriegsdienſte. Als Mann von Kopf und Herz, begünſtigt durch ſein vielſeitiges Talent, fand er ſich mit Leichtigkeit in die ſchweren Pflichten ſeines neuen Berufes, welchen er bald recht lieb gewann und den Degen in Kürze eben ſo leicht und geſchickt als die Feder führte. Durch ſein Wohlverhalten, durch ſeine Brauchbarkeit und ſeinen verläßlichen Character bald ſich bemerkbar machend, ward er in Kürze zum Offizier befördert und durchlief eben ſo raſch die nächſten Rangſtufen, ſo daß er 1622 bei der Belagerung, Heidelbergs durch Tilly, bereits als Oberſt ein Infanterieregiment commandirte. Später wurde er zum General-Commiſſair in dem von Waldſtein neugebildeten Heere ernannt. In dieſer Eigenſchaft begleitete er das Heer nach Sachſen und erhielt dort den Auftrag, nebſtbei auch den Befehl über einige nach Deſſau beorderte Regimenter zu übernehmen.

Als nämlich Waldſtein 1625 ſeinem Gebieter Ferdinand II. ein mächtiges Heer wie durch Zauberwerk geſchaffen hatte, konnte der bis zu dieſer Zeit durch liguiſtiſche Truppen gegen die niederſächſiſchen Kreisſtände nur lau geführte Krieg mit neuer Kraft begonnen werden. Waldſtein ließ das wichtige Deſſau*) noch im Spätherbſte durch den tapfern General-Commiſſair und Oberſten Aldringen mit zwei Regimentern Fußvolk beſetzen, über die Elbe eine Schiffbrücke ſchlagen, und dieſe durch einen Brückenkopf decken; während er ſelbſt beim Beginn der günſtigeren Jahreszeit mit der Hauptarmee von Halberſtadt gegen Wolfenbüttel aufzubrechen beabſichtigte, um durch dieſe Bewegung das feindliche Heer von Thüringen fern zu halten.

*) Siehe Hirtenfelds öſterreichiſches Militairlexikon, Band II. pag. 54.

König Christian IV. von Dänemark, welcher sich an die Spitze der Kreisstände gestellt hatte und durch die Einnahme von Dessau den Feldzug des Jahres 1626 auf eine glänzende Weise eröffnen wollte, beorderte den Grafen Ernst von Mansfeld zu dieser Unternehmung, dessen unerwarteter und heftiger Angriff am 1. April an der Tapferkeit der Besatzung Dessau's zwar scheiterte, der aber am 21. April mit 20,000 Mann und vielem Geschütze zurückkehrte und nun zu einer regelmäßigen Belagerung des Brückenkopfes schritt, die er mit großer Thätigkeit betrieb.

Waldstein war um diese Zeit noch nicht gegen Wolfenbüttel aufgebrochen. Die plötzliche Rückkehr Mansfelds nöthigte ihn, diesen Plan vorläufig aufzugeben und auf die Sicherung von Mähren und Schlesien bedacht zu sein, da beide Provinzen nur durch einige schwache Garnisonen besetzt waren. Er stellte daher die getroffenen Marschanordnungen ein, entsendete den Obersten Grafen von Schlick mit einigen Reiterregimentern zur Unterstützung des hart bedrängten Obersten Aldringen gegen Dessau und befahl Letzterem, sich bis zur Ankunft des Fußvolkes um jeden Preis zu halten.

Indessen waren Mansfelds Erdarbeiten so weit vorgerückt, daß dieser am Morgen des 25. stürmte. Unter der Begünstigung eines heftigen Geschützfeuers drangen die Stürmenden zwar wiederholt bis an den Grabenrand, doch wurden sie von den Kaiserlichen jedes Mal zurückgetrieben, und selbst als sich Mansfeld an die Spitze seiner Truppen stellte, gelang es diesen nicht, die Brustwehr zu ersteigen. Indessen ermattete der Widerstand der Vertheidiger mehr und mehr, einzelne weniger Muthige verließen ihre Posten — da nahte im entscheidenden Augenblicke Waldstein mit seinem Fußvolke, welches, durch ein dichtes Gehölz am linken Elbufer gedeckt, heranzog, nach und nach die von dem vorsichtigen Aldringen mit Zelten überspannte Schiffbrücke überschritt, und die mit der Elbe gleichlaufenden Verlängerungen des Brückenkopfes besetzte, während eine am linken Ufer des Flusses aufgeführte Batterie die rechte Flanke der Stürmenden bestrich und Graf Schlick mit einigen Reiterregimentern in das nahe, rechts vom Brückenkopf liegende Gehölz rückte.

Mittlerweile war der letzte Sturm durch die von neuem Muthe beseelte Besatzung wacker abgeschlagen worden. Mansfeld hatte sich bei dieser Gelegenheit die Ueberzeugung verschafft, daß der Gegner bedeutende Verstärkungen erhalten habe. Er hielt daher die Erneuerung seines An-

griffs für unausführbar und rüſtete ſich durch Abführung ſeines Geſchützes zum eiligen Abzuge, den er unter dem Schutze ſeiner Reiterei ungefährdet auszuführen hoffte.

Ehe er aber ſeine Vorbereitungen beendigen konnte, ging Waldſtein zum Angriff über.

Aldringen und Schlick drangen mit Ungeſtüm, jener aus dem Brückenkopf, dieſer aus dem erwähnten Wäldchen, auf die feindliche Reiterei ein, warfen dieſe über den Haufen und zerſprengten das noch nicht vollkommen geordnete Fußvolk, welches ſich nach einem unbedeutenden Widerſtande in voller Flucht auflöſ'te.

Mansfeld verlor 3000 Mann und 9 Geſchütze, und ſammelte die Flüchtigen im Brandenburgiſchen, von wo er Ende Juni, durch engliſche Hilfstruppen verſtärkt, gegen Schleſien und Mähren aufbrechen wollte, um ſich mit Bethlen-Gabor zu vereinigen. Durch den Rücktritt Bethlens vom Kriegsſchauplatze kam aber dieſe Vereinigung nicht zu Stande.

Zur Belohnung ſeiner trefflichen Kriegsdienſte, insbeſondere für die muthvolle und umſichtige Vertheidigung Deſſau's, erhob Kaiſer Ferdinand II. den wackern Aldringen in den Freiherrnſtand mit dem Prädikate von Koſchin und Groß-Lipna, und verlieh ihm ein eigenes Infanterieregiment.

Als kaiſerlicher Bevollmächtigter nahm Aldringen 1628 Mecklenburg für den Herzog von Friedland in Beſitz und wohnte den Belagerungen von Krempe und Glückſtadt bei. Das Jahr darauf war er wieder als kaiſerlicher Bevollmächtigter im Niederſächſiſchen Kreiſe thätig, um die Zurückſtellung der geiſtlichen Güter zu bewirken, und eilte dann nach Lübeck, wohin er, um den Friedensverhandlungen mit Dänemark beizuwohnen, berufen ward.

Nach dem Abſchluſſe des Friedens mit Dänemark (6. Juli 1629) wurde Aldringen von Waldſtein mit wichtigen Aufträgen an den Kaiſer nach Wien geſandt und, da man hier eben einen kriegeriſchen Zug nach Italien, wegen des erledigten Mantua vorbereitete, vom Kaiſer zum Generalmajor ernannt und unter Collalto's Obercommando nebſt Gallas und Fürſtenberg mit mehreren Regimentern nach der Lombardei geſendet, wo er 1630 Belfonte und Gagula wegnahm und gemeinſchaftlich mit Gallas am 18. Juli 1630 Mantua, die Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums, eroberte.

Da es nach der Zeiten Sitte nirgends ohne Plünderung abging, so ward hier arg gehauſ't. Der herzogliche Schatz ſoll, wie man ſagt, in Aldringens Hände gerathen ſein, und mit dieſem ſoll er den Grund zu ſeinen nachmaligen anſehnlichen und beträchtlichen Vermögen gelegt haben. Der Schweden Landung und Fortſchritte veranlaßten Aldringen, nach Deutſchland zurückzukehren. Er und Fürſtenberg führten nun den größten Theil der Truppen dahin zurück. Aldringen rückte in Würtemberg ein und zwang deſſen Herzog, die Partei der Feinde des Kaiſers zu verlaſſen. Hierauf eilte er, da es dringend geboten war, das kaiſerliche Hauptheer unter Tilly zu verſtärken, das 1631 wider die Schweden in Sachſen ſtand. Leider erreichte es Aldringen nicht mehr, ſondern kam nur bis Erfurt, als er hier die Nachricht von Tilly's Niederlage bei Breitenfeld erhielt. Im Heſſiſchen vereinigte er ſich endlich mit Tilly. Beide nun vereint, wandten ſich dann nach Franken, wo ſie Bamberg von den Schweden befreiten, und ſetzten ſich am Lech feſt, um dem Könige Guſtav Adolph den Uebergang über dieſen Fluß ſtreitig zu machen.

Hier wurde Aldringen bei dem Gefechte, in welchem ſich der Feind dennoch den Uebergang erzwang, gleichzeitig mit Tilly verwundet; eine dicht an ſeinem Kopfe vorbeiſauſende Kanonenkugel ſtreifte ihn und warf ihn etwas unſanft zu Boden. Nach Tilly's Tode übernahm Aldringen, obwohl ſelbſt kaum hergeſtellt, vom Kaiſer zum Feldmarſchall ernannt, den Oberbefehl über das liguiſtiſche Heer, welches er einige Wochen ſpäter dem nun wieder an die Spitze geſtellten Waldſtein bei Eger zuführte. Gemeinſchaftlich mit dieſem zog er dann nach Nürnberg, ſchloß es ein und legte bei dem heftigen Angriffe Guſtav Adolphs auf das verſchanzte Lager, Beweiſe großer Umſicht und ſeltenen Muthes an den Tag.

1633 befehligte Aldringen ein abgeſondertes Corps in Baiern und legte hier Proben von einem ganz eigenthümlichen Talente ab. Bekanntlich handelte damals Waldſtein mehr im eigenen als im Intereſſe des Kaiſers, weshalb Aldringen oft Befehle von Beiden erhielt, die einander gänzlich entgegen waren. Dennoch ſuchte er Beiden zu gehorchen und wenigſtens jeden Schein eines Ungehorſams zu vermeiden. Der Kaiſer befahl ihm, im Vereine mit dem aus Italien kommenden Herzoge von Feria, die in Schwaben und Elſaß ſtehenden ſchwediſchen Heeresabtheilungen zu vertreiben; Waldſtein hingegen verbot ihm dies bei ſtrenger Ahndung.

Aldringen ergriff das Auskunftsmittel, eine große ſtrategiſche Thätigkeit gegen die Schweden zu entwickeln und hinderte dieſelben, ſich dort feſter zu ſetzen, vermied aber jede größere Schlacht, wofür er immer einen in den Verhältniſſen liegenden Grund angab, und befriedigte ſolcher Geſtalt freilich lange Zeit ſeine beiden Gebieter, ohne aber die Sache des Kaiſers dabei beſonders zu fördern. Memmingen, Kaufbeuern, Landsberg, Dutlingen, Willingen nahm Aldringen ohne viele Umſtände weg und zog dann an den Bodenſee, um ſich endlich doch mit dem Herzoge von Feria zu vereinigen, der ihm 14,000 Mann ſpaniſches Kriegsvolk zuführte. Dem vereinigten, nun beiläufig 30,000 Mann ſtarken Heere ergab ſich nun auch die Reichsſtadt Biberach, der Schlüſſel von Schwaben. Beide Heere zuſammen, umgeben von tüchtigen Generalen, hätten manch erfolgreichen und folgenwichtigen Kampf führen können, hätte anders der Deutſche zum hochfahrenden Spanier, hätte der weichliche Italiener zum rauhen Herbſtkriege im rauhen Deutſchland gepaßt, und wären Aldringen nicht, wie erwähnt, durch die widerſprechendſten Ordres die Hände gebunden worden. Bei dem vereinigten Heere befand ſich auch der Feldzeugmeiſter Hans Heinrich von Reinach, aus uraltem alemanniſchem Freiherrngeſchlecht, ein Siegesgefährte Tilly's, der mehrjährige Vertheidiger Stade's, der Waffengenoſſe Pappenheims im Zuge auf Maſtricht, der das Feld bei Lützen behauptet, und dann mit ſeinen hin- und hergewürfelten Regimentern nach der kurzen böhmiſchen Winterruhe im Frühlinge zu Aldringen in Oberſchwaben geſtoßen war, um in jenem Winkel Deutſchlands als Schutzhort der öſterreichiſchen Vorlande ſich einen unvergeſſenen Namen zu erwerben. Solchem mächtigen Heere, ſolchen tüchtigen Generalen gegenüber mußten die Schweden unter Bernhard von Weimar und Horn von Breiſach, Zabern und Hagenau bald abziehen; da aber Aldringen jede Gelegenheit zu einer Schlacht, ſelbſt die günſtigſte dazu, bei Sulz (am 18. October), vermied, ſo überwarf er ſich bald mit Feria, beide trennten ſich und Aldringen blieb allein noch einige Zeit im Breisgau. Feria zog mit ſeinem Heere auf langen Irrwegen nach Baiern. Auf dem Wege dahin ſchmolz daſſelbe durch kleine Gefechte, Ausreißer und Krankheiten ſehr zuſammen und Feria ſelbſt ſtarb bald darauf zu München.

Auch Aldringen, deſſen Heer ebenfalls von Krankheiten ſtark heimgeſucht worden, zog 1633 aus dem Elſaß, durch Schwaben nach Baiern. Auf dem Zuge dahin berührte Aldringen Regensburg und fand hier

Veranlaſſung, eine ſtrenge, ja faſt grauſame Juſtiz zu üben. Die wichtige Feſtung Ingolſtadt ſtand damals unter den Befehlen des bairiſchen Generals Kratz von Scharpfenſtein; Kratz hatte viele Verdienſte, daher ihn Tilly, der ſie anerkannte, noch ehe er verſchied, zu ſeinem Nachfolger erſah. Gleichwohl war ihm Aldringen vorgezogen und mit dem Oberbefehl betraut worden. Die Rache, welche ſeitdem in Kratz's Bruſt kochte, verleitete ihn, die wichtige Feſtung den Schweden in die Hände ſpielen und ſo ſein Müthchen durch dieſen böſen Streich kühlen zu wollen.

Allein der Anſchlag mißlang an der Wachſamkeit der treuen Beſatzung, Kratz flüchtete ſich nur mit Mühe zu den Schweden, hingegen ſein Mitſchuldiger der Oberſte Georg von Fahrensberg ward ergriffen und nach Regensburg zu Aldringen gebracht.

Fahrensberg war der Sohn eines tapferen adeligen Livländers, der ſich in den Kriegen Polens wider Schweden und Rußland einen bedeutenden Namen erworben hatte.

Auf Geheiß Aldringens ward Fahrensberg, trotzdem daß manche Gründe ihn der Gnade empfahlen, zur Enthauptung verurtheilt und ſollte dieſe am 29. Mai zu Regensburg, in Gegenwart Aldringens ſtattfinden. Fahrensberg wollte am Richtplatze noch eine Rede halten und ſeine Unſchuld betheuern, es wurde ihm aber Schweigen bedeutet und niederzuknieen befohlen. Er that es, bückte ſich aber, während der Scharfrichter den Streich führte, ſo daß das Schwert über ſeinem Haupte wegfuhr, worauf er von der Bühne ſprang und nicht mehr zu bewegen war, ſie nochmals zu beſteigen. Aldringen befahl, das Urtheil mit Gewalt an ihm zu vollziehen, und nun traten vier Scharfrichter auf, die ihn, da er ſich nicht ruhig hielt, in Stücke hieben.

Erſt einen Tag ſpäter ſoll Fahrensbergs Begnadigung, welche ſeine Frau am Hofe zu Wien flehentlichſt erbat, nur leider zu ſpät, eingetroffen ſein. —

Von Härte, Geiz und Habſucht kann man unſern Feldherrn nicht freiſprechen, Kriegsſteuern trieb er mit unerbittlicher Strenge, ſelbſt von dem Aermſten ein und war bemüht, wo es ſein konnte, im Kriege ſein Beſtes zu bedenken.

Gleichwohl mußte er ſeiner Habſucht zu gebieten gewußt haben, da er den glänzendſten Verſprechungen Waldſteins, der ihn wiederholt zu ſich nach Pilſen lud, kein Gehör gab. Durch ſchlaue Ausreden,

Krankheit vorſchützend und unter heuchleriſchen Betheuerungen ſeiner Bereitwilligkeit, wußte ſich Aldringen von all den gefährlichen Plänen Waldſteins fern und frei zu halten. Er hielt ſeine Truppen in Baiern zuſammen und wurde daher nach Waldſteins Tode von dem Kaiſer in den Grafenſtand erhoben und für ſeine Treue mit mehreren Gütern des ermordeten Kinsky, worunter die Herrſchaft Teplitz, belohnt.

In dem Feldzuge 1634 entfaltete Aldringen, jetzt durch keine geheimen Gegenbefehle mehr beirrt, ſein ganzes großes ſtrategiſches Talent und hinderte die Schweden an der beabſichtigten Vereinigung zum Entſatze Regensburgs. Er eroberte das in Baiern ſchon von den Schweden beſetzt geweſene Sulzbach, Straubingen, Kehlheim und Cham, überrumpelte Naaburg und ſetzte ſich an der Iſar feſt, um den Schweden den Uebergang bei Landshut zu verwehren. Landshut, deſſen Befehlshaber trotz der geringen Beſatzung, im Vertrauen und auf die Nähe Aldringens bauend, den Schweden die Uebergabe muthig und trotzig verweigerte, ward am 22. Juli 1634 von den Schweden heftig beſtürmt. Aber während Aldringen einige Verſtärkung in die Stadt warf, ſelbſt hinein eilte und der unter ihm commandirende Johann von Werth jenſeits der Iſarbrücke blieb, drangen die Schweden Abends im Sturme durch eine Breſche in die Stadt und verbreiteten in dieſer dieſelben Schrecken und Greuel, welche Magdeburg vor drei Jahren unter Tilly's Schaaren erlitten hatte. Aldringen, zum Rückzuge gezwungen, verſuchte, ſich an der Spitze einiger Schwadronen durchzuſchlagen. Das angſtvolle Getümmel der fliehenden Beſatzung und der Einwohner verſtopfte die Iſarbrücke; Aldringen ſuchte daher durch den Fluß zu ſetzen, wurde aber, ehe er das andere Ufer erreichte, von zwei Kugeln getroffen und ſtarb in der nämlichen Nacht. Noch iſt es zweifelhaft, ob er von Feindes- oder Freundeshand gefallen, denn die Verwirrung war zu groß und die Ausſagen ſeiner Umgebung widerſprechen ſich zu ſehr. Einige behaupten, er wäre durch ein zufällig abgefeuertes Gewehr, Andere, er wäre durch den Schuß rachſüchtiger Croaten, deren Wildheit er oft zu zügeln verſucht, gefallen. Er wurde im Kloſter Bruel bei Regensburg begraben. Aldringen war ein kluger und tapferer Feldherr, aber leider habſüchtig und hart gegen die wehrloſen Bewohner des Kriegsſchauplatzes und nicht ſelten auch hart gegen ſeine eigenen Krieger. Durch Gewandtheit, Muth und Kenntniſſe arbeitete er ſich aus niederem Stande durch alle Grade des kaiſerlichen Kriegsdienſtes

hindurch bis zur höchſten Feldherrnwürde, und ſah ſich mit dem Grafentitel, einer vornehmen Heirath geehrt und im Beſitze anſehnlicher Reichthümer; aber er ſtarb kinderlos, gehaßt von den Soldaten und vom Volke wegen ſeines Geizes und ſeiner Härte. Seltſam war es von ihm, daß er, wie Tilly, ein Verächter des Weins geweſen. Da er zwei Brüder hinterließ, die beide Geiſtliche waren, und von ſeiner Gemahlin, einer Gräfin Arco, wie erwähnt, keine Kinder hatte, ſo fielen ſein Vermögen und ſeine Güter an das gräfliche Haus Clary, dem er verwandt geworden, und welches ſich jetzt noch von Clary-Aldringen nennt. Nur ſeine Bücherſammlung, in der ſich ſchätzbare Handſchriften befanden, die er aus Mantua mitgebracht hatte, bekam ſein älterer Bruder, der Biſchof von Seckau war.

Johann Chriſtoph Freiherr von Löbel,

Herr auf Greinburg und Tresdorf, kaiſerl. Generalmajor, Hofkriegsraths-Vicepräſident und Stadtcommandant zu Wien, kaiſerl. Kämmerer.

Die Leble, Loble, öſterreichiſch Löbel, aus dem Elſaß entſproſſen, kamen aus Schwaben nach Oeſterreich. — Hanns Löble, Ritter, um 1490 geboren, war 1524 des Erzherzogs Ferdinand Pfennigmeiſter (Einnehmer der landesfürſtlichen Gefälle), hernach Rath, Landvoigt in Schwaben, dann Burgvoigt in Enns. Ein Hanns Leble diente ſchon bei der Belagerung Wiens 1529 in Hanns von Katzianers Regimente. Ein Hanns Jakob von Löbel, Landeshauptmann im Lande ob der Enns, der ſpäter mit den empörten Bauern viel zu ſchaffen hatte, ward ſchon am 2. Januar 1589 vom Kaiſer Rudolph ſammt ſeinem Bruder Johann Bernhard in den Freiherrenſtand erhoben; er ſtarb auf ſeinem Schloſſe zu Greinburg 1602. Deſſen ſchon erwähnter Bruder, Freiherr Johann Bernhard (der Vater unſers Helden), war von 1592 — 95 niederöſterreichiſcher Regierungsrath, hernach kaiſerlicher Oberſter des Erzherzogs Matthias, Oberſtkämmerer, und 1600 kaiſerlicher Schloßhauptmann zu Forchtenſtein und Eiſenſtadt in Ungarn, welche beiden Schlöſſer er auch ſpäter pfandweiſe inne hatte, noch ſpäter aber das Gut

Erlaa unter dem Wienerberge dazu kaufte, und 1609 ſtarb. Aus ſeiner Ehe mit Felicitas Freiin von Teufl hinterließ er nur einen Sohn, den am 12. December 1587 zu Wien gebornen, nachmals als kaiſerlicher General berühmten Johann Chriſtoph Freiherrn von Löbel, Herrn auf Greinburg, Tresſtorf ꝛc.

Johann Chriſtoph, der Sitte der damaligen Zeit gemäß früh in allen Waffenübungen unterrichtet und geübt, trat zeitig in kaiſerliche Kriegsdienſte und kommt ſchon 1620 als Oberſter vor, in welcher Eigenſchaft er einiges Fußvolk unter Bucquoi's Oberbefehl gegen den Fürſten Bethlen-Gabor nach Ungarn führte und ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten bemerkbar machte. Im Jahre 1624 begleitete er den Erzherzog Carl als Kämmerer nach Spanien und wußte ſich durch ſein edles Betragen die Achtung des dortigen Hofes zu erwerben, worauf er nach Oeſterreich zurückkehrte und hier gleich in Kriegsdienſten verwendet wurde. Hierzu gab der gefährliche Aufſtand Veranlaſſung, welchen bekanntlich die Bauern im Jahre 1626 im Lande ob der Enns erregten, und dadurch das ganze Land in Gährung verſetzten. Muth und Sektengeiſt der bewaffneten und an Zahl überlegenen Bauern trotzten anfangs der Kriegserfahrung der kaiſerlichen Generale. Der Freiherr Johann Chriſtoph von Löbel, welcher den Auftrag erhielt, gegen dieſe Verführten zu ziehen, beſetzte mit mehreren tauſend Mann die Grenze des Landes ob der Enns, unternahm einen herzhaften Angriff auf das Lager der Bauern bei Enns, eroberte dieſes ſo wie Enns ſelbſt, und nahm eine bedeutende Anzahl Bauern gefangen, deren auch ein nicht minderer Theil im heißen Kampfe niedergehauen wurde. Löbel hatte ſich der Ennſer Brücke bemächtigt und ſicherte ſich dadurch den Uebergang über den Fluß gleiches Namens. Gern wäre er nun mit ſeinen Truppen der von den Bauern hartbedrängten Stadt Linz zu Hilfe geeilt, allein gegen die Ueberzahl der Bauern war ſeine Macht zu gering. Dagegen ruhte er nicht, in kleineren Kämpfen ihnen an verſchiedenen Orten empfindliche Schläge und Verluſte beizubringen; er eroberte Wels, bald auch Ebersberg und nahm den Bauern zwei Stücke Geſchütz, das ihnen kurz zuvor der Herzog von Holſtein hatte laſſen müſſen. Nach Pappenheims Ankunft vereinigte er ſich mit dieſem, und befehligte in der Schlacht bei Efferding am 8. November 1626 den linken Flügel, auf welchem die Kaiſerlichen fochten, und er durch muthiges Ausharren während der Wiederherſtellung des bereits geworfenen rechten den Sieg entſchied. Minder

glücklich war Löbel am 11. November im Treffen bei Gmunden; hier warf sich die Hauptmacht der Gegner wieder auf den rechten Flügel, den diesmal er commandirte, und ihre Uebermacht zerstreute seine Truppen so gänzlich, daß nur das Standhalten des linken Flügels das Gleichgewicht wiederherstellte und es zuletzt bis zum Uebergewichte trieb. Doch um dieses den Kaiserlichen zu erhalten und zu sichern, war Löbel gleich nach seiner Niederlage wieder wirksam, vereinigte seine Flüchtlinge an den Mauern von Gmunden, half dem siegreichen linken Flügel die endlich zurückgedrängten Gegner verfolgen, und nahm auch an deren ferneren Niederlagen bei Böcklabruck und Wolfseck großen Antheil.

Als diese Unruhen gedämpft waren, wurde Löbel vom Kaiser Ferdinand II. zum Generalmajor erhoben und bekam ein eigenes Regiment, welches zwar 1632 von den Truppen des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar bei Hameln geschlagen und zerstreut, doch bald darauf wiederhergestellt wurde. Der Kaiser erhob ihn zum Hofkriegsrath; den 15. December 1629 wurde Löbel Stadtguardia-Oberster zu Wien, endlich Hofkriegsraths-Vicepräsident und Stadtcommandant von Wien, dessen Festungswerke er sehr verbesserte, und im Südwesten der Stadt die nach ihm benannte, allen Wienern wohlbekannte Löblbastei, in deren Nähe sein Landhaus gestanden, erbaute.

Löbel starb zu Wien am 12. Juni 1638, und ruht bei den Dominikanern daselbst in eigener Gruft neben dem von ihm erbauten Altare der heiligen Katharina von Siena. Löbels erste Gemahlin, Anna Katharina Freiin von Ratkay, aus Croatien, gebar ihm keine Kinder. Die zweite Gemahlin war Anna Maria, Tochter Adams Freiherrn von Herberstein, kaiserlichen Kämmerers und Oberjägermeisters, dann 1618 Großbotschafters an der osmannischen Pforte, und der Frau Magdalena Freiin von Khunn von Belasi aus Tyrol. Sie gebar ihrem Gatten den Sohn Johann Bernhard von Löbel, der als der Letzte dieses Geschlechts im 22. Jahre, den 4. August 1649, verschied, und sechs Töchter, von denen eine, Maria Euphrosine, an den kaiserlichen Feldmarschall Baron Zahradek, eine andere, Maria Sophia, an den tapfern Grafen Niklas von Zrini II., den Erbauer von Neuserinwar, welcher im November 1664 auf der Jagd einen gräßlichen Tod fand, vermählt war.

Philipp Friedrich Freiherr von Breuner,

kaiſerlicher Feldzeugmeiſter.

Philipp Friedrich, aus einem alten adeligen Geſchlechte ſtammend, das anfangs in den Niederlanden zu Utrecht, dann zu Köln anſäſſig war, und im 14. Jahrhundert nach Steiermark und Oeſterreich kam, ward 1601 geboren. Seine Eltern waren Caspar von Breuner, aus der Philippiniſchen Linie dieſes Hauſes, und Anna Maria Freiin von Trautmannsdorf. Nach beendigten Studien und nach der Zurückkunft von einigen Reiſen, die er zu ſeiner Ausbildung unternahm, zog ihn ſein Vetter, der K. K. Generalmajor, Hans von Breuner*), in kaiſerliche Kriegsdienſte; an dieſem würdigen Krieger, der in der Schlacht bei Lützen ehrenvoll ſeine Tage beſchloß, hatte unſer Breuner allerdings ein vortreffliches Vorbild zur Nachahmung. Breuner machte ſich auch bald auf den verſchiedenen Zügen, die vor und nach der Schlacht bei Prag nach Böhmen und Ungarn geſchahen, bemerkbar und dem Heere nützlich, daher wir ihn ſchon 1625 als Oberſten ein Regiment befehligen ſehen. In demſelben Jahre führte er ſein Regiment nach Oeſterreich ob der Enns, wo er mit Löbel und Auersperg vereint Linz befreien half, welches die obderennſiſchen aufſtändiſchen Bauern nach Stephan Fadingers Tode unter Achaz Willinger hart belagerten. Nach Beendigung dieſes Feldzuges focht Breuner gegen die Dänen, und ſpäter unter dem Grafen Pappenheim auch gegen die Schweden. Mit Pappenheim zog er auch vor Halle und dann in die Schlacht bei Lützen, wo ſich Breuner eben ſo, wie ſein ſchon erwähnter Vetter, der Generalmajor, nunmehrige Feldzeugmeiſter Hanns von Breuner, rühmlichſt auszeichnete. Beide wurden verwundet. Der Feldzeugmeiſter, welcher hartnäckig das Geſchütz vertheidigte, durch eine Musketenkugel im Geſicht, war aber ſo ſchwer verletzt, daß er kurz nach der Schlacht ſtarb. Philipp Friedrich begleitete die ferneren Züge

*) Der im dreißigjährigen Kriege oft genannte Freiherr Hanns Wilhelm Breuner, K. K. Feldzeugmeiſter, war Hofkriegsrath Kaiſer Ferdinands II., und eine Zeit lang Commandant von Raab.

Waldſteins und war 1634 Zeuge von dem Falle dieſes Feldherrn, deſſen Folgen ihn jedoch nicht berührten.

Von dem römiſchen Könige Ferdinand III. erhielt er bald darauf den Auftrag, mit ſeinem Regimente zu ihm zu ſtoßen und mit ihm nach Deutſchland zu ziehen, wo er 1634 der Belagerung von Regensburg beiwohnte, das eben ſo muthig angegriffen als ſtandhaft vertheidigt wurde.

Hier fiel den 3. Juni der kaiſerliche Generalmajor Graf Johann Balthaſar von Dietrichſtein, durch einen Schuß in den Kopf, und hier ward auch Breuner, der muthig bis an die Schanzen vorgedrungen war, durch zwei Schüſſe verwundet und gerieth in Gefangenſchaft, wurde aber ſo ſchnell wieder in Freiheit geſetzt, daß er ſchon am 6. September deſſelben Jahres in der Schlacht bei Nördlingen wieder fechten und ſich von Neuem einen Namen machen konnte. Im folgenden Jahre ward Breuner zur Belagerung von Heidelberg berufen, welches eine ſeiner wichtigſten Unternehmungen war. Heidelberg, das von den Schweden tapfer vertheidigt wurde, war um ſo ſchwerer und mit weit größerer Umſicht zu belagern, da in der Feſtung ſich die Peſt zeigte, deren Fernhaltung von dem kaiſerlichen Lager dringend geboten war, was ſich aber mit den Abſichten auf den Platz ſchwer vereinigen ließ. Breuner traf Anſtalten, durch welche er dem Orte mit eben ſo großer Wachſamkeit als Geſchicklichkeit ſo lange alle Zufuhr abſchnitt, bis Stadt und Schloß ſich ergeben mußten. Bereits zum Feldzeugmeiſter vorgerückt, wohnte er jetzt noch den beſchwerlichen Zügen des Grafen von Gallas bei, drang mit ihm bis an die Oſtſee, verfiel aber 1638 während der Belagerung von Warnemünde in ein hitziges Fieber, an welchem er in Kürze ſtarb. (+ 25. März 1638, laut Grabſchrift der Spitalkirche in Wien.)

Nikolaus Graf Eſterházy von Gálántha,

Graf von Beregh, Palatin des Königreichs Ungarn, K. K. Geheimer Rath, Kämmerer und Feldmarſchall, Ritter des goldenen Vließes, Erbobergeſpan des Oedenburger Comitates.

Ungarn zählt Nikolaus Eſterházy zu ſeinen größten und verdienteſten Palatinen, der durch bleibende Folgen ſeiner tüchtigen Verwaltung und Verwendung ſowohl als Staatsmann, wie als Heerführer ſeiner Nation unendlich nützlich, und darum unvergeßlich geworden. Eſterházy war ein Staatsmann und Feldherr, der in der harten Schule des Unglücks ſich zum großen Manne gebildet. Erſt der Liebling der Eltern, was er wegen ſeiner Geiſtesanlagen und tadelloſen Sitten mit ſo vielem Rechte war, wurde er ſpäter wegen ſeines Uebertritts zur katholiſchen Kirche der Gegenſtand ihres Haſſes. Mitten in ſeinem Vaterlande ein Vertriebener und ſelbſt des Nothwendigſten beraubt, machte er frühzeitig die harte, bittere, nicht ſelten auch gefährliche Schule der Armuth, der Verfolgung praktiſch durch, deren Erfahrungen und Lehren er nie vergaß.

Nikolaus Eſterházy war der ſiebente Sohn Franz Graf Eſterházy's von Gálántha und Sophiens Illesházy von Trenthin, einer Schweſter des ungariſchen Palatins Stephan Illesházy. Nikolaus wurde am 8. April 1582 zu Gálántha im Preßburger Comitate Ungarns geboren, in der, ſeinem Hauſe eigenen reformirten Lehre erzogen, und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der hohen Schule zu Tyrnau, wo er zur katholiſchen Kirche übertrat, dadurch aber ſo ſehr den Zorn ſeines eifrig reformirten Vaters ſich zuzog, daß er aus deſſen Hauſe fliehen und mitten im Vaterlande lange in bitterſter Noth umherirren mußte. Später fand er eine Zeit lang Aufnahme in dem Hauſe ſeines mütterlichen Oheims Stephan Illesházy, bei welchem, als dem Palatin des Reiches, er ſich frühzeitig in den Geſchäften übte; nach deſſen Tode ſuchte und fand er Schutz bei dem großmüthigen, ihm entfernt verwandten Franz Magoczy, Commandanten von Kaſchau, deſſen Kriegserfahrung ihm die erſte Einleitung in die Kriegskunde gewährte. In dieſen trüben Jahren der Verbannung lernte er hier beſonders die Kunſt des kleinen Krieges, indem ihn Magoczy zu den polniſchen und ungariſchen Heerzügen, beſonders aber zu

den öfteren Streifereien aus Kaſchau, zu welchen er in jenen kriegeriſchen Zeiten nicht ſelten die Veranlaſſung in ſeiner Befehlshaberſtelle fand, ſtets mitnahm, und ihm ſo Gelegenheit gewährte, ſich manche fruchtbringende Erfahrungen zu ſammeln.

Kaſchau hatte in jenen bewegten Zeiten Manches zu leiden, und ſein Befehlshaber Magoczy hatte vollauf zu thun, bald einem Ueberfalle zuvorzukommen, bald einem andern Platze in der Nähe zu Hilfe zu eilen, bald die Gegend von ſtreifenden Türken, Siebenbürgern und abtrünnigen Ungarn zu befreien. Nikolaus Eſterházy bewährte ſich in allen dieſen Zügen. Aufgaben, wie er ſie hier zu löſen hatte, machen zwar nicht ſo viel Geräuſch in der Geſchichte, als Züge mit zahlreichen Heeren, die große und wichtige Plätze erobern und die Tage mit Feldſchlachten bezeichnen; aber da es nicht geringeren Aufwand an Muth und Vorſicht, an Terrainkenntniß erfordert, mit nur ſchwachen Haufen hier einen bedrohten Trieb Rindvieh zu retten, dort eine Reihe Wagen mit Lebensmitteln durch lauernde Feinde zu bringen, und es da nicht minder Ehre und Leben gilt, ſo erwirbt ſich der Mann, der hier aushält und klug ſeine Aufgabe löſ't, um ſo mehr Anſpruch auf den Dank der Seinigen, je weniger er darauf rechnen darf, ihn wirklich einzuernten.

Feinheit im Umgange, ſein zuvorkommendes Benehmen gegen Alle, verbunden mit einer großen Mäßigkeit, damals Kriegern nicht ſehr gewöhnliche Vorzüge, die ihn im Glücke eben ſo wenig als in ſeiner beſchränkten Lage verließen, erwarben Nikolaus Eſterházy bald das Zutrauen und die Liebe ſeiner Umgebung; ſein gefälliges Aeußere, ſein Muth erhöhten dies. Magoczy und ſeine Gemahlin fanden immer mehr Wohlgefallen an ihm, und als Magoczy nach wenigen Jahren ſtarb, vermählte ſich Nikolaus mit deſſen Witwe, Urſula Terſffy von Szerdahely, durch die er in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens kam, und dadurch ſeine Lage beſſer und ehrenvoller geſtaltete. Als Kaiſer Matthias, der unſern Nikolaus ſchon 1611 ſammt ſeinem älteren Bruder unter die Magnaten Ungarns einführte, im Jahre 1614 eine Verſammlung der Stände aller Erblande nach Linz berief, kam auch Nikolaus Eſterházy als Abgeordneter ſeiner Nation dahin, und wußte ſich das Wohlwollen des Monarchen in ſo hohem Grade zu erwerben, daß er ihn ſchon 1617 zum Grafen von Beregh und zum Obergeſpan des Beregher, und 1618 zum Obergeſpan des Sohler Comitates und zum Magister curiae

regiae (Reichsmarſchall) erhob. Die guten Dienſte, welche Eſterházy dem Kaiſer bei der Verſammlung zu Linz leiſtete, wo die Abgeordneten nicht ſelten ſich blos durch deſſen tactvolles Zureden in ihren verſchiedenen Meinungen und Streitigkeiten einigten, waren die Hauptveranlaſſung der Ehren, mit welchen ihn nun der Kaiſer belohnte. — In noch höherem Grade erwarb ſich Eſterházy das Vertrauen und die Gunſt von Matthias Nachfolger, Kaiſer Ferdinand II., der ihn zu mancher wichtigen Arbeit und Sendung verwendete. — Zum Befehlshaber an den Grenzen Ungarns ernannt, bekam Eſterházy bald Gelegenheit, bei den häufigen Einfällen des unruhigen Fürſten Bethlen-Gabor ſeine Anlagen zu kriegeriſchen Unternehmungen darzuthun; leider ſtand ihm aber nicht viel Kriegsvolk zu Gebote. So war, als 1620 Bethlen-Gabor mit großer Mannſchaft anrückte, Eſterházy's Heer viel zu gering, daß er ſelbſt mit dem größten Muthe nichts ausgerichtet hätte. Er warf ſich daher in das vier Stunden von Oedenburg gelegene Schloß Lackenbach (auch Lackenhaus genannt, nun Eigenthum der fürſtlichen Familie Eſterházy, vormals Erbbegräbnißſtätte der Nadasdy, wo auch der zu Wien hingerichtete judex curiae Graf Nadasdy ruht), wo er ſich hielt, bis das kaiſerliche Heer unter dem Grafen Dampierre das Schloß entſetzte. Kaiſer Ferdinand II. verwendete Eſterházy zu den Friedensunterhandlungen mit Bethlen-Gabor (1620—1621), welchen er, obgleich derſelbe ihn anfangs wegen ſeiner warmen Anhänglichkeit an den Kaiſer mit ſeinem Haſſe verfolgte, 1621 doch zum Abſchluſſe eines Friedens bewog. Zur Belohnung ſeiner Dienſttreue und ſeines Eifers wurde er vom Kaiſer zum Kämmerer und zum judex curiae regiae (Reichs- und Hofrichter), welches in Ungarn die zweite Reichswürde iſt, erhoben. Er hatte ihm damals ſchon die Palatinswürde zugedacht, aber der beſcheidene Staatsmann lehnte ſie ab, um ſie ſpäter mit größeren Verdienſten und größerer Ehre zu übernehmen. Bald darauf ward Eſterházy zum Befehlshaber des feſten Schloſſes von Erſek-Ujvár und zum General der Bergſtädte (capitaneatus confinium antemontanarum) ernannt. Nach dem leider bald wieder ausgebrochenen Kriege hatte Eſterházy von Ujvár aus mit den türkiſchen und ſiebenbürgiſchen Streifparteien, die bis an Mährens Grenze Alles mit Feuer und Schwert verheerten, manch ſchweren Kampf zu beſtehen, um ſo mehr, da er ihrer Ueberlegenheit auch hier nur wenige Mannſchaft entgegenſtellen konnte. Weder der kaiſerliche General Hieronymus Caraffa von Monte-

negro, der bei Göding ſtand, noch Eſterházy vermochten den mit ſeltener Macht heranrückenden Bethlen-Gabor, der eben Fillek mit dem größten Theile von Niederungarn, einige Bergſtädte und Tyrnau eingenommen hatte, aufzuhalten. Da bediente ſich Eſterházy einer Kriegsliſt; er ließ aller Orten das Gerücht ausſprengen, daß ein polniſches Kriegsheer zur Hilfe des Kaiſers herannahe. Durch dieſe falſche Nachricht erſchreckt, ward Bethlen-Gabor um ſo verlegener, als nun gerade auch die türkiſchen und tatariſchen Hilfstruppen, welche einen beträchtlichen Theil ſeines gefürchteten Heeres ausmachten, plötzlich eigenmächtig abzogen. Eſterházy, der ſchon kurz vorher zwei Mal aus einem Hinterhalte den Gegnern bedeutenden Abbruch gemacht hatte, benützte dieſe ſchöne Gelegenheit und die Unentſchloſſenheit Bethlen-Gabors mit der ihm eigenthümlichen Umſicht, griff die abziehenden Türken und Tataren den 8. November 1623 bei ihrem Uebergange über den Neutrafluß an, ſchlug und zerſtreute ſie gänzlich, ſprengte gegen 1000 Mann in das Waſſer und befreite an 1400 mähriſche Einwohner, welche von den Barbaren zu Gefangenen gemacht worden waren, und mit ſechs eroberten Fahnen nach Wien geſchickt wurden. Als auch Bethlen-Gabor abzog, verfolgte ihn Eſterházy nicht minder lebhaft und wußte des Gegners größere zerſtreute Parteien ſo vortheilhaft zu bekämpfen, die kleineren ſo gut aufzufangen, daß, als er den 20. Januar 1624 in Wien feierlich einritt, er viele, zum Theil vornehme Gefangene, dann fünf Kameele und 35 Fahnen mitbrachte. Kaiſer Ferdinand dankte ſeinem Feldherrn in ſehr lebhaften Ausdrücken für ſeine Anſtrengung und für ſeine trefflichen dem Vaterlande geleiſteten Dienſte, und führte ihn 1625 auf dem Reichstage zu Oedenburg mit Beiſtimmung der meiſten Stände als Palatin des Reiches und zugleich als Erbobergeſpan von Oedenburg ein.

So hatte Nikolaus Eſterházy durch Thatkraft, Weisheit und eine glühende Vaterlandsliebe, gepaart mit der reinſten, treueſten Anhänglichkeit, die höchſte Würde ſeines Geburtslandes erlangt. Drei Jahre darauf, 1628, überſandte ihm König Philipp IV. von Spanien den Orden des goldenen Vließes.

Zur Stillung der inneren Unruhen ſeines oft von Parteiſucht ſchwer heimgeſuchten Vaterlandes führte Eſterházy zwei Mal, 1630 und 1644, den Oberbefehl über die geſammten kaiſerlichen Truppen in Ungarn mit einer Treue, Hingebung und Wachſamkeit, die nur von ihm zu erwarten

ſtand. Durch ſeine weiſen Anſtalten wußte er Georg Ragoczy I., den Nachfolger Bethlens in der Fürſtenwürde, den aber der Kaiſer nicht anerkannte, und welcher die Gährungen im Innern Ungarns klug für ſich benutzen wollte, in Achtung zu halten. Im Jahre 1645, als ſich der Palatin Eſterházy eben anſchickte, nach Tyrnau zu reiſen, um die vom Kaiſer gebilligten und bereits mit Georg Rágoczy eingeleiteten Unterhandlungen vollends zu Stande zu bringen, ging, erſchöpft von der Arbeit und den Sorgen ſeines thätigen, ganz dem Vaterlande gewidmeten Lebens, der Friedensſtifter ſelbſt am 11. September 1645 in die Wohnungen des ewigen Friedens hinüber.

So anſehnlich erweitert er den Beſitzſtand ſeines Hauſes hinterließ, ſo ward doch ſeinen Nachkommen ein noch weit ſchöneres Vermächtniß an ſeinen Beiſpielen von altungariſcher Redlichkeit und Treue, und überhaupt jeder Tugend, die den Staatsmann und den Krieger ziert, und welche die Nation in ſeinem eigenen Sohne, dem zweiten Palatin aus dieſem Hauſe, dem nicht weniger berühmten Paul Eſterházy*), dem erſten Fürſten dieſes Namens, auf eine glänzende Weiſe erneuert ſah.

Nach dem Tode ſeiner ſchon erwähnten erſten Gemahlin, von der er nur einen Sohn hatte, vermählte ſich der Palatin Nikolaus mit Chriſtiana, einer Tochter des berühmten Paul Nádry, die ihm noch vier Söhne (worunter der nachmalige Palatin Paul) und fünf Töchter gebar. Nikolaus Eſterházy liegt nebſt ſeinen zwei Frauen unter dem Altare der Jeſuitenkirche zu Tyrnau, die er erbauen ließ, begraben.

---

*) Deſſen Biographie folgt im zweiten Bande dieſes Werkes.

Der Herausgeber.

Ottavio Fürſt von Piccolomini,

Herzog von Amalfi, kaiſerl. General-Lieutenant, Ritter des goldenen Vließes, K. K. Geheimer Rath, Kämmerer und Hartſchieren-Leibgarde-Hauptmann.

Das Piccolominiſche Geſchlecht iſt eines der älteſten, anſehnlichſten und vornehmſten von den vielen Adelsgeſchlechtern Italiens.

Die Piccolomini ſtammen aus Rom, von wo ſie ſchon im 13. Jahrhunderte nach Siena und dann nach Toskana zogen. Große Männer, gleich ausgezeichnet in Gelehrſamkeit, in der Kirche, im Felde und im Staate, haben dieſes Geſchlecht unſterblich gemacht. Mit Stolz zählt es zwei Päpſte in ſeinen Reihen, worunter den gelehrten und berühmten Aeneás Sylvius Piccolomini, vertrauten Freund und Geheimſchreiber des Kaiſer Friedrich III., Biſchof von Trieſt, Cardinal, der ſpäter (1458) unter dem Namen Pius II. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, und welcher die ganze Zeit ſeines bewegten Lebens, in den wichtigſten Aemtern und Würden und ſelbſt als oberſter Hirt der Chriſtenheit, ſtets der wahre, warme und anhängliche Freund des Erzhauſes Oeſterreich geblieben. Von ihm exiſtiren eine Geſchichte Böhmens, dann die Lebensbeſchreibung ſeines kaiſerlichen Herrn und Freundes, Friedrichs III., und einige ſchätzenswerthe Dichtungen in lateiniſcher Sprache.*)

Ottavio Piccolomini wurde am 11. November 1599 zu Florenz geboren. Seine Aeltern waren Sylvius Piccolomini und Violanta Gerini (Querini?). Schon der Vater unſeres Helden, Sylvius Piccolomini, war in Kriegsdienſten vielfach ausgezeichnet und in mehreren hohen und Hofämtern thätig. Zur Zeit Alexander Farneſe's diente er im niederländiſchen Kriege; ſpäter führte er zwei Mal unter Kaiſer Rudolph II. jene Hilfstruppen nach Ungarn, welche der Großherzog von Florenz dem Kaiſer zugeſagt. Sylvius war Feldzeugmeiſter und Oberſt-

---

*) Die intereſſante Schilderung des Aeneás Sylvius über das Volksleben und die Sitten in Wien zu ſeiner Zeit habe ich in meinem neueſten eben erſchienenen Werkchen: „Hiſtoriſche Fresken“ mitgetheilt.

Der Herausgeber.

kämmerer des Großherzogs und hatte von ſeiner Gemahlin drei Söhne. Der älteſte, Aeneas, der früher ſchon Proben ſeiner Tapferkeit ablegte und verſchiedenen Heerzügen nach Deutſchland und Böhmen beiwohnte, fiel zu Anfang des 30jährigen Krieges. Der zweite Sohn, Ascanius, wurde Erzbiſchof von Siena und war dem Hauſe Oeſterreich ſtets beſonders anhänglich. Der dritte Sohn, unſer Held, Ottavio Piccolomini, trat frühzeitig, ſchon in dem Alter von kaum 16 Jahren in die Kriegsdienſte des ſeiner ganzen Familie gewogenen Erzhauſes Oeſterreich. Als gemeiner Picquenier wohnte er den ſpaniſch-öſterreichiſchen Feldzügen in der Lombardei bei. Hierauf kam er mit einem Regimente, welches der Großherzog von Toskana 1618 dem Kaiſer Ferdinand II. zu Hilfe ſandte, nach Deutſchland, und führte als Rittmeiſter eine Schaar von 100 Reitern. Unter Bucquoi wohnte er (1621) der Belagerung von Neuhäuſel bei, und wußte mit ſeiner geringen Schaar Reiter den Bethlen-Gaborſchen ihm vielfach überlegenen Truppen manche Schlappe geſchickt beizubringen. Nach Bucquoi's Fall vor Neuhäuſel wurde Ottavio, obwohl er nur Rittmeiſter war, in Anbetracht ſeiner Fähigkeiten das Commando eines Regiments übergeben. Als Obriſtlieutenant wohnte er ſpäter auch der Belagerung von Breda bei. Später führte er 1000 Reiter nach Italien, und nach ſeiner Zurückkunft nach Deutſchland unter Waldſtein ein Regiment Kuiraſſiere. Die große Offenheit, die ſein Aeußeres anzukündigen ſchien, ſeine gewinnenden Manieren und der Umſtand, daß er unter gleicher Stellung der Geſtirne mit Waldſtein geboren war, verſchafften ihm die vorzügliche Gunſt dieſes Feldherrn. Waldſtein machte ihn zum Obriſten und übergab ihm das Commando ſeiner Leibgarde. In der Gunſt des Friedländers immer mehr und mehr ſteigend, wurde er von ihm zu verſchiedenen politiſchen und militairiſchen Sendungen verwendet und wohnte auch der bekannten Belagerung von Stralſund bei. Als die Kaiſerlichen im Mantuaniſchen Kriege im Mai 1629 den Graubündtner Paß eingenommen hatten, führte Piccolomini zwei Regimenter nach Italien und beſorgte die Uebergabe wichtiger Depeſchen Waldſteins an Collalto und Aldringen. Eine Zeit lang führte Piccolomini auch den Vortrab des Aldringen'ſchen Corps und zeichnete ſich in dem erſten Treffen, welches die Kaiſerlichen mit den Mantuanern hatten, ſo wie auch ſpäter bei Caſale rühmlichſt aus. Den Friedenstractaten zu Cherasco wohnte Piccolomini als einer der kaiſerlichen Commiſſaire bei, und als die kaiſerlichen Regimenter wieder nach

Deutſchland zogen, um den dem Kaiſer und Reich abtrünnigen Herzog von Würtemberg zum Gehorſam zu bringen, führte er ſeine Regimenter dahin. Am großen Tage bei Lützen (1632) führte Piccolomini ſeine Kuiraſſiere ſieben Mal in das Feuer, und obwohl ihm vier Pferde unter dem Leibe erſchoſſen und er von ſechs Musketenſchüſſen ſtark verwundet wurde, gelang es ihm dennoch, die durch Pappenheims Tod außer Faſſung gerathenen Truppen unter dem eben einfallenden Nebel geordnet und ohne Verluſt zurückzuziehen. Es war ſein Regiment, bei welchem Guſtav Adolph den Tod gefunden.

Waldſtein, der in Folge dieſer Schlacht mit ſo vielen ſeiner Unterbefehlshaber unzufrieden war und manche Subalternoffiziere hart beſtrafte, belohnte Piccolomini mit einem Geſchenk von 30,000 Thalern, ernannte ihn zum Generalmajor und bewies, ſeine Tapferkeit und Umſicht laut anerkennend, ihm nur noch größeres Vertrauen als zuvor.

Nicht wenig mochte daher Waldſtein bei ſeinen letzten, weit ausſehenden Plänen auf ihn gerechnet haben, von dem er, wiewohl durch ſeine Vertrauten gewarnt, nichts Arges ahnen und aus ſeinem Horoſkop nicht ſehen konnte, daß eben ein ſo edler ihm ergebener Mann der Erſte ſein würde, perſönliche Verbindlichkeiten und freundſchaftliche Verhältniſſe der höhern Pflicht gegen den Monarchen unterzuordnen.

Piccolomini führte damals (1634) den Befehl in Oberöſterreich. Zu Pilſen noch, wo er meiſterhafte Verſtellungskunſt übte, kaum noch aus dem Verſchwörungsſaal getreten, gab er dem kaiſerlichen Hofe durch die Toskaniſchen Prinzen die erſte unmittelbare Nachricht, eilte dann ſelbſt nach Wien und ließ, da er in der Nacht eintraf, den Kaiſer im Schlafe wecken, weil man in der Stadt Verſtändniſſe vermuthen mußte und die Gegenanſtalten Eile forderten. Er und Gallas waren die thätigſten und die dem Kaiſer am treueſten ergebenen Generale, die in dieſer gefahrvollen Periode dem Hofe zur Seite ſtanden. Nachdem er ſelbſt mit Gallas zu Linz ſich beſprochen und Maßregeln genommen, brach er der Erſte mit gewaffneter Hand auf, ein Schritt, wobei er, wegen der ſchwankenden Treue ſo Vieler, auf die man ſich hier verlaſſen mußte, ſeine ganze Klugheit und Feinheit nöthig hatte, um ſich durch ſo manche Gefahren und Schwierigkeiten durchzuwinden; denn daß er das ſchon verlaſſene Pilſen ohne Widerſtand nur zu beſetzen haben und daß der große Schlag zu Eger bereits gethan ſein würde, ließ ſich nicht erwarten.

Er unterſtützte nun kräftig die Anſtalten, die Gallas gegen die bedenklichen Folgen traf, die man von innen und außen befürchten mußte, und war nicht ſelten der Hauptleiter der meiſten ſtattgefundenen Unternehmungen und Organiſationen. Kurz noch vor Waldſteins Fall vom Reiter-General zum Feldmarſchall erhoben, wurde Piccolomini mit neuen Gnaden des dankbaren kaiſerlichen Herrn überhäuft. So erhielt er z. B. aus Waldſteins Nachlaß auch die ſchöne Herrſchaft Nachod in Böhmen.

Bei der Belagerung Regensburgs (1634) zeichnete ſich Piccolomini unter den Augen des römiſchen Königs Ferdinand III. ganz beſonders aus. Von hier eilte er mit dem römiſchen Könige zur Belagerung Nördlingens, und als in Folge der zum Entſatze derſelben herbeieilenden Schweden die Schlacht bei Nördlingen am 6. September 1634 geſchlagen wurde, hielt Piccolomini eine Zeitlang mit wenigen Regimentern die ganze ſchwediſche Macht auf und trug nicht wenig zum Siege der kaiſerlichen Waffen bei. — Nach dieſer für Oeſterreichs Macht und Kriegsglück ſo folgenwichtigen Schlacht durchſtreifte Piccolomini mit Iſolani*)

*) Johann Ludwig Hektor Graf von Iſolani, kaiſerlicher Feldzeugmeiſter und kommandirender General in Croatien und Slavonien, 1580 zu Görz geboren, war der Sohn des angeblich aus Nikoſia auf der Inſel Cypern herſtammenden Johann Markus Freiherrn von Iſolani, welcher als kaiſerlicher Oberſtlieutenant bei der Eroberung von Stuhlweißenburg 1598 von den Türken gefangen wurde und 1599 elend zu Konſtantinopel ſtarb. Die Iſolani nannten als ihren Ahnherrn einen aus dem bekannten Königsgeſchlechte der Luſignan, welche einſt Cypern, Jeruſalem und Armenien beherrſchten. Sie ſiedelten ſpäter nach Bologna und von da nach Görz über und nahmen hier den Namen Iſolani (die Inſulaner) an. Johann Ludwig Iſolani, dem Beiſpiele ſeines wackern Vaters folgend, trat frühzeitig in kaiſerliche Kriegsdienſte und war ſchon 1602 Befehlshaber in dem bereits ſeinem Vater ſchon verhängnißvoll gewordenen Stuhlweißenburg. Auch ihm ward das Loos, bei der am 29. Auguſt 1602 erfolgten Uebergabe Stuhlweißenburgs an die Türken in Gefangenſchaft zu gerathen, denn ſchändlicher Weiſe hielten die Türken die Kapitulation nicht, nach welcher die Beſatzung frei abziehen ſollte, und führten dieſe als Kriegsgefangene nach Belgrad. Iſolani wußte ſich aber bald der Gefangenſchaft durch die Flucht zu entziehen, und 1620 begegnen wir ihm ſchon als Oberſten eines Croatenregimentes. Dieſes wilde, verwegene Corps beſtand aus der von den Landſtänden des Königreichs Croatien dem Kaiſer Ferdinand II. zu Hülfe geſchickten croatiſchen Maſſainſurrection, und Iſolani brachte daſſelbe dahin, daß es an Abhärtung und an Ausdauer bei forcirten Märſchen zuletzt mit den

einen Theil von Schwaben und Franken, um die ſchwediſchen Kriegsvölker zum Rückzuge zu zwingen. Mühelos nahm er das verlaſſene Mergentheim, den Sitz des Deutſchmeiſters, welches der Schwede Horn im Frühlinge dieſes Jahres als ſein Eigenthum verwaltet hatte, ferner Rothenburg an der Tauber, ging dann Anfangs September, ungehindert durch Herzog Wilhelm von Weimar, über den Main, eroberte Schweinfurt, belagerte Königshofen und ſchickte einen Theil von Iſolani's gefürchteten Croaten bis in den Thüringerwald gegen Koburg hinauf. Weiter oberhalb beunruhigte Iſolani ſelbſt Nürnberg, deſſen ſchwediſcher Befehlshaber Haſtwert in Folge einer Schußwunde ſtarb. Bis Weihnachten waren faſt alle Städte und Feſten Frankens erobert; in den Markgrafſchaften Anſpach

früher hierin unerreichten Schweden wetteiferte. Er zeichnete ſich im dreißigjährigen Kriege gegen Mansfeld aus, focht unter Savelli in Pommern und bei Breitenfeld. Seine Hauptfertigkeit beſtand im kleinen Kriege, in welchem er ein Meiſter war. Doch wurde er 1631 bei Silbach geſchlagen. In der Schlacht bei Lützen befehligte er die Vorpoſten an der Ruppach, mußte jedoch bei dem Angriffe der Schweden ſich auf das Hauptkorps zurückziehen. Waldſtein ſuchte den immer Geldbedürftigen durch Gunſtbezeugungen und Vortheile an ſich zu feſſeln. Aber in ſeinen Geſinnungen wankelmüthig und leichtfertig, fiel Iſolani von dem ſeinem Untergange zueilenden Friedländer ab, und erhielt zum Lohne für dieſen Abfall 1634 vom Kaiſer Ferdinand II. die von den Grafen von Oppersdorf confiscirten Herrſchaften Duba (Aicha) in Böhmen und Friedſtein zum Geſchenke, wurde zum Feldzeugmeiſter befördert und am 12. März 1635 in den Grafenſtand erhoben; 1636 erkaufte er die Herrſchaft Tribuswinkel bei Baden. — Iſolani eroberte bald nach ſeiner Erhebung Hochſtädt, und wohnte unter dem römiſchen Könige und Erzherzoge Ferdinand (III.) der Schlacht bei Nördlingen bei, focht dann unter Gallas in Burgund, 1637 in Heſſen, 1638 in Pommern und 1639 am Oberrhein gegen Herzog Bernhard von Weimar und Guebriant. Mit einer Sendung nach Wien beauftragt, ſtarb er daſelbſt 1640. Ohne als Menſch und Feldherr höhere Eigenſchaften zu beſitzen, war er ein tüchtiger Soldat und, wie ſchon bemerkt, ein geſchickter Praktiker im kleinen Kriege. Mit einigen guten Eigenſchaften vereinigte er auch ſo ziemlich alle aus einem unſtäten Leben entſpringende Fehler. Iſolani's Portrait, angeblich das einzig echte, hat ſich 1846 auf dem Schloſſe Duba (Böhmiſch-Aicha) vorgefunden, und iſt nun im Beſitze des Fürſten Rohan. Iſolani war vermählt mit Margaretha Freiin von Teufel, die ihm die einzige Tochter Iſabella gebar, welche den Schleier nahm und als Kloſterfrau zu St. Jakob in Wien ſtarb. Sie brachte dem Kloſter die Herrſchaft Duba zu.

(Nach: Oeſterr. Militairlexikon von Hirtenfeld Band III, und Joſ. Bergmann in den Wiener Jahrbüchern für Literatur Band 122.)

und Baireuth, wie in den andern bezwungenen Städten und Herrſchaften geboten Landeshauptleute und Pfennigmeiſter in des römiſchen Königs Namen; die alten Beſitzer wanderten allmählig wieder ein und die Reichsſtädte flüchteten ſich unter den Schutz des Friedens von Pirna und Prag. Während die übrigen kaiſerlichen Generale und Befehlshaber ſich nun in Heſſen und am Rhein ausbreiteten, ging Piccolomini in Folge eines ihm gewordenen kaiſerlichen Auftrages mit einer Heeresabtheilung nach den Niederlanden. Durch dieſes Hülfsheer, welches 12000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter ſtark war, veränderte ſich die Lage der Dinge in den Niederlanden ganz zum Vortheil der von dem Kardinalinfanten Don Fernando befehligten Spanier. Zwar waren Piccolomini's Verſuche auf die Schenkenſchanze und auf Hesdin vergeblich, aber deſto glücklicher war das Treffen, welches er den Franzoſen, welche Diedenhofen (Thionville) belagerten, dort lieferte, und den franzöſiſchen Marſchall Feuquières gefangen nahm. Piccolomini's Vorhut, geführt von dem ausgezeichneten General-Feldwachtmeiſter (General-Major) Johann von Beck, erſchien ſo unerwartet ſchnell am Morgen des 7. Juni 1639 vor Diedenhofen, daß es ihm nach einem kurzen Gefechte glücklich gelang, die überraſchten Franzoſen aus ihren vorderſten Quartieren zu verjagen und die Feſtung zu entſetzen. Am Abende deſſelben Tages ſuchte dann Piccolomini das geſammelte Hauptheer der Feinde, deſſen Führer alle Beſonnenheit verloren, hinter der Stadt auf und ſchlug es gänzlich in die Flucht, zumal da die franzöſiſchen Reiter ſich auf das Schimpflichſte benahmen und gegen Metz davon jagten. Sechstauſend Todte und Verwundete bedeckten die Wahlſtatt; viele vornehme Offiziere, nebſt einigen tauſend Gefangenen, alles Gepäck, die Fahnen und das Geſchütz geriethen in die Hand des Siegers, der den verwundeten Marſchall Marquis de Feuquières ſelbſt, in bedauerungswürdigem Zuſtande, nach Diedenhofen führte, und vor allen anderen den General von Beck lobend, die Ehrenthat „der öſterreichiſchen Waffen und deutſchen Nation gegen den übermüthigen Feind" dem dankbaren Kaiſer meldete. Feuquières ſtarb im folgenden Jahre zu Diedenhofen, mehr aus Gram über ſein Unglück, das er dem Neide der Marſchälle zuſchrieb, als wegen ſeiner Wunde, eben als die Auswechſelung mit Enkevort*), dem Lieblinge Piccolomini's,

*) Ueber Adrian von Enkevort werde ich ſpäter ausführlicher in der Biographie Johann von Werth's berichten. Der Herausgeber.

entſchieden war. — Piccolomini, außer Stande, auch Hesdin zu retten, machte, Mouſſon belagernd, dem Marſchall Chatillon ernſtlich zu thun, und zog ſich dann auf das Luxemburgiſche zurück, um bald darauf nach Deutſchland zurückzukehren. Der dankbare König von Spanien verlieh Piccolomini das im Neapolitaniſchen gelegene Herzogthum Amalfi, welches ſchon einer ſeiner Vorfahren beſeſſen, aber im Laufe der Zeit wieder verloren hatte.

Nun wieder in Deutſchland thätig (1640), hielt ſich Piccolomini im feſten Lager vor Saalfeld ſo lange, bis die Schweden, von Mangel gedrückt, eher als er aufbrechen mußten, wo er ihnen dann beobachtend durch Heſſen und Franken nachzog und Höxter durch Sturm einnahm. Piccolomini wollte hier eine Schiffbrücke ſchlagen laſſen, um über die Weſer zu ſetzen und in's Lüneburgiſche zu bringen, allein der mit ziemlicher Heeresmacht ſchnell herbeigeeilte ſchwediſche Marſchall Banér hinderte ihn an der Ueberſchreitung. Trotz aller Mühe gelang es Piccolomini nicht, ſich den Winter über auf feindlichem Boden lagern zu können. Die kaiſerliche Armee theilte ſich auf ſeine Veranlaſſung; er zog mit einer Heeresabtheilung den eigenen Gränzen näher, während eine andere verſuchte, die Unternehmungen der Franzoſen in der Wetterau aufzuhalten.

Zur Eröffnung des Feldzuges (1641) drängte ſich Piccolomini über Regensburg den Schweden, welche unter General Banér keck und übermüthig dort den Reichstag bedrohten, ſo raſch entgegen, daß er Banér durch den Böhmerwald bis nach Zwickau verfolgte. Er würde ſie noch weiter verfolgt haben, wenn nicht der tapfere ſchwediſche Oberſt Erich Slange, welcher ſchon bei Saalfeld einen Arm verloren, mit dem Regimente Birkenfeld und einer Compagnie Dragoner ſich nach Neuenburg am Walde geworfen, und dies ſo wie einen Engpaß vertheidigend, die Kaiſerlichen etwas aufgehalten hätte. Nach vier Stürmen, die Slange unter den ſchwachen Mauern muthig aushielt, mußte er ſich an Piccolomini ergeben. Mit ihm geriethen noch 4 Oberſte, 3 Oberſtlieutenants, die geſammte Mannſchaft ſammt Geſchütz und Feldgeräthe in die Hände der Kaiſerlichen. — Piccolomini, welcher ſich nun mit dem bairiſchen Feldmarſchall Geler vereinigt hatte, verfolgte Banér mit 20000 Mann unabläſſig, und zwiſchen Presnitz und Annaberg war Banér bald dem Untergange nahe, weil Piccolomini mit einem Theile ſeiner Truppen die Höhen bei Presnitz beſetzen und die Schweden in zwei Feuer bringen wollte.

Durch einen überaus angeſtrengten Marſch erreichte Banér noch eine halbe Stunde vor den Kaiſerlichen den Paß, entging jedoch nicht einem heftigen Nachhutgefecht. Mit Verluſt eines Theiles des Troſſes traf Banér am 20. März, ſo krank, daß er auf einer Bahre getragen werden mußte, in Zwickau ein. Die Kaiſerlichen, welche während 11 Tagen nicht abgeſattelt hatten, hielten jetzt auch an, um auszuruhen, ihre Feldherren machten ſich aber gegenſeitig Vorwürfe, daß Banér trotz ihrer ſo lebhaften Verfolgung entkommen ſei. Dieſer Zwiſt ſchadete mehrfach dem guten Fortgange des Feldzuges. Die Ruhe war nicht von langer Dauer. Am 12. April ſammelten ſich die Kaiſerlichen und Baiern in der Gegend von Oelsnitz; die Schweden paſſirten eiligſt die Saale, und ihre Vortruppen hielten nur noch das linke Ufer beſetzt. Banér ward in einer Sänfte nach Merſeburg getragen, wo er die erſchütternde Nachricht von des Herzogs Georg von Lüneburg Tode vernahm, und alsbald Choiſy beauftragte, mit der Witwe deſſelben, welche vorerſt die Regierung übernahm, in Unterhandlungen zu treten. Indeſſen war ein Theil der Kaiſerlichen und Baiern bei den Päſſen der untern Saale eingetroffen, paſſirte am 29. April dieſen Fluß bei Weißenfels und legte am linken Ufer Verſchanzungen an. Der franzöſiſche Marſchall Guebriant berichtete hierwegen an Banér, „er würde dem Feinde nicht gewachſen ſein," worauf ſich derſelbe trotz ſeiner Schwäche und Krankheit noch in's Feld tragen ließ, um durch ſeinen Rath dieſen Paß behaupten zu helfen. Der vereinigten Thätigkeit Beider gelang es auch, die bereits übergegangenen Kaiſerlichen zurückzuweiſen, ungeachtet Piccolomini hier nach und nach 10,000 Mann verſammelt und von den Weinbergen des rechten Ufers aus die Gegner jenſeits beſchoſſen hatte. Doch hatte auch er den Gegnern bedeutenden Schaden zugefügt, indem auf ſein Gebot ein waghalſiger Soldat durch's Waſſer ſchwamm, nackt mit einem Feuerbrande auf das Dorf Burgwerben zulief, wo das Gepäck von fünf ſchwediſchen Regimentern ſtand, das nächſte Strohdach in Brand ſteckte, ſo daß innerhalb einer halben Stunde der ſchöne Ort in Aſche lag.

Vorläufig hier den Uebergang aufgebend, aber Weißenfels noch behauptend, vertheilte Piccolomini das inzwiſchen ganz herangekommene Heer bis nach Bernburg hinab, und beunruhigte den Gegner durch neckende Angriffe auf verſchiedene Uebergangspunkte. Nachdem Piccolomini den feindlichen Feldherrn Banér, der nach der letzten Anſtrengung rettungslos in ſeine Krankheit zurückgefallen war, durch eine Reiterabtheilung, geführt

vom Grafen Bruay, auf ſeinem Schmerzenslager zu Merſeburg ſtören und ihn plötzlich überfallen ließ, ſo daß er nur mit genauer Noth in das feſte Schloß ſich retten konnte, während die kaiſerlichen Reiter mit nicht geringer Beute wieder heimzogen, überſchritt er am 7. mit ſeinem ganzen Heere bei Bernburg die Saale. Bald darauf, in den Frühſtunden des 10. Mai, ſtarb Banér im 45. Lebensjahre nach einem harten Todeskampfe und unter qualvollen Bildern zu Quedlinburg. Wein und Liebe waren, wie ſich der ſchwediſche Geſchichtſchreiber E. G. Geijer ausdrückt, Banérs Schwächen, aber dabei blieb er doch immer ein Feldherr von außerordentlicher Energie und Kühnheit und ragte über ſeine Zeitgenoſſen gewaltig hervor. Er war der einzige fähige ſchwediſche Feldherr, der nach dem Nördlinger Tage den Krieg in Deutſchland fortzuſetzen verſtand. Noch an dem Todestage Banérs übereilten kaiſerliche leichte Reiter im nahen Quedlinburg ein ſtarkes Regiment Banérs und ſchleppten einen Troß von 1000 Pferden und reiche Baarſchaft, die Erpreſſungen Meißens, hinweg. Marſchall Guebriant, der am 11. mit dem Heere nach Quedlinburg gekommen, fand in der offenen Stadt unbeſchreibliche Verwirrung und den erkalteten Leichnam Banérs allein; deſſen Witwe mit ihrer Dienerin hatte man aus dem Hauſe gejagt, Kiſten und Kaſten erbrochen; Kriegszahlmeiſter und Geheimſchreiber waren flüchtig geworden.

Indeſſen hatte das kaiſerliche Heer den Tod Banérs und die Folgen deſſelben nicht weiter benützt. Piccolomini hatte ſich vorerſt damit beſchäftigt, Sachſen von den noch übrigen ſchwediſchen Beſatzungen zu befreien, und erſt am 20. Mai rückte er von Egeln auf Wansleben gegen Wolfenbüttel, das von ſeinen eigenen Herzögen und von den verbündeten Schweden, Franzoſen und Weimarern hart bedroht war.

Um Wolfenbüttel, das Hauptſtück der ſeit Tilly's Tagen beſtrittenen braunſchweigiſchen Erbſchaft, ſchürzte ſich der politiſche und militairiſche Knoten, die Guelfen rangen ſeit Jahren durch Unterhandlungen und Gewalt nach dem Beſitze der Feſte, welche im däniſchen Kriege Pappenheim durch Aufſtauchung des Ockerwaſſers zur Uebergabe gezwungen (1627) und welche der wackere Commandant Obriſt Baron von Rauſchenberg, das Land umher ſich zinsbar machend, bis dahin vertheidigt hatte. Der Kaiſer und der Kurfürſt von Baiern, der ungetreuen Politik der Guelfen nicht trauend, wollten die Burg nicht fahren laſſen, um vermittelſt deren Behauptung jene im Zaum zu halten, und verſchoben die Entſcheidung

über den Beſitz auf eine friedliche Zuſammenkunft. So war dieſe Feſte das Haupthinderniß, daß nicht ſchon früher der friedliebende Zweig der Guelfen des Kaiſers Willen ſich beugte. Auch jetzt entwickelte ſich um dieſelbe ein blutiger Kampf, ohne das wunderbare Verhältniß zu beenden, da die Herzöge ihre Truppen von dem ſchwediſchen und weimariſchen Heere noch fern hielten, dagegen die Belagerung Wolfenbüttels fortſetzten, und Piccolomini das braunſchweigiſche Land gefliſſentlich ſchonte, um ſie nicht in die Arme der Feinde zu jagen, und zugleich zur Aufhebung der Belagerung zu vermögen. So ſtanden die Dinge, als Erzherzog Leopold Wilhelm, welcher in Regensburg und in München das beſte Einverſtändniß zwiſchen dem kaiſerlichen Hauſe und dem baieriſchen befördert, am 14. Juni um Egeln in Piccolomini's Hauptlager mit einer Verſtärkung von Reitern aus Böhmen anlangte, und dort den alten Grafen Wahl und Franz Mercy als baieriſche und liguiſtiſche Feldherrn vorfand, und ſogleich Herzog Auguſt dem Jüngeren die geforderten Geleitsbriefe für eine Zuſammenkunft zuſchickte. Da er aber von der Vereinigung der braunſchweigiſchen Truppen mit den Reichsfeinden Kunde hatte, rüſtete er ſich nichts deſto weniger zum Entſatze Wolfenbüttels, dem bangen Guelfen verſichernd, „gäbe er die Belagerung von Wolfenbüttel auf und zöge ſein Heer zurück, ſo ſolle ihm nichts Leides widerfahren, ſondern ſein Land von den böſen Gäſten befreit werden.“ Das ungeſäumte Vorrücken des kaiſerlichen Heeres über Schöningen auf Wolfenbüttel, um die lüneburgiſchen und braunſchweigiſchen Truppen raſch zu überwältigen und den Damm zu zerſtören, war der Waffenruf. Am 16. Juni marſchirten die beiderſeitigen Armeen eine Meile Weges auf einander gleichſam um die Wette, und langten beide faſt zu gleicher Zeit vor Wolfenbüttel an. Die Kaiſerlichen und Liguiſten ſtellten ſich am rechten, die verbündeten Braunſchweiger, Weimarer und Schweden am linken Ufer der Ocker auf. Die Letzteren hatten ihr Hauptquartier in Schöningen und nahmen die feſten Linien ein, welche während des Winters zur Bezwingung der Feſtung aufgeführt worden waren, und beſetzten die feſten Werke an beiden Enden des Dammes. Am 17. Juni marſchirte die kaiſerlich-liguiſtiſche Armee, begrüßt von dem wackern Commandanten, Oberſt Rauſchenberg, durch Wolfenbüttel und nahm unter den Kanonen der Feſtung eine Stellung, dem verbündeten feindlichen Heere gegenüber. So unerwartete Herausforderung brachte die Verbündeten in namenloſe Beſtürzung, und ſchon wollten die Oberſten des

ſchwediſchen Heeres und der Landgraf von Heſſen abziehen, als ſie Marſchall Guebriant durch eindringliche Vorſtellungen zum Bleiben und Abwarten ermuthigte. Guebriants Worte wirkten, die beiläufig 22,000 Mann ſtarke Armee der Verbündeten blieb, und fuhr fort, ſich zu verſchanzen, einem baldigen Angriffe entgegenſehend. Dagegen warnte der Feldzeugmeiſter Mercy den Feldmarſchall Piccolomini, die Schlacht erſt auf den 20. feſtzuſetzen, auf die Stirn der feſten Stellung der Gegner loszugehen, und ſchlug vor, in ſchräger Linie, wozu man ſich Raum zu eröffnen hätte, derſelben ſich zu nähern, und vom Walde, nicht von dem Städtchen anzugreifen. Aber der Erzherzog brannte vor Ungeduld, die Friedensſtörer des Reiches, die er bis auf die Heſſen einmal alle beiſammen vor ſich hatte, mit Einem Schlage zu erdrücken. Piccolomini, bisher in allen offenen Feldſchlachten ſiegreich, gab ſeine Beiſtimmung, vertraut mit den Zerwürfniſſen der Gegner, und ſo ward denn ſchon der nächſte Tag (der 19. Juni), das Feſt Peters und Pauls, zu einem Treffen anberaumt*). Die Verbündeten waren, wie ſchon erwähnt, 22,000, die Kaiſerlichen und Liguiſten 20,000 Mann ſtark.

Die Weimarer, Braunſchweiger und Lüneburger unter dem Landgrafen von Heſſen und dem General Klitzing ſtanden auf dem linken Flügel, geſchützt durch Verſchanzungen und ihre Geſchütze. Als Anlehnung diente der Fluß und der Damm. In einem Hauptwerke jenſeits des Fluſſes lagen die ſchwachen Franzoſen. Das Banérſche Heer, in ſeiner Mitte die ſchwarz behängte Bahre mit Banérs Leiche**), ſtand unter Pfull, Wrangel und Königsmark auf dem rechten Flügel.

Auf dem kaiſerlichen rechten Flügel commandirten Sperreuther, Bruay und Suys, auf dem linken Franz Mercy, der zum Feldwachtmeiſter ernannte Commandant von Wolfenbüttel, Rauſchenberg und Gonzaga.

Am 19. Juni ließ der Erzherzog ſeine Truppen auf das linke Ufer der Ocker übergehen, wo ſich die Verbündeten verſchanzt hatten, und bedrohte deren rechten Flügel. Die Verbündeten, eigentlich ohne Oberhaupt, und nur mit vorzüglichen Generalen, wie Guebriant, Pfull, Klitzing, verſehen, von denen jedoch keiner unter dem andern dienen wollte, änderten auf das

*) Nach Laroche Geſchichte des dreißigjährigen Krieges Band 3.

**) Banérs Leiche befand ſich noch mitten unter den Truppen vor Wolfenbüttel.

Manöver der Kaiſerlichen ihre Front, zogen ihren rechten Flügel zurück bis an einen Wald — vorwärts des Kloſters Stetteburg — und fingen an, ſich von Neuem zu verſchanzen. Ihnen hierzu Zeit zu laſſen, würde das ganze Unternehmen vereitelt haben, weshalb der Erzherzog ſeinen linken Flügel immer vorrücken und den oben bemerkten Wald mit aller Kraft angreifen ließ. Dieſe Attaque zu unterſtützen, griff der kaiſerliche rechte Flügel die Stellung der Verbündeten, d. h. deren Verſchanzung hinter der Ocker an, weniger in der Hoffnung, dieſen feſten Punkt zu überwältigen, als vielmehr, um dieſen Theil der verbündeten Truppen abzuhalten, die Ihrigen am Walde zu unterſtützen.

Der Kampf an dem mehr erwähnten Walde war inmittelſt mit Hartnäckigkeit geführt worden; bald eroberten die Kaiſerlichen einige hier aufgeſtellte Geſchütze und vertrieben ihre Gegner aus den erſt angefangenen Verſchanzungen, als endlich der rechte Flügel der Verbündeten Verſtärkungen erhielt, welche den Kaiſerlichen ihre bereits errungenen Vortheile wieder entriſſen. Es entſtand nun ein ſtehendes Gefecht, in welchem „die Musketiere einander die Musketen in die Augen ſetzten, die Offiziere und Pikeniere aber Fauſt gegen Fauſt fochten*)."

Der Kampf um den Beſitz des Waldes hatte bereits drei volle Stunden gewährt, als es endlich drei Brigaden zu Fuß, welche in die Flanke und in den Rücken der Kaiſerlichen mit einigen Reiter-Compagnieen entſandt wurden, gelang, dieſelben in Unordnung zu bringen, welche zwar für den Augenblick durch raſch herbeieilende Reiterei wieder beſeitigt wurde. Als aber Königsmark mit der ganzen Reiterei der Verbündeten, welche aus dem Lager herbeigeholt worden war, den kaiſerlichen rechten Flügel von Neuem angriff, mußte derſelbe weichen und der Kampfplatz blieb den Verbündeten. Noch war der Wald von den Kaiſerlichen beſetzt, doch drang hier Wrangel mit dem Reſerve-Fußvolk, in eine Brigade formirt, ein und warf die Gegner mit der Pike heraus.

Von nun an war das Gefecht entſchieden. Mit neuer Kampfluſt drangen die Verbündeten auf allen Punkten vor; der kaiſerliche linke Flügel, welcher eigentlich allein das Gefecht beſtanden hatte, floh in Unordnung auf Wolfenbüttel, und erlitt, namentlich bei dem Defilée unweit des Dorfes

*) Theatr. europ. IV. 591 u. f., wo verſchiedene Berichte über die Schlacht zu finden ſind.

Zimmelſen, einen bedeutenden Verluſt durch das Feuer der Verbündeten. Dagegen führte der kaiſerliche rechte Flügel, welcher allerdings ſehr wenig gelitten hatte, ſeinen Rückzug unter Piccolomini's Leitung mit der beſten Ordnung und in der größten Ruhe aus.

Der Verluſt der Kaiſerlichen wird zu 2000 Todten, 2000 Verwundeten, 531 Gefangenen, 30 bis 40 Fahnen angegeben. Die Schweden hatten 4600 Todte und Verwundete. Die Erſteren zogen ſich unter die Kanonen von Wolfenbüttel, die Verbündeten bezogen ein Lager am Heſſumyr-Damm *). Wenn gleichwohl beide Theile nach der Schlacht wieder die alten Poſitionen bezogen und behaupteten, ſo brachte das Reſultat derſelben doch den Schweden den Vortheil, daß die Weimarer und Lüneburger, welche in Unterhandlungen mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm getreten waren, dieſe ſofort abbrachen und ſich auf's Neue wieder an Schweden anſchloſſen.

Die Lage der Schweden wurde endlich noch dadurch weſentlich verbeſſert, daß am 22. Juni 6000 Mann gut ausgerüſtete Heſſen unter dem Grafen von Eberſtein im Lager eintrafen und das numeriſche Uebergewicht bedeutend erhöhten, obgleich auch der Erzherzog 3000 Mann unter dem General Bruay erhalten hatte. Dieſes veranlaßte den Erzherzog, ſein Lager an demſelben Tage abzubrechen und ſich auf Schöningen und den Kiebitzer Damm zurückzuziehen. Die Verbündeten verfolgten ihn nur kurz und überzeugten ſich dabei, daß die von den Kaiſerlichen bezogene Poſition ſchwer anzugreifen wäre. Nachdem um dieſe Zeit das ſchwediſch-weimariſch-franzöſiſche Bündniß **) erneuert worden war, befaßten ſich die Anführer der Verbündeten zunächſt wieder mit der Belagerung von Wolfenbüttel. Die Eiferſucht ließ einen andern entſcheidenden Schritt nicht aufkommen. Zwar wollten die Heſſen ſchlagen, aber bei der Uneinigkeit der Anführer konnte es nicht dazu kommen und wäre auch eine bedenkliche Sache geweſen. Als am 2. Juli die kaiſerlich-liguiſtiſche Armee nach Aſchersleben zurückzog, folgten die Verbündeten, kehrten aber ſchon am 9. wieder nach Wolfenbüttel zurück, wo die Belagerung nur langſame Fortſchritte machte. Durch Anſtauung der Ocker wurde zwar der Feſtung

*) Vergl. Pufendorf XIII. B. §. 24.

**) Das franzöſiſch-ſchwediſche Bündniß war ſchon am 15. März 1641 abgelaufen geweſen.

etwas zugeſetzt, doch konnte das Waſſer allein die Belagerten nicht zur Uebergabe zwingen, und die Feſtung zu beſchießen, fehlten Geſchütze.

Um dieſe Zeit, 13. Juli, lief die Nachricht ein, daß Hatzfeld und Vehlen die Belagerung von Dorſten begonnen hätten, jener Feſtung, welche die Heſſen als das Bollwerk ihres Staates betrachteten. Graf Eberſtein erklärte, nicht allein mit ſeinen Truppen abzuziehen, ſondern heſſiſche Abgeordnete verlangten auch vertragsmäßig die Unterſtützung des Bundes. Guebriant, welcher richtig erwog, daß der Abzug eines Verbündeten die Auflöſung des ganzen Heeres zur Folge haben könne, zumal die Weimarer ſelbſt große Luſt bezeigten, mit den Heſſen zu ziehen, und nur durch Sold-Abſchlagszahlungen wieder gewonnen werden konnten, ſetzte in einem abgehaltenen Kriegsrathe die Gründe auseinander, welche gegen die Trennung des Heeres ſprachen, und machte begreiflich, daß man wegen der kleinen Intereſſen nicht das allgemeine Wohl vernachläſſigen dürfe. Während man aber ſich bemühte, die Kräfte beiſammen zu halten, benützte man dieſe nicht.

Von der Uneinigkeit im Lager der Verbündeten unterrichtet, war Piccolomini am 23. Juli von Aſchersleben aufgebrochen, erhielt Oſterwick nach dreitägiger Beſchießung mit Accord, eroberte ſodann das hochgelegene und mit guten Werken verſehene Schloß zu Horneburg, kurz darauf Schladen, und erhielt endlich Goslar und Liebenburg mit Accord. Während dem die Kaiſerlichen das Land rings um Wolfenbüttel einnahmen, deliberirten die Verbündeten, was das „Intent“ ſein möge. Die Heſſen und Lüneburger glaubten, die Kaiſerlichen hätten Abſicht auf Göttingen, Hildesheim oder Eimbeck, oder ſuchten mit Hatzfeld eine Verbindung zu eröffnen; die ſchwediſchen und franzöſiſchen Generale aber waren der Meinung, der Gegner gehe darauf aus, den beſten Theil des Landes einzunehmen und zu verwüſten, um die Lüneburger zu einem Vergleiche mit dem Kaiſer zu zwingen, ſo daß ſie zwiſchen dem Feinde und den feſten Städten eingeſperrt ſeien.

Indeß blieb die Abſicht der kaiſerlich-liguiſtiſchen Armee nicht lange ein Geheimniß. Piccolomini bahnte ſich den Weg an die Leine und Weſer zu Hatzfeld, ſchnitt den Verbündeten die Verbindung mit Halberſtadt ab, ungeachtet der Bemühungen des Grafen Königsmark, welcher mit 2000 Reitern hier ſtreifte. Guebriant wollte der Unthätigkeit der Verbündeten durch eine Schlacht ein Ende machen, aber der ſchwediſche

Kriegsrath Lars Grubbe, welcher zur Armee geſandt worden war, um die Unzufriedenen zu beſchwichtigen und das Zuſammenhalten der Verbündeten zu befeſtigen, verweigerte ſeine Zuſtimmung zu jedem Unternehmen, ehe der neue Generaliſſimus, zu welchem Rang Torſtenſon ernannt worden war, eingetroffen ſein würde.

Aber indeſſen die Verbündeten mit immer größerer Noth kämpften, faßten die Kaiſerlichen deſto feſteren Fuß; Guebriant ſah die Auflöſung der Armee nahe, auf welche auch däniſche Unterhändler Anſchläge machten, und bat um ſeine Entlaſſung, als die Lüneburger Anſtalt machten, zur Deckung von Hildesheim, Göttingen und Eimbeck aufzubrechen, und die Heſſen wenig Luſt mehr bezeigten, im Lager zu verbleiben.

Am 8. zogen der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt und General Klitzing auch wirklich gegen Hildesheim ab. Indeſſen rüſtete ſich Piccolomini ernſtlich zum Angriffe auf Hildesheim, Grubenhagen und Kalenberg in ſeinem Lager bei Halle, während die Verbündeten bei Wolfenbüttel endlich die Belagerung aufhoben, da ſie immer mehr ſich überzeugten, Wolfenbüttel nicht zur Uebergabe zu vermögen. Am 2. September Abends verließ die ſchwediſch weimariſch-franzöſiſche Armee nebſt den Heſſen das Lager und marſchirte nach Giffhorn; früher hatten ſie noch das Lager und den Damm ſo wie die Verſchanzungen zerſtört. Piccolomini ließ die Abziehenden durch 2000 Reiter unter dem Feldzeugmeiſter Mercy verfolgen. Die braunſchweig-lüneburgſchen Herzoge, ſelbſt von den eigenen Unterthanen bedrängt und hart um den Frieden angelaſſen, ergaben ſich jetzt dem Kaiſer, und die Friedensunterhandlungen wurden zu Goslar eröffnet. Der Erzherzog, froh, den Schweden wieder einen Verbündeten entriſſen zu haben, ſandte Piccolomini nun zur Belagerung Eimbecks und Nordheims, und beauftragte ihn, den Landgrafen von Heſſen anzugreifen, um dann gegen Göttingen zu ziehen. Eimbeck und Nordheim ergaben ſich bald, ſo auch Dorſten, und Piccolomini war bis vor Kaſſel gedrungen, die ganze Gegend umher ſäubernd und bedrohend, ohne doch aber Kaſſel ſelbſt in die Hände zu bekommen. Von da zog er gegen Göttingen, das er länger, aber vergebens belagerte. Der einbrechende Winter nöthigte ihn, am 7. November die Belagerung aufzuheben und ſeine Truppen in's Eichsfeldſche und in's Anhaltſche in Winterquartiere zu legen; einige Regimenter legte er nach Halberſtadt, um dort einen etwaigen Einfall der Schwediſchen zu hindern, die hier befindlichen Vorräthe wegzunehmen.

Im Feldzuge von 1642 verpflanzte ſich der Kriegsſchauplatz nach Niederſachſen und dann nach Brandenburg; inzwiſchen hatte Torſtenſon das Obercommando der ſchwediſchen Armee übernommen und machte der kaiſerlich-liguiſtiſchen Armee viel zu ſchaffen. Torſtenſon, der, Piccolomini klug täuſchend, faſt ungehindert durch Sachſen, Schleſien, nach Mähren, vor Olmütz und Brünn gezogen war und faſt Wien bedrohte, veranlaßte Piccolomini, begleitet vom Erzherzoge Leopold Wilhelm, mit einem Heere von 20,000 Mann zum Entſatze Brünns herbeizueilen. Torſtenſon, um nun nicht den Feind im Rücken zu haben, hob die Belagerung Brünns auf, zog über die Oder zurück und beſetzte die eroberten feſten Städte, auf Verſtärkung harrend.

Nach der für die kaiſerlichen Waffen unglücklichen zweiten Breitenfelder Schlacht gelang es Piccolomini nur noch, Torſtenſon von der Belagerung Freibergs zu verjagen und dieſes zu entſetzen; von hier trat dann Piccolomini auf den beſondern Wunſch König Philipps IV. in ſpaniſche Dienſte, mit der Verpflichtung, auf Erfordern des Kaiſers ſich ſeiner Zeit wieder zu ſtellen.

Piccolomini kam im October 1643 in Saragoſſa an, wurde vom Hofe mit beſonderer Auszeichnung empfangen und erhielt aus den Händen des Königs den Orden des goldenen Vließes. Nach einigen Wochen ertheilte ihm Philipp IV. den Auftrag, ſich nach den Niederlanden zu begeben. Hier flößte ſeine Gegenwart dem ſpaniſchen Heere neuen Muth ein, und er führte es zuerſt zum Entſatze von Dünkirchen, wo er zwar Alles aufbot, was Erfahrung, Kenntniß und Kriegsliſt vermögen, aber den Platz doch nicht retten konnte. Seine Anſtalten wurden ſelbſt von ſeinen Gegnern ſo lebhaft gerühmt und brachten ſeinen Namen am kaiſerlichen Hofe in ſo lebhafte Erinnerung, daß er ſchon 1648 wieder nach Deutſchland zurückberufen ward, um dort nach Holzapfels Tode den Oberbefehl über die kaiſerliche Armee zu übernehmen, welcher in den letzten Feldzügen das Kriegsglück leider den Rücken gewendet hatte. Bei Schärding muſterte Piccolomini die 22,000 Mann ſtarke öſterreichiſche Armee und brachte neuen regen Geiſt in ſie. Der Feind mußte aus Baiern und der Oberpfalz weichen und wagte nichts zu unternehmen; es kam auch zu keinem bedeutenden Gefechte mehr, indem bereits am 24. October der Friede unterzeichnet wurde, welcher den langjährigen unſeligen Krieg beſchloß.

Ottavio Piccolomini, als Staatsmann wie als Feldherr gleich gewandt, ſchlau und erfahren, ſo daß man ihn wohl mit Recht „den Staatsmann zu Pferde“ nennen durfte, erſchien nach völlig geendeten Feindſeligkeiten in der Eigenſchaft eines erſten kaiſerlichen Bevollmächtigten auf dem Convente zu Nürnberg (1649), wo es den weſtphäliſchen Frieden zur Vollziehung zu bringen und Deutſchland von dem läſtigen fremden Kriegsvolke zu befreien, noch ſo manchen Anſtand gab. Dem gewandten Piccolomini gelang es vollkommen; ſein Erfolg in den ſo ſchwierigen Geſchäften und die Empfehlungen der reichsſtändiſchen Abgeordneten veranlaßten den Kaiſer Ferdinand III., ihn in den Reichsfürſtenſtand zu erheben, und was ihm noch zur beſonderen Ehre gereichte, war, daß auch das kurfürſtliche Collegium 1654 ſich um ſeine Einführung auf dem Reichstage verwendete.

Piccolomini ſtarb am 10. Auguſt 1656 zu Wien und hinterließ von ſeiner Gemahlin, Benigna Francisca, Herzogin von Sachſen-Lauenburg, keine Kinder; er ſetzte die Enkel ſeines Bruders zu Erben ſeines bedeutenden Vermögens ein.

Bei Piccolomini's Lebzeiten (1654) noch erſchien von einem Gleichzeitigen eine Schrift: „Genealogie Ihrer fürſtlichen Gnaden Octavio Fürſten Piccolomini, Duca di Amalfi,“ die wahrſcheinlich unter Piccolomini's Auſpicien verfaßt wurde, da das Manuſcript ſich ſpäter in deſſen Archive vorgefunden. Im dritten Bande der öſterreichiſchen militairiſchen Zeitſchrift für 1821 findet man dieſe Schrift wieder abgedruckt.

Johann Caspar von Stadion,

Hoch- und Deutſchmeiſter zu Mergentheim, kaiſerl. Geheimer-Rath und Feldmarſchall, Hofkriegsraths-Präſident.

Im wilden Hochgebirge, in den finſtern Thalſchluchten, am ewigen Eis und auf den ſaftgrünen, ſonnigen Almenden Rhätiens, ohnfern der Quellen des Rheins und des Inns, der Adda und Mayra, wohnte in trotzigen Thürmen, finſtern Zwingburgen und wenig bequemen Herrenhäu-

ſern ein uralter Adel, der ſich zum Theil etruskiſcher, zum Theil römiſcher Abkunft rühmte. — Tuskiſch ſind die Herzwurzeln der Bevölkerung vieler dieſer Bergthäler. Unſtreitig ſind, als die ewige Roma den lange mißbrauchten Scepter der Welt aus des Knaben Auguſtulus zitternder Hand ohne Schlacht, ohne Gegenwehr, fallen ließ, und der Barbar Odoaker es nicht einmal der Mühe werth fand, ihn aufzuheben, viele edle Geſchlechter aus jenem anmuthigen Wundergarten in dieſe wilden Berge geflohen, — viele aus Furcht vor den Longobarden, die jüngſten in den blutigen Parteiungen der italieniſchen Städte. — Manche deutſche Ritter, vorzüglich Schwaben, ſind im Hin- und Herzuge ihrer Romfahrten hier ſitzen geblieben. Es haben die Hohenſtaufen treue Anhänger des normanniſchen Königshauſes in Sizilien hierher in's Elend geſchickt, und mitten dazwiſchen ſind auch wieder deutſche Gemeinden angeſiedelt. — Zu jenen uralten Häuſern wurden die Prevoſt, die Salis, die Planta, Mont, Travers, Aspermont, Belvart, Juralta und auch die Stadions gezählt. Einige aber, z. B. die Ramſchwag, die Freiberge, die Stadions zogen zeitig in's allemaniſche Land zwiſchen dem Bodenſee und der Donau, die Brandis, die Wangen tiefer an die Etſch hinab in den Vintſchgau. Das Gemiſch der Sprachen hat auch dem Stadion'ſchen Namen ſeltſam mitgeſpielt; man lieſ't Stadegun, Stadgon, Stattgun, Stanjn, endlich Stadion. Auf den Turnieren zur Zeit der Welfen und Hohenſtaufen wird ſchon der Stadion erwähnt. — Walter und Ludewig von Stadegun erſcheinen in Urkunden zur Zeit des blutigen Endes Konradins, des letzten Staufen, bevor das große Zwiſchenreich durch den Grafen von Habsburg geendigt war.

Die Stadions zählten bald zu den getreueſten Anhängern des neuen Kaiſerhauſes Habsburg, und dieſes war den Stadions nicht minder hold als den Landenbergen, Walſee, Wolfenſchießen und Geßler von Brunek. Sie und Andere deſſelben Adels ſollten das mächtige, wolkennahe Gebirge, das den Schutz und die Voigtei der neuen Fürſten von Oeſterreich zwar nicht verſchmähte, unter ihre Herrſchaft beugen. Ludwig von Stadion und Walter werden in den Kämpfen dieſer bewegten Zeit mit Auszeichnung genannt. In der Sempacher Schlacht am 9. Juli 1386 ſtarben zwei Stadion für Oeſterreich den Heldentod mit ihrem Herzoge Leopold und vielen der Edelſten.

Großer Gunſt erfreuten ſich ſpäter die Stadions am Hofe der

Tyroler Herzöge, namentlich bei dem vielgeprüften Friedrich mit der leeren Tasche. Ein Stadion fiel in der Schlacht am Stoß wider die Appenzeller neben den Bürgern von Feldkirch und Winterthur. Walter und Johann von Stadion waren mit dem Herzoge Friedrich auf dem ihm so verhängnißvollen Concilium zu Constanz. — Eitel Stadion, der vom Hofe Herzogs Sigismund an jenen des großen Maximilian I. kam, wußte die Gunst des Letzteren zu erlangen und zu bewahren. In der Schlacht bei Stein am Callian (10. August 1487) stritten unter Friedrich Kapplers Führung auch die Stadions; der Venediger Löwe mußte vor dem Tyroler Adler fliehen, und Venedigs Feldherr selbst, der berühmte Robert Sanseverino, fand in der angeschwollenen Etsch den Tod. Einer der berühmtesten dieses Geschlechts war Christoph von Stadion, Bischof von Augsburg, der sich namentlich in den Zeiten der Reformation und des schmalkadischen Bundes durch Energie und strenges Halten an Kaiser und Kirche, so wie nicht minder durch Gelehrsamkeit und weises, gerechtes Walten bemerkbar machte. — Nicht minder berühmt als Christoph und sich würdig an ihn reihend in Treue und Liebe und rührender Anhänglichkeit an Oesterreichs altes Kaiserhaus*) ist auch der Held, den diese Zeilen ehren, Johann Caspar von Stadion, der in den furchtbaren Tagen des dreißigjährigen Krieges nicht geringer gewesen, als Christoph in jenen der Reformation.

---

*) Die Anhänglichkeit, ja treue und aufopfernde Hingebung des Geschlechts der Stadion an unser verehrtes und erhabenes Kaiserhaus hat sich glänzend und rührend bis in die jüngsten Tage bewährt. Wir erinnern an den noch lebenden ausgezeichneten Staatsmann, Grafen Franz Stadion, ehemaligen K. K. Minister des Innern, der in dem an schweren und folgenwichtigen Ereignissen so reichen und unheilvollen Jahre 1848 seinem Monarchen in den gefahrdrohendsten und verwickeltsten Lagen fest, muthig, thatkräftig und mit weiser Umsicht waltend zur Seite stand. Leider hat ein unendlich beklagenswerthes Geschick den ausgezeichneten Staatsmann seinem der Ehre, der Größe, dem Glanze des Kaiserhauses, dem Wohle seines Vaterlands unermüdlich gewidmeten Wirken entzogen. — Wir erinnern ferner an die beiden großen Staatsmänner, gewöhnlich die „edlen Gebrüder Stadion" genannt, Philipp und Friedrich Grafen Stadion, die in den kriegerischen ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts der österreichischen Monarchie und dem Kaiserhause große und unvergeßliche Dienste in den wichtigsten Missionen und in den höchsten Staatsämtern geleistet.

Der Herausgeber.

Johann Caspar von Stadion, ein Sohn Johann Ulrichs und Apolloniens von Nankenreuter, ward um 1570 geboren. Frühzeitig für den deutschen Orden, und somit für die Waffen und die Kirche zugleich erzogen, kam er, in den Jünglingsjahren schon in den Orden tretend, an den Hof des Ordensoberhauptes, des Hochmeisters Erzherzog Maximilian von Oesterreich, welchen Prinzen er auch 1595 in dem Feldzuge nach Ungarn begleitete. Stadion bewies in diesen Kriegszügen nach Ungarn nicht nur großen Muth, sondern auch jene kluge Vorsicht, ohne welche sich der Muth nicht selten zu seinem Verderben anstrengt.

In Folge seines wackeren Benehmens und mancher Beweise, die er von seiner Anhänglichkeit dem Erzherzog-Deutschmeister gegeben, verlieh ihm dieser die Land-Comthurei von Elsaß und Burgund, und ernannte ihn zum Haus-Comthur zu Alzhausen. In den ersten Unternehmungen des dreißigjährigen Krieges, in den böhmischen Unruhen erwies sich Johann Caspar dem Erzhause nicht minder treu, und befehligte unter Kaiser Ferdinand II. ein eigenes Regiment, mit welchem er sich bei verschiedenen Gelegenheiten rühmlichst hervorthat.

Die Liebe für die Waffen und sein ruhiges, überlegendes Wesen, genährt vom Geiste der Wissenschaften, brachten ihn nicht nur bald in den Hofkriegsrath des Kaisers, indem er sich durch kluges Benehmen so geltend zu machen wußte, und ebenso durch Realisirung mancher nützlichen Einrichtungen sich so nützlich erwies, daß ihn der Monarch bald zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannte. Diese Erhöhungen und kaiserlichen Gunstbezeugungen, welche einen glänzenden Beweis für Stadions kriegerische und staatsmännische Fähigkeiten gaben, scheinen auch in seiner Ordensstellung nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Nachdem der Erzherzog Maximilian durch volle 23 Jahre, und nach ihm seines Bruders Sohn, der Erzherzog Carl durch sieben Jahre dem deutschen Orden als Hochmeister vorgestanden, ward Johann Eustach von Westernach zu dieser hohen Stelle erwählt, von der ihn aber schon nach einigen Monaten der Tod abrief. Nun wurde 1627 Johann Caspar von Stadion in Anbetracht seiner vielfachen Verdienste zum Hochmeister erwählt, und fuhr als solcher nicht minder fort, das Ansehen des deutschen Ordens so sehr zu behaupten, als es bei den, nach dem Verluste von Preußen nur geringen Kräften desselben möglich war.

Stadion hörte auch jetzt nicht auf, ein warmer Anhänger Oester-

reichs zu sein, und suchte die kaiserlichen Heere nach Kräften zu verstärken; er führte sein Regiment in eigener Person in der Schlacht bei Lützen. Den Ränken nnd Entwürfen, welche Waldsteins Sturz und Ermordung herbeigeführt, ferne und fremd, war gleichwohl der Umschwung des Krieges, war jener merkwürdige Tag, der für die Schweden und die protestantische Partei gewesen, was für die Kaiserlichen Leipzig, der Tag von Nördlingen, an dem er selbst wacker an der Spitze seines Regiments mitfocht, zumeist des Hochmeisters Stadion und Gallas' Werk.

Waldsteins Fall hatte den Kaltsinn der Bundesfreunde Kaiser Ferdinands, der Höfe von Madrid und München, plötzlich in glühenden Eifer verwandelt. Unmittelbare Verbindung beider Linien Habsburgs, der spanischen und der deutschen, war in jenem Augenblicke von unzuberechnender Wichtigkeit. Nicht umsonst begegneten sich deshalb die Intriguen und Gewaltstreiche Frankreichs, Spaniens, der Höfe von Wien und Innsbruck, der eidgenössischen Katholiken und Protestanten auf dem kleinen Flecke des Veltlin, das Oesterreich im Wiener Congresse bei der Wiederherstellung des alten Rechtes und der alten Ordnung mühelos an sich gebracht. — Tyrol, der Schlüssel Italiens, Süddeutschlands und der Schweiz, erhielt die höchste Wichtigkeit. Es herrschte dort, von kräftigen Räthen umgeben, eine schöne, kluge und feurige Frau, die Mediceerin Claudia, Erzherzog Leopolds Witwe, im Namen ihres sechsjährigen Prinzen Ferdinand Carl. Stadion war ihr in jenen Tagen von dem Obervormunde und Haupte des Geschlechts, Kaiser Ferdinand II., mit seinem Vetter, dem Grafen Hanns Jokob Fugger, als Beistand zugeordnet. — Mit Muth erhob sich das ganze Land und zog eine undurchdringliche Grenzhut von den welschen Seeen bis an den Bodensee. Die Hochstifter Trient und Brixen machten bedenkliche Miene, als Stadion nach Mailand eilte, des Cardinal-Infanten auserlesenes Armeecorps herbeizog und dann auf Deutschlands Schlachtfelder führte. Kleinlichen Interessen im großen Moment hingegeben, zögerten sie mit der Steuer, lähmten die Landwehr. Der Erzherzogin Claudia gelehrter und kraftvoller, aber auch gewaltthätiger Günstling, der Reichshofrath und tyrolische Kanzler, Wilhelm Biener*), rieth,

*) Ueber den Kanzler Wilhelm Biener werde ich in meinem nächstens erscheinenden neuen Werkchen: Historische Fresken und Bilder, ausführlicher berichten. Der Herausgeber.

Trient und Brixen mit den durchziehenden Spaniern zu beſetzen und mit Tyrol ganz zu vereinigen, die beiden Fürſtbiſchöfe als Feinde des gemeinen Weſens gefangen nach Innsbruck zu führen, die Steuerbewilligung aber von nun an, mit Ausſchluß des Adels und Clerus, ganz in die Hände der Gemeinen, der Bürger und Bauern zu legen. — Stadion verwarf den Antrag als reichsverfaſſungswidrig; aber was davon verlautete, war genug, die Hochſtifter zu ſchleunigem Anſchließen zu vermögen. (Ueber Bieners Haupte hing von dem Augenblicke das Racheſchwert erbitterter Feinde an Einem Haare. Dies Haar riß ſiebzehn Jahre ſpäter, und Biener endete durch heimlichen Prozeß und heimliche Hinrichtung.) Tyrol wurde erhalten und die Spanier zogen durch Tyrol an die Donau. Der junge römiſche König Ferdinand war ſtatt Waldſtein im Oberbefehl; neben ihm commandirten der Hoch- und Deutſchmeiſter Stadion, dann Gallas und Piccolomini. Aldringen war bei Landshut gefallen. Der Kurfürſt Maximilian hatte nun die baieriſch-liguiſtiſchen Völker ſeinem Schwager, dem Herzoge Carl von Lothringen, anvertraut; unter ihm führte Johann von Werth die geſammte Reiterei. —

Die Niederlage der Schweden bei Nördlingen war vollkommen; vergebens war ihre ſtandhafte Gegenwehr, in der das gelbe Regiment allein ſiebzehn Angriffe nach einander that. Die Pacification des Reiches und der Prager Frieden waren die nächſte Folge des herrlichen Sieges. Des Hoch- und Deutſchmeiſters Stadion Leben war von nun an im Felde; am Nördlinger Siege hatte er wohl den größten Antheil. Später begegnen wir ihm 1638 bei Lemgo und 1640 mit Piccolomini wider die Schweden an der Saale. Seine kalte Beſonnenheit, ſeine Ruhe kam nicht ſelten ihm und dem Heere zu Statten. Als in dem bedrängten Lager bei Saalfeld (1640), wo die Armee ſchon an Allem Mangel litt, der raſche Piccolomini ſich durchſchlagen wollte, verhinderte es nur der bedächtige Stadion allein mit den Worten: „Er könne nicht zugeben, daß man die Ehre des Erzhauſes Oeſterreich durch ein gewagtes Gefecht von einigen Stunden auf das Spiel ſetze.“ Der Erfolg bewies, daß er ſehr Recht hatte, es nicht zuzugeben, denn die Schweden, die nicht minderer Mangel drückte, wurden bald veranlaßt, abzuziehen, und der kaiſerlichen Armee Verlegenheit war nun ohne Wagſtück zu Ende.

Obwohl bereits zur Feldmarſchallswürde erhoben, wurde Stadion von nun häufiger zu diplomatiſchen Sendungen, als zu Kriegsunter-

nehmungen verwendet. Beſonders gebrauchte man ſeinen Rath, ſeine Erfahrungen in den Unterhandlungen, welche dem weſtphäliſchen Frieden vorausgingen, von denen man aber viel zu früh einen dauernden Frieden erwartete. Die Verhältniſſe des deutſchen Ordens ſowie ſeine angeſehene hohe Stellung als Hochmeiſter deſſelben gaben Stadions Auftreten um ſo mehr Gewicht und Einfluß. Als ein warmer Anhänger Oeſterreichs erbat er ſich vom Capitel den Erzherzog Leopold Wilhelm, Ferdinands II. Sohn, zum Coadjutor und Nachfolger.

Immer für das Haus Oeſterreich im Felde und im Rathe thätig, ſtarb Johann Caspar von Stadion im kaiſerlichen Heerlager auf dem Dorfe Ammern bei Mühlhauſen in Thüringen. Sein Körper wurde zu Mergentheim in dem Capuzinerkloſter begraben, das er erbaut hatte. Des Hochmeiſters Stadion beſte Grabſchrift war, was Kaiſer Ferdinand II. bei Gelegenheit der Erwählung Stadions zum deutſchen Hochmeiſter an denſelben eigenhändig ſchrieb: „daß mich dieſe Wahl nicht weniger frewet, als wenn ſie auf einen meines geblüeths gefallen wäre, dann ich mich in allen fridens und khriegsvorfallenheiten eben dieſer Treue und Affektion als von einem meines geblüeths verſichert weiß.“

Matthias Graf Gallas von Campo,

Herzog von Lucera, Herr zu Freienthurm und Materello und auf Friedland, Reichenberg und Smirzicz, K. K. Generalleutnant, K. K. Geheimer-Rath, Kämmerer und Hofkriegsraths-Präſident.

Matthias Graf Gallas, Sohn des Grafen Pankraz Gallas, welcher der alten Trientiniſchen berühmten Familie Caſtelli vom Schloß Campo entſproſſen, und ſich ſchon in den niederländiſchen Kriegen auszeichnete, wurde 1588 zu Trient in Tyrol geboren. Seine Mutter war Annunciata von Mercanti. — Anfangs am Hofe der Tyroliſchen Herzöge als Page dienend, widmete er ſich bald den Kriegsdienſten, ſo daß er in dem Kriege Spaniens mit Savoyen und Frankreich 1616 ſchon ein Fähnlein Reiter commandirte und der Belagerung von Vercelli beiwohnte; kurz darauf wurde er Befehlshaber der am Gardaſee gelegenen Bergfeſtung Riva;

doch Händel, in die er verwickelt wurde, und die großen Aussichten, die der eben ausbrechende dreißigjährige Krieg in Deutschland öffnete, bestimmten ihn, diesen Posten niederzulegen und als Obristleutnant bei dem Heere der katholischen Ligue unter dem General Grafen von Anhalt Dienste zu nehmen. Hier bewies er so viele Fähigkeiten, daß er bald als Oberst mit der Führung eines eigenen Regiments betraut wurde. Mit diesem begleitete er den siegreichen Tilly auf mehrern Zügen wider Dänemark, und that sich in dem Treffen bei Steinfurt an der Aa gegen den Herzog Christian von Braunschweig am 6. August 1623 besonders hervor. Waldstein, auf den Kurfürsten Max von Baiern nie freundlich gestimmt, suchte bekanntlich zu dieser Zeit dem baiersch-liguistischen Heere durch die glänzendsten Aussichten und Versprechungen seine besten Generale und Offiziere zu entziehen, um sie für Oesterreich anzuwerben. Aehnliche Anträge ließ er an Gallas ergehen, die bei dem ehrgeizigen, thatendurstigen Manne Anklang fanden. Im Februar 1629 gab Gallas, ohne sich vorher an den Oberfeldherrn Tilly zu wenden, sein Entlassungsgesuch ein. Nun wurde Tilly von München aus am 5. März aufgefordert, sich darüber zu äußern, was den Obersten Gallas zu einem solchen Schritte veranlaßt haben möge. Schon am 7. März ward dieser Befehl wiederholt mit dem Beifügen, „daß der von Gallas nach München abgeordnete Fähndrich ein gar trotziges Schreiben einbrachte, worin mit dürren Worten stehe, daß, wenn Ihro kurfürstliche Durchlaucht den gesuchten Abschied im Geringsten aufhielte, er, Gallas, sich die Erlaubniß dazu selbst nehmen werde.“ Weiter schrieb der Kurfürst mit Recht an Tilly: „daß solches unverschämte Begehren Ihro Durchlaucht zu besonderem ungnädigsten Mißfallen gereiche, und daß dasselbe, wenn es ungeahndet bliebe, dem ganzen Heere ein sehr böses Beispiel geben und hochschädliche Folgen haben würde, es sey daher Ihro Durchlaucht ernstlicher Wille und Befehl, daß Tilly besagten Obersten Gallas, Angesichts Dies, zu sich fordere und ihn in Verhaft nehme und darin belasse. Werde Gallas dennoch auf seinem Vorsatze, ohne Abschied den bairischen Dienst aufzugeben, bestehen, so solle ihn Tilly vor ein Kriegsgericht stellen.“ Nachdem hierauf Tilly berichtet, daß von Gallas seine Entlassung schriftlich nachgesucht worden sei, und dabei die Bemerkung eingeflochten hatte, wie dieser Oberst schon längst seine Absichten auf den Kaiser habe, erließ der Kurfürst an seinen Feldherrn unterm 15. April 1629 eine neue Weisung, welche zeigt, daß er den größten Werth

darauf legte, Gallas von Waldstein loszureißen. Er meldet, „päbstliche Heiligkeit habe in München um einen tüchtigen Heerführer gebeten; wolle Gallas diese Stelle, in welcher er nur dem obersten General zu gehorchen brauche, annehmen, so stehe sie ihm zu Diensten.“ Aber der Köder wirkte nicht. Unter dem 8. Mai berichtet Tilly: „Er habe Gallas den ernstlichen Befehl des Kurfürsten vorgehalten, jedoch mit Verhaftung nicht einschreiten können, dieweil derselbe vom Friedländer Herzoge bereits in kaiserliche Dienste als Generalmajor und Oberster zu Fuß genommen und in's Reich beordert worden sei.“ — Tilly theilt ferner mit, daß auch Graf Gronsfeld wanke und den Abschied nehmen wolle, und bald darauf trat auch der General Graf Anhalt nebst vielen Offizieren in österreichische Dienste. — Die Art, wie Waldstein diese Generale und Offiziere zu werben suchte, und wie jene es annahmen, war für beide Theile gerade nicht besonders lobenswerth, aber in den damaligen bewegten Zeiten, wo ein tüchtiger Anführer viel galt und auch viel Aussichten hatte, leicht zu entschuldigen.

Gallas wurde im Mantuanischen Erbfolgekriege auf Befehl Waldsteins dem Heere des Feldmarschalls Collalto, nebst Aldringen und Andern beigegeben, und wohnte der Belagerung von Mantua bei, in welcher sich der sechzehnhundertjährige Waffenruhm der Deutschen noch ungeschmälert bewährte. Nach des Feldmarschalls Collalto Abgang führte Gallas gemeinschaftlich mit Aldringen, und nach dessen Abgang allein den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen. Hierauf beendigte Gallas 1631 als kaiserlicher Bevollmächtigter den mantuanischen Krieg durch den Frieden von Chierasko, wobei er in einem Gewirre hundertfältiger Rücksichten große Klugheit bewies (die ihm überhaupt eigen war); er führte dann die Truppen nach Deutschland zurück und wurde vom Kaiser zum Reichsgrafen erhoben, und bald darauf, auf Waldsteins Vorschlag, zum Feldzeugmeister ernannt. — Nach der unglücklichen Schlacht bei Breitenfeld, in welcher er unter Tilly mitfocht, entkam er mit einigen Regimentern glücklich nach Böhmen, setzte sich in Pilsen, das er vor den Sachsen schützte, fest, verstärkte durch Werbung und Zusammenziehung mehrerer Korps seine Truppenmacht, trieb die Sachsen aus dem Pilsener Kreise, aus Kaden, Saatz, Kommotau und Schlackenwalde. Im Mai 1632 war Gallas thätig bei Waldsteins Angriffe auf das von den Sachsen besetzte Prag, wohnte dann Waldsteins Unternehmungen bis vor Nürn-

berg bei, zog dann von hier mit 10,000 Mann durch die Oberpfalz und das Voigtland voraus nach Sachſen; in Gemeinſchaft mit Holk, der dort ſchon arg hauſ'te, eroberte er Altenburg, Chemnitz und Freiberg, und kehrte über Frauenſtein nach Böhmen zurück, wohin er den Rückzug der Armee nach der Schlacht bei Lützen, an welcher er nicht Theil genommen, deckte. In Sachſen ſchon duldete Gallas ruhig alle Ausſchweifungen ſeiner ohnedies zügelloſen Krieger, die unter ihm, ſtatt an ſtrenge Kriegszucht gehalten zu werden, nur immer mehr und mehr verwilderten, ſo daß man Gallas zu ſeiner Zeit nicht mit Unrecht „den Heerverderber" nannte. — Im Frühjahre 1633 befehligte Gallas die Vortruppen Waldſteins, als dieſer in Schleſien vorrückte, eroberte Grotkau, und entwickelte, bis der Herzog eintraf, eine große Thätigkeit. Falkenberg, Strehlen, Reichenbach wurden von ihm genommen, und die polniſchen Hilfstruppen an ſich ziehend, unternahm er einen Angriff auf Brieg. Nach dem Treffen bei Steinau ſandte ihn Waldſtein an die Grenze Baierns, wo Gallas die Feſtungswerke Paſſau's, die in ſchlechtem Stande waren, ausbeſſern ließ und Paſſau, trotzdem daß deſſen Einwohner nicht am beſten geſinnt waren, glücklich und muthig gegen den Herzog Bernhard von Weimar vertheidigte.

Eine Zeitlang zog ihn Waldſtein in's Vertrauen und ſoll ihm als Lohn für die Mitwirkung bei ſeinen Plänen die Herzogthümer Sagan und Glogau verſprochen haben. Allein der Friedländer hatte ſich an den unrechten Mann gewendet und der Hof zu Wien kannte ſeine Leute. Daſſelbe Patent vom 24. Jänner 1634, in welchem Kaiſer Ferdinand II. alle Offiziere ihrer Pflichten gegen Waldſtein entband, wies dieſelben an den Generallieutenant Gallas, unter dem damals die ganze Truppenkette an der öſterreichiſch-böhmiſchen Grenze ſtand. Gallas, der ſeine Maßregeln mit Aldringen und Piccolomini ſehr vorſichtig nahm, hielt ebenſo klugerweiſe das Patent noch drei Wochen lang geheim, täuſchte den Friedländer ſo geſchickt, daß derſelbe ihn unbeſorgt von Pilſen nach Frauenberg ziehen ließ, worauf Gallas am 14. Februar plötzlich in einer Proclamation die Armee anwies, künftig weder Waldſtein, noch Illo, noch Terzky, ſondern nur ihm, Aldringen und Piccolomini zu gehorchen.

Es gelang Gallas trefflich, die Regimenter ihrer Pflicht und dem Kaiſer getreu zu erhalten. Zum Lohne für ſein treues und umſichtiges Benehmen erhielt Gallas vom Kaiſer bald nach der Kataſtrophe von Eger die ſehr entvölkerten und verwüſteten confiscirten Güter Waldſteins, Fried-

land und Reichenberg, und 1636 noch die ehemals Terzky'schen Güter Smirzicz und Horzenowes in Böhmen. Ob Gallas den Tod des Friedländers verhüten konnte oder durfte, ist schwer zu erweisen; doch wurde von ihm das blutige Ereigniß von Eger dem Kaiser nur mündlich referirt.

Unter Gallas' Oberbefehl wurde nun Bernhard von Weimar von Kronach vertrieben, und die kaiserliche Armee drängte die Schweden aus der Oberpfalz, die Baiern eroberten Straubing zurück, und durch die beiderseitige Stellung in ihren Winterlagern wurde die Belagerung von Regensburg vorbereitet.

Den Feinden, die ihm sein Antheil an des Friedländers Falle zugezogen, den Neidern, die sein Glück ihm erweckt, trat Gallas, nachdem er das wichtige Regensburg erobert, mit dem Siege von Nördlingen entgegen, zu welchem er durch seine Lagerkunst wesentlich beitrug. Bekanntlich wurde diese entscheidende Schlacht unter den Augen des römischen Königs Ferdinand (III.), an welchen Gallas schon bei der Belagerung Regensburgs den Oberbefehl zeitweise abgegeben, und unter denen des Cardinalinfanten geschlagen. Das kaiserliche Heer betrug über 30,000 Mann, zusammengesetzt aus verschiedenen Nationen, welche, geführt von Gallas, Piccolomini, dem Hochmeister Stadion, Götz, Herzog Karl von Lothringen, Johann von Werth, der aus Franken zurückgerufen war, Bassompierre, Leganey, Don Gaspar de Toralte, wetteiferten, vor den Augen der jungen Herrscher durch ritterliche Streitkunst und Geschicklichkeit sich hervorzuthun und zu zeigen, daß Habsburgs Krieger auch ohne den Friedländer zu siegen verständen. Die kaiserliche Armee hatte auf die Nachricht vom Anmarsche der Schweden ihre befestigte Stellung, welche sie zur Belagerung Nördlingens seit dem 18. August 1634 bezogen, theilweise verlassen und dem Arnsberge gegenüber, südwestlich der Stadt, von woher die Feinde im Anmarsche waren, eine Aufstellung angenommen. Diese bildete eine Hügelreihe, die sich etwa eine Stunde von der Stadt erhebt, dann stellenweise scharf nach dem Goldbache (jetzt Regenbach) zu abfällt, und vom Ländle, auf welchem der rechte Flügel der Kaiserlichen stand, bis zum Allbuch, welchen der linke inne hatte, vielleicht eine Stunde Ausdehnung haben konnte. Die Fronte deckte in der ganzen Länge der Goldbach, der, wenn auch geradehin kein bedeutendes Hinderniß, nichtsdestoweniger doch eine erhebliche Frontdeckung bildete, indem er durch Regenwasser damals angeschwollen und stellenweise ausgetreten war. Die Stellung selbst wurde durch

drei ziemlich markirte Kuppen in faſt gleicher Entfernung von einander bezeichnet, deren rechte, wie ſchon erwähnt, der Ländle, die mittlere der Haſſelberg und die linke der Allbuch genannt wird. Die Schlachtlinie der Kaiſerlichen war hierdurch gerade nicht getrennt oder unterbrochen, die Gemeinſchaft der Truppen jedoch mannigfach gehemmt. Die kaiſerlichen Truppen bildeten den rechten Flügel, der ſich, die Ulmer Straße etwas überſpringend, bis zum Haſſelberge zog, mithin etwa die Hälfte der ganzen Schlachtlinie einnahm. Den äußerſten rechten Flügel bildete die Kavallerie in mehrern großen Geſchwadern; dann folgte die Infanterie in zehn großen Terzias — eine eilfte ſtand abgeſondert nach dem Allbuch zu —, vierzig große Geſchütze vertheidigten hier den Punkt, wo der linke Flügel, die Hilfstruppen unter dem Cardinal-Infanten, ſich an die Kaiſerlichen ſchloß, zu welchen der Zugang überdies weniger durch das Terrain erſchwert war. Der obſchon ganz iſolirte linke Flügel der Kaiſerlichen auf dem Allbuch war durch mehrere Schanzen geſichert. Die Schweden verließen den 5. September gegen Abend ihr Lager auf der Breitenwang und drangen, durch die Berge gedeckt, ſo ungeſehen heran, daß Bernhard von Weimar die am Thale am Armsberge aufgeſtellten kaiſerlichen Kuiraſſiere zurückwarf; aber gegen den Rath Horns, welcher hier im Angeſicht der Feſte das Lager ſchlagen und Verſtärkung an ſich ziehen wollte, nicht zufrieden mit dem errungenen Vortheile, drang Bernhard, von Siegeszuverſicht getrieben, Nachts bis über das im Thale liegende Dorf Ederheim vor, ſtieß aber hier an der nördlichen Seite des Haſſelberges auf eine Verſchanzung der Spanier, von woher die Schweden arg beſchoſſen wurden. Mehrere Angriffe darauf, von der Brigade Vitzthum unternommen, ſcheiterten gänzlich. Bernhard mußte alſo dabei ſtehen bleiben, ſich auf der Höhe bei Ederheim zu behaupten; doch ließ er noch um Mitternacht den Wald des Haſſelberges durch Ueberfall nehmen, Alles, was ſich darin vorfand, niedermachen, und zugleich einige Schanzen aufwerfen, die ſofort mit Geſchütz beſetzt wurden. Als nach dieſem Verluſte die kaiſerlichen Feldherren die Abſicht der kampfmuthigen Gegner erkannten, ward vor der Kutſche des römiſchen Königs Kriegsrath gehalten, dem Generallieutenant Gallas der Oberbefehl über das geſammte Heer wieder übertragen, das Fußvolk nebſt dem Geſchütz aus den Laufgräben gerufen, und noch vor Tagesanbruch die andere, noch unverlorne Hälfte des Haſſelberges mit Deutſchen, Burgundern und einem alten ſpaniſchen Regimente unter Don Martins de Idiaquez, hinter drei kleeblattförmigen Ver-

ſchanzungen aufgeſtellt, beſetzt, während auf der Höhe hinter jenem Schlüſſel des Kampfplatzes die übrigen Truppen ſich reihten. Unter mühſeligen Bewegungen auf vielfach durch Gründe und Hohlwege durchſchnittenem Raume verging beiden Theilen der Reſt der Nacht. Horn, überſtimmt in ſeinen Vorſchlägen und in ſchlimmer Vorahnung, doch entſchloſſen, das Seine redlich zu thun, übernahm den rechten ſchwediſchen Flügel zunächſt gegen die ſpaniſchen Verſchanzungen. Bernhard von Weimar, freudig über den erſten Gewinn und vertrauensvoll das würtembergiſche Landvolk den Spaniern gleichachtend, befehligte den linken; beide zuſammen etwa 24,000 Mann ſtark.

Die jungen Habsburger (der römiſche König und der Cardinalinfant), an ſo furchtbaren Ernſt nicht gewöhnt, verbrachten unter den Anordnungen ihrer Feldherren den Reſt der Nacht mit kurzem Schlafe in ihrem Reiſewagen.

So brach der 6. September 1634 an, welcher eine ſo ungeheure Wendung der Dinge und auf viertehalb Jahre das Uebergewicht der kaiſerlichen Partei im weſtlichen Deutſchland herbeiführen ſollte. Kaum als der Tag graute, griffen beide Heere zu den Waffen. Die Reiter des ſchwediſchen rechten Flügels eröffneten unter General Witzlebens Befehl, angeblich ohne Auftrag ihres Oberfeldherrn, das Treffen mit ſo ungünſtigem Erfolge, daß ſie unter heftigem Feuern des Geſchützes und kleinen Gewehrs auf das Fußvolk herabgetrieben wurden. Unterdeſſen hatte ſich auch die ſchwediſche Infanterie formirt und war zum Angriffe gegen die Kaiſerlichen übergegangen. Letztere ſtanden in drei Verſchanzungen, welche die Geſtalt eines Kleeblattes hatten und den ganzen Flügel mit ihren Geſchützen und Musketen beherrſchten. Die erſte und bedeutendſte dieſer Verſchanzungen lag vorn am Abhange des Hügels und durfte als Schlüſſel der Poſition der Kaiſerlichen gelten; ſie war durch zwei Regimenter, das Wurmſerſche und Salmſche, beſetzt. Auf dieſe Poſition richteten die Schweden ihren erſten Angriff. Horn ließ die Schanze von beiden Seiten durch zwei Brigaden ſtürmen, mit dem Befehle, nach Gewinnung des Poſtens ſich nicht mit Verfolgung der Gegner zu befaſſen, ſondern ſich auf Behauptung des erſteren zu beſchränken. Wirklich gelang dieſer Sturm; die Schanze fiel ſammt den Feldſtücken in die Gewalt der Schweden; Wurmſer und Salm wurden im Gefechte getödtet. Bei dem Eindringen in die Schanze jedoch prallten die beiden ſchwediſchen Brigaden auf einander und geriethen

dadurch in Unordnung. Dieſe wurde noch durch eine in der Schanze ſtattfindende Pulverexploſion vermehrt, welche entweder durch zufällige Entzündung der von den Kaiſerlichen in der Schanze zurückgelaſſenen Munition, oder durch eine Mine verurſacht worden war. — Dieſen Augenblick des Schreckens und der Verwirrung benutzten die kaiſerlichen Kuiraſſiere und warfen ſich auf die Schweden, welche nun, ohne durch die Befehle und das Beiſpiel ihrer Offiziere zum Widerſtande bewogen werden zu können, ſich in Unordnung den Berg hinabſtürzten. Die ſchwediſche Reiterei, welche dieſem Angriffe hätte begegnen ſollen, war durch ihr früheres Mißgeſchick zu weit von der Infanterie entfernt worden, als daß ſie im Stande geweſen wäre, ihr zu Hilfe zu eilen. Die Spanier beſetzten nun auf's Neue die Schanze und trafen die nöthigen Anſtalten zur Gegenwehr. — Auf dem kaiſerlichen rechten Flügel, wo Carl von Lothringen und Johann von Werth befehligten, ſchwankte der Sieg länger. Wie es ſcheint, begann hier die Schlacht mit einiger Unordnung, indem nämlich die Kavallerie des Generals Taupadel, welche den erſten Angriff unternahm, dabei auf einander kam. Die in den Reihen der Kaiſerlichen fechtenden Ungarn und Croaten benützten dieſen Fehler und warfen ſich mit ſolchem Ungeſtüm auf ſie, daß ſie bis zu dem Walde in der Höhe von Eberheim, welche die Infanterie und Artillerie Herzog Bernhards beſetzt hatte, zurückgeworfen wurde; doch behauptete ſich hier das Fußvolk und brachte die Sache wieder in's Gleichgewicht. — Viele der Zeitgenoſſen ſchreiben dieſen Vorgang der Liſt des Grafen Gallas zu. Durch eine verſtellte Flucht ſeiner Kavallerie ſoll er nämlich die ſchwediſche Reiterei in den Bereich einiger maskirter Batterien gelockt haben, wodurch ſie nicht nur in Unordnung gerathen ſein, ſondern auch einen bedeutenden Verluſt erlitten haben ſoll. — Der kühne Bernhard, auf die wackere Haltung ſeines Fußvolkes ſich ſtützend, drang nochmals vor und durchbrach beinahe die kaiſerliche Linie; er behauptete ſich ſo, daß es ihm möglich wurde, dem Feldmarſchall Horn zwei Regimenter unter dem jungen Thurn zu Hilfe zu ſenden, die aber auf ihrem Wege auf eine überlegene Maſſe der Kaiſerlichen geriethen, und indem ſie den Feldmarſchall Horn ſomit nöthigten, ſie zu entſetzen, unwiederherſtellbare Fehler auf dem rechten Flügel veranlaßten. So war es noch nicht Mittag, das Fußvolk aber durch 17 Angriffe auf die immer noch friſch anrückenden Kaiſerlichen ermüdet und geſchwächt, als Horn, die vergebliche Mühe an ſeiner Seite erkennend, und in Furcht, von Bernhard abgeſchnitten zu werden,

die Schlacht abzubrechen rieth. Bernhard wich den Umſtänden, wollte aber mit ſeinen Reitern den Wald ſo lange behaupten, bis Horn den Arnsberg hinter ihm, auf der Rückzugslinie bei Hirnheim, beſetzt habe, und glaubte nach Ankunft des Rheingrafen den Verluſt wieder ausgleichen zu können. Aber Carl von Lothringen und Johann von Werth, dieſe Veränderung zeitig inne werdend, brachen, als Horn ſchon mit Geſchicklichkeit und Ordnung von ſeinem Feinde ſich losgemacht, mit ihrer geſammten Kavallerie und zwiſchen vertheiltem Fußvolk und Geſchütz auf Bernhards Stellung ein, und ſtürmten nach drei vergeblichen Angriffen, während Bernhard ſelbſt die Standarte ſeines Leibregimentes erfaßte, beim vierten mit ſolchem Ungeſtüm in die bereits gelockerten Reihen, daß dieſe in das Thal hinab und auf den in geordnetem Rückzuge begriffenen Flügel des Feldmarſchalls Horn geworfen wurden, und widerſtandslos Alle, erſt die Reiter und dann das Fußvolk, mit ſich fort in wilde Flucht riſſen. In dem entſetzlichen Gedränge ward Bernhard, wie es heißt durch Carl von Lothringen, welcher jahrelang getragene Unbilden zu rächen hatte, die Standarte aus der Hand gewunden, er ſelbſt leicht am Halſe verwundet, verlor ſein Pferd und wäre der Gefangenſchaft wahrſcheinlich ebenfalls nicht entgangen, wenn ihm nicht ein Hauptmann des Taupadelſchen Regimentes mit einem kleinen raſchen Klepper ausgeholfen hätte. Die Kaiſerlichen verfolgten ihre fliehenden Feinde mit ſo reißender Schnelligkeit, daß der Herzog Bernhard auf ſeiner Flucht durch Cannſtadt — eilf Meilen vom Schlachtfelde — kaum ein Ei ruhig verzehren konnte, um ſeinen Hunger zu ſtillen. So entging der kampfheiße Anſtifter des Verderbens für ſeine Perſon, mußte jedoch ſein reiches Gepäck bei Neresheim und Bopfingen, mit vielen Koſtbarkeiten und baarem Gelde, den windſchnellen Croaten Iſolani's als Beute laſſen; mit Mühe war es Bernhards Dienern nur noch ſchnell gelungen, ſeine geheime Kanzlei zu verbrennen.

Mehrere Tage nach der Schlacht wußte Bernhard von Weimar noch nichts vom Geſchick ſeines Mitfeldherrn, des Feldmarſchalls Horn, und wähnte ihn nach Ulm entronnen; aber der Beklagenswerthe war, als verſchmähe er ſein Heil auf ſchnellem Pferde, gleich als er ſeine Vorhut nach dem erſten Anprallen des fliehenden Flügels Bernhards ordnen wollte, in die Hände von Reitern des alten Regiments von Johann von Werth gerathen, welche durch dieſe köſtliche Beute ihrem Oberſt, vor dem ſie allein fünfundſiebenzig eroberte Fähnlein niederlegten, ein Anrecht

auf Horns Perſon zur eigenen Rettung in ſpäterem Mißgeſchick zubrachten. Der ſchwediſche Feldmarſchall Horn, vom römiſchen König Ferdinand III. ehrenvoll und großmüthig empfangen, vom ſtolzen Cardinalinfanten ſogar der Umarmung gewürdigt, wurde deſſenungeachtet, nachdem der Lothringer den Gefangenen dem Kurfürſten von Baiern übergeben, bis in's achte Jahr in ziemlich engem Gewahrſam behalten. Am mitleidenswertheſten dagegen war das Loos des Grafen Kratz, der krank von Schweinfurt herbei entboten, zögernd in die Schlacht gewilligt, aber gleichwohl das Seine mannhaft gethan hatte; verwundet, auf der Flucht von einem Croaten erhaſcht, mußte er nun die mißlungene Treuloſigkeit von Ingolſtadt (ſiehe Aldringens Biographie) verdientermaßen zu Wien mit dem Kopfe büßen.

Eine ſo ungeheure Niederlage hatte das kaiſerliche Heer unter den Augen der jungen, noch unerfahrnen Prinzen in ſieben Stunden den erfahrenſten Gegnern beigebracht, daß man katholiſcher Seits mit Wahrheit, wie Claudius Nero am Metaurus, ſagen durfte: Cannas pensavimus! (Silius Ital. XV. 814.)

Die Ueberbleibſel jenes unüberwundenen Fußvolkes Guſtav Adolphs, und was die Oberſten dieſer Schule in glücklichen Kriegsjahren aus Deutſchen herangebildet, waren mit Einem Schlage ſo gut wie vernichtet. An zehntauſend Todte, unter ihnen ein Drittel Würtemberger, füllten das Thal, den Bergwald, die Hohlwege und Straßen nach Ulm und Schwaben hin; ſechstauſend Gefangene, unter denen viele hohe Oberſten, dreihundert Standarten und Fähnlein, ſtattliches Geſchütz mit viertauſend Wagen hatten die kaiſerlichen Sieger erbeutet, die nur zwölfhundert Todte zu begraben hatten. Der bairiſche Feldmarſchall-Lieutenant Pillehn, deſſen Stelle nun der verdienſtvolle, tapfere Johann von Werth erhielt, und der italieniſche Fürſt und Oberſt Aldobrandini, die am 5. vor dem Arnsberge gefallen, zählten unter die namhafteſten Todten, die kaiſerlicher Seits zu beklagen waren. Von deutſchen Generalen wurde vor Allen Gallas wegen ſeiner Umſicht und klugen Führung, auch Piccolomini, Stadion und Götz gerühmt; von den Spaniern Toralto und Idiaquez, welche die Haupthöhe gegen Horns Fußvolk behauptet, und neben Johann von Werth an ritterlicher Tapferkeit dem Lothringer geprieſen, welcher noch vom Schlachtfelde den Baron de Clinchaut mit einer guten Zahl eroberter Fahnen nach Brüſſel an ſeinen wankelmüthigen, kleingläubigen Schwager Gaſton und an die Königin-Mutter als Boten des wiederkehrenden Glückes abfertigte. — Im ſtolzen Bewußtſein,

mit einer ſolchen That ihre Kriegsbahn eröffnet zu haben, ritten die beiden habsburger Prinzen über die blutige Wahlſtatt, von den ſpaniſchen Regimentern mit geſchwungenem Hute unter dem Rufe: „Viva la casa de Austria!“ empfangen. Der Cardinalinfant räumte den Verwundeten ſein Schlößlein ein und begnügte ſich mit einem ärmlichen Bauernhauſe. Gleich am folgenden Tage empfahl ſich Nördlingens geängſtigte Bürgerſchaft der Gnade des jungen Königs, ward huldreichſt erhört, des paſſauiſchen Vertrages verſichert, und der Beſatzung freier Abzug, jedoch ohne Waffen, verſtattet. Don Hannibal Gonzaga eilte nach Wien, um dem Kaiſer die Siegeskunde zu hinterbringen, dem, ſo gleichmüthig er Tages über auf der Jagd geweſen, die Freudenthränen über des Sohnes raſchen Erfolg aus den Augen ſtürzten. In allen Kirchen Wiens und Münchens ertönte das Dankfeſt unter dem Donner der Kanonen. Die jungen fürſtlichen Helden von Nördlingen, wie über den eigenen Erfolg erſtaunt, oder der Früchte ihres Sieges, ohne ſie eilig zuſammenzuraffen, gewiß, begnügten ſich, die beutegierigen wilden Ungarn, Croaten und leichten deutſchen Reiter in das nahe Schwaben und Franken auszuſenden, und weilten, am 9. September in Nördlingen prunkvoll eingezogen und die Huldigung der Reuigen aufnehmend, noch einige Tage in der Stadt. Gern hätte der römiſche König Ferdinand III. ſeinen Vetter, den Cardinalinfanten, noch länger bei ſich behalten, aber dieſer verließ, voll Beſorgniß für ſeine Niederlande, im Geleit von 2000 Pferden bald das Heer und vernichtete ſo manch ſchönen Plan Ferdinands. — Das kaiſerliche Heer bemächtigte ſich nun widerſtandslos Würtembergs, während die bairiſchen Truppen ſich in Franken ausbreiteten und Piccolomini mit Götz auf Herzog Bernhards junges Fürſtenthum einbrach. Bis Weihnachten waren faſt alle Städte und Feſten Frankens erobert.

Im Feldzuge 1635 entwickelte das kaiſerliche Heer unter Gallas' Oberbefehl gleich am Anfange dieſes Jahres unerwartete Kraftanſtrengungen; am 18. Januar wurde Würzburg durch General Götz eingenommen; bald darauf fiel auch Philippsburg, das, von den Franzoſen ſchlecht bewacht, durch Gallas überfallen und eingenommen wurde. In Philippsburg lagen 500 Mann als Beſatzung unter dem franzöſiſchen Commandanten Arnauld, theils Franzoſen, theils Würtemberger, zwiſchen welchen nicht das beſte Vernehmen herrſchte. Obgleich Arnauld gegen den zum Gouverneur der Feſtung beſtellten Herzog Eberhard von Würtemberg

prahleriſch äußerte, daß er mit dieſer Beſatzung die Feſtung „contre toute la force“ vertheidigen wollte, ſo erbot ſich dieſer dennoch, die Umgegend durch ein Regiment zu Pferd und ein Regiment zu Fuß zu beſetzen. Aber Arnauld fand in ſeiner leichtſinnigen Weiſe dieſe Vorſicht unnöthig und ſchlug das Anerbieten aus. Der große Waſſergraben der Feſtung war bei dem ſtrengen Winter ſtark zugefroren; die Beſatzung unterließ es, denſelben aufzueiſen, und wo es geſchah, wurde es nur unvollſtändig bewirkt, ſo daß hier ſtets eine natürliche Brücke zu finden war. Die Palliſaden, theils verfault, theils umgehauen und von den Franzoſen zur Feuerung benutzt, waren ungeachtet des nahen Waldes nicht wieder erſetzt worden. So gut auch die Feſtung mit Munition verſehen war, ſo befand ſich, der großen Zahl von Geſchützen ungeachtet, kein Pfund Pulver auf dem Walle. Von dieſem Zuſtande der Dinge hatte der frühere kurtrierſche Commandant von Philippsburg, der zu dem kaiſerlichen Heere übergetretene nunmehrige kaiſerliche Oberſt Kaspar Bamberger, durch Bürger und ausgeſandte Kundſchafter Kenntniß erhalten, und gründete darauf den Plan, die Feſtung durch einen Handſtreich zu nehmen. Sein Vorſchlag fand bei Gallas freudig Gehör. Die zur Expedition beſtimmten Truppen, aus einigen hundert Mann Dragonern und Fußvolk beſtehend, wurden am 23. Jänner 1635 Abends in Menzingen — unweit Bruchſal — geſammelt und ſodann in aller Stille in der Nacht nach Philippsburg geführt. Am 24. Morgens 4 Uhr unternahmen die Kaiſerlichen den Angriff; ſie überſchritten den zugefrornen Graben und gelangten, die offenen Stellen vermittelſt Leitern und Planken überbrückend, glücklich auf den Hauptwall. Jetzt tönten Allarmſchüſſe; die Trommeln riefen die Beſatzung unter die Waffen. Während ſich die Franzoſen bei den Wohnungen ihrer Offiziere nur langſam verſammelten, eilten die Würtemberger auf den Wall, trieben die Kaiſerlichen zurück und behaupteten ihren Poſten auf der ihnen zugewieſenen Baſtion. Allein auf der andern Seite, am rothen Thurme, wo die Franzoſen die Vertheidigung hatten, faßten die Kaiſerlichen feſten Fuß, ehe noch der Commandant Arnauld aus dem Schlafe aufgeſchreckt herbeieilte. Die Franzoſen zogen ſich hierauf mit Arnauld in den höher gelegenen Palaſt des Biſchofs, der aber nicht befeſtigt war, zurück, mußten ſich aber bei Tagesanbruch auf freien Abzug ergeben. Gallas geſtand dieſe Bedingung aber beim Abzuge nicht zu, behauptend, ein Wohnpalaſt ſei keine Feſte, und führte die Gefangenen, nicht ohne Mißhandlungen, denen ſie unterwegs

ausgeſetzt wurden, nach Eßlingen, von wo Arnauld bald ausgewechſelt nach Frankreich zurückkehrte, wo er in die Baſtille geſperrt wurde. Seine Verwandtſchaft mit dem bei Richelieu in größter Gunſt ſtehenden Kapuziner Pater Joſeph ſo wie ſeine Verſchwägerung mit Feuquières bewirkten indeſſen ſchnell ſeine Freilaſſung, und der leichtſinnige Franzoſe wurde, indem er ſchmählicher Weiſe alle Schuld auf die wackern Würtemberger wälzte, vom König bald wieder in ſeine frühern Würden eingeſetzt. — So war dieſe gewaltige Vormauer Deutſchlands gegen Frankreich mit vortrefflichem zahlreichem Geſchütz (128 an der Zahl), nebſt großen Vorräthen an Lebensmitteln, 4000 Fäſſern Pulver, 1290 Scheffeln Salz und einer Million und 600,000 Dublonen ſammt 2 Kiſten ungeprägten Goldes wiederum in die kaiſerlichen Hände gerathen. 44 Kanonen von bedeutender Größe wurden nach Heilbronn geführt, und Gallas ernannte den wackern Oberſten Bamberger, der den größten Antheil an dem ſchnellen und glücklichen Gelingen hatte, wieder zum Feſtungscommandanten von Philippsburg, deſſen Werke nun in beſſern Zuſtand geſetzt wurden. — Kurz auf die Einnahme Philippsburgs folgte jene von Speier durch Johann von Werth. Um dieſelbe Zeit gelang es auch Gallas, das lang belagerte Augsburg in kaiſerliche Gewalt zu bringen. In Augsburg, welches ſchon ſeit der Nördlinger Schlacht unausgeſetzt und hart belagert wurde, befehligte der ſchwediſche Oberſt Georg aus dem Winkel. Winkel war ein tapferer Soldat, und es war ihm Alles daran gelegen, die berühmte Stadt zu behaupten. Aber die Hungersnoth nahm immer mehr überhand, die Vorräthe waren aufgezehrt, und die Verſuche, Zufuhren mit Proviant in die Stadt zu bringen, ſchlugen fehl. Hierdurch gerieth die Stadt in unſäglichen großen Jammer. Hunde, Katzen, Mäuſe und dergleichen waren nicht mehr zu bekommen, Pferdefleiſch war das ſeltenſte und theuerſte Gericht; viele Leute namentlich der ärmeren Klaſſe verſchmachteten vor Hunger, fielen und ſanken auf freier Gaſſe dahin. Unter ſolchen Verhältniſſen dachten Beſatzung und Bürgerſchaft an Capitulation, die jedoch erſt am 18. März zu Stande kam, weil Augsburg ſeine Privilegien und ſeine Religionsfreiheit geſichert wiſſen wollte. Die Beſatzung, 1200 Mann ſtark, zog am 28. ab nach Thüringen, und bald mußte die ſeither herrſchende kirchliche Partei die Ueberwältigung erfahren, welche die damaligen Verhältniſſe im Gefolge hatten. Zwanzig Compagnieen kaiſerlicher Truppen kamen in die Stadt unter dem Befehl des Grafen Otto Heinrich

von Fugger*), der nach und nach hier ein Corps von 4000 Mann sammelte. Die protestantische Bürgerschaft mußte eine Strafe von 300,000 Gulden an den Kaiser und eine von 80,000 Gulden an den Kurfürsten von Baiern bezahlen. Währenddem wurden auch Ulm und Memmingen von den Kaiserlichen belagert, aber diese Städte hielten sich noch, weil sie besser versehen waren. Dagegen fiel die ernestinische Trutzburg Koburg am 28. März an den kaiserlichen General Lamboy, und Gallas dachte nun daran, die vielen zerstreuten Corps zu sammeln, um sie an den Rhein zu führen. Durch geschickte Manövers den Herzog Bernhard von Weimar täuschend, bewerkstelligte Gallas am 2. Juli den Uebergang des Hauptkorps bei Speier, was die Eroberung fast aller bedeutenden Plätze am linken Rheinufer und Bernhards Rückzug nach Lothringen

*) Otto Heinrich Graf Fugger von Kirchberg, nachmals kaiserlicher Feldzeugmeister, ein Sohn des Christoph Freiherrn Fugger von Kirchberg, aus dem bekannten Augsburger Geschlechte entsprossen, war 1592 geboren. Er nahm anfangs spanische Dienste und stand unter Don Pedro von Toledo im Jahre 1617 in der Belagerung von Vercelli, worauf er ein Regiment erhielt und Oberster wurde. Als hierauf in Böhmen die Unruhen ausbrachen, warb er in seiner Heimath Truppen, führte diese 1619 nach Passau, später nach Böhmen und in die Pfalz, und bewies viele Bravour. 1624 führte er einige Hilfstruppen den Spaniern in den Niederlanden zu und zeichnete sich unter Spinola bei der Belagerung von Breda aus. Nach Deutschland zurückgekehrt, errichtete er für die Ligue einige neue Regimenter, und erhielt mit der Beförderung zum General die Weisung, den Landgrafen Wilhelm von Hessen von der Union zu trennen. Es gelang ihm auch, die hessischen Truppen von Fulda zu vertreiben und Friedland zu nehmen; doch als er das Stift Hersfeld bezwingen wollte, trat die unglückliche Schlacht bei Breitenfeld ein, und Fugger mußte sich mit Tilly bei Fritzlar vereinigen. Mit diesem zog er 1632, nun zum Feldzeugmeister befördert, in Franken ein, eroberte Rothenburg und Windsheim, und erhielt das Commando einer Armee in Schwaben. Hier nahm er Landsberg, und erhielt nach Aldringens Tode 1634 den Oberbefehl über sämmtliche baierische und liguistische Truppen. An der Spitze derselben eroberte er Regensburg und focht bei Nördlingen. 1635 war er mit bei der Belagerung Augsburgs, dessen Commandant er wurde, wo er den Rath absetzte und durch Katholiken ersetzte. Seine mannigfachen Verdienste wurden auch reichlich belohnt. Nachdem er schon 1628 von Philipp IV. den Orden des goldenen Vließes erhalten, zu der Würde eines kaiserlichen Kriegs- und kurbairischen geheimen Rathes und Oberkämmerers erhoben worden war, erhob ihn Kaiser Ferdinand III. in den Grafenstand. Fugger starb hochgeehrt 1644.

(Oesterr. Militairlexicon von Hirtenfeld, 2. Band.)

Matthias Graf von Gallas

zur Folge hatte. Gallas, welcher seither einer Schlacht vorsichtig ausgewichen war, verfolgte ihn unablässig, ihm vielen Schaden zufügend, namentlich an der Saar, wo er ihn mit 9 Regimentern beim Uebergange über die Nothbrücke ereilte, so daß der größte Theil von Bernhards Truppen eiligst durch den Fluß waten mußte. Nur mit Mühe konnte General Hebron, der Bernhards Nachhut kommandirte, Gallas' Angriffe abwehren. Während Bernhards Truppen sich in die Gegend von Metz und Pont a Mousson retteten, eilte Gallas, Saarbrücken, Walderfingen und St. Anold zu bestürmen.

In denselben Tagen, als die Trümmer des deutsch-französischen Heeres unter Bernhard und dem Cardinal La Valette in Metz anlangten, war der französische König, in Sorge um die bedrohte Grenze, selbst in Bar erschienen, und rückte von hier tiefer nach Lothringen, um St. Mihiel wieder in seine Gewalt zu bekommen. Damals stand Herzog Carl von Lothringen mit seinem Heere um Rembervillières, wo er sich verschanzt hatte. Der König so wie Bernhard boten Alles auf, Gallas' Vereinigung mit dem Herzog Carl zu verhindern, was ihnen aber nicht gelang. Am 16. October vereinigten sich die Heere Gallas' und Carls und bezogen bei Dieuze ein verschanztes Lager. Hier wurden sie am 11. November von einem Theile der französischen Armee und den Truppen Bernhards im Lager überfallen, aber nach einem heftigen Kampfe und nachdem einige Croatenregimenter fast aufgerieben worden, gelang es Gallas und Carl, sie abzuweisen. — Gern hätte Gallas einen Marsch in das südliche Frankreich gemacht, aber Hunger und Seuchen, die tückischen Gegner deutscher Heere auf französischem Boden, wütheten von Tage zu Tage in seinem Heere mehr und mehr; die Kälte stellte sich zeitig ein, und die Pferde stürzten zu Hunderten. Am 23. November brach Gallas vor dem Feinde aus seinem Hungerlager von Dieuze nach dem Rheine auf. Das folgende Jahr, 1636, versuchte Gallas noch einmal, den Krieg, und zwar in Südosten, nach Frankreich zu versetzen; er drang über Breisach in Burgund ein, nöthigte die Franzosen unter dem Duc d'Enghien, die Belagerung von Dole aufzuheben, und warf sich dann auf St. Jean de Losne, welchen Ort er zu beschießen anfing und dann nach zwei vergeblichen Stürmen abziehen mußte. Wieder nöthigten ihn Krankheiten, die seinem Heere stark zusetzten, und Mangel an Lebensmitteln, seinen Rückzug nach Deutschland anzutreten. Gallas' Truppen waren zu zügellos, als daß sich der Landmann ihnen

viel mit Lebensmitteln genähert hätte, und die größten Ausartungen derſelben beſtrafte er entweder nicht, oder ſehr leicht; ſo kam es denn, daß ſeine Leute mit den Vorräthen nicht hauszuhalten wußten; nicht der Feind, ſondern bloßer Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten trieben ihn auch diesmal über den Rhein zurück. Zudem erhielt er die Kunde von den Ereigniſſen der Schlacht bei Wittſtock, die für die kaiſerlichen Waffen ungünſtig geendet; dies beſtimmte Gallas noch mehr, ſeinen Rückzug anzutreten. Im tiefſten kalten Winter kam er, mannigfach von den kühner gewordenen Franzoſen und Weimarern am Rückzuge beläſtigt, im Breisgau an, wo er die Winterquartiere bezog. — Dies war die Frucht von dem nach Frankreich unternommenen Zuge der Kaiſerlichen, „bei welchem Gallas erfuhr, daß es geſcheute Männer geweſen waren, die ihm geſagt hatten, daß ein Einfall nach Frankreich kaum mit gutem Erfolge gewagt werden könne. Denn die Dörfer würden dort gleich verlaſſen und aller Vorrath in wohlbeſetzte Feſtungen gebracht, deren Belagerung mit ſchlecht verproviantirtem Volke nicht unternommen werden könne. Mit wenigen Truppen ſei nichts auszurichten, für große Heere aber der Unterhalt ſchwer zu finden, weil man Alles nachführen müſſe.“ (Worte Pufendorfs VIII. 74.)

Im Feldzuge 1637 vertrieb Gallas, obwohl minder ſchnell, als man gewünſcht und gehofft, die Schweden aus Sachſen und Schleſien, und ſtand auf dem Punkte, die ſchon etwas geſchwächte feindliche Armee bei Landsberg an der Warthe gefangen zu nehmen, ließ ſich aber doch von dem überlegenen Feldherrntalente ſeines Gegners Banér täuſchen, welcher glücklich nach Pommern entkam, wohin ihn zwar Gallas verfolgte; im folgenden Jahre aber griff Banér mit friſchen Kräften die mittlerweile durch Deſertion und Zügelloſigkeit geſchwächte Armee Gallas auf's Neue an, und Gallas wurde nach Schleſien und Sachſen zurückgedrängt. Dieſe jüngſten Unternehmungen Gallas' fanden gegründeten Tadel und ließen an ſeine Entfernung denken. Doch wurde Gallas nie abgeſetzt, wie behauptet wird; wohl aber legte er ſelbſt 1639 freiwillig die Oberbefehlshaberſtelle nieder. Inzwiſchen übernahm 1640 der Erzherzog Leopold Wilhelm den Oberbefehl und Gallas lebte nun bis 1648 meiſt auf ſeinen Gütern. Nachdem aber die Schweden bereits in Oeſterreich geſtanden, die zweite Breitenfelder Schlacht unglücklich geſchlagen und der Erzherzog Leopold Wilhelm vom Kriegsſchauplatze abtrat, übernahm Gallas auf ausdrückliche Berufung Kaiſer Ferdinand III. den Oberbefehl über die kaiſer-

liche Armee zum zweiten Male. — Aber mit kurz vorher geſchlagenen, oder theils ganz neuen Truppen konnte Gallas jetzt keine Hauptſtreiche thun, aber er blieb den Schweden doch immer drohend zur Seite, jetzt ſie verfolgend, jetzt ihnen ausweichend; und ſo begnügte er ſich, ihre Züge zu erſchweren und hinter ihnen her die beſetzten Städte wieder zu nehmen, oder doch einzuſchließen. Als ſich Torſtenſon 1644 plötzlich nach Dänemark wandte, erhielt Gallas vom Kaiſer den Auftrag, den Dänen zu Hilfe zu ziehen, welches eine der ſchwierigſten Aufgaben war, da er gerade jene Länder durchziehen mußte, worin die Schweden allenthalben vor ihm her das Letzte aufgezehrt hatten. Gleichwohl ließ er ſie nie aus den Augen, eroberte Zeitz, Boitzenburg und Kiel und vereinigte ſich mit einem Theile der däniſchen Truppen. Doch unverſehens wandte ſich Torſtenſon, welcher ſich durch die Plünderung Holſteins trefflich verſorgt hatte, mit geſtärkten Truppen gegen ihn, daß Gallas ſich nun ſchnell über die Elbe an die Saale zurückziehen mußte und in einem verſchanzten Lager bei Bernburg ſich zu behaupten hoffte. Aber Torſtenſon umging ihn, überſetzte die Saale, lagerte ſich Gallas im Rücken und ſchnitt ihn ſo von Sachſen und Böhmen ab. Nun wählte Gallas den einzigen ihm noch übrigen Ausweg, ſich wieder an die Elbe und nach Magdeburg zu ziehen, von wo er ſeine Reiterei nach Böhmen voraus ſandte. Doch dieſe ward auf dem Wege dahin in einem Gefechte bei Jüterbogk größtentheils aufgerieben, und Gallas ſelbſt konnte, nachdem er einige Zeit in Magdeburg eingeſchloſſen war, ſich nur mit Mühe mit dem Fußvolke nach Böhmen retten, von dem ſtattlichen Heere, mit dem er ausgezogen, nicht über 2000 Mann zurückbringend. Nachdem die Schweden 1645 auch bei Jankau geſiegt hatten, ſammelte Gallas die zerſtreuten Truppen, um aus den Trümmern des Heeres und aus zahlreichen neu ausgehobenen Rekruten eine neue Streitmacht zu bilden, von der er einen Theil aus Böhmen den Baiern zu Hilfe ſandte, welche eben bei Allerheim in hartem Kampfe ſtanden. Nun verließ Gallas das Heer, um in Wien als Hofkriegsrathspräſident den Vorſitz im Hofkriegsrath zu übernehmen. Von Gichtbeſchwerden mannigfach gequält, bekleidete er dieſen erhabenen Poſten nur zwei Jahre, und ſtarb den 25. April 1647 zu Wien. Seine Leiche wurde in der von ihm geſtifteten Jeſuitenkirche zu Trient beigeſetzt. Kurz vor ſeinem Tode verlangte Gallas wegen einer wichtigen Angelegenheit mit dem Kaiſer zu ſprechen; da dieſes aber aus unerklärlichen Gründen nicht ſtatt-

fand, ſo ließ er ſich einen Bund Briefe reichen und verbrannte ſie mit eigenen Händen. Gallas war zwei Mal vermählt. Seine erſte Ehe mit einer Gräfin Arco war kinderlos; aus ſeiner Ehe mit Dorothea Gräfin von Lodron hinterließ er außer zwei Töchtern auch zwei Söhne, durch die ſich ſein Geſchlecht bis auf die Neuzeit fortpflanzte.

Gallas' Thaten ſind, weil er gegen und neben ſich ſtets ſehr unternehmende und glückliche Feldherren hatte, weniger glänzend als nützlich geweſen. Aber er war ein ſehr erfahrner Feldherr und geſchickt im Operiren; bei allen Unfällen, die ſeine Truppen durch Krankheiten, Mangel und Deſertion trafen, gelang es den Feinden nie, ihn aus dem Felde zu ſchlagen; eben ſo wenig ließ er ſich je zu einem unvortheilhaften Treffen zwingen. Er beſaß die Liebe des Soldaten, die man freilich in dieſen Zeiten der vernachläſſigten Kriegszucht oft nur durch eine Art Nachſicht erkaufen konnte, von der die Nachwelt ſich unwillig abwendet.

Johann Freiherr von Werth,

Herr auf Benatek, kaiſerlicher und kurbairiſcher General der Kavallerie, kaiſerlicher Kriegsrath.

Die vielfältig erhobene, niemalen befriedigend gelöſete Frage um des freiſamen Ritters, um des berühmten Magister Equitum Herkunft und Geburtsort vermag ich zwar nicht zu beantworten, aber daß er dem Rheinlande angehört, daß er ein ripuariſcher Franke*), dieſes wird nicht allein durch des Mannes hurtige Tüchtigkeit wahrſcheinlich, ſondern durch den hier wörtlich mitgetheilten Auszug ſeines Teſtamentes — freilich eine ungewöhnliche Einleitung einer Biographie — zur Gewißheit erhoben. In dieſem Teſtamente**) heißt es: „Zu Büttgen, allwo ich erzogen und von

*) Ripuarier iſt die altrömiſche Benennung der Franken, welche am Rheinufer von der Lahn bis an die Lippe wohnten.

**) Man ſehe das verdienſtvolle Geſchichtswerk des gelehrten Forſchers Herrn von Stramberg zu Coblenz: „Denkwürdiger und nützlicher Rheiniſcher Antiquarius", deſſen III. Abtheilung obiges Citat ſo wie der Teſtamentsauszug entnommen iſt. Herr

Jugend auf meiſtentheils gewohnt habe." — Zu Büttgen alſo, eine Stunde weſtlich von Neuß, hat der Reiterkönig ſeine Jugendjahre verlebt, zu Büttgen, im Verkehr mit ſchlichten Landleuten, die Geiſtesſtimmung ſich angeeignet, die ihn ſo hoch ſtellt über eine Menge von Celebritäten aus dem ſchrecklichen Drama, welches unter dem Namen des dreißigjährigen Krieges bekannt. Mag demnach ſein Geſchlecht adelig oder unadelig ſein, aus Friesland, wie ein kaiſerliches Diplom*) erzählt, oder aus dem Jülichſchen herſtammen, mag Johann von Werth da oder dort geboren ſein, nach Büttgen gehört er, dort empfing ſeine Seele die erſten Eindrücke, und dahin, von dem Körper ſcheidend, wendete ſie nochmals in dankbarer Erinnerung ſich zurück. Davon zeugt das fragliche Teſtament, wie es, in das Kirchenbuch zu Büttgen aufgenommen, von dort aus durch Freundeshand mir zugekommen und hier theilweiſe abgedruckt iſt.

„Tenor adjuncti sub litt. A.

„In dem nahmen der heiligen göttlichen untheilbahren Dreyfaltigkeit Gottes des Vaters, Sohns und H. Geiſtes. Amen. Bekenne ich Johann von Werth der Römiſchen Keyſerl. Majeſtät Kriegsrath, General über dero Cavagleria und beſtelter Oberſter zu Roß und thue Kundt jedermanniglichen in Krafft dieſes libellirten Brieffs meines letzten Willens oder zierlichen Teſtaments.

„Clausula concernens.

„Viertens legiere und verſchaffe ich der in dem Erzſtifft Cöllen liegenden Kirchen zu Büttgen, allwo ich erzogen und von Jugend auf meiſtentheils gewohnt habe, 1000 Rthlr. dergeſtalt, daß dieſe Tauſend Rthlr. von den Kirchenmeiſter aus auf Penſion und ſonſten Intereſſe angelegt werde, und aus ſelbiger Penſion vor mein Vaters, Mutters und allen aus dem Wertiſchen geſchlecht verſtorbenen Seelen vier ſeelenämbter, als nehmlich

---

von Stramberg hat das Verdienſt, zuerſt die Aufmerkſamkeit der Geſchichtsforſcher auf dieſes Teſtament Werths gelenkt zu haben, aus welchem ferner noch klar geworden, daß Werth nicht, wie bisher angenommen wurde, kinderlos geſtorben, ſondern eine Tochter „Lambertina" aus ſeiner erſten Ehe hinterlaſſen habe.

D. H.

*) Auf Werths Abſtammung aus einem alten friesländiſchen Geſchlechte, ſo wie auf obiges kaiſerliches neu verliehenes Freiherrndiplom, machte zuerſt der fleißige und verdiente öſterreichiſche Geſchichtsforſcher Herr K. K. Rath und Cuſtos Joſeph Bergmann in dem 122. Bande der „Wiener Jahrbücher für Literatur" aufmerkſam.

vor und nach den Oſterfeyertagen, wie es dem Paſtori alldorten dann am bequämſten ſeyn wird, eines andern vor oder nach Pfingſtfeyertagen, das dritte vor oder nach Mariä Himmelfahrt, das vierte Ambt vor oder nach Weynachten unfehlbarlich gehalten werden ſolle, zu welchen Seelenämbtern dann um ſolche Zeiten der Pfarrherr den eigentlichen Tag eins vor All unveränderlich mit zuthun der Freundſchaft oder ſonſten jedermahls abſonderlich anordnen, und ſolches Jederzeit des Sonntags zuvor in der Kirche von der Kanzel oder Predigſtuhl verkündigen wolle. Neben dieſen ſoll auch auff Tag meines Ablebens oder ſo am ſelbigen ſolches nicht geſchehen könnte, auf einen andern Tag darnach ein Jahrgezeit des Sonntags zuvor mit geſungener Seelenmeſſen auch hieſelbſten zu Büttgen in der Kirchen (in welcher mein ppal Erb mir auch gleich an den Ort, wo ich begraben werde, ein zierliches Epitaphium oder monumentum an der Mauer aufrichten laſſen ſolle) gehalten werden, und alsdann unter ſelbigem Ambt neben meinem Namen auch meines Vatters und Mutters ſel. wie nicht weniger Bruder und Schweſter, ſo viel deren in Gott verſchlaffen, Nahmen ſambt allen anderen aus dem Werthiſchen Geſchlecht insgemein verſtorben andächtiglich in der Meß gedacht, und das Volk, um deſſen Vorbitt zu erhalten, öffentlich in der Kirche ſelbigens verſtändiget werden. Zu Vollführung alles dieſes ſoll dann die Kirchmeiſter zu Büttgen dem zu der Zeit wohnenden Paſtori, Chor und Cüſter ſowohl an obbemelt. vier hochzeitlichen Feſten als auch am Tag meines Jahrgezeits für die Schüler auch andere Kindere und allen dem Gottesdienſt beiwohnenden, welches begehren werden, ein Malter Weizen backen und nach gehaltenem Gottesdienſt unter denſelben ausſpenden laſſen, das ander, was vielleicht an öffterm. 1000 rthlr. Penſion jährlich übrig ſein würde, zu andern immediati der Kirchen Nothwendigkeit fleißig und trewlich anlegen ſollen. Auch weilen 5tens wir ſündige Menſchen von dieſem Jammerthal abſcheiden müſſen, und von unſeren zeitlichen Gütern bei dem ſtrengen Richterſtuhl Gottes anderes nicht zu finden haben, als was ein Jeder durch die Hand der Armen dahin geſchickt, als legiere ich hiermit und verſchaffe, daß vor die Armen zu Büttgen ein Tauſend rthlr. an Penſion ausgelegt, und jährlich am tag meines Abſterbens obgemelten Armen zu Büttgen von den gedachten tauſend rthlr. Intereſſe Kleyder, Geld, oder Koſt und Trank, weſſen dann ſelbige Armen nach Gelegenheit der Zeit am höchſten bedürftig ſein möchten, vor mein und der meinigen verſtorbenen Seelen Gott unſern Erlöſer andächtiglich zu bitten, geben und

gereicht werden ſolle, und damit dies ohne Säumniß oder einigen Aufzug geſchehe, ſoll mein Univerſalerb ſambt der Armen Pflegvatter oder Vormünder darob ſeyn, damit mehrgedachte **1000** rthlr. ſo ſicher angelegt werden, daß die Penſion jährlich davon einzubringen keine Beſchwernüß ſich eräugne, zu welchem Gott wohlgefällige werk dann ohne Zweifel die des Orths geiſtliche und weltliche Obrigkeit, damit alles nach meiner Anordnung in dieſem trewlich geſchehe, fleißig zu Cooperieren gebetten wird. Im Fall aber wider alles Verhoffen es ſich über Kurtz oder lang, welches doch Gott gnädiglich verhindern wolle, begeben thäte, daß ein unCatholiſch, Lutheriſch, Calviniſch, oder ſonſten ein ander dem uhralten Chriſtlichen Römiſchen Glauben entgegenlaufende Lehr an dieſem Ort einreißen mögte, und die Armen nit catholiſch wären, bei ſolchem Fall iſt mein eigen wohl bedachter Will und Meinung, daß dieſes ſowohl den Armen als auch der Kirchen ſelbſt ausgeſetztes Legat, nämlich die **2000** Rthlr. ſammt allen davon verfallenen Intereſſen ſo lang, biß die Catholiſche Religion an ſelbigem Ort wieder eingeführt, an einen nächſt andern catholiſchen Orth, dahe es am meiſten vonnöthen ſeyn wird, dergleichen Gotteshaus und catholiſche armen, doch daß einem, als dem andern weg alsdann in ſelbigem Gotteshauß, welches der oft ermeldeten **1000** Rthlr. Renthen genießen thut, wie auch Armen, alles dasjenige, was in dieſem meinem Teſtament vornehmlich unter den 4ten punkt ausgeſetzt, Gott und ſeiner heil. Mutter zu Lob, meiner und meiner Verſtorbenen Seelen zu Troſt ad amussim gehalten werden, jedoch daß alle Armen aus der Büttger Pfarr, oder Kirſpel, welche catholiſch ſeynd und ſich an gehörigem Tag und Ort anmelden werden, alsdann andern Armen vorgeſetzt ſein ſollen.

„Finis Testamenti D. Baronis Jois de Werth.

„Fünfzehndes. auf daß auch meinen Univerſalerben bis zu erlangter Majorennität wohl und recht vorgeſtanden werde, will ich ihnen hiermit zu rechtmäßigen Gerhaben oder Tutoren den wohlgebornen Hieronymum Winandum Freyh. von Frentz, meiner vielgeliebten Tochter Lambertina Mann und ſelbigem noch hinzu den auch wohlgebornen Freyh. Herrn Johann von Spork geſetzt und verordnet haben.

„Sequitur testamento finaliter subjunctus actus.

„Wir hernach benannte Johann Freyh. von Spork, Römiſch Keyſerlich. Majeſtät Kriegsrath, Generalfeldmarſchalk Leutinant und beſtellter Obriſter zu Roß, Hans Wilhelm Brenſen von Prorubin und Adam Georg Brenſen

von Prorubin thun kund und bekennen hiermit, daß demnach der wohlgeborne Herr Joh. Freiherr von Werth, Römiſch Kaiſerl. Majſt. Kriegsrath, General der Cavallerie und beſtellter Obriſter zu Roß uns geſtern, als den eilften Septembris, ungefähr um 6 Uhren Abens, ein jeden abſonderlich beſchicket und gebeten, wir andern tags als heute früh zwiſchen ſieben und acht Uhren uns anhero in ſein Schloß verfügen und neben ihme ſein Teſtament und letzten Willen als Zeugen verfertigen wollten, wir dieſem zufolge uns heut um beſtimmte Zeit anhero begeben, aber gefunden, daß wohlgedachter Herr de Werth bereits früh um 5 Uhren von dieſer Welt abgeſchieden, zu dieſem aber vor uns perſönlich der wohlgeborne Herr Otto von Heiquelsloth, Römiſch Keiſerl. Majſt. Obriſter, Laurentius Hertl Pfarrherr zu Benatek, Hans Franz Primator, Wilhelm Zaradetzky, Rathverwandter dahe, ungefähr um 9 Uhren ein jeder abſonderlich bekannt, was geſtalten ſie Nachts, umweilen man geſehen, daß gedachter Freihr. von Werth gefährlicher krank worden, vor drey Uhr auf der teutſchen Kloken in mehr wohlgedachten Freyhr. von Werth Stuben, um deſſen letzten Willen anzuhören berufen worden, ſelbigen aber zu ſchwach befunden, daß mit ihme ſeines Teſtaments halber zu handeln unmöglich, doch aber neben Sebaſtian Rugert, des löblichen de Wertheſchen Regiments und Herrn Obriſt Leutnannt Peter Frantz Compagnien Cornet, Kilian Pfeffer Landbarbierer auf der Kleinen ſeithen zu Prag, und Engelberto Putz, Lieutenant und Forſtmeiſtern zu Milowitz, wie auch ihro Gnaden der Frauen Gemahlin ſelbſten und auch den umſtehenden Dienern gehörth, daß der Edel und hochgehrte Herr Johannnes Horſt, beyder Rechten Doctor und fürſtlich Saganiſcher Rath — — — [Lücke] obgedachten Freyh. von Werth mit dieſen formalibus zugerufen: Ew. Excellenz, kennen Sie mich noch? worauf Hr. de Werth geantwortet: Jahe, er Doctor Horſt aber fortgefahren zu fragen, wer bin ich denn? er Freyh. von Werth geantwortet, Horſt; aber dieſer er Horſt weiter gefragt: wollen es Ew. Excellenz noch bei dem, was ſie ihren Freunden vermacht, laſſen? hierauf er de Werth mit dem Kopfe Jahe gewinket, er Horſt zum andernmal gefragt, wollen Sie es noch dabei laſſen? auf dieſes der Freiherr v. Werth klar ausgeantwortet, mit dem Anhang, alles wie geſchrieben iſt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zu verpitſchieren zugeſtellt, welches auch geſchehen, und uns obbenenntem allhier unterſchriebenen geſtern berufenen Zeugen heut alſo

und mit der Stadt Insiegel verpitschieret ihme Doctoren Horst zugestellt worden.

„Indem wir nun zu Verfertigung dieses Testaments, obbedeuter Maßen zu spät kommen, doch alle obbenannten sieben Personen, diesem in allem also zu seyn, von uns ein Jeder absonderlich auf Befragung gezeuget und bekennet, als haben wir gestern Abend berufene Zeugen selbiges doch uns und unsern Erben ohne Nachtheil und Schaden hiermit unterschrieben." (Folgen die Unterschriften.) — Von den weitern Schicksalen dieses Testaments weiß ich nichts zu sagen.

Einer nicht unwahrscheinlichen Angabe nach war Johann von Werth um 1602 geboren: den Familiennamen entlehnte er weder von dem Dorfe Weert bei Aerschot, in Brabant, noch von dem Städtchen Werth in der vormaligen Grafschaft Hoorn, vielmehr war er zu dem Namen geboren, als Sohn einer, wenn auch verarmten adeligen Familie, wie das ihm verliehene Freiherrndiplom vom 4. April 1635 bezeuget, mit dem Zusatze, „daß sein uhralt anererbtes adelichrittermessiges Wappen ein silberfarbes Schild, darinnen für sich aufrechts zum Grimmen geschickt, ein gelb gekrönter Löwe, mit über sich geworffenem doppelten Schwanz, offenem Rachen, roth ausgeschlagener Zungen und beiden ausgespreitzten Tatzen." Eines Bauern Sohn ist er demnach nicht gewesen, eben so wenig darf man behaupten, daß er ohne eigentliche Erziehung aufgewachsen sei, nicht einmal Schulunterricht genossen habe. Er schrieb eine ungemein feste, schöne Hand, er drückte sich in seinen häufigen Berichten an die Höfe zu Wien und München einsichtsvoll, bündig, edel, körnicht, keineswegs in dem halblateinischen Pedantenstyl jener Zeit aus, er wußte der Lüge, der Verleumdung gegenüber der Feder gar wohl sich zu gebrauchen, Kunstgegenstände, absonderlich Gemälde, waren ihm jederzeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, jegliche Art von Aberglauben blieb ihm verhaßt, wie eifrig er auch seiner Kirche zugethan, hierin genau der Eltern Sitte befolgend.

Man behauptet, er habe in demselben Jahre, daß Derfflinger sein Schneiderhandwerk verfluchte, seinen Karsten von sich geworfen, 1622. Derfflinger*) ist aber nie ein Schneider gewesen, und soviel unsern

*) Ueber den ausgezeichneten preußischen Feldmarschall Derfflinger habe ich in meinem eben erscheinenden neuesten Werke: „Historische Fresken", Ausführlicheres berichtet. D. H.

Johann betrifft, wird die Sage vollſtändig widerlegt durch des Freiherrn-diploms Worte: „Inmaßen dann obgemeldter Johann de Werdt ſeit der in Unſerm Erbkönigreich Böhmen entſtandenen Rebellion unter Unſeren und der getreuen gehorſamen Kurfürſten und Ständen Kriegsvolk ſich befunden, und auch in der vor Prag auf dem weißen Berg erhaltenen Victori ſich dapfer und männlich erzeiget, dabei dann ſein Vetter Johan de Werdt ſein Blut ritterlich vergoſſen, und das zeitliche Leben mit immerwährendem Ruhm des unſterblichen Namens verwechſelt hat; wie dann zeithero gedachter Johann de Werdt bei allen fürgegangenen Schlachten und Treffen ſeinen heroiſchen Valor dergeſtalten erzeiget, daß er anfänglich nach beſagter Pragiſcher Schlacht in die Niederländiſchen Provinzen gezogen, der vorgegangenen Schlacht bei Fleurus beygewohnt, und als hernach in die Velau commandirt worden, ſich in unterſchieblichen Scharmützell ritterlich erwieſen, auch unterſchiedliche Hauptpartheyen der widerſpenſtigen Feinden ſieghaft erlegt; und als er wieder heraußgefordert worden, mit dem Cynötiſchen Regiment von Heidelberg aus ins Ober und Nieder Elſaß gezogen, durch verſchiedene der Päſſe, ſo die Feinde beſetzt gehabt, ſich durchgeſchmiſſen, und alsdann das beſagte Regiment bei Breiſach über die Brücken secare übergeführet, und zu Unſern und der getreuen Churfürſten und Ständen Volck conjungirt hat.“ Daß Johann vor Jülich und Berg-op-Zoom 1622 unter des großen Spinola Befehlen gedient habe, wird darin ebenfalls verſichert, und mag er es wohl ſchon damals zum Rittmeiſter gebracht haben.

Johanns unruhiger Sinn konnte nicht die ſtille Beſchäftigung ſeiner Eltern liebgewinnen; es trieb ihn frühe in's bewegte Leben hinaus, welches ſich damals ſo mannigfaltig und verheißlich um ihn geſtaltete. Die Länder weſtwärts von Köln und Düſſeldorf bis über die Maas hinaus galten in den ſpaniſchen und deutſchen Kriegen als Hauptwerbeplätze für ſchwere Reiterei; der Ruhm dieſer gefürchteten Krieger hat ſich allein unter dem Namen Wallonen erhalten, die im engeren Sinne im Bisthum Lüttich wohnten; eine Benennung, welche aber auch die um Köln geworbenen Völker bezeichnete, ungeachtet ſie nur deutſch redeten. Nach Köln ſandte Herzog Maximilian von Baiern ſeine Werbeoffiziere, als er ſich gegen die Böhmen im Jahre 1619 rüſtete; freilich waren ſie, ihres Werthes ſich bewußt, nicht leichten Kaufs, und forderten hohes Antrittsgeld, wie des Baiern Bevollmächtigter klagte. Aus ſo kriegsluſtigem Blute entſproſſen, war es kein Wunder, daß Johann von Werth zu einem Stande Neigung

verſpürte, in welchem allein einem Stiefſohne des Glückes Ehre und Geld zu erwerben ſtand. Eben lief die zwölfjährige Waffenruhe zu Ende, und das Kriegsfeuer, von Böhmen ausgegangen, ergriff das Herz von Europa und lockte ſo manchen jungen Geſellen vom Pfluge, aus der Werkſtätte und den Schul- und Schreibſtuben. Vielleicht mochte in ſeinem Dorfe die ſpaniſche oder kaiſerliche Werbetrommel gerührt ſein, oder eingelagerte Reiter die kecke Gewandtheit des Knaben im Roſſebändigen auf der Weide bemerkt haben; genug, Johann von Werth ließ ſich, kaum 16jährig, anwerben, und trat als gemeiner Reiter unter des berühmten Spinola Fahnen; nach einer Stelle in ſeinem Freiherrndiplom ſoll er bald darauf, ſchon in der Schlacht bei Prag, mit Tapferkeit gefochten haben. Dann finden wir ihn wieder in den Niederlanden, wo er unter Spinola (22. Januar 1622) an der Einnahme von Jülich und an der Belagerung von Bergop-Zoom Theil nahm, und hier bald zum Lieutenant ernannt wurde. Werth*) that ſich bald mehr und mehr hervor, indem er auf dem niederländiſchen Kriegsſchauplatze einmal mit 50 Reitern 200 feindliche Soldaten ſchlug, wofür er zum Rittmeiſter befördert wurde. Anziehend wäre, die nähern Umſtände zu kennen, unter welchen der junge Soldat die Aufmerkſamkeit zuerſt auf ſich zog; aber es finden ſich durchaus keine Nachrichten über ſeine frühere Laufbahn, und bei dem untergeordneten Standpunkte eines Rittmeiſters verſchwindet ſein Antheil an den Begebenheiten in der Menge. Gewiß aber entwickelte er ſchon damals ſein hervorragendes Talent für den kleinen Krieg als unermüdlich thätiger, entſchloſſener Reiteranführer, welcher raſtlos auf ſeinem Gaule ſich in die Mitte der Feinde wagt, ohne tiefe Pläne hinter ihrem Rücken ſchweift, mit ſcharfem Blick jeden fliehenden Augenblick zu benutzen weiß, an Allem den perſönlichſten Antheil nimmt, und oft mit blutigem Kopfe zurückgeſchickt, niemals wegen Mühen, Verluſt und Wunden ſeine Beſtimmung aufgiebt, dem Gegner den möglichſt größten Schaden zuzufügen. So ſtellt der deutſche Florus**) in ſeiner prunkenden Sprache den Rittmeiſter Johann von Werth dar, daß er mit ſeiner einen Schwadron, als hätte er ein Regiment,

*) Nach F. W. Barthold's trefflicher Monographie über de Werth. Berlin 1826.

**) Der Teutſche Florus, aus dem Lateiniſchen des Everhard Waſſenberg übertragen und bis auf das 1645. Jahr fohrtgeſetzt. Dantzigk 1645. 12.

dem Feinde Schrecken einjagte. Wegen ſeiner tollkühnen, faſt immer mit Glück gekrönten raſchen Waffenthaten, für welche er ſelten die Erlaubniß des fernen Kriegsrathes anſprach, ward er von Späteren mit der zweideutigen Benennung Parteigänger, Freibeuter, Partiſan bezeichnet*), weil er auf einzelne Parteien ausging, nicht weil er die Partei wechſelte. Denn er blieb, obgleich unter verſchiedenen Fahnen, bis an ſeinen Tod derſelben Sache getreu, dem Reichsoberhaupte und der Verfechtung der Grenzen Deutſchlands gegen die Fremden. — Aus unbekannten Gründen, zu Anfang des däniſchen Krieges in Niederſachſen, als der Kampf in den Niederlanden ſchläfrig ſich hinzog und Tilly's Nähe in Weſtphalen den Uebergang erleichterte, trat Werth unter dem Altmeiſter Tilly in bairiſch-liguiſtiſche Dienſte; wir treffen ihn ſpäter oft in Köln, wo er ein noch nachzuweiſendes Haus beſaß, und vielleicht durch die Verbindung der Kurhöfe von Köln und München zum liguiſtiſchen Heere gelangte. Und nun auf der größten Kriegsbühne der neuern Zeit unter Tilly's Fahnen angelangt, ſehen wir den bisher im größeren Zuſammenhange der Dinge unbeachteten Rittmeiſter Werth raſch von Ehrenſtufe zu Ehrenſtufe ſteigen. Die früheſte Erwähnung ſeines Dienſtverhältniſſes findet ſich in den überaus ſchätzbaren Zuſätzen des churbairiſchen Generals Jobſt Maximilian von Gronsfeld zum erneuerten „teutſchen Florus“ **), „daß Tilly bei Leipzig nicht ſchlagen wollte, ſondern Aldringens, ſammt ſeiner und der beiden Brüder Einoten, unter denen Herr Johann von Werth Oberſtwachtmeiſter eines Regimentes war, erwartete.“ Ein General Adolph von Einoten ſtand in ſpaniſchen Dienſten und vertheidigte Ladenburg in der Pfalz 1622 gegen Mansfeld.

In dem bereits erwähnten, Werth vom Kaiſer verliehenen Freiherrndiplom wird erzählt, daß ferner Werth „bei Landshut mit 120 Pferden eilf Compagnien des Feindsvolk in freyem flachen Feld zertrennt, geſchlagen und die Standarten weggenommen; demnach auch hernacher bei Nürnberg unſern Kaiſerlichen und der getreuen Churfürſten und Ständen Kriegsvolk gegen den König in Schweden und ſeinen Adhärenten in Gegenwehr geſtanden, iſt beſagter Johann de Werth nach Wilzburg commandirt

*) Schiller im 2. Theil ſeines 30jährigen Krieges.

**) Der erneuerte Teutſche Florus mit Animadversionen, Additionen und Correctionen bis 1647 continuirt. Amſterdam 1647.

worden in Nordgau auf des Feindes vorhabende arglistige Anschläg fleißig Achtung zu haben, da er dann denselbigen zu unterschiedlichenmalen des Speerreuters, Schaffmanns, Sattlers, Hollachischen und des Vitzthum fünf Regimenter zu Roß, auch drei zu Fuß ganz und gar ruinirt, nicht weniger auch bei Einnehmung des Schlosses Aichstätt, als der Feind solches entsetzen und succuriren wollen, demselben vorgebogen, und im freien Felde mit 14 Compagnien seinen Truppen unter die Augen gezogen, derselben 21 Compagnien aufgeschlagen und 18 Standarten erobert." Das Gefecht mit dem Grafen Hohenlohe (Hollach) wurde im December 1632 bei Herminden geliefert, und kostete dem Feinde zehn Kanonen und zwei Fahnen. Eben so zwang Werth am 17. December 1632 durch rasche Märsche und einen Hinterhalt drei Regimenter zwischen Nürnberg und Anspach zur Ergebung. Auf den hierum eingesendeten Bericht, „daß er, wie schon öfter, dem Feinde großen Abbruch gethan," ließ Kurfürst Maximilian ihn bei der Armada als bestellten Obristen aggregiren, in Erwartung eines ihm zu verleihenden Regimentes, sobald eines vacant. — So begann mit dem ersten Monate des neuen Jahres (1633) Johann von Werths Laufbahn als Oberst mit der Unabhängigkeit eines Generals, und seine Thaten werden von den Zeitgenossen um so mehr erhoben, da sein plötzliches Auftreten alle erinnerte, daß er noch kurz vorher gemeiner Reiter gewesen, und wie ein Phönix aus des tapfern Gottfried Heinrich von Pappenheim Asche hervorgegangen. Diese Beförderung zu beantworten, hob Werth zu Anfangs Januar einen bedeutenden, nach Weißenburg bestimmten Transport zwischen Rothenburg und Colmberg auf, indem er zugleich einige hundert Gefangene machte.

Gustav Horn, welcher das meiste Schwabenland erobert hatte, sollte nach Oxenstjerna's Plan bei Donauwörth mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der von Thüringen aus Franken überzog, sich vereinigen und in's Herz Baierns, und wo möglich Oesterreichs, eindringen. — Werth that Alles, um nach des Kurfürsten Maximilian Wunsche diese Vereinigung mit Horn zu hintertreiben oder zu erschweren, aber dieses vermochte er nicht, wie verwegen und überraschend er auch dem weitern Marsche der Weimarischen an der Donau zu entgegen trat. Herzog Bernhard, mit dem Fußvolke noch in Bamberg weilend, hatte den General-Major Claus Konrad Zorn von Bulach vorausgeschickt, dessen Regimenter um Auerbach rasteten, während Bulach selbst am 5. März in Ebermarstadt nächtigte, als Morgens um 6 Uhr Johann von Werth mit 16 Com-

pagnieen Reitern in's Quartier einbrach. Denen Widerſtand zu bieten, waren die Ueberraſchten nicht vermögend, beide Regimenter, das Löwenſteiniſche und Brandenſteiniſche, wurden von des kecken Werth Reitern aufgeſchlagen, zum Theil niedergehauen und zertrennt, und da ihm der ſchnelle Ritt noch nicht belohnt ſchien, gedachte Werth auch dem General-Major Bulach ſelbſt heimzuſuchen. Er traf aber ſeinen Gegner ſchon zu Pferde, und Feldwachen ausgeſtellt, die ihn aufhielten; während dem gewann Bulachs Regiment Zeit, ſich zu ſammeln, und zog ſich nun auch, von den Werthſchen Reitern hart bedrängt, nach Bamberg zurück. Nicht minder haben Speerreuters Regiment und andere vereinzelte Schaaren Werths ſchwere Hand gefühlt: ſie wurden theils im Quartier, theils auf dem Marſche durch die ſchnell wie der Blitz verſchwindenden Baiern überfallen; mit Beute, ſelten mit Gefangenen überladen, da nach der Kriegsmanier jener Zeit bei ſolchen Gelegenheiten nur ausnahmsweiſe Pardon gegeben wurde, kehrte Werth aus jedem Strauße zurück.

Aber des Herzogs weſentliches Streben, die Vereinigung mit Horn, zu hintertreiben, dieſes vermochte er nicht. Von Amberg ausgehend, legte er in 48 Stunden 16 Wegmeilen zurück, und am 3. April Morgens 6 Uhr fiel er unverſehens auf des Herzogs Quartier in Altenried: über den Haufen warf er deſſen Leibregiment, dann zog er, von Bernhard unabläſſig verfolgt, mit ſeiner Beute ſich auf Ohrnbau zurück. Da meinte er zu verſchnaufen, aber der Herzog führte ſeine geſammte Reiterei, 400 Musketiere und drei Kanonen gegen das Städtchen. Daß er lediglich mit einer Vorhut zuſammentreffe, wähnte Werth; er überſchritt die Altmühl, und ſtürzte unter dem Geraſſel ſeiner Feldmuſik auf den Feind. Fühlend die Uebermacht, zog er zeitig ſich über den Fluß zurück, aber es hatten während ſeines Anprellens auf dem andern Ufer die weimariſchen Musketiere ſich des Städtchens bemächtigt und ihre Stücke gegen die Baiern gerichtet. Dieſe mußten weichen, ohne daß doch einen letzten Verſuch, der feindlichen Hauptmacht den Uebergang des Fluſſes zu verwehren, Werth ſich hätte verſagen können. Ganzer drei Stunden hielt er mit der Hinterhut allein Stand, dann verſchwand er mit ſeinen Reitern, ohne weſentliche Einbuße erlitten zu haben. Die beiden ſchwediſchen Heere erzielten ihre Vereinigung bei Donauwörth am 8. April, und ſo lag das ganze Baierland einem furchtbaren Einfalle offen, wenn nicht zugleich Aldringen dem Marſchall Horn gefolgt und nach Einnahme des Paſſes von Rain mit Johann von Werth bei dem

aus den Steinen des zerſtörten Wittelsbach erbauten Aicha zuſammengeſtoßen wäre. Beide gewärtigten den Angriff des nunmehr vereinigten Schwedenheeres, der aber nicht ſtattfand. Aldringen, zu einer Bewegung nach Oberſchwaben veranlaßt, übertrug an Werth die Hut des bedrohten Baierlandes. Unter manchen Verluſten und vom Feinde verfolgt, ſchlug Werth zwiſchen der Ammer und der Iſar ein feſtes Lager zum Schutze Münchens auf. So ſah Churfürſt Maximilian, welcher gegen den Inn geflohen, nochmals ſein Land verwüſtet, ſeine Hauptſtadt bedroht. Zwar wurde München noch gerettet vor der Heimſuchung, dagegen wurde Landsberg ſchon ſeit dem 10. April von Torſtenſon umſchloſſen, am 20. April erſtürmt, und ſo fürchterliche Rache für erfahrne Unbilden verübt, daß man Landsbergs Geſchick mit der Eroberung von Magdeburg verglich.

Offene Meuterei unter den Regimentern der Obriſten Pfuel und Mutſchefahl nöthigte Bernhard und Horn, unverrichteter Dinge nach Neuburg und Donauwörth zurückzugehen und dem Plane zu entſagen, Johann von Werth aus ſeinem Lager vor München in's ſüdliche Hochgebirge oder hinter den Inn zurückzuwerfen; noch ſchlimmer für ſie war, daß dieſelbe Hoffnung, den wichtigen Punkt von Ingolſtadt durch eine ähnliche Meuterei zu gewinnen, eben ſo wie voriges Jahr den großen König betrog. Der Commandant Johann von Kratz zu Scharpfenſtein ſpann Verrath aus Zorn, mit ſeinen Baiern dem öſterreichiſchen General Aldringen untergeordnet zu ſein, allein ſein Vorhaben wurde entdeckt, aber Kratz rettete ſich durch ſchnelle Flucht zu den Schweden.

Inzwiſchen war das längſterwartete ſpaniſche Hilfscorps unter dem Herzog von Feria, bisherigem Vicekönig der Lombardei, im Anmarſch, längs der Etſch durch Tirol herab. Der Cardinalinfant Ferdinand, Bruder Philipps IV., ſollte ihm mit Kerntruppen und mit reichen Schätzen auf der Ferſe nachfolgen. — In Tirol war man indeſſen ſchon ſeit 1622 wegen der Unruhen der Prettigäuer und Zehngerichtenbündner, die ſich theilweiſe auch in den hohenrhätiſchen Gotteshausbund und obern grauen Bund, namentlich in's obere und untere Engadein, in Veltlin, Cläven und Worms ausdehnten und die vorarlbergiſch-tiroliſchen Thäler, Kloſters, Muntafun, Iſchgl, Galthyr, Stanzerthal, Petney durch Raub und Mord beläſtigten, dann wegen der venetianiſchen Rüſtungen und des mantuaniſchen Erbfolgeſtreites in wachſamer Hut vom Gardaſee bis herauf an den Boden-

ſee*). — Unbeſchreiblich war die Schreckensüberraſchung der Leipziger Schlacht. Der Landesherr Tirols, Erzherzog Leopold, gerieth auf ein mehr als mönchiſches Mittel, den Zorn des Himmels abzuwenden. Er ließ alle herumſchweifenden Bettler aufgreifen, gab jedem ein Silberſtück und machte an ihrer Spitze ſelbſt, barfuß und barhäuptig, in einem härenen Buß- und Bettlerkleide, eine große Prozeſſion. Das iſt derſelbe Leopold, Ferdinands II. jüngerer Bruder, welchen Kaiſer Rudolph II. als römiſchen König, wie in der Krone Ungarns und Böhmens, dem verhaßten Bruder Matthias vorzuziehen ſtrebte, der damals noch Biſchof von Straßburg und Paſſau war und mit dem ſchrecklichen Paſſauer Volke**) über das Land ob der Enns

*) Nach Hormayr, Taſchenbuch 1840, Seite 103.

**) Die Vorgänge in Böhmen, das kecke Auftreten der Stände und der proteſtantiſchen Partei, ſo wie der dem Kaiſer abgedrängte, für ihn ſo nachtheilige Vergleich von Lieben, hatten den Kaiſer Rudolph II. faſt aller Macht beraubt und das Einvernehmen zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Matthias noch mehr geſtört und gelockert. Um in Prag nicht ganz ſchutzlos und allen Ereigniſſen bloßgeſtellt zu ſein, führte der Erzherzog Leopold, damals Biſchof von Paſſau und Straßburg, dem Kaiſer Rudolph auf ſeinen Wunſch ein Heer von 16000 Mann zu ſeiner Sicherheit zu, welches urſprünglich zur Verwendung im Jülich-Bergiſchen Erbfolgeſtreite geworben worden. Rudolph brütete zugleich den Plan, ſeinem Bruder, dem König Matthias, die abgetretenen Länder wieder zu entreißen und die Nachfolge dem Erzherzoge Leopold zuzuwenden, oder ihm doch den böhmiſchen Thron zu ſichern. Zu deſſen Ausführung wollte er ſich zugleich dieſer Truppen bedienen. Bei der Kunde von deren Anmarſche entſtand großer Tumult in Prag, und die böhmiſchen Stände drangen ernſtlich in den Kaiſer, daß die Truppen an der böhmiſchen Grenze ſtehen bleiben ſollten, was er auch zuſagte. Bald darauf kam der bekannte Prager Vertrag zu Stande, nach welchem auch die vollkommene Entlaſſung des vom Erzherzoge Leopold geſammelten Paſſauer Kriegsvolkes feſtgeſetzt wurde. Der Kaiſer und der Erzherzog Leopold erließen von Prag wirklich wiederholte Befehle zur Auflöſung dieſer Truppen, die ihnen nun ſelbſt gefährlich zu werden drohten. Allein es fehlte an Geld, dieſen Banden die anſehnlichen Soldrückſtände auszuzahlen, und daher blieben ſie noch immer in ihren Standquartieren verſammelt, bis ſie plötzlich im December 1610 unter ihrem Oberſten, Lorenz von Ramen (von den Bauern wegen der Raubſucht ſeiner Soldaten Rammauf genannt), in Oberöſterreich einbrachen und hier Quartiere bezogen. Der König Matthias beklagte ſich bei Rudolph II. über den Friedensbruch und ſchickte ſich zur Vertheidigung der Enns an, während die Stände ſich vor der Plünderungs- und Zerſtörungswuth dieſer Truppen durch Verträge mit ihnen zu ſchützen ſuchten. Eine kaiſerliche Geſandtſchaft entſchuldigte den Einfall als einen Durchmarſch nach

und über Böhmen unnennbare Gräuel brachte, der aber doch aus dem Elſaß und aus dem Jülicher Erbfolgezwiſte das ernſte Spiel der Waffen kannte. —

---

den Quartieren, welche den paſſauiſchen Truppen entweder in Böhmen oder in Tirol bis zu ihrer Bezahlung oder Abdankung eingeräumt werden ſollten. Wirklich hatten dieſelben einige Bewegungen gegen die ſteiriſche Grenze unternommen, welche auf einen vorhabenden Marſch nach Tirol hindeuteten; allein ſie änderten, nachdem ſie in ihren bisherigen Standorten im Mühlviertel die Vorräthe aufgezehrt oder verwüſtet hatten, ihren Marſch, und wendeten ſich nach Böhmen. Vergebens gebot ihnen ein kaiſerlicher Befehl, an den böhmiſchen Grenzen einſtweilen ſtehen zu bleiben; ohne auf das Gebot ihrer Anführer zu hören, gingen ſie zu Anfang Februars 1611 über die Donau, beſetzten Krumau, Budweis, Piſek und Tabor, und zogen dann, überall Mord, Gewaltthat und Raub verübend, gegen Prag. Rudolph ſendete ihnen einen Herold nach Beraun entgegen, mit dem Befehle, ſogleich nach Krumau zurückzukehren. Ramen gab aber zur Antwort: er käme als Freund, und nur zum Schutze des Kaiſers; beſetzte hierauf den weißen Berg und am 15. Februar auch die Prager Kleinſeite. Seine Truppen machten einen Verſuch, in die Altſtadt einzudringen, wurden aber von den muthigen Bürgern Prags zurückgeſchlagen. Inzwiſchen hatte der König Matthias Truppen aus Ungarn, Mähren und Oeſterreich verſammelt. Den böhmiſchen Ständen, welche in ihrer Beſorgniß ſich an ihn wendeten, ſagte er ſeinen Beiſtand zu, und brach in Eilmärſchen nach Böhmen auf. Es war ihm nicht wenig willkommen, nun eine Gelegenheit zu haben, den Kaiſer, dem er unverſöhnlich grollte, zu ſtürzen. Den kaiſerlichen Geſandten, welche den Einfall des Paſſauer Volkes entſchuldigen ſollten, hatte er ſchon früher in Wien grollend und zweideutig geantwortet: das Alles komme daher, weil ſich der Erzherzog Leopold — (dem Matthias natürlich auch nicht gewogen war) — an die Spitze der Paſſauer geſtellt, unter deſſen Schutze ſie ſich allen Frevel wider Gott, die Obrigkeit, die Freiheiten des Königreiches erlaubten, und er, Matthias, könne es nicht geſtatten, daß ſolches ſchöne Königreich ſo unſchuldig vor ſeinen Augen verwüſtet, und daß er der Nachfolge, welche er durch ordentliche, rechte (?) Mittel bekommen, beraubt werden, oder ein ödes, verwüſtetes Königreich bekommen ſollte. — Kaiſer Rudolphs Schickſal war nun im Voraus entſchieden. Die Annäherung des Hilfsheeres des Matthias machte den Einwohnern Böhmens wieder Muth. In mehrern Kreiſen erhoben ſie ſich zum Widerſtande gegen ihre paſſauiſchen Quäler, und zogen gegen Prag, mit Fahnen, auf welchen geſchrieben ſtand: „Wider den Ramen.“ Den verwegenen Paſſauern ſelbſt ward bange; nachdem ſie vom Kaiſer 300,000 Gulden auf Abſchlag ihres Soldes empfangen, verließ ein großer Theil derſelben, von Ramen und dem Erzherzoge Leopold angeführt, zur Nachtzeit in aller Stille die Prager Kleinſeite, und ſetzte ſich, obgleich von den ſtändiſchen Truppen und den bewaffneten Bauern verfolgt, und mit einem Verluſte von 2000 Mann, in Budweis wieder feſt, wo die Streifzüge und Plünderungen ſich wiederholten. Doch war es dem Erzherzoge Leopold und dem Ramen jetzt nur noch

Leopold ſtarb plötzlich, wenige Wochen vor Guſtav Adolphs Falle bei Lützen. Seine eben ſo männliche als weibliche Gemahlin, Claudia von Medicis, Herzogin-Witwe von Urbino, hatte an ihrem Kanzler, dem Reichshofrathe Wilhelm Binner, einen, der ſchönſten Tage des Alterthums würdigen, ſo uneigennützigen als kraftvollen, ſo kenntnißreichen als entſchloſſenen Helfer. Er rieth, da Prälaten und Adel ſich ſchwierig zeigten, da die Fürſtbiſchöfe von Trient und Brixen gern von der Defenſive Nutzen gezogen, am liebſten aber ihrer Laſten ſich entledigt hätten, Adel und Prälaten ganz auszuſchließen, Alles nur mit Bürgern und Bauern zu verhandeln, die beiden Hochſtifter mit Hilfe der durchmarſchirenden Spanier zu occupiren und zu mediatiſiren, als einſtweiliges Unterpfand für die ſchwäbiſchen Vorlande.

Die aus dieſen trefflichen, aber allzukühnen Entwürfen herſtammende Todfeindſchaft brachte den herrlichen Mann 20 Jahre ſpäter auf das Blutgerüſt. — Johann von Werth machte zwei Mal einen Eilflug an den Hof zu Innsbruck, um dieſem über die Lage der Dinge die Augen zu öffnen und ſich von den Mitteln off- und defenſiven Widerſtandes zu

---

um einen ungefährdeten Rückzug nach Paſſau zu thun, den ſie auch, obwohl die Oeſterreicher die Päſſe verlegten, endlich glücklich bewerkſtelligten. Nachdem Matthias alle Vorbereitungen getroffen, brach er am 8. März über Mähren nach Böhmen auf, wo er mit Jubel empfangen, am 24. März einen feierlichen Einzug in Prag hielt, zur großen Beſorgniß des Kaiſers, der über die Abſichten ſeines Bruders nun nicht in Zweifel ſein konnte. Matthias hätte im Zorne über die Verwüſtungen des Paſſauer Kriegsvolkes, den noch zurückgebliebenen Theil derſelben am liebſten von der Erde vertilgt; aber dies wäre nur unter neuen Kämpfen, Unruhen und Gefahren zu ermöglichen geweſen, darum geſtattete er Herrn Peter Vovs Urſin von Roſenberg, mit dem Oberſten der zurückgebliebenen Paſſauer Grafen Althan, Unterhandlungen anzuknüpfen; nach vielen Schwierigkeiten wurde endlich zu Wittingau ein Vertrag (den 21. Mai) abgeſchloſſen, zwiſchen den königl. Commiſſairen und den Grafen Althan, die Paſſauer erhielten vom Könige Verzeihung und Gnade und freien Abzug zugeſichert, ihre Soldrückſtände wurden ihnen ausbezahlt, ſie mußten dagegen verſprechen, ſich binnen ſechs Monaten nicht gegen ihn gebrauchen zu laſſen, Krumau, Budweis und alle übrigen von ihnen eingenommenen Orte mit Proviant und Munition herzugeben und die Waffen niederzulegen. Dieſe Bedingungen wurden erfüllt und ſo das paſſauiſche Unheil entfernt.

(Theilweiſe nach Fr. Kurz, Geſchichte des paſſauiſchen Kriegsvolkes und Meynerts Geſchichte Oeſterreichs, 5. Band.)

überzeugen: zuerſt nach dem harten Schlag bei Landshut, alsdann wie Bernhard von Weimar und Horn, (wie vor 80 Jahren Moritz von Sachſen und Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach mit dem ſchmalkaldiſchen Bundesheer), ihr Hauptquartier zu Füeßen und auf Hohenſchwangau, wie ſie die Grenzfeſtung Ehrenberg umgangen und im tiroliſchen Flecken Reiti feſten Fuß gefaßt hatten. Werth bewirkte die ſchnelle Verſtärkung der Ehrenberger Clauſe, der Scharnitz, der Leitaſche, Kuefſteins, der Aachenthaler- und der Kaiſer-Klauſe in Brandenberg. Er bewirkte die Vereinigung der durch die Tyroler Stände geworbenen Regimenter Arco, Salm, Schaumburg und Liechtenſtein mit den Spaniern, nicht minder wichtige Geldbeiträge von Seiten der Landſchaft. Er hatte zu Innsbruck mit dem Hochmeiſter Stadion, dem Herzoge von Feria und mit dem Cardinalinfanten Don Fernando, Zuſammenkünfte gehabt und ſammt ihnen an der Tafel der Erzherzogin Claudia, Vormünderin-Regentin, in der Reſidenz Ruheluſt am Rennplatze geſpeiſet, aber kaum 48 Stunden war ſeines Bleibens. Er flog über Kuefſtein wiederum zu ſeinen Reitern in's Unterland Baiern.

Beide Mal meinte der Marſchall Horn, im ſchwäbiſchen Oberlande den Meiſter ſpielend, den Spaniern und Wälſchen das Herabſteigen aus den rhätiſchen Hochalpen in die allemanniſchen Gauen kräftig zu verwehren oder theuer zu verkaufen. Maximilian von Baiern rief um Beiſtand. Der feindſelige Waldſtein gab dem Aldringen ſchweres Gebot, ſich in Vereinigung mit den Spaniern durchaus in nichts Entſcheidendes einzulaſſen. Aber Johann von Werth riß ihn mit ſich fort. Horn mußte die Belagerung von Conſtanz aufgeben und der ſchwediſche Oberſt Klaus von Sperreuter wurde von Werth, der für ihn ſchon längſt ſich eine Lection ausgedacht, überfallen. Sperreuter hatte eben ungeſtraft die Umgegend von Augsburg heimgeſucht und übernachtete, mit Beute beladen, in aller Sicherheit mit zehn Fähnlein Reitern und 1500 Mann zu Fuß in den Dörfern Kauffingen und Friedrichingen, dritthalb Meilen von Augsburg. Johann von Werth, unterrichtet, daß jener geſonnen ſei, dort ſich zu verſchanzen und im Lande noch mehr Getreide zur Verſorgung Augsburgs aufzubringen, faßte ſchnell den Entſchluß; um 10 Uhr Nachts drangen ſeine Reiter (3. Oktober), in den verſchiedenen von den Feinden beſetzten Dörfern zugleich ein und richteten unter den aus dem Schlafe Aufgeſchreckten ein entſetzliches Blutbad an. Sperreuter, von allen Seiten abge-

ſchnitten, irrte im Dorfe umher und entging nur unter dem Schutze der Nacht der Gefangenſchaft. Ein großer Theil ſeiner Mannſchaft war niedergehauen oder in die Sümpfe geſprengt worden; nur einige Compagnieen hielten wacker auf dem Kirchhofe Stand; bevor ſie aber zur Säuberung des Dorfes verwendet werden konnten, leuchtete die Gluth des Dorfes von allen Seiten auf, und die Sieger waren verſchwunden, als Trophäen Geſchütze, das geſammte Gepäck und eine Menge von Pferden entführend. Dreißig Compagnieen brachte Sperreuter bald darauf wieder zuſammen; Rache für die empfangene Scharte zu ſuchen, führte er ſie zu offener Feldſchlacht am 11. October. Zweifelhaft blieb geraume Zeit der Sieg, endlich gewannen die Werthiſchen die Oberhand: neun Fahnen nebſt allem Gepäck wurden erobert, viele Offiziere, darunter der Obriſt Stein, getödtet, andere, darunter ein Obriſt, gefangen, während Werth den einzigen Oberſt-Lieutenant von Manteuffel vermißte. Vierzehn Tage ſpäter berennte er Eichſtädt, welches zu entſetzen, der ſchwediſche Obriſt Taupadel alsbald ſich in Bewegung ſetzte. Vernehmend, daß der Schwede in Spalt übernachten werde, ließ Johann von Werth den Obriſten Schnetter vor Eichſtädt zurück, indeß er ſelbſt in aller Stille gen Spalt zog. In der Mitternacht wurden die Schweden überfallen, daß ihrer nur 13, die von der Mauer herabſprangen, entkamen. Am 26. October öffnete Eichſtädt ſeine Thore. Dieſe Erfolge gerade forderten den Herzog Bernhard zurück nach Baiern, welcher, nach ſeiner Vereinigung mit Kagge und Taupadel 16 Regimenter Fußvolk und 18 Regimenter Reiterei zählend, die an Johann von Werth verlorenen Orte im Fluge wieder einnahm, bei Neuburg über die Donau ging, Kellheim und Neuſtadt beſetzte, und plötzlich vor Regensburg ſtand, indeß Werth, durch des Gegners Bewegungen getäuſcht, in der Abſicht, München zu decken, bei Freiſingen Stellung genommen hatte. Den Irrthum zu verbeſſern, war Werth das Aeußerſte zu wagen entſchloſſen; von Straubing führte er 800 Reiter herbei, die Beſatzung von Regensburg zu verſtärken; aber 2 Meilen von der Stadt traf er auf den weimariſchen Obriſten Berghofer, der ihn mit Verluſt zurückwarf. Regensburg capitulirte. Unaufhaltſam drang nun Bernhard in das Herz von Baiern ein, in unwiderſtehlicher Uebermacht, der zu Trotz aber Werth in dem Vorſatze, jeden Fußbreit Land zu vertheidigen, verharrte. In dem Winkel, durch Iſar und Donau gebildet, hatte er ſich ſo verſchanzt, daß Herzog Bernhard, der ſeiner beim Dorfe Plädling anſichtig wurde, eines

zornigen Ausrufes ſich nicht zu enthalten vermochte. „Führt denn der Teufel Euch Schwarzen aller Orten hin?“ ſo hatte er dem Läſtigen auf dem andern Ufer zugeſchrieen. Endlich erzwang er den Uebergang, 27. Nov.; bereits ſchienen Paſſau und das Innthal bedroht, als Werth mittelſt einer geſchickten Wendung dem Herzog in den Rücken kam, und durch Strozzi's Fußvolk verſtärkt, der Weimariſchen Verbindung mit Regensburg unterbrach. Dieſes kühne Manoeuvre, und die dem fürchterlichen Gegner gelungene Vernichtung von vier ſchwediſchen Regimentern (9. Dec.), die ſich unter den Kanonen von Straubing ſicher glauben mochten, beſtimmten den Herzog von Weimar, die Ufer der Iſar zu verlaſſen, ohne daß er, wie es doch ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen, an Werth hätte Rache nehmen können. Dieſer entging ihm, des Fluſſes Furten benutzend und auf dem andern Ufer eine drohende Stellung beziehend. Bernhard wich bis Regensburg zurück, während das ſpaniſch-aldringenſche Heer, über die Hälfte geſchmolzen, bei Schongau, Füeßen und Hohenſchwangau über den Lech ging und von demſelben bis an die Iſar und bis Waſſerburg am Inn ausgedehnte, von Freund und Feind ausgeſaugte Standlager bezog, für den bereits in aller Strenge hereingebrochenen Winter, der mit der zweiten Hälfte, mit dem ſechszehnten Jahre zugleich das Merkwürdigſte dieſes allerverderblichſten Krieges heraufführte. Dieſes Jahr nahm Oeſterreich ſeinen größten Feldherrn und allergefährlichſten Feind, den Generaliſſimus Albrecht von Waldſtein, Herzog von Friedland und Mecklenburg. Er fiel am 25. Februar 1634 zu Eger mit ſeinen Vertrauten Terzky, Kinski, unter den Mörderfäuſten von Deveroux, Buttler, Gordon und Leslie. — Hatte bisher ſein ſtrenges Gebot Aldringen, Suys und Grana von allem folgenreichen Wirken abgehalten, ſo wird leider eben ſo gut auch nach dieſer Ermordung durch ein halbes Jahr, bis in den Hochſommer, jede planmäßige Operation auf kaiſerlich-bairiſcher Seite vermißt. Nur Johann von Werth, Anfangs 1634 eben zum Generalwachtmeiſter ernannt, beunruhigte die ſchwediſchen Quartiere in Schwaben, brach in jene zu Deckendorf, zerſprengte das Karbergiſche und Sattleriſche Regiment, wurde aber mit ſeiner Handvoll Tapferen vom Oberſten Berghofer mit beinahe fünffacher Uebermacht erreicht und ſein Leibregiment arg zugerichtet. Er ſelbſt, nachdem er im Handgemenge dreizehn Schweden erlegt, wurde vom Pferde geſtoßen und entfloh nur durch Rieſenkraft und Blitzesſchnelligkeit

in die nahen Berge. — Doch rächte er ſich bald, den Obriſten Berghofer in Straubing zur Uebergabe zwingend.

Endlich waren die großen Rüſtungen in Böhmen geendigt und dieſem Heere in dem jungen König von Ungarn und römiſchen Könige Ferdinand, der wohl Oratorien und Proceſſionen, aber nie ein Lager oder Schlachtfeld geſehen, wenigſtens ein hoffnungsreicher Name an die Spitze geſetzt. Die Spanier ſollten ſich ihm anſchließen und die Wiedereroberung Regensburgs die erſte Waffenthat ſein. Sie wurde es auch durch die Uneinigkeit Bernhards und Horns, zwiſchen deren Heerhaufen Johann von Werth unaufhörlich hin- und herflog und ihnen vielfachen Nachtheil zufügte. Zwar gewannen die Schweden Freyſing und Moosburg, zwar erſtürmten ſie am 21. Juli Landshut. Schwert und Feuer raſeten unmenſchlich in der unglücklichen Herzogsſtadt. Aldringen, deſſen höchſt plebejer Name im Fürſtenhauſe Clary heute noch fortlebt, fiel wahrſcheinlich durch keine feindliche, ſondern durch die Kugel eines rachgierigen Croaten. Johann von Werth führte das geſchwächte Heer von Landshut gegen Regensburg zurück. Dieſes verließ am 29. Juli, Morgens, der tapfere Lars Kagge nach der ſtandhafteſten Gegenwehr und mit den größten kriegeriſchen Ehren, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, mit Ober- und Untergewehr, brennenden Lunten und geſpannten Piſtolen. Die Wiedereroberung Regensburgs war ein Wendepunkt des ganzen Krieges und die wenige Wochen darauf gefolgte Nördlinger Schlacht für die kaiſerlich-liguiſtiſchen Waffen (6. Sept. 1634) daſſelbe, was vor drei Jahren bei Leipzig faſt derſelbe Tag (7. September 1631) für Guſtav Adolph und den proteſtantiſchen Reichstheil geweſen war. Noch jetzt, faſt im Angeſichte des Feindes beſiegte Bernhards und Horns widerwärtiger Zwieſpalt kaum den Vorwurf: Nördlingen, wie einſt das unglückſelige Magdeburg und ſo viele andere evangeliſche Reichsſtädte kaltblütig der Feindeswuth preisgegeben zu haben!? —

Noch immer war der alte große Tilly ohne Nachfolger. Jetzt ſetzte auf einmal Maximilian von Baiern den Neffen ſeiner Gemahlin Eliſabeth, den abenteuerlichen, tollkühnen Herzog Carl von Lothringen, an die Spitze ſeines Heeres, ihn, der bald williger Unterthan und dienſteifriger Großoffizier, auch eventueller Nachfolger in der Krone Frankreichs, bald wieder ihr unverſöhnlicher Feind wurde; der oft ohne Land, meiſt ohne Heer, ſtets ohne Geld, bald fanatiſcher Römling war, der alle Proteſtanten

an die nächſten beſten Bäume hängen ließ, aber doch das Concilium Tridentinum nicht anerkannte, bald wieder mit dem Ueberreſt der Hugenotten und all und jeden Mißvergnügten im engſten Bunde war.

Es war der große Tag von Nördlingen (6. Sept. 1634), der contrecoup von Leipzig, an dem brauſender Uebermuth ſo reiche Ernte hielt, wie von der weiſeſten Oberleitung. Es war der Tag, an dem mit Herzog Carl, beide Ferdinande, der römiſche König und der ſpaniſche Cardinalinfant, der Gallas, Ottavio Piccolomini und der überall, wo er ſich hatte ſehen laſſen, vom Unglück verfolgte Leganez, entſcheidenden Sieg gewannen über ſo kriegskundige Männer, über Guſtav Adolphs Lieblinge, den kriegserfahrenen Horn, über den ſcharfblickenden, löwenkühnen Bernhard von Weimar! Während die Spanier, ihres alten Ruhmes eingedenk, die wichtigen Höhen des Arensberges dem verzweifelten Ungeſtüm des ſchwediſchen Fußvolks in immer wiederholten blutigen Kämpfen beſtritten, errang das liguiſtiſche Heer unter dem tollen Lothringen und unter Johann von Werth einen vollſtändigen Sieg über den Weimaraner. Im vierten Anlauf warf Werth die Feinde auf den im härteſten ungleichen Gemenge ſtehenden Flügel des Marſchalls Horn. Dieſer, von einem Zug Werthiſcher Kuiraſſiere umringt, gab ſich ihnen endlich gefangen. Ihn übernahm freudenvoll Maximilian von Baiern und ſendete den hohen Gefangenen nach eben dem feſten und finſteren Thurm in Burghauſen, wo vor zwei Jahrhunderten der bayriſche Lear, Herzog Ludwig der Bärtige von Ingolſtadt, den letzten Seufzer verhaucht hatte. — Des Lothringers angeborene Tapferkeit, durch Rachedurſt geſteigert, erbeutete perſönlich die Standarte von Bernhards Leibregiment und nahm auf ſeinem rechten Flügel 120 Fahnen und 38 Kanonen. Von Johann von Werth ſagt man, daß 28 Feinde von ſeiner Hand gefallen und er drei Fähnriche an ihren Fahnen erſchlagen habe. — Kaum vermochten es die Schweden, hinter Heilbronn ſich wieder zu ſetzen. — Auch da war ihres Bleibens nicht. Die Kaiſerlichen beugten und beuteten zuvörderſt die badiſchen und würtembergiſchen Lande, drangen in's Breisgau, tobten bis in's Elſaß, gaben den in die Niederlande ziehenden Spaniern das Geleite längs dem Mittelrhein und kühlten ihren Muth in Blut und Flammen an der unglückſeligen Pfalz, vor Allem mit grauſamer Härte an der reformirten Geiſtlichkeit.

Heidelberg, der älteſte Sitz des Krieges, war Johann von Werth und den Liguiſten beſonders ein Gräuel geweſen. Am 16. Nov. 1634,

nach Mitternacht, fiel der nun zum Feldmarſchalllieutenant vorgerückte J. von Werth mit Pechfackeln in die Vorſtädte, die Reiterei ſetzte durch den Neckar. Von dem ſchwediſchen Oberſten Abel Moda wurde die Uebergabe, auch der Stadt, auch des Schloſſes auf Gnade und Ungnade begehrt. Sonſt ſollten der Commandant und die Bürgermeiſter gehängt, die Offiziere gezehntelt, die Gemeinen beim Troß untergeſteckt oder niedergemacht, und das Kind im Mutterleibe nicht verſchont werden. Er ſchlug ſie ab als ehrlicher Soldat. Indem nahte ſich höchſt unerwartet der Vortrab eines franzöſiſchen Heeres, unter den Marſchällen de Breze und de la Force. Die Baiern waren dadurch zur ſchleunigen Flucht gezwungen. Johann von Werth führte ſie von der Bergſtraße hinter den Odenwald und Speſſart zurück.

Der Tag von Nördlingen gab dem Reiterbuben Johann v. Werth den Freiherrnſtand, er gab ihm ein Gut in Böhmen und aus der Eroberungsmaſſe ein zweites Gut am Rhein. Der Prager Frieden ſchloß die ſächſiſchen Waffen an die kaiſerlichen und vereinigte den größten Theil des Reichs mit ſeinem Oberhaupte gegen die Fremden. Schon wähnte man in Wien ebenſo ſeine Launen als Richtſchnur vorſchreiben, trotz Rom und den Geſetzen vom böſen Beiſpiele der älteren Säculariſationen, allenfalls auch für ſich ſelber ausgiebigen und nachhaltigen Nutzen ziehen und mit Fürſtenhäuſern umſpringen zu können, wie man es nach dem Siege von Lutter geübt! — Richelieu, in der immerwährenden Nothwehr gegen die ſpaniſche und deutſche Linie Habsburgs, die Frankreich in den Bürgerkriegen ſo folgerecht und grauſam hatte zerfleiſchen geholfen, hatte bisher all dieſes Uebel wucheriſch vergolten, ohne es mit dem Kaiſer und der Ligue zum offenen Bruche zu treiben. Die Veltliner und die Graubündner Händel (trefflich benützt, die ſtrategiſche Verbindung Mailands mit Tyrol zu verhindern) hatte der Tractat von Monçon (1626) nicht nach Hoffnung vortheilhaft beendiget, aber doch in Wien, Madrid und Innsbruck Unruhe genug gemacht und eine äußerſt verwundbare Ferſe entblößt. — In der 1630 durch den Frieden von Chierasko zum Vortheil des mit Frankreich verbundenen Hauſes Nevers geendigten Fehde um Mantua und Montferrat waren öſterreichiſche und franzöſiſche Fahnen nur hilfsweiſe wider einander im Gefecht geſtanden. — Guſtav Adolphs reißender Siegeslauf und ſeine wenig verhehlten Eroberungspläne waren für Richelieu's Wünſche zu viel und ſein Tod bei Lützen war ihm gewiß eine willkommene Botſchaft ge-

weſen. Aber das gänzliche Niederliegen der ſchwediſch-weimariſchen Banner bei Nördlingen, wie des Königs Tod bei Lützen, des Reiches nothgedrungene Verſöhnung mit dem Kaiſer, — Oeſterreichs und Spaniens entſchiedene Uebermacht, das war abermals für Richelieu viel zu viel und Richelieu war bereits auf dem Giebel ſeiner innern Staatsadminiſtration, jenes Meiſterwerkes überſchwenglicher Kraft, unerbittlicher Willkür und treuloſer Grauſamkeit zu dem Endziel: daß Er der erſte und einzige, ein König, — der König erſter und einziger Herr in Frankreich, — Frankreich aber das erſte in Europa ſein ſolle.*)

Durch das Reſtitutionsedikt in Bearn hatte der Cardinal den hugenottiſchen Aufſtand gefliſſentlich erzwungen. Bald erfolgte das Unterliegen und die Entwaffnung der Reformirten, der Fall ihrer Sicherheitsplätze, auch des letzten, des von England unterſtützten Rochelle (1628, October). Aus den unaufhörlichen Verwickelungen mit der viel mißbrauchten Königin Mutter, Maria von Medicis, mit dem Bruder Gaſton, mit den Großen des Reichs, ging der Cardinal ſchon an dem berüchtigten Journée des dupes ſiegreich hervor. Der letzte Montmorency ward zu Toulouſe enthauptet, acht Tage bevor der große Schwedenkönig bei Lützen fiel. Die Königin Mutter war vor vierzehn Jahren nach Blois entflohen. Jetzt floh ſie gar aus dem Reiche. Eilf Jahre irrte ſie herum und ſtarb, verlaſſen und dürftig, zu Cölln (3. Juli 1642), nur fünf Monate vor dem Cardinal, nur acht Monate, bevor ihr Sohn ſeinem gehaßten und gefürchteten Rathgeber in die Gruft nachfolgte und den Thron und den Krieg eines Vierteljahrhunderts mit Spanien dem fünfjährigen Ludwig XIV. hinterließ, den ihm Anna von Oeſterreich nach dreizehnjähriger Unfruchtbarkeit geboren hatte. — Die Subſidientractate mit Schweden wurden nach dem Nördlinger Tage erneuert, die lothringiſchen Händel liehen der Vorwände die Hülle und die Fülle. Nicht nur mit eigenen Heeren trat Frankreich auf den Kampfplatz. Es machte auch die deutſche Wehrkraft unter Bernhard von Weimar ganz von ſich abhängig. — Philippsburg und Speyer waren ſo bald gewonnen als wieder verloren. Johann von Werth führte eine Menge glücklicher Streiche gegen den franzöſiſchen Heerbann, wie gegen die geregelte Reiterei aus. Mit genauer Noth entkam ihm der Obergeneral Lavalette mit Herzog Bernhard, durch eines Bauern ſpäte, jedoch nicht

*) Siehe Hormayr Taſchenbuch 1840. Seite 108—112.

allzuſpäte Warnung, durch die Windesſchnelligkeit ihrer Roſſe. Ja, Werth dachte mit 6000 Reitern auf Um- und Abwegen den König mit ſeinem ganzen Hofſtaate aus dem Feldlager vor dem lothringiſchen Städtchen St. Michael wegzuholen. Nur ein gleicher Verrath rettete Ludwig XIII. Des Anſchlages unglaubliche und doch ſo richtig berechnete Kühnheit und ſeine vielſeitig umſtrickende Liſt erſchreckte ihn aber dermaßen, daß der arme König das Heer eilig verließ, den Oberbefehl an Angoulême gab und ſich erſt in ſeinem Hoflager Saint Germain wiederum ganz ſicher wußte. — In dieſem Feldzuge waren alle Sterne dem tollen Lothringer günſtig geweſen. Selbſt Richelieu's Wuth, alle herzoglichen und adeligen Schlöſſer der alten Lorraine in Trümmer legend, hatte Carln nur neue Anhänger auferweckt. Der Adel und das Landvolk, beide unmenſchlich gereizt, ſtrömten auf ihre Werbeplätze. Johann von Werth hatte vergebens Carln faſt ſein ganzes Lothringen wieder erobert. Des Herzogs Tollheiten verhinderten jedes dauernde Glück, und Hunger und Krankheiten nöthigten die Deutſchen zum Rückzuge. Werth that Alles, um dieſe zu lindern, und war unermüdet in Streifzügen. Am 24. October noch berichtete er aus Reichshofen den bei Dieuze über 1500 Pferde erfochtenen Sieg und den Gewinn von 22 Fahnen: „ſolches blutiges Schauſpiel ſei durch ganz Frankreich erſchollen," und am 20. November ereilte er die Regimenter Commière und Vigneux, die Bedeckung einer aus Toul dem nothleidenden franzöſiſchen Heere zugeſendeten Convoi von 1500 Wagen; die Bedeckung wurde niedergehauen oder gefangen, und ein Belauf von 20,000 Dublonen erbeutet. So oft Werth ausritt, harrten die Generale ſeiner Rückkehr in froher Erwartung, aber dergleichen einzelne Erfolge konnten der Noth des unter Gallas vereinigten Heeres nicht abhelfen; es mußte, am 23. November das Hungerlager vor Dieuze aufgegeben, der Rückzug nach dem Rhein angetreten werden. Er blieb von ſchweren Leiden fortwährend begleitet, bis das Heer in die Winterquartiere vertheilt. Noch in Lothringen weilend, hatte der fürchterlichſte aller Partiſanen für Frankreichs Dienſt gewonnen werden ſollen; die Unterhandlung ſetzte den Winter hindurch Feuquières fort, ohne doch mit ſeinen wiederholt geſteigerten Verlockungen irgend auf den biedern Degen wirken zu können.

Während dem berieth Werth*) vielmehr in brieflichem Verkehr mit

*) Siehe rheiniſcher Antiquarius III. Fol. 26., 27.

dem Cardinal-Infanten und Piccolomini die Mittel und Wege, in das Herz von Frankreich den ſo muthwillig durch die Franzoſen herbeigeführten Krieg zu tragen. Eine Veranlaſſung, den Grenzen der Niederlande ſich zu nähern, bot ihm der Lütticher Sträuben gegen die ihnen von dem Landesherrn, von dem Kurfürſten von Köln, aufgegebene Verpflegung kaiſerlicher Völker. Ohne des Kurfürſten von Baiern Befehl abzuwarten, ging Werth bei Maaseyk über die Maas, und gleich wurden einige hundert Bauern über dem Verſuche, den ungebetenen Gaſt zurückzuweiſen, niedergemacht. Die Lehre war aber verloren für die Bürger von Lüttich, welche durch ihren franzöſiſch geſinnten Bürgermeiſter la Ruelle geleitet. Die gütlichen Aufforderungen des kaiſerlichen Generals wurden von ihnen nicht beachtet, ſein Secretair und ſein Quartiermeiſter, die er Behufs mündlicher Tractation nach der Stadt entſendet, am Thor erſchoſſen; dieſe hatten, indem ſie nach ausgerichteter Botſchaft an den Rath, in trunkenem Zuſtande die Stadt verlaſſen wollten, durch die Begrüßung: traitres liègeois und Abfeuerung ihrer Piſtolen die Thorwache herausgefordert. Durch Drohungen hoffte nun Werth zu erreichen, was für den Augenblick der Gewalt, einer alles Beiſtandes von Fußvolk und Geſchütz entbehrenden Reiterei unerreichbar. Sein letztes Wort, an die Rebellen gerichtet, eines kaiſerlichen Generals und eines wohlgeſinnten Kriegsmannes würdig, blieb nicht ohne Wirkung auf das geringere Volk. Hunderte von unternehmenden Burſchen traten bei Werths walloniſchen Regimentern ein, um unter dem geprüften Führer Ehre und Beute zu werben; am 9. April 1636, wie eben der Rath unter des la Ruelle Vorſitz verſammelt, wurde der Platz vor dem Rathhauſe von jungen Geſellen, mehr denn 300 an der Zahl, überfluthet, und ſollten durch Drohungen, dann durch offenen Angriff die zögernden Herren zur Ausſöhnung mit dem Kaiſer genöthigt werden, aber die Wache gab unter dem Ruf: „Vive le roi de France, vive la bonne bourgeoisie!“ Feuer auf den tollen Haufen, daß er ſich zerſtreute. Hierauf ertönten die Sturmglocken, durch alle Straßen wälzten ſich Tumult und Aufruhr, am Ende blieb der franzöſiſchen Partei die Oberhand, ihre Gegner mußten entlaufen. Unter fortwährender Verwüſtung der Umgegend ſchickte Werth, dem mittlerweile ſchweres Geſchütz zugekommen, ſich zur Belagerung an; der befeſtigte Aegidienberg, deſſen Vertheidiger, 400 Mann, meiſt das Leben ließen, wurde genommen; deſſen ungeachtet hielten la Ruelle und franzöſiſche Emiſſarien den Muth der Bürgerſchaft aufrecht; die Belagerung verwandelte ſich un-

vermerkt in eine Blokade. Obenein mußte Werth vernehmen, daß man in München unzufrieden mit ſeinem fruchtloſen Unternehmen, und er ließ ſich Unterhandlungen gefallen, die, ſeinen ermüdeten Schaaren eine erwünſchte Erholung verſchaffend, ſie deſto geſchickter machten für den gegen Frankreichs Grenze zu richtenden Zug.

Am 26. Juni 1636 verließ Werth unter dem Donner ſämmtlicher Geſchütze der Stadt, unter Dankgebet in allen ihren Kirchen die ſo lange geängſtigte Landſchaft, nachdem er durch ein an den Gaſſenecken angeſchlagenes Patent unverantwortlichen Verfahrens beſchuldigt, und dem zur Entgeltung mit einem auf ſeinen Kopf geſetzten Preis von 1000 Thalern beehrt worden. Ohne Säumen ſchloß er ſich dem Heere des Cardinal-Infanten an, ohne die Erlaubniß ſeines Kurfürſten dafür abzuwarten; er befehligte ja kaiſerliche Reiter, wurde von dem Kaiſer beſoldet, in Reichsländern verpflegt, hatte Beſtallung als kaiſerlicher General, die Verpflichtung mithin, dem Vetter, dem treueſten Verbündeten des Kaiſers, beizuſtehen. Ohne weſentliches Hinderniß überſchritt das vereinigte Heer, deſſen Stärke zu 20,000 Reitern und 12,000 Fußgängern angegeben, die Grenze der Picardie. Schon am 9. Juli wurde la Capelle ihm übergeben, durch alle Theile der Provinz bis zur Somme verbreiteten ſich die Werthiſchen Reiter. Bis zum 11. Juli erbeutete ihr Anführer in drei verſchiedenen Gefechten mit feindlichen Heeresabtheilungen 37 Fahnen. Auch le Catelet fiel am 2. Juli. Daß ohne Verweilen der Uebergang der Somme erzwungen werden müſſe, überredete Johann von Werth die ſpaniſche Bedachtſamkeit, und gelang das Wageſtück bei Ceriſy, 4. Auguſt. Vergeblich blieb der Widerſtand, durch Puyſégur auf dieſem Punkt geleiſtet, nach dem Verluſt von 2400 Mann wich das franzöſiſche Herr in der Richtung auf Noyon und Compiègne, einzig die Kraft, zu fliehen, ſchien ihm geblieben. Als ein Strom ergoſſen ſich die deutſchen Reiter über das Land zwiſchen Somme und Oiſe, vernichtend fiel insbeſondere Werth zwiſchen Nesle und Noyon über ein feindliches Corps, Cavallerie und Infanterie, das an 600 Todte auf dem Platze und ſo viel Gefangene, darunter der Marquis von Bonnivet, auch 8 Fahnen zurückließ, raſtlos bis Noyon verfolgt, wo der Graf von Soiſſons ſchon früher Zuflucht geſucht hatte, und jetzt beim Mittagseſſen durch die Flüchtlinge geſtört wurde, 8. Auguſt. Daß die Brücken der Oiſe abgebrochen, wurde von den Reitern wenig beachtet; mittels einer Furt erreichten ſie das jenſeitige Ufer, und zu den Mauern von Compiègne trugen ſie Furcht und

Verwüſtung. Willig brachten die Bevölkerungen von Roye und Montdidier ihnen die Stadtſchlüſſel entgegen, aber das Alles betrachtete Werth als eitel Nebendinge. Auf Paris war ſein Abſehen gerichtet, in dem Louvre, in der reichen Hauptſtadt wollte er den Lohn ſeiner Mühen gewinnen; jedoch zu ſolch' verwegenem, wenn auch keineswegs unmöglichem Beginnen den Cardinal-Infanten, den Prinzen Thomas von Savoyen zu ſtimmen, das vermochte ſeine kecke, ſtürmiſche Beredſamkeit nicht. Syſtematiſch wollten die Fürſten zu Werke gehen, und zuvörderſt eines feſten Punktes im Süden der Somme ſich verſichern. Als ein ſolcher wurde Corbie auserſehen und nach kurzer Belagerung genommen, ein Ereigniß, welches verbunden mit den bis Pontoiſe, ja bis St. Denys ſich ausdehnenden Streifereien der Werthiſchen Reiter die Niedergeſchlagenheit des Königs, die rathloſe Beſtürzung des aus aller Faſſung gebrachten Cardinals von Richelieu, die Furcht der Hauptſtadt zum Aeußerſten ſteigerte.

Die Einnahme dieſer Städte*) und die Bedrohung von Amiens und Abbeville, ſo wie die bis nahe an Paris ſtreifenden Reiterſchaaren Johannes von Werth, vollendeten die Furcht der Hauptſtadt ſowie des Königs. Ludwig XIII., eingeſchüchtert durch jedes unerwartete Ereigniß, immer des Raths und der Stütze Anderer bedürftig, trüben Ahnungen leicht Raum gebend, zagte faſt um ſeine Krone, ward mißtrauiſch gegen ſeine eifrigſten und treueſten Diener, und glaubte nur durch die Anwendung der außerordentlichſten Mittel, durch die Aufbietung der rieſigen Kräfte des Königreiches, dem drohenden Verderben entgehen zu können. Schon bei der Kunde vom Uebergange der Kaiſerlichen über die Somme, hatte er beſchloſſen, um ſeine gute Stadt Paris 15000 Mann zu Fuß und mächtige Reiterſchaaren zu ſammeln, ſich dann mit dem Grafen von Soiſſons zu vereinigen und in eigener Perſon dem Feinde zu begegnen; zugleich ſollten aus der Normandie 12000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter unter der Führung des Herzogs von Longueville zu ihm ſtoßen. Als aber die Nachricht von dem Falle Corbie's einlief, die nach Paris fliehenden Landleute den entſetzlichen Namen Jean de Wert, wie eines Unholdes, verbreiteten, und ſelbſt die „Mönche und Nonnen" ihre Heiligthümer verließen, um in den größeren Städten Schutz zu ſuchen, glaubte der geängſtigte Fürſt auch dieſe Mittel zu gering, um eine Hand voll Reiter von der volkreichſten Stadt des chriſtlichen Feſtlandes

*) Siehe Barthold's Geſchichte des großen Kriegs. I. 374.

abzuhalten. Er fühlte ſich ſo wenig mitten unter ſeinen Garden ſicher, daß vor ſeinen Schlöſſern, z. B. Chantilly, Befeſtigungen zur Schmach von ganz Frankreich aufgeworfen waren. Mußte er nicht ſelbſt die Demüthigung erfahren, wie wenige Stunden von Paris die Edelleute, welche Landgüter an der Oiſe hatten, ſich vom Cardinalinfanten werthiſche Schutzwachen erkauften, um ihre Schlöſſer vor der Plünderung zu retten. Als Ludwig XIII. um dieſe Tage eine Jagd an den nahen Ufern der Oiſe veranſtaltete, ſah er auf der andern Seite einen Mann in fremdem Reiterwams, und die Größe der Gefahr nicht ahnend, mußte er erfahren, daß es eine „Sauvegarde" Johannes von Werth ſei, welche ein Schloß in der Nähe beſchützte. Beſchämt, daß ſeine Unterthanen gezwungen wären, unter ſeinen Augen die Hilfe ſeiner Feinde zum Schutze ihrer Güter in Anſpruch zu nehmen, ſchwieg der König und verbarg ſeinen Unmuth über einen Miniſter, deſſen ehrgeizige Pläne ſolches Elend über ſein Land, und ſolche Schmach auf ſeine Perſon gehäuft.

Schwer iſt es, den Zuſtand der Gemüther in der Hauptſtadt zu beſchreiben; Paris, wie jede ungeordnete Menge ſeine gigantiſchen Kräfte nicht kennend, erwartete alle Gräuel einer von wüthender Feindesmacht überwältigten Stadt. Nicht anders war die Stimmung der Einwohner, nach dem Berichte eines Augenzeugen, welcher noch bei der Erzählung erröthen zu müſſen glaubte, als zu Rom Cäſar über den Rubikon gegangen und Corfinium erobert hatte. Ein großer Theil der Einwohner dachte nun an feige Flucht; die Wege nach Orleans, Chartres waren mit Karoſſen, Wagen und Karren voll geflüchteter Habe bedeckt; die Furcht des Einzelnen ſteigerte die Angſt der Anderen; Viele glaubten ſich nur hinter der Loire ſicher, und flohen nach Tours. Wie ein deutſcher Berichterſtatter ſich ſehr naiv ausdrückt, (Theatrum europ. III. 682.) war den Franzoſen nie dergeſtalt „der Kompaß" verrückt worden. Standen gleich Prinz Thomas von Savoyen und General Piccolomini, genugſam bekannte Kriegsfürſten, an der Spitze des feindlichen Heeres, und bedrohte gleich Matthias Gallas mit zahlreichen Streitkräften Burgund, ſo war doch unbegreiflich alles Grauen auf den einen Mann, Johann von Werth, übergetragen, und nur dieſer geſpenſterartige Eindruck, welchen der deutſche Reitergeneral in den Seelen der Franzoſen zurückließ, „ein Name, mit welchem man weinende Kinder bedrohte," macht das freudige Erſtaunen, die ſcheue Ehrerbietung und wiederum die vertrauliche Zudringlichkeit erklärlich, mit welcher

Hof und Volk ſpäter in ihm einen gewöhnlichen deutſchen Mann mit Fleiſch und Blut, einen derbhöflichen, ritterlichen Soldaten erkannten, und das unauslöſchliche Andenken an ihn in fröhlichen Volksliedern bis auf mehrere Geſchlechter fortpflanzten. Die übereilten*) tumultuariſchen Anordnungen des Gouvernements, die große Anzahl von Ordonnanzen, welche täglich bekannt gemacht wurden, mußten die Furcht der Bürger auf das Zehnfache vermehren, da ſie die Rathloſigkeit des Hofes in denſelben erkannten. So ſchien es, als wenn Paris von einer unvermeidlichen Belagerung bedroht wäre, und daß man anders als hinter den Ringmauern der Gewalt der Feinde widerſtehen zu können verzweifelte. Die Wetterdächer der Läden wurden auf Befehl in ganz Paris abgebrochen, um im Falle eines Bombardements nicht die Feuersgefahr zu vermehren; und die Luftlöcher der Keller aus einem ähnlichen Grunde verſchloſſen. Am 18. Auguſt wurden 6 alte Kanonen von ungebräuchlicher Größe mit gewaltigem Geräuſche aus dem Stadtzeughauſe gewunden, welche vielleicht ſeit der Belagerung von Paris im Jahre 1593 verroſtet waren. Die Werkſtätten ruhten, man zog die Geſellen und Lehrlinge zum Kriegsdienſte ein, und nur ein Arbeiter oder Diener blieb in jeder Krambude. Der Pöbel brach in die unſinnigſten Beſchuldigungen aus, als er die Stadt von der Seite der Faubourg St. Honoré ohne Wälle und Mauern ſah, welche auf Geheiß Richelieu's früher abgebrochen, um Gärten und Klöſter dort anzulegen. So glaubte man die Stadt abſichtlich der Plünderung und der Gnade des Feindes preisgegeben, und klagte mit den unehrerbietigſten Reden den Urheber des Krieges und der gegenwärtigen Noth auf allen Gaſſen an. In dieſer großen Verwirrung**), welche den Hof und das Volk ergriffen hatte, war nur ein Mann, welcher helfen konnte, und dieſer eine wurde ſelbſt muthlos, als er des Königs Mißtrauen ſah. Richelieu, von dem wir ſprechen, fand ſich aber doch ſchnell wieder, und mit Hilfe ſeines treuen Vertrauten, des Paters Joſeph, bewies er jene ſo oft gezeigte Größe und Unerſchrockenheit der Seele, die einen Theil ſeines Charakters ausmachten. Ungeachtet er wußte, daß ganz Paris wider ihn im Aufruhr war, begab er ſich auf P. Joſephs Rath doch allein unter das Volk, um es zur äußerſten Vertheidigung aufzumuntern, und weit entfernt, daß ſein Anblick den

*) Siehe Barthold's Monographie über Joh. v. Werth. Berl. 1826. Fol. 64.

**) Siehe La Roche 30jähr. Krieg. Bd. III. Fol. 89.

Aufruhr vermehrt hätte, fand er Ehrerbietung gegen ſeine Perſon, und es gelang ihm, den Muth der Bürger wieder zu beleben. Er ließ die Einwohner der benachbarten Orte aufbieten, um an den Feſtungswerken zu arbeiten; der ganze Adel des Königreiches wurde zum Dienſt aufgefordert. Die ganze Stadt taxirte ſich ſelbſt und die erſchrockenen Bürger thaten willig ihren Beutel auf. Jeder Miethkutſcher mußte einen Reiter und alle anderen Bürger einen Infanteriſten ſtellen. In wenigen Tagen war das ganze, allen Eindrücken fähige Volk ganz kriegeriſch geſinnt. Man ſah um Paris herum nur exerciren und muſtern. Und der König ſah ſich nun in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres von 50,000 Mann, welches ſicherlich ein furchtbares Heer geweſen wäre, wenn militairiſcher Gehorſam, die Seele einer Armee, in demſelben gewohnt hätte. —

Während dem verſäumten die verbündeten kaiſerlichen Generale die ſchönſte Gelegenheit, die koſtbarſte Zeit; trotz alles Drängens, trotz aller Vorſchläge des muthigen Johann von Werth, ſchnell nach Paris zu rücken uud die dort herrſchende Verwirrung klug zu benutzen, zauderten ſie und lehnten einen Marſch dahin ab, bis der unwiederbringliche Moment entflohen.

Denn ſchon am 1. September zog Ludwig XIII. mit einem Heere von 50,000 Streitern, deſſen Oberbefehl er dem Gaſton von Orleans und dem Marſchall de la Force verliehen, von Paris aus, um dieſe gewaltige Anzahl über die Oiſe zu führen. Ueberraſcht davon, und auch weil numeriſch ſchwächer, wichen des Cardinalinfanten Truppen allerwärts zurück. Roye wurde von den Kaiſerlichen nach einer dreitägigen Belagerung an die Franzoſen wieder übergeben, nur Corbie hielten ſie ganzer 7 Wochen gegen die Anſtrengungen derſelben. Ludwig XIII. hatte durch ein eigenhändiges Schreiben den Marſchall de la Force vor Johann von Werth gewarnt, ihm den Rath geſpendet, daß er ſtets Reiterei und Fußvolk zuſammenlege, mußte jedoch unter ſeinen Augen den verwegenen Partiſan eine abermalige Camiſade ausführen ſehen. Chriſtoph Martin von Degenfeld, Colonel-général de la cavalerie allemande in franzöſiſchem Dienſt, lag Anfangs October in einiger Entfernung von den Quartieren der vor Corbie verwendeten Armee, mit ſechs Regimentern zu Montigny, zwiſchen Doullens und Corbie, daß er nur durch 4 Stunden Wegs von Werth geſchieden. Seine Nähe hatte dieſer bereits ſehr merklich gemacht; Degenfelds Iſolirung wahrnehmend, brach er, Abends um 10 Uhr, angeblich mit 34 Cornetten Cavalerie

und 7 Fähnlein Dragoner, in dem Dorfe Montigny ein, wo man ſo wenig eines ſolchen Beſuches gewärtig, daß erſt das Feuer, an vier Stellen zugleich ausbrechend, ihn verrieth. Alles, was ſich im Lager befand, wurde entweder getödtet oder gefangen. Nur mit Mühe rettete ſich Degenfeld. Die Ankunft der flüchtigen Quartiere allarmirte das Lager von Corbie, die geſammte Reiterei ſaß auf, um den Feind zu verfolgen, aber der war nicht mehr zu erreichen. Nicht wenig hat dieſes nächtliche unheilbringende Erſcheinen den geſpenſtiſchen Anſtrich, von dem in der Franzoſen Augen Johann von Werth umgeben, verſtärkt. Seitdem zumal „ward er in Frankreich als ein Abgeſandter des Höllenfürſten gefürchtet, und ſind viele alte Soldaten bei Nennung ſeines Namens davon gelaufen.“ Den Entſatz von Corbie, wozu er bei nächtlicher Weile 4000 Reiter und 2000 Dragoner herbeigeführt, mußte er indeſſen von wegen der Wachſamkeit der Feinde, als welche die ganze Nacht hindurch unter den Waffen zubrachten, aufgeben; nur gelang es ihm, durch die Lücken der Circumvallationslinie einige eiſerne Handmühlen in die Stadt zu ſchaffen, was ein Vortheil von Erheblichkeit, da die Beſatzung ſtatt des Brotes nur mehr eingeweichte Getreidekörner zu verzehren gehabt hatte. Unmittelbar nach dieſem Unternehmen räumte auch Werth den franzöſiſchen Boden, um ſeinen ermüdeten Schaaren in dem Moſelthal einige Erholung zu verſchaffen, und die Belagerung, Blokade vielmehr, des Ehrenbreitſtein zu fördern.

Obgleich er nicht verfehlt hatte, jeden erheblichen, dem Reichsfeind abgewonnenen Vortheil nach München an den Kurfürſten zu berichten, ſo mußte er doch erleben, daß ſein glänzender Ritterzug nach der Picardie als „ungeheißen“ nicht gnädig aufgenommen wurde. Er empfing einen Verweis, „wegen nicht gehaltener Disciplin und ruinirter Infanterie“, dem er aus Cöln in gereizter Stimmung entgegnete: „weil er ſehe, daß Einige ihn gern in Ungnade bringen wollten, wolle er gern quittiren und dem Kurfürſten aufwarten.“ Maximilian ſuchte ihn zu beruhigen, mittelſt der Verſicherung, „er ſei nicht in Ungnade, ſolle eifrig continuiren,“ und ſetzte eigenhändig hinzu: „dann ein General wohl Macht hat, ſeine untergebene Generalsperſonen über ein und anderes mit ihren Berichten zu vernehmen.“ Dabei hatte es ſein Bewenden, und der unentbehrliche Feldherr fand bald Gelegenheit, den etwa durch ſeine Eigenmächtigkeit hinterlaſſenen widrigen Eindruck vollends zu tilgen. Beſchäftigt mit den Anſtalten eines Wintermarſches nach Heſſen, wo er laut empfangener Ordre zu Götzen ſtoßen

Aufruhr vermehrt hö[illegible]lage, in denen er, jetzt Witwer, zu gelang ihm, d[illegible]e Vermählung mit der Gräfin Marie wohner der [illegible], empfing er die Kunde von Melanders arbeiten; d[illegible], die ausgehungerte Festung Ehrenbreitstein Die gan[illegible]sächlich saß der Hochzeiter zu Gaul, Rheinaufwärts willig [illegible] Blitzesschnelle hatte er eine Macht versammelt, stark alle a[illegible]s Melanders Hessen die Stirne zu bieten. Im Geheim, ohne das [illegible] voll Zuversicht, verließ Werth mit 80 Reitern in der Nacht [illegible] Cöln, setzte bei Engers über den Rhein, und befahl dem [illegible] Neuegg, alle hie und da im Westerwald zerstreut liegende Baiern [illegible] zu ziehen. Kaum war dies geschehen, so lief die Nachricht ein, Melander und die Seinen seien schon in der Nähe, nachdem das Regenwetter und die tiefen Wege ihren Marsch verzögert. Sicher zogen die Hessen ihre Straße, und am 30. Januar gegen Tagesanbruch unfern des Ehrenbreitstein angelangt, schickten sie einen Lieutenant hinauf, um zu ihrem Empfange Alles bereit zu halten, und daß sie im Falle eines unvorhergesehenen Angriffs unter dem Schutze der Kanonen heranrücken könnten. Schon frohlockten sie unter Freudenschüssen über ihr geglücktes Unternehmen, als sie plötzlich beim Dorfe Grenzhausen hinter einem Berge die weglagernden Werthischen wahrnahmen, und sie im Angesicht der Festung mit Ungestüm auf sich einfallen sahen. Eilig ließ Melander eine Wagenburg ziehen, und empfing die Auflauer mit harten Stößen; aber Johann von Werth erneute, voran den Degen in der Faust, den Angriff, warf die vor der Wagenburg aufgestellten Hessen auseinander, hieb 100 Mann nieder, zerstreute die hinter derselben Aufgestellten, trieb Alles in die Flucht und zog sich mit zwei gefangenen Obristlieutenants, zwei Rittmeistern, vielen Gemeinen und der ganzen Lebensmittelzufuhr auf Montabaur. Mit Jammer sahen die ausgehungerten Franzosen vom Ehrenbreitstein ihre letzte Hoffnung vernichtet und konnten Johann von Werths schnelles Erscheinen nicht begreifen. — Bussy-Laneth am Entsatz verzagend, war endlich genöthigt, um nicht mit seinen Franzosen Hungers zu sterben, unter ehrenvollen Bedingungen am 26. Juni 1637 den Ehrenbreitstein an den General-Feldmarschall-Lieutenant Johann von Werth zu übergeben. Wie lebendige Gerippe wankten die Franzosen einher, der Maréchal de Camp Bussy-Laneth hatte keine Ausnahme für sich gemacht, und in der allgemeinen Noth allein an 40 Ratten verzehrt, um nicht dem wüthenden Hunger

und 7 Fähnlein Dragoner, in dem Dorfe Montigny ein, wo man ſo wenig eines ſolchen Beſuches gewärtig, daß erſt das Feuer, an vier Stellen zugleich ausbrechend, ihn verrieth. Alles, was ſich im Lager befand, wurde entweder getödtet oder gefangen. Nur mit Mühe rettete ſich Degenfeld. Die Ankunft der flüchtigen Quartiere allarmirte das Lager von Corbie, die geſammte Reiterei ſaß auf, um den Feind zu verfolgen, aber der war nicht mehr zu erreichen. Nicht wenig hat dieſes nächtliche unheilbringende Erſcheinen den geſpenſtiſchen Anſtrich, von dem in der Franzoſen Augen Johann von Werth umgeben, verſtärkt. Seitdem zumal „ward er in Frankreich als ein Abgeſandter des Höllenfürſten gefürchtet, und ſind viele alte Soldaten bei Nennung ſeines Namens davon gelaufen.“ Den Entſatz von Corbie, wozu er bei nächtlicher Weile 4000 Reiter und 2000 Dragoner herbeigeführt, mußte er indeſſen von wegen der Wachſamkeit der Feinde, als welche die ganze Nacht hindurch unter den Waffen zubrachten, aufgeben; nur gelang es ihm, durch die Lücken der Circumvallationslinie einige eiſerne Handmühlen in die Stadt zu ſchaffen, was ein Vortheil von Erheblichkeit, da die Beſatzung ſtatt des Brotes nur mehr eingeweichte Getreidekörner zu verzehren gehabt hatte. Unmittelbar nach dieſem Unternehmen räumte auch Werth den franzöſiſchen Boden, um ſeinen ermüdeten Schaaren in dem Moſelthal einige Erholung zu verſchaffen, und die Belagerung, Blokade vielmehr, des Ehrenbreitſtein zu fördern.

Obgleich er nicht verfehlt hatte, jeden erheblichen, dem Reichsfeind abgewonnenen Vortheil nach München an den Kurfürſten zu berichten, ſo mußte er doch erleben, daß ſein glänzender Ritterzug nach der Picardie als „ungeheißen“ nicht gnädig aufgenommen wurde. Er empfing einen Verweis, „wegen nicht gehaltener Disciplin und ruinirter Infanterie“, dem er aus Cöln in gereizter Stimmung entgegnete: „weil er ſehe, daß Einige ihn gern in Ungnade bringen wollten, wolle er gern quittiren und dem Kurfürſten aufwarten.“ Maximilian ſuchte ihn zu beruhigen, mittelſt der Verſicherung, „er ſei nicht in Ungnade, ſolle eifrig continuiren,“ und ſetzte eigenhändig hinzu: „dann ein General wohl Macht hat, ſeine untergebene Generalsperſonen über ein und anderes mit ihren Berichten zu vernehmen.“ Dabei hatte es ſein Bewenden, und der unentbehrliche Feldherr fand bald Gelegenheit, den etwa durch ſeine Eigenmächtigkeit hinterlaſſenen widrigen Eindruck vollends zu tilgen. Beſchäftigt mit den Anſtalten eines Wintermarſches nach Heſſen, wo er laut empfangener Ordre zu Götzen ſtoßen

ſollte, vertieft in Luſtbarkeiten und Gelage, in denen er, jetzt Witwer, zu Cöln (Ende Januars 1637) ſeine Vermählung mit der Gräfin Marie Iſabella von Spaur feierte, empfing er die Kunde von Melanders Anzug, und deſſen Vorhaben, die ausgehungerte Feſtung Ehrenbreitſtein zu proviantiren. Augenblicklich ſaß der Hochzeiter zu Gaul, Rheinaufwärts trabte er, und in Blitzesſchnelle hatte er eine Macht verſammelt, ſtark genug, um Melanders Heſſen die Stirne zu bieten. Im Geheim, ohne Säumen, aber voll Zuverſicht, verließ Werth mit 80 Reitern in der Nacht des 28. Januar Cöln, ſetzte bei Engers über den Rhein, und befahl dem Obriſten Neunegg, alle hie und da im Weſterwald zerſtreut liegende Baiern zuſammen zu ziehen. Kaum war dies geſchehen, ſo lief die Nachricht ein, Melander und die Seinen ſeien ſchon in der Nähe, nachdem das Regenwetter und die tiefen Wege ihren Marſch verzögert. Sicher zogen die Heſſen ihrer Straße, und am 30. Januar gegen Tagesanbruch unfern des Ehrenbreitſtein angelangt, ſchickten ſie einen Lieutenant hinauf, um zu ihrem Empfange Alles bereit zu halten, und daß ſie im Falle eines unvorhergeſehenen Angriffs unter dem Schutze der Kanonen heranrücken könnten. Schon frohlockten ſie unter Freudenſchüſſen über ihr geglücktes Unternehmen, als ſie plötzlich beim Dorfe Grenzhauſen hinter einem Berge die weglagernden Werthiſchen wahrnahmen, und ſie im Angeſicht der Feſtung mit Ungeſtüm auf ſich einfallen ſahen. Eilig ließ Melander eine Wagenburg ziehen, und empfing die Auflauer mit harten Stößen; aber Johann von Werth erneute, voran den Degen in der Fauſt, den Angriff, warf die vor der Wagenburg aufgeſtellten Heſſen auseinander, hieb 100 Mann nieder, zerſtreute die hinter derſelben Aufgeſtellten, trieb Alles in die Flucht und zog ſich mit zwei gefangenen Obriſtlieutenants, zwei Rittmeiſtern, vielen Gemeinen und der ganzen Lebensmittelzufuhr auf Montabaur. Mit Jammer ſahen die ausgehungerten Franzoſen vom Ehrenbreitſtein ihre letzte Hoffnung vernichtet und konnten Johann von Werths ſchnelles Erſcheinen nicht begreifen. — Buſſy-Laneth am Entſatz verzagend, war endlich genöthigt, um nicht mit ſeinen Franzoſen Hungers zu ſterben, unter ehrenvollen Bedingungen am 26. Juni 1637 den Ehrenbreitſtein an den General-Feldmarſchall-Lieutenant Johann von Werth zu übergeben. Wie lebendige Gerippe wankten die Franzoſen einher, der Maréchal de Camp Buſſy-Laneth hatte keine Ausnahme für ſich gemacht, und in der allgemeinen Noth allein an 40 Ratten verzehrt, um nicht dem wüthenden Hunger

zu unterliegen. Die Capitulation ward in Werths Namen vollzogen und die Veſte dem Kurfürſten von Cöln einſtweilen übergeben.

Glücklicher hatte der wackere Schotte, Jakob Ramſay, dem bedrängten Ehrenbreitſtein Hilfe zugedacht. Zwei Schiffe voll Lebensmittel unter der burgundiſchen Freiflagge mit verkappten Mönchen am Steuer langten glücklich an. Ein drittes Schiff mit falſchen Certificaten, als dem Mainzer Dompropſt von Metternich gehörig und von ſeinem Propſteigut bei Aſchaffenburg kommend, aber von Ramſay in Hanau etwas aufgehalten und herumgezogen, gerieth zwiſchen Mainz und Bingen in die Hände der nicht minder liſtigen und wachſamen Stromwächter. Herzog Bernhards Rheinübergang zwiſchen Breiſach und Straßburg vermochte Johann von Werth nicht zu hindern. Wüthend darüber, that er auf die Wittenweyer Schanzen, wozu er meiſt ſeine Reiter abſitzen ließ und überreich den Wein ſpendete, einen beiſpiellos ſtürmenden Angriff. Tauſende, die die Elze und die tiefen Graben durchwatet und die Schanzen hinangeklommen, wurden mit Steinen todt geworfen, mit Flintenkolben erſchlagen, mit Hellebarden niedergeſtochen. Da lag das ganze ſchöne Hadlangſche Regiment, wie einſt vor den Waldſteiniſchen Nürnberger Schanzen das gelbe. Wenige Tage darauf, (durch glückliche Poſtengefechte bezeichnet) ſtürmte Johann von Werth abermals die Wittenweyer Verſchanzungen, und wieder vergebens, trotz ſeines perſönlichen Wagniſſes. Ein weimarſcher Dragoner drückte ihm die Piſtole in's Geſicht ab. Die Kugel drang längs der Backen in den Hals, doch verließ er das Gefecht nicht, das er gleichwohl abbrechen mußte. — Als endlich auch der liſtige Enkevort, der tapfere Speerreuter und der unglückſelige Duca di Savelli herangekommen waren, entſagte Bernhard jedem Plane, ſich für dieſen Winter am Rheine zu halten. Er räumte das Elſaß und zog ſich in die baſelſch-bruntrutiſchen Delſperger Thäler, ſeine Rheinſchanzen den Franzoſen unter Manicaux Deprivar überlaſſend. Sie gingen ſo ſchmählich auf Gnade und Ungnade an Johann von Werth über, daß dieſer die franzöſiſche Beſatzung gleich einem, keinerlei Sorgfalt der Aufbewahrung würdigen Geſindel, frei ziehen ließ, wohin ſie wollten, mit weißen Stecken, gleich gefangenen Weibern und Kindern.

Bernhard von Weimar äußerte dem franzöſiſchen Hofe unumwunden: „er müſſe wohl aus Allem entnehmen, man wolle ihn ſitzen laſſen, wie man den unvergleichlichen Marſchall von Rohan, der doch ſeine wi

tigen, gefahrvollen und ſchwierigen Zwecke ſo ruhmvoll erfüllt, in Veltlin habe ſtecken laſſen. Sei es aber Bernharden und ſeinen tapfern Waffenbrüdern beſtimmt, umzukommen, ſo wolle er nicht anders, als mit hoher Ehre ſterben." — Sich durch ein kühnes, ſiegreiches Unternehmen auf eigene Fauſt von der ſchmählichen franzöſiſchen Dienſtbarkeit loszumachen, trachtete er den ganzen Winter unabläſſig dahin, franzöſiſche Hilfe zu einer neuen Heerfahrt nach Burgund zum Verderben Carls von Lothringen zu begehren. In München und Wien war man froh ob dieſer Ableitung des Gewitters, und die öſterreichiſchen Generale glaubten ſich ſo ſicher, wie in Abrahams Schooße. Die Warnung Werths, ſich ja des Paſſes von Lauffenburg zu verſichern, verlachte man, und gerade da ſetzten Bernhard und ſein Oberſt Schönbeck über (am 30. Januar 1638), zwangen den Hauptmann Weikersheim zur Uebergabe auf Discretion, und belagerten Rheinfelden mit einer Hitze, die am beſten bewies, wie ſehr ihm daran gelegen ſei, den Platz möglichſt ſchnell zur Uebergabe zu nöthigen.

Auf dieſe Kunde rüttelte Johann von Werth alle Kaiſerlichen aus ihren Winterlagern auf und kam, der Erſte, mit vier Regimentern Fußvolk, einem Dragoner- und acht Reiterregimentern vor dem ſchwediſchen Hauptlager bei dem Hauſe Bücken, eine halbe Meile von Rheinfelden, an. Zuerſt verſuchte Johann von Werth den Entſatz durch Ueberflügelung. Er mißlang. Nun bot er entſchloſſen die offene Schlacht. Bernhard nahm ſie an. Die naſſauiſchen Regimenter und die Schweden unter Taupadel warfen ſich mit ſolchem Muthe auf die Baiern, daß dieſe, der Oberſt Lerchenfeld zuerſt, das Weite ſuchten, tödtlich ermüdet durch einen Anmarſch von vier Tagen und vier Nächten. Johann von Werth und der Graf von Naſſau geriethen in perſönlichem Zweikampfe an einander; dem ſchwediſchen Feldoberſten durchlöcherten zwei Kugeln den Hut, dem Johann von Werth hatte der Naſſauer die Piſtole faſt an den Mund geſetzt und ihn am Backen geſtreift. Einer der größten Krieger des Jahrhunderts, der Marſchall Herzog von Rohan, diente als Freiwilliger unter dem viel jüngeren Heeresfürſten von Weimar, den ritterlich angebotenen Oberbefehl ritterlich ablehnend; er wurde mit dem Oberſten Erlach und mit mehreren hohen Offizieren gefangen, bald aber wieder herausgehauen. Der tapfere Rheingraf Johann Philipp, von ganzen Haufen baierſcher Reiter umringt, verweigerte trotzig jede Ergebung. Mit Wunden bedeckt, ſchoß, hieb und ſtach er um ſich, ſo lange er noch einen Arm regen konnte, und

ſtarb eines wackern Reitertodes. Das wüthende Treffen war entſchieden; Bernhard zog ſeine Truppen nach Lauffenburg zurück. Die Baiern und Kaiſerlichen hatten weit mehr verloren, aber ſie hatten doch Rheinfelden ſcheinbar entſetzt, wo ſie um zehn Uhr einritten, und hatten wenigſtens friſchen Mund- und Kriegsvorrath und eine friſche Beſatzung in den auf das Aeußerſte gebrachten Platz geworfen. Voreilig ſchickte der Herzog von Savelli Siegesbotſchaften nach Wien und München. Die Baiern und Kaiſerlichen überließen ſich ſiegestrunken ihrer Freude, und brachten zwei Tage ſorglos und in Sicherheit gewiegt in Rheinfelden zu, ihre Schaaren zerſtreuend. Dieſe Sicherheit war ihr Verderben, und ſchwer büßten Heer und Führer dieſen Leichtſinn. Johann von Werth, ernſter und beſonnener als ſein Mitfeldherr, rieth nach dem glücklichen Entſatze Rheinfeldens, ſich in den Schwarzwald zu ziehen, die Kräfte der Soldaten in beſſern Quartieren wiederherzuſtellen und die Ankunft der übrigen Regimenter zu erwarten. Allein man verwarf ſeine Meinung, und ſo blieb das Heer zwei volle Tage theils in, theils vor Rheinfelden liegen. Da ſprengten plötzlich am 3. März Morgens acht Uhr zwei Croaten in Eile herbei, der Beſatzung von Rheinfelden die Kunde bringend, daß Herzog Bernhard mit voller Macht heranziehe, und ſo verhielt es ſich in der That. Von der fahrläſſigen Sicherheit ſeiner Gegner unterrichtet, hatte Bernhard den kühnen Gedanken gefaßt, ſtatt ſeinen Rückzug fortzuſetzen, die im Siegesrauſche Begriffenen zu überfallen, bevor die Verſtärkung, vier Infanterie-, drei Reiterregimenter und die Croaten, ihnen zukomme. Die Reiterei ſchickte er längs dem Gebirge aus, mit Fußvolk und Geſchütz marſchirte er vom Nachmittag des 2. März an die ganze Nacht durch, daß er in der Morgendämmerung vor Bücken (Beuggen) anlangte. Noch wollte Johann von Werth, der zuerſt des Anzuges inne geworden, nur eine auf Kundſchaft ausgeſendete Partei erkennen; als er aber der Sache wahren Beſtand eingeſehen, raffte er in Eile einiges Fußvolk zuſammen, um mit demſelben das den Strom entlang nach Rheinfelden hin ſich ausdehnende Gebüſch zu beſetzen. Zugleich wurden die zerſtreuten Regimenter aus den nächſten Dörfern zuſammengerufen, die gleichwohl nur zum geringſten Theile auf der Wahlſtatt, zwei Musketenſchüſſe unterhalb Rheinfelden, eintreffen konnten. Daneben waltete Verwirrung ohne Gleichen, wenn es auch an Generalen nicht fehlte, denn die waren insgeſammt durch die Furcht einer Belagerung zum freien Felde getrieben. Mühſam wurde der

Schein wenigſtens einiger Ordnung hergeſtellt, Wahls Infanterieregiment in den Wald bei Nollingen poſtirt, eine andere Abtheilung in einen Graben gelegt. Der Reſt des Fußvolks, mit Reiterei untermiſcht, hielt ſich hinter dem Graben. Geſchütz fehlte beinahe gänzlich, Schießbedarf war nur ſparſam vorhanden, weit überlegen an Zahl und Ausrüſtung der Feind. Das ganze Gefecht dauerte nicht viel über eine Stunde. Zuerſt wurde das im Gebüſch verſteckte Fußvolk depoſtirt, dann gingen der Mannſchaft im Graben die Oberſten Hattſtein und Forbes zu Leibe. Die Weimarſchen ſparten ihr Feuer, bis das Ziel mit der Mündung der Muskete beinahe erreichbar war; der ungewohnten Kriegsmanier unterlag vollends der Kaiſerlichen Faſſung: ſie liefen, durch ihr Beiſpiel auch die Reiterei in ehrloſe Flucht verwickelnd. Savelli, der bei Zeiten das Haſenpanier ergriffen, wurde bei Krenzach eingeholt und gefangen; ſein Geſchick, nicht ſeine Schande, theilte Enkevort. Johann von Werth, nachdem ihm drei Pferde unter dem Leibe erſtochen worden, und ſelbſt von ſeinen Getreuen verlaſſen, brach ſich Bahn durch das Getümmel und erreichte zu Fuße den Wald, der noch immer von Wahls Tapfern behauptet wurde. Seine Gegenwart begeiſterte zu unerhörter Anſtrengung die 500 Männer, die da noch übrig, doch ſchmolz das Häuflein mit jedem Augenblicke, während die Zahl der Feinde im fortwährenden Wachſen war. Mit den Wenigen, die ihm geblieben, verſuchte Johann von Werth den Rückzug, aber ſchon war der Wald von Löwenſteins Reiterei umzingelt und Rettung unmöglich geworden. Noch verſuchte der tapfere Kriegsmann auch das Unmögliche; immer zu Fuß, verwundet und beinahe allein erreichte er das nächſte Dorf, um dort dem unverſchuldeten Geſchicke der Gefangenſchaft zu verfallen. Dem Capitainleutnant von dem naſſauiſchen Regimente mußte er ſeinen Degen überliefern. Auch ſein Bruder, der Obriſtleutnant Anton von Werth, gerieth in Gefangenſchaft; die ganze Armee war vernichtet.

Sein Glück wußte Herzog Bernhard nicht mit Würde zu tragen. Mit den höhnendeu Worten: „Ei, welch unerwartetes Zuſammentreffen!“ empfing er den ihm vorgeführten Johann von Werth. Dieſer erwiderte: „Es iſt das Glück Eurer fürſtlichen Gnaden und mein Unglück, für welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe.“ — „Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken.“ Mit dieſen Worten brach Bernhard die Unterredung ab, doch ließ er den Gehaßten zur Abendtafel laden, und um ihn zu kränken, ihm ſeinen Platz unter Savelli, dem im Range unter

ihm Stehenden, anweiſen. Das verfehlte die Wirkung nicht. Beim Weine brach laut Werths Ingrimm gegen den Welſchen los, der, zu fliehen der Erſte, den Andern das Beiſpiel gegeben habe. Lächelnd und ſiegesſtolz lauſchte Bernhard den zürnenden Reden und Gegenreden. Johann von Werth wurde zunächſt nach Benfelden gebracht, und von dort aus ſchrieb er unterm 15. März an den Kurfürſten, worin er ſeinen Unmuth gegen den feigen Welſchen ausließ, die ſchlechte Fürſorge für ſeiner Soldaten Verpflegung als den Grund der Niederlage darſtellend. Auch bat er um baldige Auswechſelung mit dem, ſeit der Nördlinger Schlacht gefangenen und in des Kurfürſten Gewalt ſich befindenden Marſchall Horn.

Der Schmerz um den verlornen heldenkühnen Führer war in dem zertrümmerten Heere grenzenlos. Die nach Breiſach Geflohenen, beſonders der General Götz, machten ſchon des andern Tages, bevor Werth nach Benfelden gebracht wurde, einen Verſuch, die Eskorte des hohen Gefangenen in einen Hinterhalt zu locken und ihn gewaltſam zu befreien; aber vergebens; die Bedeckung war zu ſtark und die Maßregeln mit zu großer Umſicht genommen. — Zu Benfelden verzehrte ſich nun Johann von Werth voll Unmuth und Langeweile, währenddem der feige und unrömiſche Römer Savelli die Zeit gar wohl dazu benutzte, Briefe über Briefe nach Wien zu ſenden, die Werth verläumdeten und anſchwärzten. Savelli ſchob alle Schuld zurück auf Johann von Werth. „Nur ſein verwegenes Ungeſtüm habe ſie in die Schlacht geſtürzt, ehe noch der größere Theil des Fußvolks und des Geſchützes heran geweſen. Nur dieſe wilde Uebereilung habe einen noch größern Sieg, als den vor drei Tagen, muthwillig verſcherzt, und den Herzog von Weimar ſeinem ſicheren Verderben entriſſen!“ — Wie tobte erſt Johann von Werth, als er vernahm, daß Ludwig XIII., den er kurz vorher verhöhnt und aus Paris weggeſchreckt, durch den Kammerherrn Maillerage an den Herzog von Weimar die Forderung geſtellt habe, Werth und Savelli nach Paris zu ſchicken. Sie ſollten noch immer des Herzogs Gefangene bleiben, aber das Volk bedürfe des ermuthigenden Schauſpiels, und keine deutſche Veſte, kein deutſcher Wächter wäre ſicher genug, die wichtigen Männer zu bewahren. Werths Wuth wurde noch größer durch die Kunde, daß es dem Duca di Savelli gelungen ſei, in Kutte und Kapuze (eine ihm recht wohl geziemende Verkleidung) durch die erkauften Wachen vom Schönbeckſchen Regiment glücklich nach Wien zu entkommen, ſo daß nun Enkevort an Savelli's Stelle

jene Demüthigung mit Johann von Werth theilen müſſe. Werth donnerte nun in Einem fort; nur mit offener Gewalt, nur gefeſſelt wie ein wildes Thier und auf den Wagen geſchmiedet werde man ihn von der Stelle bringen. Er ſei nicht der Franzoſen, er ſei nur des Herzogs Gefangener. Er habe ſich nur ihm und dem Grafen von Naſſau in der Perſon ſeines Capitainleutnants ergeben, auch werde ja in wenig Wochen ſeine Auswechſelung gegen Horn bewerkſtelligt ſein. Umſonſt, er mußte ſich in ſein Schickſal ergeben. Er mußte es noch als einen Edelmuth Bernhards, den er oft geſchmäht und bedroht, anerkennen, daß er dieſe Auslieferung an die Bedingung knüpfte, daß Werth und Enkevort ſeine (des Herzogs) Gefangene blieben, daß man ſie würdig und als Generale halte und ſie nicht etwa den Pariſern zur Schau ausſtelle, was ſo ziemlich im Hintergrunde der urſprünglichen Abforderung gelegen haben mochte.

Getrennt und mit aller erdenklichen Vorſicht — von 200 Reitern und 700 Musketieren mit vier Geſchützen umſtellt — wurden die Gefangenen über Nancy, Vitry und Chalons nach Paris geführt. Werths Erwartung aber ward ſehr getäuſcht, denn es wurden ihm in allen Städten, durch die ſein Weg führte, ausgezeichnete Ehren erwieſen, und die Reiſe geſtaltete ſich zu einem wahren Triumphzuge. Die Garniſonen und Magiſtrate brachten ihm ihre Huldigung dar, und wenn es in den Liedern auf den Sieg von Rheinfelden (zu dem kein einziger Franzoſe mitgefochten, außer dem alten Hugenotten und Todfeinde des Hofes, Herzog von Rohan) jede Strophe beſonders angab, wie viel die geſchlagenen Deutſchen an Todten, wie viel an Gefangenen, wie viele Kanonen, Fahnen, Standarten und Heerpauken verloren, endigte jede Strophe, als mit der Hauptſache und dem köſtlichen Kleinod, der Refrain: et Jean de Wert et Jean de Wert! Die vier Jahre der Gefangenſchaft Johann von Werths in Frankreich (1638—1642) nannte man allgemein: le temps de Jean de Wert, und das ihr geltende Savoyarden-Volkslied: l'air de Jean de Wert, und noch ſechzig Jahre ſpäter, im Anbeginne des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, waren Geſänge im Volksmunde: sur l'air de Jean de Wert.

Es war noch wenig über 20 Monate, daß Paris vor Johann von Werth gezittert hatte, und jetzt ſaß er unter der Obhut des Staatsſecretairs und des Obriſten von Chavigny zu Vincennes. Als er einige Mal durch Stärke, Gewandtheit und Schlauheit auf dem Punkte geweſen,

zu entkommen, und ohne mindeſte Beſchädigung aus dem hohen zweiten Stockwerke herabgeſprungen war, nachdem er mit ſeinen Händen die Eiſengitter aus den Fenſtern herausgeriſſen hatte, ließ ihm der König lieber ſein Ehrenwort abnehmen, und gab ihm dann alle mögliche Freiheit. Was vornehm ſein, was zum guten Tone gehören wollte, wetteiferte, den gefürchteten Gefangenen zu ſehen und zu bewirthen. Es wurde von dem an für Werth und ſeine Mitgefangenen eine prächtige Tafel gehalten, auch das Annehmen von Beſuchen ihnen erlaubt. Die vornehmſten Damen der Hauptſtadt geizten nach dem Vergnügen, den Mann des Schreckens in ſeiner Haft, abſonderlich bei Tafel zu ſehen. Seine Haltung in dieſer Lage geſtaltete ſich abermals zu einem Beweiſe, daß es eitel Lüge mit ſeiner bäuerlichen Herkunft, denn man präge ſich das ein, die Gewohnheiten des Vaterhauſes folgen dem Manne bis zum Grabe. Seine ungezwungene, zugleich würdige Haltung, die niemals den Lieblingsſohn des Sieges und den Deutſchen verläugnete, gewann ihm die Zuneigung ſelbſt der précieuses ridicules, ſo daß ſie in Nachgiebigkeit ſeine zuweilen etwas ſoldatiſchen Launen ertrugen, und ſeine unvergleichliche Fertigkeit im Trinken, den Anſtand, mit welchem er Tabak rauchte und ſchnupfte, beinahe bewunderten. Ihn mag der Andrang nicht ſelten beläſtigt haben, aber läſtiger noch mochte ihm die ſtarke Wache werden, die ihn ſtets begleitete, wenn er von der Freiheit, nach Belieben Paris zu beſuchen, Gebrauch machen wollte. Am läſtigſten vielleicht fielen ihm die Bankette, zu ſeinen Ehren veranſtaltet, und wozu Richelieu im Schloſſe zu Conflans das Beiſpiel gab. Da beſprachen Werth und Enkevort als Tiſchnachbarn ihre gegenwärtige Lage, die ſie mit dem Geſchicke des gefeierten Königs Franz I. der zahlreichen Geſellſchaft hörbar zu vergleichen ſich nicht ſcheuten. Nachdem hierauf Johann von Werth dem Könige ſeine Aufwartung gemacht und von ihm mit unverkennbaren Zeichen von Huld empfangen worden war, begann für ihn eine ganze Reihe von Feſtlichkeiten, in welchen die Großen des Hofes wetteifernd einander zu überbieten ſuchten. Auch der Schauſpiele und Ballette bekam der Gefeierte nicht wenig zu ſehen. So wurde ihm ſeine vierjährige Gefangenſchaft ſo angenehm als möglich gemacht.

Unter den Damen, die den gefangenen Johann von Werth mit dem größten Intereſſe beſuchten, waren zwei verehrungswürdige Ideale, — die Frau des ſchwediſchen Geſandten in Paris, Hugo Grotius, den ſie durch Heldenmuth und Liſt aus ewiger Haft auf dem Löwenſteine befreit

hatte, und Renata du Bec, Gemahlin des Marſchalls Guebriant, (nachmals als Witwe außerordentliche Abgeſandtin am Königshofe zu Krakau, wo ſie ſich ſelbſt gegen den ordentlichen Geſandten Mr. Bregy trefflich zu behaupten wußte). In der erſten Zeit ſeiner Gefangenſchaft wurde nach vieljähriger unfruchtbarer Ehe Ludwig XIV. von der ſpaniſchen Anna von Oeſterreich geboren.

Die ſchändlichen Intriguen und kleinliche Selbſtſucht der Bundesgenoſſen geht namentlich auch aus den Schwierigkeiten hervor, die um Werths Befreiung gemacht wurden. Sogar die Eitelkeit, den berühmten Gefangenen ſo lange als möglich zu behalten, trat als vollgiltiges Motiv in die Schranken, ſo wie die Beſorgniß, daß aus des kühnen Mannes Freiheit Frankreich und Schweden weit mehr Unheil, als aus Horns Befreiung Vortheil entſprießen werde.

Gleich nach der Rheinfelder Schlacht hatte der Herzog Bernhard, ſeinem Worte getreu, durch den Oberſten Erlach die Auswechſelung in Vorſchlag gebracht. Aber der Staatsſecretair d'Avaux verhinderte ſie unter dem elenden Vorwande: in dieſem Augenblicke ſei im Schwedenheere für Guſtav Horn kein Oberbefehl ledig, und bei der Allmacht ſeines Schwiegervaters, des Reichskanzlers Oxenſtjerna, könne leicht eine, den Erfolgen des geſammten Krieges äußerſt hinderliche Zwietracht und Eiferſucht entſtehen. Auch müſſe es den (die Auswechſelung betreibenden) Herzog Bernhard im Grunde doch ungemein kränken, ſeinen ärgſten Feind, den endlich Gefangenen, ſobald wieder gegen ſich mit den Waffen in der Fauſt zu erblicken.

Die Abſendung des weimarſchen Obriſten Betz an den König hatte keinen beſſern Erfolg. Den Helden Bernhard, den ritterlichen Bürgen für Johanns Auswechſelung, hatte nicht lange nach ſeinem dreifachen Dreifacher Siege franzöſiſches Gift in die Grube gebracht. (18. Juli 1639.) Vergebens drang die junge Königin Chriſtina durch ihren Miniſter Hugo Grotius auf Horns Befreiung. Endlich, im November 1640, bedeutete der König, Werth möge ſich nach Nancy zur Auswechſelung begeben. Der König gab ihm zu St. Germain huldvolle Abſchiedsaudienz, und ſein Liebling Cinqmars, der (am 12. September 1642) drittehalb Monate vor Richelieu's Tode wegen gefährlicher Verſchwörung gegen dieſen verhaßten Miniſter mit dem Neffen des großen Geſchichtsſchreibers de Thou, weil dieſer es gewußt und nicht entdeckt, hingerichtet wurde, gab Johann

von Werth ein glänzendes Feſt. Zugleich öffnete ſich für Guſtav Horn der Thurm von Burghauſen. Er wurde nach Augsburg, von dort nach Lindau geführt, und ſollte nach Breiſach gehen. Auf dem Wege dahin traf ihn zu Nancy die Kunde, das Schwedenheer ſei ohne Haupt; den gefürchteten Banér habe zu Hildesheim, wie Bernharden, Gift aus dem Wege geräumt, und der Wiener Hofkriegsrath, ja ſogar der ſcharfblickende Maximilian von Baiern, ſo ſehr ſie den Werth Werths zu ſchätzen im Stande waren, folgten der kleinlichen Rückſicht, Horn noch länger zurückzuhalten, um das verwaiſ'te Schwedenheer noch länger ohne Haupt zu laſſen. Erſt die ſchwere Niederlage Lamboy's und Mercy's bei Kempen (am 17. Januar 1642) bewog den Erzherzog Leopold Wilhelm, auf Werths ſchleunige Loslaſſung zu bringen. Richelieu ſelbſt ſchrieb an den Befehlshaber von Breiſach, General von Erlach, den 14. März 1642: „Le Roi vous envoyant ordre de faire l'échange du Général Jean de Vert avec M. le Maréchal Horn, je prends la plume pour vous faire connaître particulièrement, que S. M. serait très aise, que vous fassiez le dit échange avec toute la courtoisie et la civilité que se pourra.“ Endlich geſchah am 24. März 1642 die Auswechſelung zu Dumlingen, ohnfern Lahr. Der durch ſo viele Abenteuer bekannte Reiteroberſt Roſen, deſſen Hochzeit mit einer Straßburgerin Johann von Werth vor ſechs Jahren ſo auseinander ſprengte, daß Braut und Bräutigam ſich mit genauer Noth über's Waſſer retteten, brachte jetzt mit zwei Rittmeiſtern und 100 Kuiraſſieren den gefangenen Heeresfürſten auf die Mitte der ſteinernen Brücke. Von der andern Seite nahte mit dem Marſchall Guſtav Horn der Obriſtleutnant Rauſchenberg vom Regiment Neunegg mit einer gleichen Anzahl Bewaffneter. Die Herren tranken einander köſtlichen Willkommen zu, von Krieg und Frieden ſprechend, wie viele edle Häupter zeither die Welt verlaſſen, andre ihren Ruhm überlebt hätten, ganz neue Namen an die Spitze getreten und andere Tapfere auf dem Wege wären, Johann von Werth in Vincennes abzulöſen. — Es war folgenreich, daß Oeſterreich, um gleichfalls ein Stückchen Recht auf den baierſchen Reitergeneral Johann von Werth zu behaupten, bei ſeiner Auswechslung eine Summe Geldes bezahlte. Um ſelbe auszugleichen, wurden noch zwei angeſehene öſterreichiſche Offiziere ihrer Feſtungshaft zu Stettin entledigt, der General Freiherr von Hofkirchen, aus einer durch die Gegenreformation aus Steiermark vertriebenen Familie, und der bei Melnik von Banner gefangene General Johann

Chriſtoph Graf von Puchheim, nachmals in der Rakoczy'ſchen Fehde in Oberungarn kampfbewährt.

Der Erzherzog Leopold Wilhelm, welcher am lebhafteſten Werths Befreiung betrieb, hatte ihm die Führung eines unabhängigen Heeres verſprochen, das aber für den Augenblick nicht aufzubringen war. Um der hierdurch ihnen bereiteten Verlegenheit auszuweichen, bekleideten die Höfe von Wien und München den huldvollſt aufgenommenen Werth mit der Würde eines General-Lieutenants über die Reiterei bei dem gemeinſchaftlichen Heere oder der Reichsarmee. In Bonn empfing der Kurfürſt Maximilian Werth nach Verdienſt als den heißerſehnten Retter in der Noth. In Köln ſtrömte das Landvolk zuſammen, um Werth zu ſehen und ihm ſeine Anhänglichkeit zu beweiſen.

Johann von Werths erſter Zug kam den geiſtlichen Kurfürſten zu Gute, vor Allem dem Bruder ſeines Herrn, dem Kurfürſten von Köln. Sein erſter Zug war gegen die Franzoſen gerichtet, die, obgleich Frankreich ein Neſt voll lauter Soldaten iſt, doch eine ſolche Furcht und Abſcheu gegen Deutſchland und die deutſche Kriegsart hatten, daß die Truppen, die ſchon einmal in Deutſchland geweſen, ſich in offener Meuterei weigerten, dahin zurückzukehren, daß ganze Regimenter ausriſſen und umkehrten, daß der Marſchall Guebriant trotz ſeiner ſchwankenden Geſundheit immer zu Pferde an der Spitze der Kolonnen war, damit die Deſertion nicht allgemein werde, daß er ſie in den Standquartieren in Scheuern und Magazinen ſtreng einſperrte, gleich einem Verbrechertransport. Anſteckende Krankheiten und das Heimweh lichteten die Reihen gewaltig. Die alten Häupter und ſogenannten directores aus Guſtav Adolphs glorreicher Zeit, Roſa, Taupadel, Schönbeck, Oheim, Naſſau, machten durch ihren ungeſtümen Trotz und durch ihre meiſt überſpannten Forderungen meiſt viel mehr zu ſchaffen, als der Feind. Inzwiſchen war die erſte Thätigkeit des aus ſeiner Haft losgekommenen und im kaiſerlichen, kurkölniſchen und baieriſchen Namen der geſammten Reiterei vorgeſetzten Johann von Werth auf kühne Fouragirungen und abenteuerliche Parteigängerſtreiche beſchränkt. Bei deren einem, Anfangs Jänner, um Schorndorf, auf die Oheimiſchen und Wittgenſteiniſchen Regimenter, wurde der allzukühne Johann von Werth blutrünſtig heimgeſchickt, und nach großem Verluſte, da die Hoppacher Brücke über die Rems in ſeinem Rücken bereits beſetzt war, ſchwamm er mit dem Reſte ſeiner Reiter durch den eiſigen Fluß, ſo daß

der vielgekränkte Guebriant dieſen Vorfall ruhmredig, für ſich auf's Beſte auslegend, eiligſt nach Paris meldete.

Guebriant hatte einen Einbruch in's Herz von Baiern im Schilde geführt, und war jetzt ſelber von Gau zu Gau aus Franken und Schwaben über den Schwarzwald bis an das Dreieck an der Schweiz, in ausgeſogene, ſchlechte Winterquartiere zurückgedrängt. — Auf die Nachricht, daß Ludwig XIII. geſtorben, und ein fünfjähriges Kind über Frankreich herrſche, that Baiern ſtaatskluge Verſuche, das weimariſche Heer zu verführen. Sie blieben ohne Erfolg, und der große Condé hatte im October eine Verſtärkung von 20 Regimentern zu Pferde und zu Fuß herbeigeführt. — Rothweil war ſcharf belagert und entſetzt worden. Ein Untergeneral von Johann von Werth, Johann von Spork, nachmals auf eine ſeltſame Art in ſeine Schickſale verflochten, führte einen wunderſchönen Ueberfall gegen den berühmten Oberſt Roſa in Geislingen aus; ein paar Tage darauf zerſchmetterte an der Breſche vor Rothweil, auf die der Sturm ſchon beſtimmt war, eine Kanonenkugel Guebriants rechten Arm. Rothweil fiel, aber Guebriants ſchmerzvoller Tod war ein weit empfindlicherer Verluſt, und es iſt ein wunderſames Zuſammentreffen, wie der Marſchall in der Stunde ſeines vorſchnellen, bittern Todes das Verderben ahnte, das im gleichen Augenblicke ſein mit großer Mühe zuſammengehaltenes Heer niederdonnern werde. Ah ma pauvre armée, on la défait, mes bottes, mes armes, mon cheval, tout est perdu, si je n'y suis. Es waren dies ſeine letzten Worte, und in demſelben Augenblicke ging ſchier Alles verloren. In tiefer Sicherheit, in Eiſeskälte, an einem finſtern Novembertage, durch Regengüſſe und Schneegeſtöber bezeichnet, pflegte das franzöſiſch-weimariſche Heer, gegen 14,000 Mann ſtark, den Gegner in unſchädlicher Entfernung wähnend, und ohne die geringſte beſtimmtere Kunde von ihm, die tiefſte Ruhe. Einzelne Marodeurs und Deſerteurs beſtätigten die unglaubliche Kunde, daß der Feind ohne alle Nachricht ſei vom raſchen Anmarſche der Kaiſerlichen und Baiern, unter Mercy und Johann von Werth, von der Tauber über den Neckar, gerade auf Duttlingen, ſogar als ſchon über Möskirch hinaus die Baiern in voller Schlachtordnung die Kaiſerlichen unter Haßfeld erwarteten.

Der Franzoſen geſammte Artillerie war auf einem ziemlich feſten Kirchhof, kaum ein paar Piſtolenſchüſſe vor der Stadt, unter der Veſte Homburg, aufgefahren. Die Verblendung war ſo groß, daß die Wache

von 60 Dragonern, vor dem Regengepraſſel und Schneegeſtöber in die nahe Kirche geflüchtet und dort dem Trunke und den Würfeln huldigend, gar nichts davon ahnte, daß Johann von Werth in vollem Rennen nahe, und wirklich hatten ſeine Croaten und die Dragoner von Epp und Wolf das geſammte Geſchütz erobert, die wenigen Vedetten niedergemetzelt, und ein paar Kanonen umgekehrt und matt und nach einander gegen die Stadt abgefeuert, um die Franzoſen einzeln auf ihre Lärmplätze herauszulocken. — Eiligſt liefen ſie daher, aber ſchon war Alles zu ſpät und Alles verloren. Ihre Kanonen, ihr Pulver, ihre Kugeln waren des hohnlachenden Feindes Beute. Die Veſte Homburg fiel ohne Verluſt eines einzigen Mannes. Hatzfeld verſperrte jeden Ausgang und jede Verbindung. Obgleich ohne Pulver, daher auch ohne alles Recht auf das Zugeſtändniß einer Capitulation, verweigerten die Franzoſen dennoch die Uebergabe, um Zeit zu gewinnen und Rettung zu erwarten. Zwar wie die Nacht einbrach, nahete General Roſa mit der geſammten Kavallerie. Aber er fand nicht, wie er geglaubt, eine Streifpartei von ein paar Tauſend verwegenen Reitern, ſondern das ganze bairiſche Heer in Schlachtordnung. Er wendete ſonach augenblicklich um, mit verhängtem Zügel davonſprengend. Zu ſeiner Verfolgung eilte Caspar Mercy, des Oberfeldherrn Mercy jüngerer, aber nicht geringerer Bruder, nach. Aber er ruinirte nur drei franzöſiſche Bataillone, Roſa's Reiter ſchienen auf Flügeln des Windes entflohen. Kaum überſah das Adlerauge Johanns von Werth, daß die guten Leute in Duttlingen verloren und auf Gnade und Ungnade gefangen ſeien, als er das gemachte Spiel den Andern ließ. Mit vier Regimentern warf er ſich auf Möringen, wo zehn Regimenter lagen, die ſich eben formiren wollten. Unter wildem Gemetzel warf er ſie wieder zurück in den Ort. Sieben Regimenter hätten entrinnen können, wenn ſie den letzten Augenblick ungeſäumt benützten. Allein ſie harrten und harrten auf Ordre ihres Generals Montauſſier, der in Duttlingen umgarnt war. Des Cardinalminiſters Mazarin neues und ſchönes Regiment Italiener wurde bis auf wenige Mann niedergehauen, überhaupt der unaufhörlich poſaunte Sieg von Rocroy, gerade von den neuangekommenen Truppen des großen Condé erſtritten, wurde am Tage von Duttlingen ihnen ſelber wucheriſch heimgegeben. Am Morgen des 25. November 1643 kam auch der Herzog Carl von Lothringen herbei, zürnend, daß Hatzfeld und Mercy nicht ſchon ein Ende gemacht hatten. Alle Regimenter in Möringen und Duttlingen mußten ſich auf

Gnade und Ungnade ergeben, mit aller Artillerie, Bagage, mit reicher Beute an Gold, an Silber und Juwelen, mit einem morgenländiſch-üppigen, aus allen Winkeln Deutſchlands und der Niederlande zuſammengediehenen Raube. — 3400 Mann deckten mit ihren Leichen den Wahlplatz, 6500 ſtreckten das Gewehr, gegen 2000 mit acht Fahnen brachten Spork und Caspar Mercy von der Verfolgung zurück. Nur Roſa mit den wenigen deutſchen Regimentern, mit dem kranken Taupadel und mit dem Leichnam des Marſchalls Guebriant entkam nach Rothweil, daher der echt deutſch-pedantiſche Scherz: „die Franzoſen hätten beim kaiſerlichen Hofgericht in Rothweil ihren Prozeß verloren und nach Lauffenburg appellirt.“ Außer Roſa und Taupadel waren alle feindlichen Generale gefangen, der Marſchall Ranzau, der Marquis de Noirmoutier, Simot, Maugiron, Montauſſier, die Obriſten Ohm, Schönbeck, Kluge, Chambre, Rothhaft, ein bairiſcher, der Artillerie-Obriſte Wurmbrand, Scherfenberg, Stubenberg, ſteiermärkiſche vertriebene Proteſtanten. Rühmlich iſt zu melden, daß die ſonſt ſo beutegierigen Baiern die vornehmen Offiziere, welche man bei Duttlingen gefangen nahm, unangetaſtet ließen, und ſie höflichſt unter hinlänglicher Schutzwache, unter dem Oberſten Drudemüller, in ihren Karoſſen nach Schaffhauſen begleiteten. Auch Diederik de Groot (Grotius), des Geſandten jüngerer Sohn, welcher mit Schwert und Feder unter Herzog Bernhard und Guebriant diente, und von Bernhard ſogar im Teſtamente bedacht wurde, theilte das Geſchick ſo vieler Tauſende. Die in Paris gemachte Bekanntſchaft Werths mit Frau und Herrn Grotius hatte für deren Söhnlein nun gute Folge, er wurde auf Werths Verwendung bald den geängſtigten Eltern als frei zugeſandt. — In Rothweil hatte Roſa ſchnell im Vorüberfliehen den Herzog von Würtemberg und das noch übrige franzöſiſch-weimariſche Fußvolk hineingeworfen. Aber der von ihm angeordnete hartnäckige Widerſtand verſchwand wie Rauch in den anſteckenden Schrecken, in der allgemeinen Muthloſigkeit. — Die geforderten ehrenhaften Bedingungen wurden ungeſtüm verworfen. So geſchah die Uebergabe, daß nur den Oberoffizieren mit Gepäck und Waffen abzuziehen verſtattet wurde, 2200 Mann mit 74 nach Rothweil geflüchteten Fahnen und Standarten, und 38 zu Kriegsgefangenen gemacht und in die bairiſchen Regimenter untergeſteckt wurden. — Siebzehn Fähnlein Reiter und vom Fußvolke gar nur das Hattſteiniſche und das gelbe Regiment, war der ganze Ueberreſt von Herzog Bernhards einſt weit berühmtem Heere. Roſa floh damit über den Rhein, erſt in Oberelſaß und

Sundgau wieder Athem holend. — Der Tag von Duttlingen war den Baiern und Kaiſerlichen mit kaum nennenswerthem Verluſte erkauft. Der Feldmarſchall Franz Mercy und Johann von Werth zogen ſich in die Donauſtädte und hatten in Rindlingen und Ehingen ihre, den ganzen harten Winter über völlig unangefochtenen Hauptquartiere.

Jetzt endlich vermeinte Werth, der Anreger und Beförderer des Duttlinger Sieges, daß der Kurfürſt ihm das längſt ihm gebührende Obercommando über das bairiſche Heer übergeben würde, aber vergebens; er empfing blos von ſeinem Kurfürſten eine belobende Aufforderung „zur Continuation.“ — Der Unmuth, den er ob der abermaligen Hintanſetzung empfinden mußte, ließ ihn nicht der Winterruhe in Rindlingen ſich erfreuen; wir finden ihn ſchon zu Anfang des Jahres 1644, wie er Ueberlingen, von einem ſtandhaften Franzoſen, dem Comte de Courval, vertheidigt, in der Ferne umſchließt, um die beabſichtigte Verſtärkung und die Zufuhr an Lebensmitteln zu hindern. Nachdem das lange und muthig vertheidigte Ueberlingen capitulirte, ging Werth nach Köln, wo die Stände des weſtphäliſchen Kreiſes unter dem Vorſitze des churkölniſchen und des kaiſerlichen Abgeordneten, Grafen von Traun, ſich verſammelt hatten, um die Vertheidigungsmaßregeln des Kreiſes und die Aufbringung des Reichscontingentes zu berathen. Johann von Werth mochte vielleicht bei dieſen Verhandlungen als kaiſerlicher und churbairiſcher General nöthig ſein, oder die augenblickliche Waffenruhe zu einer Reiſe auf ſeine Güter im Jülicher Lande benutzt haben. Sein Aufenthalt in Köln iſt durch einen Strauß bemerkenswerth, den er dort zu beſtehen hatte. Der Feldmarſchall Graf von Gelen hatte im churfürſtlichen Hofe zu Köln ein Banket anrichten laſſen, zu welchem alle in der Stadt anweſenden hohen Generale, auch Johann von Werth, geladen waren*). „Als man ein Stündlein und etliche dabei luſtig geweſen, und die Köpfe allerſeits durch öfteres Geſundheitstrinken erwärmt waren, iſt es nach aufgehobener Tafel zu Geſprächen gekommen, bei welchen der Graf von Merode und der Oberſt Philippi vom Hatzfeldſchen Regimente in Zwieſpalt geriethen, und iſt die Sache ſo weit gekommen, daß ſie beide mit dem Degen auf einander gegangen, davon Philippi in den Hals, Merode aber in die Hand verwundet worden. Nachdem nun dieſer Letzte durch die andern anweſenden Cavaliere fortge-

*) Theatrum Europ. V. pag. 408 nacherzählt.

führt, und vor das Thor gebracht wurde, ist er daselbst mit bloßem Degen stillstehend verblieben, bis indessen der General von Werth seinen Abschied genommen, und sich nach Hause begeben wollte. Wie nun diesem das Thor geöffnet worden, kommt ihm der von Merode entgegen, sagend: es wäre einer so gut als der andere. Johann von Werth, auch ohne Rausch von zorniger Natur, hört den unhöflichen Reden des Niederländers nicht lange zu, und sie kamen so zum Duell. Nachdem sie nun etliche Mal auf einander losgegangen sind, hatte der General Werth seinem Gegner, dem Grafen von Merode, eine solche Wunde geschlagen, an welcher er alsbald todt geblieben. Obwohl er wegen dieser That zu Köln in Haft gewesen, ist er doch durch die abgehörten Zeugen für unschuldig erkannt und losgezählt worden, worauf er gleich von dannen zum kaiserlichen Heere nach Mainz reisete."

Abermals unter Mercy's Oberbefehl bei Freiburg den Franzosen entgegengestellt, verfehlte Werth gleichwohl nicht, den Ereignissen im Innern von Deutschland seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gewahrend, wie von Hohentwiel aus Widerhold*) durch schlau eingefädelte Unterhandlungen, durch falsches Spiel die kaiserlichen Befehlshaber äffe, schrieb er am 7. Juli: „Hohentwiel sei auf drei bis vier Jahre mit Allem versehen, und wenn man auch 7000 bis 8000 Mann davor ließe, müßten Alle vergehen, ehe man des Ortes mächtig würde. Sein Rath sei, dem Herzog von Würtemberg auf den Leib zu gehen, oder ihm drei bis vier Regimenter nach Stuttgart zu legen, um ihn beim Accord zu halten, weil man sähe, daß es von ihm allein dependire, was er vorhin geleugnet." Zugleich bat er, seine Ansicht geheim zu halten, „dann die großen Herren Herren, ich aber ein armer Soldat verbleibe." Keinen vollen Monat nach diesem Schreiben, den 3. August 1644, begann der wüthige Kampf um Freiburg, von dem Werth geäußert haben soll: seit 24 Jahren mit der Blutarbeit vertraut, habe er niemalen einem so blutigen mehrtägigen Treffen beigewohnt, und die Menge der Todten drohe den Sieger zum Besiegten zu machen. Am 5. August ließ Johann von Werth, dessen Beispiel Kaspar von Mercy nachahmte, seine Kuirassiere absitzen, auf daß sie dem weichenden Fußvolke eine Stütze würden. Das Manöver, im entscheidenden

*) Ueber den muthigen Konrad Widerhold habe ich ausführlicher in meinem neuesten Werke „Historische Fresken" berichtet. D. H.

Momente angeordnet, that ſeine volle Wirkung; die anſtürmenden Franzoſen, nachdem ſie bereits die Schanzenlinien durchbrochen, wurden in der größten Furie herabgeworfen, und würde der Reſt der hier von ihnen verwendeten Infanterie kaum den raſch wieder zu Gaul geſtiegenen Reitern entronnen ſein, ſo nicht die überlegene franzöſiſche Reiterei die Fliehenden aufgenommen hätte. Nachdem er 4000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt, ließ doch endlich gegen Abend der Herzog von Condé von ſeinem Unternehmen ab. Obgleich Sieger, konnte Mercy nach dem ſchweren, in den blutigen Tagen erlittenen Verluſte gegen die unaufhörlich anſchwellenden Maſſen der Feinde ſeine Stellung auf die Dauer nicht behaupten. Er trat am 9. Auguſt den Rückzug an, übernachtete am 10. in der Abtei St. Peter. Bei Tagesanbruch zeigte ſich Roſen mit ſeinen Reitern, in ihrem Rücken das ganze franzöſiſche Heer. Ohne Uebereilung bezog Mercy die feſte Stellung auf dem nächſten Hügel, während Werth, die ferneren Bewegungen der weichenden Armee zu decken, ein hitziges Reitergefecht beſtand, wenig dadurch geirrt, daß die Pferde, nachdem ſie die letzten Tage nur mit Eichenlaub und Traubenblättern gefüttert worden, kaum dienſtfähig in den ſteilen Bergen. In der Weiſe wurde Villingen am 11. ohne weſentlichen Verluſt erreicht.

Das im Gefolge der Ereigniſſe im Schwarzwald iſolirte Philippsburg capitulirte den 12. September; den Entſatz durfte Mercy, der um Heilbronn vergeblich Hatzfelds Anzug erwartete, auf eigene Fauſt nicht wagen, und auch Johann von Werth, ſo nahe er dem franzöſiſchen Lager gekommen, fand ſich zu ruhmloſer Unthätigkeit verurtheilt. Dafür wurde ihm ungnädig aus München, 7. September, zugeſchrieben: „man vernehme vom Feldmarſchall Mercy, er habe auf deſſen Commando mit 2000 Mann eine Cavalcade unternehmen ſollen; obgleich er dem Feinde überlegen, und das Heer im Rücken, hätte er den Feind nicht allein ungerupft von ſich gelaſſen, ſondern gar keinen Gefangenen eingebracht, ſo doch vorher, wann er ſchwächer geweſen, nie geſchehen. Er ſolle berichten, wie das zugangen, damit man ihn entſchuldige und nicht ſage: er ſei derjenige alte von Werth nicht mehr, der er hiervor geweſen.“ Eine bündige Rechtfertigung gegen dieſen Vorwurf hatte Werth in ſeinem Antwortſchreiben vom 14. September aufgeſtellt: „Mercy habe ihm das Fußvolk abgeſchlagen, weshalb er eine ſchöne Gelegenheit verſäumen müſſen. Wenn er nur einen Tropfen Blut oder ein Fünkl von Discourage im Leibe hätte, wollte

er es mit Zangen herausreißen laſſen, oder wann ſonſt einer wäre (außer Sr. Kurfürſtl. Durchlaucht), der es ſagte, wolle er lieber ſich mit Zangen mit ihm reißen. Seine bisherigen Actiones, wie auch alle Soldaten vom höchſten bis unterſten, müßten ihm deß Zeugniß geben. Man wolle die Opinion von ihm haben, wenn er beide Feinde, als den Torſtenſon Vormittags, die Franzoſen aber Nachmittags ruiniren könnte, er ſein Leib und Leben, Gut und Blut daran ſtrecken wolle." Auf dieſe kräftige Aeußerung wurde er begütigend beſchieden, mehr verlange man nicht zu wiſſen, um ihn entſchuldigen zu können, er ſolle mit ſeinen treuen Dienſten continuiren. Gleichwohl ſpricht ſich in Werths Correſpondenz auch ferner ſeine Verſtimmung aus; es mag der ſeinem Nebenbuhler Mercy gegebene Vorzug mehr und mehr ihn gewurmt haben, ohne daß er zwar in ſeiner Thätigkeit ſich hemmen ließ. Am 7. October überraſchte er im Verein mit Rauſchenberg Mannheim ſo unvermuthet, daß Roſen Mühe hatte, in einem kleinen Nachen über den Rhein zu entkommen, während ſeine Soldaten ohne Gnade zuſammengehauen wurden. Im November warf Werth die Heſſen aus Höchſt, noch ſpäter trieb er ſich mit ſeinen Reitern bei Gernsheim herum, daß Turenne genöthigt, den beabſichtigten Rheinübergang aufzugeben; endlich brach er in den letzten Tagen des Decembers aus dem Würtembergiſchen auf, um über Nürnberg und Amberg mit den Kaiſerlichen unter Hatzfeld ſich zu vereinigen. Auf dem Marſche ſchrieb er, aus Schwäbiſch-Hall, 3. Januar 1645: „er wolle die vorhabende Cavalcade mit ſolchem Eifer, Treu und Vorſichtigkeit ausführen, daß ſeine Widerwärtigen ſelbſt würden bekennen müſſen, er ſei noch der alte Johann von Werth."

Er ſollte, gleich den ihm beigegebenen Generalen, die kaiſerlichen Feldherren Hatzfeld und Götz in Böhmen ſecundiren. Da machte Torſtenſon reißende Fortſchritte; ſie durch verwegene That zu hemmen, war, wie allezeit, Werth fertig, und er drang auf die Entſcheidung, „weil er innerhalb dreier Tage in die Oberpfalz zurück müſſe." Es wurde bei Jankau am 6. März geſchlagen. Fehlgriffe in der Ausführung des angegebenen Plans, Irrungen, durch das ſelbſtſtändige Walten dreier Generale veranlaßt, wurden dem vereinigten Heere verderblich; Götz verirrte ſich in ein ihm fremdes Terrain, in ein Labyrinth von Teichen und Wald, büßte die Verirrung mit dem Leben, und wurde der von ihm geführte Flügel beinahe aufgerieben, während zugleich des Heeres meiſte Munition, durch einen ähnlichen Mißverſtand in die unwegſame Gegend gerathen, verloren ging.

Johann von Werth wird in Hatzfelds Bericht als derjenige bezeichnet, welcher durch ſeine ſtürmiſche Hitze auch das Unglück der übrigen Armee herbeiführte, zumal er „aus Irrthum oder eigenmächtig eine andere Höhe mit Reitern, Fußvolk und Geſchütz beſetzt, als er ihm aufgegeben.“ Hatzfelds Abſicht ſcheint es geweſen zu ſein, das weitere Einlaſſen wenigſtens bis auf den Abend hinzuziehen, damit der ſchlimme Eindruck, durch Götzens Niederlage hervorgerufen, ſchwinden könne. Für Johann von Werth war dergleichen vorſichtige Berechnung verloren. Er ſprengte mit ſeiner Reiterei den wegen der vielen Abſätze einer Stiege nicht ungleichen Berg hinan, warf, was ihm vorkam, und bemächtigte ſich der reichen ſchwediſchen Bagage, wobei auch Torſtenſons Gemahlin der Werthiſchen Reiterei in die Hände fiel. Aber während dieſer Plünderung des Gepäckes gewannen die Schweden Zeit, ſich wieder zu ſammeln, ſchlugen dieſe Reiter in wilde Flucht, und der Sieg wurde der vollſtändigſte, den die Schweden erfochten, und durch den ſie die letzte Hoffnung des Kaiſers vernichteten, der am Schlachttage alle Kirchen von Prag, mit bloßen Füßen in den Schuhen und eine große geweihte Kerze in der Hand, andächtig beſucht hatte. — 7000 Mann lagen todt zwiſchen den Hügeln und Wäldern. Der Feldmarſchall Götz *), der Graf von Waldeck und General Broyi blieben todt. Die Generale Zahradetzky, Königseck, Mercy mit vielen Stabs- und Oberoffizieren, beinahe 4000 Mann, gegen das Ende der Schlacht ſelbſt der Obergeneral Hatzfeld, alles Geſchütz, alles Gepäck, 70 Fahnen und Standarten geriethen in der Sieger Gewalt. Blos ſchwache Trümmer entflohen nach Prag. — Johann von Werth führte ſeine Reiter über Klattau und Amberg nach der Oberpfalz. Gleich als wollte er ſeine unbeſonnene Kühnheit im Beginne der Schlacht noch gut machen, machte er ſeinen Offizieren, eingedenk Bernhardens vor Rheinfelden, den Vorſchlag: „die wegen ihres guten Glücks unachtſamen und ſich deſſen von den Flüchtigen gewiß nicht verſehenden Schweden zu überfallen.“ — Aber Niemand hatte Luſt und Liebe, ihm zu folgen, und ſein männliches Zureden blieb fruchtlos.

Der erſte Schrecken über das ungeheure Unglück überſtieg alle Grenzen. Eiligſt floh der Kaiſer von Prag nach Wien, wie vor 26 Jahren ſein Vater Ferdinand II., vom Gegenkönig in Ungarn, Bethlen Gabor, und

*) Dem Unglückstage entſtammt das böhmiſche Sprichwort: Poſidysco kec u Jankowa. (Du wirſt ſo viel ausrichten, als Götz bei Jankau.)

von den Böhmen Matthias Thurns umſtellt und beſchoſſen, das Aeußerſte zu erwarten. — Sein Bruder Erzherzog Leopold Wilhelm beſetzte mit einigen eiligſt zuſammengerafften Haufen das rechte Donauufer. — Schon in der zweiten Hälfte des März erſchien Torſtenſon über das mit Accord gewonnene Iglau, über das erſtürmte Znaim, an den Wiener Donaubrücken, nahm ſein Hauptquartier in Miſtelbach, eroberte Krems und Stein, Grafeneck, Kreitzenſtein und Korneuburg. Weil der Fürſt Rakoczy (deſſen Streifer ſchon zwiſchen Preßburg und Tyrnau zu ſehen waren und die Wallachen des Hradiſcher Kreiſes aufſtachelten) noch immer zögerte und ſeit zwei Jahren zu keinem großen ſtrategiſchen Concerte zu bringen war, wollte Torſtenſon vor der Hand Wien für dieſen Augenblick nur ſchrecken, — vorerſt durch Brünn ſeinen Rücken ſichern und Mährens Eroberung, dadurch aber auch eine folgenreiche Verbindung mit Ungarn vollenden. Von Miſtelbach entſendete er den Obriſten Mortain, um Mikůlow (Nikolsburg) und die nahe Maidenburg wegzunehmen und ſomit jene Heerſtraße völlig frei zu machen, da zugleich Turenne und Condé mit einem friſchen Heere heranrückten, die geheimen Unterhandlungen mit Baiern zu unterſtützen, ſelbes endlich vom Bunde mit Oeſterreich loszureißen, alsdann durch Baiern, an der Donau hinunter, den Schweden die Hand zu bieten.

In der entſetzlichen Verwirrung rettete Wien ein Vetter und Freund Johann von Werths, der Abt des öſterreichiſchen Ciſterzienſerſtifts Lilienfeld, Cornelius Strauch, 1610 ohnfern Köln geboren, 1627 jenem romantiſchen Kloſter gewidmet, um ſeiner großen Talente und allgemeinen Popularität willen ſchon im November 1638, erſt 28jährig, gegen die kanoniſchen Geſetze zum Prälaten erwählt, und 1650, zwei Jahre nach dem weſtphäliſchen Frieden, zwei Jahre vor ſeinem Anverwandten und Freunde Johann von Werth, kaum 40jährig, allzufrüh verblichen. Mit Recht ſagt der Generaldirector der Studien und Jeſuiten-Rector, Matthias Baſtianſchitz, an dem allzufrühen Grabe des Abts Cornelius: Animus Cornelii, ad omnia magna natus, nescit humi repere. Ubi opportunum est, patriam defendit, et exercitum restituit. Ubi sapientia litandum est, suis Doctores Theosophiae coronandos, quasi turmatim offert. Ubi occasio est beneficiorum larga manu eadem effundit. Haec profecto non hominis vulgaris, sed magnanimi, Deo, Patria, et Ecclesiae nata sunt munia.

Oft hielt ſich Johann von Werth in Lilienfelds anmuthsvoller

Einſamkeit auf, und hinterließ daſelbſt drei Denkmale: einen großen und ungemein kunſtreich gearbeiteten, vier Fuß hohen Silberpokal, — Chriſtus vor Pilatus, ein herrliches Nachtſtück*) von Gerhard Honthorſt aus Utrecht, — und ſein eigenes lebensgroßes Bildniß mit einer, auf ſeine vielfältigen Zweikämpfe anſpielenden Unterſchrift:

Wer den General von Werth
Zu Fuß und auch zu Pferdt
Nicht hochanſehnlich ehrt,
Derſelbige iſt nicht werth,
Daß er ſoll tragen ein Schwert
Allhier auf dieſer Erdt!

Wie ein anderer Ximenez war der Abt Cornelius Strauch überall, ſammelte die in paniſchem Schrecken in wilde Flucht auseinander geſprengten Armeetrümmer, wagte ſich beſtändig hin und her zwiſchen beiden Lagern Torſtenſons und des Siebenbürger Fürſten Rakoczy, und gewann ſeinem und Lilienfelds Freunde, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, die Zeit, in der Wolfsau, der nachmaligen Brigittenau, einige Mittel des Widerſtandes zu ſammeln, während gar viele Wiener Herrſchaften bis Salzburg und bis Venedig flohen.

Die Kataſtrophe vom März 1645 ſchien für Ferdinand III. eben ſo tödtlich, als jene vom Juni 1619 für Ferdinand II. — Zwei Mal rettete eines Rakoczy unvernünftiges, unthätiges Laviren zwiſchen Preßburg und Tyrnau das ſo gut wie verlorene Wien, 1645 wider Torſtenſon, und 1703 bis 1705, als Baiern und Franzoſen ſieghaft von Paſſau hereindrangen, und der Türkenheld Maximilian Emanuel von Baiern unter Ludwigs XIV. Auſpicien König von Ungarn werden ſollte.

Beide Male rettete das Wiener Kabinet nur eine politiſch-taktiſche Idioſynkraſie, welche die einzige mögliche große ſtrategiſche Conception vermittelte, — Torſtenſon, ſtatt bei Preßburg über die Donau zu ſetzen und mit Rakoczy vereint in dem ſo ziemlich wehrloſen Wien keinen Stein auf dem andern zu laſſen, verblutet ſich tödtlich in der Belagerung Brünns, — Maximilian Emanuel, ſtatt von der eiſernen Birne bei Paſſau auf Wien zu marſchiren, wählt den unglücklichen Zug in's Tirol.

*) Dieſes Gemälde befindet ſich jetzt in der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien.

Den ganzen April hatte der feurige Torſtenſon mit großer Ungeduld der Entſchließung Rakoczy's entgegengeſehen. Aber Beider Anſichten waren zu weit aus einander. Der Schwede wollte den Siebenbürger Fürſten nur als Mittel gebrauchen, das Banner ſeines Löwen in Wien und in Linz aufzupflanzen, Rakoczy aber wollte, Torſtenſon ſolle ihm vor Allem Ungarn erobern helfen. Bis ihm dieſes nicht genügend verbürgt ſei, wollte er nicht einmal in's Marchfeld oder an die Fiſcha herauf rücken. Torſtenſon war endlich ungeduldig, brach unverſehens von Wien auf und beſchloß, zuerſt den in ſeinem Rücken gelaſſenen wichtigen Waffenplatz Brünn zu nehmen, und darauf an die Donau zurückzukehren. Am 4. Mai ſtand er ſchon mit ganzer Heereskraft bei den Klöſtern Obrowitz und Karthaus und begann am 6. die Beſchießung der Stadt und der Citadelle des Spielberges. — Am 29. Mai ließ der Erzherzog Leopold Wilhelm die Wolfsbrückenſchanze ſtürmen, deren ſchwediſche Beſatzung gefangen nach Wien geführt ward. — Brünn vertheidigte Ludwig Rattuit de Souches*), und behauptete es, von der Bürgerſchaft und den Studenten eifrigſt unterſtützt, gegen einen, mit dem verwegenſten Muthe und muſterhafter Kriegserfahrung, ohne alle Schonung des Menſchenblutes geführten Angriff.

Nach dem unglücklichen Treffen bei Jankau ſchloß ſich Johann von Werth anfangs April mit ſeinen Reitern der von Mercy befehligten Armee bei Schwäbiſch-Hall an, und ward Mercy's Waffenbruder in dem glänzenden Treffen bei Herbſthauſen am 5. Mai 1645. — Sie wollten anfangs Turenne's Hauptquartier in Mergentheim überfallen; da war man aber von ihrem Plane ſchon unterrichtet, und ſie fanden das ganze franzöſiſche Heer bis auf einige Regimenter in einer vortheilhaften Stellung vereinigt. Unter dem Schlachtrufe Sancta Maria drängte Rauſchenberg mit dem Fußvolke des linken Flügels, welchen Werth commandirte, gegen der Franzoſen rechten Flügel, unter Roſen; ſie mußten weichen, verſuchten es, im Dorfe Herbſthauſen ſich zu ſetzen, und trafen dort Gefangenſchaft oder Tod. Nicht daſſelbe Glück wurde anfangs der Baiern rechtem Flügel, bis dahin Johann von Werth mit ſeiner ſiegreichen Reiterei zu Hilfe eilte, und nach einem kurzen, aber hartnäckigen Gefechte Turenne's letzte Anſtrengungen überwältigte. In einer Stunde Verlauf war der vollſtän-

*) Des tapfern de Souches Biographie ſo wie eine ausführlichere Schilderung der Belagerung Brünns folgt im 2. Bande dieſes Werkes. D. H.

digſte Sieg errungen; 2600 Todte ließen die Franzoſen auf der Wahlſtatt, eben ſo viele Gefangene, darunter Roſen, Schmidtburg, Paſſage, Lameth, endlich 59 Fahnen und Standarten, wie auch ihre geſammte Artillerie zurück; die ohne allen Zuſammenhang dem Rhein und dem Main zuflüchtenden Trümmer ihrer Armee trafen hin und wieder auf kaiſerliche oder bairiſche Regimenter, die noch viele Gefangene einſammelten. Turenne, zum erſten Male ſchimpflich beſiegt, flüchtete mit zwei Regimentern, die der Schlacht fern geblieben, mit Hinterlaſſung ſeines Silberzeuges und Gepäckes nach Mergentheim, dann über Hamelburg und Fulda nach Heſſen. Auch da ihn aufzuſuchen, gingen Mercy und Werth, nachdem ſie die Wenigen, die von Herbſthauſen entkommen, bis an den Main und den Rhein verfolgt, am 18. Mai Gernsheim eingenommen hatten, bei Höchſt über den Main, und Turenne wurde bis unter die Mauern von Ziegenhain, dann weiter bis Fritzlar und Wolfhagen gedrängt.

Es ſtrömten aber jetzt aller Orten Hilfstruppen dem franzöſiſchen General zu: nach ſeiner Vereinigung mit Königsmark und den Heſſen mochte er über 15,000 Mann verfügen, während von der andern Seite der Prinz von Condé ein friſches Heer dem Rheine zuführte. Den 4. Juli traf mit ihm Turenne bei Neckarhauſen und Ladenburg zuſammen. Der fürchterlichen gegen ihn heranziehenden Macht, 32,000 Mann, wußte durch ſtrategiſche Meiſterzüge Mercy auszuweichen, bis dahin er zwiſchen Nördlingen und Donauwerth, in dem ebenen Ries, die Stellung einnahm, durch welche dem Feinde der Zugang Baierns zu verſchließen. Es erfolgte die Schlacht bei Allerheim, 3. Auguſt 1645. Das Dorf Allerheim, in der Fronte der bairiſchen Schlachtlinie belegen, war mit dem Kern des Fußvolkes beſetzt, hinter demſelben fußte auf zwei Hügeln, die durch einen ſchmalen Grund geſchieden, das übrige Heer; Johann von Werth, auf dem linken Flügel, lehnte ſich an den Schloßberg von Allerheim, Gelcen, mit dem rechten Flügel bis Winneburg ſich ausdehnend, ſtand hinter Gräben, die er in der Eile auswerfen laſſen. In der Mitte zwiſchen den beiden Hügeln hinter dem Dorfe hielt Mercy. Gegen 4 Uhr Nachmittags begann der Kampf um den Beſitz von Allerheim, regimenterweiſe kamen die Franzoſen zum Sturm, regimenterweiſe wurden ſie niedergeſchmettert. „Gott hat die Franzoſen bethört, ſie rennen in's Verderben," ſprach Mercy; verzweifelnd ſchaute Condé der Seinen Niederlage; da wurde Mercy, vielleicht durch eines Landsmanns Kugel, vom Kirchthurme aus

durch den Nacken in's Herz getroffen, und brach ſein Fall den Zuſammenhang im Commando. Denn nun ſtürzte Johann von Werth, nachdem er bis dahin müßig auf ſeinem Hügel gehalten, über einen ſteilen Weg voller Abhänge und tiefer Einſchnitte auf der Franzoſen rechten Flügel, um in dem erſten Angriffe die Garden, dann die Reſerve unter Chabot, endlich das Volk, ſo Turenne vom linken Flügel herbeiführte, zu zerſprengen. Trunken von Kampfes- und Siegesluſt verfolgte er den flüchtigen Feind zwei Stunden weit bis an das Gepäck, damit aber das Geſchick des Tages, des ganzen Feldzuges, aus den Händen gebend. Zum Schlachtfelde endlich zurückgekehrt, fand er, daß der rechte Flügel, den er ſieghaft wähnte, nach Wundern der Tapferkeit, nachdem Mercy gefallen, Geleen gefangen, ſich aufgelöſ't habe, in ſeinen Trümmern die ganze Ebene bedecke. Faſt ſinnlos in ſeinem Unmuthe, zog Werth ſich wenige Schritte hinter das Dorf zurück, und haben beide Heere, einander ſo nahe, unter den Waffen die Nacht zugebracht. Es entging aber den Baiern, welche auf dem Kirchhofe und in des Dorfes feſten Gebäuden ſich behaupteten, daß ihre ſiegreichen Landsleute, nur 500 Schritte entfernt, ſchlagfertig lagerten, und ſie ſtreckten das Gewehr. Um 1 Uhr Nachts berieth Johann von Werth ſich mit ſeinen Obriſten: es wurde, da es an Schießbedarf fehlte, beſchloſſen, bis zum Schellenberg bei Donauwerth zurückzugehen, was denn auch gegen Morgen in guter Ordnung erfolgte. Wegen Mangel an Beſpannung konnten nur drei der eroberten Kanonen fortgeſchafft werden. Siebenzig Fahnen, eine Menge von Gefangenen, darunter der Maréchal de Grammont, nahm mit ſich Johann von Werth, „frémissant de douleur et de colère,“ daß er über der Verfolgung eines geſchlagenen Feindes den glänzendſten, den entſcheidendſten Sieg verfehlte, denn ein ſolcher mußte ihm werden, wenn er zu rechter Zeit dem bedrängten Geleen zu Hilfe kam. Uebrigens war, nach Turenne's eigenem Geſtändniß, der Verluſt der Franzoſen der größere, beinahe vernichtet ihr Fußvolk.

In Donauwerth beſchäftigten ſich Werth und Rauſchenberg mit den Anſtalten zu ferneren Anſtrengungen, auf die Einnahme von Nördlingen und Dinkelsbühl beſchränkten ſich die Folgen des von Condé allzu theuer erkauften Sieges, in München aber waren die Schreiber, in dem Haſſe gegen den ungeſchmeidigen Werth, geſchäftig, ihrem Herrn, der katholiſchen Sache überhaupt, eine Wunde zu ſchlagen, verletzender, wie die jüngſt bei Allerheim empfangene. Sie wußten den Kurfürſten zu überreden, daß

Werths blinde Anhänglichkeit zu dem Kaiſer nicht verſtatte, ihm den Oberbefehl über die geſammte baieriſche Kriegsmacht anzuvertrauen, daß ſein toller Muth viel ehender denn glänzende Siege, den Untergang dem baieriſchen Staate bringen könne, daß er überhaupt dem Commando einer Armee nicht gewachſen ſei. Deshalb durfte auch der an Grammont abgeſendete kurbaieriſche Kriegsrath Küttner von Kunitz im vertraulichen Geſpräche gegen den Feind äußern: „qu'il espéroit que sa prison seroit courte, puisque le duc d'Enghien pressoit extraordinairement Son Altesse Electorale de l'échanger avec le comte de Gleen; à quoi son maitre se portoit volontiers, et avec d'autant plus de raison qu'il se trouvoit fort embarrassé pour le commandement de son armée, le baron de Verth étant bien capable de la conduite de la cavalerie dont il étoit général, mais que ses talens et sa capacité n'étoient pas suffisans pour commander en chef une armée comme la sienne, à la tête de laquelle le capitaine le plus experimenté n'étoit pas trop bon; que le baron de Rauschenberg eût été plus selon le goût de l'électeur; mais n'étant que général de l'artillerie, grade au-dessous du baron de Verth, il falloit de nécessité qu'il lui obéit; et il ne vouloit pas lui donner un pareil déboire.“ Unter dem Einfluſſe ſolcher Betrachtungen wurde Geleens Auswechſelung gegen Grammont in ungewöhnlicher Schnelligkeit vollzogen, der jüngſt bei Allerheim geſchlagen und gefangen worden, der allerdings ſtreitbare, aber in ſeiner Kriegsführung kleinliche, im Kleinen große Geleen, der Sperlingsfalke dem Adler vorgezogen.

Mit den erſten Tagen des Septembers verließ das Heer die Quartiere um Donauwerth, ihm voran, der neuen Kränkung uneingedenk, Johann von Werth. Unverdroſſen folgte er den weichenden Franzoſen, die alsbald durch den Anzug des Erzherzogs Leopold Wilhelm ſich genöthigt ſahen, den Weg nach dem Rheine zu ſuchen, und daß er allen ſeinen unter dem Oberbefehl des Erzherzogs vereinigten Collegen im Feldherrnblick überlegen, hat Johann von Werth, die Nöthen der franzöſiſchen Armee in dem Uebergange des Neckars vorherſehend, bekundet. Daß man die engen Päſſe, durch welche Turenne's Schaaren ſich winden mußten, raſch mit Reiterei beſetze, ſchlug er vor, und konnte die Befolgung ſeines Rathes den Ausgang des franzöſiſchen Krieges herbeiführen. Aber das große Hauptquartier verſchob die That auf morgen, dieſe Läſſigkeit durch die Ermüdung der Soldaten rechtfertigend, und darüber

fand Turenne Zeit, den ihn erwartenden Gefahren zu entrinnen. Zwar erreichten Johann von Werth und seine 3000 Reiter, die ersten von allen, das andere Neckarufer, aber die fliehenden Schaaren einzuholen, war eine Unmöglichkeit. Der kurzen Rast in Eslingen zu Anfang des Jahres 1646 hatte Werth kaum genossen, und es begann auch für ihn jene Reihe zweckloser Märsche, durch welche meist der Feldzug jenes Jahres ausgefüllt. Am 8. Januar zog seine schwere Reiterei an Nürnberg vorüber, nach der Oberpfalz, und weiter nach Böhmen, wo er am 20. Januar zu der Armee des Erzherzogs bei Tauß stieß. Zu Ausgang des März standen die Baiern, namentlich auch Werth, bei Haßfurt am Main. Am 24. August stellte er sich bei Bonames der vereinigten schwedisch-französischen Armee entgegen, ihr den Uebergang der Nidda zu verwehren; er mußte weichen, Turenne und Wrangel gingen bei Hanau und Aschaffenburg über den Main, und geradeswegs der Donau zu. Eines andern hatte Werth sich nicht versehen: aus dem Hauptquartier Rieneck im Spessart schrieb er am 5. September, daß Schweden und Franzosen zusammenstoßen würden, um gegen die Donau zu gehen, er warnte vor dem Frieden, geboten von einem Feinde, welcher nur langwierige und betrügliche Tractate brauche, um den Kurfürsten zu hintergehen, der deutschen Stände wankende Gemüther zu erkaufen und durch allerlei Praktik zu gewinnen. Er rieth, da auch den Schweden neuer Succurs geworden, ohne Zögern nach Möglichkeit zu werben, und den hochmüthigen Feinden mit Ernst zu begegnen. Umgarnt bereits durch französische Künste, belobte Maximilian, 9. September, des Schreibers Eifer, aber die Werbungen fand er verspätet, weil der Winter nahe und die Quartiere eng. Aus Burg-Lengenfeld am 20. September äußert sich Johann von Werth in Klagen, daß man seine Warnungen nicht gehört, in trübem Unmuth über die Langsamkeit des kaiserlichen Succurses, „während der in's Reich eingebrochene Feind sich durch neue Zuzüge stärke." Er warnt vor Unterhandlung, kundig ohne Zweifel der gefährlichen, in des Kurfürsten Kabinet lauter und lauter sich aussprechenden Anschläge. Am 24. September schalt Werth von Ingolstadt aus über den lüderlichen Verlust von Rain, dessen schlechte Vertheidigung durch Schützen und Landvolk. Am 6. October erneuerte er seine Mahnungen: „er wisse, daß der schwedische Reichskanzler die Abgesandten der Krone in Osnabrück erinnere, keinen Frieden einzugehen, bis alle hohen und niederen katholischen geistlichen Stände ausgerottet seien; Frankreich setze seine Werbungen fort; in den

Niederlanden gewönne Alles den Krebsgang; die Münſteriſchen Friedenstractate ſeien nur Griffe, den Kurfürſten und alle Welt zu betrügen. Entſchloſſenheit ſei nöthig, denn wenn man diesmal in keine Action ſich einlaſſen dürfe, wäre eine künftige noch weniger baſtant."

Die Verhandlungen für einen mit Baiern abzuſchließenden einſeitigen Waffenſtillſtand befanden ſich vorlängſt in vollem Gange; durch den Fall von Augsburg ſollte der Kurfürſt dahin gebracht werden, daß er auch den ausſchweifendſten Forderungen ſich unterwerfe. Schon waren des Feindes Minen bis unter die Hauptwälle der Stadt getrieben, Mauern und Kirchen durch anhaltendes Feuer erſchüttert, als am 22. October Johann von Werth an der Spitze von 4000 Reitern im Angeſicht der bedrängten Stadt ſich zeigte, gefolgt in kurzem Abſtand von der Geſammtheit des kaiſerlich-baieriſchen Heeres. Gerettet war Augsburg; daß er auf die Donaulinie zurückzugehen beabſichtige, ſchienen des Feindes Bewegungen anzudeuten; ſie zu beſchleunigen, überſchritt der Erzherzog den Lech und die Iller. Kaum wurden deß Turenne und Wrangel inne, als ſie in der Geſchwindigkeit Landsberg nahmen (3. November), und alſo, der ihnen überlegenen Armee des Erzherzogs im Rücken, des Schlüſſels zu Baiern ſich verſicherten. Von Landsberg aus überſchwemmten ſie alles Land bis zur Iſar, und durch die ſchreckliche Verwüſtung ſeines Gebietes ſah ſich der Kurfürſt dahin gebracht, die ſchon früher eingeleiteten, dann abgebrochenen Unterhandlungen um einen vorläufigen Waffenſtillſtand wieder aufnehmen zu müſſen. Dadurch, und durch die Bewegungen des Erzherzogs wurde wenigſtens das Land im Oſten der Iſar bewahrt, und Franzoſen und Schweden gingen bei Schongau über den Lech zurück (23. November). Ihnen folgte Johann von Werth bis Füeſſen, beklagend ohne Zweifel die während dem ganzen Laufe des Feldzuges ſeinem unternehmenden Geiſte durch die zweideutige Lage der Dinge angelegten Feſſeln. Doch ſchrieb er, gleich Geleen fortwährend in der Unwiſſenheit um des Hofes eigentliche Abſichten erhalten, aus Weichs, unfern Regensburg, 3. December 1646: „er höre, daß Feldmarſchall Geleen aus gewiſſen Urſachen Willens ſei, zu reſigniren, in welchem Falle er um ſeine Stelle bäte, damit nicht wieder ein Anderer ihm vorgezogen werde." In der Antwort vom 8. December hieß es: „noch ſei darüber nichts bekannt, man werde aber ſeiner eingedenk ſein." Einſtweilen mochte er den kleinen Krieg fortſetzen, wie er dann im Januar 1647 mit 6000 Reitern durch das

Neuburgiſche nach dem Ries zog, um von Nördlingen und Dinkelsbühl aus die durch die Kaiſerlichen geführte Belagerung von Wilzburg zu decken. Daneben zeigte er ſich unerſchöpflich in Einreden gegen das deutlicher hervortretende Waffenſtillſtandsproject. Den 7. Januar 1647 ſchrieb er: „wie ihm vertraut worden, könne man ſich auf des Feindes Tractaten wenig verlaſſen. Alles ſei von ihm auf Betrug abgeſehen, um den Kurfürſten von der Kriegsverfaſſung abzuhalten; überall werde geworben, ſeines Ermeſſens ſuche der Feind im Römiſchen Reich den Meiſter zu ſpielen, und den Kurfürſten zu ſeinem Willen zu bringen. Alle dem könne noch vorgebeugt werden."

Eindringlicher ließ der General ſich am 16. Januar vernehmen: „der Kurfürſt habe ſich ſehr beim Waffenſtillſtand vorzuſehen, es ſei gewiß, daß die Franzoſen ihn durch die vergebliche Hoffnung auf Frieden betrügen, und endlich gar von Land und Leuten treiben wollten." Aus „ſchuldiger Pflicht und treumeinendem Eifer" die Ueberredungskraft der Wahrheit geltend machend, reichte er wohlbedachte Kriegspläne ein, welche, ſeiner Meinung nach, die Beiſtimmung aller „redlichen Leute" finden würden. Hinwiederum nahm der Hof die Miene an, ſeinen Vorſchlägen einzugehen, ohne doch irgend die verlangten Geldmittel, als für deren Verweigerung es der luftigen Vorwände nicht gebrach, zu bewilligen. Am 16. Februar ſchrieb Werth: „ein von ihm nach Nürnberg geſchickter Vertrauter habe aus dem Munde des feindlichen Generalcommiſſairs vernommen, daß man wegen des vermeintlichen Friedens mit Baiern „„nur den lautern Gecken ſpiele,"" und der Kurfürſt innerhalb zwei Monaten, ſobald das neue Volk beiſammen, „„den Frieden erfahren werde."" Am 22. Februar berichtete er, „daß er in ſeiner beabſichtigten Cavalcade nichts ausgerichtet, weil er verrathen worden." Noch immer glaubte er im Kriege ſich zu befinden, bis er am 26. März die Mittheilung erhielt, daß der Feldmarſchall Graf von Geleen*), nach dem geſchloſſenen Waffenſtillſtande von Ulm, auf ſein Anhalten entlaſſen, demnach die Reiterei mit Gehorſam an ihn, das Fußvolk an den Feldzeugmeiſter von Rauſchenberg gewieſen ſei; durch Befehl vom folgenden Tage wurde ihm eingeſchärft, von dem kaiſerlichen

*) Der alte Feldmarſchall Geleen war über den von Kurfürſt Maximilian am 14. März 1647 in Ulm eigenmächtig mit Frankreich und Schweden geſchloſſenen Waffenſtillſtand ſo wüthend, daß er ſeine Entlaſſung unter derben Worten nahm.

Generallieutenant Gallas keine Ordre anzunehmen. Es begann in ſeiner Seele der Kampf der widerſtrebendſten Empfindungen — Anhänglichkeit für ſeine Kirche, für welche er ſeit Jahren ſein Blut vergoſſen, deren ſteigende Gefahr ihn bekümmerte, Ergebenheit für den hochbedrängten Kaiſer, in deſſen Namen er ſtets gefochten, der großmüthig ſeine Befreiung aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft bewirkt hatte, Dankbarkeit dem Kurfürſten, welcher der Gründer ſeines Glückes geweſen, Kriegsluſt, durch den Anblick des Feindes genährt, ſoldatiſche Angewöhnung blinden Gehorſams. Einſtweilen rieth er dem Kurfürſten, ſich nicht ganz wehrlos zu machen. Aber bereits dämmerte ihm die Anſicht, daß er kaiſerlicher General und Anführer von Reichsvölkern ſei, daß dieſe Reichsvölker dem Kurfürſten, nach deſſen Abfall von dem Reiche, nicht weiter eigen ſein könnten.

In dieſer Stimmung empfing er, gleich andern hohen Offizieren, kaiſerliche Briefe, worin beweglich und dringend zum Gehorſam gegen das Reichsoberhaupt aufgefordert. Da fragte Werth am 16. Mai beim Kurfürſten an, „wie er ſich mit den Obriſten bei einem Werke von ſo großer Importanz zu verhalten habe? Die Schreiben alle habe er eingefordert und wolle ſie einſchicken.“ Er wurde den 24. Mai beſchieden, „weil er ſein Abberufungsſchreiben über wiederholte ſchriftliche und mündliche Abforderung noch nicht hergegeben, hätte man ſich in Betracht ſeiner ſo oft conteſtirten Treue eines Beſſern verſehen: der Kurfürſt, am meiſten angegriffen, würde der Sache ſchon recht zu thun und ihn zu vertreten wiſſen; er ſolle ſich alſo damit zufrieden geben, daß man ihn in Schutz genommen, in der Hoffnung, er werde mit ſeinen bisher zu gnädigſtem Gefallen geleiſteten Dienſten und beſtändiger Treue, kraft abgelegter Pflicht, nicht ausſetzen.“ Nachdem er hierauf, 25. Mai, das Originalſchreiben, den 28. ein Duplicat davon eingeſendet, verſichert, daß er treu verbleiben, auch ſeine Feinde nichts anderes an ihm erleben würden, ſchien der beſorgte, argwöhniſche Kurfürſt beruhigt. Aber es verfolgte den General unabläſſig der Gedanken an die dem Kaiſer geſchworne Treue, ein Gedanken, der letztlich zu der Ueberzeugung ſich ausbildete, daß es ſeine Schuldigkeit, das baieriſche Heer dem Kurfürſten abwendig zu machen, es dem Kaiſer zuzuführen, ja, wie behauptet wurde, den Herrn ſelbſt mit ſeinen gehaßten Räthen dem Kaiſer zu überliefern.

Man hat Werths Abſicht und That vielfach angegriffen, mißdeutet, in's ſchiefe Licht geſtellt, faſt Niemand hat bisher der Sache die rechte Bedeutung gegeben. Wie mag Profeſſor Barthold, der bis jetzt unerreichte Geſchichtſchreiber des dreißigjährigen Krieges, Johanns von Werth Beginnen dem des Friedländers vergleichen? Eine Meuterei hat dieſer verſucht, Ergebniß der verwerflichſten Leidenſchaften; dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt, war Johanns von Werth Abſicht; daß er über den Brotherrn das Reichsoberhaupt, über den Groſchen ſeinen Glauben und das Vaterland ſtellte, dieſe Wahl, wenn ſie auch, ſtreng genommen, nur eine Pflicht, ſie iſt des Mannes höchſte Ehre, verdunkelnd ſogar von Tuttlingen die blutige Arbeit.

Bereits hatte, dem Vorhaben einleitend, der Mitwirkung des kaiſerlichen Hofes gewiß zu werden, Werth den Obriſt-Wachtmeiſter ſeines Regiments, den Grafen von Salm, entſendet, während unter eines Dieners Maske ein Spanier ſich bei ihm einfand, um mit ſeinem Rathe des verwegenen Soldaten Schritte in der ungewohnten Bahn zu mäßigen. Von der andern Seite wurde Werth nach München gefordert, wo man ſeiner ſich vollends zu verſichern, und Anordnungen, das Heer betreffend, ihm mitzutheilen gedachte. Mit ſeltener Gewandtheit wußte er durch klüglich beſonnene Antworten ſich aus den verfänglichen Fragen herauszuwickeln, in welchen die ihm feindlichen, von Verdacht erfüllten Räthe den ihrer Meinung nach beſchränkten Kriegsmann zu fangen gedachten. Beruhigt, entließ ihn Maximilian mit dem Befehle, in Landshut die Generale und Obriſten zu verſammeln, um daſelbſt die Löſung der Zweifel, welche des Kaiſers Anſpruch zurückgelaſſen haben könnte, zu vernehmen. Zugleich wurde um Regensburg das Heer gemuſtert, 15,000 Mann zu Fuß und zu Roß ſtark befunden, der Freiherr von Rauſchenberg, der Unterhändler des Ulmer Vertrags, an Geleens Stelle zum Feldmarſchall befördert, und ſo Werth, ſchon ſeit 14 Jahren der älteſte General, wieder übergangen. Dieſe neue Zurückſetzung kränkte den ehrgeizigen Mann auf's Tiefſte und reifte nur um ſo mehr ſeinen Entſchluß. Die in München verheißene gründliche Beruhigung verzögerte ſich, daß Maximilian ſelbſt die Unſtatthaftigkeit ſeines Beſitzrechtes an dem Reichsheere anzuerkennen ſchien: ein von ihm erlaſſener Befehl bot die günſtigſte Gelegenheit zur Ausführung des Anſchlages, den ſeit längerer Zeit der vielfach gekränkte Feldherr bedachte; Wrangel befand ſich im Anzuge gegen Eger, um in

Böhmen einzufallen; zur Beobachtung der bedrohten Grenzen der Oberpfalz und um ſie gegen ſtreifende Rotten zu ſchirmen, gebot der Kurfürſt, daß Johann von Werth mit den auserleſenſten Schwadronen von jedem Regiment die bedrohten Gegenden beſetze. Wiewohl nun die Ordre ſchon am 25. Juni zurückgenommen wurde, ſo ließ Werth von ihrer Vollſtreckung ſich doch nicht abhalten, nur daß er ſtatt einzelner Abtheilungen eilig alle Reiterregimenter aus ihren Winterquartieren einberief und ſie nach den beſtimmten Orten beorderte. Seinem eigenen Regimente, dann den Regimentern Spork, Lapierre, Jung-Kolb, Fleckenſtein und Walbot, von den beiden letztern doch nur ein Theil, dann den Dragonern von Kreuz war Villshofen zum Sammelplatz angewieſen. Der Obriſt Schock, deſſen Truppen zwiſchen Mindel und Lech cantonnirten, erhielt die Weiſung, der Reichsſtadt Memmingen ſich zu bemächtigen, welche der Kurfürſt Maximilian widerrechtlich den Reichsfeinden überliefert hatte. Dem Obriſten Kaſalki befahl Werth, in Weiden nur der von Werth zu empfangenden Ordre und keiner andern zu pariren. Den Obriſten Herzog Ulrich von Würtemberg beſchied Werth zu ſich nach Donauſtauf. Das Croatenregiment Kufferitz rief er aus Eichſtädt nach Deckendorf. Auch des Fußvolks, wiewohl daſſelbe ſeinen Befehlen nicht untergeben war, gedachte Werth ſich zu verſichern, und berief den Generalwachtmeiſter der Infanterie, von Holz (einen Proteſtanten) zu ſich, um mit ihm zu unterhandeln. Dieſer weigerte ſich, ohne des Kurfürſten Geheiß die Regimenter aufbrechen zu laſſen, aber der ergrimmte Werth, den Degen in der Fauſt, bedrohte ihn mit augenblicklichem Tode, falls er die ſchon ausgefertigten Befehle nicht unterſchreiben würde. Furchtſam gehorchte Holz, doch entſchloſſen, den Kurfürſten zu warnen. Er beredete ſich dazu insgeheim mit mehreren ſeiner proteſtantiſchen Glaubensbrüder im Heere, mit den Obriſten Geling, Waldbott, Schenk, Drudemüller, ſelbſt mit Werths geliebtem Waffenbruder, Herzog Ulrich von Würtemberg, welche vom Gelingen des Werthſchen Vorhabens die Vernichtung der lutheriſchen Partei befürchteten. —

Eilboten flogen auf Werths Befehl nach den entfernteſten Quartieren, und, wie durch einen Zauberſtab berührt, ſetzte die ganze Armee ſich in Bewegung. Scheinbar gehorſam, meldete Werth am 1. Juli nach München, daß er bereits allen Truppen Ordonnanz gegeben; er muß demnach den Gegenbefehl vom 25. Juni noch nicht erhalten, oder ihn unter-

drückt haben. An demſelben Tage wurde ihm aus München angekündigt, der Generalkriegscommiſſarius Bartholomäus Schöffer und der Rath Johann Deiſinger ſeien abgeſchickt, um Weiteres mit ihm zu conferiren, und auch den Generalen und Oberſten die nöthige Aufklärung zu geben, wie es der Sachen Nothdurft erfordere. Die angekündigten Commiſſarien, von denen Werth ſich des Schlimmſten verſehen konnte, aufzufangen, ſandte er den Hauptmann Fabri aus. Aber die zufällige Luſt, die Reiſe zu Schiffe auf der Iſar zu machen, rettete ſie vor dem Auflauerer; am 2. Julius zu Landshut angelangt, werden ſie inne, daß Johann von Werth am 28. Juni ſchon von dort nach Geiſenhauſen aufgebrochen ſei, und was er im Sinne habe. Ohne Säumen benachrichtigten ſie den Kurfürſten durch Eilboten von dem unerhörten Beginnen, fertigten eben ſo ſchnell durch treue Leute Briefe überall umher an die auf dem Wege begriffenen Obriſten ab, in welchen ſie, Johann von Werths Anſchlag eröffnend, ſie zur Treue an dem Kurfürſten ermahnten, und nichts ohne ſeine Befehle zu unternehmen. So flogen denn in haſtiger Eile nach allen Seiten dieſe Boten mit ihren Briefen umher, miſchten ſich unter die, der Abſicht des Marſches unkundig ziehenden Regimenter, theilten überall den befreundeten Soldaten den Inhalt ihrer Schreiben mit und wußten ſie ſo zu bearbeiten, daß die bei weitem größte Zahl der Mannſchaft, noch bevor ſie Vilshofen erreichten, ſich für den Kurfürſten erklärte. Das war Werths Fehler, daß er aus übergroßer Zuverſicht nur ſehr wenige Offiziere in ſein Geheimniß gezogen und durch ſein Anſehen allein die unentſchloſſene Menge zu gewinnen ſich vermaß. Nur Spork, die Obriſten Kreuz, Kuſſericz und Schock wußten um das Vorhaben; die übrigen Regimentsführer, der junge Kolb, die Obriſten der Regimenter Mercy und Rauſchenberg kehrten, ſo wie ihnen die Nachricht von dem beabſichtigten Abfalle Werths nur zugekommen, gleich in ihre Quartiere zurück. So rettete der proteſtantiſchen Obriſten Treue diesmal den ärgſten Feind ihres Bekenntniſſes, den Kurfürſten Maximilian, von dem Abfalle der katholiſchen Partei des Heeres. Als der Kurfürſt am 3. Juli in München Werths Vorhaben erfuhr, gerieth er in die ſchonungsloſeſte Wuth gegen einen Mann, den er zwar hochgeachtet, dem er ſo manchen Erfolg zu danken hatte, — den aber nicht immer nach Verdienſt gelohnt zu haben, er ſich doch geſtehen mußte. Aber welcher Fürſt war je in einer gleichen Lage, wie Maximilian? Mit dem Kaiſer zerfallen und ſeiner Schutzmittel beraubt zu werden in Gefahr, mit den beiden

feindlichen Kronen in einem unſicheren Waffenſtillſtande, und jetzt den argwöhniſchen Schweden den Verdacht darbietend, als habe Werth mit ſeinem Wiſſen die Truppen dem Kaiſer zugeführt.

In der erſten Beſtürzung ſchickte er einen ſeiner Räthe, Johann Küttner von Kunitz, nach Eger zum Feldmarſchall Wrangel, um ſeine Aufrichtigkeit und Unſchuld vielfach zu betheuern, ſandte Eilboten an alle Obriſten, um ſie zur Treue an ihrem Herrn beweglich zu ermahnen, an den ſchwediſchen Commandanten von Memmingen, vor Ueberfall ihn zu warnen. Johann von Werth ließ er in ſeiner Erbitterung im ganzen Lande Baiern und Oberpfalz als meineidigen, ehrloſen Verräther ausrufen und erklärte ihn für vogelfrei; auf ſeinen Kopf, todt oder lebendig, ſetzte er einen Preis von 10,000 Thalern, auf jenen Sporks 1000 Thaler. Werths Gut Podenſtein und all ſeine bewegliche Habe wurden eingezogen; an den franzöſiſchen Reſidenten, Baron d'Avangour, ließ ferner Maximilian die Bitte gelangen, daß er die Commandanten in Philippsburg, Mainz und Neuß anweiſen möge, Werths Beſitzung in Brurain bei Bruchſal, ſo wie ſein Gut im Rheingau und ſeine Herrſchaft Oberkirchen mit Feuer und Schwert zu verwüſten. Aehnliches wurde mit Sporks Gute in Heſſen vorgenommen. So unbegrenzt war der Zorn des ſonſt ſo leidenſchaftsloſen, beſonnenen Kurfürſten, als er die erſte Kunde vernahm, welche ihn den Verluſt aller ſeiner Streitkräfte befürchten ließ. Faſt hatte Kaiſer Ferdinand II. ſich gemäßigter betragen, wie er den Hochverrath des Friedländers erfuhr, während Werth, zwiſchen gleich unverletzlichen Pflichten ſchwankend, nur dem rechtmäßigen Herrn ſein Eigenthum zurückzuerſtatten gedachte. Es fehlte nicht an dem Willen des Kurfürſten und der baierſchen Miniſter, daß nicht Johann von Werth auf eben ſo tragiſche Weiſe in Vilshofen endigte, als Waldſtein in Eger, da ſelbſt dem Schweden, welcher den meineidigen Mann erſchlüge, der Preis von 10,000 Thalern verheißen war.

Während auf dieſe Weiſe Johann von Werths Ritterehre, ſeine mit dem Schwerte erworbenen Glücksgüter und ſein Leben im gefährlichen Wagniß ſtanden und die Aechtungskunde im ganzen Lande erſcholl, beſchäftigte er ſich in Vilshofen ausſchließlich mit der Förderung ſeines Unternehmens. Schon erwartete ihn der Befehlshaber in Regensburg, Breiſigell, um ihm die Donaubrücke zum leichtern Uebergange frei zu halten. Alles war ſicher; jenſeits des Stromes harrte Werths ein kaiſerlicher Abgeordneter, Graf Stahremberg, um die Regimenter gleich in Eid und Pflicht zu nehmen.

Neun Regimenter langten endlich auf dem Sammelplatze an; Führer und Soldaten, meiſt dem Geheimniß fremd, erlaubten ſich in der Freude, daß ſie nicht länger an die magern Winterquartiere gefeſſelt, jegliche Art von Ausſchweifung. Da verbreitete ſich nun die Kunde von Johann von Werths Aechtung und von den ſchimpflichen Drohungen des Kurfürſten. Dies raubte dem leidenſchaftlichen Manne jede Rückſicht; in ſeinem Grimme vergaß Werth alle Schonung und bedrohte jetzt wirklich die Perſon des Kurfürſten ſo wie die ſeiner Räthe, den Letzteren Tod und Verderben verheißend. Aus Rache für die Entehrung und um ſich die Gemüther der Soldaten zu feſſeln und ſie mehr in ſeine Sache zu verflechten, gebot er die Verwüſtung des kurfürſtlichen Landes, und die Soldaten, bisher ärmlich im Mutterlande gehalten, wußten die Erlaubniß zum Plündern auf ſo zügelloſe Weiſe zu benutzen, daß Dörfer und Städte ringsum arg verheert wurden, und ſie das geraubte Geld mit den Hüten theilten. Zu jeder Gegenmaßregel glaubte der ergrimmte Werth, nur den Kaiſer für ſeinen Herrn anſehend, ſich berechtigt; wie der Kurfürſt ſeine Güter und Beamten mißhandeln ließ, ſo legte er nun die kurfürſtlichen Beamten in Haft. So ging der wilde Haufe am 8. Juli bei Vilshofen über die Donau und zog auf Berlasreut, vier Meilen jenſeits Paſſau, der böhmiſchen Grenze nahe. Da erwachte im baieriſchen Herzen das Nationalgefühl; ſchon ganz nahe am Ziele, erkannte der Gemeine das Unrecht; Einzelne erhoben erſt laut ihre Stimme wider Werths Vorhaben, dann bemächtigte ſich ſchnell aller Regimenter der Geiſt des Aufruhrs wider ihren Führer. Der Obriſt Waldbott erhob zuerſt im Tumulte ſeine Stimme und rief: „Vivat der Kurfürſt von Baiern!“ Sporks Reiter gaben das erſte Beiſpiel, trennten ſich von den Uebrigen und trabten über die Donaubrücke zurück. In Vilshofen war Rentz, Sporks Obriſtleutnant und Genoſſe des Anſchlags, zurückgelaſſen worden, um jedem Baier den Rückweg zu verſperren. Aber wider ſein Gebot ließen die Wachen jene über den Strom und warfen ihren eigenen Führer in Feſſeln. Mit der Kunde des Aufruhrs und voll Beſorgniß um das Gelingen flog Spork in das Hauptquartier zu Werth, welchen ſchon dieſelben Sorgen um die übrigen Regimenter umlagerten. Bei allen war die Reue eingekehrt, die Ermahnungsſchreiben hatten auf den biedern deutſchen Sinn gewirkt; die Obriſten fühlten ſich gekränkt, daß der Eine Mann ſie als blinde Werkzeuge brauchen wollte. Die Soldaten anzureden, durch ſeine Gegenwart die Gemüther zu beſänf-

tigen oder wenigſtens zu theilen, war Johann von Werth entſchloſſen, als ein befreundeter Obriſt ihm bedeutete, nur eilige Flucht allein könne ihn dem Grimme der Irregeleiteten entziehen, da ja das eigene Regiment ſogar dem einſt geliebten Führer den Gehorſam verſage. Gleich Dumouriez in dem Lager bei Maulde warf ſich Johann von Werth zu Pferde und ſprengte, von Spork und einigen Dienern begleitet, am 10. Juli 1647 der böhmiſchen Grenze zu. Sporks Weib blieb in der Gewalt ſeines Regiments; Johann von Werth feſſelte kein wohlthätiges Band der Häuslichkeit mehr an ſeine baieriſche Heimath; der Tod hatte ihm die Gräfin Spaur vor nicht langer Zeit entriſſen.

In ſtürmiſcher Haſt den Nachſtellungen und dem Tode entgangen, voll Verzweiflung über das gänzliche Mißlingen ſeines Planes, kam Johann von Werth im kaiſerlichen Feldlager zu Wodnian (nahe bei Budweis) an. Welchen Empfang durfte er ſich von Ferdinanden verſprechen, dem er ſich an der Spitze eines ſtattlichen Heeres, das blindlings ſeinem Herrſchergebote gefolgt wäre, zu zeigen gehofft, und dem er jetzt kleinmüthig und beſchimpft, nach Scheitern ſo ſtolzer Pläne, unter die Augen treten mußte! Wie verdüſtert war des ehrgeizigen Mannes Blick in's Leben, wenn er zurückſah auf eine Reihe ruhmgekrönter, glänzender Jahre, überhäuft mit Ehre und Glück, Königen und Fürſten kühn nahe geſtellt, und jetzt als geächteter Flüchtling, ärmer, als er vor 28 Jahren noch als gemeiner Reiter gedient, nichts weiter hoffend, als die ungewiſſe Großmuth eines Monarchen, deſſen Ehre ſelbſt durch den mißlungenen zweideutigen Anſchlag ſich gekränkt fühlen konnte! Aber wie die Habsburger auf beiden Thronen immer gegen treue, wenn auch unglückliche Diener ſich milde und fürſtlich bewieſen, ſo fand auch Werth einen edelſinnigen, gütigen Kaiſer. Ferdinand III. empfing den vereinzelten Flüchtling in derſelben Weiſe, in welcher er den General an der Spitze ſeines Heeres empfangen haben würde. Er caſſirte die von dem Kurfürſten von Baiern ausgeſprochene Aechtung, und ſtellte perſönlich in großer Muſterung den Geächteten dem Heere als kaiſerlichen General der Cavallerie, und als deſſen Generalleutnant (hier die Würde unſerer jetzigen Feldmarſchallleutnants bedeutend) den eiſernen Spork vor, und verlieh an Werth zum Erſatze des in Baiern erlittenen Verluſtes die ſtattliche und fruchtbare Herrſchaft Benatek im Bunzlauer Kreiſe Böhmens, wo einſt der berühmte Tycho de Brahe gelebt. Außerdem erließ der Kaiſer am 14. Juli ein Schreiben an den Kurfür-

ſten von Baiern, worin er den vielfach verunglimpften Werth rechtfertigte, und unter demſelben Tage erging ein kaiſerliches Avocatorium an ſämmtliche Offiziere und Gemeine des baieriſchen Heeres, worin ſie unter Verſicherung, daß Johann von Werth und die ihm gefolgt, ihren Ehren und Pflicht gemäß handelten, aufgefordert wurden, ſich in Böhmen unter des Kaiſers und Reiches Fahnen zu ſtellen.

Den Eindruck dieſer Worte und ſolcher gerechten kaiſerlichen Anforderung zu ſchmähen, erließ Kurfürſt Maximilian am 3. Auguſt ein Rundſchreiben an ſämmtliche Offiziere, worin er zwar die gerechten Anſprüche des Kaiſers an die Armee zugeſtand, zugleich aber anführte, wie mit ſeinen und ſeines Landes ſchweren Koſten das Reichsheer in Stand erhalten worden und wie das Generalat ihm ferner zuſtehe; ſchließlich vermahnte er ſtandhaft, ihm zuzuhalten und der Abtrünnigkeit, womit Werth und Spork*) „ſich beſchmitzt", fern zu bleiben.

Den Worten Thaten entgegen zu ſetzen, dem Kaiſer ſeine innige Dankbarkeit für die huldreiche Aufnahme zu bezeigen, ward für jetzt Werths einziges Streben. Wrangel hatte, ſeine jüngſte Eroberung, Eger, zu decken, auf dem linken Ufer des Egerfluſſes, den Galgenberg entlang, eine feſte Stellung bezogen. Ihn von da zu vertreiben, erſah ſich Melander, der kurz zuvor in öſterreichiſche Dienſte getreten, jetzt nach Gallas' Tode den kaiſerlichen Oberbefehl über das Heer führte. Einen ſo ſeltſamen Umſchwung ſeines Glücksrades hatte unſer Werth erfahren, daß er jetzt unter den Oberbefehl deſſelben Melander geſtellt war, dem er vor 16 Jahren bei Ehrenbreitſtein ſo ſiegreich ſeine Ueberlegenheit zu erkennen gegeben. — Unter dem heftigſten Kanonenfeuer ging Werth am 28. Juli mit dem linken Flügel über den Fluß und geraden Weges auf das ſchwediſche Lager los. Der Bewegung folgte Melander mit dem rechten Flügel, ſo daß die Feinde ſich veranlaßt ſahen, die Höhe des Galgenbergs zu verlaſſen, um im Thale den Angriff zu erwarten. Es blieb indeſſen auch den 29. bei einer Kanonade, die ſo heftig war, daß eine Stückkugel das kaiſerliche Zelt (der Kaiſer war diesmal perſönlich beim Heere anweſend) durchſchlug, und eine andere, ſechspfündige Kugel Werth das Geſicht ſtreifte und ihn betäubt und blutrünſtig niederwarf.

---

*) Des wackern Sporks Biographie wird den 2. Bd. dieſes Werkes eröffnen
D. Herausg.

In der darauf folgenden Nacht gerieth der Kaiſer in die größte perſönliche Gefahr; der ſchwediſche General Helmold Wrangel ſetzte Nachts ungeſehen durch den Fluß, warf die kaiſerlichen Wachen über den Haufen, drang kühn mit einigen Schwadronen in's Lager und verbreitete überall Schrecken und Beſtürzung. Schon waren drei verwegene Reiter an das knapp an dem Lager gelegene Schloß Triebel, wo der Kaiſer übernachtete, vorgedrungen, hatten bereits die letzte Schildwache niedergeſtochen und waren im Begriffe, die Stiege hinauf in des Kaiſers Schlafgemach zu dringen, als zur rechten Zeit ein kaiſerlicher Diener einen der Reiter niederſtieß; auf das Getümmel eilten die Nächſten zu Hilfe. Der erſte von Allen auf dem Platze war Johann von Werth; gänzlich unbekleidet, im bloßen Hemde, das Schwert in der Hand, war er herbeigeeilt; dann kam Melander; der Kaiſer floh im Nachtgewande. Im Lager ſelbſt waren die Regimenter ſchnell zu Pferde und unter den Waffen, und ſo mußten die kühnen Schweden ſich mit großem Verluſte an Offizieren und Gemeinen über Hals und Kopf wieder über das Waſſer flüchten. Dieſer gefährliche Beſuch veranlaßte Ferdinanden, das Lager mit ſtärkeren Schanzen umſchließen zu laſſen, und als wollte er dem Feinde für die Lehren danken, ſchickte er die gemachten Gefangenen ohne Löſegeld zurück. Da aber längeres Verweilen vor Eger nutzlos ſchien, brach das kaiſerliche Heer am 8. von Pilſen auf und Kaiſer Ferdinand ging nach Prag, was unter den Umſtänden auch das Gerathenſte war, denn es hatten die in ſeinem Gefolge befindlichen Räthe durch ihre widerſinnigen Maßregeln einen ſolchen Mißmuth bei den commandirenden Generalen erregt und einen ſo ſtörenden Einfluß auf den Lauf der Dinge ausgeübt, daß viele Offiziere ihre Entlaſſung forderten und Werth und Melander ſich weigerten, an den Sitzungen des Kriegsraths ferneren Theil zu nehmen. Um ſo erfreuter ſahen ſie nun den Abzug jener Herren, und der Pfuſcher Abweſenheit benutzend, begann auch gleich ein thätigeres Leben im Feldlager „durch Melanders Liſt und Werths Mannheit.“ Am 22. Auguſt früh Morgens führte Johann von Werth, begleitet von dem jungen Helden Raimund Montecuculi, die geſammte Reiterei in der Stille in den tiefen Waldgrund vor Plan und hielten ſich bis Mittag verborgen, wo die Schweden auf Fütterung auszureiten pflegten. Als ſie gekommen, gab Werth das Zeichen zum Angriff; Berg auf ſprengten ſeine Reiter, und es wurden im erſten Ungeſtüm die ſechs Regimenter, welche vor dem ſchwediſchen Lager aufgeſtellt waren, über den

Haufen geworfen und ihnen zehn Fähnlein abgenommen. Werths Reiter brachten überall ſolche Verwirrung hervor, daß der Feldmarſchall Guſtav Wrangel ſelbſt das Feldgeſchrei zu geben vergaß. Bald aber eilten die übrigen ſchwediſchen Regimenter herbei und es dauerte zwei Stunden hindurch ein hitziges Gefecht, in welchem die Kaiſerlichen zwar noch drei Fähnlein erbeuteten, ſich aber endlich zurückziehen mußten. Der Verluſt der Schweden war nicht unbedeutend; ſie verloren vor Allem einen tüchtigen General, den tapferen Helmold Wrangel, der gefallen, und eine bedeutende Anzahl von Gefangenen. Johann von Werths Pferd war verwundet und das von Montecuculi getödtet worden. Nach dieſem Gefechte hielten ſich beide Theile in ihren Lagern ruhig. Währenddem war dem Kaiſer ein freundlicherer Stern aufgegangen, aber eine dunkle Wolke über Johann von Werths wechſelvolles Leben aufgezogen. Kurfürſt Maximilian kam allmählig zur Erkenntniß, daß ſeine Waffenruhe weder für ihn, noch für den erwünſchten Frieden die erſprießlichen Folgen hatte, welche er ſich Anfangs verſprochen, und auch ſo hatte ſein Land manche Unbill von den übermüthigen Fremden während der Waffenruhe zu erdulden. Deshalb näherte ſich der Kurfürſt wieder dem Kaiſer, ſeinem natürlichen Bundesgenoſſen, kündigte den unſeligen Ulmer Waffenſtillſtand auf und ſchloß mit dem Kaiſer am 17. September ein erneuertes Bündniß, laut welchem der Kaiſer die an die baieriſchen Truppen erlaſſenen Abberufungsſchreiben zurücknahm und des Kurfürſten Befugniß, mit unumſchränkter Gewalt als Oberfeldherr ſeinem Reichsheere zu gebieten, anerkannte. In einem geheimen Artikel wurde die von dem Kurfürſten mit Leidenſchaftlichkeit geforderte Beſeitigung Johann von Werths und Sporks bewilligt. Aus ſtaatskluger Gefälligkeit gegen den Kurfürſten mußte Kaiſer Ferdinand III. die Sache Werths bis auf gänzliche Verſöhnung der erzürnten Gemüther fallen laſſen. Maximilian hatte auf Werths Entfernung vom Heere gedrungen, und ſo ſehen wir ihn denn gezwungen als ein Opfer der Politik mit gekränktem Selbſtgefühl von der Kriegsbühne abtreten. Noch am 1. October war er mit dem Feldmarſchall Melander und mit Spork im kaiſerlichen Hoflager in Prag, wo ihm die Eröffnung ſeines nächſten Geſchickes und Vertröſtung auf Verſöhnung mit Maximilian mitgetheilt wurde. Werth nahm noch Theil an einem mehrtägigen Kriegsrathe und ſpeiſ'te mit vielen hohen Herren beim Fürſten Lobkowitz; gleich darauf meldete ein Eilbote das Heranrücken des baieriſchen Heeres unter dem Feldmarſchall von Gronsfeld,

und am 4. Octbr. reiſ'te Melander in's Hauptquartier zwiſchen Laun und Schlany.

Johann von Werth verſchwindet nun für einige Monate aus dem Geſichte, und es findet ſich keine gewiſſe Kunde, wohin der ehrgeizige Mann ſeinen Unmuth getragen; wahrſcheinlich weilte er in Zurückgezogenheit im Kloſter Lilienfeld bei ſeinem Freunde und Vetter, dem berühmten Abte Cornelius Strauch. So verlieren wir ihn für kurze Zeit aus den Augen, um ihn bald wieder in der gefährlichſten Lage der Dinge gegen das Ende des unſeligen 30jährigen Krieges nochmals ehrenvoll und mit neuen Lebenshoffnungen, mit ſeinem alten Waffenbruder Piccolomini vereint und den Oberbefehl theilend, glänzend an's Licht treten zu ſehen.

Die verlorene Schlacht von Zusmarshauſen, in welcher der kaiſerliche Oberfeldherr Melander den Heldentod geſtorben, im Todesſchmerze ſich noch als wackerer General zeigte, indem er den Seinen zurief: „Vorwärts, denkt nicht an mich, ich bin todt; ſuchet nur über den Fluß zu kommen, wenn Ihr des Kaiſers Glück retten wollt," hatte mit ihren Folgen das Land zwiſchen Lech und Inn der ſchonungsloſen Willkür der Schweden und Franzoſen anheim gegeben. Maximilian floh mit ſeinen Schätzen und ſeinem Hofe nach Salzburg zu dem von ihm gehaßten ſtaatsklugen Erzbiſchof Paris Lodron. Welche Genugthuung für den weiſen Erzbiſchof, der ſeinem kleinen Ländchen durch kluges Walten glücklich den Frieden und Schonung in allen Stürmen zu bewahren wußte, nun ſeinem Feinde Maximilian ein Aſyl und Schutz verleihen zu können! Die Angſt der armen Baiern hatte den höchſten Grad erreicht; was flüchten konnte, flüchtete. Bis Freiſingen war Alles in der Schweden Gewalt, das kaiſerliche und baieriſche Heer zertheilt, entmuthigt und ohne Führer, (denn nach Melanders Tode wurde der Feldmarſchall Gronsfeld vom Kurfürſten der Unfähigkeit beſchuldigt und zur Abdankung veranlaßt) zog rath- und haltlos Oeſterreichs Grenzen zu. Dieſe und die Erblande Oeſterreichs zu beſchützen, mußte nun Alles aufgeboten, Alles disponibel gemacht werden. In dieſer Noth und Bedrängniß, in welcher nur der erzürnte, hochgeſchwollene Inn der einzige Schutzgott Baierns war, zeigte ſich der gebeugte, hochgeprüfte und gealterte Kurfürſt nun zur Verſöhnung mit Werth bereit. Unter ſolchen Stürmen trat nun (1648) Johann von Werth, der Vielgeſchmähte, den Befehl des letzten kaiſerlichen Heeres mit ſeinem alten Waffenbruder, dem eiligſt aus den Niederlanden herbeigerufenen Octavio Pic-

colomini, ehrenvoll theilend, auf den Schauplatz der Geſchichte bei Vilshofen an der Donau, an derſelben Stätte, wo er gerade vor einem Jahre geächtet und mit ſeinem Glücksſterne zerfallen, dem ſchmachvollſten Tode entronnen war. — Wie ſein Geſchick ſo befriedigend wiederhergeſtellt worden, welchen Theil der Kaiſer an der Verſöhnung gehabt, und ob nicht Piccolomini ſich des alten Waffenbruders angenommen, iſt aus Mangel an Nachrichten nicht anzugeben, wiewohl aus des baieriſchen Kanzlers Adlzweitters Aeußerungen ſich erkennen läßt, daß nur durch die Noth gezwungen der Kurfürſt ihm die Waffen zur Wiedergewinnung ſeiner Lande in die Hand gegeben. Aber eine heiterere Zukunft, als Fürſtengunſt, hatte ſich für Johann von Werth in anderer Art aufgethan. In denſelben Tagen des Julius 1648, als Kaiſer Ferdinand III. mit Maria Leopoldina, Tochter des Erzherzogs Leopold von Oeſterreich und Tyrol, in Linz, wohin das kaiſerliche Hoflager von Prag ſich begeben, prunkvoll Beilager hielt, finden wir, daß der ſeit 1646 zum zweiten Male Witwer gewordene Werth ſich am 25. Juli mit der jungen, ſchönen Maria Suſanna, Tochter des Grafen Johann Ludwig von Kueffſtein, Landeshauptmanns in Oeſterreich ob der Enns, vermählte. Wenige Tage vor dieſer ehrenvollen Verbindung hatte er die in Böhmen geſammelten Hilfsvölker bei Vilshofen über die Donau gegen Schärding geführt, um ſich Wrangeln, welcher auf Prag ziehen wollte, entgegen zu ſtellen. Werth begab ſich bald nach ſeiner Vermählung nach Landau, wo er zum erſten Male ſeine baieriſchen Waffenbrüder wieder ſah. Ein wunderliches Geſchick hatte gegen das Ende des denkwürdigen Kampfes drei befreundete Männer in Ein Feldlager unter den höchſten Würden zuſammengeführt: Werth, Piccolomini und auch Adrian von Enkevort, Werths Mitgefangenen, der nun an Gronsfelds Stelle als baieriſcher Feldmarſchall einen Theil des Heeres befehligte. Zehn Mal hatte der Innſtrom die ſchwediſchen Verſuche, eine Brücke zu ſchlagen, verſpottet; jetzt, da ſo bedeutende Feldherren die Führung übernommen hatten und das vereinigte Heer wiederum 22,000 Mann zählte, begann gleich eine beſſere Wendung der Dinge. Schweden und Franzoſen verließen den Inn und lagerten ſich bei Dingelfingen, die Kaiſerlichen bei Landau gleichfalls an der Iſar. Am 12. Auguſt, als die beiden Heere zwiſchen Mannring und Dingelfingen durch kaum eine Meile Weges geſchieden, führte Johann von Werth 5000 Reiter aus, Willens, den unter Bedeckung von zehn Regimentern ausgewitterten Fouragierern Eines zu verſetzen. Aber

beide Gegner hatten zufällig einen gleichen Plan, während der Entfernung der übrigen Regimenter ſahen ſich das Werthiſche, Donneſſiſche und Altnaſſauiſche von dem kaiſerlichen Lager von der ganzen ſchwediſchen Macht angegriffen und wehrten ſich ritterlich, bis die ausgeſchickte Reiterei heraneilte, worauf dem blutigen Gefechte nach mehreren Stunden die Nacht ein Ende machte und die Schweden ſich unverrichteter Sache zurückzogen. Faſt einen Monat ſtanden beide Heere ſich einander gegenüber und ermüdeten ſich unter unaufhörlichem Regen durch kleine Gefechte und Beſtürmung einzelner Punkte. Im September traf Werth in der Nähe des Schloſſes Wartenberg auf eine ſchwediſche Truppe, die, mehrere hundert Reiter ſtark, er ganz aufrieb. Der Sieger kehrte nach Wisbiburg in's Lager zurück, um in gewohnter Unermüdlichkeit ſeine Streifzüge fortzuſetzen. Dieſe Streifzüge blieben nicht ohne Einfluß auf Wrangels Rückzug über die Amber, wiewohl es dieſem auch um die verſchont gebliebenen Quartiere im bairiſchen Hochlande zu thun war. Der Kaiſerlichen Marſch gegen München trat dieſer Abſicht hindernd entgegen, und wieder war Werth der Erſte, welcher mit ſeinen Reitern auf das linke Iſarufer überſetzte. Hier nun bei Dachau fiel das letzte bedeutendere Gefecht im dreißigjährigen Kriege vor, unter Umſtänden, welche auch für die Sittengeſchichte einiges Intereſſe bieten. In dem Walde zwiſchen München und Dachau, von Moräſten umgeben, unweit des Dorfes Feldmarchingen, hegte der Kurfürſt eine Anzahl ſtattlicher Hirſche. Solcher Lockung konnte Wrangel, der ein Waidmann ſonder Gleichen, nicht widerſtehen, und ließ daher am 6. October das Gehege durch eine große Anzahl Soldaten umſtellen, beſetzte mit 600 Reitern die Landzunge vor dem Gehölze auf München zu, wohin ſich ein weites, mit Dornen bewachſenes Feld ausdehnte, und glaubte nun unter dem Schutze von 16 Schwadronen mit dem Marſchall Turenne, dem Generallieutenant Douglas und den vornehmſten Cavalieren der Jagdluſt ungeſtört obliegen zu können. Auch Adolph Hermann Wrangel, ein jüngerer Bruder des Feldmarſchalls, ſchloß ſich der Ergötzlichkeit an. Von dieſer Jagd hörte zeitig unſer Werth; dabei ſich zu betheiligen, beſchloß er, voll Freude der ſchön ſich darbietenden Gelegenheit, ſein Müthchen zu kühlen. Sogleich ließ er die beſten Reiter aus allen Regimentern ausſuchen; dieſe legten Mäntel und Futterſäcke ab, und trabten, von Johann von Werth und Adrian von Enkevort geführt, mit ſolcher Luſt und Stille dem Jagdrevier zu, daß ſie das Regiment, welches des Waldes

Zugang hüten ſollte, aus einander ſprengten, bevor die in ihr Waidwerk vertieften Generale eine Ahnung davon hatten. Die Freudenſtörung erregte die unbeſchreiblichſte Beſtürzung. Guſtav Wrangel gebot augenblicklich den Rückzug ſeiner Reiterei, und glaubte die ſtürmiſchen Kaiſerlichen durch 140 Dragoner, welche er als verlorne Poſten an einem Waſſer aufſtellte, aufzuhalten. Aber ungeſtüm ſetzten Johann von Werth mit dem linken Flügel, und Enkevort mit dem rechten durch den Bach, umringten die Dragoner und hieben ſie nieder, ehe ſie zu ihren Pferden kommen konnten. Darauf ſtürmten ſie in Wrangels Leibregiment, welches als das letzte den Rückzug decken ſollte, verwundeten den Oberſtlieutenant Bornemann und ſprengten das Regiment unter bedeutendem Verluſt aus einander. Eben ſo ging es den nächſten Schwadronen, und zwiſchen einem Moraſte und den Kaiſerlichen eingeengt, würde die ganze Schaar ſchwerlich dem Tode oder der Gefangenſchaft entgangen ſein, wenn Johann von Werth Zeit gehabt hätte, mit dem linken Flügel bis zu dem Ausgange des Waldes auf Dachau herumzuſchwenken, falls der Himmel ſelbſt ſich nicht der gefährdeten Jäger angenommen hätte. Denn nur einem Wunder dankten die Generale ihre Rettung. Ein geängſtigter Hirſch ſetzte vor ihren Augen durch den Moraſt, ſie ließen ſogleich die Stelle durch einen Reiter unterſuchen, welcher glücklich an die andere Seite gelangte. So war ein Ausweg gefunden, und der Feldmarſchall Wrangel konnte noch eben zu Fuß mit Hinterlaſſung ſeines Degens, durch den Moraſt watend, entſchlüpfen, aber er bezahlte die Jagdluſt ſehr theuer mit der Gefangenſchaft ſeines Bruders, ſeines Vetters, des Oberſten Guſtav Wrangel, des jungen Freiherrn Horn und einer Anzahl vornehmer Offiziere nebſt einigen hundert Todten. Unter den Trophäen des Tages befanden ſich die Standarten von Wrangels Regiment, 800 bis 1000 Pferde, ſilbernes und goldenes Tafelgeſchirr. Ungern verdankte der feindſelige Kurfürſt die letzten Lorbeern dem verhaßten Johann von Werth, und unbefriedigt mit der wackern kühnen That, gab er in ſeiner Abneigung und Leidenſchaftlichkeit Werth ſogar Schuld, er habe durch abſichtliches Zurückhalten ſeines Flügels den ſchwediſchen Feldmarſchall entrinnen laſſen. Manch ſchöner Flecken im Baierlande mußte die geſtörte Jagdluſt bezahlen; denn Wrangel ſah nicht die Möglichkeit ein, in dem verödeten Lande mit verminderten Streitkräften ſich zu halten, und zog unmuthig auf den Lech zurück. Am 7. October verließ er Dachau; zwanzig Dörfer loderten an Einem Tage in Flammen auf. Am 11. October räumten

Franzoſen und Schweden die Grenzen und gingen bei Kauffringen über den Lech, mit dem Bewußtſein, ihren Beſuch in Baiern dem Gedächtniß aller folgenden Geſchlechter eingeprägt zu haben.

So war es Piccolomini gelungen, ohne Schlacht, blos durch Hunger, die böſen Gäſte zu vertreiben, und treu ſeinen Kriegsmaßregeln, verſchmähte er auch jetzt die Aufforderungen zur Schlacht, welche Schweden und Franzoſen auf der andern Seite des Fluſſes an ihn ergehen ließen, und hielt mit dem Hauptheere bei Möringen. Johann von Werth dagegen, dem auf Donauwörth weichenden Feinde immer der Nächſte, ſetzte an demſelben Tage bei Lechhauſen mit 1000 Reitern über den Fluß, zog in der Nacht unter den Mauern Augsburgs vorüber und gedachte in den Nachzug der Schweden einzufallen. Aber hat er gleich die Auszeichnung, als der letzte General mit kaiſerlichen Reitern das Schwert im dreißigjährigen Kriege zum Angriff auf die Schweden gezogen zu haben, ſo hätte beinahe in dem letzten Gefechte ein Schuß aus befreundeter Feſte ihm das Leben geraubt. Denn wie er am 13. October des Morgens früh bei Obernhauſen am Nachzuge der Schweden anlangte, fand er ſie zu ſeinem Empfange durch einen Ueberläufer vorbereitet, und wurde bis unter die Mauern von Rain zurückgetrieben. Die Konſtabler auf den Schanzen löſ'ten ihre Kanonen auf Kaiſerliche und Schweden, welche im Handgemenge ſich den Mauern näherten, und es traf ſich, daß eine Stückkugel den nächſten Mann neben dem General zerſchmetterte und der Druck der Luft ihm den Hut vom Kopfe warf. Seltſam wäre es geweſen, wenn ihn, den in 28 Kriegsjahren der in unzähligen Gefechten herausgeforderte Tod verſchont, jetzt bei dem letzten Zuſammentreffen mit dem Feinde eine, von befreundeter Partei geſchleuderte Kugel getödtet hätte, am Markſteine Baierns, wo er von Anfang des Krieges ſo oft der Gefahr bloßgeſtanden. Am 14. October zog Werth von Rain zum Hauptheere nach Friedeberg, und am Abend deſſelben Tages lag er mit einem ſtattlichen Gefolge, mit dem Marſchall von Rauſchenberg, dem Herzog Ulrich und den bei Dachau gefangenen jungen ſchwediſchen Herren, in Augsburg. Bei Lauingen gingen die Franzoſen in die würtembergiſchen Winterquartiere, bei Donauwörth die Schweden nach Franken und der Oberpfalz, um das mit mehr Glück auf der böhmiſchen und öſterreichiſchen Seite zu verſuchen, was auf der bairiſchen mißglückt war; Turenne begleitete noch bis Feuchtwangen den Schweden, bis die Kaiſerlichen von den Baiern ſich getrennt haben würden, weil Wrangel ſich nicht ge-

traute, allein abzuziehen. Nach der Oberpfalz, um Böhmen zu retten, ſetzte aber auch das Reichsheer auf der nächſten Straße ſich in Bewegung, und paſſirte um Ingolſtadt am 25. October die Donau. Da ereilte auf dem Wege nach Cham die Generale am 8. November die Nachricht von dem am 24. October unterzeichneten Frieden, die ſie ohne Unmuth aufnahmen, obgleich ſie von der Fortſetzung des Krieges den beſten Erfolg ſich verſprachen. — Als dagegen Turenne und Wrangel am 6. November zu Feuchtwangen dieſelbe Nachricht erhielten, wies der Schwede den erſten Eilboten mit Scheltworten von ſich, ungeſättigt an Blut und Beute; nach der Ankunft des zweiten und dritten nahm er ſeinen Generalshut, warf ihn mit Ingrimm zu Boden und trat ihn mit Füßen!

Mit dem Frieden tritt Johann von Werth im 28. Jahre ſeiner, nur durch die Gefangenſchaft in Paris und durch den Haß des Kurfürſten unterbrochenen Kriegsdienſte in die Dunkelheit des Privatlebens zurück. Wiewohl noch nicht fünfzig Jahre alt, überließ er ſich, müde des Krieges und der großen Welt, welche ihn in den letzten Jahren ſo hart geprüft, der Abgeſchiedenheit des Landlebens, und weilte viel im Kloſter Lilienfeld bei ſeinem Freunde Cornelius Strauch. Als dieſer verdienſtvolle Prälat ſchon 1650, viel zu früh für Oeſterreich und ſein Kloſter, ſtarb, brachte Johann von Werth den Reſt ſeiner Tage größtentheils auf ſeiner Herrſchaft Benatek zu, wo der reine Himmel, die üppigen Fluren und die Anmuth der Gegend, vom Rieſengebirge in Nordoſt begrenzt, den Aſtronomen Tycho de Brahe vor mehr als fünfzig Jahren faſt poetiſch begeiſtert hatten.

Johann von Werth genoß kaum vier Jahre der Ruhe, welche dem Helden wohl länger zu gönnen. In Benatek machte ſich der General nicht wenig zu ſchaffen mit dem Stadtpfarrer, einem Prieſter des Ordens der Chorherren vom rothen Herzen, de Poenitentia beatorum martyrum. Den Umgang eines gebildeten Mannes in ſeiner Einſamkeit zu genießen, hatte der General gehofft, dafür war aber der Pfarrer, ſintemalen er der deutſchen Sprache nicht mächtig, verloren. In derſelben Raſtloſigkeit, welche ihn veranlaßt hatte, zu Ellbogen dem „verwünſchten Burggrafen“ einen Meteorſtein in den Brunnen werfen zu laſſen, um den damit getriebenen Aberglauben zu beſeitigen, in derſelben Raſtloſigkeit war Werth nun beſchäftigt, die Entfernung des czechiſchen Pfarrherrn durchzuſetzen, auf daß er die ſolcher Weiſe erledigte Pfründe an ſeinen Feldkaplan Johann Chimäus vergeben könne. Ihm hierin zu willfahren, ſah ſich endlich der Cardinal-

Erzbiſchof Ernſt von Harrach 1651 veranlaßt. Dieſes ſeines letzten Triumphes hat indeſſen der Feldherr nur kurze Zeit ſich erfreut, denn er ſtarb in Folge eines hitzigen Fiebers ſchon am 16. September 1652 und wurde zu Benatek in der Schloßkirche beigeſetzt. Er hinterließ keinen Erben ſeines Namens. Lediglich in der erſten Ehe mit Gertrud von Gend zu Konen hatte er zwei Kinder geſehen. Der Sohn, Johann Anton, ſtarb noch vor dem Vater im 16. Lebensjahre; die Tochter, Lambertina Irmgard, wurde an Winand Hieronymus Raitz von Ferentz verheirathet, mußte aber die Herrſchaft Benatek ſammt dem von dem Vater dazu gekauften Gute Zdonin an ihre Stiefmutter, Suſanna Maria von Kueffſtein (Werths dritte Gattin), überlaſſen. Dieſe letztere heirathete in zweiter Ehe Franz Chriſtoph Freiherrn Hartmann von Klarſtein, und nochmals Witwe, den Grafen Ernſt Gottfried Schütz von Leiſoldsheim. Im Schloſſe zu Benatek zeigt man noch heute des Helden koloſſales Bild. — Im kaiſerlichen Dienſte iſt Werth Inhaber des 1618 von Dampierre errichteten, ſeit 1631 von St. Hilaire geführten berühmten Kuraſſierregiments geweſen, welches in der Nacht des 6. Juni 1619 bekanntlich den Kaiſer Ferdinand II. gerettet; ſolcher Führer war das Regiment mit ſeinen herrlichen Erinnerungen allerdings würdig.

In den Volksgeſängen der Franzoſen lebte Johann von Werth noch mehrere Geſchlechter fort, während ſein undankbares Vaterland jetzt kaum die Stätte kennt, wo die Gebeine des hochberühmten gewaltigen Kriegsmannes ruhen; es iſt die Gruft unter der Schloßkirche zu Benatek.

(Mit Benutzung von:
F. W. Barthold, Leben Johanns von Werth.
F. W. Barthold, Geſchichte des großen Krieges. 3 Theile.
Rheiniſcher Antiquarius. Band III.
Hormayr, hiſtoriſches Taſchenbuch. 1840.
Laroche, 30jähriger Krieg. Band 2. 3.)

Ende des erſten Bandes.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort *) VII

I. Periode.

Kurze Ueberſicht der Kriege unter den Regierungen Maximilians I. und Karls V. 1
Kaiſer Maximilian I. (mit Portrait) 5
Albert Herzog zu Sachſen 52
Rudolph der Tapfere, Fürſt zu Anhalt 54
Andreas Graf von Sonneberg (mit Portrait) 56
Eitel Friedrich Graf zu Hohenzollern 58
Carl Herzog von Bourbon 59
Georg von Freundsberg (mit Portrait) 139
Carl von Lannoy, Fürſt von Sulmona 169
Erich der Aeltere, Herzog von Braunſchweig 173
Conrad Freiherr von Boineburg 180
Niklas Graf Salm 192
Wilhelm Freiherr von Rogendorf 227
Philipp, Pfalzgraf am Rhein (mit Portrait) 233
Ulrich Freiherr von Schellenberg 236

II. Periode.

Kurze Ueberſicht der Kriege und der Kriegsverfaſſung unter Kaiſer Ferdinand I. bis Kaiſer Ferdinand III. 238
Carl Freiherr von Zierotin (mit Portrait) 260
Hanns Freiherr von Katzianer 266
Niklas Graf Zrinyi (mit Portrait) 315
Leonhard Freiherr von Wels, der Jüngere 339
Johann Baptiſt Caſtaldo Markgraf von Caſſano 366
Niklas Freiherr von Juriſitſch 405
Johann Ferenberger von Auer 411
Lazarus Schwendi Freiherr von Hohenlandsberg 414
Jakob Hannibal Graf von Hohenembs 433
Alexander Farneſe Herzog von Parma 435
Ferdinand Erzherzog von Oeſterreich, Graf von Tyrol 459
Andreas Freiherr von Auersperg 463

*) Das Portrait des Feldmarſchalls Grafen Radetzky dient als Titelbild.

	Seite
Christoph Freiherr von Teuffenbach	466
Johann von Pernstein	470
Hermann Christopher von Roßwurm	473
Adolph Graf von Schwarzenberg (mit Portrait)	538
Melchior Ritter von Redern	566
Niklas Graf Palffy von Erdöd	577
Peter Ernst Fürst von Mansfeld	583
Philipp Emanuel Herzog von Lothringen-Mercoeur	587
Carl Fürst von Mansfeld	590
Georg Graf Basta	593
Thomas Graf von Erdödy	599
Johann Graf von Draskovicz	602
Carl Bonaventura Graf von Boucquoi	605
Heinrich Duval Graf Dampierre	636
Hieronymus Caraffa Marcheſe von Montenegro	644
Rambold Graf von Collalto	648
Ambroſius Marcheſe von Spinola	650
Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim (mit Portrait)	667
Johann Tſerclas Graf von Tilly (mit Portrait)	692
Albrecht Graf von Waldſtein (mit Portrait)	730
Heinrich Graf von Holk	774
Johann Graf von Aldringen	779
Johann Christoph Freiherr von Löbel	787
Philipp Friedrich Freiherr von Breuner	790
Niklas Graf Eſterházy von Galántha	792
Ottavio Fürst von Piccolomini	797
Johann Caspar von Stadion	813
Matthias Graf Gallas von Lampo (mit Portrait)	819
Johann Freiherr von Werth (mit Portrait)	836

Die Biographieen des Feldmarſchalls Mercy, ſo wie von Peter Melander, Colloredo, Lamboy, Hatzfeld, Puchheim, Beck und Erzherzog Leopold Wilhelm, mit denen die 2. Periode ſo wie der dreißigjährige Krieg ſchließen, folgen im Beginne des nächſtens erſcheinenden 2. Bandes.

Am Schluſſe des ganzen Werkes folgt ein Verzeichniß der durch Entfernung des Herausgebers vom Druckorte entſtandenen wenigen Druckfehler.

Die Verlagshandlung.

THE BORROWER WILL BE CHARGED THE COST OF OVERDUE NOTIFICATION IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

JUN 27 1981 IDL

JUN 27 1981 IDL

JUN 22 1981

REP 5 JUN 22 1981

Aus 493.6.2
Oesterreichs helden und heerfuhrer
Widener Library 006917616
3 2044 081 674 038